
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA





Deutsches Museum.

Zeitschrift
für
Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Neunter Jahrgang.
1859.

Januar — Juni.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Inhalt.

Literatur und Kunst.

Correspondenzen.

Notizen

Anzeigen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1859.

Das **Deutsche Museum** erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zum Neuen Jahre.

Es sind erfreuliche und hoffnungsreiche Zeichen, unter denen wir das Neue Jahr diesmal antreten; wie von einem Alp befreit, athmet die öffentliche Meinung auf und blickt der Zukunft mit einer Erwartung und einem Vertrauen entgegen, deren sie sich seit langem entwöhnt hatte. Der größte protestantische Staat Deutschlands, ja des Festlandes überhaupt, derjenige Staat, an den die Geschicke des gemeinsamen deutschen Vaterlandes noch immer zumeist gebunden sind und auf den die Hoffnungen der Patrioten sich noch immer vorzugsweise richten, wo von der künftigen Größe und Einheit Deutschlands die Rede ist, Preußen, ist in ein neues Stadium seiner innern Entwickelung eingetreten. Die „kleine, aber mächtige Partei“, die seit gerade zehn Jahren den preußischen Staat zum Spielball ihrer unklaren Träumereien und selbstsüchtigen Gelüste machte und die während dieser ganzen Zeit gründlichst daran

gearbeitet hat, alles, was den preußischen Namen von altersher mit Glanz und Würde umgab und ihm die Sympathien des übrigen Deutschland erweckte, zu vernichten und in Schatten zu stellen, hat ihre Stelle in der Nähe des Thrones räumen müssen; ein einziger Wechsel der Persönlichkeiten hat genügt, zu zeigen, wie fremd diese Partei, die sich so gern als die einzige Stütze der Monarchie, die einzige Trägerin des Volksbewußtseins darstellte, dem eigentlichen Kerne der Nation jederzeit geblieben, und wie hohl und äußerlich die Macht gewesen, mit der sie so lange Zeit einen so schmählichen Misbrauch getrieben.

Wir sind weit davon entfernt, uns über die nächste Veranlassung zu täuschen, welche diesen plötzlichen Umschwung herbeigeführt hat, oder die Bedeutung dieses letztern selbst zu überschätzen. Im Gegentheil, wir erkennen aufs bereitwilligste an, daß die heilsame Veränderung, der die Verhältnisse Preußens und damit unzweifelhaft ganz Deutschlands in diesem Augenblick entgegengehen, ihren Ursprung zunächst und hauptsächlich in der persönlichen Entschließung des Mannes hat, dem die preußischen Geschicke augenblicklich übergeben sind. Und ebensowol wissen wir auch, daß politische Freiheit und Mündigkeit den Nationen niemals geschenkt wird und daß auch der wohlwollendste und großherzigste Fürst nicht im Stande ist, seinem Volke die Arbeiten und Kämpfe zu ersparen, ohne welche die Freiheit überhaupt niemals besessen wird. Auch diese neue Morgenröthe, die gegenwärtig über Preußen emporsteigt und deren belebende Strahlen schon jetzt weit über die Grenzen dieses Staates hinausfallen, wird nicht ohne Wolkenschatten bleiben; auch auf dieser Bahn des Fortschritts, auf welche Preußen, seiner hohen Bestimmung eingedenk, zurückzukehren im Begriff steht, wird es nicht an Gefahren und Hindernissen fehlen; ja es werden ohne Zweifel früher oder später Zeiten kommen, wo es den Anschein gewinnt, als ob die Bewegung sich selber untreu wird und als ob die unheimlichen Mächte, die soeben erst in den Abgrund gestürzt wurden, noch einmal die Oberhand gewinnen sollen.

Allein ebenso gewiß ist es auch, daß die öffentliche Meinung, darf sie auch den soeben erfolgten Umschwung der Dinge keineswegs sich allein zuschreiben, ja ist sie zum Theil selbst davon überrascht worden, doch immerhin einen sehr nahen und wesentlichen Antheil daran hat. Wir stehen eben alle unter dem geheimen Einfluß unserer Zeit und ihrer Bildung; auch die erlauchte Persönlichkeit, deren freier und selbständiger Entschluß diesen günstigen Umschwung herbeigeführt hat, ist dabei ohne Zweifel nicht blos ihrem persönlichen Belieben gefolgt, sondern vielmehr der Ueberzeugung, daß der gethane Schritt ein historisch nothwendiger war, ein Schritt, welchen die politische und moralische Bildung des Volks sowie die innere und äußere Wohlfahrt des Staats unerlaßlich

machten und vor dem daher alle andern Rücksichten schweigen mußten. Wenige fürstliche Persönlichkeiten unserer Zeit haben, ohne selbst auf den Gipfel der Ereignisse gestellt zu sein, nichtsdestoweniger Gelegenheit gehabt, die Schwankungen, denen die öffentliche Meinung ausgesetzt ist, so gründlich kennen zu lernen und eben deshalb das wahrhaft Werthvolle und Dauernde derselben so richtig zu erfassen als der gegenwärtige Prinz-Regent von Preußen. Und das eben erhöht unser Vertrauen in die Zukunft, in Betreff deren, was für Irrthümer und Täuschungen uns auch noch vorbehalten sein mögen, die wahrhaft gebildete, wahrhaft patriotische öffentliche Meinung schließlich doch den Sieg behalten wird. Wie viel leichter ist es nicht, ein in sich vollendetes, harmonisches Kunstwerk zu schaffen, als ein harmonisch vollendetes Staatsleben herzustellen. Und welche Anstrengungen und Kämpfe hat es dennoch gekostet, wie viele Geschlechter haben dahinwelken, wie viele reichbegabte Talente in Mismuth und Selbstzerstörung zu Grunde gehen müssen, bevor die Sonne der freien Kunst unserm Volke leuchtete. Und dem freien Staate, diesem unendlich complicirtern, unendlich größern Kunstwerk, wollten wir nicht dieselbe Zeit schenken? Unsere politischen Irrthümer und Rückschritte sollten uns mehr beunruhigen, als es einst die Irrthümer und Fehlgriffe unserer Künstler gethan haben? Nein, die Sehnsucht des Künstlers ward nicht betrogen, es hat einmal ein sonniger Tag classischer Dichtung über unserer Literatur geleuchtet — und auch die politische Hoffnung unsers Volkes wird nicht zu schanden werden, auch ihr, wie lang die Dämmerung sein, welche Wolken sich noch dazwischendrängen mögen, wird einst die Sonne der Erfüllung aufgehen!

Wie nun hat zu dieser Zeit neuer Hoffnungen, neuer Erwartungen, neuer Bestrebungen die Literatur im allgemeinen, wie die Journalistik und wie insbesondere unsere Zeitschrift sich zu stellen? — Da die letztere Frage für uns offenbar die zunächstliegende ist, so beantworten wir sie zuerst und am ausführlichsten. Unsere Zeitschrift tritt mit dem heutigen Tage ihren neunten Jahrgang an. Gegründet in einer Zeit großer politischer Abspannung und Ernüchterung, unter dem Zusammensturz unserer patriotischen Hoffnungen und Erwartungen, hat sie sich nichtsdestoweniger bemüht, den Muth und das Selbstvertrauen der Nation aufrecht zu erhalten und die Hoffnung auf eine künftige bessere Zeit in den Herzen des Volkes nicht ganz ersterben zu lassen; nie — mit einigem Stolze darf sie es sagen, zumal jetzt, wo in dem allgemeinen Rausch der Freude so viele ihre eigene Vergangenheit vergessen oder doch andere vergessen zu machen suchen — nie, auch nicht in unsern dunkelsten Tagen, hat sie mit eingestimmt in jene pessimistischen Unkenrufe, die mit kurzsichtiger Schadenfreude behaupteten, es müsse nur erst recht schlecht

werden, aber auch ganz und vollständig schlecht, damit es besser werde. Als zu eben der Zeit, da diese Zeitschrift ans Licht trat, die preußische Demokratie den unseligen Entschluß faßte, sich der Betheiligung an den Wahlen sowie überhaupt jeder politischen Thätigkeit zu enthalten, hat sie diesen Entschluß sofort mit allem Nachdruck bekämpft und auch in der Folgezeit hat sie niemals aufgehört daran zu erinnern, daß die Freiheit kein Lotteriegewinnst ist, den die blinde Göttin des Glücks dem einen zuschleudert, dem andern versagt, sondern daß sie immer nur die Frucht jahre- und jahrhundertelanger Kämpfe und Anstrengungen ist und daß überhaupt jedes Volk stets so viel Freiheit besitzt als es verdient. — Das „Deutsche Museum" ist keine politische Zeitschrift; vorzugsweise den Angelegenheiten der Kunst und der Wissenschaft gewidmet, nimmt es von den politischen Ereignissen und Zuständen nur so weit Notiz, als nöthig ist, um die Entwickelungen und Veränderungen auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft zu begreifen und sich über das Woher und Wohin derselben aufzuklären. Allein um so näher lag es uns nur, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß auch Kunst und Wissenschaft nur da wahrhaft zur Blüte gelangen und nur da ihre edelsten Früchte reifen, wo sie in dem Boden eines gesunden, selbstthätigen und reifen Volkslebens wurzeln. Keine Bildung ohne Freiheit — aber auch keine Freiheit ohne Bildung! Für uns Deutsche namentlich, die wir den idealistischen Zug, welchen die Natur uns eingeimpft und durch den wir ja schon so viel Großes und Herrliches in der Geschichte vollbracht, ja der ganzen Geschichte selbst einen neuen Aufschwung gegeben haben — für uns Deutsche namentlich ist kein näherer und gesicherterer Weg zum Vollbesitz aller jener politischen Güter eröffnet, die wir bisjetzt noch so schmerzlich vermissen, als dieser Weg der Wissenschaft und der Bildung. Gewiß hat Bildung ohne Freiheit — nämlich wenn ein solcher Widerspruch überhaupt möglich wäre — keinen Werth: aber daß auch die Freiheit ohne Bildung ihre höchst bedenklichen Schattenseiten hat, darüber kann ein Blick auf England und noch mehr auf die nordamerikanischen Zustände uns gründlichst belehren. Wir leben der Ueberzeugung und werden nicht müde sie auszusprechen, daß, gelingt es unserm Volke dereinst, die ihm gemäßen freien und selbstbestimmten Formen seines politischen Daseins aufzufinden, diese deutsche Freiheit dann um so viel größer und herrlicher, um so viel gerechter und menschlicher sein wird, als deutsche Bildung und Wissenschaft schon jetzt die Bildung und Wissenschaft aller andern Völker überragen.

Diesem Ziele, soviel an uns ist, auf dem bescheidenen Gebiete, das wir uns abgesteckt haben, und mit den bescheidenen Kräften, die uns zu Gebote stehen, unser Volk entgegenzuführen, haben wir uns während der achtjährigen Dauer dieser Zeitschrift redlich bemüht und werden

es auch fernerhin thun, nur daß die glückliche Veränderung, welche inzwischen in unserm Vaterlande eingetreten ist, unsern Muth noch erhöhen und unsere Anstrengungen noch verdoppeln wird. Wir werden nicht mehr, wie bisher so häufig, erröthen müssen, indem wir der Gegenwart ins Antlitz schauen, und das wird uns den Muth und die Kraft verleihen, die großen Ziele unserer Zukunft um so fester im Auge zu behalten. Wir werden das theoretische Gebiet, das wir uns einmal ausersehen haben, nicht verlassen: aber mit verdoppelter Sorgfalt werden wir die Fäden aufzudecken suchen, die das theoretische mit dem praktischen Gebiete, die Kunst mit dem Leben, das Ideal mit der Wirklichkeit verknüpfen. Aufmunternd und nachsichtig gegen jedes ernste und redliche Streben, streng und ablehnend gegen die Mittelmäßigkeit, unerbittlich und schonungslos gegen die geschminkte Ohnmacht, werden wir fortfahren, in den Feinden der Bildung die Feinde der Freiheit, diese in jenen zu bekämpfen. So gut meinen die Götter es mit unserm Volke und so gnädig haben sie es gefügt, daß wieder einmal ein Augenblick gekommen scheint, wo die Ideale unserer Jugend, die Hoffnungen aller einsichtigen und gebildeten Patrioten ins Leben treten wollen; es soll und wird uns das nur zur Aufmunterung dienen, desto fester zu halten an diesen Idealen und das Evangelium der Freiheit und der Menschlichkeit als das wahre Evangelium unserer Tage desto lauter und freudiger zu verkünden.

Und damit meinen wir denn zugleich die Aufgabe bezeichnet zu haben, welche der Journalistik sowie der Literatur überhaupt in diesem Augenblick gestellt ist. Wieder einmal ruft das Vaterland, wieder einmal ist es dem Schriftsteller vergönnt, von seiner einsamen Studirstube aus in die Entwickelung der Ereignisse miteinzugreifen und rathend, warnend, schlichtend an der Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse mitzuarbeiten. Es ist die alte Geschichte von den Sibyllinischen Büchern. Dreimal in wenig mehr als einem halben Menschenalter wurden dem preußischen, dem deutschen Vaterlande die Schlüssel seiner künftigen Macht und Größe in die Hand gegeben; zweimal, in den Jahren Vierzig und Achtundvierzig, wiesen wir sie zurück oder ließen in allzu großer Hast die kaum ergriffenen wieder fallen. Jetzt, wenn nicht alle Zeichen trügen, tritt die Sibylle zum dritten male an uns heran; das Vaterland, in hoffnungsreicher Spannung, horcht auf, es erwartet, daß jeder seine Pflicht thun wird — und auch die Literatur, wir sind es überzeugt, wird es nicht an sich fehlen lassen...

Die Humanität und ihre Sekten.

Rede zur Schiller-Feier zu Leipzig am 11. November 1858.

Von

Robert Giseke.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die and're hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

So sagt Faust, und nicht nur in ihm, nicht in der Brust des einzelnen, in der Geschichte unsers Geschlechts leben diese zwei Seelen.

Ja, die menschliche Seele ist eine doppelte, eine, die der Materie entstammt, und eine, die sich in freier Selbstbestimmung fühlt; eine, die vom Körper und der Außenwelt abhängt, und eine, deren Selbstbewußtsein über die irdischen Schranken hinausstrebt; eine, die ein Product der Natur ist, und eine, die als ein Ausfluß der Vernunft sich kundgibt.

Da, wo man an das Ich, seine Selbstbestimmung und seine Vernunft glaubt, wird man auch in der Geschichte an die Selbstbestimmung und Freiheit, an die Vernunft des Geschlechts und seine stete Vervollkommnung glauben. Lebe im Ganzen und für das Ganze, lebe für die Freiheit des Geistes, denn die Verwirklichung der Vernunft ist die Geschichte — das sind die Maximen des Idealisten.

Da aber, wo man in dem, was wir Geist nennen, nur natürliche Folgen sieht, da wird auch die Geschichte der Menschheit zu einem Entwickelungsgange blinder Naturnothwendigkeit, zu einer Reihe von äußerlichen Wirkungen ohne Freiheit, ohne Selbstbestimmung, ohne Vernunft, die Menschengeschichte wird zur Naturgeschichte herabsinken, und in der blinden Befriedigung des Egoismus allein die Bestimmung des Menschen liegen.

Das sind die doppelten thatsächlichen Elemente menschlichen Wesens, die idealistischen und die realistischen, die, solange Menschen leben und streben, in der Brust eines jeden leben und streben, die in der Geschichte der Menschheit die großen Hauptrichtungen bestimmten, die in den Kämpfen unsers Jahrhunderts die entscheidenden Merkmale gaben, die auseinandergehenden Parteiungen erzeugten.

Zerfällt die Wissenschaft, die Philosophie, die Betrachtung des menschlichen Wesens im allgemeinen nicht gerade heute recht schroff in ihre verschiedenen Richtungen, je nachdem, ob sie vom Geiste oder von der

Natur, von der Welt der Ideen oder der Welt der Stoffe ihren Ausgangspunkt nimmt?

Auch in der Kunst. Die Principienfrage, die hier wieder eröffnet ist und gerade in diesen Tagen auf fast allen ihren Gebieten mit neuem Eifer erörtert wird, die Frage nach dem Realismus und dem Idealismus, handelt sie sich nicht darum, ob der Mensch aufzufassen sei zunächst in seiner hohen, freien, sittlichen Vollkommenheit, zu der ihn das Bewußtsein seiner Vernunftbegabung bestimmt, oder ob er aufzufassen sei in seiner einzelnen besondern Erscheinung, wie sie bestimmt ist von den beschränkenden Verhältnissen der Wirklichkeit, die nie der Vollkommenheit entspricht? Soll die Kunst den Menschen schildern, wie er seiner sittlichen Natur nach sein sollte oder wie seine thatsächliche Existenz ihn darbietet? Soll die Kunst die Ideen oder die Thatsachen in den Vordergrund stellen? Soll sie an ihrem Stoffe, dem Leben, das hervorheben, was ihm, im Unterschiede vom menschlichen Ideal, im besondern eigenthümlich ist, oder das, was gerade vom allgemein menschlichen Wesen auch in dieser seiner Besonderheit zum Vorschein kommt?

Was anderes war der Gegenstand des Kampfes, den die Geschichte im letzten Jahrhundert vor unsern Augen durchgekämpft hat, was anderes als die Frage: ist der Mensch ein von der Vernunft beherrschtes, der Selbstbestimmung fähiges Wesen, oder ist er nothwendigerweise bedingt von seiner unvollkommenen Natur, von den Verhältnissen, die ihn erzogen, von den geschichtlichen Mächten, die ihn umgeben und die seinen persönlichen Willen zum Nichts herabdrücken? Mit andern Worten: sind die Völker freie, vernunftbegabte Persönlichkeiten, oder sind sie unfreie, nur von der Nothwendigkeit beherrschte Massen? Haben die philosophischen Menschenrechte oder die naturgeschichtlichen Zustände des Völkerlebens die vorwiegende Berechtigung? Sollen die gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen den Menschen, oder soll der Mensch die gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen beherrschen?

Das sind die beiden Lebensnerven der Weltgeschichte.

Ueberall, wohin in Gegenwart und Vergangenheit wir um uns blicken, im privaten wie im öffentlichen Leben, finden wir die eine oder die andere Seite einseitig hervortretend, die eine Richtung mit der andern im Kampfe. Gibt es keine Harmonie menschlichen Wesens, gibt es kein verwirklichtes Ideal versöhnter, echter, allseitiger Humanität?

Der heutige Tag gibt uns die Antwort darauf. Zum Geburtstage unsers Schiller sind wir hier versammelt, um deß eingedenk zu sein, daß auch in der deutschen Geschichte unsers letzten Jahrhunderts ein solches versöhntes Ideal uns offenbart ist, das Ideal, das in dem Geistesbunde Schiller's und Goethe's durch ihr gemeinsames Leben, Dichten und Denken seine erhabene Erfüllung gefunden.

Es gab eine Zeit, wo man in einer Feier Schiller's eine Polemik gegen Goethe stillschweigend eingeschlossen meinte; diese Zeit ist längst vorbei; vor funfzehn Jahren schon setzte Heinrich Laube in einer Rede bei eben der heutigen Gelegenheit ihr ein Ziel. Gestatten Sie auch mir, mit unserm Schiller heute unsern Goethe zugleich zu feiern, da der eine groß war durch den andern, die Nation beneidenswerth durch jeden und das gesammte menschliche Wesen erst vollendet durch beide.

Es gibt eine geistreiche Richtung deutscher Kritik, die das Auffassen unserer Dichter mit unbedingter Verehrung als phantastisch belächelt, statt dessen die Lücken ihres Wesens zu enthüllen, sie mit dem Maßstabe der Verkleinerung zu messen und in den Gesichtskreis der Alltäglichkeit herabzuziehen bemüht ist. Dagegen zu protestiren, unsern Heroen als Heroen unbeschränkte Bewunderung zu zollen, ist unser Ziel und das Ziel aller heute im Namen Schiller's zusammenberufener Vereine. Wir alle gehen von dem Bewußtsein aus, daß die Nationen ihre Autoritäten haben müssen, in denen die höchsten Ideen des Lebens sich versinnbildlichen, und wenn die Geschichte sie nicht selbst aufzuweisen hätte, die Geschichtschreibung, die Poesie, das Nationalbewußtsein müßten sie sich schaffen und dichten, wie das alte Griechenthum, das alte Römerthum, das Germanenthum seine Helden sich schuf. Der kühne Witz, die gewandte Charlatanerie sind im Stande, alles und jedes Ding in Frage zu stellen, ja, auf Momente jedwede Idee oder Persönlichkeit in der öffentlichen Meinung herabzusetzen oder gar sie ihr aufzudringen. In einer Zeit, die wie die heutige so reich ist an Routine der Sophistik, kommt alles darauf an, dem öffentlichen Bewußtsein der Nation die Stützen zu erhalten, die es zu stützen vermögen, das, was Großes und Ideales in ihm lebte, in monumentalen Gestalten jedwedem Auge frei, deutlich und unantastbar hinzustellen.

So heben auch wir an diesem Orte in unsern Dichtern vor allem das große Ganze ihrer Erscheinung hervor, das uns entgegenstrahlt über die Geschichte bereits eines halben Jahrhunderts hinweg in unerreichter Hoheit, in unvergleichlicher Schönheit. Wie sie der modellirende Künstler dort auf dem kleinen Platze in Weimar, weit über Lebensgröße, sicherlich Menschenalter überdauernd, in goldig glänzendem Erz verkörpert hat, Hand in Hand, der eine ruhig vor sich schauend, der andere kühn zum Himmel blickend, dieser entschlossen vorwärts schreitend, jener gemessen ihn zur Stelle fesselnd, den Lorber, den das Jahrhundert ihnen zuerkannte, neidlos unter sich theilend, so stehen sie in unser aller Gedächtniß, im Gedächtniß der Nation verkörpert da als die großen Vertreter der doppelten Natur im Menschen: Schiller, das Höchste nur erstrebend, Goethe, im Möglichen sich einfriedigend; Schiller, die Freiheit der geistigen Bewegung erkämpfend, Goethe, in der

Nothwendigkeit unserer Natur die Versöhnung findend; Schiller das Ideal verlangend, Goethe die Wirklichkeit beherrschend, und dennoch beide versöhnt, beide die gegenseitige Berechtigung nicht nur anerkennend, beide auch die gegenseitige Ergänzung aneinander vollziehend!

Wie scharf contrastirend traten die Geister der beiden Dichter gleich in ihren Erstlingsproducten auf! Goethe schilderte im „Werther" die Seele seines Helden, von den Reizen der Wirklichkeit, von der Anmuth der Natur, dem Zauber des Lebens aufs innigste umstrickt, so umstrickt, daß das Verlangen nach dem Besitze dieser Reize in ihm zur unbezähmbaren Leidenschaft wird. Die Leidenschaft im „Werther" stammt nicht aus der Freiheit und Größe der Seele, die von den Schranken der Natur und der Verhältnisse sich losringt, sondern sie stammt gerade aus dem Gebundensein an die natürliche Welt, sie ist die Leidenschaft der Unfreiheit, in der die geistige Selbstbestimmung der Macht des sinnlichen Empfindens und Wollens unterliegt. Und so poesievoll wußte der Dichter dieses Leben kleiner bürgerlicher Existenzen, dieses Unterliegen unter sinnlichen Eindrücken zu schildern, daß uns vielleicht allen noch, wenn wir das Buch heute wieder lesen, diese Unfreiheit momentan unendlich süßer und bestrickender erscheint als alle geistige Freiheit, alle charakterfeste Größe.

Wie anders Schiller's erster Held! Gegen die gesammte Wirklichkeit, gegen die ganze bestehende Welt und ihre sogenannte rechtliche Ordnung, gegen alle Bande der Natur erhebt sich hier in sittlicher Entrüstung die verkannte Seele, das freie empörte Ich, das Abrechnung halten will mit der Unfreiheit und Entartung der Verhältnisse, das kein Recht anerkennt als das Recht in sich, kein Gesetz als die schrankenlose Freiheit, keine andere Bestimmung als die Selbstbestimmung der eigenen Vernunft.

Wie im „Werther", so hat Goethe in seinen Poesien — denken Sie an „Wilhelm Meister" und vor allem an die „Wahlverwandtschaften" — die sinnliche Leidenschaft, die persönliche Leidenschaft des Mannes zum Weibe, die Leidenschaft der Unfreiheit, die Leidenschaft unserer natürlichen Existenz verherrlicht; wie im Karl Moor, so in allen seinen Poesien, hat Schiller — denken Sie vor allem an „Fiesco" und „Don Carlos" — die geistige Leidenschaft für die Gesammtheit des Geschlechts, die Leidenschaft der Freiheit, die Leidenschaft für unsere allgemeine geschichtliche Aufgabe dargestellt.

Daß aber keiner der beiden Dichter in seiner Richtung einseitig stehen blieb, daß jeder in die Region des andern hinauf- oder hinabstieg, jeder das menschliche Wesen in seiner Gesammtheit zu fassen vermochte, war der Vorzug, der die beiden uns noch heute zu den Mustern unserer Bildung macht. So sehr Goethe es liebte, das Leben in seiner

natürlichen Behaglichkeit zu verherrlichen, so sehr er es verstand, die süße Gewohnheit des Daseins mit feinster spiritueller Gourmandise zu genießen und auszukosten, so war er doch fern davon, in ihren engen Schranken allein sein Dichten und Trachten abzuschließen. Sein Götz schon war ein Held der Freiheit, sein Egmont wurde ihr Märtyrer, freilich nicht durch Berufung auf die Menschenrechte, nur auf ein factisches persönliches Recht. Der Empörer, als den Goethe den Götz schildert, ist nicht wie Karl Moor ein Schemen allgemein humanistischer Tendenzen, er ist ein Porträt mit all seiner reichen Staffage, frappant dem 16. Jahrhundert entnommen. Während Posa kaum einen Zug hat, der ihn zum Genossen seiner Zeit und seines Landes stempelt, hat Goethe im Egmont den Bau des ganzen Stücks darauf angelegt, den Helden aus der naturgeschichtlichen Existenz seines Volks hervorgehen zu lassen, als eine Natur, die dem unmittelbaren Impuls des Lebens sich hingibt, das ihn erzeugte, erzog, fesselte und beglückte, eine Natur, die zum Märtyrerthum für die Freiheit gelangte, nicht, weil sie, wie Posa, vor allem philosophirte, sondern umgekehrt, weil sie vor allem nicht reflectiren wollte!

So sehr Goethe fernerhin in all seinen Figuren es accentuirte, daß sie als Gestalten stets aus ganz bestimmten Kreisen des Lebens erschienen, nicht Menschen im allgemeinen nur, sondern Menschen eines ganz besondern Landes, Zeitraums, Standes, Menschen, in jenem glücklichen berechtigten Egoismus abgeschlossen, wie er eine, bei Goethe'scher Schilderung, so liebenswürdige Folge des erwerbenden bürgerlichen Lebens ist — trotzdem hat Goethe doch auch eine Figur geschaffen, die über den individuellen Egoismus zum Gedanken an das Allgemeine, an die Geschichte und die Gesammtheit des Geschlechts sich erhebt, eine Figur, die durch ihn und durch die wiederum unsere deutsche Ideologie weltberühmt geworden. Faust ist es, der nicht nur sein Einzeldasein leben, der des Daseins tiefsten Grund und höchsten Zweck erfassen will, der als ein Symbol lebt des menschlichen Geschlechts, dem, ach! die zwei Seelen wohnen in der Brust!

Es sind die hohen Ahnen, die Faust meint, diejenigen, die unvergeßlich unserm Geschlechte sind, weil sie Unvergeßliches für die Menschheit wirkten. Auch Faust, nachdem er über das Leben gedacht, nachdem er — für Goethe bezeichnend — auch in naturhistorischer Forschung ergründen wollte, was die Welt im Innersten zusammenhält, will er endlich wirken für die Menschheit, die That soll ihm die Versöhnung aller Conflicte des Daseins werden. Aber nicht empörend gegen das Bestehende, nicht revolutionirend nach abstracten Forderungen soll seine That geschehen, sondern den Boden der Wirklichkeit erobernd, thatsächlich erbauend und begründend, praktisch erziehend und beglückend; dem wilden Meere

dämmt Faust am Schlusse des Gedichts den gesicherten fruchtbaren Boden ab, für die Fortschritte des gewerblichen Lebens beutet er die Wissenschaft aus, Kunst und Industrie lehrt er dem Volke, Cultur und Sitte um sich verbreitend, kann er, das Bild eines freien Völkerlebens entwerfend, sein Leben beschließen mit den Worten:

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n!

So sehen Sie Goethe von seinem realistischen Boden und auf ihm zu den Anschauungen von der höchsten Aufgabe menschlichen Seins sich erheben; Sie gewahren in entgegengesetzter Richtung Schiller von diesen Ideen aus des realistischen Bodens sich bemächtigen. Nach dem „Don Carlos", der spirituellsten Abklärung seines revolutionären Pathos, folgte der „Wallenstein", dessen Anfang gleich, das „Lager", ein historisches Genrebild darbietet, ein Conterfei des Volkslebens, von so charakteristischer Grazie, daß man es nur dem Dichter des „Götz" und des „Egmont" hätte zuschreiben mögen. Wallenstein selbst aber war kein pathetischer Philosoph mehr, er war mit all seinem Wunder- und Aberglauben, seiner speciellen Feldherrngröße, seinem persönlichen Herrschertalent, eine Figur von historischer Haltung; nicht mehr die Freiheit des einzelnen, nicht mehr die Rechte der Menschheit kommen hier zur Geltung, sondern der einzelne als solcher, der die Massen beherrschte. Nicht ein Freiheitsheld war der Held, sondern ein Herrscher. In der „Jungfrau von Orleans" stellte der Dichter die patriotische Freiheitsliebe in der Begeisterung für ein angestammtes Königshaus dar, und in der „Maria Stuart" ging er in der Schilderung culturhistorischer Elemente so weit, daß man ihm Sympathien für die katholische Kirche schuld geben wollte. Der frühern Verhöhnung von Herrscherfamilien in „Fiesco" und „Kabale und Liebe" trat die Auffassung eines Regentenhauses in der „Braut von Messina" entgegen, und endlich im „Tell", kann man die Empörung eines Volks im Sinne höherer Gerechtigkeit schildern, kann man sie inniger aus der Nothwendigkeit eines gesammten Culturlebens emporwachsen lassen, als es hier geschehen? Wenn Tell's Charakter als ein passiver zu bezeichnen ist, so ist er es, weil er nicht ein Tyrannen-

mörder aus politischem Fanatismus sein sollte, sondern die Gestalt des unbefangenen Landmanns, der, erst als alles Recht ihn verläßt, als er alles Unrecht dulden soll, zur letzten Waffe, zur Selbsthülfe greift. Es sind nicht blos philosophische Menschenrechte, es ist das einfache natürliche Gefühl, die letzte Hoffnung eines angetasteten Volkslebens, es ist das historische Recht, was sich gegen die Unthaten fremder Willkürgewalt hier empört.

Wenn es für uns erhebend sein muß, zu sehen, wie die Geistesentwickelung der beiden befreundeten Dichter auf dasselbe Ziel, auf die Verschmelzung ihrer beiderseitigen Naturen hinausgekommen sei, ist es uns für diese ihre Uebereinstimmung nicht geradezu ein rührender Beleg, daß jenes Ideal, das Faust in seiner Todesstunde aufstellt, von Schiller in seinem letzten vollendeten Werke ausgeführt ward, jenes Bild des „freien Volkes auf freiem Grunde", bei dem sich bewährt der Weisheit letzter Schluß: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß!" Schiller malt uns im „Tell" dieses freie, rüstige Volksleben auf dem Höhepunkte einer politischen That, im Zustande der Volkserhebung, und er hat damit die politische That seiner Nation in der Erhebung der Befreiungskriege prophezeit; Goethe schildert das freie, emsige Volk seines „Faust" in seiner erfinderischen Gewerbthätigkeit, und er hat damit die industrielle Fortentwickelung, die Anwendung der wissenschaftlichen Erfolge für das praktische Leben prophezeit, die ja der großartig schaffende Charakter unserer Tage ist. Daß aber auch unser Schiller, vor dem wir nun einmal an seinem heutigen Festestage selbst Goethe'n nichts vorausgeben können, daß auch er, trotz seines steten Aufschwungs zum Heroismus, das kleine bürgerliche Leben mit all seinem trauten, friedlichen Glücke und seiner arbeitsam erwerbenden Rechtschaffenheit zu würdigen, zu schildern, zu verherrlichen wußte, kann es dafür ein erhebenderes und zugleich anmuthenderes Beispiel geben, als er in seinem Liede an die Glocke niedergelegt hat? Ist hier das höchste Ideal menschlicher Interessen nicht in der Thätigkeit des einfachen Handwerkers kundgegeben? Nicht unsere Tage erst haben der Poesie den Schatz erschlossen, den die gesunde Lebensinbrunst, das verständige Gefühl und die arbeitende Tüchtigkeit des Volks ihr bewahrten. Was Faust sich in den citirten Worten wünscht, das bringt des Glockengießers Rede in Erfüllung, wo er sagt:

> Heil'ge Ordnung, segensreiche
> Himmelstochter, die das Gleiche
> Frei und leicht und freudig bindet,
> Die der Städte Bau gegründet,
> — — — — — — — — —
> Die uns gewöhnt zu sanften Sitten

Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im munt'ren Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König, seine Würde
Ehret uns der Hände Fleiß.

Haben Bürgertugend und Bürgerglück hier nicht ihre höchste Weihe gefunden?

Ja, es ist das Ideal versöhnter, nach beiden Seiten vollkommener Menschlichkeit von unsern Dichterdioscuren der Nation offenbart, ein Evangelium sozusagen echter Humanität. Brauche ich seinen Inhalt Ihnen hier im einzelnen auseinanderzulegen? Brauche ich die Wahrheiten seiner heiligen Bücher Ihnen des nähern zu beweisen? Nein, die Weisheitssprüche, die Lebensvorbilder der beiden Geistesbrüder begleiten uns ja durch das Leben, der Glaube an sie ist es ja, der uns hier zusammengeführt hat! Und ich habe mir, in den engen Grenzen der Zeit, die mir gesteckt sind, nicht nur vorgenommen, Ihnen zu erzählen, daß wir diese offenbarte Wahrheit besitzen, ich muß Ihnen auch noch erzählen, daß dieser Schatz und seine volle Anerkennung uns fast wieder verloren gegangen sind, aber auch, daß seiner würdig zu werden unsere heutigen Tage hoffentlich wieder — hoffen dürfen!

Wie es mit den Evangelien der Religion gegangen ist, die der Menschheit verkündet sind, wenn sie nach ihrer Verkündigung in das wirkliche Leben treten wollten, daß sie dann in verschiedene Sekten zerfielen, die einzelne ihrer Wahrheiten erfaßten, einseitige Consequenzen, oft einseitig bis zum Fanatismus, daraus zogen — so ging es auch diesem unsern dichterischen Evangelium, daß es, im Begriff, in der Wirklichkeit erfüllt zu werden, zwischen Parteiungen in Verfall gerieth, die mit zerfetzten Bruchstücken des zerschlagenen Paniers sich gegenseitig im Namen der einigen Humanität oft auf Tod und Leben zerfleischten.

Seltsame Contraste, in denen das Leben der Menschheit sich bewegt! Aus einer Zeit der Verworrenheit und Unfreiheit, aus einer Zeit, noch durch und durch von den Ueberresten mittelalterlicher Culturzustände durchwurzelt, einer Zeit, die noch eben Hexen verbrannt und durch Folterinstrumente Recht gesprochen hat, aus einer solchen Zeit ging unsere classische Literatur hervor, die zu geistiger Freiheit gereifte Humanität!

Kaum aber hatte die Französische Revolution die tragische Entartung des einzig nach der Freiheit und Vernunft verlangenden Enthusiasmus offenbart, kaum hatte die von hier ausgehende Erschütterung

die alte, der Humanität widersprechende Welt zusammenstürzen gemacht, sodaß es schien, als würde all das historische Unrecht, auf das in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", in „Fiesco" und „Don Carlos" mit dem Finger gewiesen war, jetzt gesühnt und Posa's Bitte erfüllt werden:

Geben Sie Gedankenfreiheit —

da trat die mit dem Gesammtnamen der Restauration bezeichnete Periode ein, die gegenüber den Elementen der Bewegung und des Fortschritts allein die der Beharrlichkeit und Reaction vertrat.

Unsere großen Dichter hatten jene beiden Seelen nur in der Kunst versöhnt, jetzt aber, mit der Napoleonischen Fremdherrschaft, brach über diese ästhetische Versöhnung die Wirklichkeit mit aller nur denkbaren Schwere herein. Die Gegenwart, das Vaterland forderten die gewaltsamsten Anstrengungen und, anstatt in freien Idealen sich ergehen zu können, verlangte jetzt die bloße politische Existenz der Nation die Daransetzung des ganzen Lebens. Welch jähem unwiderstehlichen Umschlag fiel da die gesammte öffentliche Bildung anheim! Welch ein Abfall von den Reden Fichte's zu der bigoten und stabilen Geschichtsanschauung der Schlegel und Haller! Nicht mehr der Mensch in seiner geistig freien Zurechnungsfähigkeit, sondern der Mensch als abhängig von mythischen und mysteriösen, natürlichen und unnatürlichen Einflüssen war das Idol der romantischen Poesie und Wissenschaft.

Erst das Jahr 1830 brachte einen neuen, nicht minder jähen Umschlag, das Ende der Restauration, den Anfang der politischen Reformbewegung. Dieselben frei menschlichen Principien, die in der classischen Literatur ihre versöhnte, ästhetische Gestaltung gefunden, sie forderten für sich jetzt unumschränkte praktische Anerkennung und wollten gewaltsam Abrechnung halten mit dem wirklichen Leben und seiner historisch entstandenen Erscheinung. Der Idealismus war nicht mehr poetische Verklärung, nicht mehr ästhetische Flucht vor der Wirklichkeit, sondern die Sucht, sie zu erobern, das fanatische Verlangen, die reale Welt unbedingt zu unterwerfen den freigeistigen Principien.

Was Millionen wollen, war der Glaube dieses Idealismus, muß Wirklichkeit werden. Aber — wir haben es gelernt — Millionen wollen nicht dasselbe. Millionen haben keinen Willen, denn sie haben Millionen Willen!

Wir alle kennen den Ausgang des Kampfes. Das historische Recht hat gesiegt. Die Naturgeschichte der Nationen hat die philosophischen Consequenzen, der thatsächliche Organismus der Staaten hat die Sehnsucht nach humanistischen Phantomen überwunden.

Hatte man von der einen Seite soeben erst Schiller's Ideale einseitig erfaßt und verfolgt, so wurden sie jetzt von der andern Seite nicht

minder einseitig erfaßt und — auch verfolgt. Die Bildung der Nation, die in ihren Classikern fußte, die gesammte Wissenschaft sollte umkehren. Aus den Schulen wollte man Schiller verbannen, sein Cultus sollte als Angriff auf die gute Ordnung verpönt werden; erst vor wenigen Wochen erhob sich eine, freilich nur komisch erklingende Stimme, die das Standbild Lessing's aus der Oeffentlichkeit verwiesen wissen wollte, während eine andere gar die den großen Vorbildern nachstrebende Literatur als „Samen des Satans" kennzeichnete. Wenn in diesen Landen hier seiner Zeit das königliche Wort berühmt wurde: „Vertrauen erweckt Vertrauen", so gab im Gegensatze dazu jüngst eine den deutschen Geschicken nahe stehende Richtung ihren Principien einen Ausdruck in den Worten: „Sicher ist nur der Staat, der durch Gewalt regiert wird. Vertrauen erweckt Uebermuth. Nur Furcht zeugt Gehorsam."

Und doch, meine verehrten Zuhörer, wenn nicht bei den Idealen Posa's, auch nicht bei denen Alba's und Don Philipp's habe ich diesen Ueberblick zu schließen nöthig. Schauen Sie um sich in der Gegenwart, die uns heute umgibt! Sehen wir nicht mannichfache Zeugnisse, daß der Glaube an das versöhnte Ideal noch einen weiten Boden hat? Ist die Ausbreitung der Schiller-Vereine, ist die Feier des heutigen Festes, die uns hier zusammenführte, der von Jahr zu Jahr neue Ortschaften im Vaterlande nacheifern, ist sie nicht ein mächtiges Zeugniß dafür?

Ja, es war nicht bedeutungslos, daß unsere Tage gerade das weimarer Standbild setzten. Die Statuen, die man den beiden Heroen bisher gesetzt hatte, waren dem einen oder dem andern geweiht, gemeinschaftlich sind sie erst im vergangenen Jahre verherrlicht worden, ein Zeugniß des Gedankens, daß die verschiedenen menschlichen Naturen in ihrer hohen musterhaften Freundschaft eine neue Versöhnung in unsern Tagen, in unserm Volksleben finden wollen.

Fürsten und Völker, alle Stände, alle Parteien, alle Gauen des Vaterlandes hatten sich zur Errichtung und zur Weihe dieses zwiefachen rocher de bronce vereinigt. Möge diese Vereinigung uns eine Bürgschaft sein, daß nicht mehr einzelne Richtungen gegen die Einheit deutscher Bildung ankämpfen, daß alle und alle in der einigen und ewigen Humanität die gemeinsame Wahrheit unantastbar anerkennen wollen.

Und wenn in den letzten Jahren eine realistische Richtung die Nation lehrte, im Möglichen sich einfriedigen, in die Schranken der Nothwendigkeit sich fügen', die Wirklichkeit gesetzlich ordnen — möge die Zukunft es uns geben — und die heutigen Tage gerade bieten schon die gewisse Verheißung —: daß auf dem gesicherten Boden neue thätige Vaterlandsliebe sich regen wird, daß auch die hohen geistigen Interessen wieder begeisterter Pflege sich freuen und die alten Ideale Schiller's neue Nacheiferung erwecken werden!

In einem Jahre feiern wir Schiller's hundertjährigen Geburtstag — möge sein verklärter Geist mit Versöhnung und Stolz auf unser Deutschland alsdann herniederschauen!

Zur Kunstgeschichte.

Von

Ernst Förster.

„Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde. Von J. Overbeck" (Leipzig, Hinrichs).

Wenn Winckelmann klagt, daß selbst gelehrte Männer seiner Zeit ägyptische und etrurische, griechische und römische, ja selbst antike und moderne Sculpturen nicht voneinander zu unterscheiden vermöchten, so werden unsere Kunstforscher wenigstens bei einem großen Theile der Gebildeten dieselbe Erfahrung machen können. Und doch sieht man ein Kunstwerk erst recht, hat also auch von der Betrachtung desselben erst dann den rechten Gewinn, wenn man sich über seine Eigenthümlichkeiten, mithin über seine Verschiedenheit von andern Rechenschaft geben kann; nicht gerechnet, daß alle Kunst erst durch ihre Geschichte ins hellste Licht gesetzt wird. Es würde deshalb ein jedes Unternehmen mit Freude zu begrüßen sein, dessen ausgesprochener Zweck wäre, das Verständniß der Werke der Kunst zu fördern, wenn nicht mancherlei Erfahrungen der letzten Jahre darauf hinwiesen, daß damit ein arger Misbrauch getrieben und Belehrung nicht selten von Leuten angeboten wird, welche zur Abwechselung auch einmal über Kunst und Alterthum schreiben wollen. Um so willkommener müssen wir eine Arbeit heißen, der das Gepräge eines ernsten Studiums und gründlicher Kenntniß an der Stirn steht: die „Geschichte der griechischen Plastik von J. Overbeck". Was vielseitige Anschauung, scharfe Beobachtungsgabe in Verbindung mit ausgebreiteter philologischer Gelehrsamkeit und mit einsichtiger Benutzung der vorangegangenen Arbeiten von F. Thiersch, O. Müller, Welcker, Curtius, Brunn, O. Jahn u. s. w. nach dem jetzigen Standpunkt der Kunstkenntniß auf allgemein verständliche Weise zur rechten Würdigung altgriechischer Plastik bieten können, das ist in diesem Werke dargeboten, das außerdem den Vorzug hat, das erklärende Wort in allen Fällen von Wichtigkeit mit einer beigefügten Abbildung zu begleiten.

Was nun den Standpunkt betrifft, von dem aus der Verfasser in die Geschichte blickt, so erweckt das Bild der Juno Ludovisi an der Stirnseite seines Buchs sogleich ein günstiges Vorurtheil. Allein wie betroffen war ich, als ich in der ersten Zeile, die ich beim willkürlichen

Aufschlagen des ersten Hefts sah, den Satz las: „Das Grundprincip der griechischen Kunst liegt im Naturalismus“. Ist irgendeine Thatsache in der Kunstgeschichte über allen Zweifel erhaben, so ist es die, daß die Seele der griechischen Plastik der Idealismus ist; und wie will der Verfasser von jenem „Grundprincip“ aus zur Juno Ludovisi gelangen? Ohne alle Umwege: denn er gebraucht den Ausdruck „Naturalismus“ für Organismus und bezeichnet das, was man sonst unter Naturalismus versteht, mit dem Worte „Realismus“. Ich glaube, der Geschichtschreiber thut sich Schaden, wenn er — was der Aesthetiker ohne weiteres darf — neue Begriffsbestimmungen aufstellt, zumal wenn er, wie hier geschieht, die Erklärung erst später und gelegentlich gibt. Es mag eine Vertauschung von Realismus und Naturalismus sich vertheidigen lassen: in der Kunstgeschichte aber gelten die Naturalisten für diejenigen, die mit entschiedenem Widerspruch gegen alles Ideale in der strictesten Nachahmung der Natur die Aufgabe der Kunst erblicken, während die Idealisten weit entfernt sind, ihren Gestalten Lebensfähigkeit, vollkommene Körperhaftigkeit und somit Wirklichkeit vorenthalten zu wollen. Wer wird die Madonnen Rafael's naturalistisch nennen und wer ihnen wirkliches Leben absprechen?

Weiterhin sehen wir den Verfasser immer in Waffen, Gegner aufsuchend, Schläge austheilend, Pfeile entsendend. Nirgends ist die Polemik unfruchtbarer und überflüssiger als in der Geschichtschreibung, nirgends bricht die Wahrheit sich leichter Bahn als hier. Thatsachen widerlegen oder bestätigen die Meinung. Solange aber diese nicht feststehen, solange noch Meinung gegen Meinung spricht, hat eine jede das Recht des Worts. Bekanntlich setzt man die Anfänge der griechischen Plastik fast allgemein mit der ältern ägyptischen in Verbindung; man will ihre Spuren durch die alten Tempelstatuen bis zu den Aegineten herab verfolgen. Dem tritt Overbeck mit Entschiedenheit, Schärfe und Bitterkeit entgegen, indem er vornehmlich darauf fußt, daß die ägyptische Kunst von einem „architektonischen Grundprincip“ ausgehe (S. 23), d. h. „daß ihre Statuen mit dem Rücken an Pilastern haften“, während die griechische Kunst von allem Anfang an „freistehende Rundbilder“ geschaffen habe. Auch spricht er der ägyptischen Kunst allen Individualismus, subjectiven wie objectiven ab, sodaß ihre Werke der individuellen Züge entbehren und diese keine Frage nach ihren Urhebern anregen. Dem widerspricht, was er zum Theil selbst zugesteht, daß es auch den ältesten griechischen Werken an individueller Durchbildung fehlt und daß — wovon er keine Notiz nimmt — es altägyptische Bildnisse gibt (wie die Glyptothek von München eins hat), die die Natur bis in sehr kleine Züge wiedergeben, Wandbilder, gemalte und sculptirte, mit treffenden Lebensschilderungen nicht gerechnet. Dagegen ist es richtig, daß die

ägyptische Kunst nie zu freier Entwickelung kommt, und daß es uns deshalb — gerade wie später bei der byzantinischen und wol auch aus gleichen Ursachen — vollkommen gleichgültig läßt, wer der Urheber des einen oder andern Werks gewesen. Aber aus der byzantinischen Kunst hat sich doch, wenn auch im Gegensatz gegen sie, die italienische Kunst des Mittelalters herausgearbeitet! Noch weniger Halt hat die erste vom Verfasser genommene Stellung gegen das „architektonische Princip" der ägyptischen Kunst. Denn indem er sich dafür entscheidet, die griechische Kunst in Verbindung mit der assyrischen zu setzen, die ja ebenfalls jenem „architektonischen Grundprincip" unterworfen ist, gibt er ganz freiwillig dieses sein Hauptfort gegen die „Aegyptophilen" oder „Aegyptomanen" auf. Ja, er übersieht dabei, daß eine Kunst, welche wie die assyrische den Menschen ins Thier ausgehen läßt, dem griechischen Idealismus ferner stehen muß als jene, welche dem Thierkopf einen menschlichen Körper ansetzt und damit nur in starken, jeder Mäßigung und Veredelung fähigen Zügen bestimmte geistige Eigenschaften und Leidenschaften bezeichnet.

Dem sei indeß wie ihm wolle: die griechische Plastik steht in der Geschichte der Menschheit so einzig und unvergleichlich da, zeigt in ihrer Entfaltung einen solchen Reichthum eigenthümlicher und edelster Kräfte, daß es ziemlich gleichgültig ist, von woher die ersten Anregungen gekommen; genug, daß das geistige Element in ihr weder ägyptisch noch assyrisch, sondern durch und durch hellenisch ist. Die Entwickelung dieses Elements führt uns der Verfasser nach bestimmten, von der allgemeinen Geschichte Griechenlands abhängigen Zeitabschnitten vor, und zwar theils nach den Nachrichten, welche alte Schriftsteller uns davon geben, theils nach den noch vorhandenen Denkmalen. Danach hat er eine „älteste Zeit", in welche die sagenhafte Kunst der Cyklopen, Daktylen und des Dädalos nebst dem Löwenthor von Mykene fällt, und wohin er auch die Homerischen Schilderungen von Kunstwerken rechnet, ohne freilich nach meiner Ansicht der alles Erlebte weit überfliegenden und verklärenden Phantasie des Dichters gehörige Rechnung zu tragen. Das zweite Buch umfaßt die „alte Zeit" mit den technischen Erfindungen der Thorreliefs, der Löthung des Eisens, des Erzgusses, der Marmorsculptur, dann den ältesten Werken dieser Zeit, den Metopen von Selinunt, dem Apollo von Tenea ꝛc. und endlich das Auftreten selbständiger Schulen zu Argos, Sikyon, Aegina, Athen, Korinth und Theben ꝛc. nebst den erhaltenen Werken ihrer Künstler, darunter natürlich die Aegineten die Hauptstelle einnehmen. Sehr passend fügt der Verfasser hier jene Werke an, welche in späterer Zeit im alterthümlichen Stil gearbeitet worden, und bezeichnet mit großer Schärfe des Urtheils die Merkmale der Nachahmung gegenüber von frühern An-

gaben, durch welche sie als ursprünglich alt bezeichnet waren. Nach Betrachtung der „letzten Vorstufen der vollendeten Kunst", wohin neben Pythagoras von Rhegium selbst Myron gerechnet wird, welcher ungefähr um 470 v. Chr. gearbeitet, geht der Verfasser im dritten Buch zur „Zeit der ersten großen Kunstblüte" über. Hier gibt er in wenigen aber bedeutungsvollen Zügen den Werken des Phidias und seiner Schule den Hintergrund der politischen Geschichte wie der ausgedehnten Bauunternehmungen des Kimon und Perikles. Treffend faßt er den Phidias als „Götterbildner" auf und erkennt „den Schwerpunkt seines Schaffens in der Darstellung göttlicher Würde, Größe und Majestät, in der vollkommensten Offenbarung der Idealität". In großer Vollständigkeit werden die Nachrichten über seine Werke und deren technische und künstlerische Beschaffenheit, über Nachbildungen, welche die Beschreibungen ergänzen können, sowie über die Arbeiten der Schule aufgeführt. Da die letztern theilweis zu den erhaltenen Monumenten gehören, so unterliegen sie einer ausführlichen, auch von ästhetischen Erörterungen über die Gesetze der architektonischen Ornamentsculptur begleiteten Besprechung unter Beifügung von zahlreichen Abbildungen. Daran reiht sich alsdann Polyklet mit seiner Schule zu Argos, dessen „Streben nach vollkommener Formschönheit in Verbindung mit der höchsten Vollendung im Reintechnischen", in dem Goldelfenbeinwerk der Here sich kund gab. Nach diesen werden die übrigen gleichzeitigen Künstler und ihre zum Theil noch im Original oder in Nachbildungen auf uns gekommenen Werke eingehender Betrachtung unterworfen, sodaß wir die größte und herrlichste Zeit griechischer Kunst in einem wohlausgeführten Bilde vor uns haben.

Das vierte Buch umfaßt „die zweite Blütezeit der Kunst" während und infolge des Peloponnesischen Krieges, welcher Macht, Ansehen und Reichthum Athens brach und der Nationalstimmung überhaupt eine gegen die vorige Zeit niedriger gehende Richtung gab, ohne indeß die geistige Schöpferkraft des Volks schon gebrochen zu haben. Dieser Periode gehört vor allen Skopas an, und ihm wird der Apollo Musagetes (im Vatican), der ruhende Mars mit dem Amor (in der Villa Ludovisi) zugeschrieben; ferner Praxiteles, dessen zahlreiche und ausgedehnte Werke vollständig namentlich aufgezählt, einige, von denen Nachbildungen vorhanden, wie die knidische Venus, Eros, Apollo Sauroktonos, der ruhende Faun ꝛc., in Abbildungen mitgetheilt werden. Die Niobidengruppe bleibt unentschieden zwischen beiden stehen; nur wird der münchener „Ilioneus" ihr abgesprochen. Nach einem Blick auf sonstige attische Künstler und Kunstwerke der Zeit (290 vor Chr.) geht der Verfasser auf Lysippus und die Schule von Sikyon über. Er betrachtet dessen Werke gruppenweis: Götterbilder, Heroenbilder, Bild-

nisse (vor allen diejenigen Alexander's), Genrebilder und Thiere. Wenn Skopas und Praxiteles vornehmlich in Marmor gearbeitet, so war Lysippus ausschließlich Erzgießer. Entschiedener aber tritt er zu jenen und der attischen Schule überhaupt, welcher Idealität und Seelenleben das Endziel war, durch die vollendete Darstellung des physischen Lebens, namentlich des männlichen, in Gegensatz und „charaktervoller Individualismus und Naturalismus" werden sein Hauptverdienst. An dieser Stelle kommt der Verfasser auf die sogenannten Xanthian Marbles des Britischen Museums zu sprechen und hebt mit vollem Recht (gegen Fellows und Falkener) den Unterschied der (echt griechischen) Nereidenstatuen und der (xanthischen) Schlachtenreliefs heraus und widerspricht der Verwendung beider für ein und dasselbe Denkmal. Mit großer Klarheit umschreibt der Verfasser die Züge, welche die ältere attische Kunst (des Phidias) vor der jüngern (des Praxiteles) kennzeichnen und ebenso jene der ältern und jüngern peloponnesischen Schule, mit steter Hinweisung auf die politischen und sonstigen culturhistorischen Erscheinungen. Der Einfluß Alexander's erscheint ihm mehr die Kunst hemmend als fördernd. „Es ist das Wesen des Königthums" (sagt er II, S. 115), „daß es strebt die Kräfte des Staats in sich zusammenzufassen, um sie von sich ausgehend wirksam zu machen; das Königthum will alle geistigen Potenzen des Volks sich dienstbar wissen und fördert sie nur dann, wenn sie sich von ihm die Bahnen bestimmen lassen. Gleicherweise macht das Königthum auch die Kunst dienstbar; es fördert sie, wo sie zu seiner Verherrlichung beiträgt, es läßt sie unbeachtet und unbeschützt, wo die Kunst sich selbst ihre Aufgaben auserlesen will."

Auf diese zwei Perioden der Blütezeit griechischer Kunst folgen im fünften Buch die Perioden der Nachblüte, welche nach dem Tode Alexander's beginnen und mit der Unterwerfung Griechenlands unter römische Herrschaft enden. Waren Unmittelbarkeit und Genialität der Grundcharakter aller literarischen Production Griechenlands von Homer bis auf die attische Beredsamkeit gewesen: so bezeichnen Mittelbarkeit und Mangel an Genialität, die einzelne Talente nicht ersetzen können, diese Periode. Zugleich mit dem griechischen Volksthum, seiner politischen Größe, seinem religiösen Glauben mußte auch die Kunst auf eine niedere Stufe der Production treten. Das hindert indeß nicht, daß ihre Leistungen, die Werke der Schulen von Rhodos und Pergamos, uns noch immer zu dauernder Bewunderung anregen. Zu diesen letztern gehören vor allen die Scenen aus dem Kriege des Königs Attalos von Pergamos gegen die Gallier, namentlich der sterbende Fechter des Capitols und die berühmte Galliergruppe in der Villa Ludovisi, bisher gewöhnlich Arria und Pätus geheißen; zu den erstern die Gruppe des farne-

sischen Stiers und Laokoon. Letztern betreffend, erklärt der Verfasser in langer Auseinandersetzung sich gegen die Annahme, daß er erst zur Zeit des Titus gefertigt sei, zugleich aber auch gegen seine Bedeutung als eines hochtragischen Kunstwerks. Wie es in Griechenland mit der politischen Selbständigkeit ein Ende hatte, verkümmert auch die Kunst. Dennoch sind noch immer ungewöhnliche künstlerische Kräfte vorhanden; sie wenden sich dahin, wohin die Raublust der Eroberer die Werke der Vorzeit entführt.

Im sechsten Buche schildert der Verfasser das Nachleben der griechischen Kunst unter römischer Herrschaft, zunächst die römischen Kunstraubzüge, durch welche in Rom der Kunstsinn geweckt und der Boden für eine neue Kunstthätigkeit bereitet wurde. So oft man auch von diesen Plünderungen gelesen, immer von neuem muß man staunen, wenn uns erzählt wird, T. Qu. Flaminius verwandte drei Tage auf seinen Triumpheinzug in Rom, wobei am ersten nur Marmor- und Erzstatuen, am zweiten nur Vasen und Reliefs in die Stadt gebracht wurden. Und wie viele Triumphzüge folgten diesem ersten! Führte doch Nero allein aus Delphi 500 eherne Götterbilder und Ehrenstatuen weg! Bei alledem wußte man noch zu sondern und hielt sich vornehmlich an die Werke der zweiten Periode (des Skopas und Praxiteles). Dies bestimmte zugleich die Richtung der Kunstthätigkeit, die in Rom, und zwar durch eingewanderte griechische Künstler begann. Overbeck unterscheidet in dieser griechisch-römischen Kunst zwei Perioden: die erste, die mit den letzten Jahren der Republik und den ersten der Kaiserzeit zusammenfällt; die zweite von da bis auf Hadrian. In der ersten Periode stellen sich drei Schulen nebeneinander. In der neuattischen hält man sich vorzugsweise noch an idealen Stoff, aber an solchen, der längst mit Vollkommenheit behandelt worden; man ging dabei nicht von neuer Naturanschauung aus, sondern von den vorhandenen Kunstwerken, die man mit Abänderungen nachbildete oder auch ohne Umstände copirte. Eigener Erfindungsgeist war wenig vorhanden. In diese Abtheilungen fällt die Mehrzahl der früher am meisten bewunderten Antiken: die mediceische Venus, „ein Zeugniß für die Entartung der Kunst, aber zugleich ein Werk von Schönheit und Liebreiz des Kopfes und Körpers wie kein zweites"; dann der sogenannte Germanicus des Kleomenes Sohn, „ein römischer Redner als Mercurius, von realistisch-individueller Wahrheit"; der Torso des Belvedere, „eine Nachbildung des Herakles epitrapezios des Lysippos"; der farnesische Hercules, ebenfalls nach Lysippos, aber „voll Schwulst und Uebertreibungen"; Minerva von Antiochos, in der Villa Ludovisi, und mehrere andere.

Eine zweite Schule bildet die kleinasiatische Kunst in Rom und in Griechenland. Sie schließt sich im wesentlichen an die Schulen von

Rhodos und Pergamos an. Zu ihren Hauptwerken zählt der Verfasser den borghesischen Fechter des Agasias, dem „kühle Verstandesthätigkeit und Berechnung“ vorgeworfen wird; die Apotheose des Homer von Archelaos im Britischen Museum, eine sehr scharf getadelte Composition und — was wol am meisten überrascht — die Venus von Milo, in der er ebenfalls nur ein auf Wirkung berechnetes Werk sieht. Es wird wenige Leser, wenigstens unter den Künstlern geben, welche dieser Kritik beistimmen, die den hohen Werth der Formen, den großartigen breiten Stil bei dieser Statue ganz aus den Augen verloren hat und sich an das unerklärte Motiv der Gewandanordnung festhält. Solange wir aber über die Ergänzung der Arme dieser Venus, mithin über die ganze Darstellung, die wahrscheinlich einer Gruppe angehört, im Dunkel sind, können wir über die Anordnung im einzelnen kein Urtheil in Anspruch nehmen, wenigstens kein verwerfendes fällen.

Die dritte Gruppe bildet Pasiteles und seine Schule. Dahin gehört vor allen die Gruppe des Bildhauers Menelaos von Mutter und Sohn in der Villa Ludovisi; der die Löwin bändigende Amor des Arkesilaos, der Koloß des Zenodoros u. s. w., ein Abschnitt, welchen der Verfasser nicht mit der Liebe bearbeitet zu haben scheint wie frühere Perioden, obwol mit Unrecht, wie ich später darzuthun versuchen werde. — Auffallend ist, daß wir in keiner dieser drei Gruppen dem Apoll von Belvedere begegnen; noch auffallender, daß er überhaupt von dem Verfasser mit Stillschweigen übergangen wird. Wie läßt dieses Räthsel sich lösen?

Die nun folgende Periode bis auf Hadrian mit der mannichfachen Vergötterung des Antinous fertigt der Verfasser etwas kurz ab; kürzer noch die Werke der eigentlich römischen Kunst und die Zeit des Verfalls bis auf Septimius Severus. Man begreift, daß es einem Autor, der sich mit Verständniß und Liebe in die classischen Zeiten griechischer Sculptur versenkt hat, schwer fallen muß, auszuhalten auf den spärlich bebauten Feldern der römischen Kunst; allein wer in Rom war und das Naturwüchsige dieser nationalen Kunstschöpfungen in ihrer Umgebung, und ihre Bedeutung im Zusammenhang mit der alten und im Gegensatz mit der neuen Zeit empfunden, bei dem steht der Wunsch unbezweifelt fest, daß ihnen von Seite der Wissenschaft mehr als eine flüchtige Theilnahme gewidmet sein möge. Dies führt mich zu der Bemerkung, die mich ununterbrochen beim Lesen des Buchs begleitet hat: wie schade, daß der Verfasser Florenz, Rom und Neapel nicht gesehen, ehe er sein Werk veröffentlichte! Selbstschau hätte ihn jedenfalls der immerhin lästigen und störenden Verlegenheit überhoben, in fremden Zungen zu reden, hätte ihn mit seiner gesunden und scharfen Auffassungsweise in den Stand gesetzt, in eigenthümlicher Weise sein Urtheil abzugeben, anstatt bald Welcker oder Jahn, bald Braun oder einem andern

das Wort zu geben. Aber ich bin auch überzeugt, daß Selbstschau bei manchem bedeutenden Werk ihm eine durchaus andere Auffassung und Beurtheilung eingegeben haben würde. Ich beschränke mich, dies zu belegen, nur auf ein paar Beispiele.

Overbeck kennt die Galliergruppe aus der Villa Ludovisi nur aus Zeichnungen und urtheilt danach, daß der Krieger aus Verzweiflung an Widerstand oder Rettung sich und seiner Gattin den Tod gibt; denn ihm, der an keine Unsterblichkeit glaube wie der Grieche, sei das Leben der Güter höchstes. Abgesehen von dem unerklärlichen Widerspruch in dieser Ansicht — denn wem das Leben das höchste Gut ist, der bringt sich nicht um, und soviel Jenseits als die Griechen mit ihrem Schattenreich hatten die Gallier gleichfalls — ist es angesichts der Gruppe unmöglich, die Begeisterung zu verkennen, mit welcher der von Feinden umringte nordische Held für seine Gattin und sich der unvermeidlichen Sklaverei den Tod von eigener Hand vorzieht. Nicht tödten sollt ihr mich und sie, scheint er zu rufen, und nicht lebendig in eure Gewalt bekommen! In Freiheit sterben ist das höchste Leben!

Verweilen wir in der Villa Ludovisi! Auch noch vor einem Werke der Kunst würde hier der Verfasser Abbitte thun, und Brunn's Urtheil, daß man daran „das Studirte und Reflectirte, das Arrangirte, künstlich reich Geordnete" wahrnehme, feierlich zurücknehmen. Schwerlich auch würde er vor demselben, der Gruppe einer Frau und eines Jünglings, der Erklärung Jahn's ferner beistimmen, die auf die ruhige, milde Haltung der Mutter, auf die Stellung des Sohnes gar keine Rücksicht nimmt. Wie könnte Merope, die eben noch in Gefahr war, in irrigem Wahn ihren Sohn umbringen zu lassen, nun, wo er sich zu erkennen geben soll, so ruhig vertraulich zu ihm sprechen? Was Winckelmann, Welcker, Jahn und andere unbegreiflicherweise übersehen, ist die Stellung des Sohnes, welche die Erklärung fast unwidersprechlich an die Hand gibt. So oft ich Gelegenheit hatte, mit andern, namentlich mit Künstlern die Gruppe zu betrachten, so stimmten alle mit mir überein, daß die Stellung des Jünglings nicht die eines Kommenden, sondern eines Gehenden ist. Und damit haben wir den Abschied Telemach's von seiner Mutter, als er geht, den Vater aufzusuchen, so klar vor uns, daß es Eigensinn scheint, eine andere Deutung aufzustellen. Die trauliche Ansprache, das Gleiten der Hand über den zum Lebewohl ausgestreckten Arm des Sohnes, die tröstlich ermuthigende Lage der rechten Hand auf seiner Schulter, und selbst das kurz geschorene Haar, als Zeichen der Trauer um den verschollenen Gemahl, weisen mit Bestimmtheit auf Penelope hin, während die halbe Abwendung des Unterkörpers beim Jüngling deutlich anzeigt, daß er sich zum Fortgehen anschickt. Und wie herrlich ist das Werk! Welche Tiefe der Empfindung! Welche Schön-

heit des Ausdrucks! Welcher Adel in Form und Stil! — Muß ich nun auch in einigen Fällen der Art dem Verfasser entgegentreten, so glaube ich doch — und darauf möchte ich mit besonderm Nachdruck hinweisen — daß es ihm gelungen ist, das größere Publikum zum Studium der griechischen Plastik anzureizen, die Werke die in den Museen chaotisch und sinnverwirrend durcheinander stehen, nach innerm und äußerm Zusammenhang und ihren Unterschieden zu ordnen, auf ihre Eigenthümlichkeiten, Schönheiten und Bedeutung hinzuführen und damit das Vermögen des Sehens, Empfindens und Erkennens, aller Kunst gegenüber, zu klären und zu stärken. Der Vortrag ist fließend, allgemein verständlich und frei von dem neuerdings in geschichtlichen Arbeiten so häufig wiederkehrenden Fehler der Stilvernachlässigung. Die Holzschnitte sind je nach den verschiedenen zu Grunde gelegten Zeichnungen und nach dem Größenmaß von verschiedenem Werth. Fast ohne Ausnahme genügend, zum Theil sehr exact und schön sind die kleinen in den Text gedruckten Bilder; die größern Platten aber, wie z. B. Laokoon, der sterbende, der borghesische Fechter ꝛc. reichen nicht aus, von der Schönheit, Reinheit und Vollendung der Formen der Originale auch nur annähernd eine Vorstellung zu geben.

Und hiermit sei das Buch dem Publikum, dem trefflichen Verfasser aber eine Reise nach Italien ans Herz gelegt!

Thomas Carlyle's „Friedrich der Große".

Von

Ferdinand Lotheißen.

Von allen Zweigen der englischen neuern Literatur ist die Geschichtschreibung in Deutschland bei weitem am verbreitetsten. Selbst die Romane der Engländer können sich lange nicht mit dem Glück und der Beliebtheit messen, welche die englischen Geschichtswerke bei uns erlangt haben. Der Grund dazu liegt allerdings mit in dem regen Interesse und der wachsenden Theilnahme an geschichtlichen Forschungen; doch ist er noch weit mehr in der Achtung zu suchen, mit der man bei uns den praktischen scharfen Blick des Engländers anerkennt, sowie in der Sympathie, die man seinen heimischen Staatseinrichtungen entgegenbringt. Nur das Land des freien Wortes und der ungehinderten politischen Thätigkeit und Selbständigkeit des einzelnen bietet alle Bedingungen zu einer glücklichen Entfaltung vollendeter Geschichtschreibung. Ein Mann, der ein bewegtes politisches Leben in der eigenen Heimat kennt und

jahrelang aus nächster Nähe beobachtet hat, ja der vielleicht selbst als thätiges Mitglied in dem wogenden Parteigewühl seine Erfahrungen sammeln konnte, der wird die Zustände und Verhältnisse anderer Länder, anderer Völker wahrscheinlich leichter, praktischer und nüchterner beurtheilen.

Gibbon bekannte offen, daß ihm seine mehrjährige politische Thätigkeit erst den richtigen Blick für seine Römergeschichte gegeben habe; Macaulay war lange Zeit Mitglied des Parlaments und der indischen Regierung; der neueste Geschichtschreiber Griechenlands, Grote, nicht minder.

Solche Begünstigungen, solche Vortheile werden nirgends höher geschätzt als in Deutschland, gerade weil hier jedes eigentliche öffentliche Leben noch fehlt. Ja man geht bei uns offenbar zu weit und überschätzt sie. Es fehlt nicht viel, und ein jeder Engländer gilt uns für einen geborenen Politiker oder Geschichtschreiber. Wie sehr dieses Urtheil übertrieben ist, wie flach und einseitig gerade jene praktischen Männer sind, liegt auf der Hand. Selbst Macaulay können wir nicht ausnehmen, dessen Ruhm man bei uns viel zu sehr gepriesen, dessen Werth man viel zu hoch angeschlagen hat.

Wer einmal vom Getreibe der Parteien erfaßt worden ist, kann sich nur mit der größten Mühe von seinem einseitigen Parteistandpunkt befreien, wenn er einmal andere Verhältnisse beurtheilen soll. Der kühne Staatsmann, der auf ein fernes Ziel zusteuert, muß anders urtheilen als der ruhige Geschichtschreiber, der, die Bewegungen der Vergangenheit zusammenfassend, über den Parteien steht. Staatsmännischer Blick ist für den Geschichtschreiber nothwendig, aber Parteileidenschaft ist der Tod jeder wahrheitgetreuen Erzählung. Weder Macaulay noch Grote haben sich von letzterm Fehler frei zu halten gewußt. In der englischen Geschichte des erstern sieht der Whig überall unverhüllt heraus und färbt mehr oder weniger alle Urtheile; der letztere geht in seiner Vorliebe für die Demokratie, zu welcher Partei er im Parlament zählte, so weit, daß er die Ochlokratie Athens als den Gipfelpunkt griechischen Lebens darstellt. Zu leicht überträgt man die Ansichten der Gegenwart, in der man ringt, in vergangene Perioden, die durch ganz andere Kämpfe bewegt wurden, und geräth dadurch in eine Oberflächlichkeit des Urtheils, die um so unangenehmer wird, je schärfer sie doch ihre einseitige Meinung geltend machen will.

Gerade eine solche Flachheit der Ansichten, eine solche Oede des Urtheils überrascht bei den meisten, ja den hervorragendern der neuern englischen Historiker. Nichtsdestoweniger werden sie vom ersten Erscheinen an in Deutschland ausposaunt und angepriesen, ohne daß man ihre Hauptfehler bemerken will.

Nun ist in diesen Wochen ein neues englisches Geschichtswerk erschienen, daß uns schon deshalb näher angeht, weil es einen deutschen Stoff behandelt. Thomas Carlyle hat den Beginn eines weitläufigen, eingehenden Werkes über Friedrich den Großen veröffentlicht, und kaum ist dies geschehen, so beginnt das alte Spiel von neuem. Uebersetzungen und anpreisende Beurtheilungen erfüllen die Blätter, als sei nun endlich Friedrich's Historiker erstanden, als verdankten wir wiederum einem Fremden dies endliche, festgültige Urtheil über den großen König. Eine ruhige, verständige Kritik muß aber dagegen energisch protestiren. Man kann bei aller Anerkennung, die man dem Verfasser zollt, doch den richtigen Maßstab gebrauchen, und bei der Würdigung des Buches der blinden Bewunderung eine Grenze setzen. Bei der Besprechung des Carlyle'schen Werkes, welche wir in den folgenden Zeilen versuchen, können wir uns nicht enthalten, auch noch Macaulay's mit einigen Worten zu gedenken, der in seinem Essay über Friedrich den Großen das dunkle Gegenstück zu Carlyle's Sonnenbild geliefert hat.

Die Vergleichung der beiden Werke ist höchst interessant, insofern sie uns einigen Aufschluß gibt über die zerfahrene Art heutiger englischer Geschichtschreibung. Man hat an Macaulay schon oft getadelt, daß er der künstlerischen Gestaltung und Gruppirung wegen oft seine Farben nach Laune mische und, um des Effectes willen, je nach Belieben bald dunkel, bald hell auftrage. So hat er allerdings erlangt, was er erstrebte: seine Werke sind leicht und sauber geschrieben, elegant und spannend wie ein Roman. Daher ihre außerordentliche Verbreitung. Aber dieser Popularität wurde ferner auch jedes tiefere Eingehen der Idee, jede höhere Auffassung geopfert. Wie außerordentlich platt ist z. B. gleich im Beginn der Einleitung in seiner „Englischen Geschichte" die Ansicht von der Nützlichkeit der Kirchengewalt in früherer Zeit! Die fest im Charakter jener Zeit gegründete Nothwendigkeit, das Großartige jener innern Glaubensfreudigkeit ist spurlos übergangen. Bei der Geschichte Karl's I. braucht Macaulay dunkle Farben, um das Schauerliche des Bildes, die Größe der Gefahr recht lebhaft vor die Sinne zu bringen. Deshalb erzählt er, zu jener Zeit seien die innern politischen Verhältnisse Englands denen des von Ludwig XIV. gefesselten Frankreich bis auf den einzigen Umstand gleich gewesen, daß in England kein stehendes Heer geduldet worden sei. Nur dadurch sei seine Freiheit gerettet worden. Das aber ist nur sehr bedingt wahr. Allerdings war England auf dem besten Wege zum Absolutismus; aber daß es eben nur auf dem Wege dazu geblieben ist, verdankt es dem Sinn und Charakter seines Volks und wahrlich nicht blos dem Umstand, daß Karl einige Regimenter weniger hatte. Gerade das hätte Macaulay wissen müssen, —

weiß es auch an andern Stellen, nur daß es an dieser Stelle ihm nicht paßt.

Solcher Beispiele könnten wir viele anführen, am auffallendsten war uns aber die Bewunderung, die man im Publikum seiner Zeichnung Cromwell's zollte. Das ist kein Cromwell wie er lebte, und trotz des Macaulay'schen Malertalents keine Figur, deren düstere Erscheinung innere Stürme und Kämpfe ahnen läßt, das ist ein Cromwell, der dem Leser kein Kopfweh verursacht und der sich am Nipptisch prächtig lesen läßt. Nach Macaulay willigt Cromwell in die Hinrichtung des Königs nur um seinen Soldaten zu gefallen. Die Politik schon, meint er, hätte es ihm verboten, weil er voraussehen mußte, daß Karl durch seinen Tod zum Märtyrer würde. Als ob eine lange Haft nicht eben dasselbe bewirkt hätte, zumal da noch zu seinen Lebzeiten aller Orten — wie Macaulay selbst erzählt — Aufstände gegen Cromwell ausbrachen, da sich das Parlament selbst mit dem König verständigen wollte, da die Schotten ihre Waffen erhoben. Alle diese Bewegungen schlug Cromwell mit blutiger Strenge nieder, und er sollte sich gefürchtet haben, das schwerste Exempel statuiren zu lassen; er sollte sich scheuen, die letzte Ursache dieser Empörungen, den letzten Hemmstein seiner eignen Größe aus dem Weg zu schaffen? In Zeiten solcher politischer Umwälzungen läßt sich die rollende Lawine nicht halten, und insofern handelte Cromwell allerdings auch unter dem Druck der Nothwendigkeit. Indessen, er war ein Fanatiker, und dabei von so scharfem Geist, daß er vom Beginn des düstern Weges an sein Ziel fest im Auge hielt und es erreichte. Ein solcher Charakter bebt nicht vor den Folgen zurück.

Doch genug. Die Ansicht, die wir hier vertreten, bricht sich ja schon immer mehr Bahn. Wesentlich hat zu dieser Berichtigung des Urtheils jener Versuch Macaulay's über Friedrich den Großen geführt, der, obwol schon seit ungefähr sechzehn Jahren geschrieben, doch erst in letzter Zeit in Deutschland bekannt wurde.

Kein Geschichtswerk gibt es vielleicht, das ungeschichtlicher ist, keins, das mit größerer Gereiztheit dem besprochenen Gegenstand entgegentritt. Wir finden ein ganz verschrobenes Bild, zusammengesetzt aus Linien und Farben, die alle etwas Wahres haben, aber absichtlich aus falschem Gesichtspunkt aufgefaßt sind.

Ganz das Gegentheil erscheint Thomas Carlyle. Mit der größten Begeisterung und Pietät tritt er an seinen Gegenstand heran. Wo Macaulay kurzweg nach wenigen Anekdoten urtheilt, hat Carlyle mühsam und eifrig die Quellen studirt. Was das für einen Fremden heißen will, sich in dem Wust deutscher Reichsverhältnisse des vorigen Jahrhunderts zurechtzufinden, vermag nur der zu würdigen, der durch die endlose Literatur über Friedrich den Großen selbst einmal einen

Weg sich zu bahnen versucht hat. Nirgends vielleicht ist die Unordnung und Unkritik größer als auf diesem Gebiet.

Indessen hat Carlyle, wie bekannt, den eigenthümlichen Cultus der Heroenverehrung, der für die Geschichtschreibung nichts weniger als ersprießlich ist. Wer einzelne Wenige als Halbgötter bewundert, ist nur zu geneigt, alle Uebrigen nur als Halbmenschen gelten zu lassen, und der richtige Maßstab geht verloren.

Seiner Lust nach Helden Genüge zu leisten, beschränkt sich aber Carlyle im vorliegenden Werke nicht auf Friedrich II. Denn bis zu dessen eigentlicher Größe ist er noch gar nicht gelangt. In Ermangelung dessen begnügt er sich also einstweilen mit seinem Vater. Derselbe Mann, den Macaulay reif für das Narrenhaus erklärt und als einen Tyrannen der boshaftesten Art darstellt, wird von Carlyle zu einem verhüllten Genie gestempelt, das sich nur öfters etwas unliebenswürdig zeigte. Diese auseinander gehenden Urtheile geben einen der besten Beweise von unserer obenbesprochenen Ansicht über die englische Geschichtschreibung, welche nur zu blenden strebt. Der richtige Weg zwischen beiden Extremen war gerade hier nicht schwer. Friedrich Wilhelm war ein einsichtiger, verständiger, nüchterner Verwalter, voll Eifer für Recht und Pflicht, aber hitzig, ungeduldig und, mehr als selbst der Geist seiner Zeit erlaubte, roh und wild. Sein Charakter ist trotz vieler Widersprüche einfach und leicht zu durchschauen, denn alles ist in großen Zügen geschrieben. Bei alledem trifft Carlyle das Bild Friedrich Wilhelm's in vielem recht gut, es ist jedenfalls viel klarer und sicherer als bei Macaulay, für den der preußische König eine völlig incommensurable Größe ist.

Wollen wir den Werth des Carlyle'schen Buchs bestimmen, so können wir ihn für Deutschland fast gleich Null, für England aber recht hoch ansetzen. Daß in England trotz der einstigen Begeisterung für Friedrich dennoch eine große Unkenntniß aller jene Verhältnisse herrscht, zeigt sich am deutlichsten dadurch, daß eben Macaulay noch solche Invectiven gegen ihn schleudern durfte, ohne zurecht gewiesen zu werden. Auch gesteht Carlyle ein, daß seine Landsleute wenig von der Geschichte jener denkwürdigen Zeit verstehen. Insofern erwirbt sich auch dieses Werk wie so manches seiner andern das Verdienst der Vermittelung zwischen Deutschland und England. Carlyle ist einer der eifrigsten Vertreter deutscher Richtung jenseit des Kanals, und seine Arbeiten haben in dieser Hinsicht die schönsten Früchte getragen. Leider hat er dabei, trotz seiner Kenntniß unserer Besten, sich den Stil unserer Unklarsten, besonders Jean Paul's Schreibweise zum Muster genommen. Diese Verschrobenheit und Dunkelheit mag dem unbefangenen Engländer oft sonderbar genug vorkommen, wenn er die Klarheit und Einfachheit anderer englischer Schriftsteller damit vergleicht, und er mag dann auf Rechnung der deutschen

Nation im allgemeinen schreiben, was nur misverstandene Nachahmung eines einzelnen ist.

Doch hindert diese Schwäche uns nicht, laut und freudig Carlyle's Verdienst um die Verbreitung und Würdigung deutscher Literatur in England anzuerkennen. Nur weiter dürfen wir nicht gehen. Neues bietet sein Werk über Friedrich für einen deutschen Leser, der sich nur irgendwie genauer mit jener Zeit bekannt gemacht hat, gar nicht, und wird es auch in der Fortsetzung nicht bieten, wie man schon aus dem Beginn ziemlich sicher schließen kann. Nicht einmal hat es, wie das „Leben Goethe's" von Lewes', das Verdienst einer eleganten übersichtlichen Zusammenstellung. Es fehlt uns in Deutschland noch an einem wirklich guten Buche über Friedrich: denn alle bisher erschienenen sind nichts weiter als fleißige Zusammenstellungen, Untersuchungen und Vorarbeiten, während für die Kritik des einzelnen wie für das Urtheil im allgemeinen und für ein lebendiges Bild des Ganzen noch unendlich viel zu thun bleibt.

Mit großem Fleiß hat Carlyle alle bekannten Quellen studirt, aber auch er kann nichts anderes, als die bekannten Geschichten, nur in etwas anderer Form, wieder auftischen. Die Geschichte Friedrich's ist in einen unendlichen Wust von Notizen, Anekdoten und Märchen verpackt und Carlyle selbst beklagt sich darüber oft auf das bitterste. Wir geben ihm hierin vollkommen recht, aber dennoch macht sein ganzes Gebahren den unangenehmen Eindruck der Anmaßung und Ueberhebung, wenn er fast auf jeder Seite über Dryasdust — wie er jene pedantischen Kleinkrämer mit einem Gattungsnamen nennt — spottet und es dabei doch nicht im mindesten besser macht als seine Vorgänger.

Gerade in England ist die Lust am Anekdotenkram und dem Zusammenhäufen todter Notizen sehr in Flor; die dickleibigen unbehülflichen Memoirensammlungen mit ihrer Unkritik und ihrem Klatsch sind dort in ihrer wahren Heimat. Trotz des Spottes aber, den Carlyle über die armen deutschen Geschichtschreiber Friedrich's ergießt, benutzt er sie auf das ausführlichste und ahmt sogar ganz die von ihm so bitter getadelte Manier des Hrn. Dryasdust nach. Ja diese unbewußte Selbstironie geht so weit, daß eine solche Sturmflut von Hohn und Tadel gewöhnlich nur die Einleitung zu einem ähnlichen vermoderten Anekdötchen bildet.

Ueberhaupt zeigt sich der stolze Insulaner überall, er blickt überall durch, und die Menschen und Verhältnisse werden alle, — mit Ausnahme des Helden selbst — eher komisch als ernst aufgefaßt. Denn der große Sinn für historische Auffassung geht Carlyle trotz seiner Geschichtswerke ab; er ermangelt eines jeden Berufs zum Historiker. Dazu gehört mehr als Fleiß und Witz, mehr als Federgewandtheit.

Carlyle hat trotz oder auch wegen seines eifrigen Eingehens in die Details der bunten Staatenmenge des heiligen römischen Reichs den Blick für die Bedeutung und den Geist jener Zeit verloren. Seine Auffassung ist oft wahrhaft kindlich. So behandelt das Kapitel vom Dreißigjährigen Kriege diese großartigen Kämpfe ungefähr, wie ein Schulbuch für die untern Volksschulen sie darstellen würde. Kaiser Ferdinand ist der Popanz, der die bösen Kinder schreckt. Daß in den religiösen Streit sich auch noch ein ebenso heftiges politisches Ringen mischte, daß die Kaisermacht hier den letzten Versuch eines Aufschwungs machte und daß diese politischen Rücksichten mit beitrugen, die protestantischen Fürsten getrennt zu halten, das scheint Carlyle unbekannt. Nach ihm ist nur England der einzige Sitz und Schutz des Protestantismus.

Diese nüchterne, gewöhnliche Auffassung zeigt sich auch im Stil. Carlyle ist durch die Unklarheit und Verworrenheit seines Stils bekannt oder — seinen zahlreichen englischen Anbetern zufolge — berühmt genug. Mag man darüber denken wie man will, für ein ernstes historisches Werk passen Freiheiten, wie er sich hier genommen, nimmermehr. Anders liest sich eine komische Skizze in einem Feuilleton, anders Geschichte. Was für die Minute unterhalten mag, ekelt an, wenn man ein ganzes Buch in solcher Art lesen soll. Nirgends findet sich eine Zeichnung in großen Zügen; alles ist musivisch gearbeitet; Aquarellbildchen, die oft recht glücklich und poetisch sind, nur nicht der Anforderung entsprechen, die wir bei einer Geschichte Friedrich's des Großen zu stellen berechtigt sind.

Daher kommt es denn auch, daß trotz mancher gelungenen Zeichnung, mancher treffenden wahren Skizze uns kein wirkliches Bild jener Zeit gezeigt wird. Von der geistig aufgeregten und zersetzenden Richtung des vorigen Jahrhunderts, die sich schon genugsam in den dreißiger Jahren andeutete und die besonders aus Frankreich her einen so bedeutenden Einfluß auf Friedrich ausübte, ist nichts gesagt. Des jungen Kronprinzen Skepticismus und Irreligiosität, aber auch sein ängstliches Ringen nach Erkenntniß ist nur in den gewöhnlichsten Anekdoten wiedergegeben und sonst kaum berührt, obwol beide so wesentlich zum Bilde des großen Königs gehören. Ueberhaupt ist alles übergangen oder nur obenhin erwähnt, was irgendwie ein übles Licht auf den Helden werfen könnte. Darum schweigt Carlyle von Friedrich's Sinnlichkeit und seinen Ausschweifungen in Rheinsberg fast ganz und hebt dafür den Philosophen um so mehr hervor. Kurz, das ganze Werk läuft auf einen Panegyrikus hinaus, wie wir sie schon zur Genüge haben, während es besser wäre, wenn uns endlich eine wahrhafte Geschichte Friedrich's und seiner Zeit geboten würde, die ganz gewiß im allgemeinen von dem König ein edleres Bild geben würde als solche einseitig kleinlichen Sammelwerke.

Erinnerungen an Johanna Kinkel.

Mitgetheilt

von

Arnold Schloenbach.

Das tragische Schicksal, welches Johanna Kinkel so plötzlich und so gewaltsam aus der Mitte der Ihren entrückt hat, wird nicht verfehlen, ebenso sehr die Herzen edeldenkender und rechtschaffener Gegner zu versöhnen, als es andererseits auch die kaum verstummten Anklagen des Hasses und des Unverstandes, unter denen die Dahingegangene lange Jahre hindurch soviel zu leiden hatte, wieder wachrufen und der Bosheit wie der Kurzsichtigkeit neue Waffen in die Hände geben wird. Unter diesen Umständen dünkt es uns die Pflicht eines jeden, der dieser ausgezeichneten Frau einst näher stand und Gelegenheit hatte, sie in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, diese Erinnerungen nicht einsam bei sich zu vergraben, sondern sie vielmehr der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit das Urtheil derselben sich daran aufkläre und berichtige. Ein vollständiges, nach allen Seiten hin erschöpfendes Bild der Verewigten zu geben, ist die Zeit allerdings noch nicht gekommen; die tiefe Erschütterung, die ein so furchtbares Schicksal nothwendig in jeder fühlenden Brust hervorruft, schuldige Rücksicht gegen noch Lebende, Furcht, die kaum vernarbten Wunden wieder aufzureißen — diese und mancherlei andere innere und äußere Gründe machen es zur Zeit noch unmöglich, ein vollständiges Lebensbild dieser Frau zu geben, die, wie man auch über ihre politischen Ansichten und Bestrebungen sowie über den Einfluß urtheilen möge, welchen sie auf ihre Umgebung ausgeübt, doch jedenfalls zu den begabtesten und vorzüglichsten ihres Geschlechts gehörte. Eine seltene Vereinigung geistiger und sittlicher Eigenschaften machte Johanna Kinkel zu einer ebenso merkwürdigen wie anziehenden Erscheinung; die geistvollste und strebsamste Künstlernatur, war sie zugleich der wahrhaftigste, edelmüthigste und gerechteste Charakter, die treueste, aufopferndste Freundin, die sorgsamste und liebevollste Mutter, die zarteste, innigste, seelenvollste Geliebte. Was sie ihrem Gatten gewesen, und welchen Muth, welche Klugheit, welche Ausdauer sie bewiesen hat, als es sich um sein Leben und seine Befreiung handelte, das weiß die Welt und selbst ihre leidenschaftlichsten und erbittertsten Widersacher haben es mit Bewunderung anerkennen müssen. Aber auch im Innern ihres Hauses war sie das Muster einer fleißigen, thätigen, echt deutschen Frau; für alles sorgte sie, alles übersah sie, und doch hörte man bei ihr nie jenes Knarren der Räder, das auch die äußerlich bestgeregelte Wirthschaftsmaschine mitunter für dritte Personen so lästig machen kann. Allerdings

waltete auch in Johanna Kinkel jener Dämon, den nach Goethe's bekanntem Ausspruch jede bedeutende Natur in der Tiefe ihres Wesens in sich trägt; eine gewaltige, Alles mit sich fortreißende Leidenschaft durchzuckte zuweilen in düstern Flammen den Grund ihrer Seele, eine unbeugsame Consequenz machte sie nicht selten streng und unnahbar zum Erschrecken, während eine unerbittliche, vor nichts zurückschreckende Wahrheitsliebe sie häufig herb und rücksichtslos erscheinen ließ. Allein der Grundton ihres Wesens war und blieb doch immer die reinste Güte und Humanität; unter diesem unscheinbaren Aeußern lebte ein Geist voll Milde und Grazie, und es war rührend zu sehen, wie diese gewaltige, von Dämonen getriebene Natur dabei doch oft so kindlich und unbefangen, so heiter spielend und muthwillig sein konnte.

Doch wie gesagt, diese und andere Züge ihres Wesens vollständig darzulegen und zu einem Gesammtbild zu vereinigen, muß einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. Für den Augenblick muß es genügen, nur einzelne Beiträge zu einem künftigen Gesammtbild zu liefern und kleine hier und da ausgestreute Erinnerungen festzuhalten, bevor der Sturm der Zeit sie völlig entführt. Bereits sind verschiedene Stimmen dieser Art laut geworden; die „Allgemeine Zeitung" sowie die „Kölnische Zeitung" brachten theils aus England, theils aus den verschiedenen Gegenden des Rhein, in denen Johanna Kinkel in früherer Zeit lebte, Erinnerungen an die Verewigte, die einem künftigen Biographen von größtem Interesse sein werden, während gleichzeitig Fanny Lewald in dem Feuilleton der berliner „National-Zeitung" eine Reihe von Briefen und sonstigen Aeußerungen mittheilte, die auf das Bild der vielverkannten Frau zum Theil ein ganz neues Licht werfen.

Diesen Vorgängern wollen die nachstehenden Blätter, wenn auch in den bescheidensten Grenzen, sich anschließen. Dieselben stammen aus einer für Johanna Kinkel und ihren Gatten überaus wichtigen und entscheidenden Zeit, nämlich aus den Jahren 1840—43, also aus der Zeit des Widerspruchs und der Kämpfe, welche Gottfried Kinkel und seine nachherige Gemahlin wegen des frühern Verlöbnisses des erstern zuerst in sich selbst, sodann aber, nachdem dies Verlöbniß aufgelöst war, mit der Gesellschaft zu bestehen hatten. Der erste, der innerliche Kampf war ebenso tief und schmerzlich, als der zweite, der Kampf mit der Welt, grausam und fast zerstörend war; es liegen hier Fäden verborgen, die zur Zeit noch nicht ans Licht gezogen werden dürfen, die aber nicht wenig beigetragen haben zu jenem unseligen Netz, in welches Kinkel und seine Gattin sich einige Jahre später verstrickten. Dem Verfasser dieser Zeilen war es damals vergönnt, Johanna Kinkel persönlich nahe zu stehen; er war Zeuge jener Kämpfe und Verwickelungen, häufig ein

blos anschauender, von Mitleid bewegter, zuweilen aber auch ein mithandelnder Zeuge...

Auf diese Kämpfe und Leiden beziehen sich auch die nachfolgenden Mittheilungen aus den Briefen der Verewigten; einer weitern Erklärung werden sie nach dem soeben Geäußerten nicht mehr bedürfen. Von den poetischen Mittheilungen sind die drei ersten aus den Gesammtbriefen des durch die Schurz'sche Biographie Kinkel's hinlänglich bekannten „Maikäfervereins" entnommen, dessen Vorstand Johanna Kinkel war. Das unter Nr. IV. mitgetheilte größere Gedicht schrieb sie auf dem Dampfschiff zwischen Bonn und Köln, natürlich für Kinkel und zwar in unmittelbarster Erinnerung an die Predigten, welche er damals hielt. Mögen denn diese Mittheilungen, Blüten einer seltenen Frauenseele, jetzt niederfallen als Blüten der Erinnerung und des Mitgefühls auf ihr fernes einsames Grab; wer ihren Duft zu ahnen und zu empfinden weiß, der wird auch eine Ahnung bekommen von der Fülle des Lebens und der Tiefe des Herzens, dem sie entsprossen und das nun auf so furchtbare Weise für ewig zum Stillstand gebracht ist....

Vom 2. Februar 1841. „Sie mahnen mich wieder an den Schmerz des Mädchens. Daß ich bewußt (oder wollend) nichts gethan habe um dem Schicksal vorzugreifen, wissen Sie. Auch jetzt, mitten im Glücke, leide ich viel große Schmerzen, vielleicht größere als daß ich Mitleid dafür fände, denn ich habe keine Schar Freundinnen, die mich alle verstehen. Jede Demüthigung, die die Welt meinem hohen Freunde zu bieten wagt, ist ein Stich in mein Herz. Jeder trübe Zug auf seiner Wange kostet mich heiße Thränen. Die Sorge um seine Zukunft erstickt (so oft sie auftaucht) meinen Scherz, schneidet mir oft ein harmloses Lachen mitten durch, und ich frage mich innerlich erschreckt: «welch ein Kind bist du, daß du einen Augenblick vergessen kannst, daß du mit in dieser Tragödie stehst?» Was sind doch Schicksale, Zusammensturz mächtiger Verhältnisse, der Tod von Menschen, die ohne zu denken in der Welt gelebt haben, Verlust von Besitz oder Vaterland, im Vergleich zu dem was ich das höchste Tragische nennen möchte: eine große Männerseele, gepreßt von den Massen einer gemeinen Außenwelt, und ihrer Lebensluft beraubt. Wenn er sich durchkämpft, so ist er wie ein größerer Held, als alle die je ein Ungeheuer von Fleisch und Bein besiegt haben. Oft erscheint er mir, wie einer von jenen Belagerten auf der Festung, denen die Feinde Nahrung und Zufuhr abgeschnitten. Seines gütigen sanften Herzens Nahrung ist ja nur Liebe und zu den Herzen derer, die seine Schüler und Anhänger sein könnten, haben die Feinde alle Pässe besetzt. Nun meinen sie, er sollte aushungern und sein Gemüth auch so dürr werden als ihres.

Aber auf so einer Festung gibt es holdige Frauen, die den eigenen Kindern oft des Lebens Milch weigern, um den müden Krieger damit zu tränken, der die Bollwerke vertheidigt. Ach alle meine alten Lieblingskinder lasse ich verschmachten: selbst die Musik behandle ich wie ein Stiefkind. Mir ist als wäre ich für nichts weiter mehr auf der Welt, als ihm die Falten von der Stirne wegzuscheuchen. Es gelingt mir so schlecht. Ich bin nicht von den spielenden Wesen, die den Kummer nur in seinen Aeußerungen begreifen, und darum so leichter wegschmeicheln. Er gräbt sich wie ein genauer Abdruck eines Bildes in mein eigenes Herz.“ —

„Zum erstenmal bin ich auf der Eisenbahn gefahren. Ich hätte nie geglaubt, daß in diesem Vergnügen etwas so geistig Beglückendes von Genuß liegt. Besonders als Musikerin empfand ich endlich einmal das Behagen eines Tempos, was mir rasch genug war für meinen Puls.“

Vom 3. Februar 1842. „K. ist überarbeitet, matt und müde, aber gütig und geduldig wie immer. Ich selbst bin sehr unzufrieden mit mir. Ich kann manche böse Empfindungen nicht von mir fern halten, und begreife das gar nicht, wie man mit dem Verstande etwas als durchaus unwürdig anerkennen kann, und sich doch eingestehen muß, daß das Gefühl sich dahinein verirrt. Ich werde ganz irre an dem Satz: Gott ließ des Menschen Willen frei. Freilich, eine That wird man kaum im Stande sein zu begehen, die man im Unrecht weiß. Aber das ist mir nicht genug. Man sollte auch Haß, Aerger und dergleichen Abscheuliches in sich vertilgen können. Ich sage mir innerlich jedesmal vor, daß es keine Ursachen gibt, die einen dahin bringen dürften, die innerste Klarheit zu trüben. Ich weiß auch, daß von allem Bösen die Ursache im eigenen Gemüth liegt, und daß man nicht einmal berechtigt ist sich über Verleumdung oder Schmähung zu erzürnen, sondern daß das probate Mittel gegen den Schmerz des äußern Bösen allein ist, selber gut zu bleiben. Nur ärgere ich mich aber immer über mich selber, weil ich nicht gut genug bin. Was soll man mit sich anfangen? Solange man sich gehen läßt in seiner Verkehrtheit, so ist man noch wenigstens liebenswürdig durch den Trotz, der dabei ist. Aber nun denken Sie sich den Zustand, zu wissen was verkehrt ist, dagegen zu kämpfen, und doch in der Verkehrtheit seine Seele wie im Kerker gefangen zu wissen, und nicht herauszukönnen. Ich komme mir vor wie ein armes Vögelchen im Netz, das sich einschnürt, indem es mit den Flügeln schlägt. — Doch sind Sie denn mein Beichtvater, daß ich Ihnen das Alles vorerzähle? Sie sehen, ich komme nicht aus meiner reumüthigen Stimmung heraus, und bin so tief zerknirscht, daß ich gar keinen Flug nehmen kann. — Sehen Sie es nur, Sie mein Mitsünder! (— zuweilen —) was die Leute der vornehmen Welt doch vor einem Ungeheueres

voraushaben. Die haben keine verdrießlichen Launen; die können freundliche Gesichter machen, wenn ihnen das Herz wie ein Nadelkissen zerstochen ist; die reden den Freunden gegenüber nicht von ihren eigenen peinlichen Zuständen; die wissen stets Heiteres, Witziges, Schmeichelhaftes zu sagen. Aber wir Naturkinder geben uns in jedem Augenblick wie wir eben sind. Und wir sind nicht wie wir sein sollen. — Den Horaz habe ich aus, und zum zweiten mal angefangen mit vielem Genuß durchzustudiren.“ —

Vom 2. Juli 1841. „Wir leben in freudiger Kühnheit, und vertrauen die Zukunft dem Schutze des Himmels. Unsere Liebe blüht in immer neuen Gesängen frisch und helle fertig auf. Die Stunden des Beisammenseins sind nektarsprudelnder Wein. Die Tage der Trennung werden zum Lehren und Lernen benutzt (dem Brot, womit sich der Geist gründlich nährt). Die Verleumdung und Verfolgung der Außenwelt verleiht uns unschätzbare Würze für dramatische Arbeiten, wo wir Haß und Zorn schildern müssen; dort verbrauchen wir alle verdrießlichen Stimmungen. Ferner gibt die Dummheit unerschöpflichen Stoff her für höhnische Parabasen.“ —

„Ein Dichter, der meist in strengster Einsamkeit des Verstandes lebt (ich meine unter gemüthlichen aber nicht verstehenden Menschen) bewahrt mächtiger als andere einen über- und überflutenden Born des Gefühls und des Enthusiasmus. Damit gewinnt er vorzugsweise die weiblichen Naturen. Die Mehrzahl der Männer ist schwer zu packen; die mögen mancherlei aussetzen. Ich habe mehr Freude am voll-Anerkennen des Schönen.“ —

Vom 13. Januar 1842. „Ich scheue mich wie ein Mädchen, das zum ersten male liebt, Kinkel's Namen vor andern auszusprechen. Ich werde seine Predigten ohne ein Wort weiterer Erklärung den entfernten Bekannten als Geschenk einsenden. Sie werden es aus Neugier lesen, um den Mann daraus kennen zu lernen, der mir die Seele umgewandelt. Wer weiß, ob nicht seine gewaltige Rede auch dort ein hartes Herz furcht, und ein Körnlein christlichen Samens darin zurückbleibt. Gerade diejenigen, die das Christenthum zeitlebens verschmähten ohne es zu kennen, oder weil dessen Bekenner (die nicht im Geist und der Wahrheit, sondern) in der Dummheit und Pharisäerei — es ihnen verleidet — für solche ist K. da; er hat das Wort, welches trifft, weil es anmuthvoll die Wahrheit umleuchtet und nie die schwache Menschennatur an der Klippe des Lächerlichen scheitern läßt. (Das Letztere ist der Jammer, mit dem die meisten Prediger die Weltkinder scheuchen.)“

Vom 13. Januar 1842. „Ich wünsche Ihnen, daß Sie nicht so vielfach abgestoßen und betrogen werden mögen, wie es mir geschah. Sollten Sie aber dazu doch ausersehen sein, wie die meisten Heißlieben-

den, so möge es Ihnen nicht so lange schaden wie mir. Die Täuschung hat mir viele unschätzbare Jahre verbittert; ich bin schroff und mistrauisch geworden, und erst jetzt, wo ich von dem Princip ausgehe mir selber die Schuld beizumessen, sehe ich die Möglichkeit, wieder mit der Welt in Frieden mich zu versöhnen. Noch oft geschieht's mir indessen, daß ich wie ehemals aufflackere und was Menschenliebe sein sollte zur ausschließenden persönlichen Liebe werden will, dann folgt auch gleich wieder die Ironie des Schicksals, und zeigt mir einen Feind, wo ich einen Freund zu gewinnen dachte. Doch gilt dies bei mir meist von weiblichen Freundschaften. Bei den erstgeschaffenen Göttersöhnen bin ich glücklicher gewesen. — Seltsam, daß man, wofern man endlich wahre Liebe gefunden hat, anstatt nun befriedigt zu sein, erst recht mit der Welt hadern möchte. Man möchte alle Verhältnisse nach dem Einen idealen bilden. Die Ungerechtigkeit der andern gegen uns erscheint uns um so schreiender, wenn wir einmal gerechte, oder vielmehr liebend-parteiische Anerkennung gefunden haben. So muß ich mir hundertmal vorsagen: Warum fühlst du dich denn nun nicht, trotz aller Schmähung, auf dem Gipfel des Erdenglücks, da du Ein Herz voll und ganz besitzest?! Wahrhaftig, man ist sündhaft unbillig. Wenn ich's so bedenke, daß außer dem Geliebten, der mir Sonne des Lebens ist, noch so mancher reiche Geist seine Erfahrung mit mir tauscht, mir noch so manches treue Gemüth gehört, so sollte ich immer dankberauscht vor Gott knieen, der mir zu viel der Wonne gab." —

Vom 30. Januar 1842. „Man soll nicht darauf sehen, was die Neigung am meisten reizt, sondern welche Lage die edlere sein wird, die am sichersten in den Stand setzt, für ein Gutes-Nützliches oder ein Schönes zu wirken. — Es gibt nichts Elenderes in der Welt als ein Mensch, der sich vergeblich abmüht im Cultus der Schönheit; wer an ein nützliches Bestreben alles verschwendet hat, der verliert nichts drum an der Achtung und bekommt noch fortgeholfen, indeß jener nirgends Mitleid findet." —

Aus Johanna's Gedichten:

I.

Laß dich irre nicht machen, wenn ernst und bestimmt du gewählt hast,
  Aber erwäge vorher Weißes und Schwarzes voraus.
Zwei der Farben hat jegliches Loos, das Sterblichen zufällt:
  Dann entschieden getrennt, öfter gemischet in Grau.
Lieber will ich fürwahr das Schicksal (den einzelnen Menschen),
  Der bald schimmert im Licht, hüllt sich in Schatten alsdann,
Als farbloses und mattes, das weder strahlet noch dunkelt;
  Lieben Philister es gleich, taugt es Poeten doch nie. —
Für die Horazischen Oden noch einmal freundlichen Dank dir;
  Täglich las ich darin, schwelgend im südlichen Hauch. —

II.

Aus meinem Haupte fast verbannt war Ton und Melodie seither,
Und Zauberbilder farbenreich umwogten mich im Strahlenmeer.
Ein gold'ner Rahmen aufgebaut, der Lichter zahllos flackernd Heer,
Stand mir in einem lieben Haus, und zu Gebot noch vieles mehr.
Fünf schöne Mädchen, schwarz und blond, gestaltet hold und wunderhehr,
Lebend'ge Bilder standen sie, gleich morgenländ'scher Zaubermär.
Die goldenen Lyren, Kränze viel, Statüen, Lorbern, Purpurglanz —
Das schwebet noch im Auge mir im wirren, bunten Wirbeltanz.

III.

Machtlos fühlt' ich mich oft in des Fatums Gewalt,
Nur in dem einen weiß ich mich stark, fast männlich gerüstet:
Daß ich zu trotzen gewußt immer dem Hasse der Welt.

IV.

Es faßt ein Ahnungsschauer die Seelen an. Das Gottesreich steht nah der Vollendung schon
Dem Seherblick da; rings der Erdkreis huldigt dem Guten, dem ewig Wahren.
Doch wähnst du nicht, hier sei schon das Ziel der Bahn, nein, erst beginnt der Kampf um das Höchste nun:
Denn aller Tugend Lichtvollendung bleibet zuletzt noch die reine Schöne.
Und weil der Menschheit kindliches Stammeln einst der Gott dahinnahm, soll drum gestammelt sein?
Soll hohe Weisheit Frevel scheinen, weil sie umweht ein Hauch der Anmuth?
Ein Geisterfrühling, senkt sich mit rosigem Strahl herab der Dichtung Zauber vom Himmel selbst.
Was je die Großthat, was Gedanke Hohes erstrebet, es wird Gebet uns.
Des Meisters Liebling war es Johannes doch
Und sein Geheimniß schau'n ist die Poesie.
Es zieht allewig seiner Sternbahn
Gleichen der liebeverklärte Geist nach.

Literatur und Kunst.

Ein literarisches Festgeschenk aus Rußland.

Wie die Zeitungen seinerzeit meldeten, befand sich unter den zahlreichen Ehrengeschenken, welche der Universität Jena bei Gelegenheit ihres dreihundertjährigen Jubelfestes überreicht worden, auch eine literarische Festgabe der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg. Eine derartige Gabe aus einem Reiche, das wir eben nicht gewohnt sind, uns als den Sitz einer besondern geistigen Aufklärung zu denken, dargebracht einer deutschen Hochschule, die in Deutschland selbst so mancherlei Angriffe hat erdulden müssen wegen der Beharrlichkeit und Treue, mit welcher sie mitten in einer Zeit geistiger Erschlaffung und Verfinsterung fortwandelt auf den Bahnen der Freiheit und das große Erbe, das unsere classische Epoche ihr hinterlassen hat, unausgesetzt zu erhalten und zu vermehren trachtet — konnte natürlich nicht umhin, die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Durch die zuvorkom-

mende Güte des auch in Deutschland bekannten Hrn. N. von Gretsch sind wir gegenwärtig in dem Besitz der prächtig ausgestatteten, nur in geringer Anzahl gedruckten Schrift und halten wir es somit für eine zwiefache Pflicht, sowol gegen die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg wie gegen die Universität Jena, hier mit einigen Worten darauf zurückzukommen. Das Schriftchen führt den Titel: „Ein Beitrag zur deutschen Literatur aus Rußland. Der Universität Jena bei Gelegenheit ihres dreihundertjährigen Stiftungsfestes übersandt von der petersburger kaiserlichen öffentlichen Bibliothek" (Petersburg 1858). Es wird darin eine Reihe von Briefen mitgetheilt, welche Lavater im Jahre 1798 an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Paul's I. von Rußland, gerichtet und die, von den bisherigen Biographen Lavater's ungekannt, in der Bibliothek des großfürstlichen Schlosses zu Pawlowsk, wo Kaiser Paul seine glücklichsten Jahre verlebte und das späterhin der Lieblingsaufenthalt seiner Witwe wurde, aufbewahrt werden. Lavater, zu jener Zeit bekanntlich der geistige Rathgeber aller empfindsamen Seelen und namentlich aller Hochgestellten, wie denn der Pietismus, dieses Kind der Armuth und der Entsagung, von jeher eine merkwürdige Hinneigung zu den Großen und Vornehmen dieser Welt gehabt hat, war 1782 dem damaligen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin bei Gelegenheit einer Schweizerreise, welche dieselben unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin du Nord machten, persönlich bekannt geworden. Diese Bekanntschaft setzte sich in einer Reihe von Briefen fort, welche Lavator an seine erlauchte Gönnerin richten durfte und in denen er, nach seiner bekannten Art, allerhand religiöse und moralische Fragen behandelte. Heutzutage ist es leicht, über diese Art und Weise die Achseln zu zucken und auch das kann zugestanden werden, daß bei diesen Briefwechseleien mancherlei bewußte und unbewußte Schönthuerei mit unterlief. Allein die Thatsache, daß eine der höchstgestellten Frauen der Erde, eine Kaiserin von Rußland sich von einem reformirten Prediger in der Schweiz Briefe schreiben läßt über Gott und Unsterblichkeit und Heil der Seele, und das alles zum Theil zu derselben Zeit, da ihre Vorgängerin auf dem Throne, die „große" Katharina, Briefe wechselte mit Voltaire, Diderot und den übrigen Stimmführern der französischen Aufklärung — dies Factum dünkt uns denn doch nicht nur von hohem culturhistorischen Interesse, sondern es gereicht auch jener Zeit zur Ehre, besonders wenn wir es mit gewissen Zuständen der Gegenwart vergleichen. Wie intim übrigens Lavater's Verbindung mit Marie Feodorowna war und wie fest er auf die Gunst seiner kaiserlichen Freundin rechnen durfte, das geht auch daraus hervor, daß er ihr in den Jahren 1796—1800 seinen vollständigen physiognomischen Apparat, jene Tausende von Zeichnungen, Skizzen, Entwürfen übersandte, die er zum Zweck seiner Physiognomik zusammengebracht hatte: ein Besitzthum, von dem er sich gewiß nicht gern trennte und das er nur wohlwollenden Händen überliefern konnte. Diese Sammlungen befinden sich noch gegenwärtig in der Bibliothek zu Pawlowsk; in der Einleitung zu dem vorliegenden Schriftchen wird ein ausführlicher und wohlgeschriebener Bericht darüber abgestattet, der mancherlei Interessantes zur nähern Kenntniß Lavater's und seiner Epoche enthält und auf den wir daher alle Freunde und Kenner unserer Literaturgeschichte aufmerksam machen. Einen Theil eben dieser Samm-

lung nun bilden die hier mitgetheilten, von dem Oberbibliothekar Dr. Rudolf Münzlow erst kürzlich entdeckten Briefe oder vielmehr, um mit den Worten der Einleitung zu sprechen, „dieser kleine spiritualistische Roman in Briefform, der den Zweck hat, den Zustand der Seele nach dem Tode anschaulich zu machen“. Es war dies auch einer von den sentimentalen Sprüchen jenes Zeitalters, nicht zufrieden mit dem Gedanken der Unsterblichkeit selbst, sich auch noch den Kopf zu zerbrechen über das Wo und Wie derselben; es ist damals viel Misbrauch mit diesem Thema getrieben worden, die Idee der Unsterblichkeit, so anregend, so ermuthigend, so begeisternd, hat vielfach dazu dienen müssen, die übliche Sentimentalität und Schwachherzigkeit zu befördern und es gehörten so kräftige und innerlichst gesunde Naturen dazu wie Goethe, um sich dieser unfruchtbaren Grübeleien ein für allemal kräftig zu entschlagen. Schon Wieland hatte 40 Jahre früher poetische „Briefe Verstorbener an hinterlassene Freunde“ geschrieben; in ähnlicher Weise nimmt Lavater hier an, „daß eine abgeschiedene Seele einem auserwählten, lichtfähigen Menschen ihre Gedanken einflößt und auf solche Weise an einen hinterlassenen Freund Briefe schreiben läßt, die diesen über ihren Zustand belehren“. Auf den Inhalt der Briefe im einzelnen einzugehen, würde sich nicht verlohnen, da sie nichts Neues enthalten; es ist die bekannte Lavater'sche Schwebelei, das kokette Sichwiegen in nichtigen, wesenlosen Vorstellungen, das aber freilich — beeilen wir uns hinzuzusetzen — verglichen mit den magnetischen Hellsehereien, dem Geisterklopfen und anderm Unfug unserer Tage, sich noch immer wie die lauterste Philosophie ansieht. Dagegen wollen wir hier schließlich die Worte mittheilen, mit denen in der von dem Director der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg Baron von Korff, Mitglied des Reichraths und Staatssecretär, unterzeichneten Widmung der Universität Jena und der deutschen Bildung überhaupt gedacht wird; die Universität Jena wird bezeichnet als „eine der thätigsten Werkstätten des deutschen Geistes, des Geistes, dessen Spuren überall sichtbar sind, wo die Wissenschaft gepflegt wird und dessen unvergängliche Denkmale auch in dem literarischen Institute, in dessen Namen hier geredet wird, längst den verdienten Ehrenplatz einnehmen“. R. P.

Schiller-Galerie.

Der ersten Lieferung der „Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer ꝛc. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), über welche wir vor kurzem in diesen Blättern berichteten, ist die zweite zu dem festgesetzten Termine pünktlich nachgefolgt und finden wir das empfehlende Urtheil, mit welchem wir das Werk bei seinem ersten Erscheinen begrüßten, dadurch nur bestätigt. Dieselbe enthält ebenfalls fünf Blätter: Maria Stuart, wie sie sehnsüchtig über die Schloßmauer von Fotheringhay hinaus den eilenden Wolken nachblickt; Wilhelm Tell, wie er dem Tyrannen, der ihn soeben gezwungen hat, auf das Haupt des geliebten Kindes anzulegen, den Pfeil zeigt, der ebenfalls für ihn selbst bestimmt war; Ferdinand aus „Kabale und Liebe“, wie er dem Hofmarschall von Kalb den verhängnißvollen Brief unter

die Augen hält; Gräfin Terzky, in der ruhig überlegenden Stellung, wie sie diesem staatsmännisch gebildeten weitblickenden Weibe zukommt; endlich Arnold vom Melchthal, diesen „Achilles im Bauernkittel“, wie er in einsamer niedriger Kammer das Werk der Rache und der Befreiung überdenkt. Am meisten hat uns von diesen Blättern der Tell (von F. Pecht) angesprochen; das ist ganz die schlichte mannhafte Natur dieses bäuerlichen Helden und auch jener Zug tollkühnen Wagemuths und plötzlich auflodernder Wildheit, der für diesen Charakter so bezeichnend ist („Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell“), fehlt dem ausdrucksvollen Kopfe nicht. Auch die Gräfin Terzky und Arnold vom Melchthal, beide ebenfalls von Fr edrich Pecht, sind zwei schöne charakteristische Darstellungen. Vielleicht dürfte der Melchthal für den Geschmack einiger zu schlicht, zu bäurisch eckig ausgefallen sein; allein gerade dies Eckige, fast Unbeholfene sind wir geneigt dem Zeichner als Verdienst anzurechnen. Die Mehrzahl unserer Schauspieler freilich weiß diesen jungen Republikaner vom Pfluge und aus dem Kuhstall nicht elegant und zierlich genug darzustellen; verführt durch die Pracht der Schiller'schen Rhetorik, spielen sie ihn meist aus demselben Register wie einen Mortimer oder Max Piccolomini und bieten alle Künste des jugendlichen Liebhabers auf, ein recht farbenreiches, glänzendes Bild herzustellen. Hier, in dem Pecht'schen Bilde, ist ihnen ein Muster gegeben, diese falsche Anschauung zu berichtigen; dieser schmale hagere Kopf mit den ernsten mühsam arbeitenden Zügen, diese glattanliegenden langgesträhnten Haare, diese eckige Haltung der Arme, dieser leidenschaftlich bewegte, aber schwerfällige Schritt, das alles wird freilich nicht das Parterre beim ersten Anblick zu lautem Beifall hinreißen; aber es trifft den Sinn des Dichters und die historische Wahrheit des Stücks. Gräfin Terzky mit der Adlernase, den stolzen Lippen, dem starkausgeprägten Kinn, den leuchtenden Augen, der freien, klaren Stirn ist ein Bild, wie wir uns ein ehrgeiziges und großherziges Weib gern denken; die eigenthümliche Haartracht gibt dem Gesicht etwas Männliches, das zu dem Ganzen sehr wohl steht. Die beiden noch übrigen Bilder sind von A. von Ramberg; der Künstler scheint uns in ihnen weniger glücklich gewesen zu sein. In Maria Stuart ist zu einseitig die Empfindung des Schmerzes und der Sehnsucht ausgedrückt; wir wünschten in ihr etwas mehr von jenem heißen Blute, jener glühenden verzehrenden Leidenschaft wiederzufinden, die in dem Herzen dieser ebenso schönen wie unglücklichen Königin loderte und die es vornehmlich war, was ihr den Weg zum Blutgerüst eröffnete. Ferdinand ist ein schöner jugendlicher Kopf, voll Leben und Empfindung, nur ist die Stellung zu gewaltsam und auch wol nicht ganz frei von Verzeichnung. — Die Ausführung der Stiche ist durchweg vortrefflich und gereicht das Werk auch in dieser Hinsicht der deutschen Kunst zum Ruhme. R. P.

Correspondenz.

Aus Mecklenburg.

December 1858.

Wr. Rothenmoor ist eine Besitzung des Landraths von Maltzan, deren Name bis zum August dieses Jahres wol nur in engstem Umkreise bekannt war. Seitdem weiß man, daß eine Gesellschaft „lutherischer Freunde" sich daselbst versammelte, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, um in den gastlich geöffneten Räumen sich über kirchliche Interessen zu besprechen und zu belehren. Nun ist die Zahl der Versammlungen und Wandervereine, die bald hier bald dort zusammentreten, so groß, daß sich ein dauerndes Gedächtniß nur bei den Theilnehmern selbst erhält; haben nichtsdestoweniger die Tage von Rothenmoor ein treueres Andenken gefunden und mehr von sich sprechen machen, so wird diese Auszeichnung einen besondern Anlaß haben. Und zwar ist derselbe ihr in zwiefacher Weise zu Theil geworden.

Beim Beginn der Besprechungen zu Rothenmoor, die vom Geheimen Justizrath Huschke aus Breslau geleitet wurden, warf der bekannte Hr. von Thadden (zu Trieglaff in Pommern) die Frage auf: „Wer ist ein Ketzer?" Das war ein Wort, wie man es seit den erbitterten theologischen Streitigkeiten früherer Jahrhunderte nicht mehr gehört hatte — und jetzt erklang es wieder im protestantischen Deutschland, in einem Staate, der unter den ersten den Protestantismus sich zum Eigenthum gemacht hatte. Dabei handelte es sich, wohlgemerkt, nicht um einen Gegensatz zur katholischen Kirche; mit dem Ketzertitel, der ein deutsches und protestantisches Ohr immer doch nur wie eine Erinnerung an die Ketzerverfolgungen eines Philipp's und Ferdinand's des Zweiten oder die Dragonnaden eines Ludwig's des Vierzehnten trifft — mit diesem Namen sollten jetzt Andersdenkende innerhalb der uns allen gemeinsamen protestantischen Kirche gezeichnet werden. „Die Reformirten sind Ketzer", sagen die lutherischen Freunde, „mit Reformirten zu beten ist Sünde." Das klingt hart; auch unter den Anwesenden rief die schneidende Schärfe dieses Spruches denn doch einiges Bedenken wach; man warf die Frage auf, ob ein Mann wie Wilberforce, ob Merle d'Aubigné den Ketzernamen wol wirklich verdiene. Allein dieser Ausruf jungfräulicher Zaghaftigkeit ward schnell übertönt und nur Ein Mann unter den vielen wagte es, mit Muth und Geschick die Reformirten vor dem Vorwurf des Ketzerthums zu schützen, indem er behauptete, daß vielmehr der ein Ketzer sei, der das Beten mit Reformirten für sündhaft erkläre. Dafür sah er sich aber von allen Seiten in geschlossener Phalanx angegriffen; die Reformirten blieben den Genossen von Rothenmoor Ketzer, mit denen man ohne Schaden zu nehmen an eigener Seligkeit keine Gemeinschaft haben könne; wer ihre Lehre vertheidige, sei den Zöllnern und Heiden oder Excommunicirten gleichzuachten!

Es war aber nicht die reformirte Kirche allein, welche zu Rothenmoor verdammt ward: noch härter und feindseliger waren die Angriffe gegen die unirte Kirche. Die Union wurde für eine Gottlosigkeit erklärt; einen Unirten zum Abendmahl zuzulassen sei unstatthaft, mit einem aus der Union

das Abendmahl zu theilen sündhaft; die Union müsse gesprengt werden, in ihr zu verharren sei verdammliche Schwäche. Wiederum war es Hr. von Thadden, der in lebhaften Worten seine Freude ausdrückte, soviel warme Theilnahme für die streng lutherischen Gemeinden Preußens in der Versammlung anzutreffen und so viele Gegner der Union, für welche das Wort gelte: „Zwei Seelen und kein Gedanke".

So in Kürze lauteten die Berichte, welche, gleich nach der Versammlung von einem Mitgliede derselben abgefaßt, im „Norddeutschen Correspondent" erschienen. Verwunderung und Unwille auf Seiten des Publikums konnte nicht ausbleiben; die Zahl derer, welche die Seligkeit des Menschengeschlechts mit derartigen Schranken umschreiben wollen, ist hier wie überall auf gewisse enge Kreise beschränkt. Aber die meisten fanden jene Lehrsätze mehr wunderlich als bedenklich, weil eine vom Fanatismus gepredigte Intoleranz nicht mehr gefährlich ist, und die „Ketzerversammlung" von Rothenmoor wäre ohne weitere Folgen alt geworden und im Gedächtniß erstorben, wenn nicht ein höchst merkwürdiger, sozusagen nordamerikanischer Vorgang auf unserm Landtage ihr in etwas zu Hülfe gekommen wäre.

Hr. Manecke, ein bürgerlicher Grundbesitzer, in Mecklenburg viel gekannt, weil er mit catonischer Consequenz auf jedem Landtage sein ceterum censeo, daß Mecklenburg sich dem Zollverein anschließen müsse, vorbringt, forderte die Versammlung auf zu einer Erklärung in kirchlichen Dingen. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" sei zwar eins der ersten Gebote der christlichen Religion: aber das Unkraut der Unduldsamkeit wuchere in bedauerlicher Weise und habe sich auch hierzulande an manchen Orten gezeigt. Es wäre zu wünschen, daß die Landesherren als Oberbischöfe die Prediger ermahnten, mehr Nächstenliebe zu lehren und zu verbreiten. Dieses Begehren, so haltlos und namenlos hingestellt, fand wenig Unterstützung; es wurden begründende Thatsachen verlangt und schon wollte man zu andern Verhandlungen übergehen, als Hr. Manecke auf Abstimmung antrug. Vorher äußerte noch Hr. Pogge, ebenfalls ein bürgerlicher Grundbesitzer, wenn etwa die Verhandlungen zu Rothenmoor gemeint seien, so müsse er bekunden, daß im ganzen Lande sich der allgemeinste Unwille ausgesprochen habe über dasjenige, was von dieser Versammlung in den Zeitungen bekannt geworden. Er wohne an der preußischen Grenze und da komme es öfter vor, daß Unirte und Lutheraner in Einer Kirche zusammenkämen; zu Rothenmoor habe man das für Ketzerei und Sünde erklärt und das sei doch gewiß ein Verfahren, das von allen Verständigen verabscheut werde. Nach diesen bis dahin ganz friedlichen Verhandlungen kam es endlich zur Abstimmung. Schon während derselben erfuhr der letztgenannte Redner einen Angriff von einem Sohne des Landraths von Maltzan, welcher in dem, was derselbe über die Versammlung zu Rothenmoor geäußert, eine Beleidigung erblickte, die dem Besitzer und dessen Blute widerfahren sei. Allein auch dagegen vertheidigte Hr. Pogge sich mit kaltem Blute und wies die Begriffsverwirrung, die dem Angriff zu Grunde lag, mit Ruhe zurück. Erst nach vollendeter Abstimmung (der Antrag des Hrn. Manecke war durchgefallen) stellte sich heraus, daß ein zweiter Sohn des Besitzers von Rothenmoor, der Vice-Landmarschall Baron von Maltzan, sich nicht mit bloßen Worten begnügt hatte; auch er hatte den Tadel über jene Versammlung als eine Beschimpfung des

Maltzan'schen Geschlechts angesehen und Hrn. Pogge durch einen Hrn. von Plüskow auffordern lassen, dem Maltzan-Rothenmoor'schen Hause eine Ehrenerklärung zu geben. Als dieses Ansinnen abgelehnt worden, hatte Hr. von Plüskow sofort eine Forderung im Namen des Vicelandmarschalls gestellt. Hr. Pogge, dem diese Art, seine Nächstenliebe zu bethätigen, nicht gefiel, ging jedoch nicht darauf ein, sondern erklärte, die Sache der Justizkanzlei anzeigen zu wollen. Hierauf brach der Cartelträger Hr. von Plüskow in ein Schimpfwort aus, das gemeinste und beleidigendste, das es in anständiger Gesellschaft gibt. Hr. Pogge gab seine Antwort vor der ganzen Versammlung. Er halte sich für verpflichtet, sagte er, dem Landtage von dem eben Vorgefallenen Anzeige zu machen; schon früher habe er ein Duell gehabt, sei in Folge dessen durch die hohe Justizkanzlei zu Güstrow zu fünf Monaten Festungsstrafe verurtheilt worden und habe seine Strafe mit einem fünfwöchentlichen Festungsarrest abgebüßt. Damals habe er das Wort gegeben, keine Duelle wieder anzunehmen, er erkläre demnach öffentlich, daß er die gestellte Forderung nicht annehme, daß er dagegen die betheiligten Herren bei der Justizkanzlei belangen werde. Einstweilen jedoch fordere er die hohe Versammlung auf, auszusprechen, daß es mit dem Amte eines Landmarschalls, der während des Landtags auf Ordnung sehen solle, unvereinbar sei, einem Landstande wegen eines innerhalb der Versammlung ausgesprochenen Urtheils mit Pistolen oder sonstigen Waffen zu Leibe zu gehen.

Damit hätte die Sache, die an und für sich schon aufregend genug war, ein ruhiges Ende nehmen können; Hr. von Plüskow jedoch fühlte sich bewogen, hinzuzufügen, daß der Vorredner die eigentliche Pointe der Geschichte verschwiegen habe, nämlich daß auf die Verweigerung der Ehrenerklärung und des Duells ein Hundsf... gesetzt worden sei. Auf diese Worte des Hrn. von Plüskow erfolgte eine allgemeine und tiefe Entrüstung. Pogge erklärte, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen, den Landrath von Maltzan zu beleidigen, daß er überhaupt nur von der Versammlung zu Rothenmoor, nicht von dem Besitzer desselben gesprochen habe; mehre Mitglieder forderten das Directorium auf, seine Misbilligung über die Herausforderung und Beleidigung des Hrn. Pogge auszusprechen. Dem entgegen trug ein Hr. von Plessen — unglaublich und dennoch wahr! — darauf an, die Landtagsversammlung möge ihre Misbilligung über den von Hrn. Pogge gebrauchten Ausdruck erklären. Es folgten nun noch verschiedene Hin- und Widerreden, insbesondere erklärte Hr. von Plüskow, daß es ihm leid thue, jenes beschimpfende Wort „in der Landtagsversammlung" gebraucht zu haben und bitte er die hochansehnliche Versammlung deshalb um Entschuldigung; der Landtag jedoch fühlte sich zu weiterer Verfolgung dieser Angelegenheit nicht bewogen und ging zu andern Dingen über.

Aber nicht so Hr. Pogge; während die Sache überall im ganzen Lande das größte Aufsehen machte und für längere Zeit jeden andern Gesprächsstoff verdrängte, reichte Hr. Pogge dem landesherrlichen Commissarius eine Beschwerde ein, die alsbald dem Großherzoge übermittelt wurde. Auch die großherzogliche Erwiderung erfolgte mit ungewöhnlicher Schnelle; indem der Vicelandmarschall dieselbe der Versammlung überreichte, erklärte er gleichzeitig, daß er kraft eben dieses Rescripts seines Amtes enthoben sei. Dasselbe verfügte nämlich über die drei in diese Angelegenheit verflochtenen Herren



in der Art, daß erstlich der Vicelandmarschall Freiherr von Maltzan wegen Anwendung eines ungesetzlichen Mittels von seinen Functionen auf zwei Jahre zu suspendiren sei; daß zweitens dem J. von Plüskow, da er nicht blos jenes Mittel unterstützt, sondern auch gegen ein Landtagsmitglied sich vor der Landtagsversammlung eines beleidigenden Ausdrucks bedient habe, in mildernder Berücksichtigung des Umstandes, daß er wegen seiner Uebereilung um Verzeihung gebeten habe, ein ernstlicher Verweis ertheilt werde. Was dagegen den A. Pogge betreffe, „so wollen wir", heißt es in dem Rescript weiter, „auf eine Beurtheilung seines Benehmens nicht eingehen, auch die von Parteihaß und Selbstüberhebung zeugenden Aeußerungen, welche er in der von euch eingereichten Schrift uns gegenüber ausgesprochen hat, in mildernder Berücksichtigung seiner momentanen Aufregung auf sich beruhen lassen."

Damit wäre jener Conflict denn also ausgeglichen. Es folgt in dem Rescript jedoch noch ein Passus allgemeinern Inhalts, der für die Entwickelung unserer politischen Verhältnisse von der größten Bedeutung ist. Die wichtigste Stelle lautet: „Wie oft auch die Mängel unserer Einrichtungen Uns schon entgegengetreten sind, so liegt es Uns doch fern, eine allmählich fortschreitende Verbesserung derselben in Zweifel zu ziehen, und wie Wir fest entschlossen bleiben, die bestehende Landesverfassung aufrecht zu erhalten und zu schützen, so halten Wir das bessere Vertrauen fest, daß, wenn eine patriotische und einmüthige Gesinnung von den Trägern der Verfassung bethätigt wird, dies heilsamere Resultate für das Vaterland herbeiführen wird als alles Experimentiren mit neuen willkürlichen Verfassungsformen." — Dieses Programm unserer „Politik der Zukunft" hat wenigstens das Verdienst, klar und bündig zu sein, und werden alle diejenigen, welche die Fortdauer unserer Verfassung unter den gegenwärtigen Verhältnissen für eine Unmöglichkeit hielten und die den Zeitpunkt gekommen glaubten, sie endlich von Grund aus zu reformiren — alle diese, sage ich, werden fortan gut thun, sich solcher thörichten Träumereien zu entschlagen. Allerdings hatten andere Rescripte der großherzoglichen Regierung aus frühern Jahren die Hoffnung auf gründliche Verfassungsänderungen selbst genährt; das jetzige weist entschieden alle derartigen Hoffnungen zurück. Freilich deutet es gleichzeitig die Bahn an, auf welcher ein allmählicher Fortschritt versucht werden soll; allein so wohlgemeint diese Ansicht ohne Zweifel auch ist, so darf man doch nicht vergessen, daß unsere Verfassung eine Verbriefung von Privilegien ist, und daß somit jenen patriotischen Tugenden, auf welche die Regierung rechnet, bedeutende Hindernisse im Wege stehen.

Da ich übrigens einmal solange vom Landtage gesprochen habe, so will ich zu seinem Lobe auch nicht verschweigen, daß er sich einen Antrag angeeignet hat, wonach bei der Regierung die Bitte um gänzliche Aufhebung der doberaner Spielbank vorgebracht werden soll. Natürlich fehlte es auch dabei nicht an einem komischen Intermezzo; ein Herr von Damitz meinte, der Antrag habe eine liberale Färbung und erinnere an die Zeit der deutschen Grundrechte, und erst als ihm versichert ward, daß selbst der Deutsche Bundestag sich für Aufhebung der Spielbanken ausgesprochen habe, ließ er seine Bedenken fallen.

In den nächsten Tagen findet nun die Entscheidung über die Eisenbahnfrage

statt. Die allgemeine Richtung ist bekannt, sie soll die mecklenburgische Bahn in östlicher Neigung bis nach Stettin fortführen. Sie gestatten vielleicht, daß ich nach der endgültigen Beschlußnahme auf die Einzelheiten der Debatte zurückgehe, namentlich auch auf die Hoffnungen, welche an diese Verbindung mit Preußen und dem großen preußischen Ostseehafen bei uns geknüpft werden. Für heute füge ich nur noch hinzu, daß es in der Absicht des Landtags liegt, an die Geldbewilligung Bedingungen zu knüpfen, welche eine Reform unserer Handelsverhältnisse bezwecken, und daß demnach aus doppeltem Grunde die öffentliche Aufmerksamkeit in diesem Augenblick sich der malchiner Politik mit ungewöhnlicher Spannung zuwendet.

Und damit leben Sie wohl bis zum Jahre 1859, dem wir mit größern Hoffnungen entgegengehen als einem der jüngstvergangenen. Ich kann und darf nicht schließen, ohne Ihnen zu bestätigen, daß die begonnene Wiedergeburt Preußens auch bei uns die lebhaftesten Sympathien erregt hat, und daß jeder Schritt der neuen Regierung auch unsererseits mit der erwartungsvollsten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Diese Theilnahme ist allgemein; mag sie auch bei einzelnen nicht frei sein von politischer Gespensterseherei, bei der Mehrzahl ist sie eine durchaus freudige und durch Vertrauen gehobene. Freilich werden die Fortschritte bei uns durch bleierne Sohlen erschwert; doch wir hoffen auf die stille Macht des Beispiels, auf die Gewalt der Thatsachen und der Ideen, mit einem Worte: auf jene unausgesprochene Hegemonie Preußens, der wir um so freudiger folgen, je würdiger und energischer dieser Staat seine hohe Aufgabe einer stillen Eroberung Deutschlands wieder aufzufassen bereit ist.

Notizen.

Kenner und Freunde der Erdkunde machen wir auf ein Unternehmen aufmerksam, mit welchem die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig nach langer und sorgfältiger Vorbereitung soeben ans Licht tritt; das ist der „Illustrirte Handatlas für Freunde der Erdkunde und zum Gebrauch beim Unterricht. Im Verein mit Ehrenfried Leeder und Heinrich Leutemann herausgegeben von Theodor Schade." Der Zweck, der den Herausgebern bei Begründung dieses Werks vorschwebte, besteht hauptsächlich darin, durch die Verbindung von Karte und Bild zu unterrichten und anzuregen, und zwar in einer ganz neuen, bisher noch nicht versuchten Weise, indem die Illustration, die bei den bisjetzt vorhandenen mit Randzeichnungen versehenen Atlanten nur eine untergeordnete Rolle spielte und höchstens als Gedächtnißstütze betrachtet werden konnte, hier der Karte gleichberechtigt und in gleicher künstlerischer Vollendung an die Seite tritt. Karte, Bild und Wort sollen zusammen wirken, sich gegenseitig ergänzend und jedes doch auch für sich abgeschlossen, um dem Beschauer vollständige Bilder der Erde und ihrer Länder, mit ihrer Oberfläche, ihren Menschen, Thieren und Pflanzen vorzuführen. Auch bei Anlage und Ausführung der Karten sind mancherlei neue und zweckmäßige Verbesserungen zur Erhöhung der Anschaulichkeit in Anwendung gebracht und auch in technischer Hinsicht ist nichts versäumt worden,

die Darstellungen so vollkommen als möglich zu machen. Der „Illustrirte Handatlas“ erscheint in Großfolio; das Ganze wird aus 25 Karten bestehen, welche in sechs Lieferungen von vier bis fünf Blättern ausgegeben werden; der Subscriptionspreis ist auf 12 Ngr. für das Blatt gestellt. Die erste Lieferung: Südamerika, Großbritannien mit Ireland, Rußland und Italien, nebst den betreffenden Texten enthaltend, ist bereits erschienen; die übrigen Lieferungen sollen trotz der überaus mühsamen und zeitraubenden Herstellung in möglichst kurzen Terminen folgen.

Auf dem Hoftheater zu Karlsruhe ist unter Eduard Devrient's Leitung der kühne Versuch gemacht worden, Werder's „Kolumbus“ oder doch die drei ersten Acte desselben zur Aufführung zu bringen; über den Erfolg läßt sich vorläufig noch nicht urtheilen, da die Vorstellung zur Verherrlichung eines Hoffestes stattfand und es dem Publikum also an Gelegenheit fehlte, sich unbefangen zu äußern. Ein anderes, noch viel gewagteres Experiment wird gegenwärtig in Leipzig angestellt: man gibt Goethe's „Faust“ mit dem „Prolog“ im Himmel, wobei die Partie des Herrn hinter der Bühne gesprochen, der Herr selbst aber durch einen Lichtstrahl personificirt wird. Wir können den künstlerischen Werth dieses Experiments nicht höher anschlagen, als wenn z. B. Marie Seebach als Gretchen im „Faust“ die Worte des bösen Geistes dem Gretchen selbst in den Mund legt; das alles sind Virtuosenstückchen, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben und auch die Neugierde des Publikums, die etwa dadurch angeregt werden soll, nutzt sich bekanntlich sehr rasch ab und hinterläßt dann nur eine um so größere Abspannung und Gleichgültigkeit. Auf dem wiener Burgtheater ist Molière's „Geiziger“ in der Bearbeitung von Franz Dingelstedt mit großem Beifall gegeben worden; die Titelrolle wurde von Laroche mit bekannter Meisterschaft dargestellt. Das berliner Hoftheater gab die dreihundertste Vorstellung von Weber's „Freischütz“ zum besten des in Dresden zu errichtenden Weberdenkmals. In Weimar fand am 5. December, dem Todestage Mozart's, die hundertste Aufführung der „Zauberflöte“ statt. In Koburg wurde eine neue fünfactige Oper des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, „Diana von Solanges“, mit Text von Otto Prechtler, in glänzender Ausstattung und mit lebhaftem Beifall gegeben.

Theobald Kerner, der Sohn des ehrwürdigen Justinus Kerner und selbst als Dichter bereits vortheilhaft bekannt, hat in der Literarischen Anstalt zu Frankfurt a. M. einen Band Erzählungen unter dem Titel „Natur und Friede“ erscheinen lassen. Von Friedrich Hebbel, dessen vielbesprochene Nibelungentragödie seit kurzem vollendet sein soll, erschien: „Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen“ (Hamburg, Hoffmann & Campe). Theodor Mundt, der an literarischer Fruchtbarkeit mit seiner Gemahlin, der Frau Luise Mühlbach, wetteifern zu wollen scheint, hat einen neuen dreibändigen Roman: „Robespierre“ (Berlin, Janke) herausgegeben. Auch von Robert Heller wird ein neuer Roman: „Das Geheimniß des Vaters“ (Frankfurt a. M., Meidinger), angekündigt; von Levin Schücking: „Paul Bronckhorst“ (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Siegfried Kapper ist mit einer Uebersetzung der Königinhofer Handschrift, über deren Echtheit in diesem

Augenblick bekanntlich zwischen deutschen und slawischen Gelehrten ein heftiger Streit entbrannt ist, beschäftigt.

Nach einer amtlichen Bekanntmachung von seiten des Präsidiums des Deutschen Bühnenvereins beläuft sich die Zahl der Bühnen, welche dem genannten Vereine angehören, gegenwärtig auf 49; die wichtigsten darunter sind die Theater von Dresden, München, Leipzig, Frankfurt a. M., das Thaliatheater in Hamburg, Berlin (wo nicht nur die Hofbühne, sondern auch das Friedrich-Wilhelmstädtische und das Wallner'sche Theater beigetreten sind); ferner Karlsruhe, Hannover, Stuttgart, Weimar, Breslau, Prag ꝛc. Von den wiener Theatern zählt der Verein nur das Karlstheater und das Theater an der Wien zu seinen Mitgliedern; die k. k. Hoftheater fallen durch ihre Abwesenheit auf, ebenso das Stadttheater zu Hamburg! Zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen den Vereinsbühnen dient ein Schiedsgericht, welches augenblicklich von Dr. Eduard Devrient, Director des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe, ferner von Dr. Franz Dingelstedt, Generalintendanten des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, und vom Baron von Heeringen, kurfürstlichem Hofmarschall und Generalintendanten des kurfürstlichen Hoftheaters in Kassel, gebildet wird; als Ersatzmänner fungiren Obergerichtsadvocat Achenbach, Vorstand des Theatercomité des großherzoglichen Hoftheaters in Manheim, der Director des Stadttheaters in Stettin, Hr. Hein, und Hr. Maurice, Director des Thaliatheaters in Hamburg. Als Organ des Vereins erscheint das von Friedrich Adami in Berlin herausgegebene „Deutsche Theaterarchiv", das sich auch übrigens durch die Reichhaltigkeit und Gediegenheit seiner Mittheilungen auszeichnet.

Von **Karl Grün**, unserm geschätzten Mitarbeiter, der noch immer als Flüchtling in Brüssel lebt, erschien in der brüsseler Zeitschrift „La libre Recherche" eine in elegantem Französisch geschriebene Abhandlung „Sur les origines du Faust". Der Verfasser setzt den Franzosen darin kürzlich die Entstehung und Ausbildung der Faustsage auseinander, berichtet über die verschiedenen poetischen Bearbeitungen derselben und schließt mit einer glänzenden Verherrlichung des Goethe'schen Faust, dieses „monumentum aere perennius, in welchem alle wichtigsten Fragen der Zeit nicht allein berührt, sondern auch gelöst sind, die religiöse Frage, die philosophische, die ästhetische, ja selbst diese brennende politisch-sociale Frage, die an den Pforten unserer Zukunft liegt, wie einst die Sphinx vor den Thoren von Theben lag". An demselben Orte wurde von demselben Verfasser schon früher ein pikanter Artikel „Le Roi Lear du Shakspeare ou la fin d'un monde" veröffentlicht.

Von **Franz Liszt** befindet sich ein Werk über die ungarische Nationalmusik unter der Presse; dasselbe ist in französischer Sprache abgefaßt und wird in Paris erscheinen. Professor A. B. Marx in Berlin veröffentlicht soeben ein höchst werthvolles Werk über Beethoven: „Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen" (2 Bde., Berlin, Janke).

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 2.** | 6. Januar 1859.

Moses Mendelssohn und Johann Georg Hamann.

Von

M. Kayserling.

Mendelssohn und Lessing, Lessing und Mendelssohn — diese beiden hellleuchtenden Sterne am Horizonte der deutschen Nationalliteratur und deutschen Philosophie, diese beiden sich einander ergänzenden Männer sind von jeher und besonders in den letztverflossenen Jahren häufig Gegenstand der öffentlichen Besprechung geworden. Ihr Wirken und Schaffen, ihr Streben und Wollen, ihr ganzes Werden und Sein sind so eng verbunden und so ineinander verschlungen, daß es fast unmöglich ist, an Lessing zu denken, ohne auch an Mendelssohn erinnert zu werden und Mendelssohn's Thätigkeit ins Auge zu fassen, ohne Lessing's Leben zu überschauen. Wir haben an einem andern Orte die Uebereinstimmung ihrer philosophischen Maximen, ihre lautere Religiosität, mit einem Worte die Identität ihrer religiösen und philosophischen Grundsätze zu betrachten Gelegenheit gehabt und wollen hier nicht noch einmal darauf zurückkommen. Lessing erscheint immer wieder neu, immer groß und erhaben, er bleibt immer das Muster eines echten Kritikers, gilt für alle Zeiten als der eigentliche Schöpfer deutscher Literatur, als der Mann, welcher in dem hohen Fluge seines Geistes seiner Nation um ein Jahr-

hundert vorangeeilt war; sein Name ist das Feldgeschrei in jedem Rufe für Freiheit des Denkens und Freiheit des Glaubens. Und ebenso wird Mendelssohn nie aufhören, uns als der Nathan des Freundes, als der von der Wissenschaft durchdrungene, echte Religiosität im Gefühle wahrende und pflegende Jude entgegenzutreten; er ist der erste Deutsche, welcher seine Glaubensbrüder in die Bahn der Bildung leitete, der Luther der Juden in der wahren Bedeutung des Worts.

Wie verhielt sich dieser treueste Freund des unsterblichen Fragmentisten, dieser in seiner Zeit von allen bewunderte Mann zu den Uebrigen, welche mit ihm auf dem Forum der Oeffentlichkeit standen? Welche Stellung nahm Mendelssohn in der Sturm- und Drangperiode des deutschen Nationallebens, in der Epoche des Wiederaufblühens deutscher Literatur unter den Heroen der Wissenschaft, unter den deutschen Literaten ein? In welchem Verhältniß treffen wir den jüdischen Philosophen, welcher die allgemeinen Wahrheiten des Christenthums und Judenthums philosophisch zu begründen suchte, treffen wir diesen Meister deutscher Prosa zu Männern wie Herder, Hamann, Kant — ich rede nicht von Jacobi und Lavater — zu Männern wie Wieland, Eberhard, Engel, selbst Goethe und Schiller? Denn niemand ging stillschweigend an ihm vorüber, jeder war bemüht, ihn, den philosophischen Buchhalter und Seidenfabrikanten kennen zu lernen, sei es auch nur, um ein Bild von seiner verunstalteten Person und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit in sich aufzunehmen, um sagen zu können: auch ich habe den Juden gesehen, habe Mendelssohn gesprochen.

Der königsberger Heraklit, Johann Georg Hamann, hat in der jüngsten Zeit einen warmen, begeisterten Biographen gefunden. Durch das überschwengliche Lob, welches dieser seinem Helden spendet, mußten alle seine Zeitgenossen in einem trüben Lichte erscheinen. Hamann allein ist groß, charaktervoll, edel, geistreich, der Träger der Literatur; nur der „Dunkle" ist der helle Stern, alle andern sind Trabanten niedrigster Art. Diese kaum zu entschuldigende Parteilichkeit des Hamann'schen Biographen veranlaßt uns, einen langegehegten Plan wieder aufnehmend, Mendelssohn's persönliche und literarische Beziehungen zu Hamann in diesen Blättern darzustellen und dem Publikum vorzuführen.

Das erste Zusammentreffen dieser beiden in Alter fast gleichen, in der Denkungsart und Handlungsweise so verschiedenen Männer fällt ins Jahr 1756. Mit einem Juden, „einem umgänglichen und gefälligen jungen Menschen, der in Halberstadt zu Hause gehörte, studirt hatte und auf Handel ausging", reiste Hamann von Danzig aus im October 1756 nach Berlin, wo er außer Sulzer, Ramler, Merian und Premontval, „unter den Gelehrten den Juden Moses nebst einem andern seines Glaubens und seiner Fähigkeit oder Nacheiferung", vielleicht den

Doctor Gumperz, kennen lernte.*) Mendelssohn mag Hamann sowol als jüdischer Gelehrte als auch ganz besonders deshalb interessirt haben, weil er als der anonyme Autor der Aufsehen erregenden Schrift „Pope als Metaphysiker", als der intimste Freund Lessing's galt und dieses der einzige Mann war, dessen Schriften er von früh an mit steter Aufmerksamkeit las und verfolgte.

Während des folgenden Jahres mag Hamann wol nur selten des berliner jüdischen Philosophen gedacht haben. Er, der sein Leben lang nicht aus Nahrungssorgen herauskam, wurde vornehmlich in diesem Jahre von dem Schicksale förmlich gepeitscht; er trieb sich in London herum: „er fraß umsonst, er soff umsonst, er buhlte umsonst, er rann umsonst, Böllerei und Nachdenken, Lesen und Büberei, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt". **) In seinem Freund und Nebengenossen erkannte er, nachdem die ihm anvertrauten Briefe heimlich erbrochen und gelesen worden waren, den schändlichsten Verbrecher und nachdem er 150 Pf. St. durchgebracht, „grundtief in die Kloake des londoner Lebens geschaut hatte", schlug er dann plötzlich zum Bibellesen und Beten um. Hamann wurde fromm und der eifrigste Anhänger des uralten königsberger Pietismus.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, warf er sich auf die Schriftstellerei. Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten" sind das erste Product, durch welches er gewissermaßen die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen rege machte und auch wieder in Beziehung zu Mendelssohn trat.

Die „Literaturbriefe", welche einen Lessing, Abbt, Mendelssohn, Nicolai zu ihren Mitarbeitern zählten, hatten Hamann die Ehre erwiesen, die „Denkwürdigkeiten" zu besprechen und zwar lieferte Mendelssohn die Recension. Sein kritischer Blick erkannte in Hamann's Schreibart viele Aehnlichkeit mit der Winckelmann'schen, denselben kernigen aber dunkeln Stil, denselben feinen und edeln Spott, dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des Alterthums. ***) Daß es aber am allerwenigsten Mendelssohn darum zu thun gewesen, dem ihm ganz fremden Verfasser der anonym erschienenen „Denkwürdigkeiten" zu schmeicheln und auf diesem Wege die Freundschaft eines Mannes zu erwerben, dessen erste flüchtige Bekanntschaft ihn gewiß nicht dazu verleiten konnte, dafür bürgen die „Literaturbriefe" selbst. Sie liefern uns das beste Bild von den Charakteren ihrer Mitarbeiter: sie achteten kein Ansehen der Person, sie verbanden mit der unnachsichtigsten Strenge gegen das Schlechte und Mittelmäßige die Achtung des Werthvollen, und den Tadel wie die Aus-

*) Hamann's Schriften (in der Roth'schen Ausgabe) I, 191 fg. (Berlin, 1821).

**) Ebendaselbst, 204 fg.

***) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", IV, 2, 99 fg. (Leipzig, 1844).

zeichnung sieht man durch Gründe und Wahrheitssinn gerechtfertigt.*) Das hätte der mit Verachtung auf Mendelssohn und die Mitarbeiter der „Literaturbriefe" herabblickende neue Biograph Hamann's auch aus den Schlußworten des „Fulberti Kulmii Antwort an Abälardum Virbium" überschriebenen Briefes leicht lernen können.

Dieses Antwortschreiben brachte Mendelssohn in neue Beziehung zu Hamann. Dieser beurtheilte nämlich die in jener Zeit erschienene Uebersetzung der „Neuen Heloïse" Rousseau's und wich, wie sich das denken läßt, von den von Mendelssohn in den „Literaturbriefen" ausgesprochenen Ansichten wesentlich ab. Weder die „chimärischen Einfälle", so nannte Hamann seine Apologie, aus deren Laune der berliner Recensent sogleich den Verfasser der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" erkannte, noch die Antwort des Fulberti Kulmii, unter welchem Namen Mendelssohn auftritt, können wir hier näher betrachten. Rousseau wird gegen Hamann's Ansicht der Name Philosoph nach seiner ersten Grundbedeutung beigelegt; ob der genfer Bürger diesen Namen auch noch heute führt? Es hat dieses wol noch niemand in Abrede gestellt.

Mendelssohn's Antwort berührt auch die Aesthetik und seiner ästhetischen Leistungen wegen müssen wir einen Augenblick bei dem neuesten Biographen Hamann's verweilen. Lassen wir ihn selbst reden: „Wenn man erwägt, was von der Mendelssohn'schen Aesthetik, wie sie bei dieser Gelegenheit dargelegt wurde, auf die Nachwelt gekommen ist, so wird man sich gestehen müssen, daß sie wie Spreu vor dem Winde zerstoben sei. Dagegen sind die Ansichten Hamann's, wenn sie auch in damaliger Zeit auffallend und neu erschienen, wol ohne Ausnahme als unbestrittene Wahrheiten von ihr anerkannt und fast zum Gemeingut geworden." **) Mag Hamann als Aesthetiker gelten, wiewol sein Name in dieser Wissenschaft kaum genannt wird! Aber Mendelssohn's Aesthetik ist wie Spreu vor dem Winde zerstoben? Eine leere Phrase, in der auch kein Körnchen Wahrheit liegt. Bis auf Gildemeister ist es noch niemand eingefallen, Mendelssohn's Verdienste auf dem Gebiete der Aesthetik zu leugnen; fanden doch viele eben hierin sein Hauptverdienst! Wir wissen nicht, wie weit die Bekanntschaft des Hamann'schen Biographen mit den Compendien der Aesthetik und Kunst reicht und müssen ihm die Verantwortung dieses Urtheils überlassen. Daß übrigens der gründlichste deutsche Aesthetiker, Vischer, in seiner „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (Stuttgart, 1847) Mendelssohn's Auftreten als epochemachend in dieser Wissenschaft begrüßt, weil sie durch ihn zur

*) Cholevius' „Geschichte der deutschen Poesie", I, 557 (Leipzig, 1854).

**) Gildemeister, „Hamann's Leben und Schriften", I, 344 (Gotha, 1857).

Empfindungslehre geworden und daß selbst Kant von dieser Theorie auch in seiner „Kritik der Urtheilskraft“ Gebrauch macht — dieses hätte der philosophische Biograph allenfalls auch von den „Herren Literarhistorikern“ um ein Leichtes erfahren können.

Mit Abälardus Virbius im engsten Zusammenhang stehen die Briefe, welche zwischen Mendelssohn und Hamann im folgenden Jahre gewechselt sind. Hamann schrieb ihm am 11. Februar 1762: *) „Sie haben recht, mein lieber Mendelssohn, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen und der Ahndung des Herzens mehr als dem Blendwerke des Witzes trauen“, und gibt ihm die Versicherung, daß er ihn „bei der ersten Stunde ihrer zufälligen Bekanntschaft mit einem entscheidenden Geschmacke geliebt habe“. Doch wie erwidert Mendelssohn diese Versicherung seiner Liebe und Freundschaft? Gleich in der Ueberschrift ruft er ihm die schönen Worte Molière's zu:

Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!

„Unser öffentlicher sowol als Privatcharakter zeigt angeborene Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abälard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardochai

Ὡς οὐκ ἔστι λέουσι καὶ ἀνδράσιν ὅρκια πιστά etc.

„Die Güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt: «Es weilt der Wolf neben dem Lamme und der Panther lagert neben dem Bocke.»“ **) Nach diesen Aeußerungen zu schließen, muß es auch Mendelssohn zu Ohren gekommen sein, daß Hamann, dieser apokryphische mit und aus der Bibel redende Mann, seiner Genossenschaft eben nicht sehr wohl wollte. Die alte Hauptstadt Borussias stand in jener Zeit der neuen Residenz des preußischen Königthums, dem neuen Babel, wie Hamann sie nannte und die Mystiker unserer Tage sie noch heute bezeichnen, nicht allein an Aufklärung und Geistesfreiheit, sondern auch an Toleranz und Duldsamkeit bedeutend nach. Hamann theilte mit einem Kant und andern Männern seines Wohnorts die Vorurtheile des gemeinen Haufens; wenn er die Juden auch nicht geradezu haßte, so betrachtete er sie doch als seiner nicht ebenbürtig, als die Juden mit den ihnen angedichteten und vorgeworfenen Schwächen, Mängeln und Vergehen. Freilich trug er kein Bedenken, von einem königsberger Juden, Lippmann Löwen, zum Geburtstage einen großen Kuchen anzunehmen und ihn mit dem jüdischen Freunde gemeinschaftlich zu verspeisen. ***) Freilich hielt er es nicht unter seiner Würde,

*) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften“, V, 427 fg.; Hamann's Schriften, III, 124.

**) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften“, V, 429; Hamann's Schriften, III, 127.

***) Hamann's Schriften, V, 254.

mit dem reichen Münzmeister Seeligmann*) Umgang zu pflegen und schmeichelte sich nicht wenig, ihn und seine Gemahlin „mit drei jüdischen Damen, deren ein paar sehr jung und schön ὡς ἐν παρόδῳ ihm vorkamen", in seiner armseligen Hütte aufzunehmen; dennoch zeigt er sich als der wahrhafte Freund des königsberger Kypke. Um Belege hierfür ist man nicht sehr verlegen. So redet er einmal von dem Doctor Herz, dem allseitig geachteten Hofrath und Gatten der Schleiermacher'schen Freundin Henriette, als von „Kant's beschnittenem Zuhörer, welcher eine philosophische Bude aufgeschlagen hat". Mit der „Bude" wollte er auf die Vorlesungen hindeuten, welche Herz 1778 über Logik und Methaphysik hielt und die, nach einem Briefe Karl Lessing's an seinen Bruder, von dem Minister von Zedlitz, einigen Räthen und vielen andern Männern und jungen Leuten — auch der älteste Sohn Mendelssohn's war regelmäßig zugegen — besucht wurden.**) Ein anderes mal schreibt er Herder von einem jüdischen Studenten, Namens Elkaner, einem der besten Zuhörer Kant's, welcher von Sinnen gekommen ist: „Ich habe vor langer Zeit einige lateinische Stunden mit ihm gehabt, wir sind aber bald geschiedene Leute gewesen." Er verfehlt auch nicht mitzutheilen, daß dieser gestörte Kantianer, nach einem kurzen Aufenthalt in England, Christ geworden und später wieder in sein Haus gekommen sei.

In dem ebenerwähnten Briefe, in welchem Mendelssohn dem ihm an Charakter so verschiedenen Hamann die Freundschaft von vornherein aufkündigt, und welchen dieser für die treffendste Antwort auf sein Schreiben halten konnte, forderte er ihn auch auf Dienste zu nehmen, d. h. Mitarbeiter der „Literaturbriefe" zu werden, ohne gerade zu verstehen zu geben, daß sie dadurch ihren schönsten Schmuck erhalten würden.

Hamann ging auf diese Einladung nicht ein, das Schreiben Mendelssohn's mag ihn davon abgeschreckt haben. Er erwiderte mit Mendelssohn's Worten: „Die Güldenen Tage sind meines Glaubens nach nicht da, daß Mardochai und der böse Agagite — ein Beiname des biblischen Haman — sitzen und sich einander zutrinken werden. Die Güldenen Tage sind meines Glaubens nach nicht da, von welchen es heißt, daß in denselben die Pardel, welche den Triumphwagen des Bacchus ziehen, und die Böcke, die seine Weinberge verderben, ihr Lager miteinander theilen werden." ***)

*) Mit ihm war auch Mendelssohn bekannt, vergl. unsere Schrift: „Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze mit Hinblick auf Lessing", 161, (Leipzig, 1856).

**) Lessing's „Sämmtliche Werke" in der Lachmann'schen Ausgabe, XIII, 615 (Berlin, 1840).

***) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", V, 433; Hamann's Schriften, III, 134.

Somit war die Correspondenz zwischen Mendelssohn und Hamann nach einem kurzen Bestehen wieder geschlossen. Jener hat aus uns unbekannten Gründen nicht geantwortet, nichtsdestoweniger nahm Hamann an allem lebhaften Antheil, was seinen berliner Freund betraf. Die Stunde war gekommen, welche, wie Mendelssohn an seinen Freund Abbt schrieb*), die Muse des Abälardi Virbii (Hamann) ihm längst angekündigt hatte. „Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden sucht." Mendelssohn hatte im Juni 1762 seine Promet Guggenheim geheirathet und zu dieser Vermählung die herzlichsten Wünsche von Hamann erhalten. „Ich habe meine vermischten Empfindungen über die Vermählung des Herrn Moses nicht besser auszudrücken gewußt", heißt es in einem Schreiben Hamann's an einen Unbekannten, „als durch eine schwärmerische Parenthese und wünsche demselben im Namen einer herzlichen und redlichen Freundschaft bei seiner gegenwärtigen Verfassung so viel Zufriedenheit, daß aller Zorn der neun unbarmherzigen Schwestern, die man Musen nennt, dadurch vereitelt werden möge." **)

Hamann, welcher, um mit Gervinus***) zu reden, sich durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zu hundert Flugblättern zerstreuen und zersplittern ließ, und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confusen Belesenheit zu jenem springenden Stil in seinen Fragmentchen verführt wurde, den er selbst seinen Heuschreckenstil taufte, war selbst gegen seine Freunde grob, neckisch, tyrannisch und, erhielt er nicht die verlangte Ehre und Schmeichelei, aufs höchste gereizt. Seine Eitelkeit brachte ihn auch wieder gegen Mendelssohn auf. Dieser recensirte die wenige Wochen nach seiner Vermählung erschienenen kleinen Schriftchen Hamann's und tadelte das Gesuchte, Gekünstelte, das Räthselhafte und Geheimnißvolle seiner Schreibart. Er äußerte, daß dieser Schriftsteller, der vermöge seiner Eigenschaften einer der besten hätte werden können, durch die Begierde, ein Original zu sein, verführt, einer der schlechtesten und tadelhaftesten geworden sei. †) Man denke sich Hamann's Wuth! Er fühlte sich durch diesen in Mendelssohn's eigener Bescheidenheit vorgetragenen wohlgemeinten Rath klarer und deutlicher zu schreiben aufs tiefste verletzt und — sein neuester Biograph bricht seinem Schoskinde zu Gefallen über den ruhigen, wahrheitsliebenden

*) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", V, 259.

**) Hamann's „Leben und Schriften", I, 372 (Gotha, 1857).

***) Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", IV, 437.

†) Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", IV, 2, 403 fg.

Recensenten ohne weiteres den Stab. Ohne Scheu schreibt er nieder: „Nachdem Hamann das Unbestimmte, Schwankende, Schiefe und Willkürliche der von Mendelssohn so prätensionsvoll aufgestellten Theorie beleuchtet und dieselbe mit dem Hauche seines Witzes wie ein Kartenhaus umgeblasen hat, wendet er sich zu dem zweiten, die Anwendung dieser Grundsätze auf ihn enthaltenden Theile der Recension. Wenn man die Anmaßung und Selbstgefälligkeit beobachtet, womit Mendelssohn in dieser Recension gegen Hamann auftritt und ihm gute Lehren ertheilt, so scheint die kleine Züchtigung, die dieser ihn fühlen läßt, wahrlich sehr gelinde.“ *)

Um das Lächerliche und Anmaßende dieser Kritik gehörig würdigen zu können, möchten wir wol unsere Leser mit dem betreffenden Briefe Mendelssohn's selbst bekannt machen. Leider müssen wir dies hier unterlassen und können es auch, da sowol die musterhafte Bescheidenheit des berliner Recensenten als auch das Dunkle des Hamann'schen Stils bekannt genug sind. Aeußert doch Hamann's eigener Freund Jacobi, mit dem er, wie wir später sehen werden, gemeinschaftliche Sache machte, als es galt, den durch den Tod des Busenfreundes und durch den diesem vorgerückten Atheismus gedrückten und gekränkten Mendelssohn zu verdächtigen, einmal über ihn: „Ein wahres πᾶν ist dieser Hamann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus.“ **) Dieses Urtheil, welches zugleich ein vollständiges Charakterbild liefert, erscheint uns schon deshalb so bedeutungsvoll, weil es von einem Manne ausgeht, mit dessen Freundschaft Hamann im spätern Lebensalter nicht wenig prunkte und welcher auf Mendelssohn's Leben, oder besser gesagt auf seinen Tod einen nicht ganz zu verleugnenden Einfluß geübt hat.

Daß auch Hamann wie alle seine Zeitgenossen bei der von dem züricher Diakonus, dem schwärmerischen Lavater, Mendelssohn gestellten Zumuthung, zu thun, „was Sokrates gethan hätte, wenn er die dem Juden dedicirte Bonnet'sche Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte“, d. h. die Religion seiner Väter zu verlassen und das Christenthum anzunehmen, nicht ganz gleichgültig geblieben, läßt sich voraussetzen, wiewol in der Zeit des eigentlichen Kampfes er sich nicht darüber ausließ. Erst acht Jahre später meldet er Lavater: „Der Erfolg hat gezeigt, daß ein Mann, der Mosen und die Propheten hat, Ihrem Bonnet überlegen sein mußte, und es war daher ziemlich abzusehen, daß Sie aus dem ganzen Handel nicht so rein abkommen konnten als Ihr Widersacher.“ ***)

*) Hamann's „Leben und Schriften“, I, 387.

**) Hegner's „Beiträge zur Kenntniß Lavater's“, 210 (Leipzig, 1836).

***) Hamann's Schriften, V, 275.

Ebenso erregte der „Phädon“, dieses Meisterwerk deutscher Prosa, bei dessen Lectüre Karoline Flachsland selige Stunden verlebte, Hamann's Aufmerksamkeit. Er schreibt darüber an Herder: „Des Moses Mendelssohn's Vorrede zum «Phädon» habe ich eben durchgelesen und denke nur, daß solche schöner geschrieben als gedacht ist.“*) Die Vorrede mußte ihn, der selbst seine eigentlich literarische Laufbahn mit Sokrates eröffnet hatte, am meisten interessiren und er konnte nicht umhin, einer Darstellung, wie sie hier gefunden wird, alle Anerkennung zu zollen. „Ob Mendelssohn's «Phädon» verbessert ist“, heißt es in einem andern Schreiben an Herder, „weiß ich nicht; ich zweifle aber fast, daß er verbessert werden kann.“**)

Ob der launenhafte Hamann durch den „Phädon“ veranlaßt wurde, sich des „alten guten Freundes“, welcher ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Berlin so bereitwillig das Geld zur Fortsetzung seiner Reise vorgeschossen hatte ***), wieder anzunehmen? Nicht gering mag Mendelssohn's Ueberraschung gewesen sein, als er plötzlich im September 1770 †) einen Brief von Hamann erhielt, und noch dazu in dem Tone der innigsten Vertrautheit geschrieben: „Vergeben Sie es einem alten guten Freunde, der sich ehemals um Ihre Buhlschaft bekümmerte, daß er sich nach sieben oder zehn Jahren ein wenig Ihrer Vaterschaft annehmen darf. Wenn Sie Ihre Kinder lieb haben und für selbige noch die Plage der Blattern fürchten müssen, so tragen Sie keinen Augenblick Bedenken, sie dem geschickten und würdigen Manne, dem englischen Arzte anzuvertrauen, den ich hierdurch zugleich Ihrer sympathetischen, philosophischen und ästhetischen Denkungsart auf das nachdrücklichste empfehle. Gesetzt, daß Sie auch eben nicht neugierig wären, liebster Freund, sich um meine gegenwärtige Verfassung zu erkundigen, so werden Sie es theils meinem Mangel an Welt, theils meiner Hypochondrie zugute halten, mich hierüber zu erklären.“ Er gibt ihm kleinliche Details über seine Beschäftigung, seine Häuslichkeit und dergl. und schließt mit den Worten: „Ich besorge nicht, liebster Freund, daß Ihnen dieser vertrauliche Ton ekel und beschwerlich sein werde. Vergelten Sie mir bei einer müßigen Stunde mit gleicher Münze und lassen Sie mich auch etwas von Ihrer jetzigen Lage wissen.“

Mendelssohn antwortete nicht. Gerüchte über das Privatleben seines

*) „Herder's Lebensbild“, I, 2, 258 (Erlangen, 1846). Hamann's Schriften, III, 373.

**) „Herder's Lebensbild“, I, 2, 243.

***) Hamann's Schriften, III, 300.

†) Ebendaselbst, V, 3 fg.

Freundes mit dem „mastigen Körper“, über das Verhältniß, in welchem er zu seinem Bauermädchen gestanden, dessen „vollblütige, blühende und ebenso vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so vielen Eindruck auf ihn gemacht hatte“, mögen ihn davon abgehalten haben.

Im Juli 1778 sahen sich die beiden Freunde nach einer vierzehnjährigen Trennung zum ersten male wieder. Auf einer Reise nach Memel hielt sich Mendelssohn mehrere Wochen in Königsberg auf, wo sein Bild als das einer berliner Celebrität im Kanter'schen Buchladen neben denen Ramler's, Kant's und anderer schon seit 1768 einen Platz gefunden hatte. Sein erster Besuch galt seinem alten Kampfgenossen, dem „alles zermalmenden“ Kant. Ein Schüler dieses großen Philosophen, Kraus, welcher damals im Keyserling'schen Hause Hofmeister gewesen und später eine ordentliche Professur der Mathematik und der Philosophie an der königsberger Universität erhielt, theilte seinem Freunde von Auerswald die Anwesenheit Mendelssohn's mit: „Donnerstags kam Mendelssohn an, Sonntags ließ mich Kant zu sich rufen und sagte mir, Mendelssohn sei bei ihm gewesen und habe mit ihm unter anderm auch von mir gesprochen, ob ich nämlich nicht Professor in Halle an Maier's Stelle, der kürzlich gestorben, werden wollte. Zedlitz habe ihm (Mendelssohn) aufgetragen, einen zu der Stelle vorzuschlagen und er wolle es auf Kant ankommen lassen.“ *) Kaum sollte man es glauben, daß dieser Mann, welcher sich in seinem Geiste so weit über die gewöhnliche Menschenklasse erhoben hatte, doch mitten unter ihr stand, insofern auch er die in der Jugend aufgenommenen Vorurtheile über die Juden nicht zu besiegen verstand. Meinte er ja, daß alle ihre Kenntnisse und Talente sich nur um Ränke, Kniffe und Pfiffe drehten, daß alle Juden nur einen Judenverstand hätten! Ob er auch in seinem Glauben, dieses Volk hätte noch kein eigentliches Genie, keinen wahrhaft großen Mann aufzuweisen, noch verharrte, nachdem er Mendelssohn gesprochen? Sein Gebahren bei Errichtung des Mendelssohn-Denkmals, worauf wir wol ein ander mal zurückkommen, läßt dieses allerdings vermuthen, und doch schlug er es dem in Geschäftsangelegenheiten sich in Königsberg aufhaltenden jüdischen Philosophen sehr hoch an, daß er seinen Vorlesungen beiwohnte, wie dieses aus einem Briefe an seinen Schüler, den obenerwähnten Herz, deutlich hervorgeht: „Mendelssohn that mir gestern die Ehre an, zweien meiner Vorlesungen beizuwohnen, à la fortune du pot, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht gerichtet war.“ Ganz besonders wurde er von der Liebenswürdigkeit Mendelssohn's eingenommen, sodaß er in einem solchen Manne von so sanf-

*) Voigt, „Das Leben des Professors Kraus“, 68 (Königsberg, 1819).

ter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe diejenige Nahrung zu finden glaubte, der er so gänzlich entbehren mußte.*)

An einem Sonntag Nachmittag sprach Mendelssohn auch bei dem schwerbeladenen Schiffe der deutschen Literatur, wie Hamann von Jean Paul benannt wird, vor. Hören wir, wie Kraus darüber berichtet: „Nachmittags ging ich zu Hamann und fand auf dem Wege nahe an dem Rothen Krahn einen Menschen stehen, der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden erweichen konnte. Ich gehe zu ihm und sage: Ich habe gewiß die Freude, Herrn Mendelssohn zu sprechen. Sind Sie nicht Herr Kraus? antwortete er, wir gehen wol Einen Weg. Die Juden, die mit ihm waren, müssen ihm vorher gesagt haben, daß ich es sei. So gingen wir zu Hamann, wo eine Stube voll Bekannter und Unbekannter unserer wartete. Mendelssohn setzte sich in den Winkel, und ich mich neben ihn, denn Hamann glaubte, wir gehörten so am meisten zusammen; wir sprachen von diesem und jenem mit einer Sorglosigkeit, als wären wir miteinander erzogen worden. Er klagte auch, wie ich immer gern klage. Gute Laune, Herr Kraus, das ist besser als alle Medicin, antwortete er mir. Er hat wirklich viele Laune und einen schneidenden talmudischen Witz, der unter der Direction seines scharfsinnigen Verstandes durch und durch fährt, wo er ihn anbringt. Man muß mit ihm etwas vorsichtig sprechen, wie ich jetzt erst zu meiner Lehre und Reue erfahre."**) Für den damals in Mismuth und Unthätigkeit versunkenen Hamann war Mendelssohn's Besuch eine angenehme Zerstreuung, ja die einzige Freude, welche er während des ganzen Sommers genoß. „Ich habe mir ein Gesetz gemacht", schreibt er Lavater, „ihn alle Tage zu besuchen und habe mehr als eine süße Stunde mit ihm zugebracht, auch seine philosophischen Schriften bin ich während seines Hierseins durchgegangen und mit erneuertem Vergnügen Ihren beiderseitigen platonischen Briefwechsel.... Dieser Mann ist wirklich ein Salz und Licht unter seinem Geschlechte und er würde all sein Verdienst und Würdigkeit verloren haben, wenn er unsereiner geworden wäre wie Adam."***)

---

*) Kant's „Gesammelte Werke" (in der Rosenkranz'schen Ausgabe), XI, 37. Ueber Mendelssohn's Verhältniß zu Kant vgl. unsere obenangeführte Schrift „Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze", 149 fg.

**) Voigt, a. a. O., S. 69 fg. Sonderbar, daß dieser Mann mit dem klaren Verstande ein so schiefes Urtheil über den „Phädon" faßte (S. 264): „Wie wäre Mendelssohn's Phädon jemals zu der Celebrität gekommen, deren er sich erfreuet, wenn er nicht von der Unsterblichkeit der Seele, dieser erhabensten Angelegenheit aller Menschen handelte, und wenn er nicht von einem Helden, dem göttlichen Alten, Plato, geschrieben und von einem Juden, dem buckelichten Buchhalter, Mendelssohn, übersetzt wäre."

***) Hamann's Schriften, V, 275.

Erst Ende August 1777 kehrte Mendelssohn von seiner Reise nach Berlin zurück. Vier Wochen später sandte er Hamann seine Uebersetzung und Bearbeitung des „Koheleth“ und am 5. October richtete dieser sein letztes Schreiben an den berliner Freund: „Ich hatte gestern den Anfang mit Ihrem „Phädon“ auf meiner Loge gemacht, als ich von Hrn. Isaak David mit einem Gruße von Ihnen und Ihrem guten Reisegefährten überrascht wurde. Auch den 23. vor. Monats bin ich mit einem Briefe aus Leipzig und Ihrem Andenken daselbst erfreut worden, sowie den 22. ich und Häns chen Michel — Hamann's Sohn — mit Ihrem Koheleth zu seinem Eintritt ins neunte Jahr.“ *)

Mit welcher Rücksichtslosigkeit Hamann nunmehr dem „alten guten Freunde“ begegnete — dieses als die Kehrseite seines Verhältnisses zu Mendelssohn soll uns bei einer spätern Gelegenheit beschäftigen.

*) Hamann's Schriften, V, 252.

Heinrich Barth's afrikanische Reise.

In unserm Bericht über den ersten Band dieses berühmten Reisewerks (s. „Deutsches Museum“ für 1857, II, 341) sind wir Barth bis Tághelel in Damerghu gefolgt. Der zweite Band behandelt nur seine Reisen in den Sudangebieten von Katsena, Bornu und Adamaua. Alle diese Reiche liegen westlich und südlich vom Tsadsee, etwa zwischen dem 6. und 15. Grad nördlicher Breite und dem 7. und 15. Grad östlicher Länge von Greenwich. *)

Der schon seit längerer Zeit erschienene dritte Band handelt über den Zug nach Kanem, einer Landschaft, nordöstlich vom Tsadsee, die östlichen, begünstigten Thäler Kanems (Schitati), über Kriegsrüstungen gegen Mandara, die Grenzlandschaften der Schua, die Landschaft zwischen den Flüssen Benuë und Schari, die Reise nach und in Baghirmi, die Geschichte und Zustände der Bewohner Baghirmis, Dr. Overweg's Tod. Ferner gibt er in neun Anhängen Mittheilungen des verschiedensten Inhalts, unter andern eine Beschreibung der östlichen Theile Kanems nach Angaben der Eingeborenen, und einen Abriß der Geschichte von Wadai. Am Schluß jedes Bandes finden sich Bruchstücke von Barth's meteorologischem Tagebuch. Doch gehen wir den Inhalt der einzelnen Bände etwas genauer durch.

Der bedeutsame Tag, an welchem die drei europäischen Reisenden, einer frühern Verabredung gemäß, sich trennen wollten, nahte heran.

*) Der Unterschied zwischen Greenwich und Ferro ist bekanntlich 17° 40′.

Es war der 11. Januar 1851. Richardson wendete sich gegen Südost nach Kuka oder Kukaua, Barth gegen Süden nach Kano, und Overweg gegen Westen nach Gober und Maradi. In den ersten Tagen des April gedachten die Reisenden in Kuka wieder zusammenzutreffen. Barth setzte nun seine Reise allein fort und erreichte die Stadt Gosenakko. Interessant ist es zu erfahren, welche Arten von Delicatessen hier dem Reisenden geboten werden: „Nono" (saure Milch), „mai" (Butter), „dodoa" (ein vegetabilischer brauner Kuchen), „kuka", die jungen Blätter der Adansonia digitata, aus welcher eine Brühe gekocht wird, die man zum Fleisch oder andern Speisen genießt. Von Gosenakko aus wurde Barth veranlaßt nach Tessaua zu gehen, und da dies der erste größere Ort des eigentlichen Negerlandes war, welchen er betrat, so ist es wol am Platze, den Eindruck desselben hier wiederzugeben. Er sagt: „Ueberall waren mir die unverkennbarsten Beweise der behaglichen, freundlichen Lebensweise der Eingeborenen vor die Augen getreten. Mit allen ihren Bedürfnissen breiten sie sich behaglich aus: der Hofraum, von einem Zaun aus hohen Rohrmatten, „dérnen-sana", umgeben, schließt in gewissem Grade das Auge des Vorübergehenden aus, ohne doch dem Innern unbedingte Abgeschlossenheit zu leihen; nahe dem Eingang der schattige Platz unter der «runfa», zur öffentlichen Verhandlung der Geschäfte des häuslichen Lebens und zum Empfange von Fremden bestimmt; endlich die Hütte, theilweis nur aus Rohr — «gīdan-kāra» — aufs beste geflochten, theilweis in dem obern zugespitzten Theil aus Rohr, in den untern Theilen aus Lehm — «bángo» — gebaut, aber, aus welchem Material immer auch errichtet, stets warm und wohl abgeschlossen, zur Vertraulichkeit des Lebens geeignet — die ganze Wohnung von weitspannenden Bäumen beschattet und durch eine Menge Kinder, Ziegen, Hühner, Tauben in gemüthlicher Unordnung belebt, während da, wo etwas Wohlstand erworben ist, ein Pferd oder ein Packochse zu der lebendigen Staffage der Wohnstätte hinzukommt." Barth sagt weiter: „Mit diesem behaglichen Charakter der Wohnungen ist derjenige der Bevölkerung selbst in vollständiger Uebereinstimmung: ein heiteres Temperament, welches das Leben freudig genießt, eine sanfte Zuneigung zum weiblichen Geschlecht und Lust zum Gesang und Tanz, aber alles ohne widerlichen Exceß. Gewiß findet hier jedermann sein größtes Glück in einer hübschen Genossin, und sobald er einen kleinen Verdienst gehabt hat, fügt er seiner ältern eine jüngere Lebensgefährtin hinzu oder gibt auch der frühern einen Scheidebrief; nur die Reichsten haben mehr als zwei Frauen zur Zeit und der größte Theil der Bevölkerung eine einzige. Da viele der Einwohner Heiden sind, so ist das Trinken berauschender Getränke im allgemeinen nicht so streng verpönt, aber dennoch kommt Trunkenheit so gut wie nie vor. Diejenigen,

welche nicht zum Islam übergetreten sind, genießen ihre aus Sorgho bereitete «gia» nur in dem Maße, als dieselbe sie erheitert und die Freuden des Lebens mit leichtem Herzen genießen läßt." Aehnliche Schilderungen finden wir bei Brehm und andern über die Lebensweise der Neger des Ost-Sudan. Die schwarzen Heiden scheinen also in mancher Hinsicht die weißen Christen zu beschämen! Barth schätzt die Stadt Tessaua auf 10,000 Einwohner.

Nach Beseitigung mancher Hindernisse konnte Barth seinen Weg nach der Stadt Kátsena fortsetzen. Er passirte an der Straße die Stätte der einst großen Stadt Dánkama und gibt folgende Beschreibung von ihr: „Eine einzelne kolossale Kuka-Adansonia digitata, mit ihrem massenhaften blätterlosen Astwerk, die traurige, melancholische Erinnerung des Orts verkörpernd und gleichsam weinend über die Verödung der Stätte menschlichen Daseins, dessen entschiedene Fremdin sie ist, ragt über das stachelige Unterholz empor, welches, wie das gewöhnlich der Fall ist, die ganze «kufai» — Stadtstätte — dicht bedeckt. Sie bezeichnet die jetzt öde Stelle des Marktplatzes, der einst so voll von Leben war." Bevor Barth die Stadt Kátsena erreichte, wirft er einen kurzen Blick auf die Wichtigkeit des Salzhandels und der Salzkaravane, in deren einer Abtheilung er seine Reise zum Theil zurücklegte. Er schätzt die Gesammtzahl der Salzkaravane der Kēl-owī für jenes Jahr auf etwa 3500 Kameellasten und ihren Werth auf 150 Millionen Kurdi oder 60,000 spanische Thaler. Er sagt: „Wie klein aber immer jene Summe übermüthigen europäischen Handelsleuten erscheinen mag, so bedeutend ist sie im Völkerleben des innern Afrikas und breitet hier Leben und Behaglichkeit im weitesten Kreise aus." In Kátsena fand Barth leider nicht die beste Aufnahme. Man suchte ihn festzuhalten. Während seines Aufenthalts hatte er öfter Gelegenheit mit einem gewissen Bel-Rhēt zu reden. Von diesem wurde er eines Tages „Kofār" genannt, und wenn es auch nicht so böse gemeint war, so gab es doch häufiger Gelegenheit darüber zu reden; nachdem sich beide über den Begriff verständigt hatten, bemerkt Barth: „Der alte Mann, hocherfreut durch das, was ich ihm gesagt, schwor, daß er die Engländer und Preußen nicht länger Kofār nennen würde, daß ich ihm aber erlauben müsse, die „Mósko (Russen) so zu nennen, welche in der ganzen mohammedanischen Welt, bis ins Herz von Afrika hinein, ihrer Feindschaft gegen Stambul wegen wohlbekannt sind." Endlich gelang es Barth Ende Januar sich mit dem Statthalter von Kátsena zu verständigen und seine Reise fortzusetzen. In seinem Tagebuch unterbricht er seinen eigentlichen Reisebericht, d. h. die Mittheilung der kleinen, mitunter auch der unbedeutendsten wie bedeutenden Ereignisse und Ergebnisse seiner Reise durch die Geschichte und Beschreibung von Kátsena. Die

Stadt ist jetzt eigentlich nur ein großer von einer Mauer umgebener Raum, in dem der kleinste Theil bewohnt ist. Sie war während des 17. und 18. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung allem Anscheine nach die bedeutendste Stadt in diesem Theil von Sudan. Barth sagt: „Hier scheint die durch den Verkehr mit den Arabern hervorgerufene Civilisation ihren Höhepunkt erreicht zu haben; denn wie die Haussasprache hier den größten Reichthum an Formen sich erwarb und die schönste Art der Aussprache, so zeichneten sich auch die Bewohner dieser Stadt vor denen der übrigen Haussastädte durch feines Benehmen vortheilhaft aus." Dieses Emporium wurde im hartnäckigsten Kampfe durch die fanatisirten Fulbe oder Fellani, ein allmählich aus Südwest herandringendes Nomadenvolk, etwa um das Jahr 1807 endlich eingenommen und zerstört. Seit dieser Zeit zog sich der Handel nach Kano, das Barth nun auch erreichte. Kano war für den Reisenden eine wichtige Station. Seine Angaben über Manufactur und Handel in Kano sind ebenso interessant als wichtig. Der Haupthandel besteht in einheimischen Fabrikaten, besonders in Baumwollenzeugen, die in der Stadt selbst oder den umliegenden kleinen Ortschaften der Provinz aus einheimischer Baumwolle gewebt und mit selbstgezogenem Indigo gefärbt werden.

Die Ausfuhr von gefärbten Baumwollenwaaren aus Kano nach Timbuktu veranschlagt Barth auf 300 Kameelladungen zum Werth von 60 Millionen Kurdi. Die jährliche Gesammtausfuhr dieser Manufactur glaubt er aber zum Werthe von 300 Millionen Kurdi veranschlagen zu dürfen. Wichtige Handelsartikel sind ferner die Guro- oder Kolanuß, die Frucht der Sterculia acuminata. Sie ist den Eingeborenen ebenso zum Bedürfniß geworden wie uns Kaffee und Thee. Den Ertrag dieses Handels berechnet Barth auf 150—200 Millionen Kurdi im Jahre. Die Spedition des Natrons und der Salzhandel sind wichtige Handelszweige. Weniger bedeutend war der Elfenbeinhandel. Andere Handelsartikel sind Zucker, grobes Papier, Nadeln, Schwertklingen, Rasirmesser, Kupfer, Gold, Silber, Weihrauch und Gewürze. Die hauptsächlichsten europäischen Waaren, welche auf den Markt von Kano kommen, sind: gebleichter, ungebleichter und gedruckter Kattun von Manchester, französische Seide und Zucker, rothes Tuch aus Livorno und aus Sachsen, Glasperlen von Venedig, eine grobe Art roher Seide, sehr grobes Papier, Spiegel, Nadeln und Kurzwaaren von Nürnberg, Schwertklingen von Solingen und Rasirmesser aus Steiermark. Die Zahl der Bewohner der Provinz Kano soll einer Million sehr nahe kommen. Auch die vom Lande aufgebrachte Grundsteuer — „Kurdi-n-kassa" — ist nicht unbedeutend, sie soll etwa 90 Millionen Kurdi betragen. Doch außer dieser erhebt der Statthalter noch andere Steuern, z. B. die „Kurdi-n-

korōſi", eine Abgabe von 700 Kurdi von jedem Färbertopf, deren es mehr als 2000 gibt. Eine „Fitto" von 500 Kurdi von jedem Sklaven, eine jährliche Abgabe — „Kurdī-n-debino" — von 600 Kurdi von jedem Palmbaum, und eine kleine Steuer — „Kurdī-n-rafī" — von den auf dem Markt verkauften Vegetabilien, wie Dánkali (ſüße Kartoffeln) Goſa (Brotwurzeln), Riſſga und Rōgo (andere Arten eßbarer Wurzeln) u. ſ. w. „Die Autorität des Statthalters iſt nicht unumſchränkt, abgeſehen ſelbſt von der Berufung, welche einem Unterthan an den Oberherrn in Sókoto oder Wurno freiſteht, wenn er überhaupt mit ſeiner Klage ſo weit vordringt." Auch ſteht dem Statthalter eine Art Miniſterialrath zur Seite, den er in wichtigen Fällen zu Rathe ziehen muß. Für weitere Nachrichten müſſen wir auf das Buch ſelbſt verweiſen. Endlich gelang es Barth trotz Hinderniſſe und Krankheit am 9. März 1851 von Kano aufzubrechen. Er ahnte damals nicht, daß er den einen ſeiner Gefährten (Richardſon) nicht wiederſehen ſollte.

Richardſon war auf einem kürzern Wege direct auf Kuka zugegangen und in Nghurútua am 4. März geſtorben. Die nächſte Stadt, welche Barth erreichte, war Gérki, ein Ort von etwa 15000 Einwohnern, die ihrer diebiſchen Neigungen wegen berüchtigt ſind. Unweit dieſer Stadt verließ Barth das Hauſſagebiet und betrat das Bórnureich. Bald erreichte er Gúmmel, eine Stadt von etwa 12000 Einwohnern. Sie iſt der Hauptplatz für den ausgedehnten Natronhandel, zwiſchen Kúkaua und Múnio auf der einen und Nüpe oder Nyffi auf der andern Seite. Unſer Reiſender hatte in dieſer Stadt die große Freude und moraliſche Stärkung, Briefe aus Europa zu erhalten, brach am 17. März von hier nach Máſchena auf, das er auch am 20. März glücklich erreichte. Die nächſte Stadt war Búndi, ein Ort mit etwa 8—10000 Einwohnern und wenig Induſtrie. In der Nähe dieſer Stadt war es, wo Barth mit Vogel im Jahre 1854 zuſammentraf; am 24. März erfuhr er durch einen Araber aus dem Gharb (Marokko), daß Yakūb (Hr. Richardſon) geſtorben ſei, und am 27. März lagerte er in der Nähe von Nghurútua. Er ſchickte ſich alsbald an, das Grab ſeines Reiſegefährten aufzuſuchen, über das er dann Folgendes ſagt:

„Nghurútua, d. h. dieſes Nghurútua (denn es gibt, wie das ganz natürlich iſt, in Bórnu außerdem noch manche «an Flußpferden reiche Stätten» — das iſt die Bedeutung dieſes Namens —), war ehedem ein großer und berühmter Ort, iſt aber jetzt, wie die meiſten Nachbarſtädte, in Verfall gerathen. Die Stadt liegt etwa 2 Meilen nordöſtlich von Bandego, in einer ſich weit ausdehnenden graſigen Ebene oder vielmehr Savannah, die durch die Ueberſchwemmungen des Komádugu befruchtet wird und faſt ganz ohne Baumſchmuck iſt; die Stadt ſelbſt dagegen, wie das gewöhnlich der Fall iſt, wird reich beſchattet durch

viele weit sich ausbreitende Bäume, unter denen es neben den vorwiegenden Kornas und Bitos besonders einige schöne Ngábores (Sykomoren) gibt. Die Grabstätte des Christen war mit Gefühl unter einem dieser schönen Bäume gewählt; man hatte sie mit Dornenbüschen wohl beschützt und sie schien noch unversehrt zu sein. Die Eingeborenen wußten sehr wohl, daß es ein Christ sei, der hier gestorben und betrachteten das Grab mit einer Art Verehrung." Endlich am 2. April erreichte Barth die Hauptstadt Bornus, Kúkaua oder Kúka. Er schreibt: „Dies sollte ein bedeutender Tag werden, entscheidend für die ganze Richtung meiner Thätigkeit in diesen Gegenden. Ich sollte endlich die Hauptstadt des Fürsten erreichen, an den wir ausdrücklich gesandt worden waren, ja der eigentlich das Ziel des Unternehmens, wie es ursprünglich angelegt war, selbst bildete. Alles hing von seiner Neigung ab, Erfolg oder Fehlschlagen unsers fernern Unternehmens. Und wie näherte ich mich ihm! Ohne Mittel irgendwelcher Art, ohne Bevollmächtigung, im ärmlichsten Aufzuge!" Die Verhältnisse gestalteten sich indeß hier vortheilhaft genug. Barth erhielt ein für sich und seine Gesellschaft bereitgehaltenes Quartier und seine Aufnahme beim Scheich wie beim Vezier war sehr befriedigend. Drückend für ihn waren die Forderungen vieler von Richardson's Dienern, die ziemlich hohe Summen forderten (an 2000 Thlr.), während der beklagenswerthe Reisende nicht einen einzigen Thaler besaß. Es gelang ihm indeß, die Leute vorläufig zu beruhigen und durch sein taktvolles und festes Benehmen dem Vezier gegenüber wurde ihm das ganze Gepäck des Hrn. Richardson übergeben. Barth unterbricht hier seinen Reisebericht durch zwei sehr lehrreiche und interessante historische Kapitel: 1) Ueber die Glaubwürdigkeit und den allgemeinen Charakter der Geschichte von Bornu und 2) Tabellarisches Verzeichniß der Könige von Bornu oder der Ssaefua und Hauptereignisse ihrer jedesmaligen Regierungen. Diese Forschungen werfen zum Theil ein ganz neues Licht über die Geschichte und Geographie von Central-Afrika.

In dem neunten Kapitel schildert der Reisende die Persönlichkeiten, mit denen er hauptsächlich in Kuka verkehrte. Auch gedenkt er der Vorbereitungen seiner Reise nach dem Süden (nach Adamaua). Ferner sagt er einiges über die Topographie, die Geldwährung und die Bewohner von Kuka. Am 26. April machte Barth einen Ausflug von Ngórnu, einem in südöstlicher Richtung etwa 3½ Meile von Kuka entfernten Ort, nach dem Tsadsee. Aber lassen wir hier die eigenen Worte des Reisenden folgen. „Es war eine schöne, grasige Ebene, die sich in unbegrenzte Ferne auszubreiten schien; kein Baum, kein Strauch unterbrach die Fläche und auf diesen reichen Auen war nicht ein einziges lebendes Geschöpf zu sehen. Die Sonne fing schon an einen feurigen

Schleier über alles umher zu werfen, sodaß die Nähe des kühlenden Elements höchst wünschenswerth wurde.

„Nach einem Marsche von etwa zwei Meilen erreichten wir sumpfigen Boden und fingen an, unsern Weg durch das Wasser zu nehmen, das uns oft bis an die Knie reichte — das heißt zu Pferde. So erreichten wir das Ufer eines schönen Wassers, welches von Papyrusstauden und hohem Schilfrohr umgeben war, letzteres war 10—14 Fuß hoch. Das Dickicht war von einer Schlingpflanze mit gelben Blumen durchwachsen, die von den Eingeborenen „Bórbudje" genannt wird. Auf der Oberfläche des Wassers trieb eine Schwimmpflanze umher, die Pistia Stratiotes, wie ich glaube, die von den Bewohnern ganz bezeichnend die „heimatlose Fanna" genannt wird... Die Sonne schien nun mit großer Gewalt, aber eine leichte kühlende Brise kam über die weite Sumpflache daher und machte die Hitze erträglich. Wir hatten Wasser genug, um unsern Durst zu löschen, ja mehr als wir wirklich brauchten; denn wir durften uns nur niederbeugen, um vom Pferde aus das Wasser mit dem Munde zu erreichen, so tief ritten wir hinein. Doch war es sehr warm und voll Pflanzenstoff und daher keineswegs erfrischend; es ist ganz süß, so süß wie nur Wasser sein kann. Es scheint in der That ein bloßes Vorurtheil zu sein, welches in Europa zu dem Schlusse geführt hat, daß dies central-afrikanische Becken entweder einen Ausfluß haben oder Salzwasser enthalten müsse. Ich kann bestimmt versichern, daß es keinen Abfluß hat und sein Wasser doch ganz süß ist; ich kann auch nicht wohl begreifen, woher ein Salzgeschmack in einer Landschaft kommen sollte, die selbst kein Salz hat, in welcher der Kräuterwuchs so arm an salzigen Bestandtheilen, daß die Milch von Kühen und Schafen sehr geschmacklos und infolge dessen weniger gesund ist, und wo die Kameele nur durch eine gelegentliche Dose von Salz erhalten werden können."

Am 7. Mai kam auch Dr. Overweg in Kuka an und am 29. Mai trat Barth seine gefahrvolle Reise nach Adamaua an. Overweg gab Barth das Geleit bis zum Dorfe Pirtua, etwa 3 Meilen südlich von Kuka. Das nächste Ziel der Reise war Yola, die Hauptstadt einer ausgedehnten Provinz im Süden von Bornu. Von hier aus dachte unser kühner Reisender in der Richtung nach Südost weiter vorzudringen. Diese Absicht scheiterte leider oder im andern Sinne vielleicht richtiger Dank der unfreundlichen Aufnahme, welche Barth bei dem Statthalter in Yola fand, indem er ihm nicht einmal einen längern Aufenthalt in der Hauptstadt gestattete, sondern ihm sogleich wieder die Rückreise empfahl. Barth zog krank und mit schwerem Herzen, seinem Vorhaben in so bestimmter Weise ein Ziel gesetzt zu sehen, ab, und doch glauben wir, daß der unfreundliche Statthalter, ohne es zu wollen, unserm Rei-

senden vielleicht das Leben gerettet, denn krank und schwach wie Barth war, dürfte er schwerlich den schädlichen Einflüssen der Regenzeit, die ihren Höhepunkt so ziemlich erreicht hatte, widerstanden haben; aber wir können den moralischen Schmerz des braven Forschers in diesem Falle auf das lebhafteste mitfühlen. So erfolglos manchem die Reise erscheinen mag, so ist sie dennoch von der größten Wichtigkeit und von einem unabsehbaren Erfolge begleitet, durch die höchst wichtige Entdeckung der Flüsse Benue und Faro, über die wir am Schluß sprechen werden. Hier noch einiges über das dem Leser gewiß nicht sehr bekannte Adamaua. Der frühere Name dieser Landschaft war Fúmbinā. Adamaua ist ein ganz neuer Name, der dem Lande zu Ehren des Mallem Adama, des Vaters des gegenwärtigen Statthalters, gegeben ist. Barth sagt: „Dieser unternehmende Heerführer gründete zur Zeit des Sultan Bello mit Erfolg ein neues mohammedanisches Reich auf den Ruinen mehrerer heidnischen Königreiche, deren bedeutendstes das von Kokomi war. Gewiß ist der Name Adamaua nicht ganz gleichbedeutend mit Fúmbinā, indem es im eigentlichen Sinne diejenigen Theile des Landes begreift, welche wirklich unterworfen und gewissermaßen colonisirt sind.“ Yola selbst ist eine ganz neue Ansiedelung, die frühere Hauptstadt war Gurin. Am 27. Juni passirte Barth auf seiner Rückreise den Benuë zum zweiten male. Am 24. Juli erreichte er glücklich, wenn auch mit geschwächter Gesundheit, die Hauptstadt des Bornureichs, Kukaua, wo er in ehrender Weise wieder empfangen wurde. Barth hatte guten Grund zu vermuthen, daß der Fluß Benuë (Mutter der Gewässer) der obere Lauf des Tschadda sei und da der Tschadda der mächtigste Zufluß des Kuāra oder Niger ist, so hatte Barth, wenn sich seine Vermuthung bestätigt, einen bessern Zugang zum Herzen Afrikas aufgefunden als die beschwerliche und gefährliche Wüstenstraße. Barth berichtete von Kukaua aus an die englische Regierung und forderte sie auf, ein Schiff auszusenden und die gehegte Vermuthung zu untersuchen. Das ist wie bekannt später geschehen und diese Vermuthung ist auf das glänzendste zur Wahrheit geworden. Dr. Baikie gelangte vom Guineabusen aus am 28. September 1854 bis in die Gegend von Dulti, das in directer Entfernung etwa $3\frac{1}{2}$ Meile von Yola westlich liegt. — Acht Ansichten nach Barth's Skizzen, drei Karten und viele Holzschnitte sind dem Leser eine willkommene und belehrende Beigabe für diesen zweiten Band.*)

*) Inzwischen ist außer dem dritten auch der vierte und fünfte Band erschienen, womit das Werk abgeschlossen ist. Wir kommen auf dieselben später zurück. D. Red.

Literatur und Kunst.

Münchener Vorlesungen.

Die Sitte, Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände vor einem gemischten Publikum zu halten, die anderwärts, namentlich in England und Nordamerika, seit langem eingebürgert ist und hier zu den wichtigsten Factoren der öffentlichen Bildung gehört, ist bei uns von verhältnißmäßig ziemlich jungem Datum. Allerdings wurden schon zu Anfang des Jahrhunderts von den Anhängern der damaligen romantischen Schule einzelne derartige Versuche gemacht: doch hielten dieselben sich, dem gesammten Charakter der Romantik entsprechend, in ziemlich engen Kreisen und wandten sich weniger an das Publikum im ganzen und großen, als vielmehr an gewisse literarische und politische Coterien, die dadurch in ihrer Einseitigkeit nur immer mehr bestärkt wurden. Für das größere Publikum kam diese Art der Unterhaltung und Anregung erst mit dem Anfang der vierziger Jahre in die Mode, also genau zu derselben Zeit, wo jenes politische Interesse, das in diesem Augenblick wieder so lebhaft aufflammt, sich zuerst in weitern Kreisen entwickelte. Daß diese Gleichzeitigkeit kein bloßer Zufall, sondern daß hier dasselbe geistige Bedürfniß nach Befriedigung rang, liegt auf der Hand und ebenso wenig darf es als ein Zufall betrachtet werden, daß es gerade Berlin war, die Hauptstadt Preußens, desjenigen Staats also, dessen politische Entwickelung den meisten und entscheidendsten Einfluß auf das übrige Deutschland ausüben sollte, wo diese Vorlesungen zuerst Wurzel schlugen. Seitdem haben sie sich so ziemlich über ganz Deutschland verbreitet, besonders in nachmärzlicher Zeit, wo sie gewissermaßen als Ersatz dienten für die politische Theilnahme, die, nach jähem Auflodern, ebenso rasch wieder unterdrückt und erloschen war. In diesem Augenblick dürfte es kaum eine irgend namhafte Stadt in Deutschland geben, wo nicht zur Winterszeit ein oder das andere mal geputzte Herren und Damen zusammenkommen, um sich von einem wohlbekannten Redner eine Stunde lang über diesen oder jenen wissenschaftlichen Gegenstand unterhalten — oder nach Umständen auch nicht unterhalten zu lassen. Ob und was die Wissenschaft dabei gewinnt, ist eine Frage, die billigerweise gar nicht aufgeworfen werden sollte, da eine wirkliche Förderung der Wissenschaft ja überhaupt nicht in der Absicht dieser Vorlesungen liegt noch liegen kann. Vielmehr kann und soll ihr Zweck nur ein culturhistorischer sein; nicht die Wissenschaft selbst soll gefördert, nur die bisher unbetheiligten Massen sollen ihr zugeführt, nicht neue Forschungen sollen angestellt, nur die vorhandenen Resultate möglichst weiten Kreisen überliefert werden. Allein auch über diesen culturhistorischen Werth der hier in Rede stehenden Vorträge und wie weit die einzelnen Leistungen der Idee des Ganzen entsprechen, läßt sich nur schwer urtheilen, und zwar um deshalb, weil, mit geringfügigen Ausnahmen, die bei weitem größere Mehrzahl dieser Vorträge sich an der beschränkten Oeffentlichkeit der eben anwesenden Zuhörerschaft genügen läßt und es verschmäht, sich auf dem Markt der Literatur zu präsentiren. Nun möchten wir nach den meisten uns bekannt gewordenen Proben freilich nicht behaupten, daß das ein besonderer Verlust

für die Literatur: allein nur um so mehr haben wir es anzuerkennen, wenn einmal der Versuch gemacht wird, dasjenige, was zunächst nur zum mündlichen Vortrage in einem kleinen Kreise bestimmt war, auch einem größern Publikum zugänglich zu machen und wenn dieser Versuch sowol dem Publikum wie der Literatur selbst zum Vortheil ausschlägt. Beides ist der Fall bei den „Wissenschaftlichen Vorträgen, gehalten zu München im Winter 1858", die soeben in einem stattlichen Octavband bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienen sind. Das Buch ist auch darum interessant, weil jene münchener Gelehrten, deren Berufung seinerzeit soviel von sich reden machte und die gleichsam das „neue München" repräsentiren, hier zu ersten mal in einer Art von geistiger Gemeinsamkeit auftreten; es fehlt unter den Rednern fast keiner der Namen, an welche die neue Aera der bairischen Hauptstadt sich knüpft, und auch von den ältern einheimischen Gästen haben einzelne sich theilnehmend angeschlossen. Natürlich sind die Vorträge nicht alle von gleichem Werth und noch weniger haben sie alle dasselbe Interesse für das Publikum. Eins aber darf man allen nachrühmen: das ist die gebildete, allgemein verständliche und ansprechende Form nebst einem gewissen freien Schwung des Geistes, der von der Regsamkeit der betreffenden münchener Kreise die günstigste Vorstellung erweckt. Der Richtung unserer Zeit gemäß nehmen die naturwissenschaftlichen Stoffe in diesen Vorträgen die erste Stelle ein; Ludwig Seidel belehrt seine Zuhörer „Ueber Lichtverhältnisse am Sternenhimmel", Professor Bischoff spricht „Ueber den Unterschied zwischen Mensch und Thier", Ph. Jolly „Ueber die Wärmequellen der Erde", Dr. Max Pettenkofer „Ueber die atmosphärische Luft in Wohngebäuden", Fr. Knapp „Ueber Kaffee, Thee und ähnliche Genußmittel", während Justus von Liebig, der eigentliche Großmeister dieser wissenschaftlichen Tafelrunde, sein berühmtes Thema „Ueber Verwandlung der Kräfte" abhandelt. Aber auch Geschichte und Literaturgeschichte sind nicht ganz leer ausgegangen. Zwar die Geschichte im eigentlichen Sinne ist nur durch einen Redner vertreten, allein dieser eine ist Heinrich von Sybel; seine vier Vorträge „Aus der Geschichte der Kreuzzüge" stehen mit gutem Grund an der Spitze der ganzen Sammlung, indem sie in der That zu dem Vorzüglichsten gehören, was dieselbe bietet. Literargeschichtliche Themen haben Friedrich Bodenstedt, Paul Heyse und Franz Löher behandelt. Letzterer gibt ein lebensvolles und anziehendes Bild der ältesten deutschen Dichterin, der bekannten Nonne Roswitha und ihrer Zeit. Die Abhandlung ist mit der Gründlichkeit geschrieben und athmet dabei den frischen, gesunden Sinn und die Liebenswürdigkeit, die alles auszeichnet, was aus der Feder dieses Schriftstellers hervorgeht. Nur den poetischen Werth der Nonne Roswitha und ihrer Dichtungen scheint er uns denn doch ein wenig zu hoch anzuschlagen; der Verfasser dieser Zeilen hat sich mit der interessanten Erscheinung dieser dichtenden Klosterfrau ebenfalls seit Jahren mit Vorliebe beschäftigt, muß aber bekennen, von der poetischen Tiefe und dem Geist, welchen Hr. Löher ihr nachrühmt, nur wenig verspürt zu haben, namentlich ist ihm ihr Heldengedicht auf Otto den Großen, das zwar Hr. Löher selbst nicht mit dem berühmten Epos des Firdusi zu vergleichen wagt, bei dem ihm aber Firdusi doch wenigstens einfällt, immer nur wie ein richtiges Versgeklingel vorgekommen. Friedrich Bodenstedt schildert „Marlowe und Greene als Vor-

läufer Shakspeare's, während Paul Heyse eine Reihe von Uebersetzungen aus den Gedichten des Vincenze Monti mittheilt, eines italienischen Dichters der Neuzeit, der bisher in Deutschland nur wenig gekannt war. Die Rechtswissenschaft, die sonst in dem Ruf einer besondern Trockenheit steht und sich deshalb nur selten zu derartigen Vorträgen vor einem größern Publikum herbeiläßt, findet sich hier ebenfalls durch drei Vorträge vertreten, unter denen Bluntschli's Abhandlung „Ueber den Rechtsbegriff" sich durch Neuheit und Tiefe der Gedanken auszeichnet. Der Culturgeschichte gehören zwei unter sich sehr verschiedene Vorträge an: Franz von Kobell bietet in etwas lockerer Form „Jagdhistorisches über Raubwild", während W. H. Riehl sich über „Die Volkskunde als Wissenschaft" verbreitet. — Wenn wir übrigens kürzlich in irgendeinem Blatte gegen diese Vorlesungen den Vorwurf ausgesprochen fanden, als ob die lebendigen Interessen der Gegenwart darin vernachlässigt wären und als ob es ihnen überhaupt an jenem Pathos fehle, der den Zuhörer unwiderstehlich dahinreißt, so ist die Thatsache an sich zwar richtig, aber der Vorwurf selbst scheint uns doch nur übel angebracht, indem dabei der Zweck dieser Vorträge sowie die eigenthümlichen Bedingungen, unter denen sie gehalten wurden, vollständig übersehen ist. Ganz gewiß gibt es noch eine andere Beredsamkeit, als hier entwickelt wird, eine Beredsamkeit, welche die Massen packt und mit sich fortreißt und die sich dann allerdings auch anderer Stoffe und anderer Interessen bemächtigen wird. Aber „Eines schickt sich nicht für alle". Diese Vorträge wurden in Anwesenheit des Hofes vor einem Publikum gehalten, zusammengesetzt aus der feinsten und auserlesensten Gesellschaft der Stadt; einer solchen Zuhörerschaft gegenüber versteht sich eine gewisse kühle Zurückhaltung, eine gewisse Eleganz und Vornehmheit des Tones ganz von selbst. Dieser Ton der höhern Gesellschaft aber, wir wiederholen es, ist in diesen Vorträgen sehr glücklich getroffen, und wie sie die Zuhörer angeregt und befriedigt haben, so werden sie ohne Zweifel auch jetzt, da sie als Buch vorliegen, in eben diesen Kreisen ein zahlreiches und dankbares Publikum finden. R. P.

Geschichte.

Von dem bekannten biographischen Sammelwerke „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien soeben der zehnte Band. Derselbe steht seinen Vorgängern, die sich seit Jahren in der Gunst der Lesewelt festgesetzt haben, weder an Mannichfaltigkeit des Inhalts noch an Reichthum des Interesses nach. Allerdings hat das Werk, wie wir das auch schon bei einer frühern Gelegenheit andeuteten, im Laufe der Zeit eine etwas andere Richtung eingeschlagen, als wol ursprünglich in der Absicht des Herausgebers lag: die Geschichte ist nicht reich genug an „geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen", oder wenn sie auch dergleichen noch besitzt, so fließen doch die betreffenden Quellen nicht mit hinreichender Ergiebigkeit, um ein zehnbändiges Werk damit anzufüllen, und so hat der Herausgeber, trotz der großen Belesenheit, mit der er gerade diese mysteriösen Regionen der Geschichte beherrscht, sowie trotz der sichtbaren Vorliebe, welche er für dieselben hegt, sich

dennoch allmälig genöthigt gesehen, den ursprünglichen Plan seines Werkes dahin zu erweitern, daß es vielmehr eine Galerie interessanter historischer Persönlichkeiten und Ereignisse im allgemeinen geworden ist, auch ohne daß denselben etwas Räthselhaftes oder Geheimnißvolles anhaftet. Natürlich wird der Werth der Sammlung dadurch nicht im mindesten herabgesetzt; es gibt der interessanten Persönlichkeiten und denkwürdigen Begebenheiten, die es verdienen, in die richtige kritische Beleuchtung gerückt zu werden, noch immer genug, als daß wir dem kundigen Führer nicht mit Vergnügen folgen sollten, auch wenn seinen Mittheilungen der Zauber des Geheimnißvollen und Abenteuerlichen mangelt. Einen noch höhern Reiz würde das Buch allerdings erhalten, wenn der Herausgeber ein wenig mehr Sorgfalt auf die Darstellung verwenden möchte, die im ganzen etwas Trockenes und Einförmiges hat und jener dramatischen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit entbehrt, mit welcher z. B. englische und französische Schriftsteller dergleichen Gegenstände zu behandeln wissen. Allein vermuthlich hält der deutsche Gelehrte es unter der Würde seiner Wissenschaft, seinem Stoffe durch eine pikantere Darstellung nachzuhelfen, und da das Werk ja übrigens soviel Verdienstliches hat, so wollen wir über diesen Punkt nicht weiter mit ihm rechten. — Auch in dem vorliegenden Bande sind es hauptsächlich die Biographien allbekannter und historisch zur Genüge festgestellter Persönlichkeiten, welche die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln. Die bedeutendste darunter ist der Feldmarschall Münnich, der Günstling Peter's des Großen, der Eroberer der Krim, der nach mannichfachem Schicksalswechsel und nachdem er unter der Kaiserin Elisabeth mehr als zwanzig Jahre hindurch in Sibirien das bittere Brot der Verbannung gegessen hatte, 1765 als 85jähriger Greis zu seinen Vätern versammelt ward. Das wichtigste Ereigniß in dem Leben Münnich's, eben jene Katastrophe, durch welche er von der Höhe der Macht und des Einflusses in das Elend der Verbannung geschleudert ward, fand schon in einem frühern Bande der Sammlung (vgl. die Abhandlung über General Ostermann im 9. Bde.) eine erschöpfende Darstellung; die vorliegenden Mittheilungen beschäftigen sich hauptsächlich mit den glänzenden Kriegsthaten, durch welche Münnich seinen Namen verherrlichte, sowie mit einer Würdigung seiner geistigen und moralischen Eigenschaften, die im ganzen zu seinen Gunsten ausfällt und einen erfreulichen Beweis für die Unparteilichkeit und kritische Sorgfalt des Bearbeiters liefert. Nicht ganz dieselbe Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Urtheils hat derselbe in der Biographie des Generals Thielmann an den Tag gelegt. Dem größern Publikum ist General Thielmann vorzugsweise dadurch bekannt, daß er im Sommer 1813 bald nach der Schlacht bei Lützen das Commando der Festung Torgau, die damals bekanntlich noch zum Königreich Sachsen gehörte, eigenmächtig niederlegte und zu den Verbündeten übertrat, in deren Reihen er sodann mit Glück und Auszeichnung kämpfte, namentlich in dem Feldzuge von 1815, an dessen raschen und glänzenden Resultaten dem General Thielmann der wesentlichste Antheil gebührt, insbesondere durch das Gefecht bei Wavre, wo er dem überlegenen Feinde mit einer Ausdauer und Hartnäckigkeit widerstand, ohne die auch der glorreiche Tag von Waterloo möglicherweise einen ganz andern Ausgang genommen hätte. Daß ein solcher eigenmächtiger Schritt, wie ihn General Thielmann that, da er die ihm anvertraute

Festung Torgau verließ, verschiedenartigen Beurtheilungen unterliegt, ist natürlich, und in der That wird es keinem unparteiischen Beurtheiler einfallen, ihn von allen Uebertreibungen und Fehlgriffen freizusprechen. Ebenso unzweifelhaft aber ist es auch, daß das Hauptmotiv, welches Thielmann leitete, ein durchaus reines und patriotisches war, und dies nicht mit dem gehörigen Nachdruck hervorgehoben zu haben ist ein Vorwurf, den wir dem Verfasser der vorliegenden Biographie nicht ersparen können. Ueberhaupt gibt sich in dem ganzen Aufsatze eine gewisse Gereiztheit kund, die uns um so mehr befremdet hat, als die Verhältnisse und Umstände, welche dieselbe ehedem vielleicht gerechtfertigt hätten, jetzt, nach anderthalb Menschenaltern, längst überwunden sind, und scheint uns daher der Eifer, mit dem hier alte längst verharschte Wunden wieder aufgerissen werden, nicht eben am Platze. Wir begreifen, wie zur Zeit der Theilung des Königreichs Sachsen ein altsächsisches Herz von Schmerz und Grimm über das Schicksal seines engern Vaterlandes erfüllt sein konnte; wenn dieser Lokalpatriotismus aber noch jetzt, nach bald funfzig Jahren und nachdem jene Wunden längst geheilt, ja nachdem sie für alle Betheiligten ein unleugbarer Segen geworden, sich Luft zu machen sucht, und zwar in einer solchen Weise, daß darüber selbst die glorreiche Erhebung der Freiheitskriege herabgesetzt und angezweifelt wird, so scheint uns das, um wenig zu sagen, ein sehr übel angebrachter Anachronismus. — Aus dem übrigen Inhalt des Buches heben wir namentlich die Fluchtgeschichte des Joseph Pignata (mitgetheilt von Dr. Schweizer in Stuttgart) hervor, eines Italieners aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, der „wegen Ketzerei" von dem geistlichen Gerichte zu Rom in Untersuchung gezogen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt ward, aus dem er sich mit großer Anstrengung und Geschicklichkeit und unter den mannichfachsten Abenteuern glücklich errettete. Der Flüchtling, der übrigens bei alledem ein guter Katholik war und die Vorschriften und Gebräuche seiner Kirche aufs sorgfältigste beobachtete, gelangte auf seiner Irrfahrt nach Norddeutschland und fand hier, namentlich in Braunschweig, Hannover und andern Orten vielfache Theilnahme und Unterstützung. Ueber seine fernern Schicksale ist nichts bekannt; erst einige zwanzig Jahre später, vielleicht erst nach seinem Tode, erschien eine von ihm verfaßte Geschichte seiner Gefangenschaft und Flucht, aus welcher das hier Mitgetheilte geschöpft ist. Die Geschichte Pignata's hat nicht ganz den Reiz des dramatisch Spannenden und Wunderbaren, wie etwa die Fluchtgeschichte Casanova's oder andere ähnliche Abenteuer, ist aber immerhin unterhaltend genug und gewinnt den Leser überdies durch die Zurückhaltung und Bescheidenheit, mit welcher der Held der Geschichte von sich selbst spricht und die dann zugleich die beste Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung ist. Aus dem Tagebuche eines sächsischen Edelmanns, Wolfgang von Berbisdorf, der unter den Fahnen Georg von Frondsberg's focht, wird eine lebhafte und anschauliche Schilderung der Eroberung und Plünderung Roms durch den Connetable von Bourbon im Jahre 1525 mitgetheilt. Unter der Ueberschrift „Sächsische Staatsgefangene" theilt der Herausgeber eine Nachricht zu der im zweiten Bande der gegenwärtigen Sammlung enthaltenen Geschichte der Festung Königstein mit, die ihm von kundiger Hand zugegangen und in der sich allerhand interessante Notizen über mehr oder minder bekannte Persönlichkeiten der sächsi-

schen Geschichte befinden. Aufgefallen ist uns dabei die große Masse von evangelischen Geistlichen, die in den Jahrhunderten zunächst nach der Reformation wegen angeblicher Irrlehren oder sonstiger Verstöße gegen das eben herrschende Kirchenregiment in den Kerker geworfen wurden, den sie häufig nur verließen, um ihre wirkliche oder vermeinte Schuld mit dem Leben zu büßen. Wahrlich, wir haben keinen Grund, der katholischen Kirche ihre Unduldsamkeit und Verfolgungssucht vorzuwerfen; auch jenes „eiserne Papstthum" der lutherischen Kirche, wie Thomasius es nannte, hat es an Verfolgungen und Hinrichtungen nicht fehlen lassen und auch seine Geschichte ist mit Blut und Thränen geschrieben. — Einige kleine Aufsätze übergehend, unter denen die Geschichte einiger englischen Sonderlinge die Leser ergötzen wird, machen wir schließlich nur noch auf die Nachträge aufmerksam, welche G. A. Iverson in der Form eines an den Herausgeber gerichteten Sendschreibens zur Jugendgeschichte der russischen Kaiserin Katharina I. liefert; die Würdigung derselben müssen wir freilich genauern Kennern der russischen Geschichte überlassen, als wir uns zu sein rühmen. R. P.

Correspondenz.

Aus Prag.*

December 1858.

— 3. Das vielbesprochene Radetzky-Denkmal steht nun seit einigen Wochen enthüllt vor uns und gestattet uns, seitdem die Festlichkeiten der Einweihung vorübergerauscht sind, eine ruhige Betrachtung. Doch zuerst über diese Festlichkeiten ein kurzes Wort. Dieselben haben gewissen Zeitungscorrespondenten Veranlassung gegeben zu breitspurigen Schilderungen; wer ihnen persönlich beigewohnt und sich dabei einen klaren und nüchternen Sinn bewahrt hat, der möchte den Mund wol etwas weniger voll genommen haben. Das Fest galt, wie das ja auch wol ganz in der Ordnung ist, mehr dem durch das Monument verherrlichten Helden als dem Monumente selbst; es war ein wesentlich militärisches Fest, durch welches die Regierung den zahlreich versammelten Soldaten gleichsam zeigen zu wollen schien, zu welchem Gipfel der Ehren der österreichische Soldat es durch Disciplin und Tapferkeit bringen kann. Die Stadt betheiligte sich an der Feierlichkeit durch Festvorstellungen im Theater, Festbälle und andere officielle Festlichkeiten, von denen jedoch keine geeignet und auch wol keine darauf abgesehen war, die Theilnahme der Massen zu erwecken. Den meisten Nutzen von der ganzen Herrlichkeit hatten unsere Gewerbtreibenden, denen der Aufwand, der bei diesen Festlichkeiten herrschte, einen langentbehrten Zuspruch verschaffte, und demnächst unsere Armen, die bei dieser Gelegenheit mit namhaften Wohlthätigkeitsacten bedacht wurden.

Aber nun zu dem Monumente selbst! Jedenfalls ist unsere Stadt durch dasselbe um ein Denkmal reicher geworden; ob auch um ein wirkliches Kunstwerk, das freilich ist eine andere Frage. Schon der Standort des Denkmals ist schlecht gewählt; fast auf jedem andern Platze würde dasselbe sich

vortheilhafter ausgenommen haben als auf dem kleinseitner Ringe, dessen unförmige, stillose und dabei viel zu nahe beieinander stehende Gebäude eine freie Betrachtung gar nicht gestatten. Auch in Betreff des ästhetischen Eindrucks, den das Denkmal auf den Beschauer hervorbringt, sind die Stimmen sehr getheilt; man kann die Verdienste, die „Vater Radetzky" sich um die österreichische Monarchie erworben hat, sehr hoch schätzen und doch die Stellung eines römischen Triumphators, in welcher der Sieger von Novara hier erscheint, sowol für diesen selbst wie für seine militärische Umgebung sehr ungeeignet finden. Ein merkwürdiges Schicksal ist es übrigens, daß die beiden Künstler, denen wir das Denkmal vorzüglich verdanken, die Vollendung desselben nicht mehr erlebt haben; Joseph Max, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Emanuel das Modell zu dem Denkmal verfertigt, starb bereits 1855, der wackere Meister Burgschmiet in Nürnberg aber der den Guß leitete, schied im vorletzten Sommer, sodaß die Vollendung des Monuments dem Bruder des erstern und dem Schwiegersohn des letztern anheimgefallen ist.

Von noch nachhaltigerm, aber freilich auch von minder günstigem Erfolge als diese Enthüllung des Radetzky-Denkmals waren die Enthüllungen begleitet, welche, wie ich bereits in meinem letzten Briefe erwähnte, von einem hiesigen Blatte in Betreff der altböhmischen Handschriften gemacht wurden. Als Vertheidiger dieser ältesten Denkmäler der czechischen Literatur trat besonders der berühmte Geschichtschreiber Franz Palacki in die Schranken; seinen historischen Beweisen für die Echtheit der angegriffenen Documente traten Professor Hattala mit philologischen, der Chemiker Hanek aber mit chemischen Gründen bei. Doch nehmen sämmtliche drei Herren in dem Streite zwischen Deutschthum und Czechenthum eine zu extreme Stellung ein, als daß ihrer Beweisführung ein unbedingter Glaube zu schenken wäre, und so ist die Angelegenheit denn noch in diesem Augenblick in der Schwebe.

Ungleich erfreulicher als diese unfruchtbare literarische Fehde sind die Erleichterungen, welche unsere politischen Zeitungen durch die neuerlichst erfolgte Ermäßigung des Journalstempels erfahren haben. Allerdings hat auch diese Maßregel, durch welche die Regierung vermuthlich zeigen wollte, daß es ihr bei Einführung des Journalstempels keineswegs um eine Beschränkung der Presse zu thun gewesen, gleich allen menschlichen Einrichtungen ihre zwei Seiten; sie ist der Presse ebenso günstig wie ungünstig. Denn während die Steuerlast der politischen Blätter, welche für auswärtige Zeitungen nicht weniger als 4 Neukreuzer für die Nummer ausmachte, auf die Hälfte vermindert ward, werden jetzt auch die nichtpolitischen Zeitungen des In- und Auslandes, sofern sie wenigstens einmal wöchentlich erscheinen, zu der Steuer herangezogen. Das ist ein Schlag, den die in Oesterreich erscheinenden, blos durch die Billigkeit ihres Preises sich haltenden Kreuzerblätter schwerlich aushalten werden. Um diese wäre es nun auch nicht weiter schade, wohl aber werden durch den Stempel auch eine Menge guter Wochenblätter des In- und Auslandes betroffen, die durch ihren gediegenen Inhalt bisher den günstigsten Einfluß ausgeübt haben; der Abonnementspreis dieser Blätter, unter denen einzelne wie z. B. die Keil'sche „Gartenlaube" und Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" sich in Oesterreich einen bedeutenden Leserkreis erobert hatten, wird durch diese neue Maß-

regel um mehr als einen Gulden erhöht. Nichtsdestoweniger müssen wir die Maßregel willkommen heißen als einen Act der Gerechtigkeit, insofern dadurch die nichtpolitischen Blätter, die bisher vor den politischen außer der Stempelfreiheit auch noch den Vorzug hatten, daß sie politische Nachrichten als Miscellen, stempelpflichtige Ankündigungen aber als Reclamen bringen konnten, den letztern gleichgestellt werden — und bekanntlich ist Gerechtigkeit die Grundlage alles öffentlichen Lebens und Verkehrs.

Von literarischen Neuigkeiten, die unserer Stadt ihren Ursprung verdanken, habe ich heute nur eine zu erwähnen: das Leben Friedrich von Gentz', das Schmidt-Weißenfels in 2 Bänden bei Kober und Markgraf hierselbst herausgegeben hat. Das Buch ist, ohne gerade von besonderer wissenschaftlicher Tiefe zu sein, doch durch die gewandte Darstellung, die den Verfasser überhaupt auszeichnet, in hohem Grade geeignet für jene gemischten Kreise, für welche es auch offenbar von dem Verfasser selbst bestimmt ward. Gleichzeitig ist in demselben Verlag ein anderes ebenfalls zweibändiges Werk desselben Verfassers erschienen; dasselbe führt den Titel „Charaktere“ und bringt eine Anzahl literarischer Porträts und Schilderungen, die bereits früher in den von Schmidt-Weißenfels herausgegebenen „Kritischen Blättern“ abgedruckt waren. Für unsere musikalischen Winterfreuden mag es als gute Vorbedeutung gelten, daß sie mit einem Gastspiel der Frau Möller begannen, einer vortrefflichen Sängerin vom Hoftheater zu Braunschweig, die infolge des ungewöhnlichen Beifalls, welchen sie bei unserm schwer zu befriedigenden Publikum erlangte, von unserer Theaterdirection für das seit dem Abgang der Frau Dustmann-Meyer nur dürftig besetzte Fach der Primadonnen angestellt worden ist. Von neuen Stücken hat nur das historische Lustspiel „Die Anna-Liese“ von Hermann Hersch einen wirklichen Erfolg davongetragen. Dasselbe behandelt die Jugendliebe des „Alten Dessauer“ in einer Weise, als hätte der Verfasser eine Parodie von „Kabale und Liebe“ beabsichtigt; die Composition des Stücks zeigt von seltener Bühnengewandtheit und auch Charakteristik und Sprache erheben dasselbe weit über das dramatische Mittelgut des Tags. Allerdings machten gewisse kritische Stimmen unserer Tagespresse den nichtsweniger als ehrenhaften Versuch, das Stück mit einem mittelalterlichen „Hep Hep“ zu beseitigen; allein das unparteiische Publikum hat sich für den Verfasser entschieden und so wird er diese Angriffe, die nur den niedrigen Standpunkt beweisen, welchen die Presse bei uns zum Theil noch einnimmt, ja wol verschmerzen können.

Aus München.

Januar 1859.

D. Zwar stehen die Räume, in denen unsere große Kunstausstellung stattfand, seit Monaten verödet und das ganze Ereigniß gehört nur noch der Geschichte an. Allein gerade in letzterer Hinsicht ist es so wichtig und wird sich, hoffen wir, so folgereich erweisen, daß Sie mir wohl gestatten, auch jetzt noch auf diesen Gegenstand zurückzukommen und den vor einigen Wochen abgebrochenen Faden meiner Berichte zu Ende zu führen. — In meinem letzten Briefe besprach ich die Genremalerei; wenden wir uns jetzt zum Porträt. Dasselbe war der Anzahl nach nur schwach vertreten: doch zählten einige der hierher gehörigen

Bilder zu den edelsten Schätzen der Ausstellung. Wir beginnen mit den berliner Meistern, unter denen Magnus mit einem meisterhaften Porträt von Jenny Lind hervorleuchtet; bei großer edler Einfachheit der Auffassung ist hier, ohne alle künstliche Idealisirung, die höchste Vergeistigung erreicht. Auch sein Thorwaldsen und Felix Mendelssohn sind voll edler Wahrheit, während der liebenswürdige Componist in der Auffassung von Hensel bei etwas deutlicher Idealisirung allerdings bedeutender, künstlerischer erscheint. Ausgezeichnet ist ferner die Reihe von berliner Künstlern und Gelehrten, welche Karl Begas in tiefer und lebenswarmer Charakteristik uns vorführt (Alexander von Humboldt, Cornelius, Rauch, Gottfried Schadow); ebenso Johannes von Müller von Oskar Begas. Das treffliche Bild seiner Schwester von Gustav Richter haben wir bereits früher hervorgehoben. Aus Düsseldorf hatten wir zwei meisterhafte weibliche Brustbilder von Karl Sohn und zwei gleich vortreffliche männliche Porträts, darunter das des Malers Lessing; Kraft und Leben zeichnen sie aus. Röting hat die Maler Achenbach und Leutze in sprechenden Zügen wiedergegeben; neben diesen bleiben noch Winterwerb, Leutze, Nießen und Hildebrandt zu nennen, und aus Dresden Moritz Müller. Aus Wien sind die lebenstreuen Bilder von Decker und Aigner zu rühmen und insbesondere die mit großer Sauberkeit und vollendeter Technik gemalten Sachen von Schrotzberg, deren blühende reiche Farbe und sprechende Aehnlichkeit insbesondere auf den Bildern des kaiserlichen Paares hervortritt, wiewol der Tadel, daß in der Auffassung der Kaserin das Streben nach gefälliger Aehnlichkeit die Majestät der Herrscherin auch bis auf die leiseste Andeutung verdrängt hat, wohl begründet ist; eine Kaiserin würde in dem lieblichen Bild gewiß niemand vermuthen.

Eine reiche Zahl von guten Porträts hat München aufzuweisen; wir erinnern nochmals an die in Treue und saubersten Formenfeinheit vollendeten Bilder von Dürk und die Porträts der hannoverschen Königsfamilie von Friedrich Kaulbach. Von Stieler war (außer einigen ältern und von älterer Methode beherrschten Bildern aus dem bairischen Königshaus) noch ganz zuletzt ein Porträt von Tieck eingetroffen, in dessen Auge viel seelenvolles Leben liegt. Voll liebenswürdigsten Ausdrucks und naiver Anmuth ist eine Gruppe von drei Kindern von Helisena Girl und das Porträt der Freifrau von Freyberg, das sie uns selbst hinterlassen, zeigt den Adel und die zarte Reinheit, die wir in ihren Bildern verehren, auch in dem Antlitz der Künstlerin. Die Namen Correns und Lauchert waren in einer Reihe von sprechenden und fein gemalten Bildern vertreten.

Mit geringerer Befriedigung können wir die Leistungen auf dem Gebiet der religiösen Malerei überschauen, von denen wir einige der besten bereits bei Besprechung der Historienmalerei charakterisirt haben. Wir wollen hier nicht den großen Principienstreit erneuern, wiefern es überhaupt gesunde Kunst sei, sich heutzutage sowol in der Anschauung als zum Theil in der Darstellungsweise um ein paar Jahrhunderte zurückzuschrauben. Wer sich dieser Richtung zuwendet, der soll sich bis ins Innerste prüfen, ob er es aus wahrer Nothwendigkeit des Seelenbedürfnisses, ob er es von ganzem Herzen thut. Denn es ist eine Thatsache — und die Ausstellung lehrt es in einer größern Anzahl von Beispielen als erfreulich ist — daß auch schöne Talente kranke und unwahre Bilder produciren oder höchstens todte

Copien, wenn sie ohne lebendigen Trieb diesen Weg einschlagen. Häufig geschieht es, wie dies schon den großen Italienern ergangen ist, daß wahre Talente bei solchen theologischen Problemen unvermerkt die geistliche Tendenz verlassen und statt kirchlicher menschlich-schöne Bilder malen, die dann oft zu den schönsten Stücken von Historie und Genre zu zählen, aber freilich keine religiösen Bilder mehr sind. Die religiösen Bilder der Freifrau von Freyberg zeigen, wie auch in weiblicher Anschauung diese Stoffe häufig in einfach schöne Menschlichkeit übergehen und dann oft von reinster Wirkung sein können. Um jedoch nicht misdeutet zu werden, wollen wir sogleich die herrlichen, unvergleichlich schönen Zeichnungen zu den Evangelien von Overbeck als wahre Perlen der Ausstellung hervorheben; hier ist eine Innigkeit und Reinheit der Auffassung und eine einfache Schönheit der Zeichnung, fern aller Süßlichkeit, die aller modernen Religionsmalerei ein edles Muster vorhält. Unter Bezugnahme auf unsere frühern Berichte können wir uns hier kurz fassen und mit Erwähnung der in der Farbe etwas süßen aber in den Linien sehr edeln von Engeln getragenen „Heiligen Katharina" von Mücke und des bekannten Bildes von Schadow: der „Quell des Lebens" schließen.

Etwas länger wird uns das mit der größten Zahl von Bildern vertretene Gebiet der Landschafts- und Architekturmalerei aufhalten. Hier ist das Contingent namhafter berliner Künstler auffallend klein; der „Hafen von Havre de Grace" von Krause, Winterlandschaften von Hildebrandt (wie die Gemälde von Blechen nicht ohne Manier) sind zwar sehr schön, aber sehr wenig. Dagegen ist Karlsruhe in unverhältnißmäßiger Fülle vertreten, da die Landschaften von Schirmer allein die Zahl von 70 — sage siebenzig — überschreiten. Dabei sind die großartigen stilisirten „biblischen Landschaften" von edler Einfachheit und Großheit zum Theil doppelt in Zeichnung und in Farbe ausgestellt; von seinen übrigen heben wir den „Auszug auf die Wanderschaft", den „Wasserfall", „Sonnenblick", „Bergsturz von Plurs", „Eingang zur Via mala" und die „Ueberschwemmung" hervor; wirkungsvolle Farbenbehandlung und energischer Ausdruck des Charakters ist diesen Bildern besonders eigen. Auch die Waldlandschaften von Katzsch und die Bilder aus dem Werrathal von Frommel sind höchst lobenswerth. Nur den Schirmer'schen Bibellandschaften vergleichbar sind die vortrefflichen Landschaftscartons zur Odyssee von Preller aus Weimar, von phantasiereicher und charakteristischer Composition. Von Dresden nennen wir vor allen die originellen Landschaften aus Montenegro von Kummer, die norwegische Landschaft von Dahl, die Morgenlandschaft von Friedrich, die Abendlandschaft von Ludwig Richter und italienische Seebilder von Rebell. Unter den Düsseldorfern trägt Meister Andreas Achenbach mit seinen herrlichen Seestücken voll Kraft und Wahrheit den Preis davon (hohe Flut bei Ostende, holländische Landschaft). Sehr schön in der Farbe sind die italienischen Landschaften von Oswald Achenbach. Jungheim hat seine Stärke in der Darstellung von Parklandschaften, Gude in norwegischen Partien; Weber charakterisirt die vier Tageszeiten Nacht, Morgen, Mittag und Abend mit feiner Empfindung, Bromeis (in Kassel) italienische Landschaften mit Geist und Wärme; eine Marine von Mevius (Schiffbruch an der ligurischen Küste) steht an Formvollendung und Wahrheit den besten Achenbach's

gleich; der Namen Rollmann, Leu, Leonhardy und Becker haben wir auch rühmlichst zu erwähnen. Steinkopf und Funk von Stuttgart bringen jener eine schöne stilvolle italienische, dieser eine stimmungsvolle Herbstlandschaft, Bernhard Fries von Heidelberg sehr formenreine italienische Bilder, Roller aus Zürich einen allerdings mehr zum Genre gehörigen Abzug von der Alm mit ganz ausgezeichneter Viehstaffage. Sehr fruchtbar ist die wiener Schule an trefflichen Landschaften; von feinster, saubersten Technik sind die Bilder von Holzer, voll hoher Poesie und inniger Stimmung die „Schloßruine" und der „Abend im Walde" von Grefe, während die biblischen Landschaften von A. Wörndle sich durch stilvolle Haltung auszeichnen; etwas grell aber wirkungsvoll ist der Pinsel von Gurlitt. Außer ihnen haben wir zu erwähnen die schönen Bilder von Böscher, Baroni, van Haanen, Seelas, Raffalt und Steinfeld. Jedoch nicht nur das Meiste, sondern wol auch das Beste wird in der Landschaft neben Düsseldorf von den Münchenern geleistet, wie Sie schon bei bloßer Erwähnung der folgenden Namen zugeben werden: Karl Rottmann, dessen hellenische Bilder unsere Pinakothek verherrlichen, der wie kein anderer das Eigenthümliche jener südlichen Länder in Himmel, Land und Meer erfaßt und wiedergegeben hat (wir erinnern nur an die „Bucht von Aulis" und den „Golf von Bajä"), und der zugleich mit so hochpoetischer Empfindung die Schönheit deutscher Landschaft auszudrücken verstand (Hohe Göhl, Salzburgerthal). Der Name „Zimmermann" ist als ein vierblätteriges Kleeblatt des Talents rühmlichst bekannt; wir heben von Albrecht Zimmermann (jetzt in Mailand) hervor den „Hohen Göhl", den „Obersee" und „Hintersee" voll Poesie und Stimmung, den herrlichen „Sonnenuntergang" und insbesondere sein jüngstes Werk: den „Krimlwasserfall", ein Bild von mächtiger Wirkung, von Max Zimmermann die „Herbstlandschaft". Christian Morgenstern ist der unübertroffene Meister von Mondlicht und Wasser, auf dessen Geheiß die Wellen bald feuchte Märchen erzählen wie sanfte Kinder, bald wie zürnende Riesen sich verderblich aufbäumen; sein „Sturm an der Küste von Helgoland", der „Wasserfall Houg-Foß", die „Mondnacht an der italienischen Küste" sind davon herrliche Zeugen. Aber auch die Reize stiller Thäler und grüner Höhen weiß er zu belauschen („Partie am Ammerthal, Gegend bei Dachau, Vogesen"). Heinlein, der Beherrscher pittoresker Großartigkeit, hatte mit seinen imponirenden Landschaftsgedichten fast allein ein ganzes Cabinet ausgefüllt; was an der Methode der früher herrschenden sogenannten historischen oder stilisirten Landschaft Berechtigtes war, finden wir in der schwungvollen Auffassung Heinlein's geläutert wieder: der „Königssee", „Gossausee" und das „Oetzthal" sind bekannte Meisterwerke, denen sein jüngstes Bild: die „Auffindung des halbzerfallenen Juvavium" an Großartigkeit noch voransteht. Zwengauer, den seine charakteristische Farbengebung zum Sprichwort gemacht, bringt außer den feingefühlten vier Tageszeiten noch eine größere Abendlandschaft voll Glut und Wahrheit; die Landschaften aus dem bairischen Gebirg von Haushofer sind wahre Muster von reiner Zeichnung und voll innigster Gemüthspoesie. Durch Feinheit und Milde zeichnet sich Spengel aus, während in Bürkel's „Alme" und besonders in seinem „Wintermorgen" die Stimmung unübertrefflich ist. Die orientalischen Landschaften von August Löffler sind zumal in der Farbe und in der Composition vor-

trefflich. Außer diesen haben wir noch der Namen Schleich („Isargegend“, vollendet in Farbe und Wahrheit), Robert und Richard Zimmermann, Millner, Langko, Steffan, Lange und Kurt Baade mit Lob zu erwähnen. Wenn wir die Entwickelung der Landschaftsmalerei von Anton Koch an, der, den Idealismus der damaligen Historie auf die Landschaft übertragend, nur in edeln einfachen Linien den Charakter des Bildes zu geben sucht und darüber das Detail der Naturwahrheit völlig vernachlässigt, weiter verfolgen, so finden wir anfänglich in den Bildern von dem ältern Reinhard, von Rebell und Katel diese Richtung noch ziemlich consequent vertreten (obwol schon mit mancher Hinneigung zu einer mehr getreuen Naturauffassung), die auch in den hellenischen und griechischen Bildern von Roß noch nachwirkt. Dagegen wenden sich Marco von Wien (herrliche Ansicht von Rom), Helmsdorf von Karlsruhe, Rhoden in Rom und Ernst Fries von Baden schon viel entschiedener im Studium der Farbe des Details und der Stimmung einem gewissen Realismus zu, dessen Berechtigung in der Landschaft noch viel größer ist als in der Historie, denn die Landschaft kann und soll die ästhetische Idee nur als Stimmung und Empfindung geben und hierzu ist die Illusion der Naturtreue unerlaßlich.

Gerade die Geschichte der Landschaftsmalerei ist höchst lehrreich in diesem Punkt. Denn hier sieht jedermann, daß die modernen Bilder eines Morgenstern oder Haushofer z. B. erst recht fähig sind, das Ideale in der Stimmung auszudrücken, gerade weil sie realistisch, d. h. bis ins Detail naturgetreu sind; die liebevollste Versenkung in realistisches Detail hat hier erst recht die Darstellung des Idealen ermöglicht, das sich in diesem Gebiet freilich mehr als Gefühl denn als Gedanke äußert. Von der Landschaft gilt ganz vorzugsweise der Satz, auf den wir später zurückkommen müssen. Wahre Schönheit ist nur schöne Wahrheit. In diesem Gebiet waren also die von der Stilisirung zur Wahrheit und Treue ablenkenden Bilder der Dorner und Wagenbauer in München, der Dahl und Friedrich in Sachsen ganz entschiedene und fruchtbringende Fortschritte: Karl Rottmann hat gezeigt, wie sich die Vorzüge beider Richtungen aufs glücklichste vereinen ließen, und in der Landschaft sehen wir bereits die reichen Folgen jener fruchtbringenden Wechselwirkung realisirt, die wir in der Historie noch von dem Kampf der Gegensätze zu erwarten haben.

Die Landschaften machten allein fast die Hälfte aller ausgestellten Bilder aus. Dies Uebergewicht erklärt sich zum Theil daraus, daß die dazu erforderliche Anlage deshalb die am weitesten verbreitete ist, weil die hier zur Producirung des Idealen erforderliche geistige Potenz sich am meisten im Gebiet der Unmittelbarkeit, der Empfindung, Stimmung und gemüthvollen Zartheit halten kann, wobei dann Treue und Fleiß, die Erbtugenden deutschen Geistes, mehr noch als in andern Gebieten zur Vollendung beitragen können. Dies sowie das angeborene Naturgefühl der Deutschen mag Grund sein, daß wir der Landschaft, wie sie in der Ausstellung vertreten ist, neben dem quantitativen Reichthum, zwei andere Preise zuerkennen müssen: in keiner andern Branche sind Kunstwerke vorhanden, welche nach Vollendung und Einheit von Inhalt und Form dem Ideal der Malerei so nahe stehen und in keiner andern Branche ist andererseits eine tüchtige ehrenwerthe

Mittelmäßigkeit so häufig und die absolute Schwäche und Talentlosigkeit so selten.

Ein hoher Grad von Vollendung ist auch von der Architekturmalerei erreicht, welche jedoch in ungleich geringerer Fülle vertreten war, was sich aus der größern Schwierigkeit der Technik nicht allein erklärt; offenbar sind auch die hierfür organisirten Talente seltener. Von den Berlinern bleibt dem genialen Schinkel der Preis geistvollster Auffassung und hohes Lob vollendeter Technik den Bildern von Gräb. Die Aquarellen von Werner in Rom, die ihren Stoff meist aus Italien und zwar aus Venedig nehmen, sind von meisterhafter Farbenpracht und echter Charakteristik, während Gerhardt von München bei Behandlung der gleichen Stoffe in der liebevollen und poesiereichen Darstellung des Innenbaus bis ins feinste Detail Vollendetes leistet. Auch Neher von München hat seine Stärke in der innigen Behandlung des Details und in der Composition, jedoch besonders der Außenansichten. Wenn wir nun erwägen, daß die schönen Bilder von Schwendy (Rouen und Berchtesgaden), die brillanten Venetianerstücke von Gail, die saubern, feingemalten Spanier von dem jungen Gärtner sämmtlich München angehören, so dürfen wir den Reichthum unserer Schule auch nach dieser Seite hin billig rühmen. Aus Wien ist Grefe durch eine reiche Zahl von vortrefflichen Aquarellbildern mittelalterlicher Kirchen von Oesterreich und einige vollendete Oelbilder von Thomas Ender mit trefflichen Bildern aus Italien und Tirol vertreten.

Zum Beschluß unsers Berichts über die Malerei der Ausstellung geben wir einige Zahlennotizen, die, an sich interessant genug, noch die besondere Aufgabe haben sollen, für manche unserer obigen Behauptungen als Beleg zu dienen. Die Berechnung ist so genau, als sie nach der Natur der Sache und nach den nicht ausreichenden Angaben des Katalogs sein konnte.

Die Ausstellung enthielt an Werken der Malerei (Oel, Carton, Aquarell, Radirung, Kupferstich, Lithographie und Photographie) 1762 Nummern, an Plastik 138, an Architekturstücken 310, zusammen also 2210 Nummern. Davon kommen in der Malerei (Oel, Carton, Aquarell) auf München 829, Wien 272, Düsseldorf 190, Dresden 104, Berlin 82, Rom 81, Frankfurt 29, Karlsruhe 22, Hamburg 16, Heidelberg und Nürnberg je 14, Darmstadt 11. Betrachten wir die Ausstellung nach den verschiedenen Gebieten der Malerei, so fanden wir an Landschaften 514, Historie 248, Genre 246, Religionsmalerei 230, Porträt 156, Architektur 112, Thierstück 48, Stilleben 17. Was an der hieraus sich ergebenden Summe von 1571 gegenüber der obigen Zahl von 1762 fehlt, wird durch die Rubriken Kupferstich, Lithographie, Photographie rc. ausgefüllt. Und da in diesen nachbildenden Künsten das Uebergewicht der Landschaft wieder ein sehr bedeutendes ist, so ergibt sich das bereits obenangedeutete Verhältniß dieser Branche zu den übrigen von selbst. Von höchstem Interesse ist es schließlich, die Zahl der Künstler in den einzelnen Hauptkunststädten, im ganzen und in ihrer Vertheilung auf die Zweige der Malerei, wie sich diese nach dem Katalog erweist, zu betrachten; dabei haben wir auf die nachbildenden Künste und auf alle Zahlen unter 5 keine Rücksicht genommen. Hiernach treffen folgende Zahlen auf München: Landschaft 60, Genre 39, Historie 35, Plastik 30, Religion 19, Porträt 18, Architektur 18, Thierstück 14, im ganzen 233; auf Wien: Landschaft 29, Genre 21, Historie 16, Porträt 10,

Religion 8, Summa 84; Berlin: Historie 12, Landschaft 9, Genre 9, Plastik 6, Porträt 5, Religion 5, Architektur 5, Summa 51; Düsseldorf: Landschaft 18, Genre 17, Historie 10, Religion 5, Summa 50; Dresden: Historie 10, Landschaft 8, Porträt 7, Plastik 7, Summa 32; Rom: Historie 11, Landschaft 9, Religion 5, Summa 25. Der Katalog führt 648 Namen auf.

Aus Paris.

December 1858.

K. S. Wo ist Frankreich? Wo ist das Frankreich, welches nicht müde wird, sich seines geistigen Vorrangs in der Welt zu rühmen und bei jeder Gelegenheit theuer und heilig versichert, daß es an der Spitze der modernen Civilisation steht? Die einen sagen: „Es ist todt"; die andern sagen: „Es schläft nur und hat ein unheimliches Alpdrücken, das es im Erwachen von sich schütteln wird." Was uns betrifft, halten wir das Prophezeien in unsern Tagen für ein zu mühseliges und wenig lohnendes Handwerk, als daß wir uns demselben hingeben möchten. Das neue Element, welches nun in das Völkerleben so mächtig hineingreift, das industrielle, welches dem Laufe der Dinge eine neue Richtung anweist, verwirrt alle bisherigen Berechnungen und wirft alle gewonnenen historischen Erfahrungen über den Haufen, indem es als ungekannten Factor ungekannte Ergebnisse in Aussicht stellt. Die tiefste Einwirkung unter den christlichen Völkern muß die Industrie auf diejenigen lateinischen Ursprungs ausüben, weil sie durch Natur und Erziehung derselben widerstreben und weil sie so vieles von ihren Verhältnissen, ihren Einrichtungen, ihren Gewohnheiten und Neigungen wegzuräumen haben, um ihr Platz zu machen, während den germanischen Stämmen für derlei Unternehmungen Sinn und Geschick angeboren sind und sie es waren, welche dieses neue Element zu einer herrschenden Gewalt entwickelt haben. Frankreich hat viel Mühe, um in diese neue Bahn einzulenken, seinen militärischen Geist von abenteuerlichen Gelüsten zurückzuhalten und an ein bescheidenes geordnetes Walten und Wirken zu gewöhnen. Aber es arbeitet unausgesetzt an seiner Umwandelung, als folgte es einem unabänderlichen Gesetze; das Bürgerthum gewinnt täglich an Ausdehnung und Kraft, das ist statistisch nachgewiesen und erklärt sich außerdem leicht aus der industriellen Bewegung der Zeit.

Nun thut aber dem Bürgerthum vor allem Sicherheit noth, Sicherheit nach außen wie nach innen, nach oben wie nach unten, Sicherheit der Person, des Eigenthums, des Hauses; das Bedürfniß, die Leidenschaft des Bürgers, die Bedingung seiner Existenz und seines Gedeihens ist eine wahre Gesetzlichkeit, die vor allem in dem kaiserlichen Frankreich fehlt, und so gelangt man zu dem Schluß, daß die Zunahme des Bürgerthums die Abnahme der bonapartistischen Herrschaft bedeute.

Dem sei wie ihm wolle, für den Augenblick zeigt sich eine geistige Erschlaffung, eine Indifferenz in Frankreich, namentlich eine Productionsunfähigkeit, eine Zerrüttung der Gewissen, eine Demoralisation der Gedanken und Anschauungen, daß man glauben möchte, der Bonapartismus wirke störend auf alle geistigen Functionen des Landes, sodaß es weder

denken noch fühlen, noch glauben, noch sich begeistern, noch sich ereifern kann. Ein Proceß, gegen den Grafen Montalembert von der Regierung eingeleitet, bot in seinem Verlaufe Momente so niederschlagender Art dar, daß manches feste Vertrauen in die Zukunft Frankreichs erschüttert wurde.

In der Wochenschrift „Le Correspondant", seinem Organe, ließ der Graf Montalembert einen Artikel erscheinen „Un debat sur l'Inde au parlement anglais", welcher den ausgesprochenen Zweck hatte, das protestantische England dem katholischen Frankreich näher zu bringen, das parlamentarische Leben, wie es in England gepflogen wird, zu verherrlichen, und der außerdem einige allgemein gehaltene Anspielungen auf die gegenwärtige Atmosphäre in Frankreich enthielt. Hr. von Montalembert spricht in dem Artikel von dem Schweigen, welches seinem Lande aufgelegt ist, von den ehrlosen Zwischenträgern der Vorzimmer und erklärt, daß er ein Lebensbad auf dem freien Boden Englands zu nehmen geht, wenn die verderblichen Miasmen daheim ihn zu ersticken drohen. Auf diese Andeutungen hin, welche gewiß nicht staatsgefährlich und gleichwol das Verbrecherischste in dem Artikel sind, wurde der Graf Montalembert mitsammt dem Géranten der Zeitschrift wegen Aufreizung zum Hasse und zur Verachtung der Behörden, wegen Verletzung der Rechte des Kaisers, die ihm von der Verfassung zuerkannt worden, wegen Angriffe auf das allgemeine Stimmrecht, ja sogar wegen Aufreizung zum Hasse und zur Verachtung der Bürger untereinander angeklagt, was selbst dem Generalprocurator zu stark vorkommen mußte, da es mit dem ganzen Wesen des Artikels im Widerspruche steht, weshalb es denn auch bei der gerichtlichen Verhandlung zurückgezogen wurde.

Als diese Anklage gegen den Grafen Montalembert im „Moniteur" erschien, war Paris im höchsten Grade überrascht. Die Wenigen, welche den bezichtigten Artikel in dem wenig verbreiteten Organ des Katholicismus gelesen hatten, mochten nicht begreifen, wie die Behörde eine so gemäßigte, die Dinge kaum berührende Sprache vor Gericht zu stellen sich entschließen konnte; vergebens suchten sie sich diese übertriebene Strenge der Regierung zu erklären einem Manne gegenüber, der nicht gefährlich genug ist, um die Furcht, nicht unbesonnen genug, um den Zorn herauszufordern, und dessen Stellung in der Gesellschaft, dessen Namen, dessen Talent und Bildung einige Rücksicht verdienen und auflegen, und das alles in einer Zeit, da der Bonapartismus etwas liberale Schminke aufzulegen für gut findet und sich von den französischen Zeitungen zu einem Befreiungskriege in Italien aneifern läßt.

Die den Artikel nicht gelesen hatten, wunderten sich, daß ein Mann wie der Graf Montalembert, der nur zu Leuten spricht, die einen Wink, eine Andeutung verstehen, mit solcher Schärfe hervorgegangen sein sollte, um sich einen politischen Proceß, d. h. unter den jetzigen Umständen eine sichere Verurtheilung zuzuziehen und sich in die Reihe derjenigen stellen zu lassen, welche vermöge der sogenannten Sicherheitsgesetze durch bloße ministerielle Verordnung ohne gerichtliches Urtheil internirt, des Landes verwiesen und deportirt werden können.

Der erste Eindruck dieses Schlages, von welchem der Graf Montalembert getroffen wurde, war offen gestanden ein mehr befriedigender als empörender. Bekannt mit dem Gang der Regierung, zählte man gelassen den

einen Fall zu den vielen andern Fällen und empfand eine gewisse Genugthuung darüber, daß das Schicksal diesmal einen Mann erreicht hatte, der kaum populär gewesen, als er in der Pairskammer Worte der Freiheit gesprochen, und der unpopulär geworden, seitdem er für die Unterdrückungsgesetze in die Schranken getreten, seitdem er die Republik geküßt und verrathen, nachdem er dem Staatsstreich vom 2. December die Hand gereicht hat, die er freilich bald wieder zurückzog.

Nach und nach jedoch überwand man den ersten Eindruck und es machte sich eine verschiedene, um nicht zu sagen entgegengesetzte Anschauung des ministeriellen Einschreitens gegen den berühmten Redner von ehemals geltend. Man las den beinzichtigten Artikel und jeder, dem die Verhältnisse einen Rest von Würde, von patriotischer Gesinnung gelassen, fühlte mit der eigenen Erniedrigung die des Landes durch diese Willkür der Verfolgung, durch dieses Wüthen gegen jeden Gedanken ohne kaiserliche Livrée. Die Misbilligung griff um sich, gewann alle gebildeten Kreise, sowie die der Beamten und Offiziere und der Graf Montalembert wurde plötzlich zum Gegenstand der wärmsten Theilnahme, zum Helden des Tages. Eine lebhafte Bewegung entstand zu Gunsten des Mannes, dessen politisch-religiöse Richtung bei den Liberalen von Bildung wenig Anklang fand und die untern Klassen gänzlich von ihm abwendete. Erkaltete Freunde und Widersacher von ehemals kamen herbei und drängten sich um ihn mit Beifall und Glückwunsch, weil er ein Wort gesprochen, das höhern Ortes misfallen, weil er sich die Verfolgung der Behörde zugezogen. Die Würdenträger der Aufklärung und Wissenschaft, deren Namen der Wandelbarkeit der politischen Verhältnisse widerstehen und die mit Ruhm genannt werden so weit die Civilisation ihre Gleise zieht und noch weiter, brachten nicht ohne einiges Geräusch dem verfolgten Schriftsteller ihre wärmste Theilnahme entgegen.

Unter solchen Umständen, die der pariser Polizei und folglich der französischen Regierung nicht entgehen konnten, fand der Proceß gegen den Grafen Montalembert am 21. November im Justizpalaste vor der Zuchtpolizei statt. Die Vertheidiger des Artikelschreibers und des Géranten der Zeitschrift waren die Herren Berryer und Dufaure. Erstern wollte Hr. von Montalembert wol mehr wegen des Rufes und Ansehens, deren er in Frankreich genießt, als wegen des rednerischen Talents, das, zum größten Theil auf äußern Mitteln fußend, in einer fühlbaren Abnahme sich befindet und jedenfalls von andern überboten wird. Hr. von Montalembert und seine Freunde erkannten richtig, daß ein Plaideur nöthig sei, an welchen sich der Präsident mit seinen Zurechtweisungen nicht gar zu dreist heranwagen und der sich andererseits durch diese Zurechtweisungen nicht irre machen noch einschüchtern lassen würde. Berryer, der als der Ruhm des Gerichtssaales und bei den Herren vom Gesetz als eine große ehrwürdige Autorität angesehen wird, war also der rechte Mann für die Gelegenheit. Hr. Dufaure war Minister unter dem Präsidenten der Republik Ludwig Napoleon's gewesen; er zeichnet sich durch eine Schärfe der Logik und zugleich durch eine Mäßigung der Sprache aus, die ihn gleichfalls vor den Peinigungen durch den Vorsitzer sicher stellten.

Ganz Paris hätte wollen dem Kampfe im Gerichtssaal beiwohnen; allein je lebhafter sich das Interesse an den bevorstehenden Versammlungen im

Publikum zeigte, desto mehr war die Regierung bedacht, denselben von der Oeffentlichkeit abzuschließen. Die Eintrittskarten wurden theils von der Polizeipräfectur, theils von der Gerichtsbehörde mit sorgsamer Auswahl vertheilt und nur einigen hochgestellten Freunden, wie Guizot, Thiers, Villemain, Falloux ꝛc. gelang es, Plätze auf der kleinen Galerie zu erhalten, welche für die Zuhörer bestimmt ist. Hr. Berryer sprach Geschichte, Hr. Dufaure sprach Gesetz, Hr. Berryer geiselte, Hr. Dufaure bewies; Punkt für Punkt zeigte er die Grundlosigkeit der Anklage. Der kaiserliche Procurator Hr. Cordoen ging auf die einzelnen Rechtsfragen nicht ein, sondern griff in allgemeinen hohlen Phrasen die Gesammtheit des Artikels an; seine Beredsamkeit und seine Argumentation waren so nothdürftig, daß man ihn den dritten Anwalt der Angeklagten nennen durfte. Doch das alles half nichts, das Tribunal verurtheilte, verurtheilte mit Strenge den Schriftsteller zu 6 Monaten Gefängniß und 3000 Francs Geldbuße, den Géranten zu 1 Monat Gefängniß und einer Geldbuße von 500 Francs.

Dieses Verdammungsurtheil wurde wie ein Verdammungsurtheil gegen die französische Gerechtigkeit, wie eine Entwürdigung des Gerichtsstandes mit noch mehr Schmerz als Entrüstung von den Wohldenkenden hingenommen. Denn nie trat es so schlagend, so unwiderleglich hervor, daß das Uebel der Demoralisation tief in die Gerichtspflege eingedrungen, daß Befangenheit, Rücksicht, Furcht in die Wagschale der Gerechtigkeit fallen und daß somit das Kostbarste, das eine Nation besitzt, daß die große heilige Bürgschaft des Heils der Gesittung preisgegeben, daß die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, der Sicherheit und Ordnung tief erschüttert ist. Der Patriotismus hat allen Grund zu weinen, nicht darüber, was der Herr von Frankreich will, sondern was er kann, ohne Widerstand kann.

Am Abend nach der Verurtheilung erhielt Hr. von Montalembert Besuche und Zuschriften, welche ihn beglückwünschten zu der Strafe, die er sich durch ein Wort zugezogen hatte, und der Graf fing an sich in der Rolle des Märtyrers so gut zu gefallen, daß er unschlüssig war, ob er Berufung einlegen sollte oder nicht.

Aber der Kaiser ließ ihm keine Wahl.

Am 2. December erschien im „Moniteur" eine kurze Note, welche anzeigte, daß der Kaiser auf Anlaß des 2. December dem Grafen Montalembert die über ihn verhängte Strafe erläßt. Der Witz gefiel so sehr, daß man in Paris vor lauter Lachen den ganzen Handel vergaß und sich der Heiterkeit über den drolligen Einfall des ernsten Monarchen hingab. Einen Mann zu Ehren eines Tages zu begnadigen, den dieser Mann so große Lust zeigt aus dem Kalender zu streichen, ist ein Gedanke, den man der besten Posse würdig findet. Der Graf Montalembert sah sich und sein Martyrthum dem Gelächter preisgegeben und knirschte vor Wuth. Die Note im „Moniteur" enthielt für ihn eine moralische Todesstrafe, die es abzuwehren galt; es gelang ihm, sie abzuwehren. Er richtete an den „Moniteur" eine Protestation gegen die ihm zu Theil gewordene Begnadigung, in welcher das Hauptargument dieses war, daß es niemand in Frankreich zustehe zu begnadigen, solange nicht endgültig verurtheilt wurde; am selben Tage noch, da die Note im „Moniteur" erschien, legte der Anwalt des Grafen Berufung ein gegen den Spruch der Zuchtpolizei. Der „Moniteur" veröffentlichte die

Protestation des Begnadigten und gleichzeitig erschien in der „Indépendance belge" ein Schreiben desselben an Monseigneur Morlot, den Erzbischof von Paris, welches durch eine Mittheilung in auswärtigen Zeitungen veranlaßt wurde, der zufolge der Prälat mit dem Gedanken umginge, die Begnadigung des Grafen von dem Kaiser zu erbitten. In diesem Schreiben erklärt Hr. von Montalembert, „daß er die geringste Gunst der kaiserlichen Gewalt für eine Beschimpfung ansehen würde". Wie der Protestation, so wurde dem Schreiben an den Erzbischof die Verbreitung innerhalb Frankreichs zugestanden und die halbamtlichen Blätter gaben das Signal zum Nachdruck des Briefes. Die Regierung glaubte offenbar den Grafen durch diese Großmuth zu beschämen und die Wirkung der Begnadigungsnote fortzusetzen oder gar zu steigern; allein sie sah sich getäuscht. Statt in den beiden Schreiben den überlegenen Sinn der Gewalt zu erkennen, welche denselben den Weg in die Oeffentlichkeit nicht nur frei läßt, sondern bahnt, bewunderte die öffentliche Meinung in demselben den bürgerlichen Muth des Verfassers, der einer so wenig schonenden Allmacht wie die kaiserliche zu trotzen wagt, und in weitern Kreisen als durch den Proceß gewann sich Hr. von Montalembert Zustimmung und Theilnahme. Durch diese Verrechnung wurde der Unwille, den man höhern Ortes gegen Hrn. von Montalembert empfand, zum Zorn, und als in einer Ministersitzung darüber berathen wurde, mit welchen Maßregeln die Herausforderungen durch Hrn. von Montalembert zu beantworten seien, zeigte sich unter den Räthen der Krone eine ausgreifende Erbitterung, die durch einen höhern Willen besänftigt werden mußte. Die Regierung gab den weitern Verlauf des Processes zu, da der Appellhof die Berufung trotz des Gnadenactes nicht zurückweisen zu können erklärte. Am 21. December kommt nun die Sache vor dem höhern Tribunal zur Verhandlung. Wird der pariser Appellhof den Grafen freisprechen? Bisher hat er sich, wo es über politische Vergehen zu sprechen galt, der kaiserlichen Regierung gegenüber ängstlich und willfährig gezeigt; allein diesmal kann die ausgesprochene Begnadigung jener Unbefangenheit zum Schutze dienen. Diesen Umstand bedenkt und beherzigt man höhern Ortes und man wird das Mögliche thun, die Freisprechung zu verhindern, die eine Schlappe wäre, vor der man Angst hat. Mit der größten Spannung sieht man dem Ausgang des Proceß Montalembert, der sich zu einem Principienkampf ausgedehnt hat, entgegen. Und wenn Hr. von Montalembert verurtheilt wird, fragt man, wird er wiederum mit der Begnadigung heimgesucht werden, die er für einen Schimpf hält, oder wird man Strenge walten lassen? Diese Frage beschäftigt die öffentliche Meinung um so mehr, als man weiß, daß beide Meinungen in der Umgebung des Kaisers vertreten und mit großem Eifer verfochten werden. *)

---

*) Seitdem Obiges geschrieben, hat der Proceß Montalembert sein definitives Ende erreicht, das Resultat ist unsern Lesern aus den Tagesblättern bekannt: von dem pariser Appellhofe zwar von der Anschuldigung der Verletzung der Constitution freigesprochen, dagegen wegen der übrigen Punkte zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 3000 Francs verurtheilt, ist Graf Montalembert vom Kaiser abermals begnadigt worden. D. Red.

Notizen.

Unter den zahlreichen **literarischen Neuigkeiten** der letzten Wochen sind zunächst einige Fortsetzungen älterer anerkannter Werke hervorzuheben. Von Bunsen's berühmtem Werk „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien der zweite Theil, das dritte und vierte Buch des ganzen auf sechs Bücher angelegten Werkes enthaltend. Etwas früher wurde von desselben Verfassers „Vollständigem Bibelwerk für die Gemeinde“ (ebendaselbst) die zweite Hälfte des ersten Bandes versandt; dieselbe führt die Uebersetzung der fünf Bücher Moses zu Ende. Robert von Mohl hat den dritten und letzten Band seiner classischen „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt“ (Erlangen, Enke) erscheinen lassen. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten sind: „Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten für Gebildete aller Stände. Von Dr. Friedrich Noellner“ (Stuttgart, Cotta); „Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant, Doctor beider Rechte. Mit zahlreichen Holzschnitten“ (1. u. 2 Bd., Leipzig, F. A. Brockhaus); „Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Dr. H. B. Schindler“ (Breslau, Korn); „Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt von A. F. C. Vilmar“ (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer). Paul Heyse gab „Neue Novellen“ (Stuttgart, Cotta), Hugo Oelbermann eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Herzbilderbuch“ (Leipzig, Luppe), Schmidt-Weißenfels ein zweibändiges „Leben Gentz'“. (Prag, Kober & Markgraf) heraus. Emilie Ringseis, eine münchener Dichterin, deren vor einigen Jahren erschienenes geistliches Drama „Veronica“ in katholisch gläubigen Kreisen ein gewisses Aufsehen erregte, ist mit einem neuen Werke ähnlicher Richtung hervorgetreten: „Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in drei Aufzügen“ (Stuttgart, Cotta). Eine schätzenswerthe Bereicherung unserer musikalisch-poetischen Literatur ist „Der Chevalier Sarti oder musikalische Zustände Venedigs im achtzehnten Jahrhundert. Ein Roman von P. Scudo. Aus dem Französischen übersetzt und mit musikalischen Anmerkungen begleitet von Otto Kade“ (Dresden, Kuntze).

Das in Ansbach errichtete Platen-**Denkmal** ist am 5. December feierlich enthüllt worden; nach einem Modell vom Professor von Halbig in München gearbeitet, stellt es den Dichter in mehr als Lebensgröße dar. Für das in Worms zu errichtende Luther-Denkmal zeigt sich fortdauernd die lebhafteste Theilnahme; von nah und fern, zum Theil über das Weltmeer her kommen beträchtliche Beiträge, sodaß das Unternehmen schon jetzt als vollständig gesichert betrachtet werden kann. Auch dem Melanchthon-Denkmal, das man in Wittenberg aufzustellen beabsichtigt, kommt die gegenwärtige Zeitstimmung, die mit Vorliebe das Andenken der Reformatoren feiert, gleichsam um damit Protest einzulegen gegen diejenigen, die das große Erbe derselben so schmählich entstellt und verschleudert haben, zugute; die Sammlungen werden ebenfalls mit Erfolg fortgesetzt und hofft man, in

nicht allzu langer Zeit zur Ausführung des Denkmals schreiten zu können. Endlich beginnt auch für das List-Denkmal ein etwas regerer Sinn lebendig zu werden; namentlich zeigt in Sachsen, das ja bekanntlich List seine erste Eisenbahn zum großen Theil mit verdankt, sich neuerdings eine ziemlich lebhafte Theilnahme und steht somit zu hoffen, daß auch diese Ehrenschuld der Nation im Laufe der nächsten Jahre getilgt werden wird. — Bei dieser Gelegenheit sei es uns gestattet, einen Schreibfehler zu berichtigen, der sich in unsere Notiz über das Radetzky-Denkmal in Prag in Nr. 40 dieser Blätter vom vorigen Jahre eingeschlichen hat und auf den wir durch eine Zuschrift aus Nürnberg aufmerksam gemacht werden: das Radetzky-Denkmal ist nicht von Miller in München gegossen, vielmehr wurde der Guß von dem unlängst verstorbenen Erzgießer Daniel Burgschmiet begonnen, nach dem Tode des Meisters aber von dem Schwiegersohne desselben, Hrn. Lentz in Nürnberg, vollendet.

Von Ernst Willkomm erschien bei Meidinger, Sohn & Comp. in Frankfurt am Main ein neuer zweibändiger Roman: „Dichter und Apostel". Derselbe behandelt das tragische Schicksal Johann Christian Günther's, des bekannten schlesischen Dichters aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts; auch hat der Dichter die ungefähr gleichzeitige Gründung der Herrnhuter Gemeinden mit in seinen Roman verwebt. In demselben Verlag erschien unter dem Titel „Vor Tagesanbruch" ein Band Erzählungen und Novellen von Amara George. Bekanntlich hat die junge Dichterin sich vor kurzem mit Alexander Kaufmann in Wertheim, dem wackern Rheinlandssänger, vermählt; jetzt ist sie, wie die Zeitungen melden, dem Beispiele ihres Lehrers Daumer folgend, zur katholischen Kirche, der Alexander Kaufmann durch seine Geburt angehört, übergetreten. Bogumil Goltz, der soeben erst ein fünfbändiges Werk: „Der Mensch und die Leute" (Berlin, Franz Duncker) veröffentlichte, bringt schon wieder ein neues, ziemlich weitschichtig angelegtes Buch: „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" (Berlin, Janke), mit dem pikanten Motto: „Nec sine ira, nec sine studio". Das Buch bildet zugleich die erste Abtheilung eines größern Werks, das den Titel führt: „Exacte Menschenkenntniß in Studien und Stereoskopen". Karl Frenzel, den Lesern dieser Zeitschrift durch seine literarischen und kritischen Artikel wohl bekannt, gab „Dichter und Frauen" (Hannover, Rümpler) heraus: eine Sammlung monographischer Darstellungen aus der Literatur- und Culturgeschichte von Dante bis Rousseau. Von A. Widmann, dem Verfasser der Erzählungen „Am warmen Ofen" rc. erschienen zwei Bände „Dramatische Dichtungen" (Leipzig, Voigt und Günther).

Zu den interessantesten Neuigkeiten der historischen Literatur gehören die „Mémoires de l'Impératrice Cathérine II., écrits par elle-même", die soeben bei Trübner & Comp. in London erschienen. Als Herausgeber nennt sich der bekannte russische Flüchtling Alexander Herzen; die Geschichte der Entstehung, Aufbewahrung und endlichen Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten, wie der Herausgeber sie im Vorwort mittheilt, klingt ziemlich abenteuerlich, soll aber doch, wie Hr. Herzen behauptet, vollkommen begründet sein. Eine deutsche Uebersetzung des jedenfalls höchst pikanten Buches wird demnächst bei Rümpler in Hannover erscheinen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's
Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Diese beliebte Zeitschrift hat kürzlich ihren siebenten Jahrgang begonnen und hofft für denselben nicht nur ihren bisherigen zahlreichen Leserkreis erhalten zu sehen, sondern fort und fort an Verbreitung zu gewinnen. Unstreitig zählt dieselbe zu den gediegensten und interessantesten deutschen Zeitschriften und kann als ein Lieblingsblatt des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands bezeichnet werden.

Unterzeichnungen auf den neuen Jahrgang werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **Preis** beträgt vierteljährlich nur 20 Ngr. Das Blatt erscheint in wöchentlichen Nummern, kann aber auch in Monatsheften und in Bänden (letztere sind auch elegant gebunden vorräthig) bezogen werden. **Die erste Nummer des neuen Jahrgangs wird als Probenummer von jeder Buchhandlung unentgeltlich geliefert.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung**, von **Hermann Marggraff** herausgegeben, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, indem sie alle bedeutendern Erscheinungen der Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen und dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Marino, Sanct-Florian's Rache.

8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine reizende kleine Novelle, durch Frische und poetische Schilderung ausgezeichnet, deren Schauplatz Berlin, das Schlesische Gebirge, Oberitalien und München bildet. Sie ist pseudonym erschienen, um durch einen auf andern Gebieten bekannten Namen nicht auf das Urtheil des Publikums einzuwirken.

In demselben Verlage erschien:

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung hat sich rasch zahlreiche Freunde erworben und ist selbst ins Englische übersetzt worden. Es ist, wie es in einer Besprechung heißt „die zarteste duftigste Poesie in gebundener Rede"; der Werth und das Interesse des Buchs liegt weniger in der Erzählung selbst als in den poetischen, tiefempfundenen Schilderungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 13. Januar 1859.

Auguste Comte.

Von

Dr. Hermann Orges.

Anfang September 1857 starb zu Paris Auguste Comte, einer der schärfsten Denker seiner Zeit, aber in Deutschland noch wenig bekannt. Sein wichtigstes Werk: „Cours de philosophie positive" wurde durch Littré trefflich bearbeitet. Comte selbst ist infolge seiner oft dunkeln Schreibweise und großer persönlicher Schroffheit auch in Frankreich nur einem kleinen Kreise näher getreten. In diesem ist Littré, dem an universeller Bildung vielleicht kein lebender Franzose gleichkommt, der begabteste. So gering vergleichsweise aber auch die Zahl der Schüler Comte's gewesen, so außerordentlich ist dagegen der Einfluß, den er auf sie geübt. Ein sprechender Beweis dafür ist die Anhänglichkeit, die sie ihm bewährten, die ihm in dem letzten Jahrzehnd seines Lebens eine sorgenfreie Existenz gestattet hat. Auguste Comte wird immer zu den consequentesten und schärfsten Denkern seiner Zeit gezählt werden müssen, und es ist deshalb gerechtfertigt, wenn wir auf sein Streben, nach der Littré'schen Verdolmetschung desselben, hier kurz zurückkommen.

Nach der Angabe der „Nouvelle Biographie générale“, welches sonst so gründliche Werk Comte mit auffallender Kürze behandelt, veröffentlichte er folgende Schriften: „Système de politique positive“ (Paris 1822); „Considérations sur les sciences, les savants et le pouvoir spirituel“ (1825); „Cours de philosophie positive“ (1839); „Traité élémentaire de géometrie analytique“ (1843); „Discours sur l'esprit positif“ (1844); „Traité philosophique d'astronomie populaire“ (1844); „Discours sur l'ensemble positivisme“ (1848); „Système de politique positive ou traité de sociologie, instituant la religion de l'humanité“ (1851—54); „Calendrier positiviste“ (1852); „Catéchisme positiviste“ (1852).

Die mathematischen Abhandlungen dominiren nicht unter diesen Werken, von denen das bedeutendste: „Cours de philosophie positive“, nie vollendet wurde, wol aber dominirt die mathematische Anschauung. Die Größenlehre im engern Sinne war die eigentliche Berufswissenschaft Comte's. Unter Philosophie versteht Comte im allgemeinen Weltanschauung, d. h. die systematische Begreifung des Universums. Die Gesammtheit der Erscheinungen desselben suchte er in den strengen innern Zusammenhang zu bringen, den er bei den mathematischen Wissenschaften gefunden hatte. Einmal gegeben, herrscht nach ihm in der ganzen Natur nur Nothwendigkeit, Gesetz, nirgends Willkür.

Diese Nothwendigkeit in dem Verlauf aller Dinge auf positiver Grundlage nachzuweisen, die Welt, soweit sie dem Menschen zur Erscheinung kommt, auf der Basis des Wissens begreiflich zu machen, ist die Aufgabe, die Comte zu lösen gestrebt hat.

Dieses Ziel setzt voraus, daß vorher alle Phänomene in einer gewissen Vollständigkeit auf positiver Grundlage erklärt, Gesetze für sie aufgestellt sind.

Comte theilt die Phänomene in sechs natürliche Gruppen. Was nicht denselben angehört, ist combinirter Natur; die sechs Wissenschaften, die seinen Gruppen entsprechen, genügen dann zu ihrer Erklärung nicht, sondern dazu ist eine Combination der Resultate mehrerer Wissenschaften erforderlich.

In der Scala dieser Eintheilung kommt zuerst die Mathematik als die schärfste, auf die geringste Anzahl von Axiomen gegründete Wissenschaft. Durch die Gesetze der Dynamis mit ihr verbunden schließt sich an sie die Astronomie, dieser folgt durch das Gesetz der Schwere, einen speciellen Fall der Gravitation, an sie sich schließend, die Physik. Die Chemie folgt dann, weil sie die Lehre vom Licht, von der Wärme und Elektricität ꝛc. zur Voraussetzung hat.

Die nun folgende Wissenschaft nennt Comte Biologie, die Wissenschaft vom Leben, weil sie das ganze Gebiet der Organismen, also auch

den Menschen umschließt. Comte faßt diesen lediglich als das höchst-entwickelte Glied in der Kette der Organismen der Erdschöpfung auf. Er ist nach ihm in der Entwickelung derselben das jüngste Glied, nichts spricht dafür, daß es auch das letzte sei. Mit ihm ist die Erdschöpfung nicht nothwendig, ja nicht einmal wahrscheinlich abgeschlossen. Die Thätigkeit des Menschen ist für Comte nur ein Product der unendlichen äußern Eindrücke und des Wechselprocesses, der zwischen ihnen und der daraus hervorgegangenen innern Reaction entsteht. Weil diese Eindrücke beschränkt sind, wie der Weltkreis überhaupt, den der Mensch zu erkennen vermag, darum hält Comte den Menschen zwar für unendlich entwickelungsfähig, aber für unfähig, absolute Wahrheiten zu finden und zu begreifen. Die menschliche Entwickelung gleicht nach ihm daher jenen mathematischen Curven, die sich einer geraden Linie ins Unendliche nähern können, ohne sie jedoch je zu erreichen. Der Mensch ist so auf das Gebiet der relativen Wahrheiten, d. h. derer, welche nur zwischen gewissen Grenzen richtig sind, beschränkt. „Keine Grenze ist uns ewig gesetzt, aber ewig eine Grenze." Was vom Individuum gilt, sagt Comte, gilt auch vom Genus. Wie das Begriffsvermögen des einzelnen sich entwickelt, so auch das der Menschheit. Dazu ist nicht blos Erziehung erforderlich, sondern vor allem Zeit. Die Plasticität der Natur jedes einzelnen wie jeder Generation, jeder Nationalität ist aber nur eine beschränkte, sie ist über eine gewisse Grenze hinaus nicht möglich. Es gibt daher gewisse neue Wahrheiten, welche weder der einzelne noch eine ganze Generation, oder eine bestimmte Nationalität auf ihrer laufenden Entwickelungsstufe begreifen kann. Es ist das oft nur den kommenden Generationen und bestimmten Völkern möglich. Frühere Geschlechter waren, analog dem, unfähig, gewisse Wahrheiten zu erkennen, die heute fast schon das Gemeingut der Massen geworden sind.

Die Unmöglichkeit, eine Sache zu denken, weil sie der gewohnten Auffassung zu fern liegt, liefert somit keinen Beweis für die Unmöglichkeit derselben. Was unbegreiflich, ist darum nicht immer falsch. John Stuart Mill in seiner inductiven Logik spricht sich ähnlich aus, in den Kapiteln über die Irrthümer der äußern Sinne oder à priori.

Die erst genannten fünf Wissenschaften fand Comte unmittelbar vor, sie sind wie die Biologie einfache Combinationen schon gefundener Wahrheiten. Nicht dasselbe gilt von der sechsten Wissenschaft, die er „die sociale Wissenschaft" nennt. Diese, die Betrachtung der Menschheit in der Zeit, die Entwickelung der Geschichte auf positiver Grundlage, war nach Comte nöthig, um die Gesammtheit der Phänomene durch positive Gesetze erklären zu können. Comte hält nämlich an der Ueberzeugung fest, daß auch in der Geschichte der Menschheit sich ein streng noth-

wendiger Proceß nachweisen läßt, daß trotz aller Mannichfaltigkeit die Vorgänge nicht minder gesetzmäßig als z. B. die astronomischen Phänomene sind.

Bei ihm dominirt diese Anschauung in dem Grade, daß er von „dem Mechanismus" der Geschichte spricht, obgleich er es darin wesentlich nur mit lebendigen Kräften zu thun hat. In allen Einzelwillen und Handlungen sieht er nothwendige Consequenzen der gegebenen Umstände, strenge Folge der Einwirkung der äußern Eindrücke auf die innere Natur des Menschen und des Wechselprocesses zwischen beiden. Wie das Leben des einzelnen, so erscheint ihm das Leben der Völker als Product einer unendlichen Menge von Factoren, die alle gesetzmäßig und nothwendig bestimmt sind, deren Gesammtwirkung man auf eine mittlere Kraft zurückführen kann. Was man zufällig oder willkürlich auffaßt, ist nach seiner Anschauung nur ein aus seinem Zusammenhange gerissenes Glied der Kette von Ursache und Wirkung. Weil der Mensch selbst im bewegten Meer dieser Kräfte sich befindet, so kann er nur selten den Zusammenhang unmittelbar, d. h. in der Gegenwart begreifen, erst in gewisser Entfernung, d. h. für die Vergangenheit kann ihm die Gesetzmäßigkeit klar werden. Comte glaubt, daß die beglaubigten Thatsachen bereits einen für den Zweck der Darstellung des Geschehenen auf positiver Basis hinreichenden Zeitraum umfassen. Aehnlich wie die anscheinend so regellosen, überall und jederzeit verschiedenen Witterungserscheinungen, gleichwol streng nothwendig sind, obwol sie bisher nur im großen und ganzen und keineswegs in ihrer unendlichen Modification als solche nachgewiesen sind, erscheint Comte die Geschichte. Als das innere Gesetz derselben bezeichnet er den Wechsel. Derselbe wird aber nicht blos bedingt durch die Natur des einzelnen, sondern die bloße Juxtaposition, die Vergesellschaftung der Individuen erzeugt nach ihm Kräfte, die jenen Wechsel hervorrufen und regeln. Das leitende Moment desselben ist die Verallgemeinerung der Bildung über den Erdball. Mit der Ausbreitung derselben gewinnt sie nothwendig an Stabilität, sodaß sie durch gewaltthätige Conflicte im Verlauf der Geschichte immer weniger erschüttert werden kann. Die stetige Ausbreitung derselben ist nach Comte dadurch gesichert, daß jede abgeschlossene Menschengruppe nothwendig abnimmt. Es ist das eins jener aus der geselligen Verbindung der Menschen sich ergebenden Gesetze, die in Comte's socialer Wissenschaft eine so große Rolle spielen. Comte stützt sich dabei auf die Erfahrungen des Alterthums, wo die Spartaner, die Athener, später die Römer fortwährend an Zahl abnahmen und nur durch Incorporirung neuer Elemente sich erhalten konnten; er stützt sich in der Gegenwart auf die Abnahme der hohen Aristokratie, die sich täglich vermindert, obgleich sie im höchsten körperlichen Wohlsein lebt, jede Gefahr

von ihr möglichst entfernt wird, die Heilkunde ihr fortwährend helfend und vorsorgend zur Seite steht, und infolge dessen das mittlere Lebensalter der einzelnen außerordentlich groß ist. Auch für die Degenerirung infolge zu großer Geschlossenheit sprechen viele Thatsachen; so sollen die direct von den Westgothen durch Heirathen in der Familie vollkommen reinblütig erhaltenen Herzöge von Osuña nur noch 4 Fuß groß sein. Die sich ebenfalls nur in engen Kreisen fortzeugende jüdische haute finance schrumpft sichtlich zusammen.

Combe, Caldwell, Esquirol sind derselben Ansicht, die sich bei der Annahme einer erblichen Uebertragung der Eigenschaften darauf gründet, daß eine gewisse allseitige Entwickelung zur Gesundheit des Individuums nothwendig ist. Bei Verbindung sehr nahe stehender Individuen findet sich dieselbe Einseitigkeit, sie steigert sich in den kommenden Generationen und führt zuletzt nothwendig eine bis zur Verkrüppelung gesteigerte Disharmonie herbei. Dagegen läßt sich anführen, daß notorisch sehr geschlossene Völker und Kasten, wie die Juden und besonders einzelne Stämme derselben, sich so wenig geändert haben, daß sie äußerlich noch heute frappant den Typen gleichen, welche die Fresken der Grabmäler der ägyptischen Könige bieten. Noch heute sind die Abkömmlinge eines Stammes (Benjamin?), an ihren nassen Lippen kenntlich, weder dieser noch die Juden überhaupt haben aber in historischer Zeit an Zahl oder Fähigkeiten abgenommen. Daraus folgert Comte die Unmöglichkeit der Dauer einer abgeschlossenen permanenten Aristokratie. Umgekehrt, sagt Comte, lehrt die Erfahrung, daß das Elend bei freien Völkern ein außerordentlich wirksames Mittel zu ihrer Vermehrung ist. Durch die Macht, die diese Elemente dadurch erringen, ist die Besserung ihrer Lage eine nothwendige Folge. Er stützt sich dabei auf das Beispiel, das Irland und überhaupt das Proletariat an allen Orten bietet. Das Phänomen, daß zur Entwickelung eine beträchtlich unter dem Niveau der Culturvölker zurückstehende Nationalität, trotz der besten Erziehung, mehr als eine Generation gebrauchen wird, um die gleiche Stufe wie jene zu erreichen, findet sich nach ihm in anderer Form auch in der Statistik der Verbrechen. Die Zahl derselben schwankt nach Comte zwischen sehr engen Grenzen und kein Mittel vermag ohne Veränderung der materiellen Ursachen darin plötzliche Veränderungen herbeizuführen. So sind nach Comte die socialen Phänomene, oder die geschichtlichen Ereignisse von positiven Gesetzen abhängig. Sie folgen sich wie die Glieder einer Kette.

Von der geistigen Bewegung der Völker oder vielmehr der Gesellschaften sagt er, daß sie stets in consequenter Nothwendigkeit durch drei Stadien gehen, das theologische, worin der Mensch die aus seiner eigenen Natur geschöpfte Idee in die äußere Welt überträgt und diese durch

einen dieser Idee ähnlichen Willen gelenkt denkt, das metaphysische, worin diese Ideen durch dem theologischen System entgegenstehende Antithesen ersetzt werden, und endlich das positive.

Dieser innere Proceß entspricht einem äußern, von dem der Fetischismus den niedersten Grad anzeichnet; daran schließt sich der Polytheismus. In Verbindung damit tritt die Kasteneintheilung und das Sklaventhum als Staatseinrichtung auf. Die Arbeit als solche ist ein Makel und die kriegerische Thätigkeit der Völker dominirt. Den Gegensatz davon bildet bei Comte die industrielle Thätigkeit. Diese kann, wie sie an die Kenntniß der exacten Wissenschaft gebunden, sich nur mit dem Monotheismus entwickeln, der aus dem Polytheismus hervorgeht. Im weitern Verlaufe (Comte entwickelt seine Anschauung natürlich vorherrschend vollständig nur an der europäischen Geschichte als dem Gebiet, von dem die meisten Stadien der Entwickelung bekannt) scheidet sich die geistige Gewalt von der weltlichen und durch die Rekrutirung des Klerus aus allen Klassen verschwindet die Erblichkeit der Functionen in der gesellschaftlichen Gliederung.

Die durch den Monotheismus bedingte Geistesrichtung unterstützt den Fortbau der exacten Wissenschaften, der, nachdem der Ausbau des Katholicismus bis zu einem gewissen Grade vollendet ist, sich rasch entwickelt; davon getragen hebt sich die Industrie, deren Wiege die kleinen Gemeinschaften der freien Städte sind. Damit tritt auch der Umschlag ein; der Katholicismus culminirt und die Periode der Zersetzung der katholisch-feudalen Civilisation beginnt. Die weltliche Macht besiegt darauf die geistliche, und der Katholicismus ist nicht mehr die intellectuelle Spitze der Gesellschaft. Der Protestantismus ist der Begleiter und Träger dieses Kampfes, aber er versuchte vergeblich die Geister auf der Bahn der Kritik aufzuhalten, die ihn gegründet. Eine neue Weltanschauung beginnt infolge dessen. Die Philosophen, die Gelehrten bilden eine Corporation für sich, welche die bisher von der geistlichen Macht allein geübte geistige Herrschaft beschränkt, die exacten Wissenschaften machen ungeheure Fortschritte, die Industrie entwickelt sich dem entsprechend, die Diplomatie ersetzt die früher durch die Päpste vermittelte Verbindung zwischen den Gliedern der europäischen Republik. Die reinen Eroberungskriege verändern sich dem entsprechend in Religionskriege, dann in Gleichgewichts- und Handelskriege.

Wie so in den äußerlichen Ereignissen, so sucht Comte auch im Gebiete der geistigen Welt einen natürlichen Proceß nachzuweisen, darzuthun, wie allmählich statt der rein theologischen Weltanschauung, die einst alle Phänomene allein erklärte, durch die geistige Bewegung, welche die transscendentale Philosophie, die an die Stelle der theologischen trat, begründete, das positive Régime sich Bahn bricht. Phänomen nach Phä-

nomen wird beobachtet, erklärt, in das Gebiet des positiven Wissens eingereiht, das nach ihm heute bereits alles mit Ausnahme des socialen Gebietes beherrscht, und diesem sucht er es, wie gesagt, durch die „sociale Wissenschaft" anzufügen. Das Maß für die neueste Entwickelung ist Comte zunächst die Höhe der Industrie, da sie auf Befriedigung der Bedürfnisse der Massen gerichtet ist. Durch die Beziehungen auf diese verlieren die exacten Wissenschaften ihren exclusiven Charakter und werden zu Trägern der großen Wissenschaft der Humanität.

In der Humanität concentrirt sich, wenn man den Ausdruck erlaubt, die Religion Comte's, er sieht es als die höchste Aufgabe des Menschen an, an der Fortbildung seiner Mitmenschen zu arbeiten. Seine Moral dürfte mit den christlichen Moralprincipien identisch sein.

Comte glaubt aber nachweisen zu können, daß die Moral in eine positive Wissenschaft verwandelt werden kann, sofern Abweichungen von ihren Geboten dem Wohlergehen und dem Glück der Individuen Nachtheil bringen. Auch Bischof Butler und George Combe haben bekanntlich ähnliche Ansichten gehegt und zu begründen gesucht. So strebt Comte jedes Phänomen durch die Erfahrung und die Induction zu begreifen und ihm seine Stelle in dem gesetzmäßigen Lauf der Dinge anzuweisen. Allerdings kommt er auf diese Weise nur zu relativen Wahrheiten, allein er behauptet, daß nur diese für den Menschen zugänglich seien, die absolute Wahrheit liegt nach ihm außerhalb seines Vermögens. Die transscendentale Philosophie, sagt er, sucht die Welt zu begreifen, indem sie vom Menschen ausgeht. Diese Basis ist aber eine veränderliche nach Zeit und Ort, der Standpunkt wechselt mit dem der Civilisation, er ist heidnisch, christlich, griechisch, orientalisch und die verschiedenen Systeme der transscendentalen Philosophie sind darum noch heute über ihre Basis im Kampf.

Indem Comte die sämmtlichen obengenannten Einzelwissenschaften verbindet, dadurch auch die Phänomene erklärt, welche wegen ihrer complicirten Natur nicht durch eine jener Disciplinen allein in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhange erkannt werden konnten, schafft er das, was er die philosophie positive nennt. Es ist der Schluß des Gebäudes, von welchem jene Einzelwissenschaften die Theile sind. Es ist eine Weltanschauung auf dem Grunde lediglich positiver Wahrheiten. Comte bekämpft aber darum die transscendentale Philosophie nicht, sondern begnügt sich mit einer andern Erklärungsweise der Welt, von der Ueberzeugung ausgehend, daß eine positive Wahrheit nur auf positivem Wege widerlegt werden kann. Indem er, von der Welt ausgehend, den Menschen zu begreifen suchte, hat er für ihn nur einen niedern Platz in der Natur gefunden und er unterwirft sich dem Resultate seiner Forschung mit der Resignation des Mathematikers. Der Mensch ist nach Comte

keineswegs Herr der Natur und er muß sich, wo seine physischen Kräfte zur Leitung der Kräfte derselben nicht hinreichen, darauf beschränken, sein Verhalten ihrem Wirken anzupassen. Das Wissen wird in diesem Sinne zur Kraft. Unbeugsam waltet über die ganze Natur, also auch über den Menschen, eine eiserne jener immanente Nothwendigkeit und Comte's philosophie positive ist somit in dem Satze concentrirt, daß sich die Welt regiert nach ewigen Gesetzen.

Das Trappistenkloster Casamara in Mittelitalien.

In dem „Deutschen Museum“ sowie in der Beilage der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ sind jüngst verschiedene Aufsätze über Klöster der lateinischen Campagna aus der seit den letzten Jahren in Deutschland wie in Italien zu verdienter Anerkennung gekommenen Feder von Ferdinand Gregorovius erschienen. Des Verfassers Bestreben geht dabei offenbar dahin, diejenigen Theile Italiens zum Gegenstand seiner Berichte zu machen, welche bisher, man kann geradezu sagen zur terra incognita gehörten. Der große Zug der Reisenden hält es nicht der Mühe werth oder hat keine Zeit, im Innern des Landes sich aufzuhalten, oder er schlägt auch die Unbequemlichkeiten einer Reise durch unwegsame Gegenden zu hoch an, da dieselben doch in Wahrheit klein erscheinen gegenüber dem Genusse, den die Streifzüge abseits von der Heerstraße durch Berg und Thal in dem Wunderlande Italien gewähren. Der Verfasser dieser Zeilen hat, vermuthlich in denselben Tagen wie Gregorovius, die nämliche Tour über Subiaco und Trifulti gemacht, nur daß er von Neapel auszog, während jener von Rom her in die Gebirge vordrang. Diese verschiedenen Ausgangspunkte erklären es auch, daß Gregorovius (wie ich mit ihm sagen möchte leider!) das zwischen Trifulti und Neapel gelegene Trappistenkloster Casamara nicht erreichte; es ist uns dadurch eine anregende Schilderung des vielleicht interessantesten Theiles italienischen Mönchslebens entgangen. Die folgenden Blätter mögen beim Mangel des Bessern als Ergänzung der Gregorovius'schen Mittheilungen gelten.

Casamara wurde im verflossenen Jahre mehrfach als Ziel der Reise genannt, welche Pio Nono in die südlichen Provinzen des Pontificats im Frühjahr 1858 beabsichtigte, aber nicht ausführte; auch geschah seiner in den Zeitungen Erwähnung, als fast zur nämlichen Zeit eine bedeutende Feuersbrunst daselbst wüthete. Im übrigen wird man vereinzelte Nachrichten nur sehr spärlich und eine ausführliche Besprechung Casamaras, insbesondere des Weges, welcher es mit Neapel verbindet, soviel mir bekannt geworden ist, nirgends finden. Was Gaudy, der

vor zwanzig Jahren seine „Streifereien in den Aequer-, Volsker- und Hernikergebirgen" machte und dabei auch Casamara berührte, über die dortige Gegend und Italien im allgemeinen sagt, nämlich daß wol kein Land unbekannter sei und keins mehr und reichhaltigere Fundgruben für den Beobachter biete, sobald dieser es verschmähe, der Nachtreter seiner Vorgänger zu werden und ihnen auf den vorgeschriebenen Kirchthumsjagden zu folgen, kann noch heute beinahe buchstäblich so gelten.

Ein längerer Aufenthalt bei den Benedictinern Montecassinos, das ich mit Hülfe der Eisenbahn bis Capua und dann mit einem Vetturin in einem Tage von Neapel aus erreichte, führte mich mit zwei katholischen Geistlichen zusammen, einem französischen Abbé und einem italienischen Schulrector, welche eine Wanderung nach Rom, und zwar durch die Abruzzen hin über Casamara in Absicht hatten. Ich schloß mich ihnen gern an, und so führte ein glücklicher Zufall mich einen Weg, den von deu Tausenden von Fremden, welche jährlich in Italien reisen, kaum einer in gleicher Weise zu nehmen Gelegenheit hat und den ich selbst als Protestant ohne meine Begleiter schwerlich würde haben nehmen können, da in der völlig einsamen Gegend die Klöster das einzige Obdach bieten und ich den freien Zutritt zu diesen wol hauptsächlich meinen geistlichen Gefährten zu verdanken hatte.

An einem frischen Septembermorgen brachen wir von San-Germano, dem am Fuße des Monte-Cassino gelegenen neapolitanischen Städtchen, auf. Der Wagen, welcher uns von hier aus weiter befördern sollte, rasselte Punkt 7 Uhr vor unsere Thür; die drei Pferde ließen die um ihren Hals befestigten Schellen hören und nickten mit den Büschen von Hahnenfedern, welche, mit buntem Bande umwickelt, auf ihrem Kopfe befestigt waren. Mit uns fuhren zwei Jesuitenpatres des Collegio romano, die nach Arpino wollten, der Geburtsstadt Marius' und Cicero's, jetzt der Sitz eines Convents der Gesellschaft Jesu. Beide hatten die Nacht auf Montecassino zugebracht und erzählten, wie herrlich dort oben der Blick hernieder auf die von der Sonne verklärten Bergspitzen ringsumher gewesen. Nach einem längern, jedoch nicht aus Eifersucht oder Misgunst, sondern im Gegentheil aus Großmuth hervorgegangenen Wettstreit in Betreff der Wagenplätze und ihrer Vertheilung, setzten wir uns endlich in Bewegung. Ich hatte den Sitz im Cabriolet neben dem Kutscher eingenommen, weil ich mich hier am besten umschauen konnte. Doch gab es vorläufig nicht viel zu schauen; ein dichter Nebel lag dermaßen auf Berg und Thal, daß man Mühe hatte, nur die Bäume rechts und links an der Chaussee zu erkennen — bis endlich die höher steigende Sonne den unwillkommenen Schleier zerriß.

Wir verfolgten die geradlinige Straße, welche ich vom Kloster Montecassino aus sich nördlich hatte hinziehen sehen. Das Flachland

ringsumher war mit Maisfeldern bedeckt; dazwischen standen Maulbeerbäume, um welche sich Wein, zuweilen auch Epheu und Winden schlingen. Am Wege selbst standen viele und starke Eichen, aber knorrig und ohne den Blätterreichthum, durch welchen dieser Baum uns in Deutschland entzückt. Eseltreiber oder Eselreiter, Maulthierwagen und Hirten mit Heerden von weißen zierlichen seidenhaarigen Ziegen oder grauen borstenlosen Ferkeln brachten ein mäßiges Leben in die Landschaft. Hier und da schritt auch eine Bäuerin in der eigenthümlichen Landestracht zu Markte; die Last auf dem Kopfe hinderte sie nicht, während des Gehens die Spindel zu führen. Links von der Straße im Thale zwischen Buschwerk liegt Aquino, die Heimat des berühmten Scholastikers Thomas von Aquino; rechts am Fuße eines spitzen Bergs in die Höhe steigend Pallazuolo, unweit davon Rapino. In der Ferne ragt zuerst Rocca secca, dann Rocca d'Arce mit seinem altersgrauen Castell hoch oben am kahlen Berge klebend hervor; am Fuße auf der Kante des Berges zieht sich Murata d'Arce dahin. Hier ist Paßvisitation und Halteplatz der zwischen Rom und Neapel über San-Germano fahrenden Vetturini. Nicht weit hinter dem Städtchen theilt sich die Straße; links führt sie nach Ceprano, dem neapolitanischen Grenzorte, und weiter über Frosinone direct nach Rom, rechts dagegen in die Abruzzen hinein nach Isola und Sora.

Diese letztere Richtung schlugen wir ein. Wo die Straße an den Liris herantritt, dem sie von da bis Isola fortwährend zur Seite bleibt, erblickt man die ersten Orte des Pontificats, Bauco, auf den Bergen liegend, und noch höher dahinter gleichsam als Krone des Berges Veroli. Diese Orte können füglich als Typus gelten für fast alle Gebirgsstädtchen des ganzen Landes bis Tivoli hin; es wird hier so recht auffällig, wie man in diesem Lande von jeher die Höhen als die zur Anlage menschlicher Wohnungen am meisten geeignete Stätte angesehen hat, so sehr dadurch auch der Verkehr von einem Ort zum andern erschwert wird. In der That sind wol viele Bewohner Baucos niemals nach Veroli gekommen, und umgekehrt, obwol die directe Entfernung zwischen beiden Orten kaum zwei Stunden beträgt. Es herrscht hier durchweg der geradeste Gegensatz zu unserm deutschen Gauwesen, das auf gemeinheitliches Zusammenleben berechnet war, während hier im Gegentheil ein jeder sich um so wohler und sicherer fühlt, je einzelner und abgeschlossener er wohnt. — Zur rechten hatten wir jetzt Fontana; ähnlich gelegen wie Bauco schob es sich plötzlich zwischen den Bergen hervor. Die Jesuiten warfen einen Blick auf meine Karte und meinten daraus zu ersehen, daß sie nach ihrem Ziele Arpino von Fontana aus ebenso nahe hätten als von Isola. Dicht an der Straße unweit Fon-

tana steht eine Osterie; hier mietheten sie also zwei Esel und ritten nach freundlichem Abschiedsgruße in die Berge hinein.

Inzwischen hatten wir uns Fontana genähert und wurden noch einmal durch den Anblick von Rocca d'Arce auf stark abfallender Höhe überrascht. Links gegenüber im Kirchenstaat liegt San-Giovanni; die Kuppel der Kirche inmitten der grauen Häuser, mit den mattrothen, vom Wetter angegriffenen Dächern gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Bald steigt Castelluccio auf, ebenfalls zur linken, aber noch ins Neapolitanische gehörend, und gleich danach zeigt sich, sobald sich die Straße etwas nach rechts gebogen hat, Isola, die Inselstadt, von den Gewässern des Liris umschlossen, in welchen hier der Fibreno mündet. Vor dem Orte empfing uns eine Schar welscher Hühner, die vor unserm Wagen kullernd auseinander stiebten; sechs oder sieben kleine Mädchen, welche die Hirtinnen machten, hatten sich mitten auf der Landstraße zu einem Kreis zusammengestellt, lebhaft erzählend und dabei jede ihre Spindel emsig drehend, bis die neuankommenden Fremden ihre Schaulust anregten und sie vor das Wirthshaus am Eingang des Städtchens lockten. Ein Bettler, dem beide Beine abgenommen waren und der sich auf einem Wägelchen mittelst zweier Stöcke mühsam fortschob, rollte sich in fieberhafter Eile und unter gräßlichen Geberden, immer die Stümpfe seiner Beine uns entgegenstreckend, von einem zum andern, und verdarb uns durch den grausenhaften Anblick seiner Verstümmelung sowie durch seine Zudringlichkeit unsere bis dahin so rosenfarbene Laune. Eine nicht ungefährliche Treppenleiter brachte uns zum Gastzimmer, das eins in allem war, Speise-, Schlaf- und Conversationssalon. Nach eingenommener Mahlzeit gingen wir zu dem Wasserfalle, den Liris und Fibreno bei ihrer Vereinigung bilden. Ein paar Schritte vom Wirthshause auf der Brücke des Städtchens sieht man, wie die beiden Flüsse ineinander strömen; die herandringende Wassermasse überstürzt sich und stäubt und schäumt und rauscht weithin. Die Stadt selbst mit der alterthümlichen Kirche bleibt zur linken; sie tritt bis nahe an das Ufer des Liris und bis an den Fall heran. Unmittelbar neben letzterm ist eine bedeutende Tuchfabrik, die von ihm gespeist wird. Im Garten des Eigenthümers hat man den großartigsten Blick auf den Wasserfall, den man hier wol an 80 Fuß tief unter sich hat — und dennoch sprühten die zerstiebenden Wassertropfen bis zu uns herauf. Auf meine beiden geistlichen Begleiter machte das wunderbare Schauspiel nur wenig Eindruck; sie wandten ihm bald den Rücken und eilten in die Kirche, um zu beten. Auch ich folgte ihnen. In der Kirche fanden wir die Leiche eines jungen Mädchens ausgestellt; sie lag völlig angekleidet im Sonntagsstaate auf drei Bretern nahe beim Hochaltar. Die Haare waren aufgelöst, die Züge ruhig, die Lippen blaugefärbt und dicht besetzt oder

umschwärmt von einer Schar gieriger Fliegen; in der Hand hielt sie einen Georginenkranz. Der Knabe, der uns führte, erzählte, daß jede Leiche im Orte alsbald nach eingetretenem Tode vierundzwanzig Stunden lang auf diese Art in der Kirche ausgestellt werde, nur mache man dabei folgende Unterscheidungen: verheirathete Männer lägen mit den Armen am Körper herunter, unverheirathete mit zusammengefalteten Händen, Frauen bekämen, je nachdem sie des Lesens kundig gewesen oder nicht, ein offenes oder zugeschlagenes Buch in die Hand, Mädchen aber Blumen. Dem Rector, der doch aus der Gegend stammte, war diese Sitte neu; sie ist also vermuthlich ganz lokal.

Um drei Uhr wollten wir Isola verlassen, um selbigen Tages noch zu Fuß bis Casamara zu gehen, das drei Stunden entfernt war; ein Esel wurde gemiethet, unser Gepäck zu tragen. Doch sollte unsere kleine Karavane noch nicht so ohne weiteres zum Thore hinaus gelangen. Obwol wir aus dem Neapolitanischen zogen, behaupteten die königlichen Mauth- nnd Paßbeamten gleichwol, wir müßten uns zuvor von ihnen untersuchen lassen; es sei streng verboten, Alterthümer auszuführen, und da die Vermuthung nahe lag, wir möchten unsern Esel mit einigen in Reisetaschen und Felleisen versteckten Säulen von Pästum oder mit etwelchen Wandfresken von Pompeji beladen haben, so wurden wir veranlaßt ab- und auszupacken. Auch unsere Pässe sollten mit Gewalt visirt werden, also zum zweiten male am nämlichen Tage. Da der Chef des Paßbureau nicht zur Stelle war, die Unterbedienten aber keine Vernunft annehmen wollten, so übernahm der Rector es, mit einem unserer Plagegeister den Chef in der Stadt aufzusuchen. Nach fast einer Stunde kehrte er athemlos zurück; erst nach drei oder vier vergeblichen Gängen hatte er den Chef endlich getroffen und den Bescheid von ihm erhalten, daß unsere Pässe allerdings in der Ordnung. Dagegen war die verlangte Bescheinigung, daß unsere Effecten durchsucht, unsere Pässe revidirt und wir selbst eine Stunde unnöthig aufgehalten, ihm verweigert worden, zum deutlichen Beweis, daß man uns ungerechterweise und nur in der Absicht, Geld zu erpressen, aufgehalten hatte. Die Scene war eigenthümlich genug. Gleich zu Anfang hatte der Franzose erklärt, er zahle nichts, die Beamten möchten ihre Pflicht thun. Ich selbst war damit grundsätzlich einverstanden, wie ich denn überhaupt weder hier noch sonst irgendwo in Italien mir bei derartigen Gelegenheiten auch nur die kleinste Münze habe abpressen lassen, ohne daß ich je in gleicher Weise wie in Isola um meine Zeit betrogen wäre. Auf einer Steinschwelle vor dem kleinen Mauthhäuschen sitzend, wartete ich ruhig der Entwickelung der Dinge; mir gegenüber an der Staketenwand eines Gartens stand der Esel angebunden, das verkörperte nil admirari des Horaz. Zwischen uns beiden hindurch wandelte der Abbé auf und ab;

er hatte die unerwünschte Unterbrechung unserer Reise benutzt, auf offener Straße seine Uffizien zu recitiren, wie es ihm täglich vorgeschrieben war. Mit aufgeschlagenem goldverzierten Brevier in der Hand schritt er flüsternd auf und ab; jedesmal wenn er die Douane passirte, schoß er einen wüthenden Blick auf die davorsitzende Wache. Auch nachdem wir schon längst wieder im freien waren, konnten weder er noch der Vicerector sich beruhigen. Erst nach geraumer Zeit gab er auf mein Bitten ein Ritornell zum besten, der Franzose folgte mit seinem „Malborough s'en va-t-en guerre", und ich selbst mußte, wohl oder übel, ein deutsches Studentenstückchen hören lassen, womit die allseitige frohe Laune denn endlich wiederhergestellt war.

Unser Weg war anfangs ein steiniger Fußpfad, der an einem kleinen Bache unterhalb Castelluccio hinführte; dann kamen wir auf die breite Straße, auf welcher man die päpstliche Grenze passirt. Die römische Douane, ein vereinzeltes großes Steingebäude, stand frei in der sich erweiternden Gegend; an der Außenseite war der pontificale Wappenmantel in bunten Farben al fresco gemalt, mitten darin war eine Nische freigelassen für die Madonnenbüste, welche nach der Unterschrift „il ministero e la forza" (der Chef der Grenzwache und seine Soldaten) hierher gestiftet hatten. Zur Seite des Wappens war eine Sonnenuhr mit der Umschrift: „i miei nemici sono le nubi e la notte" (meine Feinde sind Wolken und Nacht), ein sonderbarer Spruch gerade hier, an der Schwelle der alleinseligmachenden Kirche. Im übrigen thaten die Grenzwächter des Papstes das zu wenig, was die des Königs zu viel gethan hatten: sie unterließen jede Visitation und trauten unsern gutmüthigen Gesichtern. Hinter der Douane geht der Weg in einer geräumigen Mulde hinab, auf deren Höhe gegenüber eine einsiedlerische Landkirche steht. Von hier aus hat man einen entzückenden Blick auf die Bergkette des kesselförmigen Landes, deren Gipfel die scheidende Sonne soeben mit leuchtendem Feuer säumte. Ringsum war volle Einsamkeit; erst späterhin begegneten uns einige Trupps heimkehrender Feldarbeiter, die ersten Römer, auf die wir stießen.

Und nun noch einige Schritte und zur linken Hand auf einer mäßigen grünen Anhöhe trat das altersgraue Trappistenkloster Casamara hervor. Der Weinbergsgarten, der die Gebäude umgibt, reicht bis an die Straße; neben dem Kloster liegt eine Mühle, an deren Eingang einige unbedeutende Häuser stehen, die einzigen in der ganzen weiten Gegend. — Doch bevor wir das Kloster selbst betreten, dürften meinen Lesern einige Bemerkungen über Ursprung und Geschichte des Ordens von la Trappe vielleicht nicht unwillkommen sein. Ursprünglich gehörten diese Mönche dem Orden an, welcher durch den Abt Robert zu Citeaux und Bernhard zu Clairvaux unweit Dijon ins Leben gerufen ward. Die Anhänger

desselben hießen nach dem Namen ihres ersten Klosters oder auch nach demjenigen ihres hauptsächlichsten Stifters Cistercienser oder Bernhardiner; sie wollten Benedict's Regel in voller Reinheit und Strenge wieder zur Geltung bringen. Der Orden verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit; nach Verlauf von kaum hundert Jahren zählte er bereits an zweitausend Abteien in allen Ländern, darunter Casamara, dessen Gründung in den Anfang des 12. Jahrhunderts fällt, und die fast zur nämlichen Zeit in der Normandie, 34 Meilen von Paris entstandene Abtei „Unserer lieben Frau des Gotteshauses zu la Trappe". Der Engpaß, in welchem letztere Abtei lag, glich einer Fallthür, einer trappe, daher der Name des Klosters, dessen Pforte bestimmt sein sollte, die Eintretenden mehr, als es in allen andern bisherigen Klöstern der Fall war, vom Leben der Welt abzuschließen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts nämlich wurde Jean le Bouthillier de Rancé (geboren den 9. Januar 1626) Abt von la Trappe. Sein Vater war Staatssecretär bei Maria von Medici, der Gemahlin Heinrich's IV. gewesen; diesen Vortheilen der Geburt und des Ranges verdankte er es, daß ihm bereits in jungen Jahren verschiedene Abteien mit einem jährlichen Einkommen von 15000—20000 Livres als ererbte Commenden zufielen. Inzwischen bekümmerte Rancé sich um die Abteien selbst sehr wenig; jung, geistreich, gelehrt, dabei liebenswürdig und reich, ein gefeiertes Mitglied der feinsten pariser Gesellschaft, besonders der glänzenden Kreise, die sich im Palaste Richelieu's, seines Pathen, versammelten, taumelte er, verlockt durch Leichtsinn und Leidenschaft, von einer Freude, einer Ausschweifung zur andern, bis endlich Ueberdruß und Erschöpfung, verbunden mit mancherlei äußern Umständen, wie z. B. der rasche Tod seiner Geliebten, der Herzogin von Montbazon, und der unerwartete Anblick ihres entstellten Leichnams ihn zur Umkehr veranlaßten und den Wüstling plötzlich in einen fanatischen Büßer verwandelten. In den Cistercienserorden eingetreten ließ Rancé sich in la Trappe vom Commendator zum regulären Abte wählen. Doch genügte die Strenge des Cistercienserordens seinem verlangenden Herzen, das jetzt ebenso nach Buße und Martern dürstete wie früher nach den Genüssen der Welt, noch nicht; die Entsagung aufs Aeußerste zu steigern, gründete er ein neues Klosterleben, indem er das von Benedict, dem Vater des abendländischen Mönchthums, anempfohlene Stillschweigen (Regula S.-Benedicti cap. 42) zum unverbrüchlichen Gesetz machte. Die Trappisten dürfen von dem göttlichen Geschenk der Sprache, dieser eigentlichsten Mitgift des Menschen, nur sonntäglich auf eine Stunde behufs religiöser Unterredungen, außerdem aber nur zur Mittheilung von Gewissensfragen an ihren Abt sowie zu gemeinsamen Gebeten und Chorgesängen Gebrauch machen. Ihre Beschäftigung sind Handarbeiten, meist niedrigster

Art; gelehrte Studien sind verpönt; alle Verbindung mit der Welt muß aufhören, selbst die briefliche mit den nächsten Angehörigen. Auch die Nahrung soll so einfach sein als möglich; Fleisch wird niemals gereicht. Krankheit, Kasteiung und jede Beschwerde ist Heilmittel der Seele; sie ist zu ertragen mit Freude und himmlischer Wonne. Der Schlaf ist möglichst zu beschränken; während einiger Nachtstunden findet Versammlung im Chore statt; der Sarg ist das einzige Lager, das der vollen Körperlänge seines Inhabers entsprechen darf, die Bettstellen dagegen, um durch ihre Unbequemlichkeit einen allzu behaglichen Schlummer zu verhindern, sind sämmtlich um mindestens einen Fuß zu kurz.

Man sieht, wie raffinirt dieser religiöse Wahnsinn war, die Grundbedingungen der menschlichen Natur zu vernichten und unter dem Deckmantel geistlicher Ascese immer neue Martern zu erfinden. Auch erfuhr der Orden wegen seiner übermäßigen und unnatürlichen Strenge mancherlei Anfechtungen; weltliche und geistliche Herrscher, Könige und Päpste versagten den Trappisten ihre Bestätigung oder trieben sie, wo sie bereits angesiedelt waren, zum Lande hinaus. Gleichwol hat der Orden sich bis auf den heutigen Tag erhalten und sich in Frankreich, in der Schweiz, in Spanien, ja sogar bis jenseit des Oceans, bis nach Canada hin ausgebreitet; selbst unter dem weiblichen Geschlechte fand er Anhänger. Ja einzelne Schüler Rancé's überboten ihren Meister noch an Raffinement und Kraft der Selbstpeinigung; sie bedauerten, daß sie nicht in gleicher Weise, wie an Speise, Trank und Schlaf, auch am Genusse der Luft sich Entbehrungen auferlegen könnten! Und bei alledem befanden sich bei Rancé's Tode in la Trappe bereits 200 Mönche!

Der toscanische Großherzog Cosimo III. von Medici berief im Jahre 1705 achtzehn Trappisten in seine Staaten, um ein Kloster in der Nähe von Florenz zu bevölkern; einzelne wanderten auch aus der Schweiz in das Piemontesische. Diese Brüder, wenn nicht Rancé selbst während einer zweimaligen Anwesenheit in Rom, mögen den Samen der neuen Lehre bis nach Mittelitalien gebracht und la casa amara zum „Haus der Bitterkeit" im wahrsten Sinne des Worts umgeschaffen haben, obschon dessen Insassen nicht die volle Strenge der französischen Trappisten beobachten. Von den letztern erzählte der Abbé uns, daß sie, ohne ein Wort zu reden, vor den Fremden, zu deren gastlicher Aufnahme sie durch ihre Regel verpflichtet sind, sich mit dem Gesicht zur Erde werfen und dann ein Stück aus der Bibel vorlesen; uns wurde ein mehr weltlicher Empfang zu Theil. Nachdem wir durch ein hohes gothisches Doppelportal in den äußern Hof, von dort aber durch eine kleine Holzpforte in den innern Klosterhof und an den Eingang für die Gebäulichkeiten gekommen waren, trat uns ein jugendlicher Bruder in weißwollener Mönchskleidung entgegen. Nachdem der Rector unsern gemeinsamen

Wunsch ausgesprochen, hier ein Obdach für die Nacht zu finden, verlangte der Mönch unsere Pässe, um sie dem Abte vorzuweisen.

Es verging eine geraume Zeit, bis der Pförtner endlich zurückkehrte und uns in die sogenannte forestieria, d. h. in die zur Aufnahme von Fremden bestimmten Zimmer führte; dieselben lagen im zweiten Stockwerk und waren sehr einfach eingerichtet. Darauf wurden uns aus großbauchigem Steinkruge zum Willkommen einige Becher Weins gereicht, der, so trüb und sauer er war, der lechzenden Zunge doch äußerst wohlthat. Den Abt, einen mittelgroßen hagern Mann inmitten der Sechziger, konnten wir erst sprechen, als er, aus der Kirche kommend, etwa eine halbe Stunde später an unserer Thür vorüberschritt; seine Begrüßung war herzlich und wohlwollend. Der Abt, ein geborener Turiner, führt den Namen Michelangelo Carluzzi; er gehört nicht dem Orden der Trappisten, sondern dem der Camaldulenser oder weißen Benedictiner an, einem Zweige der montecassinoschen oder schwarzen Benedictiner, der im Anfang des 11. Jahrhunderts durch Romuald von Ravenna zur Blüte gebracht ward und der sich dadurch auszeichnet, daß seine Bekenner zur möglichsten Vermeidung jeden Zusammenlebens in einzelne Zellen sich absondern und sich vorzüglich eines energischen Fastens befleißigen. Unsern Abt hatte der Papst auf Lebenszeit ernannt; vielleicht sollte durch ihn die Schroffheit der Trappistenregel einigermaßen gemildert werden. Ich wurde ihm als artista tedesco vom Rector vorgestellt, der zugleich seine Empfehlungsschreiben überreichte, worauf der Abt jedoch erklärte: „ah, religiosi anchè senza! (oh, Geistliche auch ohne dies!)“. Mittlerweile war die Schlafenszeit gekommen; um 7 Uhr gingen die Mönche zu Bett, nur der Laienbruder, welcher uns empfangen hatte, Fra Andrea, ein junger Mann in den Zwanzigen, aus dem nahen Veroli gebürtig, mußte noch aufbleiben, um uns die cena zu serviren, die in dicker Reissuppe, Eierkuchen (frittata), aufgeschlagenen Eiern, sardellenartigen Fischen, Salat, Käse, Feigen und Wein bestand. Wir aßen nicht im Refectorium, sondern in dem Zimmer, in welches wir zuerst geführt waren, an einem besondern, für uns drei gedeckten Tische. Während des Mahles erzählte der Bruder uns Verschiedenes über den dermaligen Bestand und die Einrichtungen des Klosters. Die Zahl seiner Bewohner belief sich augenblicklich auf 46, darunter sieben Mönche und zwölf Novizen; es hatten sich noch mehrere gemeldet, die jedoch wegen Mangel an Raum nicht aufgenommen werden konnten. Neun Stunden täglich werden in der Kirche verbracht und auch das übrige Leben ist von streng beschaulicher Beschaffenheit, eine echte vita contemplativa. Morgens 2 Uhr steht man auf, um sich in die Kirche zu begeben; das Reden ist nur mit Fremden gestattet und außerdem zur Erholung drei Viertelstunden nach dem Mittags- und eine

Viertelstunde nach dem Abendtische; doch soll auch dabei stets möglichst wenig gesprochen werden. Bei Tische herrscht unverbrüchliches Schweigen; ein Novize liest aus der Geschichte eines Heiligen vor. Alle Nahrungsmittel, die im Kloster verbraucht werden, sind eigene Erzeugnisse desselben; vieles wird erübrigt, um die Armen der Umgegend zu speisen, von denen während der vorjährigen Theuerung, nach der Versicherung des Bruders, täglich nicht weniger als 1500 ihr Brot vom Kloster zugetheilt erhalten. Auch an einem Wunder fehlte es dabei nicht; als bei der Unmasse der Andringenden (erzählte der Mönch) die Frucht in den Speichern zu Ende gegangen, habe der Abt den letzten spärlichen Rest mit Weihwasser besprengt und siehe da, das Korn hätte sich infolge dessen dermaßen vervielfältigt, daß alle gesättigt worden wären; „denn", setzte er hinzu, „la fede è une bella cosa (es ist ein schönes Ding um den Glauben)!" Außer uns befanden sich gegenwärtig noch fünf Italiener als Fremde im Hause, doch trafen wir nicht mit ihnen zusammen; wie unser Gesellschafter hinzusetzte, sind Deutsche, Franzosen und Spanier kein seltener Besuch im Kloster. — An der weißen Wand des Speisezimmers standen mit schwarzer Schrift verschiedene Sprüche in lateinischer Sprache angeschrieben; ins Deutsche übertragen lauteten dieselben: „Umzäune deine Ohren mit Dornen, damit du böses Gerede nicht hörst, und deinem Munde lege Thür und Schloß an. Hast du ein Wort gehört gegen deinen Nächsten, so sterbe es in dir, vertrauend, daß es dich nicht entzweireißt." In meiner Stube war zu lesen, ebenfalls in lateinischer Sprache: „Wie die Thür in der Angel, so dreht sich der Faule im Bette." Und in der des Rectors: „Es ist Zeit, sich vom Schlafe zu erheben; denn unser Heil ist uns jetzt näher, als wir geglaubt haben."

Endlich mich zur Ruhe begebend, fand ich mein Bett äußerst angenehm und keineswegs zu kurz; nur das als Decke übergelegte buntgestreifte Stück Baumwollenzeug war mir zu dünn und mußte ich mit meinen Garderobestücken nachhelfen. Nachts, es mochte zwei Uhr sein, ging es durch die Gänge wie eine ungeheure Klapper; das Geräusch rührte, wie ich später hörte, davon her, daß der Mönch, welcher die Brüder aufzuwecken hat, mit einem hölzernen Hammer gegen jede einzelne Zellenthür schlägt. Bald darauf begann Geläute und Gesang in der Kirche. Ungeachtet des mahnenden Wortes in meiner Kammer blieb ich im Bette, bis mit anbrechendem Morgen der Rector mich daraus vertrieb. Nach der Messe und nach eingenommenem Kaffee suchten wir den Abt auf. Wir trafen ihn vor der Thür seines Zimmers; doch nöthigte er uns sogleich näher zu treten. Das Zimmer zeichnete sich durch große Einfachheit aus. Der Abt selbst wußte, wie man uns im Kloster versicherte, nicht weniger als zehn Sprachen zu sprechen; gleich-

wol führte er die Unterhaltung mit uns nur auf italienisch. Dieselbe drehte sich hauptsächlich um zwei junge Mohren von 12 und 18 Jahren, welche als Novizen in Casamara waren und eben vor der Thür des Abtes standen, als wir eintraten. Beide gehörten zu einer Anzahl von Sklaven, welche der Heidenbekehrer Pater Olivieri auf einem asiatischen Sclavenmarkte gekauft hatte und die dann in verschiedene europäische Klöster vertheilt worden waren, um später in ihre Heimat zurückzukehren und das Christenthum daselbst verbreiten zu helfen. Die beiden Mohren trugen die Mönchskleidung, weiße Kutte und schwarzes Scapulier. Kurzes und dünnes Haar kräuselte sich auf den afrikanischen Schädeln; gegen die schwarze Farbe von Gesicht und Händen stach das blendende Weiß der sich ängstlich hin und her drehenden Augen sowie die helle Kutte wunderbar ab. Vor Schüchternheit brachte keiner der Knaben ein Wort hervor, obwol sie während ihres bereits zweijährigen Aufenthaltes im Kloster das Italienische leidlich erlernt haben, auch zu Zeiten über die maßen wild und ausgelassen sein sollten. Jetzt war davon nichts zu spüren; zaghaft reichten sie uns die schlaffen Hände. Der älteste, Mauro genannt, hatte drei Narben auf der linken Wange senkrecht nebeneinander, je von zwei Zoll Länge, die von Schnitten herrührten, mit denen ihn sein früherer Eigenthümer gezeichnet hatte.

Als wir den Abt verließen, standen die zwei Neger noch vor der Thür, Mauro fiel vor dem Abbé schweigend auf die Knie und drückte die Hand desselben inbrünstig an seine Lippen. Der Novizenmeister, welcher inzwischen zu uns getreten war, übernahm es jetzt, uns im Kloster umherzuführen. Die Vollendung des ursprünglichen Baues fällt in das Jahr 1121. Die Räume waren damals für die Aufnahme von 800 Mönchen eingerichtet; gegenwärtig sind die Wohnungen der Mönche ungemein beschränkt und von dem gewaltigen Umfang, den das Ganze in frühern Zeiten eingenommen haben soll, gewahrt man nur noch dürftige Mauerreste. Ueberhaupt hält Casamara keinen Vergleich aus mit Montecassino; letzteres ist ein Bild des Mönchthums in seiner Großartigkeit und seinem äußern Glanze, Casamara dagegen, seinem Namen getreu, stellt das Mönchthum dar in seiner Einsamkeit und seinem stillen Frieden, der den Glanz und die Herrlichkeit der Welt von sich stößt. Im Hofe unter dem breiten Dachborde haben die Schwalben zu Hunderten Nest an Nest gebaut, als wüßten sie, daß ihre Ruhe hier durch nichts gestört wird, nicht einmal durch den Ton menschlicher Stimmen. Das frühere Refectorium, dessen hohe gothische Spitzbogen, von herrlichen Säulenbündeln getragen, in ihrer geräumigen Anlage auf einstige größere Bedeutung des Klosters hinweisen, dient jetzt zum Fruchtmagazin. Zwei rechtwinkelig aneinander stoßende Flügel enthalten die

bewohnten Zellen. An den östlichen Flügel grenzt die Kirche, eine der wenigen gothischen, die man noch in Italien findet; sie soll hundert Jahre später als das Kloster, nämlich 1221 vollendet sein. Das Schiff ist dreitheilig, das Portal ein gewaltiger Rundbogen. Die Façade zeigt die Basilikenform; ein breiter Treppenaufgang führt zu ihr empor, an dem rechts und links zwei Säulen mit spitzen Obelisken darauf stehen, eine steinerne Nachahmung der Cypressen, welche, ein passendes Sinnbild der Trauer und des Schweigens, zur Seite der Kirche grünen. Im Innern derselben auf dem Fußboden sind unzählige Bienen eingehauen: eine stille Mahnung zum Fleiß, der den Trappisten zum Gesetz gemacht ist, zwar nicht in Bezug auf wissenschaftliche Beschäftigungen, aber doch auf Handarbeiten und ganz besonders aufs Beten. Ein Theil des Schiffes nebst dem Chor ist durch ein Holzgitter von der übrigen Kirche abgeschieden; hinter dieses Gitter dürfen Frauen, die sonst in Klosterkirchen regelmäßig überall Zutritt haben, bei Strafe der Excommunication nicht kommen. Der Hauptaltar stammt aus der Renaissancezeit; er ist mit pietre dure eingelegt und von der römischen Familie Albani hierher geweiht worden. Der Kapitelsaal hat die nämliche Bauart wie das Schiff der Kirche: dreitheilig und in Spitzbogen. Im Garten blühten Winden, Astern, Georginen, Cacteen, Bandgras und Rosen; die Mitte bildet ein Steinbecken, wimmelnd von Goldfischchen und umgeben von Citronenbäumen. Fast an jedem Gewächs ist der lateinische Name angegeben; viele Wege durchschneiden die Beete und Beetchen in geometrischen Figuren. Die Gartenbesorgung liegt einem Mönche ob. Ebenso sind Mönche in der Weberei und in der Apotheke (specieria) beschäftigt. Letztere schien vorzüglich gehalten; sie hat eine doppelte Einrichtung, eine allopathische und eine homöopathische. Auch ist sie keineswegs für das Kloster allein bestimmt, sondern die ganze Umgegend versorgt sich daraus mit den erforderlichen Heilmitteln, die Wohlhabenden gegen Bezahlung, während die Armen ihre Bedürfnisse umsonst geliefert erhalten. Der Arzt ist gleichfalls ein Mönch: denn nach Rancé's Lehre muß man sich hüten vor eigentlichen Heilkundigen, weil sie, ohne das Wohl der Seele zu berücksichtigen, nur an das des Körpers denken, und weil Krankheiten ein außerordentliches Zeichen der göttlichen Gnade sind. — Der Ausgang führt auf den Hof; bei der Rückkehr in unsere Zimmer bemerkte ich am Klostereingang eine Inschrift; dieselbe ist italienisch abgefaßt und lautet in wortgetreuer Uebersetzung:

„Man bittet inständig diejenigen, welche die Vorsehung in dieses Kloster führt, Nachstehendes sich merken zu wollen:

„Es wird im Kloster ein fortwährendes Stillschweigen beobachtet. Man vermeide jederzeit die Begegnung der Mönche, vorzugsweise der mit Arbeit beschäftigten; bei etwaigen Vorkommnissen wende man sich

an den Pförtner oder an den, welcher die Fremden empfängt; denn die Mönche geben gemäß der Vorschrift, ein strenges und fortdauerndes Stillschweigen einzuhalten, denen, die sie anreden, keine Antwort. — Gäste sollen sich in ihrer Zelle halten, sie müßten denn ein wenig Luft schöpfen wollen; um ihr Gebet zu verrichten, dürfen sie in die Kirche gehen. — Schließlich vermeide man, Namen oder dergleichen auf Thüren, Tafeln oder Mauern dieses heiligen Ortes zu schreiben."

An einem andern Theile des Corridors war eine Schelle angebracht und daneben an der Wand bemerkt, wie viel mal man läuten solle, um den Portier, den Fremdendiener, den Krankenwärter &c. herbeizurufen. Ein „Memento mori" habe ich nirgends angeschrieben gesehen, auch nicht gehört, daß ein Mönch den andern beim Begegnen mit diesem Zuruf begrüßte. Schon Gaudy in seinem obenerwähnten Aufsatze macht dieselbe Bemerkung; es scheine, setzt er hinzu, als sei man in Casamara von dem memento mori ebenso abgekommen wie davon, daß jeder Mönch täglich an seinem eigenen Grabe graben müsse. Gaudy theilte also, wie man daraus sieht, die allerdings sehr verbreitete Ansicht, als ob neben dem unverbrüchlichen Schweigen die Begrüßung mit jenen Todesworten und das Arbeiten am eigenen Grabe die charakteristischen Merkmale der Trappisten wären. Allein in den von mir benutzten Quellen habe ich diese Ansicht nirgends bestätigt gefunden. Die Eigenthümlichkeiten der Trappistenregel sind oben aufgezählt; selbst das darin verlangte Schweigen bildet principiell keine Unterscheidung von andern Mönchsregeln, in denen das Schweigen ebenfalls empfohlen wird, nur nicht mit der Strenge und der Ausschließlichkeit wie bei den Trappisten. Was ferner das Graben des eigenen Grabes betrifft, so leugnet Ritsert („Der Orden der Trappisten", 1833) geradezu, daß jeder Trappist dazu verbunden gewesen sei, es wäre nur stets ein Grab auf dem Kirchhof geöffnet gewesen, um den ersten Mönch, der sterben würde, aufzunehmen. „Memento mori" endlich war der übliche Gruß bei den sogenannten Vätern des Todes, einer Abzweigung des Augustinerordens, die sich gleichzeitig mit dem Trappistenorden und demselben durch ihre Strenge vielfach verwandt in Rouen bildete, sodaß eine Verwechselung beider ziemlich nahe lag. Bei den Trappisten sind die Worte „Memento mori" der übliche Schluß der Gebete, welche der Abt in der Kirche zu sprechen pflegt, so oft die Nachricht eingeht, daß unter den Angehörigen eines Mönches ein Todesfall sich ereignet habe.

Eingedenk obiger Vorschriften für die Fremden glaubte ich näherer Nachforschungen über die Klostereigenthümlichkeiten in Casamara selbst mich enthalten zu müssen. Gern hätte ich auch noch Näheres über die Geschichte des Klosters erfahren; doch unsere Führer vermochten keine genügende Auskunft zu geben, wußten auch nichts von etwaigen histori-

schen Quellen, die in der Bibliothek vorhanden. Diese, ein geräumiges Zimmer, dessen Wände ringsum mit schweinsledernen Folianten besetzt waren, schien von Manuscripten nichts zu enthalten, wenigstens wurden uns deren keine vorgezeigt. Die Bücher waren eingetheilt in physica, theologia, philosophia, jurisprudentia; auf dem Bibliothekstisch lag ein Fremdenbuch, in welches wir uns einzuzuzeichnen gebeten wurden.

Unsere Abreise setzten wir auf die Zeit nach dem Mittagsessen fest. Dieses brachte uns wieder Maccaroni und wieder Eier in doppelter Gestalt, gebacken und aufgeschlagen; dazu ein der deutschen Zunge höchst unbehagliches Gemüse von zerschnittenen, mit Kartoffeln untermischten Liebesäpfeln, so beißend und scharf, daß es als blasenziehendes Pflaster vermuthlich besser an seinem Platze gewesen wäre denn als Nahrungsmittel für Menschen. — Beim Abschiede beugte Fra Andrea vor dem Abbé das Knie und bat um seinen Segen; der Abbé richtete ihn auf und küßte ihn auf die Stirn. Dann gab uns der Bruder das Geleit bis an die Klosterpforte und ließ uns mit einem herzlichen „Buon viaggio!" in die Gebirge nach Trifulti abziehen, das wir selbigen Abends nicht ohne mancherlei Mühen erreichten. Noch eine volle Tagereise weiter liegt Subiaco. Hier kamen wir zuerst wieder auf gebahnten Weg, der uns der Welthauptstadt zuführte.

Literatur und Kunst.

Jugendschriften.

Von der Weihnachtszeit her sind auf unserm Büchertisch noch verschiedene Jugendschriften und ähnliche populäre Werke in Rückstand geblieben, denen wir hier einen kurzen kritischen Nachruf um so weniger versagen mögen, als sich darunter Werke befinden, die durch ihren innern Werth eine dauernde Bedeutung in Anspruch nehmen. Vor allem gilt dies von den zahlreichen Jugendschriften, welche die Firma Otto Spamer in Leipzig auch diesmal wieder veröffentlicht hat. Schon bei frühern Gelegenheiten haben wir die Verdienste anzuerkennen gehabt, welche die genannte Firma sich in dieser Hinsicht erwirbt; die von ihr herausgegebene „Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek", von der bereits die dritte Serie im Erscheinen begriffen ist, die „Illustrirte Familien- und Volksbibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" ꝛc. gehören zu den tüchtigsten Unternehmungen dieser Art und können als erfreuliches Beispiel dienen, welche Fortschritte wir in Deutschland innerhalb der letzten zehn und zwanzig Jahre sowol in geistiger wie in technischer Hinsicht auf diesem Gebiete gemacht haben. Unter den neuerschienenen Werken, welche der einen oder der andern der ebengenannten Sammlungen angehören, zugleich aber auch selbständig für sich bestehen, heben wir namentlich hervor: „Das Buch der Erde. Naturgeschichte des Erdballs und

seiner Bewohner. Darstellung der physischen Geographie. Bearbeitet für Gebildete aller Stände von Dr. G. H. Otto Volger" und „Das Reich der Wolken. Vorträge über Physik des Luftkreises und die atmosphärischen Erscheinungen. Von Dr. Heinrich Birnbaum." Beide Werke, reichlich ausgestattet mit Illustrationen, die zum großen Theil Correctheit und Anschaulichkeit mit eleganter Ausführung verbinden, stehen in einem gewissen Zusammenhange und ergänzen sich gleichsam wie Himmel und Erde; beide sind in einer klaren und faßlichen Sprache geschrieben und wissen auf zweckmäßige Weise die Strenge des wissenschaftlichen Vortrags durch allerhand praktische Beispiele und Erläuterungen zu mildern und eben dadurch auch den minder vorgebildeten Leser zu fesseln. — Mehr der Jugendliteratur im eigentlichen Sinne gehören an: „Die kleinen Pflanzenfreunde. Botanische Wanderungen durch Feld und Garten, Wald und Flur. Für die Jugend bearbeitet von Hermann Wagner." Der Verfasser, den ernstern Freunden der Wissenschaft wohlbekannt, hat auch als Jugendschriftsteller schon seit längerm eine so fruchtbare wie glückliche Thätigkeit entwickelt; auch in dem vorliegenden Buche ist die eigenthümliche Mischung von Lehre und Unterhaltung, von geistiger und gemüthlicher Anregung recht wohl getroffen und wird dasselbe, besonders wenn ihm die lebendige Anleitung und Auslegung eines kundigen Lehrers zur Seite geht, in den betreffenden Kreisen nicht ohne Nutzen bleiben. — Nicht ganz dasselbe Lob vermögen wir einem andern Werke zu ertheilen, das ebenfalls der „Neuen Jugend- und Hausbibliothek" angehört: „Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet für Freunde des classischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend von Dr. Wilhelm Wägner." Das Buch leidet, wenigstens soweit wir es nach dem vorliegenden ersten Bande beurtheilen dürfen, an einer großen Gespreiztheit der Darstellung und auch in der Vertheilung und Durcharbeitung des Stoffs fehlt es an Gleichmäßigkeit und richtiger Gruppirung. Die zu dem Werke gehörigen Illustrationen sind ebenfalls sehr ungleich und auch ihre Auswahl dürfte nicht überall zu billigen sein. Ein sehr empfehlenswerthes Buch dagegen ist die zu derselben Sammlung gehörige Schilderung des chinesischen Reichs und seiner Bewohner, die unter dem Titel „Lyn-Payo, der Wolfssohn. Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Reiche der Mitte. Mit Benutzung von W. Dalton's «Wolfsboy» herausgegeben von Johannes Ziethen" erschienen ist. Zwar der novellistische Faden, den der Verfasser von seinem englischen Vorbilde entlehnt hat, ist nur schwach und hätte vielleicht ganz entbehrt werden können; desto lebendiger und anschaulicher sind die Schilderungen chinesischer Sitten und Eigenthümlichkeiten und auch die beigefügten Illustrationen sind größtentheils wohlgelungen.

Auch Marie von Roskowska in: „Zwei Jahre auf St.-Domingo. Erzählung für die Jugend" (Leipzig, Schlicke) führt ihre jugendlichen Leser unter eine fremde Zone in weitentlegene Gegenden. Allein man merkt der Verfasserin an, daß sie selbst nicht recht heimisch darin ist; es fehlt ihren Schilderungen an jenem Schmelz der Farben, der gerade auf das jugendliche Gemüth so anregend wirkt, und auch die historischen Beziehungen, die sie in ihrer Erzählung mit hineinverwebt hat, nicht eben zum Vortheil der letztern, bleiben nur ziemlich äußerlich und sind mehr ein

Ballast als eine Zierde des Ganzen. Daß die Verfasserin dabei der Sentimentalität mehr als billig ergeben ist und sich gern in breiten moralischen Betrachtungen ergeht, wollen wir ihr nicht weiter zum Vorwurf machen; unsere schriftstellernden Frauen, wo sie für die Jugend schreiben, thun es einmal nicht anders....

Ein prächtiges Heilmittel gegen diese so beliebte und doch in Wahrheit so unkindliche Sentimentalität ist das neue Kinderbuch, das **Heinrich Hoffmann**, der Verfasser des classisch gewordenen „Struwwelpeter" unter dem Titel: „**Im Himmel und auf der Erde.** Herzliches und Scherzliches aus der Kinderwelt" in der Literarischen Anstalt zu Frankfurt a. M. herausgegeben hat. Wir sind, offen gestanden, kein ganz unbedingter Verehrer des „Struwwelpeter"; so sehr wir die drastische Laune anerkennen, die in den dazu gehörigen Gedichten herrscht und so heilsam überhaupt die Reaction war, welche das genannte Werkchen durch seinen derben und kräftigen Ton in unsern Kinderschriften hervorgebracht, so ist doch in den Bildern, die bekanntlich das Glück des „Struwwelpeter" hauptsächlich begründeten, für unsern Geschmack zu viel Rohes und Carikirtes, sie gehen zu sehr in das Groteske über und athmen zum Theil einen Humor, den das Kind noch nicht versteht und nicht verstehen soll, als daß wir sie so ganz ohne Einschränkung und auf die Dauer in den Händen unserer Kinder sehen möchten. Auch scheint der Herr Verfasser inzwischen selbst etwas Aehnliches empfunden zu haben; in seinem neuesten Werkchen nehmen die Darstellungen im Geschmack des „Struwwelpeter" nur einen sehr beschränkten Raum ein, während der größere Theil des Buchs vielmehr von einem Geist der Anmuth und der Zartheit erfüllt ist, der zu den Caricaturen des „Struwwelpeter" den entschiedensten Gegensatz bildet. Vor allem gilt dies von dem ersten und umfangreichsten Stück der Sammlung: „Der Sonnabend im Himmel." Nichts Lieblicheres läßt sich denken und nichts, was der kindlichen Phantasie angemessener sein könnte als diese Darstellungen aus der häuslichen Wirthschaft des Himmels; da sehen wir die Engelchen in rothen Röckchen mit bunten Flügeln, die weißen Schürzchen sorgsam vorgebunden, wie sie den Himmel mit Wasser und Besen scheuern und reinigen, dann wie sie die Wolkenkissen auspochen und zurechtflicken, während wieder andere die Milchstraße in Ordnung bringen, den Mond putzen, Morgen- und Abendroth frisch anmalen, die Sterne mit Oel versorgen, bis sie endlich nach vollbrachter Arbeit sich in ihre schneeweißen Bettchen legen — das alles so herzig und kindlich, von so echt poetischem Geist durchhaucht, daß wir aufrichtiges Mitleid mit dem Erwachsenen haben würden, der sich nicht gleichfalls aufs lebhafteste davon ergötzt fühlte und seine echte reine Kinderfreude daran hätte. Wir prophezeien dem Buche eine ebenso glänzende Laufbahn, wie sie dem „Struwwelpeter" zu Theil geworden und werden es als kein gutes Zeichen für den Geschmack und die Bildung unserer Gegenwart betrachten, wenn diese Prophezeiung etwa zu Schanden werden sollte.

Derselbe kindliche Geist, dieselbe Einfalt und Innigkeit der Empfindung spricht sich auch in den Schriften aus, mit denen **Karl Fröhlich** auch diesmal wieder unsere Jugendliteratur bereichert hat. Zwar die Hauptsache in den Fröhlich'schen Büchern sind eigentlich die prächtigen „schwarzen Bilder": getreue Nachbildungen jener Schnitzeleien, zu denen der Verfasser ein so



wunderbares Talent besitzt und die durch ihn zu dem Range wirklicher kleiner Kunstwerke erhoben werden. Allein auch die Verse und Sprüche, mit denen Hr. Fröhlich seine bildlichen Darstellungen begleitet, verdienen alle Anerkennung; selbst ein einfaches kindliches Gemüth, weiß er auch den eigenthümlichen Ton der Kindersprache gar glücklich zu treffen, ohne dabei jemals in das Läppische und Einfältige zu verfallen. Und allerdings gibt es auch hier eine zwiefache Einfalt und wenn wir uns vor der unbewußten Hoheit der einen in Ehrfurcht beugen, so kann die andere in ihrer absichtlichen Verleugnung des gesunden Menschenverstandes nur unsern Unwillen erregen. — Außer der zweiten, durch drei Musikbeilagen vermehrten Auflage seiner „Neuen Silhouetten und Reime für große und kleine Kinder" (Leipzig, Friese) hat Karl Fröhlich diesmal noch eine kleine Sammlung plattdeutscher Kindergedichte und Sprüche geliefert, natürlich ebenfalls mit den beliebten „schwarzen Bildern": „Liljen Konfallgen. Plattdütsche Rimels und swarte Biller voer sine lütten goden Frünn" (Berlin, Wagner). Die plattdeutsche Sprache ist, könnte man sagen, die geborene Kindersprache; selbst noch nicht zur völligen Reife des Gedankens entwickelt, mehr ein Lallen und Stammeln, ein Lispeln und Dehnen als ein eigentliches Sprechen, ist sie um deshalb nur um so geeigneter, den Empfindungen und Anschauungen der Kinderwelt zum Ausdruck zu verhelfen. Der Verfasser, irren wir nicht, von der Insel Rügen gebürtig, spricht und schreibt das Plattdeutsche als Muttersprache, die ihn von frühester Kindheit an durch alle Wechselfälle seines bewegten Lebens treulich begleitet hat. „Ich kam", erzählt er selbst in dem kurzen Vorbericht, „in früher Jugend mit den Meinen aus der Heimat nach Berlin; aber auch in hochdeutscher Umgebung blieben uns die trauten Laute unvergessen im Herzen, denn die Mutter sang die jüngern Geschwister plattdeutsch in Schlaf, und ihre freundlichen und ernsten Worte vernahmen wir nur in den Lauten der Heimat. So ging ich, vor zwanzig Jahren etwa, auf die Wanderschaft, und lebte wieder einige Jahre in Mecklenburg, Pommern und Holstein. Fern von den Meinen, ward mir die Fremde heimischer, denn die Mütter sangen: «Bukököhken vun Halberstadt» und «Putthöhnken, wat deist up minen Hoff!» und die Kinder jubelten hinter dem flatternden Schmetterling: «Ketelböter sett di, Naes un Mul dat blött di!»" Schon damals regte sich in dem Verfasser die Lust plattdeutsch zu dichten, allein die Freunde, welche er um Rath fragte, riethen ihm ab und so hat es erst Klaus Groth's und seines ermunternden Beispiels bedurft, bevor er sich mit diesen plattdeutschen Kinderliedern in die Oeffentlichkeit gewagt hat. Das Wagstück, wir zweifeln nicht daran, wird sich belohnen und die „Liljen Konfallgen" werden in kurzer Zeit ebenso beliebt werden und sich ein ebenso großes und dankbares Publikum erwerben, als den frühern Kinderschriften des Verfassers bereits zu Theil geworden ist.

Wir schließen unsere heutige Uebersicht mit zwei Werken, bei denen die Illustration ebenfalls die Hauptsache und sogar in noch viel höherm Grade, als es bei den Fröhlich'schen „Silhouetten und Reimen" rc. der Fall ist; das sind die „Münchener Bilderbogen. Herausgegeben von Kaspar Braun und Friedrich Schneider" (München, Braun & Schneider) und Ludwig Richter's „Fürs Haus. Im Winter. Mit zwölf Zeichnungen in Holz geschnitten von Gaber" (Dresden, Gaber & Richter).

Von den „Münchener Bilderbogen“ wurde soeben das zehnte Buch ausgegeben; da jedes aus 24 Bogen besteht, so bildet das Ganze also eine Sammlung von beinahe drittehalb hundert Bogen — ein richtiger Orbis pictus der Kinderwelt, eine wahre Schatzkammer für Herz und Auge, Phantasie und Verstand unserer Jugend! Wir haben des vortrefflichen Unternehmens in diesen Blättern schon früher zu wiederholten malen gedacht und sowol die künstlerische wie namentlich auch die culturhistorische Bedeutung desselben hervorgehoben. Alles Gute und Löbliche, was wir ihm bei diesen frühern Gelegenheiten nachgerühmt haben, muß auch in Betreff der vorliegenden neuesten Reihenfolge wiederholt werden. Einzelne und nicht wenige Blätter derselben stellen sich geradewegs dem Besten zur Seite, was die „Münchener Bilderbogen“ überhaupt gebracht haben; so die köstliche Geschichte „Von dem Esel, dem es zu wohl wird“, „König Drosselbart“, „Wie der Peter ein Hase geworden ist“, „Brüderchen und Schwesterchen“, „Die Freunde aus der Kinderwelt“, „Die Heinzelmännchen“, „Wie sich Fuchs und Storch zu Gaste laden (wo namentlich die Figur des abmarschirenden Reineke von unübertrefflichem Humor), die phantastischen „Kunststücke des Zauberer Carmosini“ ꝛc. Wir wünschen dem Unternehmen, das nun seit zehn Jahren so viel Lust und Freude bei alt und jung verbreitet, auch fernerhin ein glückliches Gedeihen und gratuliren der Kinderwelt unserer Tage, daß sie so früh schon so volle und frische Züge aus dem Brunnen einer echten und wahrhaft volksthümlichen Kunst thun darf.

Was Ludwig Richter in der Darstellung häuslicher Scenen leistet und mit welcher Treue und Innigkeit er das schlichte deutsche Haus mit seinen Leiden und Freuden zu schildern weiß, ist allbekannt; er ist der eigentliche dichtende Zeichner des Hauses und darum hat er auch seine Verbreitung mit Recht hauptsächlich durch den Holzschnitt gefunden, diese bescheidene, echt bürgerliche, echt häusliche Kunst. Und doch haben wir sein Talent bisher beinahe noch nirgends in so lieblicher Entfaltung gesehen, fast noch nirgends hat er so tiefe und kräftige Griffe in das Innerste des deutschen Familienlebens und der in all ihrer Beschränktheit dennoch so reichen bürgerlichen Häuslichkeit gethan, als in diesem seinem jüngsten Werke, das er aber freilich auch selbst in dem einleitenden „Wort vor der Thür“ als sein Haupt- und Lieblingswerk bezeichnet. „Schon seit vielen Jahren“, sagt er, „habe ich den Wunsch mit mir herumgetragen, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen und somit ein Werk ins liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst jedem zeigte, was jeder einmal erlebte: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen für die spätere Saat und Ernte. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen, wiederzugeben, so wird ja wol manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie; und damit wäre der Zweck der kleinen Holzschnittbilder reichlich erfüllt. Ich werde von nun an alles zusammenhalten und in diesen Heften niederlegen, was mir auf dem Wege entgegenblüht; möchten sie werden ein «Index omnia sua secum portans» nach besten Kräften und



Vermögen. Ich beginne mit dem Neujahr, und Epiphanias soll den Winter einläuten, Ernst und Kurzweil, Modernes und Romantisches, Spruch und Lied, Sage und Märchen, Geistliches und Weltliches sollen geleitet durch die Jahreszeiten hindurch bis wieder zur Krone deutscher Familienfeste, der fröhlichen Weihnachtszeit, wo Kirche und Haus, Jugend und Alter am innigsten zusammenschließen." Und es ist ihm gelungen, „das Leben zu schildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen" — eine Definition, beiläufig bemerkt, in der das innerste Wesen aller echten Kunstschöpfung aufs bündigste dargelegt ist. Es hält schwer, aus so vielem Anmuthigen und Herzerfreuenden einzelnes noch besonders hervorzuheben. Doch kennt man ja die reine gesunde Natürlichkeit und den unnachahmlichen Liebreiz, welcher die Richter'schen Kindergestalten umfließt, und so sind es auch hier wieder hauptsächlich die Gestalten und Scenen der Kinderwelt, in denen der Verfasser das Vorzüglichste geleistet hat; sein Bildchen „Aus der Kinderstube", sein „Kindercarneval", das Blatt mit der Unterschrift: „Weine nur nicht, Helmchen" sind Bilder, die, einmal gesehen, sich nie wieder aus der Erinnerung des Beschauers verlieren, sondern ihm ein liebes und dauerndes Eigenthum werden. Wir rufen dem ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Künstler ein freundliches „Glückauf" zu und sind überzeugt, daß jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick in dieses sein neuestes Werk gethan hat, von Herzen mit einstimmen wird. R. P.

Correspondenz.

Aus dem Königreiche Hannover.

December 1858.

II. Die beiden entscheidenden Berathungen der Ersten Kammer über die Justizvorlagen, welche das ganze Land, Regierung sowol wie Unterthanen, mit größter Spannung erwartete, sind jetzt beendet. Das Haus ist im ganzen seiner ursprünglichen Ansicht treu geblieben, obwol die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte, um ein günstigeres Resultat zu bewirken. Aber dennoch hat die Erste Kammer im Laufe der Verhandlungen etwas von ihrer ersten entschieden verwerfenden Meinung aufgegeben, sich allmählich zu einigen Concessionen verstanden und dadurch eine wenigstens theilweise Realisirung des Entwurfs, freilich nur seinem geringern und bei weitem unbedeutendern Theile nach, ermöglicht. In der zweiten Berathung verwarf sie nicht allein sämmtliche Cardinalpunkte, sondern auch schließlich die ganze Vorlage selbst mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß ein so durchlöcherter und seines eigentlichen Kerns beraubter Entwurf unbrauchbar sei. Auf Veranlassung ihres Präsidenten, der während der Debatte vergeblich seinen unparteiischen Sitz verlassen und die Annahme des Entwurfs dringend empfohlen hatte, vertagte sich die Kammer auf drei Tage, um ihr letztes entscheidendes Votum gehörig überlegen zu können.

Inzwischen bot die Regierung alles auf, um in der letzten Verhandlung

die Majorität zu erlangen. Sie verschmähte es nicht, an die Standes- und Majoratsherren und andere persönlich stimmberechtigte Mitglieder, die sich während der ganzen Session bisher ferngehalten hatten, eine Einladung zur Theilnahme ergehen zu lassen, welcher denn auch der Erbprinz von Bentheim und einige wenige Majoratsherren, nicht aber die beiden katholischen Bischöfe Folge leisteten. Denn nicht nur, daß die Ablehnung der Vorlage, die mit vielen andern bereits angenommenen, sowie überhaupt mit dem ganzen System der Regierung in genauem Zusammenhange steht, die Plane der herrschenden Partei auf eine schmerzliche Weise durchkreuzte, indem die veränderte Gerichtsverfassung mit der Aenderung in der Verwaltung Hand in Hand gehen, indem dadurch eine dauernde Ersparung herbeigeführt werden sollte, die für die vielen anderweiten Ausgaben Raum schaffte, vielleicht auch indem man dadurch sich mancher misliebiger Richter entledigen wollte, die gerade nur bei einer so eingreifenden Umgestaltung entfernt werden konnten — nein, auch die Existenz des Ministeriums stand auf dem Spiele, wenn wir dem vielfach im Lande und in der ausländischen, sogar hier und da auch in der einheimischen Presse verbreiteten Gerücht von einer Ministerkrisis Glauben schenken wollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß zwischen dem Ministerium, wenigstens zwischen den tonangebenden und einflußreichsten Mitgliedern desselben, die auf eine völlig bureaukratische Herrschaft hinstreben, und zwischen einer zahlreichen Partei des Adelshauses, die sich in ihren mehr aristokratisch-feudalen Forderungen durch jene eher gehemmt als gefördert sieht, eine Spannung, ja ein Zerwürfniß eingetreten ist, das durch die unklug herausfordernden Artikel des officiellen Organs nur erweitert ist und das seinen deutlichsten Ausdruck in den halb oppositionellen Nachwahlen einiger Ritterschaften, in der scharfen, ja bisweilen gereizten Debatte über die Justizvorlagen und in den häufig schroff aburtheilenden Correspondenzen der Kreuzzeitung gefunden hat. Das Ministerium vom 1. August 1855 hat zwar den Rittergutsbesitzern ihre alte Vertretung in einer eigenen Kammer und auch noch andere verlorene Vorrechte wieder verschafft; aber es ist doch nicht gesonnen, ein Junkerregiment zu errichten und alle patriarchalen vormärzlichen Zustände wiederherzustellen. Hat sich doch Hr. von Borries unter einstimmigem Beifalle der Zweiten Kammer sehr entschieden gegen die von dem Herrenhause proponirte Einführung des Instituts der Landräthe ausgesprochen.

Am 24. November begann die dritte Berathung, zu der sich denn auch die obenerwähnten Reservetruppen richtig eingefunden hatten. Aber gleich die erste Abstimmung über die Competenzerweiterung der Untergerichte zeigte zwar eine bedenkliche Vermehrung, aber doch keine Majorität der ministeriellen Partei. Denn obschon der Justizminister von Bar alle seine Kräfte anstrengte, um eine abermalige Ablehnung dieses „wichtigsten Princips der Vorlage“ zu verhüten, war sein Bemühen dennoch erfolglos, indem die Gegner alle seine Gründe widerlegten und die Widersprüche und Inconsequenzen, in die er sich verwickelte, aufdeckten. Vergebens wies er auf den allgemeinen Wunsch der Bevölkerung als auf den erheblichsten Grund hin; Hr. von Rössing erklärte dagegen, daß er in allen Kreisen nur die Befürchtung vernommen habe, daß die Vorlage Gesetz werde, und daß der angebliche allgemeine Wunsch sich in keiner Petition ausgesprochen hätte. Ver-

gebens empfahl er, die Debatte auf das politische Gebiet spielend, die Annahme vom conservativen Standpunkte aus, da nur der nähern Berührung mit den Beamten die conservative Gesinnung und das patriarchale Verhältniß, das Hannover auszeichne, zuzuschreiben sei; umsonst wies er auf das Interesse der Rittergutsbesitzer hin, das ihm durch die erweiterte Competenz der Amtsrichter bedeutend gefördert schien — die conservativen Rittergutsbesitzer der Ersten Kammer blieben taub gegen diese lockenden Vorstellungen. Umsonst warf er den einzelnen Führern der Opposition vor, daß sie ja doch anfangs keine erheblichen Bedenken gegen diesen Punkt gehabt hätten. Sein eigenes Beispiel ward ihm als Beweis vorgeführt, daß bei gründlicher Prüfung die Meinungen sich ändern, anfängliche Bedenken sich verstärken und vermindern könnten, wie letzteres bei Hrn. von Bar seit seinem Eintritt ins Ministerium der Fall gewesen. Dreimal erwähnte er mit bewunderungswerther Aufrichtigkeit, daß er immer mehr zu der Ueberzeugung komme, daß sein „mangelhafter Vortrag" in der zweiten Berathung die Schuld der damaligen Ablehnung habe, und daß der „überaus gründliche Vortrag" des Regierungscommissars jetzt eine Aenderung der Ansichten wol bewirkt haben würde. Aber auch diese Erwartung wurde getäuscht; nur der Schatzrath von Alten zog, durch die Vorträge dieser Sitzung bekehrt, ins ministerielle Lager hinüber. Ja, der Minister verschmähte endlich sogar die Hinweisung auf die persönlichen Interessen seiner Standesgenossen nicht und meinte, auf den Eigennutz und Standesegoismus derselben speculirend, daß „bei der augenblicklichen Sachlage" zu berücksichtigen sei, daß die Zweite Kammer gerade jetzt ein den Besitzern landtagsfähiger Güter günstiges Landgemeindegesetz berathe, welches sich dort nur einer geringen Majorität erfreue und auf welches die jetzige hier stattfindende Abstimmung nicht ohne Einfluß bleiben könne. Der Chef der Justiz mußte es anhören, daß einer seiner Untergebenen, der Oberappellationsrath von Schlepegrell, solche Hinweisung auf das andere Haus für „nicht in der Ordnung" erklärte. Das Endresultat der langen und heftigen Debatte war die Ablehnung der Competenzerweiterung mit (23 gegen 20 Stimmen), der in den nächsten Tagen die der andern Hauptparagraphen folgte, welche die Aufhebung des Criminalsenats des Oberappellationsgerichts und die Errichtung von Criminaldeputationen forderten. Die übrigen, weniger bedeutenden Neuerungen wurden angenommen, ebenso, abweichend von der zweiten Berathung, zum Schluß der ganze Entwurf. Glaubte das Haus vielleicht, daß ein solch lückenhafter Entwurf sich nicht zur Publication eigene und daß durch die Verwerfung der einschneidendsten Vorschläge die Gefahr abgewendet sei? Oder konnte die Kammer es nicht über sich gewinnen, ihre ungewohnte Opposition so weit auf die Spitze zu treiben, daß sie schließlich ein gänzliches Verdammungsurtheil über die Vorlage aussprach? Vielleicht auch wollten die besonders aristokratisch-feudalen Mitglieder der Opposition — denn die mehr aristokratisch-liberalen, an ihrer Spitze Hr. von Rössing, stimmten mit 14 Stimmen gegen die ganze Vorlage — zufrieden mit dem errungenen Resultate, die Existenz des Ministeriums, die gerade von der Annahme dieses Gesetzes abhängen sollte, durch ein hartnäckiges Ablehnen nicht gefährden. Und wirklich sind seitdem die Gerüchte von einer Ministerkrisis verstummt.

Die Folge dieser unentschiedenen und inconsequenten Haltung ist gewesen,

daß der Entwurf noch den Weg durch einfache und sodann durch verstärkte Conferenzen beider Kammern zu bestehen hat. In den erstern ist keine Einigung erzielt. Daß in den letztern ein glücklicheres Resultat zu Stande gebracht werden wird, ist nach der Wahl der Conferenzglieder wol nicht zu erwarten und wird sich wol nicht vor der der Festzeit wegen eintretenden Vertagung entscheiden.

Als charakteristisches Curiosum muß ich noch erwähnen, welche Motive den Gutsbesitzer von Alten-Hemmingen zur Billigung des Entwurfs veranlaßt haben. In der ersten vorläufigen Berathung, der fast sämmtliche Advocaten der Hauptstadt auf der Galerie beiwohnten, sprach sich der ehemalige Redacteur der „Niedersächsischen Zeitung“ für die Vorlage aus, weil die Advocaten mehrerer Obergerichtsstädte Petitionen gegen dieselbe eingereicht hätten und diese Herren mehr ihren Beutel als das allgemeine Wohl berücksichtigten. In der letzten Debatte war die einstimmige Opposition der Linken in der Zweiten Kammer ein entscheidender Beweggrund für ihn neben der Rücksicht auf die künftige Abstimmung des andern Hauses über das Landgemeindegesetz. Ein eclatantes Beispiel parlamentarischer Taktlosigkeit und politischer Principlosigkeit! Wenn wir dazu die kürzliche Mittheilung eines officiösen Berichterstatters des „Hamburgischen Correspondenten“ nehmen, nach welcher eine Partei des Adelshauses förmlich Propaganda macht gegen die (früher schon einmal von der Ersten Kammer abgelehnte, übrigens durchaus nothwendige und von der Zweiten Kammer fast einstimmig genehmigte) Bewilligung von 40000 Thlrn. für die Polytechnische Schule in Hannover, weil sie in diesem Institute eine Pflanzstätte der Demokratie erblickt, dann kann man wol geneigt sein, den Worten des Hrn. von Bennigsen beizustimmen: daß man in Hannover, wie in vielen Orten in Deutschland, wol ein Junkerthum, aber sehr selten Aristokraten finde.

Aus München.

Januar 1858.

D. Ich schicke Ihnen heute meinen letzten Bericht über unsere große Ausstellung, die solange den Mittelpunkt unsers künstlerischen Lebens und Treibens — und nicht des unsern allein — gebildet hat. Und zwar wenden wir uns schließlich zur Plastik. Auf diesem Gebiet tritt uns sogleich die auffallende Thatsache entgegen, daß in der Wahl der Stoffe unsere Bildhauer eine von der altherkömmlichen abweichende Richtung einzuschlagen beginnen; während noch vor 30 Jahren die Plastik fast ausschließlich aus der Welt antiker Mythe und Geschichte ihre Gegenstände nahm, finden wir unter den 138 Nummern des Katalogs nur 25 — also nur zwischen 1/5 und 1/6 — antiker Stoffe behandelt. Darin liegt ein bedeutsamer Fortschritt von akademischer Schultradition zu origineller Production. Es war sehr natürlich, daß die Plastik, kaum aus dem neuaufgeschlossenen Verständniß der Antike aufblühend, sich lange Zeit an die hellenischen Gestalten hielt, von deren unerreichbarer Meisterschaft angeregt sie ausgegangen war, in deren Nachbildung allein sie eine Richtschnur für ihre noch unsichern Schritte fand. Allein darin lag eben auch ein Hauptmangel der modernen Bildnerei. Ganz gewiß ist die hellenische Plastik von christlich-germanischer

Cultur aus vielen oft erörterten Gründen nicht zu erreichen. Allein in der fortwährenden unselbständigen und nie völlig gelingenden Nachbildung einer für uns fremden, in sich abgeschlossenen Formenwelt lag doch keine wahre lebenspendende Kunst; besser ist es doch immerhin, die Gestalten unserer Cultur so gut es eben gehen mag zu verarbeiten und unser eigenes Leben darzustellen, als ewig die alten Muster zu copiren. Und es ist auch gar nicht so arg mit der Untauglichkeit der christlichen, romantischen Stoffe für die Plastik; freilich fordern dieselben die Production, den Versuch von neuen Formen, was schwieriger aber auch lebensvoller ist als das Nachzeichnen akademischer Studien. Nicht nur die Gestalten der jüdischen, christlichen und selbst der nordisch-germanischen Mythe, auch die historischen Ritter und Frauen unsers Mittelalters lassen sich von der Hand des Talents recht wohl in das Pantheon der Plastik einführen; wie herrlich hat nicht Meister Ludwig Schwanthaler so manchen unserer ehernen Helden dargestellt, hat ihrer scheinbar für die Plastik so ungünstigen Waffentracht die Geheimnisse schönster Formen entlockt und seinen Gestalten den Ausdruck echt germanischer Kraft gegeben! Sein hier ausgestellter „König Ottokar“ gehört nicht einmal zu dem Allerbesten, was Schwanthaler hierin geleistet hat. Die mitausgestellte „Libussa“ dagegen ist hochbedeutend durch die wundersam edle königliche Haltung und den schwungvollen Ausdruck; hier ist romantische Plastik. Die Vortheile, welche der Ritterpanzer geschickter Behandlung bietet, sind trefflich benutzt und mit der lebendigen Wirkung eines stoffnachahmenden Materials verbunden in Vivie's „Graf von Schauenburg“ und einem galvanoplastischen „Ritter“ von Launitz: die kraftvollen Gestalten drohen im nächsten Augenblick lebendig von ihren Gestellen schreiten zu wollen. Auch der „Schildträger“ von R. Härtel ist voll individuellen Lebens. Von den Meistern, welche antike Stoffe behandeln, stehen obenan Anton und Johann Hautmann: ersterer mit zwei trefflichen Amorgestalten, letzterer mit einer sehr edel ausgeführten Pandora. Die „Sappho“ von Konrad Knoll leidet, bei einem höchst ausdrucksvollen Kopf, an einer gesuchten Fülle der Formen: die „Bacchische Gruppe“ von Hänig an einer gewissen steifen Haltung; durch lebendigen Ausdruck zeichnet sich aus „Oedipus und Antigone“ von Brugger, ebenso ist die „Gruppe an der berliner Schloßbrücke“ von Bläser durch die kräftige Bewegung des Kriegers und besonders durch die edle Haltung der Athene ausgezeichnet, ein Meisterstück feinfühliger Nachbildung der Antike ist der „Trunkene Faun“ von Sußmann. Aus der Welt des Alten Testaments bringt Wagner eine höchst anmuthsvolle „Rebekka“ neben einer ebenso schönen „Schnitterin“, Schutzinger eine lebendig bewegte „Aussetzung Mosis“, Dorsch einen „Siegenden David“ von frommbegeistertem Ausdruck. Das Christenthum ist in 26 Gestalten, also der Zahl nach reicher als die Antike vertreten: aber keine von diesen Christus-, Madonna-, Apostel- und Heiligengestalten erreicht einen Grad der Vollendung, der ihre besondere Hervorhebung rechtfertigen könnte. In der Gruppe von Widnmann „Ein Jäger vertheidigt seine Familie gegen einen Panther“ ist zwar eine gewisse hagere Dürftigkeit der Gestalten zu rügen, jedoch eine kraftvolle Bewegung, eine lebendige Energie zu loben, ebenso ist der „Kämpfenden Gruppe“ von Aug. Fischer ein edler Schwung der Auffassung und eindrucksvolle Kraft der Darstellung zuzuerkennen. Die Gruppe ist als Erinnerungsdenk-

mal der Schlacht bei Waterloo zur Aufstellung auf einem öffentlichen Platze in Berlin bestimmt; der Künstler hat mit Geist und Kunst die Kämpfenden durch den Schmuck von Seepferd und Delphin im Helm und Panzer, durch den ihnen als Kampfgenossen beigesellten sprungfertigen Leoparden, endlich durch den keltischen Gesichtstypus als Engländer zu charakterisiren versucht, und wenn dies nicht ganz gelungen, so liegt es wol in der Aufgabe, nicht im Künstler. Der Ruhm jener englischen Waffenthat besteht in der Energie der Vertheidigung gegen furchtbare Anfälle und in dem endlichen, lang abgewarteten Uebergang zu vernichtendem Angriff; dies ist mit vielem Geist in der kraftvollen Beschützung eines Schwerverwundeten durch einen gewaltigen Kämpfer dargestellt, an dessen Seite das Tigerthier den Augenblick zu verderblichem Hervorbrechen erwartet. Unter den Büsten ragen hervor der „Kinderkopf“ und das „Römische Landmädchen“ von Simon, durch Feinheit und Weichheit ausgezeichnet. Launitz hat in neun Rasseköpfen das Charakteristische der einzelnen mit sprechender Lebenswahrheit wiedergegeben; von Johann Hautmann sind treffliche Porträtbüsten, insbesondere aber zwei weibliche Idealbüsten ausgestellt, welche letztere an Zartheit und Lieblichkeit wie an Adel des Ausdrucks wahre Perlen sind. Auch eine Büste des Erzherzogs Karl von Dannecker und des greisen Vater Arndt von Afinger zeichnen sich jene durch Hoheit, diese durch sprechende Wahrheit aus. Jedoch den Preis hat in diesem Gebiet weitaus Rietschel davongetragen mit seiner herrlichen Büste von Rauch, welche an Lebendigkeit des Ausdrucks und durchgebildeter Individualisirung unerreicht dasteht und gleichwol die Grenze des Typischen, des Idealen, welche dem Plastiker so eng gezogen ist, nirgends überschreitet. Und auch im Relief hat Rietschel das Höchste geleistet, was auf der Ausstellung sich zum Wettkampf eingefunden, in seinen vier Geniengestalten von Morgen, Mittag, Abend und Nacht, von denen der Morgen insbesondere durch kindliche Sanftmuth, der Abend durch die schönbewegte Lieblichkeit der Linien hervorragt. Die Sprödigkeit des harten Materials ist hier wie in heiterm Spiel in holdes Leben verwandelt. Neben zwei Porträtmedaillons von Ruff und Knoll sind noch lobend zu erwähnen ein Schild des Herakles von Widnmann von reicher Phantasie und ein Tanhäuserschild von Knoll, dessen unvergleichlich schönerer Theil jedoch die Darstellung des Wilden Heers im innern kleinern Theil des Schildes ist. Eine Vase mit Reliefs aus der nordischen Mythologie von Müller verdient Lob wegen des guten Vorgangs in der Wahl einer Stoffwelt, in welcher unsere Plastiker noch eine Fülle von ungehobenen Schätzen erwartet: freilich dürften jedoch dabei nicht die Gestalten Walhallas, wie bei diesem Versuch geschehen, in vager Formlosigkeit gehalten werden. Es würde vielmehr Aufgabe sein, unsere eigenen Götter uns allmählich in so präcisen Gestalten vor Augen zu führen, wie wir die hellenischen zu schauen gewohnt sind, allerdings eine schwierige Aufgabe, aber bei dem Reichthum der durch die mythologische Wissenschaft sich immer vermehrenden Quellen und bei der erfreulichen Steigerung des Interesses des Publikums an diesen Stoffen erscheint sie nicht mehr unlösbar. Auch hat die moderne Plastik alle Ursache, keine Anstrengung zu scheuen, ihren engbegrenzten Stoffkreis zu erweitern. Eine Hauptschwierigkeit für unsere an den Hellenen geschulten Plastiker wird dabei die sein, das

Hellenisiren zu vermeiden, germanische Gestalten mit germanischer Eigenthümlichkeit hinzustellen. Dies ist demselben Meister in der Gruppe seiner „Drei Nornen", die wir deshalb hier erst einschalten, mit den beiden Göttinnen der Vergangenheit und Zukunft — Wurd und Skuld — wohl gelungen, indessen die in der Mitte zwischen beiden stehende Gegenwart — Werdandi — in Kopf und Haltung mehr hellenisch als germanisch erscheint. Als ganz vortrefflich ist eine Anzahl von Thierstücken in Gips und Bronce von Habenschaden hervorzuheben, der dem Thierleben alle Geheimnisse der Gattungseigenthümlichkeit abgelauscht hat, sodaß, wenn all unsere Füchse, Rehe, Ziegen, Katzen und Hunde ausgestorben wären, sie sich aus dem Atelier dieses Meisters in unverkümmerter Integrität wiederherstellen ließen; insbesondere den Humor des Thierlebens finden wir hier vortrefflich wiedergegeben. Ebenso stehen die von Fortner ausgestellten Gegenstände in oxydirtem Silber auf dem Höhepunkt von künstlerischem Geschmack und vollendeter Technik; diese Degengriffe, Briefbeschwerer, Ampeln, Ringfassungen sind unübertrefflich in der Schönheit ihrer Formen und in der Sauberkeit ihrer Ausführung.

Am Schluß dieser Bemerkungen betrachten wir das Rauch'sche Denkmal Friedrich's des Großen, das im Erzguß nach dem kleinen Modell vor uns steht; und wahrlich finis coronat opus! Das Werk hat sich ungetheilte, höchste Bewunderung erworben und zwar hat das kleine Modell auch dem Kenner des Originals neue große Schönheiten zu zeigen vermocht. Die Architektonik, in der sich das Ganze, die einzelnen Theile des Piedestals mit diesem und das Piedestal mit dem Standbild des großen Königs zusammenbaut, ist von vollendeter Schönheit, in edler Auffassung und geistvollster Anordnung sind die Stützen und Sterne seines Regiments auf dem Piedestal vereinigt, seine Feldherren, seine Staatsmänner, die Denker seiner Zeit.

Diese Gruppen, von dem typischen, idealisirenden Gesetz der Plastik beherrscht, sind gleichwol voll des wahren Lebens und von energischer Kraft, und zwar nicht blos die dankbarer darzustellenden Krieger und Helden, sondern ebenso die anspruchslose, ungleich schwierigere Gruppe der Denker und Gelehrten. Jede der vier symmetrischen Gruppen bildet ein relatives Ganze und alle vier schließen sich untereinander und mit dem Bilde, das sie tragen, lebendig in eins zusammen. Das schöne Verhältniß des Piedestals zu dem Hauptbilde tritt bei dem Modell fast noch fühlbarer hervor als im Original, während die einzige gegenüber dem Modell erhobene Rüge — daß nämlich das Pferd des Königs im Verhältniß zum Reiter und zur Sockelplatte zu groß sei — verschwindet, sobald man sich die Ausführung im Maße des Originals vergegenwärtigt. Die Meisterschaft endlich, mit welcher in der Gestalt des Königs selbst die schwierige Aufgabe gelöst ist, das plastische Gesetz der Idealisirung zu vereinbaren mit der bei diesem Nationalkunstwerk unabweisbaren Forderung historischer porträtmäßiger Treue, gibt einen neuen und starken Beleg für unsere principielle Auffassung, daß der angebliche Gegensatz von Idealismus und Realismus nicht ein die Kunst zerklüftender sein darf. Denn alle wahre Kunst ist ein idealer Realismus und vereinigt beide Pole in lebendiger Einheit; wahre Schönheit ist immer auch schöne Wahrheit.

Hiermit scheiden wir denn endlich von der Ausstellung. Wir scheiden mit Ehr-

furcht vor der Fülle des künstlerischen Geistes, der dem deutschen Volke zu Theil geworden: mit Freude über die hohe Stufe, die unsere Kunst in so manchem Gebiete schon erstiegen hat: mit zuversichtlicher Hoffnung auf eine reiche lebendige Fortbildung dieser Kunst. Und auch das wollen wir dabei nicht vergessen, daß in dieser Ausstellung wieder einmal der geistige Verband fühlbar zu Tage getreten ist, der alle Deutschen ohne ihr Wissen und Wollen zusammenschließt. Dankbar erkennen wir es an, daß ein so großartiges Unternehmen ins Werk gesetzt worden ist einzig und allein durch den Gemeinsinn und die Begeisterung der deutschen Künstler, die ihre Zusammengehörigkeit fühlen. Mögen sie den Lohn dafür finden in der mächtigen Anregung, welche diese stolze Musterung ihnen gegeben hat; wir alle aber wollen uns freuen, daß in einer gemeinsamen Sache aller deutschen Stämme wieder einmal ein schönes nationales Werk zu Stande gekommen, sodaß Deutschland als eine lebendige Wahrheit mit Ehren erkannt worden ist.

Aus Brüssel.

Ende December 1858.

Lgrn. Noch einmal, Kritik, sattle mir den Hippogryphen, zum zwölften und letzten Ritt ins Land der Correspondenz! Nachher schlägt es 1859, und noch ein Jahr weiter, so sind alle Briefformulare mit der Ziffer 5 unnütz geworden, und die officielle Welt steht vor Alpen von Maculatur. Belgien wird in diesem Decennium nicht viel von den ewigen Gütern der Menschheit erobert haben; dagegen hat es bisjetzt etliche behalten, denen schwarze Gefahr am Horizonte dräute, und der echte Conservatismus ist auch eine Eigenschaft, besonders in unsern bankrotten Zeiten.

Belgien ruht auf seiner Parteiachse, es stellt eine Schaukel dar, nach allen Regeln des Gleichgewichts festgenagelt; rechts sitzen die Klerikalen, links die Liberalen. Bald wiegen die einen die andern, bald die andern die einen auf. Die „Weisheit" besteht darin, zu sorgen, daß der große Nagel der Mitte, welcher das schwankende Bret an der Achse festhält, nicht ausgerissen werde. Außer dieser ewigen Balancirung ist alles Rathlosigkeit. Hr. Ducpétiaux, unser philanthropischer Statistiker, fährt soeben wieder einen hohen Wagen voll Beweise für das Wachsthum des Pauperismus herbei; er thut noch einmal, auf Grund der neuesten Documente, dar, daß die Gesellschaft zurückgeht, daß Armuth, Noth, Elend, Verbrechen zunehmen, gerade in dem Verhältnisse wie der Collectivreichthum steigt, que tout va mal, präcis wie der Kanzler im zweiten Faust. Als man aber glaubte, diese offenherzige, franke Seele werde endlich zu einem Schlusse kommen, der Heulen und Zähnklappen verursachen werde; als alle Prämissen zu dem furchtbarsten Anklageacte fertig waren: — erklärt sich Hr. Ducpétiaux für das todtgeborene Gesetz Nothomb, für die absolute „Freiheit" der Stiftung, Schenkung und Vererbung, für die „wirkende Gnade" des Hrn. Dedecker, gegen die Staats- und Gemeinde-Armenpflege, gegen alle „liberalen" Grundsätze und Ueberlieferungen. Es hat dem braven Manne sicher viel Ueberwindung gekostet, seine „liberale" Reputation aufs Spiel zu setzen, die doctrinären Kläffereien von allen Ecken und Enden hervorzurufen. Er hat also einen Act des Gewissens begangen, er hat mit unerschütterlicher Ueberzeugung sein magis

amica veritas ausgesprochen. Die Minister schütteln die Köpfe, „Indépendance" redet von „Abfall", kaum daß man die Freiheit der Ueberzeugung ehrt. Die Katholiken kaufen das Buch rasend, die Bischöflichen fallen darüber her wie über gute Beute. Die erste Auflage war in ein paar Tagen erschöpft, ein neuer Abdruck ist unter der Presse!

Wenn nur Hr. Ducpétiaux seine Sache, seinen Endzweck: Abhülfe des Elends, Hemmung der Noth, Einhalten der Progression, im allergeringsten erreicht hätte, wenn er sich nur auf dem Wege zur Lösung befände! Es ist hinlänglich erwiesen, daß die officielle Armenpflege, daß die 10—14 Millionen alle Jahre in Normalzeiten weit entfernt sind, das Mindeste zur Abhülfe und Besserung zu thun. Die Paupers in Belgien erhalten durchschnittlich 8 Francs per Jahr! Es ist unmöglich, daß sie mehr bekommen; es wäre ein Paralogismus, ein Widersinn, ein Unglück, wenn sie mehr bekommen könnten; es war eine haarsträubende Utopie des französischen Convents, jeder dürftigen Familie ein auskömmliches Jahresbudget zu garantiren. Wo in aller Welt soll das Geld herkommen? Die Arbeit, die einzige Quelle jedes Einkommens, sichert im besten Falle die Existenz des Arbeiters; der Arbeiter muß aber noch das Kapital in einer gewissen Reihe von Jahren verdoppeln, er muß sämmtliche immaterielle Dienste belohnen, den Staat, die Armee, die Geistlichkeit erhalten. Wie in aller Welt soll er das unproductive Proletariat noch obendrein ernähren, wo soll das auskömmliche Armenbudget hergenommen werden?

Aber wird die Sache dadurch besser, daß man der freien Stiftung und Schenkung, den Associationen und Corporationen, der Pfafferei und Möncherei dieselbe Unmöglichkeit überläßt? Woher soll denn die Stiftung, Schenkung, Pfafferei und Möncherei das Armenbudget nehmen? Vom Nettoproduct! Und die Steuer beschwert sich aller Orten, nicht genug vom Nettoproduct im Wege der Freiwilligkeit noch stärker in Anspruch zu nehmen, als es im Wege der Steuer geschieht; denn sonst wäre es unnöthig die Reform vorzuschlagen, den Wechsel eintreten zu lassen!

Hr. Ducpétiaux hat nun seit 28 Jahren einen Staat werden sehen, er hat im innersten Räderwerk der Maschine gesessen, hat alles beobachtet, was sich beobachten läßt; jetzt erklärt er rund heraus, die ganze Maschinerie sei unsinnig, sie schlage ihrem Zweck ins Gesicht, sie bewirke das gerade Gegentheil von der technischen Absicht. Und deshalb beantragt er jetzt, ein ergrauender Mann, die Maschine auseinander zu nehmen, ihr keine Sorge und Muße mehr zu widmen, und die Gesellschaft — dem guten Willen des einzelnen zu überlassen! Er findet es durchaus unbedenklich, den religiösen Corporationen und Associationen den freiesten Spielraum zu gewähren, den Priester als Erbschaftscommissarius anzustellen, die Familieninteressen der allgegenwärtigen Kirche preiszugeben, Lehre und Unterricht, Seele und Seligkeit, Vermögen und Macht an die „todte Hand" zu überweisen. Groß muß in der That seine „liberale" Verzweiflung gewesen sein!

Auf einen doctrinären Angriff von seiten der „Indépendance" ereifert sich Hr. Ducpétiaux; das hätte er sich sparen können. Die Männer der Wissenschaft und die Menschen von Charakter wissen zu gut, daß Eduard Ducpétiaux zu ihnen gehört und dem weltlichen Vortheile, der mit dem Gewissen im Kampfe liegt, unzugänglich ist. Er hätte nicht seine Vergangen-

heit anzurufen brauchen, nicht nöthig gehabt an den „Kampf im brüsseler Parke“, an seine „Kriegsgefangenschaft in Antwerpen“ zu erinnern, die ihm aufs Haar die Fusillade eingebracht hätte. Diese Berufung wäre um so besser weggeblieben, als Hr. Ducpétiaux die Versicherung daran knüpft, er habe jene Opfer in demselben Geiste und derselben Sache gebracht, in welchem sein jüngstes Buch geschrieben sei. Darauf kommt es nicht an, Seneca schon sagte: Magna res est unum hominem agere, es ist sehr schwer, immer absolut derselbe zu sein. Inconsequent sein kann oft der größten Consequenz gleichkommen. Das Recht der Entwickelung wird sich kein besonnener Geist von einiger Bedeutung nehmen lassen. Im Jahre 1830 dachte Hr. Ducpétiaux an die Freiheit vom holländischen Drucke, an das Recht der selbsteigenen Entwickelung der südbrabantischen Provinzen; damals war von dem Gesetze Malou-Nothomb keine Rede, sondern von freiem Bekenntniß, freier Rede und freier Sprache.

Hr. Ducpétiaux hat dem Verwaltungsstaate und dessen napoleonischen Institutionen zu lange und zu redlich gedient, als daß man denken könnte, er habe seine jetzige Ueberzeugung schon sehr lange gehegt und sie unter dem Scheffel behalten. Nein, der gelehrte und gewissenhafte Mann ist erst ganz zuletzt auf den Gedanken gerathen, daß der Pauperismus als öffentliche Institution jeder gesunden Vernunft widerspricht, daß es eine Schande für unsere vielgerühmte Aufklärung ist, im Proletariat neben der Presse eine besondere staatsrechtliche Macht anzuerkennen. Er bekennt aber auch zugleich, daß er absolut kein Heilmittel weiß, daß sein Wissen hier vor der Breterwand angekommen ist; und so läßt er die sociale Frage vom Staate in die Freiheit, ins Leere fallen. Was sie dort anfangen und ausbrüten würde, darüber sollte er freilich nicht im Zweifel sein, wie er es zu sein scheint.

Soeben erläßt Hr. Tesch, der Justizminister, einen officiellen „Rüffel“ in optima forma an Hrn. Ducpétiaux, der als Generalinspector der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten sein Untergebener ist, und zwar beruft sich der Minister auf ein im Jahre 1849 von Hrn. Ducpétiaux eingeholtes Gutachten in Betreff des de Haussy’schen Circulars, welches die Erbschleicherei und Stiftungswuth zuerst zu beschränken suchte. Hr. Ducpétiaux hätte sich damals für dieses Circular ausgesprochen; dieser leugnet das jetzt. Das Publikum fragt sich ängstlich, wo die staatsbürgerliche Freiheit der Beamten bleibe, mit welcher hierzulande Ernst gemacht wird.

Von finanziellen Reformen ist noch immer keine Rede, die Pennypost, der allgemeine Volkswunsch, wird von Hrn. Frère eigensinnig zurückgewiesen. Der Minister schützt den Ausfall in der Kasse vor, behauptet, die verschiedenen Portosätze seien gleich einer Steuer auf Mobiliarwerthe, von denen man so oft rede. Weiß der Finanzminister nicht, daß Briefporto und Fahrgeld auf Eisenbahnen lediglich Vergütungen für geleistete Dienste sind, die mit der Steuer nicht das Geringste zu schaffen haben, daß diese lediglich berechtigt sind, auf ihre Auslagen zu kommen und ihr Grundkapital zu amortisiren?

Ein wahres Unheil ist der revidirte Strafcodex, der von der zweiten Kammer im Fluge votirt wird, dem die liberale Majorität gar nicht die schuldige Aufmerksamkeit widmet, während die Katholiken seit der Episode de Theux schweigen und schmollen. So ward Artikel 150 votirt, als wenn

9*

es sich um Anlegung einer Barrière gehandelt hätte: „Jede Person, die durch Handlungen, Worte, Geberden oder Drohungen die Gegenstände eines Cultus verletzt, sei es an öffentlichen dem Gottesdienst geweihten Orten, sei es außerhalb dieser Orte, bei öffentlichen Ceremonien dieses Cultus, wird mit 26—500 Francs Strafe und Gefängniß von 14 Tagen bis 6 Monaten bestraft." Da alle Culte in Belgien absolute Freiheit genießen, so könnte die Verhöhnung mohammedanischer „Gegenstände", die Beleidigung eines Fetisch, ad libitum des Lingam, eine erkleckliche Anzahl von Staatsbürgern ins Gefängniß bringen! — Auf der andern Seite wird der Priester ebenso drakonisch bedroht: läßt er sich einfallen, einen Regierungsact zu „kritisiren" — Gefängniß bis zu einem Jahre! Der Bischof wird verwarnt, in seinen Rundschreiben die Regierung nicht zu „kritisiren oder zu tadeln" — sonst Gefängniß von 1—5 Jahren! Die Buße von 200—1000 Francs läuft nur nebenbei.

Wenn die constitutionelle Autorität Eines Fürsten feststeht, so gewiß die des Königs Leopold. Bisher ward der Angriff auf diese Autorität mit 3 Jahren Gefängniß gebüßt. Anstatt die ganze Strafe als völlig überflüssig zu streichen, verlangt der Justizminister Erhöhung auf 5 Jahre, und die schlummernde Majorität sagt Ja und Amen! Obendrein wird der erhöhten Strafe die Entziehung der politischen und bürgerlichen Rechte hinzugefügt, und die polizeiliche Aufsicht während 5—10 Jahren! Ein Publicist, der sich also im Eifer der Discussion, gereizt von Regierungsscribenten, wirklich vergessen haben sollte, wird nach abgesessener Strafe in seinen Wohnort confinirt, den er ohne polizeiliche Erlaubniß 5—10 Jahre lang nicht verlassen darf, gerade wie jeder Strolch und Falschmünzer!

Leider können diese bereits votirten Artikel in zweiter Lesung nur dann aufs neue discutirt werden, wenn ursprünglich Amendements dazu vorlagen. Die zweite Kammer müßte daher, um ihren Schnitzer wieder gut zu machen, das ganze Gesetz verwerfen, wozu sehr wenig Aussicht vorhanden ist; oder der Senat müßte einen Geniestreich begehen, wozu sich dessen katholische Mehrheit im Interesse der „Priester" und „Bischöfe" am Ende verstehen könnte; oder der König müßte am Ende aller Enden die Sanction verweigern. Man spricht von allgemeiner Sturmpetition, die Presse ermannt sich, nachdem auch sie, ohne sonst dem guten Homer zu gleichen, bis jetzt geschlummert hat. Wir werden sehen; aber so steht es um unsere Legislative!

Notizen.

Am 16. December vorigen Jahres starb in London Dr. Richard Bright, einer der berühmtesten und verdientesten Aerzte nicht nur unter den londonern, sondern unter den Aerzten der Gegenwart überhaupt; die nach ihm benannte Bright'sche Krankheit, ein altes und weitverbreitetes Leiden, das zuerst durch ihn richtig erkannt wurde, hat seinen Namen unsterblich gemacht. Im Jahre 1789 in Bristol geboren, studirte er in Edinburg, Cambridge und London und war dann im londoner Guys-Hospital Schüler des be-

rühmten Sir Astley Cooper, der ihn zuerst zu jenen pathologischen Studien anleitete, durch die er sich in der Folge ein so großes Verdienst um die Wissenschaft sowie um die leidende Menschheit erworben hat. Nach einer größern Reise durch Holland und Deutschland ließ er sich in London nieder und gehörte bald zu den angesehensten und beschäftigtsten Aerzten der Hauptstadt; seit 1832 Mitglied des ärztlichen Collegiums in London, wurde er späterhin auch zum außerordentlichen Leibarzt der Königin ernannt. Auch als Schriftsteller entwickelte er eine große Thätigkeit; seine Untersuchungen über die ebengenannte Krankheit sind in Deutschland besonders durch Frerichs fortgesetzt und erweitert worden. — Aus Freiburg im Breisgau wird der daselbst erfolgte Tod der ehemaligen Opernsängerin Kathinka Heinefetter gemeldet. Dieselbe war eine jüngere Schwester der berühmten Sabine Heinefetter, der sie jedoch weder an Talent noch an künstlerischer Ausbildung gleichkam. Doch zählte sie zu ihrer Blütezeit ebenfalls viele Bewunderer, die ihr nicht immer auf die geschickteste Weise huldigten; ein unglückliches Abenteuer, in das sie zu Anfang der vierziger Jahre in Brüssel verwickelt ward, veranlaßte sie, sich für längere Zeit von der Bühne zurückzuziehen. Neuerdings hatte sie derselben völlig entsagt und stand eben im Begriff sich zu vermählen, als der Tod sie ereilte.

In Berlin erscheint seit Neujahr eine neue handelspolitische Zeitschrift: „Berliner Wochenpost“, herausgegeben von Otto Hübner. Ein ähnliches Unternehmen, „Der Grundbesitz“ betitelt, ist in Wien von Ignaz Kuranda, dem ehemaligen Herausgeber der „Grenzboten“ und jetzigen Besitzer der „Ostdeutschen Post“, ins Leben gerufen worden. Dagegen ist die neue katholische Zeitung „Das Vaterland“, die an die Stelle des eingegangenen „Deutschland“ treten und von Neujahr an in Köln erscheinen sollte, nicht zu Stande gekommen.

Wilibald Alexis, der bekanntlich seit einigen Jahren nach Arnstadt in Thüringen übergesiedelt ist und sich von dem Schlaganfall, welcher ihn vor längerm betroffen, vollständig wieder erholt hat, ist mit einem neuen historischen Roman beschäftigt. Emil Palleske wird nach Vollendung seines „Leben Schiller's“ eine Biographie Karl August's von Weimar schreiben und zu dem Ende seinen dauernden Aufenthalt in Weimar nehmen, wo ihm die freieste Benutzung der archivalischen sowie aller sonstigen Quellen bereits aufs zuvorkommendste zugesichert sein soll; von seinem ebengedachten Werke über Schiller wird eine englische Uebersetzung bei Longman in London erscheinen.

Unter den Pracht- und Luxuswerken, die alljährlich zur Weihnachtszeit erscheinen, zeichnet sich diesmal besonders die bei Trewendt in Breslau erschienene „Argo. Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel“ aus. Das Buch enthält poetische Beiträge von Emanuel Geibel, R. Gottschall, Hermann Lingg, Scheerenberg, Theodor Storm &c.; unter den artistischen Beilagen finden sich Namen wie Adolph Menzel, Steffens, Cretius, Ludwig Löffler &c. vertreten. Auch das „Neue Düsseldorfer Künstler-Album. 1859. Redigirt von Dr. Ellen“

(Düsseldorf und Lahr, Lithographisches Institut von R. Reiß & Comp. und M. Schauenburg & Comp.) empfiehlt sich ebenso sehr durch seine artistische wie literarische Ausstattung; an der erstern haben die vorzüglichsten Vertreter der düsseldorfer Künstlerwelt, wie Camphausen, Hübner, Lessing, Scheuren, Sohn, Tidemand ꝛc., an der letztern Ludwig Bechstein, Adolf Bube, L. Constant, Bernhard Endrulat, Hoffmann von Fallersleben, O. F. Gruppe, Hermann Marggraff, Heinrich Pröhle, Leopold Schefer ꝛc. theilgenommen.

Bei Würger in Hamburg erscheint unter dem Titel: „Blätter für deutsche Dichtung", mit Beginn des Jahres eine neue belletristische Zeitschrift, deren hauptsächlicher Zweck dahin geht, der lyrischen und epischen Dichtung, die (wie es in dem betreffenden Prospect heißt) in den meisten übrigen Zeitschriften „mit Lieblosigkeit" behandelt wird, eine „Art von Freistatt" zu errichten. Daneben sollen literargeschichtliche und ästhetische Schilderungen und Abhandlungen, ferner kritische Besprechungen belletristischer Neuigkeiten, endlich eine kurze literarische Rundschau oder Tagesgeschichte der Literatur gebracht werden. Das Blatt wird einmal wöchentlich in einem Bogen in Quart erscheinen; die Redaction hat Dr. Bernhard Endrulat, bekannt durch seine schwungvollen lyrischen Dichtungen, übernommen. Bei der ebenfalls in Hamburg erscheinenden Zeitschrift: „Das Jahrhundert", ist ein Redactionswechsel eingetreten, infolge dessen die Leitung derselben an Dr. Gottfried Cohen in Hamburg übergegangen ist. Franz Pfeiffer's „Germania", die bisher bei Metzler in Stuttgart erschien, ist nach Wien verlegt worden, wo der Herausgeber seit Jahresfrist als Professor der deutschen Literatur an der dortigen Universität lebt.

Alfred Arneth's vortreffliches Werk: „Prinz Eugen von Savoyen" (Wien, Zamarski), liegt mit dem ebenerschienenen dritten Bande vollendet vor und werden wir demnächst ausführlicher darauf zurückkommen. Auch von den Briefen und Tagebüchern des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, des Siegers bei Krefeld und Minden, welche H. von dem Knesebeck unter dem Titel: „Ferdinand, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, während des Siebenjährigen Kriegs" (Berlin, Mittler), veröffentlicht, ist der zweite Band, die Jahre 1760—62 umfassend, erschienen und damit dieses für die Geschichte des genannten Krieges höchst schätzbare Werk ebenfalls zum Abschluß gebracht. Zwei andere vorzügliche historische Schriften sind soeben bei Duncker und Humblot in Berlin erschienen: „Zeitgenössische Geschichten. Von Adolf Schmidt. Erster Band: Geschichte Frankreichs von 1815—30", und „General von Steuben, der Adjutant Washington's. Von Friedrich Kapp." Karl Andree, der neuerdings von Dresden nach Leipzig übergesiedelt ist, gab zwei Bände „Geographische Wanderungen" (Dresden, Kuntze) heraus. Aus dem Nachlaß des verstorbenen Professors A. Schwegler erschien bei Laupp in Tübingen eine „Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von Dr. Karl Köstlin." Von der zweiten vielfach umgearbeiteten und verbesserten Auflage von Eduard Zeller's „Philosophie der Griechen" (Tübingen, Fues) ist der zweite Band (Sokrates, Plato und die platonische Schule) versandt worden; der dritte und letzte Band, Aristoteles und seine Schule

enthaltend, wird in Kürze nachfolgen und zwar ebenfalls in völlig umgearbeiteter Gestalt. Professor C. A. Wunderlich in Leipzig gab eine „Geschichte der Medicin" (Stuttgart, Ebner und Seubert) heraus, die sich ebenso sehr durch wissenschaftliche Gediegenheit wie durch ihren mäßigen Umfang empfiehlt.

Von „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis)" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist der 26. Band oder der dritten Folge zweiter Theil erschienen; wir werden über das reichhaltige Buch demnächst ausführlicher berichten. Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: Die zweite vermehrte Auflage von „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Von Bernhard Cotta" (2 Bde.); „Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession von Immanuel Hermann Fichte"; „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung. Ein Versuch, durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen". Erster Theil; „Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Von Alexander Ulibischeff. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Bischoff"; die dritte Auflage von „Die Chemie der Gegenwart für Gebildete aller Stände von Friedrich Schoedler"; „Unvergessenes. Aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt" (2 Bde.), sämmtlich ebenfalls bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Alfred Meißner's neuer Roman „Die Sansara" (4 Bde., Leipzig, Herbig) wurde bereits in zweiter verbesserter Auflage versandt. Von den „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. Von F. Kreyßig" (Berlin, Nicolai) erschien der zweite Band, die Römerdramen und die Trauerspiele enthaltend; der dritte und letzte Band, der die Lustspiele nebst einer Gesammtschilderung des Dichters bringen wird, soll in Kürze nachfolgen. Noch machen wir namhaft: „Essays. Von Hermann Grimm" und „Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte", beide bei Karl Rümpler in Hannover; „Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Von G. H. Lewes, Verfasser von «Goethe's Leben und Schriften». Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese" (Berlin, Franz Duncker); „Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Von Jakob Falke, fürstlich liechtensteinischem Bibliothekar in Wien" (Leipzig, G. Mayer); „Deutschland seit hundert Jahren. Geschichte der Gebietseintheilung und der politischen Verfassung des Vaterlandes. Von Dr. Heinrich Berghaus. Erste Abtheilung: Deutschland vor hundert Jahren. Erster Band" (Leipzig, Voigt & Günther).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 4.** 20. Januar 1859.

Zur Erinnerung an Max Waldau.

(Gestorben den 20. Januar 1855.)

In diesen Tagen sind es vier Jahre, daß Max Waldau durch einen plötzlichen Tod seinen Freunden, die ihn so zärtlich liebten, und der Literatur, die mit Recht so große Hoffnungen auf ihn setzte, entrissen ward. Vier Winter haben ihren Schnee, vier Frühlinge ihre Blüten auf seinen vorzeitigen Hügel gestreut: aber sein Gedächtniß lebt noch frisch und kräftig unter uns und welche bessere und würdigere Feier dieses ernsten Tages könnten wir somit veranstalten, als indem wir hier versuchen, das literarische Bild des Dahingeschiedenen in flüchtigen Umrissen festzuhalten, einer spätern Zeit eine vollständige und erschöpfende Darstellung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, seines Wollens und Strebens, seiner Versuche und Leistungen überlassend? Wenn dabei unser schließliches Urtheil vielleicht in manchen Stücken nicht ganz so enthusiastisch klingt, wie der begeisterte Nachruf derer, die ihm im Leben nahe gestanden, im Augenblick seines Scheidens erklang, ja wenn wir auch das Unvollendete und Fragmentarische in der Wirksamkeit unsers dahingegangenen Freundes nicht verschweigen, so sind wir uns bewußt, eben damit erst recht im Sinne desselben gehandelt — das heißt nur der Stimme der Wahrheit gehorcht zu haben, soweit dieselbe uns irgend zugänglich und verständlich ist. Man ehrt seine Todten nicht allein durch Lob und Thränen, man ehrt sie am meisten, indem man ihr Thun zu begreifen und ihr Wesen zu verstehen sucht.

Max Waldau war bekanntlich ein geborener Schlesier: und zwar hatte er besonders die Rastlosigkeit, das Leichtbewegliche, unruhig Hin- und Herspringende geerbt, das dem Schlesier und seinem stark mit polnischen Elementen versetzten Blute innewohnt.

Bei Max Waldau wurde diese allgemeine Rastlosigkeit des schlesischen Naturells noch erhöht theils durch die Zeit, in der er lebte, theils durch ganz bestimmte persönliche, selbst körperliche Eigenschaften. Max Waldau war eine durch und durch pathologische Erscheinung, sogar im medicinischen Sinne des Wortes: und wenn dies einerseits als ein Verhängniß auf ihm gelastet und ihn trotz seiner reichen Begabung und trotz seines ernsten, ja leidenschaftlichen Strebens verhindert hat, jene höchsten Ziele der Kunst, deren er sich selbst so deutlich bewußt war, nun auch wirklich zu erreichen, so war er andererseits auch eben durch dies Pathologische seiner Erscheinung zum eigentlichen Dichter unserer Zeit in einem Grade berufen wie kaum ein zweiter neben ihm. Denn daß unsere Zeit eine innerlich zerrüttete und tiefkranke ist, das wird niemand leugnen, der irgendeine Empfindung hat von der Atmosphäre, in der er selbst lebt. Es ist eine Zeit großer Ideen und kleiner Thaten, kühner Anläufe und schwachen Vollbringens; mit der deutlichsten Einsicht in das, was ihr eigentlich noth thut, fehlt ihr doch die Kraft, eben dies Nothwendige aus sich zu erzeugen, und so greift sie denn, unzufrieden mit sich selbst und geängstigt durch das Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, bald hierhin, bald dahin, erschöpft alle Theorien und stellt die verschiedenartigsten Experimente an, um den Punkt aufzufinden, von dem aus sie die Welt, die Welt ihrer Hoffnungen und Ideale in Bewegung setzen könnte, und der doch, für Völker wie für Individuen, immer nur im eigenen Innern liegt.

Daß eine solche Zeit nicht im Stande ist, in der Kunst etwas Gesundes und in sich Harmonisches zu schaffen, liegt auf der Hand. Wohl aber werden gerade krankhaft reizbare Gemüther, Talente von übermäßiger, krankhafter Spannung besonders befähigt sein, diesem krankhaften Inhalte der Zeit zu künstlerischem Ausdruck zu verhelfen. Und darin eben liegt die große und dauernde Bedeutung, welche Max Waldau für die Literatur unserer letzten zehn Jahre in Anspruch nimmt. In einer Zeit des Widerspruchs lebend, ist er selbst der eigentliche Dichter des Widerspruchs. Begabt mit einer wunderbaren Empfänglichkeit, mit der eine fast ebenso große Productivität Hand in Hand geht, nimmt er an allen Richtungen seines Zeitalters den lebhaftesten Antheil; in dem wilden Chaos dieser revolutionären Epoche ist kein Ton, der nicht in seinem Herzen nachklänge, keine geistige Bewegung taucht auf, für die er nicht ein rasches und glückliches Ver-

ständniß hätte. Allein diese allzu große Empfänglichkeit verhindert ihn nicht nur, sich einer bestimmten Richtung so ganz und vollständig anzuschließen, wie es der einheitliche Ton des Kunstwerks erfordert, sondern sie läßt ihn auch nicht zu jener Objectivität und Ruhe der Darstellung gelangen, ohne die ein wirkliches Kunstwerk überhaupt nicht gedacht werden kann. Wenige Dichter haben in so jungen Jahren bereits eine solche Universalität der Bildung und der Interessen gezeigt wie Max Waldau; mit dem ganzen titanenhaften Ungestüm der Jugend, dabei von rastlosem Fleiße, suchte er sich jede Art von Kenntniß anzueignen und jedes Wissen zu erschöpfen. Allein gerade diese Vielseitigkeit, in welcher er wiederum ein getreuer Repräsentant unserer Tage ist, wurde verhängnißvoll für ihn; in einer Zeit, wo jeder, auch der Dichter nothwendig Partei ergreifen und eine Fahne bekennen muß, zu der er sich hält, schwankte er zwischen den Parteien hin und her — oder vielmehr er gehörte allen und zugleich keiner an, die Universalität seiner Bildung begegnete überall verwandten Fäden und ließ ihn andererseits auch überall schwache Stellen entdecken, von denen er sich zurückgeschreckt und abgestoßen fühlte. Seine philosophischen Studien hatten ihn dem Radicalismus in die Arme geführt; er schwärmte für jenes Ideal allgemeiner Brüderlichkeit, das unter den Stürmen des Jahres Achtundvierzig zum Theil auf so wunderliche Art ins Leben gerufen werden sollte und von dem wir dann, nicht ohne unsere Schuld, wieder so weit weggeschleudert worden sind. Aber zugleich verstattete sein scharfer kritischer Verstand ihm nicht, sich über die Unzulänglichkeit dieser radicalen Doctrinen, noch über die Schwächen und Thorheiten ihrer Vertreter zu täuschen, während andererseits sein poetisches Gemüth und vielleicht auch gewisse persönliche Neigungen und Gewöhnungen von dem Glanze der wie es schien dem Untergange geweihten Aristokratie sich aufs lebhafteste ergriffen und angezogen fühlten. Das alles brachte ihn denn, ungeachtet seiner praktischen Tendenzen und wiewol er selbst die innigste Verwandtschaft der Literatur mit dem Leben als eine nothwendige Voraussetzung der erstern betrachtete, nichtsdestoweniger in eine gewisse abstracte Stellung, die vielleicht sehr geeignet war, scharfsinnige Reflexionen und Betrachtungen über den Gang der Zeit anzustellen: allein um Kunstwerke von allgemeinem Werthe zu schaffen, war der Boden dieser Weltanschauung denn doch zu beweglich und aus zu widersprechenden Elementen gemischt.

Dazu kam nun, daß Max Waldau sich — und leider, wie der Erfolg gezeigt hat, mit nur allzu richtigem Vorgefühl — einem frühzeitigen Tode verfallen glaubte; er litt an einem organischen Herzfehler, der ihn zu Zeiten mit heftigen körperlichen Beschwerden heimsuchte und, mitten in einer scheinbaren Fülle von Kraft und Gesundheit, sein Leben jeden

Augenblick mit einem jähen Ende bedrohte. Max Waldau selbst hat das Eigenthümliche derartiger Herzkrankheiten an einem seiner Romanhelden geschildert; sie verleihen demjenigen, der daran leidet, gleichsam zum Ersatz für die fortwährende Todesgefahr, in der er schwebt, eine gesteigerte Empfänglichkeit für alle Eindrücke der innern und äußern Welt, die krankhafte Reizbarkeit des Körpers erzeugt eine wunderbare Steigerung der geistigen Kräfte, das Lebensöl, dessen Tropfen schon gezählt sind, quillt eben deshalb um so mächtiger und brennt mit um so glänzenderer Flamme, gleichsam als wüßte es selbst die Nähe des Augenblicks, wo diese Flamme auf ewig verlöschen soll......

Es ist ferner eine allgemeine Schwäche der Jugend, daß sie, einmal zum Worte gelangt, auch glaubt, bei jeder Gelegenheit und mit jedem Worte, das sie spricht, alles sagen zu müssen, was sie nur irgend auf dem Herzen hat. Die Jugend weiß noch nicht oder glaubt noch nicht daran, daß kein Baum auf den ersten Streich fällt; so oft sie das Schwert zieht, will sie auch gleich die ganze Welt erobern; in der Glut ihrer Begeisterung, berauscht von ihren eigenen Idealen, meint sie noch, der Sieg der Wahrheit könne gar nicht zeitig und nicht vollständig genug errungen werden, und weist mit Geringschätzung jene Abschlagszahlungen zurück, mit denen der Mann, belehrt durch die Erfahrungen eines mühevollen Lebens und denen, die nach ihm kommen, auch etwas vertrauend, sich wohl oder übel zufrieden gibt; selbst ein Kind des Augenblicks, glaubt die Jugend auch die Geschicke der Welt noch an den Erfolg des Augenblicks gebunden und fürchtet die ganze Zukunft zu verlieren, wenn sie auch nur einen Moment der Gegenwart scheinbar ungenützt vorüberläßt; ihre Hoffnungen und Träume an die Stelle der Wirklichkeit setzend, kennt sie noch nicht jene herbe und doch so nöthige Tugend der Entsagung, zu welcher wir älteren allmälig in der strengen Schule des Lebens erzogen werden.

Dieser allgemeine Drang der Jugend mußte bei Max Waldau noch um ein Bedeutendes gesteigert werden durch das Bewußtsein seines körperlichen Leidens und die Ahnung des vorzeitigen Endes, dem er entgegenging. Er hatte in der That keine Zeit zu verlieren; schon berührt von der Hand des Todes, mußte er eilen, diese ganze reiche Welt von Entwürfen, Anschauungen und Gedanken, die er in sich verschlossen trug, künstlerisch zu verkörpern und ihnen eben dadurch eine Dauer zu sichern, die über die kurze Spanne seines eigenen Daseins hinausreichte. Daher diese fieberhafte Hast seiner Production; daher diese sich überstürzende Fülle der Entwürfe, die nicht selten so groß war, daß eins über dem andern liegen blieb, darunter zum Theil gerade diejenigen Werke, die ihm am meisten am Herzen lagen und denen er selbst den größten Werth beimaß, wie denn z. B. sein großer, auf fünf Bände angelegter histo-

rischer Roman „Der Jongleur", der, wiederum nur der poetische Vorläufer einer ausführlichen, aus den Quellen bearbeiteten „Geschichte der Troubadoure und ihres Zeitalters" sein sollte und von dem er in Briefen und Gesprächen wie von einem längst fertigen Werke zu reden pflegte, unvollendet geblieben ist. Daher aber auch — mit wenigen leichterkenntlichen Ausnahmen, zu denen wir besonders seine 1850 erschienene Canzone „O diese Zeit!" rechnen — in dem, was er wirklich zu Stande brachte, diese Unfertigkeit und Zerflossenheit der Form; daher diese vielfachen Episoden und Abschweifungen, die oft völlig aus dem Rahmen des Kunstwerks herausfallen; daher überhaupt dieser Mangel an Selbstbeschränkung und dieser echt jungdeutsche Trieb, alle Fragen der Zeit mit einem kurzen Machtspruch zu lösen und bei jeder Gelegenheit über alles und noch einiges zu sprechen. Es ist diese Erscheinung um so merkwürdiger, als wenige Dichter der Gegenwart theoretischerweise eine lebhaftere Empfindung von der Nothwendigkeit einer geschlossenen Kunstform besaßen und überhaupt eine größere Ehrfurcht vor den strengen und keuschen Forderungen der Schönheit hatten als Max Waldau. Allein das ist ja eben der Fluch dieses in sich zerfahrenen Zeitalters, daß wir, selbst mit dem redlichsten Willen und der klarsten Einsicht, gleichwol hinter unsern eigenen Idealen zurückbleiben und den Weg nicht finden können, der aus der grauen Steppe der Theorie auf die grüne Wiese der Wirklichkeit hinüberführt; es ist ein rasch lebendes Jahrhundert, das, von Tantalusqualen gepeinigt, von Versuch zu Versuch forttaumelt und seine eigenen Pflanzungen wieder einreißt, bevor sie noch haben Wurzel schlagen können.

Diese fieberhafte Unruhe unserer Zeit, diese ihre Lust an immer neuen Experimenten und Versuchen fand in Max Waldau ihren wahrhaft classischen Ausdruck und erklärt der allgemeine und enthusiastische Beifall, den der Dichter während der kurzen Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit erlangte und der selbst von solchen getheilt ward, die ihm principiell gegenüberstanden, sich auf diese Art aufs vollständigste. Ja auch hier wieder müssen wir die Weisheit des Schicksals bewundern, die für jedes Bedürfniß auch sofort die Befriedigung bei der Hand hat und stets den richtigen Mann für den richtigen Augenblick geboren werden läßt. Das lebende Geschlecht, wer wüßte es nicht?! ist dem Untergange verfallen; keiner von denen, die jetzt noch auf Erden wandeln, wird jemals das gelobte Land der Freiheit erblicken; unser Ruhm und unsere Befriedigung kann und wird immer nur darin bestehen, daß wir für den dereinstigen Besitz derselben kämpften und litten. Und siehe da nun, diesem dem Tode geweihten Geschlechte erweckt das Schicksal einen Dichter, der ebenfalls bereits das Zeichen des Untergangs auf der Stirn trägt und der eben aus dieser Todesahnung seine vollste und glühendste

Begeisterung schöpft! Die fieberhaft erregte, sozusagen echauffirte Zeit findet ihren Ausdruck in einem Poeten, der sich ebenfalls in einem fortwährenden Echauffement befindet, nur daß das Echauffement ihm natürlich ist und mit Nothwendigkeit aus den Bedingungen seines geistigen und körperlichen Daseins hervorgeht.

Hätte Max Waldau nichts weiter besessen als die ebenbezeichneten Eigenschaften und wäre er wirklich nur in allen Stücken der treue Spiegel seiner kranken, widerspruchsvollen Zeit gewesen, so würde schon dies genügt haben, ihn zum berufenen Dichter eben dieser Zeit zu machen. In der That aber besaß er noch andere und höhere Eigenschaften; wurzelnd in dem allgemeinen Boden seiner Epoche, die Brust umwogt von ihren oft trüben Fluten, ragte er doch mit dem Haupte weit über sie hinaus in den reinen Aether einer bessern und daher auch glücklichern Zukunft. Es ist nicht blos die Sympathie der gemeinsamen Krankheit, was die Zeitgenossen mit so magischem Zuge an diesen Dichter fesselte: auch ihr eigenes besseres Theil, auch die Ahnungen einer künftigen glücklichern Zeit, deren sich ja die Gegenwart nie völlig entschlagen kann, auch selbst wo sie es möchte, fanden sie in ihm wieder. Keinem Künstler gelingt es jemals, im einzelnen Kunstwerk sein ganzes Selbst vollständig niederzulegen, es bleibt immer noch etwas zurück, und oft das Beste, was er nur anzudeuten, nicht auszusprechen vermag: woher denn auch das tiefsinnige Wort stammt, daß der Künstler allemal größer als sein Kunstwerk. Wenn von irgendeinem Dichter der Gegenwart, so gilt dies Wort von Max Waldau. Seine Schwächen waren die Schwächen seiner Zeit: allein als selbständiges Eigenthum lebte in ihm eine edle und schöne Begeisterung für alles Gute, ein freudiger Glaube an die Menschheit und ein Wohlwollen, das jeden Augenblick bereit war, diesen allgemeinen Glauben auch dem einzelnen gegenüber praktisch und nicht selten mit eigenen Opfern zu bewähren. Dieser Hauch einer reinen, warmen Menschenliebe durchdringt alles, was Max Waldau geschaffen, und ersetzt reichlich die ästhetischen Mängel und Einseitigkeiten, die seinen Werken anhaften; er hat kein reines und harmonisches Kunstwerk zurückgelassen, aber hin- und hergerissen von den widersprechendsten Strömungen seiner Zeit, wie er war, ist er doch stets bemüht gewesen, rein und harmonisch zu empfinden. Möglich, daß einige seiner Zeitgenossen diesen tiefen Zug des Herzens instinctartig in ihm herausgefühlt haben und daß mit daher diese ungemeine Innigkeit stammt, mit welcher namentlich die Jugend ihm anhing; verstanden hat seine Zeit ihn in diesem Punkte gewiß nicht, schon deshalb nicht, weil sie noch in Haß und Widerspruch befangen ist und das Evangelium der Liebe noch nicht kennt. Aber die Zukunft wird es kennen und diese wird dann auch in Max Waldau bei all seiner schriftstellerischen Zerfahrenheit doch den Vorläufer

ihrer größten und edelsten Bestrebungen erblicken und wird seinen Namen dafür stets mit der Achtung und Theilnahme nennen, die jedem gebührt, der im Dienste der Zukunft kämpft, leidet und irrt.

Endlich ist Max Waldau auch noch in einem andern, mehr äußerlichen Sinne der eigentliche Dichter dieser Zeit: nämlich insofern seine ganze schriftstellerische Wirksamkeit, nach Anfang und Ende, in die kurze Spanne von der Revolution bis zum vollständigen und allgemeinen Siege der Reaction, von 1848 bis in die Mitte des laufenden Decenniums fällt. Allerdings hatte er bereits im Jahre 1847 als heidelberger Student mit knapp zwanzig Jahren „Ein Elfenmärchen" veröffentlicht: dasselbe war jedoch spurlos vorübergegangen, und auch die „Blätter im Winde" sowie die „Canzonen", die er im nächstfolgenden Jahre erscheinen ließ, vermochten nicht, sich durch den politischen Lärm, der damals die Welt erfüllte, hindurchzuarbeiten. Erst der schon vorhin erwähnten Canzone „O diese Zeit!" gelang es, sich ein allgemeines Gehör zu verschaffen; sie erschien zu Anfang des Jahres 1850, also zu einer Zeit allgemeinster Abspannung und Ernüchterung, wo wir unsere liebsten Hoffnungen schon längst zu Grabe getragen hatten, ja wo viele von uns schon ein leiser Zweifel beschlich, ob es nicht vernünftiger sei, die Todten todt sein zu lassen und mit den Lebenden, wie sie nun auch sein mochten, zu jubeln und zu genießen ......

Diesem Gefühl der beginnenden Selbstverachtung, ein Gefühl, das dann im Laufe der nächsten Jahre immer weiter um sich greifen und auf die Geschicke unserer Nation den verhängnißvollsten Einfluß üben sollte, gab Max Waldau in dem genannten Gedichte einen ebenso energischen wie poetisch erhabenen Ausdruck. Das waren nicht mehr die Siegesfanfaren, mit denen die politische Lyrik der vierziger Jahre daherzog: die ernsten, langgezogenen Klagetöne waren das, mit denen die Nation ihre eigenen Hoffnungen bestattete, es war der mit Erbitterung und Scham gemischte Schmerz eines Volkes, das im Begriff stand, sich selbst aufzugeben. Das Gedicht war, wie gesagt, das erste, womit Max Waldau beim Publikum wirklich durchdrang, ist aber, nach unserm Dafürhalten wenigstens, auch das Beste und Schönste geblieben, was er überhaupt geleistet; nie wieder hat sein ganzes, der Zersplitterung nur allzu geneigtes Wesen sich so concentrirt und auch in der Form hat er nie wieder dieselbe Vollendung erreicht wie in diesem Gedichte, an das daher auch, glauben wir, das Gedächtniß seines Namens in späterer Zeit vorzüglich geknüpft sein wird.

Inzwischen konnte ein Dichter von so reichen Anlagen und von einer solchen Universalität der Bildung und der Interessen natürlich nicht lange auf dem verhältnißmäßig engen und beschränkten Gebiete der lyrischen Dichtung ausdauern; er bedurfte einer breitern Bühne und eines

umfassendern Rahmens und so ließ er denn schon in demselben Jahre, in welchem die ebenbesprochene Canzone erschienen war, auch den dreibändigen Roman „Aus der Natur“ ans Licht treten, dem wenige Monate später der Roman „Aus der Junkerwelt“ folgte. Ueberhaupt ist auch dies charakteristisch für unsern Dichter und zeigt wiederum, welch ein echtes Kind seiner Zeit er war, daß er in den wenigen Jahren, die ihm zu wirken vergönnt und die nach der gewöhnlichen Annahme kaum ausreichen dürften, ein einziges poetisches Werk von Bedeutung zur Reife zu bringen, sich der Reihe nach in sämmtlichen poetischen Gattungen versucht hat, im lyrischen wie im erzählenden Gedichte, im Roman wie in der Novelle, im ernsten wie im komischen Fache; selbst in das Gebiet des Dramas ist er hinübergestreift, wenn auch nur als Uebersetzer von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini“, nicht zu rechnen die zahlreichen Kritiken und sonstigen Abhandlungen über ästhetische und literarische Angelegenheiten, die er in verschiedenen Tagesblättern veröffentlichte.

Den meisten Beifall bei den Zeitgenossen erntete der Roman „Aus der Natur“; bereits nach Jahresfrist wurde eine zweite Auflage davon nöthig, was damals, wo man noch nicht die sieben oder acht Auflagen von „Soll und Haben“ kannte, noch für eine besondere Auszeichnung galt. Aber freilich traf das Buch mit seiner kalten zersetzenden Ironie, seiner unerbittlichen Durchgrübelung aller Lebensverhältnisse und Beziehungen, der es bei alledem doch auch wieder nicht an einer gewissen jugendlichen Keckheit, einem gewissen idealistischen Aufschwung mangelte — das Buch, sage ich, gerade in dieser seiner widerspruchsvollen Mischung, traf das entnüchterte, mit sich selbst zerfallene Publikum wie ein erquickender Mairegen. Man kam sich selbst so geistlos und verkommen vor und nun gottlob! hier war ein Buch, das von Geist wahrhaft strotzte und jedem, welcher Richtung er auch angehörte und zu welcher Partei er sich auch bekannte, etwas zu denken und nachzugrübeln gab. Die Zeit hatte uns eben erst so grausame Wunden geschlagen, so viele Hoffnungen waren hinweggerafft worden, und nun sahen wir, daß auch zwischen diesen Gräbern die Blume des Humors noch so lustig sprossen konnte; wir waren alle so müde und abgelebt und hatten den Glauben an die Zukunft so gründlich verloren, und hier nun kommt der Poet und deutet unter Lachen und Thränen hinüber auf jenes Reich des Geistes, das ewig unerschüttert fortbesteht und dem auch wir uns trotz aller Irrthümer und Fehlgriffe mit jedem Augenblicke mehr nähern.

Diese culturhistorische Seite ist denn auch in der That die bedeutendste des Werks. Als eigentlichen Roman können wir es nicht besonders hoch anschlagen, im Gegentheil, wir erblicken darin ein Wiederanknüpfen an falsche, längst überwundene Manieren, namentlich in

dem jean-paulisirenden Ton, und somit einen Rückschritt hinter dasjenige, was schon vor Max Waldau auf dem Gebiete des deutschen Romans geleistet war. Die Fabel ist dürftig, zumal im Verhältniß zu der außerordentlich breiten Ausführung, und entbehrt der dramatischen Spannung; es geschieht überhaupt in dem Roman zu wenig und wird zu viel und über zu viel gesprochen. Diese Gespräche und Reflexionen sind großentheils sehr geistreich, sie stehen im innigsten Zusammenhange mit den Interessen der Gegenwart und haben zu dem seltenen Erfolge, den das Buch bei dem Publikum erlangte, ohne Zweifel das Meiste beigetragen. Allein wenn auch zugestanden werden muß, daß der Roman, vermöge seiner lockern Kunstform, in diesem Punkte eine größere Freiheit verstattet, als irgend eine andere poetische Gattung, so darf doch auch diese Freiheit nicht übertrieben, sie darf namentlich nicht dahin ausgedehnt werden, daß darüber der Roman als solcher völlig verloren geht.

Und dies ist bei Max Waldau's „Aus der Natur" an vielen Stellen, ja an den meisten der Fall. Der Roman so gut wie das Drama soll eine Handlung enthalten, hier aber haben wir wesentlich nur Betrachtungen und Gespräche und Gespräche und Betrachtungen; die Figuren des Buchs interessiren uns weit weniger durch das, was sie thun — obwol auch dies wunderlich genug ist und eine nicht unbedeutende Beimischung jungdeutscher Anschauungen und Tendenzen verräth — als durch das, was sie sprechen; sie sprechen, wir wiederholen es, meistentheils sehr schön, sehr geistreich, sehr elegant — aber ein Roman ist eben kein Gespräch und was nutzt dem hungerigen Magen die pikanteste Brühe, wenn es an Fleisch und anderer gesunder Nahrung fehlt?!

Daß unter diesen Umständen von einer scharfen und consequenten Charakteristik nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Allerdings sind die Charaktere zum Theil sehr fein und geistreich angelegt, aber desto mangelhafter ist die Ausführung. Es fehlt das eigentliche plastische Element, der Dichter, in seinem jugendlichen Ungestüm, versteht es noch nicht, die Gebilde seiner Phantasie vollständig von sich abzulösen und sie zu eigenem Dasein frei hinzustellen; er zerstört noch fortwährend selbst die Illusionen, indem er hinter seinen Figuren hervortritt wie ein ungeschickter Puppenspieler, dem die Fäden in Unordnung gerathen sind. In den meisten Fällen sprechen die Personen dieses Romans nicht das, was, noch so, wie sie nach ihrer Eigenthümlichkeit und den Umständen, in denen sie sich befinden, denken und sprechen müßten, sondern überall ist es der Poet, der sehr geistreiche, über alles reflectirende, mit allem fertige Poet, der ihnen die Worte in den Mund legt. Das gibt denn natürlich, bei aller Mannichfaltigkeit der Gegenstände und allem Wechsel der Standpunkte, doch schließlich eine Einförmigkeit, bei der eine wahrhafte Charakteristik nicht bestehen kann.

Eine Ausnahme hiervon wie überhaupt von allem, was wir bisher an dem berühmten Roman auszusetzen hatten, bilden nur die oberschlesischen Dorfgeschichten, die ursprünglich im dritten Bande enthalten waren und die dann der Dichter bei Gelegenheit der zweiten Auflage in den zweiten Band verpflanzte. Schon dieser äußerliche Umstand zeigt freilich, in welchem lockern Zusammenhange diese Geschichten mit dem Roman als solchem stehen und wie wenig hier von jener organischen Gliederung zu finden ist, deren kein echtes Kunstwerk entbehren kann. Allein davon abgesehen, sind die Geschichten selbst köstlich; da ist alles, was wir an dem Roman im ganzen vermissen oder doch nicht in genügendem Maße finden: eine spannende Fabel, geschickte Vertheilung des Stoffs, Knappheit der Darstellung, Plastik der Schilderungen, endlich eine scharfe und glückliche Charakteristik, die sich namentlich in einigen untergeordneten Figuren zur größten Unmittelbarkeit und Lebendigkeit steigert. Man sieht an diesen kleinen Erzählungen so recht, was der Dichter hätte leisten können, wäre es ihm möglich geworden, sich mehr zu concentriren und kleinere Stoffe mit größerer Sorgfalt zu behandeln; wir nehmen keinen Anstand, diese gelegentlichen Einschiebsel, mit denen der Verfasser selbst nicht recht wußte wohin, mit unter das Beste zu zählen, was wir auf dem Gebiete der Dorfgeschichte besitzen, ja als komische Dorfgeschichten, in Rücksicht auf ihre überwiegend humoristische oder wenn man will ironische Haltung, dürften sie geradezu einzig dastehen.

Der Roman „Aus der Junkerwelt“ bietet uns keine Veranlassung, länger bei ihm zu verweilen; er zeigte den Dichter von keiner neuen Seite und nur seine Schwächen und Einseitigkeiten ließ er noch fühlbarer hervortreten, als es in seinem Erstlingsroman geschehen war. Der Zusammenhang der Fabel ist hier noch lockerer, die Charakteristik noch farbloser, der Faden der Erzählung wird noch häufiger und noch geflissentlicher durch allerhand Excurse und Einlagen unterbrochen, die noch länger sind und in denen der Dichter das Steckenpferd seiner Reflexionen noch willkürlicher und maßloser tummelt als in dem Buche „Aus der Natur“. Auch blieb die Aufnahme von seiten des Publikums bei weitem zurück hinter derjenigen, welche sein erster Roman gefunden; ja der Verfasser selbst — was ihm natürlich nur zum Lobe gereichen kann — schien einigermaßen irre zu werden an der Manier, die er in diesen beiden Werken befolgt hatte und die denn allerdings, eben weil sie Manier war, nicht allzu oft wiederholt werden durfte. Wenigstens hat er, trotz seiner ungemeinen Fruchtbarkeit und wie viel Reflexionen und Excurse dieser Art ihm jeden Augenblick zu Gebote standen, doch nichts mehr in diesem Genre geschrieben; eine Reihe von Aufsätzen „Aus der Reisemappe“, in denen derselbe Ton fortgesetzt

wurde, blieb sogar unvollendet liegen, während der Dichter sich mit dem größten Eifer jenem historischen Roman zuwandte, dessen wir bereits gedachten und der denn leider auch ein bloßes Fragment geblieben ist.

Auch über Max Waldau's erzählende Dichtungen können wir uns kurz fassen, da sie wenig eigenthümlichen Werth besitzen und wol nur im Augenblicke ihres Erscheinens durch den Namen des Verfassers getragen wurden. In der „Cordula. Graubündner Sage" (1851) verherrlicht er den Heldensinn der schweizer Bauern im Kampfe gegen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeit ihrer ritterlichen Unterdrücker. Es ist eine Art Dorfgeschichte in Versen mit kriegerischem Hintergrunde; die Gegensätze des üppigen, sittenlosen Ritterstandes und der biedern, unschuldigen Bauern werden in etwas greller Färbung schroff gegeneinander gestellt, während doch gerade die Verbrauchtheit dieser Gegensätze eine etwas maßvollere und vorsichtigere Behandlung rathsam gemacht hätte. Dasselbe gilt von der Fabel des Gedichts, die in ihren Grundzügen ebenfalls ein wenig verbraucht ist, und auch in der Ausführung hat es der Dichter nicht verstanden, ihr wesentlich neue Seiten abzugewinnen. Die Sprache ist von sehr ungleicher Beschaffenheit; während einzelne Stellen von echtem lyrischen Schwunge und wahrhaft dichterischem Wohllaut erfüllt sind, keuchen andere und stammeln gleichsam unter der schweren Wucht der Reflexion, die vergeblich Bilder auf Bilder häuft, ihren prosaischen Ursprung dahinter zu verstecken. Insbesondere gilt dies von den landschaftlichen Schilderungen, die zwar zu ihrer Zeit von der Tageskritik sehr gepriesen wurden, die aber uns, offen gestanden, immer nur ziemlich schwülstig und schwerfällig erschienen sind. Ueberhaupt hat es uns von jeher Wunder genommen und gehört wol mit zu den Widersprüchen, an denen die Erscheinung des Dichters so reich ist, wie er es über sein poetisches Gewissen bringen konnte, zu einem Gedicht von diesem Inhalt und Umfang ein so ungeschicktes und unmusikalisches Metrum zu nehmen wie diesen Knüttelvers, in welchem die „Cordula" abgefaßt ist. Einigermaßen erklärt sich dies wol aus der übermäßigen Hast, mit welcher der Dichter arbeitete und infolge deren er sich denn auch genöthigt sah, bei vorkommenden zweiten Auflagen die weitgreifendsten Veränderungen und Umstellungen mit seinen Schriften vorzunehmen; auch die „Cordula", von der 1854 eine zweite Auflage erschien, hat diese nachbessernde Hand des Dichters erfahren, jedoch ohne wesentlich dabei zu gewinnen.

Auch die „Rahab", die zu Ende des ebengenannten Jahres, also wenige Wochen vor dem Tode des Dichters, erschien, war ein solcher erster Wurf und es hat uns häufig als ein psychologisches Problem beschäftigt, was der Dichter mit diesem Werke wol angefangen und wie er es umgestaltet hätte, falls es ihm vergönnt gewesen wäre, das Er-

scheinen des Gedichtes längere Zeit zu überleben und es mit kühlern Blicken zu betrachten, als es dem Dichter im Augenblicke des Schaffens zu thun möglich ist. Wir hoffen, er hätte es aus der Zahl seiner Werke ganz ausgestrichen: denn soviel Schönes, ja Großartiges es im einzelnen enthält, so ist das Ganze doch von der widerwärtigsten Beschaffenheit, indem darin eine an sich unwahre und unnatürliche Situation, unbekümmert um das sittliche und ästhetische Gefühl des Lesers, mit wahrhaft raffinirter Breite bis in das kleinste Detail ausgemalt wird. Die Heldin des Gedichtes ist die Rahab der Bibel, die „Hure von Sichem", die, um Rache zu nehmen für die Erniedrigung, in welche sie gerathen, ihre Vaterstadt und ihre Mitbürger in die Hand des Feindes liefert. Mit grausamer Lüsternheit spürt der Dichter allen geheimsten Irrgängen dieser zerrütteten Weiberseele nach, und es ist nicht zu leugnen, daß er dabei manches eigenthümliche und überraschende Motiv aufdeckt. Allein die ganze Aufgabe, die er sich hier gestellt hat, bleibt bei alledem doch eine höchst unnatürliche und widerwärtige. Gewiß soll die Poesie vor keinem Elend zurückbeben, auch vor keinem sittlichen; auch auf das schmachbedeckte Haupt des Verbrechers soll sie ihre sühnende Hand noch legen und den Punkt aufdecken, wo er noch mit der Menschheit verwandt ist. Allein ein Weib wie diese „Hure von Sichem" zur Heldin eines Gedichts zu machen, sie, von der wir weiter nichts wissen als den dürftigen Bericht der Bibel und die uns daher auch nicht im mindesten interessiren kann, weder in historischer, noch in allgemein menschlicher Hinsicht, zum Gegenstand einer tiefsinnigen psychologischen Erörterung — ja was sage ich? — zur Märtyrerin zu erheben, in deren Schicksal wir die Kämpfe und Leiden unserer Tage symbolisch abgespiegelt sehen sollen: das schmeckt denn doch stark nach Hebbel'scher Geschmacksverirrung und läßt uns in der „Rahab" nur das übereilte Product einer schwachen Stunde sehen, wie sie ja auch die größten und geistvollsten Dichter bisweilen haben.

Und so sind es denn nur Fragmente und Anläufe, nur Versuche und erste, oft allzu rasche Würfe, was uns von dem Dichter übrig geblieben ist; seine seltene Begabung gleichmäßig auszubilden und die Fülle seiner Anschauungen und Intentionen in einem großen und sorgsam gereiften Werke niederzulegen, wurde der kaum Dreißigjährige durch den Tod verhindert. Ein bösartiges Nervenfieber entriß ihn seiner Familie, seinen Freunden und seinen zahlreichen literarischen Entwürfen im Januar 1855. Max Waldau gehört somit zu jenen früh Verstorbenen, an denen unsere Literatur so reich ist und die namentlich den jedesmaligen Eintritt eines neuen literarischen und socialen Princips bei uns mit einer gewissen Regelmäßigkeit begleiten — wie ja von dem blühenden Baume unzählige Blüten welk und todt herniederflattern müssen,

damit einige wenige zu gesunden Früchten reifen. Aber wie die welken Blüten den Fuß des Baumes bedecken und sich mit dem Erdreich vermischen, aus dem er seine Nahrung zieht, so geht auch ein Etwas von ihnen in den Baum selbst über und noch aus dem Duft der schwellenden Frucht weht uns ein leises Erinnern an jene früh gefallenen Blüten an. So wird auch Max Waldau mit seinem reinen, schönen Streben, seinem kühnen Denken, seiner warmen und innigen Empfindung in der künftigen Entwickelung unserer Literatur wieder aufleben, und glücklichere wenn auch nicht reicher begabte Talente, denen das Schicksal eine längere Lebensdauer gewährt, werden zu Ende führen, wonach er rang und wofür er lebte. R. P.

Doctor Faust, ein Tanzpoem.

Von

Karl Grün.

„Wenn wir nicht albern wären, so würden wir unsinnig." Man muß die ganze Verflachung und Verderbniß der letzten halben Generation mit offenen Augen beobachtet haben, um jenes scheinbar so schroffe Wort der Rahel zu begreifen und sich zu Nutze zu machen. Man muß sich damit ausrüsten, es wie ein Panzerhemd umwerfen, morgens früh anlegen, abends spät ablegen, und so den horrendesten Dingen stets ins Auge zu sehen bereit sein. Den Kopf nach Straußenart in den Busch stecken, hilft ohnedem zu nichts.

In Paris nivelliren sie unter des zweiten Empire schützenden Privilegien alles, was noch von religiöser Empfindung, moralischem Gefühl, von Autorität und Tradition vorhanden ist. Wer sich da draußen einbildet, in Paris sei die Revolution todt und begraben, der kennt Paris und die Revolution nicht, der hat keine Ahnung davon, was negiren, zerbröckeln und auflösen heißt. Hämmert ihr nur vorsichtig und „ohne Ueberstürzung" an halbparlamentarischen Verfassungen; richtet ihr im Schweiß eures Angesichts gebrochene Werke wieder auf; träumt euch glücklich und weise in „liberal-conservative" Zustände. Der große Holzwurm in Paris feiert mittlerweile nicht, und was der in einer Nacht zerfrißt, daran könnt ihr Jahr und Tag lappen und leimen.

In Paris haben sie unser großes Drama, das Instrument und Resultat deutscher Bildung, die Quintessenz deutschen Dichtens und Denkens, deutscher Kunst und Philosophie, in Tricots übersetzt. Der Zweifel und die Verzweiflung, Kant und die reine Vernunft; der gigantische Trotz, den Menschen auf sich selbst zu stellen, ihn zum Mittelpunkt der Welt, zum absoluten Ich zu machen, Fichte und der subjective Idealis-

mus; das gewaltige Bestreben, die Welt, Natur und Geschichte vom Menschen aus zu erklären, Hegel und seine Ausführer bis auf Ludwig Feuerbach; die Liebe in ihrer himmlischen Höhe und höllischen Tiefe, der furchtbarste Kometenbrand menschlicher Conflicte, Weltuntergang und Götterdämmerung: alles, alles wird getanzt, innerhalb zweier Stunden weggetanzt. Ein paar bengalische Flammen zu Anfang und zu Ende bilden den Rahmen, der alle Götter und das ewige Geschick selbst einschließt. Goethe's „Faust" ist ein Ballet geworden.

Es kommt nichts in Wirklichkeit, was nicht vorher im Gedanken gewesen wäre. Ich hatte schon vor vielen vielen Jahren bei einem „Geistriesen", einem der letzten Schlegelepigonen, gelesen: „Fanny Elsler sei der getanzte Goethe", gerade wie die Architektur gefrorene Musik gewesen war; aber ich hatte es nicht glauben wollen. Endlich rückte mir die Wirklichkeit näher: auch auf der ersten Succursale des pariser Geistes, auch in Brüssel, wo die pariser Errungenschaften ihre erste Etappe und ihr erstes Nachtquartier finden, langte zu Anfang dieses Winters ein Tanzpoem „Faust" an. Da ließ es mir keine Ruhe mehr, den getanzten Goethe leibhaftig vor mir zu sehen, und ich begab mich in einen Sperrsitz.

„Faust und Margarethe, Ballet. In zwei Acten und sechs Tableaux." Der Vorhang geht auf, ein gebückter Kapuziner sitzt in der bekannten Klosterzelle, von Folianten und allerhand Apparat umgeben. Der Kapuziner scheint in seinem Leben nicht viel mit Büchern umgegangen zu sein; er blättert in seinem Folianten wie verrückt; er erinnert mich an meinen Jürgen, der sich Blumen in meinem großen Bayle (baseler Ausgabe) trocknet, und sie nachher verzweiflungsvoll wieder sucht, gänzlich unbekümmert um die scharfsinnigen Diatriben des großen Skeptikers mit dem „apokryphen E." Musik und Gesang erschallt aus der nahen Kirche. Da diese Musik das Ernsteste war, was ich den ganzen Abend gehört, so vermuthe ich, es sollte der Ostermorgenchor sein, der zur Abwechselung Faust daran erinnert, daß er fünf Sinne im Leibe hat. Der Kapuziner springt von dem Buche auf, in welchem er ohnehin nichts finden konnte, läuft wirsch in der Zelle umher, so recht taubstumm wie der getanzte Goethe sein muß, mit allerlei verzweifelten Gesten.

Er fährt wieder auf seinen Stuhl zurück, wirft den Bayle wieder um, und im Hintergrunde präsentirt sich Mephistopheles, ein recht schmucker Cavalier; in Paris soll ein Frauenzimmer den Satan recht natürlich spielen. Das Baret mit der Doppelhahnenfeder steht dem Teufel gar zu gut, und ein höchst verfänglicher Lichtschein strahlt von dem Cavalier auf den perplexen Kapuziner, so eine niedliche höllische Morgenröthe.

Der Cavalier präsentirt tänzelnd dem Kapuziner ein gewisses Etwas, das wir Gelehrte sofort für einen Pact erkennen. Der Kapuziner schau-

dert und macht ganz verzwickte Bewegungen. Mephistopheles braucht seine höllische Kunst, und läßt in einer offenen Rundung die erste Tänzerin verführerisch ruhend erscheinen. Die erste Tänzerin ist niemand anders als — Gretchen! Sie ist à l'enfant frisirt und hat sich ziemlich weiß geschminkt, was die Unschuld bedeuten soll. Mephistopheles läßt sie aus ihrer Muschel steigen und gibt ihr ein Zeichen, dem Kapuziner etliche Entrechats zur Probe vorzumachen. Gretchen-Aphrodite läßt sich das nicht zweimal vorgesticuliren, sie neigt sich und biegt sich und tanzt die Begier, freilich nicht den Goethe. Der Kapuziner windet sich in innern Krämpfen, Gretchen wird immer ungenirter, immer unverschämter; ihre Arme und Beine werden so lang und so lasterhaft, wie Heine sich nur jemals etwas wünschen konnte. Der Kapuziner weigert sich noch immer, auf die kategorische Invitation des Cavaliers einzugehen, und Gretchen-Fanny-Aphrodite steigt wieder in ihren luftigen Wagen, der rasch mit ihr verschwindet. Jetzt endlich ergibt sich Faust, und urplötzlich zaubert Mephistopheles die braune Kutte und das griesgrämliche Gesicht Faust's weg; ein schmaler Jüngling in Tricots steht vor uns, leider sind ihm auch die Lenden abhanden gekommen. Ach wie ist er haltlos und hülfsbedürftig, dieser verjüngte Faust!

Große Gruppe auf freiem Platze, Studenten, Mädchen, Tanz; beiseite ein Trinkgelag. Unser Freund Siebel aus Auerbach's Keller figurirt hier als Mr. Siébel, er ist Margarethen's Bräutigam! Ohne dieses melodramatische Möbel von Bräutigam kann man sich in Brüssel und Paris die Tragödie der Liebe gar nicht vorstellen. Aber der Bräutigam Mr. Siébel ist zugleich der Hanswurst der Farce, der Clown im getanzten Goethe! Da ist denn freilich noch ein etwas ernsterer Bursche nöthig, und dieser wird von Bruder Valentin dargestellt. Bruder Valentin im koketten spanischen Hut, und Frau Martha im braunen Gewand, den modesten weißen Latz auf dem Kopfe, begleiten die hochgeschürzte Margarethe in die Kirche. Mir fiel lebhaft der Baron Blaze de Bury ein, dessen Faustübersetzung in Weimar unter hohen Auspicien entstand, bereits fünf Auflagen erlebte, und der die Worte:

> Wie sie kurz angebunden war,
> Das war nun zum Entzücken gar!

hartnäckig also übersetzt: „Et cette jupe courte! d'honneur, c'est à ravir!" Liegt nicht in dieser jupe courte die ganze Idee des Ballets „Faust und Margarethe"? Der junge Faust, noch immer ohne Lenden, und der aussieht, als ob er es vergessen hätte, seinen Rock anzuziehen, läuft in die Kirche. Mephistopheles erkürt sich mittlerweile eine andere Tänzerin, die bereit steht, und magnetisirt sie zu den tollsten Sprüngen und Verrenkungen. Es hat uns scheinen wollen, als ob die Elektrobiologie oder der „Spiritualismus", wie sie in Boston sagen, als reines

Teufelswerk dargestellt werden sollte. Denn Mephistopheles geberdet sich absolut wie Hr. Home oder ein sonstiges Medium; er imponirt der Tänzerin seinen Willen von hinten wie von vorn, er läßt sie hinterrücks und vorwärts auf den Fußspitzen zu sich stelzen; er läßt sie sich in die Arme fallen, um ganz unmögliche Attituden zu bewerkstelligen. Er ist magnetisirender Tanzmeister.

Endlich kommt Gretchen mit Martha und Mr. Siebel aus der Kirche; Faust wie ein Habicht dahinter her. Mephisto vertritt den dreien den Weg, Gretchen wird an den Boden festgewurzelt, Siebel verschwindet in eine Art chaise percée, in die ihn Mephisto hineinhext; Martha wird auf der chaise percée durch Handauflegen des Satans in magnetischen Schlaf versenkt. Nun bemächtigt sich der lendenlose Faust des verzauberten Gretchens und es wird ein Tanz wie am Hofe Sardanapal's oder wie vor einem der artistischen Imperatoren des zusammenfallenden Rom. Gretchen schlenkert ihre Beine noch höher als Faust, Gretchen streckt ihr rechtes Bein im rechten Winkel zum linken als correcter Meilenzeiger aus — „Gretchen, Gretchen“ hörten wir es rufen: aber das dies irae, dies illa ward durch immer rauschendere Rhythmen ersetzt, und Faust, der fünf-, sechsmal in der Luft anschlug, faßt endlich die getanzte Unschuld um die Hüfte, um ihr einen Neigungswinkel von 22½ Grad zur Erde zu ermöglichen. Bei diesem Triumph der Prostitution bricht das gedrängt volle Haus in wildes Bravogeklatsch aus. Das heißt den Faust anders begraben, als Goethe den Werther zu begraben verstand. They manage those things better in France!

Im zweiten Act erscheint ein Spinnrad, daneben ein Sommerhäuschen. An dem Spinnrad sitzt Gretchen; da sie aber das Spinnen nicht tanzen kann, so wenig als Faust das Studiren, so springt sie auf. Mephisto legt den Schmuck vor das Sommerhäuschen auf einen Stuhl, Gretchen findet ihn und tanzt vor Freude. Faust, Mephisto, Gretchen und Martha tanzen den Spaziergang, wobei der arme Mr. Siebel als überflüssiger Hüter von Gretchen's Unschuld in einen großen Vogelbauer gesperrt wird. Mephisto arbeitet mit Armen und Beinen wie ein alter Signaltelegraph, um Frau Martha zu bethören. Gretchen spielt Kriegens mit Faust, thut einen Satz ins Sommerhäuschen, und Faust voltigirt ihr nach.

Abermaliges großes Ballet vor einer schönen byzantinischen Kirche, die wir en face sehen. Mephistopheles ist wieder Tanzmeister, oder vielmehr, wie wir ihn so ungeheuer thätig inmitten der langen Beine und kurzen Schabracken sahen, die er in der Runde um sich her springen ließ, wünschten wir ihm eine lange Peitsche in die Hand anstatt des Stoßdegens an seiner Seite. Mit der Peitsche wäre er vollständig der „Herr Stallmeister“ im Circus gewesen, der die Salonpferde im kurzen

oder scharfen Trabe, im Wiegengalopp oder im gestreckten Carrière um sich herumjagen läßt durch allerlei Reifen hindurch, über zwei, drei, vier Breter hinweg. Dazwischen magnetisirte er freilich wieder zuweilen, aber thut das nicht auch Hr. Narey? Wenn dieser Mephistopheles hinter der Schlange gesteckt hat, die im Paradiese unser erstes Aelternpaar bethörte, so ist er jetzt hinlänglich bestraft; denn das Wort Jehovah's: „Im Schweiße deines Antlitzes sollst du dein Brot essen", ist centnerschwer auf ihn niedergefallen. Er hat so entsetzlich viel zu dirigiren, fasciniren, magnetisiren und inspiciren, daß er gar nicht dazu kommt ein Teufel zu sein.

Jetzt kommt Valentin mit dem spanischen Hut — wahrscheinlich von Reisen — zurück. Er erfährt all die getanzten Abscheulichkeiten und geräth darob in sehr gerechten Grimm. Vor der byzantinischen Kirche stößt er auf Faust und Mephistopheles. Duell. Mephisto secundirt. Nach etlichen harmlosen Gängen lähmt der Teufel den Arm Valentin's und Faust bohrt diesem den Degen in den Leib. Großer Tumult, Zusammenlauf. Gretchen, ziemlich anständig gekleidet, eilt herbei. Die Leiche wird fortgetragen. Da die ganze Geschichte schon lange zum Uebelwerden war, so ist es Zeit, daß sich das Laster erbricht. Ein lebensgroßer Marmorengel mit einem tüchtigen Flügelpaar kommt aus der Kirchenthür heraus, gerade auf Mephistopheles und Faust zu. Der Engel trägt eine lange Dachtraufe voll brennenden Phosphors vor sich her und rückt damit dem Mephistopheles auf den Leib. Dieser zieht vom Leder, aber diesmal ist der andere Magnetiseur stärker, enthält stärkeres Fluidum, wahrscheinlich stellt der Phosphor den „menschlichen Gedanken" dar, der dem Teufel Trotz bietet — Mephistopheles und Faust versinken in die Erde, ein Flämmchen schlägt hinter ihnen auf. Auf derselben Stelle, wo Margarethe-Fanny zuerst dem Kapuziner erschienen war, erscheint jetzt die Endphantasmagorie: Gretchen mit Valentin — der blaue Dunst ließ unzweifelhaft, ob Mr. Siebel nicht auch dabei saß — himmelanschwebend, „verklärt". Sic nos servavit Apollo.

So wird der Goethe getanzt, und so löst das Ballet die Weltpoesie wieder in die allerersten Atome auf, gegen welche die Puppenkomödie ein lebensvoller Organismus war.

Nachbildungen britischer und amerikanischer Gedichte.

Von

Karl Elze.

Auf einen Punschnapf.

Nach Oliver Wendell Holmes.

O du mein alter Silbernapf erzählst von guter Zeit,
Von frohen Tagen, lust'gen Nächten, hoher Weihnachtsfreud'!
Das war ein freies, fröhliches Geschlecht, doch brav und treu,
Das in den Punsch den Löffel tauchte, als dieser Napf war neu.

Den Barren bracht' ein spanisch Schiff — so lautet der Bericht —
Einst nach Antwerpen heim; dort schmiedet' ihn ein grober Wicht,
Der sich beim Hämmern zwischendurch, um sich zu stärken baß,
Die Stirn gewischt und flandrisch Bier gezecht manch liebes Maß.

Ein englischer Baron den Napf für sein Gemahl erkies,
Die seiner Henkel Cherubim als Meisterwerke pries;
So oft an seinem Stamme ihm erblüht' ein frisches Reis,
Ging auch der Napf von Hand zu Hand, voll Punsch gewürzt und heiß.

Alsdann kam er in eines Puritaner-Pred'gers Hand,
Der wie Timotheus den Wein mitunter schmackhaft fand;
Punsch und Prälaten haßt' er sehr und machte sich darum
Nach Leyden auf, allwo er Conventikel fand und Rum.

Was nun folgt, wißt ihr ja — von Holland kam der Napf hierher
Mit denen in der Maienblum' — an hundert Mann und mehr,
Mit allem Hausgeräth, mit Sack und Pack aufs G'rathewohl,
Nach dem, was noch vorhanden ist von hundert Wagen voll.

Ein düst'rer Winterabend war's, die Nacht wuchs riesengroß,
Da nahm Miles Standisch diesen Napf und voll zum Rand ihn goß;
Bedächtig rührt' er mit dem langen Schwerte das Gebräu,
Und all die trotzigen Gefährten standen dumm dabei.

Der kleine Kapitän goß feurigen Wachholder zu,
That einen langen Zug und wischte sich den Bart in Ruh',
Dann tranken all die Kämpfer und die Beter nach der Reih',
Als wär's der Mutter Milch, zog keiner ein Gesicht dabei.

Der Adler ward in selber Nacht verscheucht von seinem Horst
Vom Hurrahruf und Kriegsgeheul, das durch die Lüfte borst,
Der Sachem lernte für die Enkel da den Warnungsspruch:
„Flieht vor dem Blaßgesicht, wenn nach Wachholder sein Geruch!"

Seitdem ward hundertfunfzigmal vom Lenz die Flur geschmückt,
Platt waren längst die Näschen beider Cherubim gedrückt,
Da ward, doch nicht in Lust, der Napf gefüllet abermal,
Gefüllt von einer Mutter Hand dem Sohn zum Abschiedsmahl.

„Trink' John", sprach sie, „es thut dir gut, mein Kind, und hält dich warm,
Dies Schanzen in den Gräben bringt dich um — daß Gott erbarm! —
In kalter Nachtluft — weh! würd'st du zu Schaden mir gebracht!"
John trank, und schanzte dann bei Bunkershill die ganze Nacht.

O glaubt mir, Englands Fröhlichkeit war edeln Markes voll,
Und schön war der Gedanke, mitzubringen ihr Symbol;
Nur Narren lieben Uebermaß — bist du ein trunk'ner Wicht?
In deinem Schädel liegt das Gift, in meinem Napfe nicht!

Lieb sind der Vorzeit Male mir — gepreßter Blumen Duft —
Der Epheu um den Thurm — das Moos auf Trümmer und auf Gruft —
Sogar der Zierath hier! Gedenk' ich der verblich'nen Lust,
Die seinen Rand umschwebt, so füllet Wehmuth mir die Brust.

Drum füllt in Ehren mir den Napf und setzt ihn auf den Tisch,
Ein solch Gefäß gibt Kraft und Weihe jeglichem Gemisch,
Und mögen seine Cherubim mir Schutz sein und Gewähr
Vor Rausch und der Gardinenpredigt: „Gott, wo kommst du her?"

October.

Sonett.

Nach William C. Bryant.

Sei mir gegrüßt, gewürzig Himmelswehen,
Wenn sich des Waldes Laub beginnt zu färben,
Wenn hold das Jahr noch lächelt vor dem Sterben,
Und mild die kurzen Sonnen untergehen.

Du Wind des hellen Südens, säum', o säume
Im bunten Wald, von gold'nem Duft umwoben,
Gleich heiterm Alter, das, der Sorg' enthoben,
Langsam entweicht, beglückt durch Friedensträume.

So möcht' auch ich mein Leben einst beschließen
Mit stillem Glanz im quelldurchrauschten Haine,
Bestralt von treuer Augen Sonnenscheine,

Umtönt von trauter Stimmen Liebesgrüßen,
Und wenn im Glas mein letzter Sand wird rinnen,
Gleich dir in sel'gem Schweigen geh'n von hinnen.

Die einsame Mähderin.

Nach William Wordsworth.

Sieh' dort, ein Hochlandmädchen geht
Einsam in ihres Feldes Mitte,
Sie singet vor sich hin und mäht —
Sprich leis' und hemme deine Schritte:
Sie singt gar traurig, und allein
Mäht sie und bindet Garben ein,
O horch! das tiefe Thal entlang
Ergießet sich der süße Klang.

Sie sang so süß die Nachtigall
In Schlaf der Pilger müde Scharen,
Wenn sie im kühlen Schattenthal
Geruht inmitten der Saharen;
Nie heller scholl zur Lenzeszeit
Des Kukuks Stimme weit und breit
Auf der Hebriden fernem Meer
Ueber die stille Flut daher.

Was singt sie so voll Traurigkeit?
Es ist vielleicht ihr Sang ein Klagen
Um Unheil aus der Väter Zeit,
Um Schlachten in vergess'nen Tagen;
Vielleicht auch ist's ein einfach Lied
Aus schwerbeladenem Gemüth
Um häuslich Leid und Drang und Noth,
Um Kümmerniß und bittern Tod.

Was es auch war, das Mädchen sang,
Als hätte nie ihr Lied ein Ende;
Ich schaute ernst, ich schaute lang,
Die Sichel schwangen ihre Hände;
Ich lauschte regungslos und schwieg,
Und wie den Berg empor ich stieg,
Als längst verhallt das letzte Wort,
Trug ich das Lied im Herzen fort.

Das Jahr Sechsundsiebzig.

Nach William C. Bryant.

Wie sproßten Helden ohne Zahl
Im frischen Waldgelände,
Als Freiheitsruf mit hellem Schall
Erklang und Schwerter überall
Drückt' in der Bauern Hände.

Von Berg zu Berge flog der Klang,
Von Hafen scholl's zu Hafen,
Zu unbekannten Quellen drang
Stromauf der Ruf und störte bang
Des stillen Urwalds Schlafen.

Aus Felsenkluft, von Stromesrand
Zieht Schar auf Schar zum Ringen;
Von sturmgepeitschter Tiefe Strand,
Vom Thal, wo still der Gießbach stand,
Hervor die Streiter dringen.

Als wär' die Erde neubelebt
Von Gottes Schöpferwehen —
Wo himmelan die Tanne strebt,
Wo unterm Fuß das Moor erbebt,
Bereit die Kämpfer stehen.

Das Weib, das heut' zuerst gebar,
Die süße Braut von gestern,
Die Mutter im ergrauten Haar,
Sie bringen Söhn' und Gatten dar,
Den Bruder seine Schwestern.

Zum Kampf schon die Trommet' erscholl,
Schon sog auf Concord's Fläche
Sich jeder Halm von Blute voll,
Bei Lexington strömt' es und quoll,
Wie im April die Bäche.

Der Freiheit hat er uns geweiht
Der rothe Thau der Fluren;
Es sprangen Kett' und Kerker weit,
Und keines Herrschers Fers' entweiht
Das Land mit blut'gen Spuren.

Literatur und Kunst.

Der neue Pitaval.

Der unlängst erschienene sechsundzwanzigste Theil des bekannten criminalistischen Sammelwerkes „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis)" (Leipzig, F. A. Brockhaus), zugleich der Dritten Folge zweiter Theil, enthält außer einem kurzen Vorwort sieben zum Theil recht umfangreiche Criminalgeschichten; sowol die Auswahl derselben wie die klare und lichtvolle Darstellung bestätigen aufs neue den Takt und die Umsicht, von welcher der Herausgeber bei Gelegenheit dieses Werkes bereits so vielfache Proben abgelegt hat und durch die es denn auch seit bald 20 Jahren ein Lieblingsbuch des gebildeten Publikums geworden und — was noch bei weitem mehr sagen will — auch geblieben ist. Von besonderm Interesse sind die beiden ersten Fälle, insofern sie, abgesehen von ihrer psychologischen Wichtigkeit, gleichzeitig in ein Gebiet hinüberstreifen, das auf alles, was dasselbe berührt, die Tugenden wie die Laster, im guten wie im bösen, sofort eine eigenthümliche Beleuchtung fallen läßt, ja nicht selten begegnet es, daß innerhalb dieses Gebietes die Unterschiede von gut und böse, von Tugend und Verbrechen ganz aufgehoben oder doch wesentlich verändert und verwischt erscheinen. Wir reden natürlich vom politischen Gebiet, derjenigen Sphäre des öffentlichen Lebens also, in der ohne Zweifel von alters her die wichtigsten Processe verhandelt, die zahlreichsten und furchtbarsten Verbrechen begangen worden sind, nur daß für die einen wie für die andern sich in der Regel kein Gerichtshof und also auch kein „Pitaval" findet. „Abbé Verger", der Mörder des Erzbischofs von Paris, Monseigneur Sibour (Januar 1857) und „Der Priester Merino", der im Februar 1852 einen Mordanfall auf die Königin Isabella von Spanien unternahm, und zwar gerade an dem Tage, da sie ihren ersten Kirchgang nach der Geburt ihres ersten Kindes, der künftigen Kronprinzessin von Spanien, hielt, gehören beide, sowol was die Persönlichkeit der Verbrecher betrifft, als auch in Anbetracht der Umstände, unter denen sie ihr Verbrechen entwarfen und ausführten, zu den eigenthümlichsten und merkwürdigsten Persönlichkeiten ihres unseligen Geschlechts. Beide haben auch darin ein verwandtes Schicksal gehabt, daß ihr Proceß mit einer ganz ungewöhnlichen Eile verhandelt worden und daß die Kenntniß, welche die Mitwelt davon erhalten hat, in vielem Betracht unvollständig und lückenhaft ist. Bei dem Priester Merino liegt dies zum Theil an dem eigenthümlichen Gange des spanischen Proceßverfahrens, zum Theil wol auch an dem Charakter des Verbrechers selbst, der eine traurige Art von Heroismus darin zeigte, bis zum letzten Augenblick möglichst hart und verschlossen zu sein und jede menschliche Regung mit einer gewissen trotzigen Schadenfreude von sich abzuwehren. Was dagegen den Mörder des Erzbischofs von Paris betrifft, so wollte man denselben nicht vollständig zu Worte kommen lassen, man fürchtete, wie es scheint, weniger die Mysterien, deren Schleier er zu heben drohte

und die wol jedenfalls nur persönlicher Art waren, als vielmehr die Aufregung, die dadurch im Publikum zweifelsohne hervorgerufen worden wäre, sowie das Beispiel eines Fanatismus, der, wie roh und verbrecherisch er auch auftrat, doch nicht ohne alle höhere Bedeutung für die sittliche und politische Lage des kaiserlichen Frankreich war. Gerade das eigenthümliche Clairobscur, das infolge dessen auf diesen beiden Fällen ruht, diese Dämmerung, welche die Motive und deren Zusammenhang mehr ahnen als eigentlich erkennen läßt, gibt denselben einen großen Reiz, besonders gegenüber der grellen, völlig schleierlosen Beleuchtung, in der das Verbrechen selbst, begangen am lichten Tage und vor versammeltem Volke, daliegt. Freilich erforderten beide Fälle eben deshalb auch eine besondere Kunst der Darstellung und auch in dieser Hinsicht gewähren dieselben dem Leser eine lebhafte Befriedigung; die Darstellung ist nicht nur so vollständig und erschöpfend, wie sie den Umständen nach sein konnte, sondern sie athmet auch ein Maß und eine Zurückhaltung, die man dem Herausgeber um so höher anschlagen muß, je näher hier die Gelegenheit zu einer wirkungsreichen Rhetorik lag. Als Probe mögen die nachfolgenden Sätze dienen, in denen der Herausgeber sein Urtheil über den Abbé Verger zusammenfaßt (S. 64 fg.): „Den Vorzug hat die Oeffentlichkeit, auch vor einem strengen absoluten Regiment, daß man einem Angeschuldigten nicht die Knebel der Inquisition mehr anlegen kann, um anderes zu bekennen und zu sagen, als er weiß und gethan hat. Am wenigsten ließ ein so merkwürdig construirter Mensch wie Verger sich durch irgendwelche moralische Folter nöthigen, sein eigenes Ich, seine Wahrheit und seine Eitelkeit zu verleugnen. Nur hemmen oder fesseln konnte man ihn, damit er nicht mehr auslasse, was er über andere wüßte und wollte; hinsichts seiner selbst und seiner That, wie über die Beziehung seiner Person zu der seines Opfers, hat er aber alles vorgebracht, und wol nicht mehr verschweigen können, als er auf dem Herzen hatte. Es war keine Verschwörung, keine Gemeinschaft mit andern, es war die einzige That eines einzigen Verirrten, und insofern war im Augenblicke «nichts mehr dahinter» als das Werk seiner Rache, getragen durch gemeinen Eigennutz und Noth, und ein Hochmuth, der den Unglückseligen zum Reformator zu werden antrieb, zu dem ihm eben aller Beruf fehlte. Sein Dünkel war, sich auf ein Piedestal des religiösen Heroismus zu stellen, wie der Staatsprocurator richtig anführt; wie er aber zu diesem Dünkel sich verirren können, warum er nicht andere Offenbarungen und Dinge hervorbrachte, als die außerhalb der Sekten und Schulen längst abgetragen und fadenscheiniger Schein geworden, wie seine tiefen Entdeckungen und Maximen nur den Mangel an ernstern Studien und seine Halbbildung verriethen, wie es kommt, daß die Schüler der katholischen Seminare von der Scheu gehütet und ummauert, um nichts zu erfahren von dem, was in der Welt des protestantischen Lebens fast jedem bekannt ist, und wie deshalb jenen manches gefährlich wird, was bei uns längst beseitigt oder vergessen, das führten weder der Staatsprocurator noch der Präsident an." — „Der Herr Baron von Scherer" (Nürnberg 1825—26) erzählt ein merkwürdiges Beispiel frühreifer Verderbtheit von seiten eines kaum funfzehnjährigen, obenein geistig nichts weniger als glänzend ausgestatteten Knaben, dem es gleichwol gelang, seine gesammte Umgebung aufs arglistigste zu täuschen und durch seine kindische Verschwendung

seine ebenso gutmüthigen wie leichtgläubigen Pflegeältern an den Bettelstab zu bringen. „Der Schreiner Birnstiel“ (1844—48) ist eine Mordgeschichte, die besonders durch das Geheimnißvolle der That sowie durch die lange Dauer und die eigenthümlichen Incidenzfälle des Processes den Leser in Spannung versetzt. In „Der Jäger Putlitz“ und „Wilhelm Timm“ lernen wir zwar ebenfalls zwei Mörder kennen, beide von einem jugendlichen Alter und dabei von einer Verstocktheit und Frechheit, wie sie zum Glück der Menschheit in den Annalen der Criminaljustiz nicht häufig vorkommen. Den Schluß des Bandes bildet „Die Tragödie von Ketzin“: der Lebenslauf einer Giftmischerin, die zwar nicht an Zahl und Umfang ihrer Verbrechen, wohl aber an innerer Verruchtheit sich einer Zwanziger und Jegado würdig zur Seite stellt. ss.

Correspondenz.

Aus Breslau.

Anfang Januar 1859.

Ms. Zwar haben Sie erst kürzlich einen Bericht aus unserer Stadt aus anderer Feder gebracht: doch wird die bewegte Geschichte unserer letzten Wochen sowie die aufgeregte Stimmung, in der wir uns in Folge derselben noch gegenwärtig befinden, mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich Ihrem regelmäßigen Correspondenten ins Handwerk falle und den Versuch mache, Ihnen in flüchtigem Umriß ein Bild unserer jüngsten Vergangenheit vorzuführen. Natürlich sind es die Wahlen zum Landtage gewesen, die, wie überall in Preußen, so auch bei uns ein seit langem nicht mehr gekanntes politisches Treiben hervorgerufen und selbst das bedächtige Blut unserer Spießbürger in eine gewisse Wallung versetzt haben. Noch jetzt, wie gesagt, pulsirt diese Bewegung nach und wären Sie in den Weihnachtstagen bei uns gewesen, so würden Sie vielfache Gelegenheit gehabt haben zu hören, mit welchem Stolz und welchem Eifer unser Philister den zum Weihnachtsmarkt anwesenden Fremden von den großen breslauer Wahlkämpfen erzählte und welchen herrlichen Sieg die „gute Sache“ — denn die Sache des Philisters ist bekanntlich immer die „gute Sache“, womit ich natürlich den Hoffnungen, welche die Nation in diesem Augenblick hegt, nicht im mindesten zu nahe treten will — bei uns davongetragen hat. Man ist bei uns außerordentlich stolz darauf, daß in Breslau das erste Programm aufgestellt wurde und die ersten Wahlcomités sich bildeten. Am meisten aber fühlt unser Spießbürger sich durch das Neuner-Programm geschmeichelt und die rasche und einstimmige Aufnahme, welche dasselbe fast in der ganzen Monarchie gefunden; ohne dies Neuner-Programm, davon ist man hier fest überzeugt, wären in ganz Preußen keine liberalen Wahlen zu Stande gekommen. Das schließt freilich nicht aus, daß man mit einzelnen Punkten desselben keineswegs ganz einverstanden ist, während man andere, die nicht darin enthalten sind, nur ungern vermißt. Die meiste Zustimmung im größern Publikum findet die projectirte Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen; wären diese

letztern nur erst beseitigt, so würden, glaubt man, auch die hohen Steuern, welche die Städte gegenwärtig zu entrichten haben, sofort um ein Beträchtliches heruntergehen. Eine wesentliche Lücke des mehrgenannten Programms dagegen findet man darin, daß es die geheime Abstimmung bei den Wahlen zum Landtag mit Stillschweigen übergeht; mit leisem Schauer erinnert unser Philister sich der jüngstvergangenen Zeiten und so felsenfest auch sein Glaube an die Zukunft ist, so kann er sich doch in unbewachten Augenblicken der Furcht vor Concessionsentziehungen und andern kleinen Unannehmlichkeiten nicht ganz enthalten, die ihn infolge seiner diesmaligen liberalen Stimmgebung in Zukunft noch einmal treffen könnten.

Alle diese und viele ähnliche Punkte können Sie noch in diesem Augenblick nicht nur in den zahlreichen Kneipen unserer Stadt, sondern auch in der Stille des Hauses verhandeln hören, das, so lange eine Stätte ungestörtesten Friedens, sich jetzt auf einmal in einen Schauplatz heftiger, wenn auch glücklicherweise unblutiger politischer Parteikämpfe verwandelt hat; ja selbst die der ernsten Wissenschaft geweihten Hörsäle hallen wider von politischen Debatten und Wortgefechten. Während in den von echt liberalem Geist durchwehten Räumen des Schweidnitzer Kellers, diesem Campus Martius unserer trinklustigen Bürgerschaft, die tiefste Entrüstung über einen reactionären Eindringling herrscht, der sich mit verwegener Entschiedenheit gegen Judenemancipation und Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen erklärt hat, entwerfen in dem von Hrn. Professor Tellkampf abgehaltenen politischen Disputatorium für Studirende aller Facultäten — das wir als eine sehr nützliche Vorschule parlamentarischen Lebens den übrigen Universitäten hiermit bestens empfohlen haben wollen — die jungen Weisen unserer Alma viadrina Gesetzentwürfe über Ministerverantwortlichkeit und Competenzconflicte mit einer Sicherheit und Würde, an der mancher grauköpfige Staatsmann sich spiegeln könnte....

Doch dergleichen passirt wol in diesem Augenblick mehr oder minder in ganz Preußen; wie das Licht den Schatten, so haben auch Wahrheit und Freiheit ihre Zerrbilder im Gefolge, aber so wenig jemals der Schatten das Licht verschlingt, so wenig haben auch diese von jenen zu fürchten. Statt also weiter in dem Bilderbuch unserer kleinen politischen Thorheiten und Ausschweifungen zu blättern, lassen Sie mich lieber von dem tragischen Ende berichten, welches die schnell hinwelkende Popularität unserer constitutionellen Bayarde ereilt hat; die Geschichte liefert nicht nur ein lehrreiches und erbauliches Exempel, an dem sich andere spiegeln mögen, sondern sie gibt auch einen erfreulichen Beweis für den gesunden Sinn und den richtigen Takt unserer Bevölkerung. — Unter unsern liberalen Professoren war Hr. Professor Roepell schon vor der jüngsten Wahlbewegung einer der bekanntesten und beliebtesten. Auch in dem Zeitungskriege, der durch Veröffentlichung der verschiedenen Parteiprogramme hervorgerufen ward, spielte er die Rolle eines constitutionellen Vorkämpfers anfangs nicht ohne Geschick und mit günstigem Erfolg. Die Scharmützel, in denen er sich mit dem Stimmführer unserer conservativen Partei, Hrn. Stadtgerichtsrath Fürst, der seine Fehdebriefe unter dem fingirten Namen „Probus Preuße“ erließ, als „Justus Preuße“ wacker herumfocht, hatten seine Popularität noch um ein Bedeutendes

gesteigert und seiner Candidatur für das Haus der Abgeordneten die günstigsten Chancen eröffnet.

Allein schon die Urwahlen, in denen Demokraten und Constitutionelle vereint als liberale Partei den Conservativen — oder wie sie sich jetzt auf einmal nannten, Liberalconservativen — gegenüberstanden, fielen für Hrn. Roepell ganz anders aus, als man erwartet hatte: so wenig wie die Wortführer der demokratischen Partei, die Herren Stein und Elsner, ebenso wenig war auch Hr. Professor Roepell, dieser Hauptkämpe unserer Constitutionellen, so glücklich, zum Wahlmann erwählt zu werden. Ueberhaupt machte sich seit den Urwahlen eine stärkere Sonderung innerhalb der liberalen Partei selbst bemerkbar. Die Demokraten, die, wenn sie auch ihre eigentlichen Häupter entbehren mußten, doch übrigens unter den Wahlmännern ziemlich stark vertreten waren, wünschten neben den Herren von Auerswald und Milde die Wahl des Hrn. Rodbertus durchgesetzt. So sehr nun auch die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung der Wahl dieses Mannes, dessen stark ausgeprägte demokratische Vergangenheit niemand leugnen konnte noch wollte, unter den obwaltenden Umständen abgeneigt war, so mußte doch auch der eifrigste Constitutionelle die Mittel verdammen, welche Hr. Roepell anzuwenden für gut fand, um die Wahl des Hrn. Rodbertus zu hintertreiben. Wenn der Zuschauer der Kreuzzeitung zu Denunciationen und Verdächtigungen aus dem Jahre Achtundvierzig greift, so ist das in der Ordnung; das Geschlecht der Ohm und Goedsche ist unsterblich, und wie jeder neue Frühling seine Frösche und Unken ausbrütet, so hat auch jede frische Bewegung im Völkerleben ihre Angeber und Delatoren im Gefolge. Allein wenn ein Mann, ein Gelehrter wie Hr. Roepell sich so weit vergißt, zu denselben unsaubern Waffen zu greifen und ein ganzes Füllhorn von Schmähungen und Verdächtigungen zu leeren über einen Mann wie Hr. Rodbertus, dessen Ehrenhaftigkeit selbst in den Augen seiner Gegner über jeden Zweifel erhaben ist: so ist das ein höchst trauriges Zeichen der Zeit und ein neuer Beweis, wie leicht selbst tüchtige und wohlmeinende Männer durch den Sturm der Parteileidenschaft aus dem richtigen Fahrwasser gebracht werden können.

In der That machten die Angriffe des Hrn. Roepell überall den unangenehmsten Eindruck, selbst auch bei seinen Freunden; unter den Demokraten war die Erbitterung im ersten Augenblicke so groß, daß sie entschlossen waren, lieber mit den Conservativen als mit den Constitutionellen zu gehen, und nur der rühmlichen Besonnenheit und Charakterfestigkeit ihrer Führer verdanken wir es, daß dieser Gedanke sofort wieder aufgegeben und die liberale Partei dadurch vor der Schmach bewahrt wurde, den völlig gesicherten Sieg infolge innerer Zwietracht schließlich doch noch den Gegnern in die Hände zu spielen. Der Tag der Abgeordnetenwahl bot ein eigenthümliches Schauspiel dar. Die Conservativen hatten es nicht gewagt, ihre politisch ziemlich stark compromittirten Candidaten — Hr. Fürst z. B., der jetzt den Exaltado der Conservativen spielt, soll im Jahre Achtundvierzig Vorsteher eines demokratischen Clubs gewesen sein — aufrecht zu erhalten, und hatten infolge dessen das eigenthümliche Manöver gebraucht, Candidaten aufzustellen, die ihrer Partei in Wahrheit gar nicht angehörten und gegen deren Ehrenhaftigkeit und politische Gesinnung auch ein leidlich strenger Constitutioneller nichts einwenden konnte. Auf ebenso merkwürdige Weise hatten sie sich über

die Verlegenheit hinweggeholfen, in welche sie durch Aufstellung der Candidatur des Hrn. von Auerswald von seiten der liberalen Partei sich versetzt sahen. Freilich mußte es Leuten, die bisher immer mit der Macht gegangen waren und sich stets der sichern Leitung des jeweiligen Ministeriums anvertraut hatten, einigermaßen schwer fallen, nun auf einmal gegen einen Minister zu stimmen. Sie griffen daher zu dem originellen Auskunftsmittel, dem Minister von Auerswald den Minister von Flottwell gegenüberzustellen, also gleichsam eine Appellation von dem „übelberathenen“ an das „besser zu berathende“ Ministerium! Als zweiten Candidaten hatten sie den hiesigen Stadtgerichtsdirector Hrn. Pratsch aufgestellt, einen Mann ohne bestimmte politische Färbung, der wegen seiner persönlichen Tüchtigkeit und Rechtlichkeit sich beim hiesigen Publikum einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Die dritte Stelle war offen gelassen worden — ob vielleicht für einen Demokraten als Preis für ein etwa noch im letzten Augenblick abzuschließendes Bündniß, wagen wir nicht zu entscheiden. Trotzdem unterlagen die Conservativen mit 160 Stimmen der compacten Majorität der vereinigten Demokraten und Constitutionellen, die zusammen über ungefähr 280 Stimmen verfügten und ohne Ausnahme für die Herren von Auerswald, Milde und Vincke-Olbendorf stimmten. Letzterer ist infolge seines Auftretens in dem erwähnten Zeitungskriege, in dem er sich als ein Mann von Herz und Kopf bewährt hat, in diesem Augenblick neben Hrn. Molinari, der leider für diesmal jede Candidatur ablehnen mußte, der populärste Mann unserer Stadt geworden.

Nun lehnten, wie Sie wissen, sämmtliche drei Herren die hiesige Wahl ab, um für andere Ortschaften, wo sie ebenfalls gewählt waren, zu optiren; es wurden also nicht weniger als drei Nachwahlen nöthig und das bringt uns denn wieder auf unsern geschlagenen constitutionellen Bayard, ich meine auf Hrn. Professor Roepell zurück. Unter den Candidaten zu diesen Nachwahlen wurde nämlich von den Häuptern der constitutionellen Partei unter andern auch Hr. Roepell aufgestellt, und zwar für Hrn. von Auerswald, dessen Ablehnung man überhaupt, wie behauptet wird, vorausgesehen und für den man Hrn. Roepell daher gleich anfangs in petto gehalten hatte. Allein vergebens waren alle Anstrengungen, die zu Gunsten des Hrn. Roepell gemacht wurden; vergebens rühmte Hr. Rechtsanwalt Fischer, mit jenem Aufwand von Beredsamkeit, den wir an ihm kennen, die Verdienste, welche Hr. Roepell sich in dem diesmaligen Wahlkampfe erworben; vergebens wies der sonst so beliebte und einflußreiche Professor Hase auf die Consequenz hin, mit welcher Hr. Roepell den liberalen Principien von jeher angehangen; vergebens boten selbst die Herren Molinari und Milde ihr ganzes Ansehen auf — der Führer der Demokraten, Hr. Dr. Asch, an Hrn. Roepell's Angriffe gegen Rodbertus anknüpfend, erklärte es für eine Unmöglichkeit, daß ein Mann gewählt werde, der in die von allen Seiten so freudig begrüßte Aussöhnung der liberalen Parteien den Samen der Zwietracht gestreut habe, und wußte diese Ansicht mit solchem Feuer und solcher Energie zu vertheidigen, daß jeder Widerspruch verstummte und Hr. Roepell schließlich nicht einmal die geringe Anzahl von Stimmen erhielt, deren es bedurfte, um nur überhaupt auf die engere Wahl zu kommen. Sic transit gloria mundi.

Ueber den Ausfall der Nachwahlen selbst sind Sie längst durch die Zeitungen unterrichtet; gewählt wurden die Herren Pinder, Fliegel und Schoeller. Gegen die Wahl des Erstgenannten hatte zwar Hr. Milde Widerspruch erhoben, indem er ihn als „zu weit rechts“ bezeichnete; ein zur Kenntniß der Wahlmänner gelangter Brief des Ministers von Auerswald indessen, in welchem derselbe sich lebhaft für Hrn. Pinder aussprach, schlug alle Bedenken nieder. Hr. Fliegel war kurz zuvor in Hirschberg, wo er als Kreisgerichtsrath lebt, mit nur 5 Stimmen gegen den Landrath von Grävenitz unterlegen; hier wurde seine Wahl unter anderm durch den Umstand unterstützt, daß man demnächst von ihm verschiedene interessante Beiträge zur Chronique scandaleuse unserer schlesischen Präfectenwirthschaft erwartet. Hr. Fliegel saß schon 1852 in der Zweiten Kammer, wo er der Partei des Hrn. von Vincke angehörte; Hr. Schoeller ist ein allgemein geachteter Industrieller.

So haben die Wahlen bei uns denn mit dem vollständigen Siege der liberalen Partei geendet; mögen die Erfolge so günstig sein und so zum Heile des Vaterlandes dienen, wie wir erwarten und wünschen!

Vom Mittelrhein.

Januar 1859.

O. S. Während im nördlichen Deutschland infolge des Systemwechsels in Preußen das gesammte öffentliche Leben lebhafter pulsirt und mit frischen Hoffnungen in das neue Jahr hinübergeschritten ist, gilt dies leider nicht in ähnlicher Weise vom Leben des deutschen Südwesten. Zwar die künstlichen Agitationen, welche jahrelang mit allen Mitteln geistlichen Einflusses die confessionellen Gegensätze in der rheinländischen Bevölkerung wieder zu einem scheidenden und entscheidenden Einflusse zu bringen strebten, sind endlich müde geworden, den gesunden Geist der Bevölkerung zu bethören. Wo die katholische Hierarchie, wie in Würtemberg, einen Sieg erfochten hat, welcher den Staat seiner wichtigsten Machtattribute beraubt, da ist es nicht mit, sondern trotz der öffentlichen Meinung in allen Bevölkerungskreisen, protestantischen wie katholischen, geschehen. Keine Nöthigung der confessionellen Gleichberechtigung lag vor; im Gegentheil stellte erst das Concordat die Ungleichheit der Stellung der Kirchen im Staate her; die protestantische blieb ihm untergeordnet, die katholische wurde als souveräne Nebenmacht neben der staatlichen Souveränetät sanctionirt. Aber bei der heutigen Strömung, welche in unprotestantischem Geiste auch für die protestantischen Kirchenobern eine weitgehende episkopale Macht über das kirchliche Gemeindeleben, ein herrschendes Priesterthum über einem unmündigen Laienthum erstrebt, konnten die Consequenzen nicht ausbleiben. In den Jahren, als die erschütterte politische Autorität in der hyperorthodoxen Richtung des Protestantismus und in der Wiederbelebung der von der protestantischen Union ausgeglichenen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten ein conservatives Element begrüßen zu sollen glaubte, war den Vertretern der protestantischen Reaction die kirchliche Gewalt anvertraut worden. Uneingedenk des alten Luther'schen Spruches: „Kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päpstlein drein“, hatte man den reactionären Forderungen dieser Episkopalbestrebungen immer bereitwilligere Gewähr geschenkt. Nun endlich liegt das Resultat vor:

versuchte Octroyirung katholisirender Gottesdienstformen und versuchte Beseitigung alles Einflusses der Gemeinden auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens, versuchte Entfernung des endgültigen Gemeindeentscheides bei der Anstellung der Pfarrer, versuchte Anmaßung einer polizeilichen Kirchengewalt über die einzelnen Gemeindemitglieder. In Preußen hat man unter dem nun beseitigten Regiment gesehen, wohin diese Dinge führen. Die meisten rheinischen Mittelstaaten zeigen noch heute ganz ähnliche Zustände. Aber ihre Erscheinungen, ihre Einwirkungen auf das Privatleben sind schroffer, aufregender, noch bedenklicher als dort. Denn hier geschieht es in einer confessionell weit gemischtern Bevölkerung, hier geschieht es unter kleinstaatlichen Verhältnissen, welche bei jeder einzelnen Frage das persönliche Hervortreten des einzelnen, die persönliche Rücksichtnahme oder Rücksichtlosigkeit gegen andere Persönlichkeiten weit verletzender werden lassen. In den politischen Zeitungen haben die rheinpfälzischen Bewegungen gegen die versuchte Octroyirung neuer Erbauungs- und Kirchenbücher vom reactionärsten Gepräge, die badischen Petitionen und Deputationen in Betreff einer neuverhängten katholisirenden Agende als Vorläufer weiterer Umkehr, die würtembergischen Abwehrversuche gegen eine dem protestantischen Geiste der Bevölkerung widerstrebende Synode, die hessischen Teufelsstreiter &c. seit langen Monaten ein stehendes Kapitel gebildet. Wir kommen also nicht auf die Einzelheiten zurück. Wer aber heute im Privatgespräch wie an öffentlichen Orten immer nur diese protestantischen oder vielmehr blos kirchenförmlichen Fragen erörtern hört, der mag schmerzliche Betrachtungen über die verlorene Unbefangenheit der Rheinländer und die entschwundene Discretion gegen religiöse Standpunkte anstellen. Dabei kann die Landespresse unter den heutigen Preßzuständen des deutschen Südwestens nicht einmal zur principiellen Klärung und Feststellung der das Publikum aufwühlenden Interessen beitragen. Ein Todesschweigen gerade in Betreff der Fragen, welche das ganze Land bewegen, liegt über ihr; fast ausschließlich aus den frankfurter Zeitungen erfährt das Publikum die wichtigsten Vorgänge in seiner nächsten Nachbarschaft und die officiellen Zeitungen scheinen überall angewiesen, nur diejenigen Kundgebungen zu betonen, welche von der Partei der Kirchenmacht ausgehen.

Daß in diesen Interessen momentan alle Theilnahme an nationalen Dingen untergeht, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist darum auch ganz natürlich, daß der Südwesten an der lebhaften Bewegung in der publicistischen Literatur, von welcher diesmal überall der Jahreswechsel bezeichnet wird, gar keinen Theil nimmt. Man müßte denn die Verstärkung der Redaction in der Frankfurter Postzeitung durch Dr. Giehne (ehemaligen Eigenthümer und Redacteur der jetzt officiellen Karlsruher Zeitung), das Entstehen eines kleinen heidelberger Tageblattes, das Eingehen einer gouvernementalen Nassauischen Zeitung, deren Existenz kaum bekannt war, zu den literarischen Bewegungen rechnen. Ueberhaupt aber hat die literarische Production wie der literarische Verbrauch der mittelrheinischen Landschaften in den letzten Jahren sehr bedeutend abgenommen. Man braucht nur die Buchhändler zu fragen, welche Stelle heute diesem ehemals so wichtigen Absatzgebiet in ihren Versendungslisten angewiesen ist; man braucht nur darauf zu achten, wie selten irgend bedeutendere Erscheinungen des Buch-

marktes heute von hier ausgehen. Solche Thatsachen sind keine bloßen Zufälligkeiten, sie haben ihre Begründung in einer gewissen Indifferenz gegen die geistigen Strömungen des nationalen Lebens, sie bedeuten die noch immer herrschende Erschlaffung und Apathie des öffentlichen Geistes, welche nach den Revolutionsjahren alle Welt beherrschte und von der damaligen Staatskunst wie eine conservative Garantie, wie ein Zeichen guter Gesinnung gepflegt, ja selbst erzwungen wurde. Dann kamen die niederdrückenden Jahre der Theuerung, welche ganz natürlich alle Gedanken ausschließlich auf den materiellen Erwerb richteten; und seitdem haben die Lebenszustände der Mittel- und Kleinstaaterei keinerlei Veranlassung zu einem regern Aufschwung des geistigen Lebens geboten. Dennoch regt sich Bedürfniß und Verlangen nach einer lebendigern Mitbetheiligung an den allgemeinen Interessen des Gesammtvaterlandes, womit keineswegs blos die materiellen oder die nationalpolitischen gemeint sein sollen, offenbar in den verschiedensten Kreisen. Allein die unmittelbaren Anknüpfungen daran sind gewissermaßen abhanden gekommen und der um seine Existenz bangende Particularismus fördert natürlich keine dahin zielende Bestrebung. Man befindet sich in einem allerersten Stadium des Ueberganges, aber dieses Stadium ist noch negativer Natur. Es äußert sich allerorten in einer gewissen Unzufriedenheit und Geringschätzung mit dem lokalen Leben in rein gesellschaftlicher, ästhetischer, geistiger Hinsicht; aber jeder einzelne scheut sich, nach irgendeiner Seite wirkliche Neugestaltungen energisch anzuregen. Solange die Kleinstaaterei und Deutschlands Bedeutungslosigkeit in den großen Weltfragen unverändert bleibt, ist auch darin schwerlich eine Aenderung zu erwarten.

Notizen.

In Breslau ist R. Gottschall's „Mazeppa“ mit großem Beifall gegeben worden. Dasselbe wird einer neuen Oper vom Kapellmeister Abert in Stuttgart nachgerühmt, „Anna von Landeskron“, die kürzlich auf dem dortigen Hoftheater zur ersten Aufführung gelangte. Auch Oskar von Redwitz' „Philippine Welser“ soll in Augsburg, dem Hauptschauplatze des Stücks, eine enthusiastische Aufnahme gefunden haben; minder lebhaft soll der Beifall in Leipzig gewesen sein. Zu den erfolgreichsten Stücken der Saison gehört ferner „Die Anna-Lise“ von Hermann Hersch; nur auf dem Burgtheater in Wien soll dieselbe weniger angesprochen haben, während die Aufnahme in Leipzig und Weimar sowie auf dem Hoftheater zu Berlin als eine höchst günstige geschildert wird. Bei letzterer Bühne ist man mit Einstudirung von Wilhelm Jordan's „Witwe des Agis“ und der „Philippine Welser“ von Redwitz beschäftigt.

Zu den Neuigkeiten der journalistischen Literatur, welche der Jahreswechsel zu bringen pflegt, gehören diesmal, entsprechend der Richtung der Zeit, die ein Buch ohne Bilder oder ähnliche äußerliche Zuthaten gar nicht mehr recht vertragen zu können scheint, auch einige neue illustrirte Zeitungen.

Bei Hallberger in Stuttgart erscheint bereits seit Anfang November „Ueber Land und Meer. Allgemeine Illustrirte Zeitung", herausgegeben von einem unserer beliebtesten Erzähler, F. W. Hackländer. Außer größern Romanen und Novellen wird diese Zeitschrift Mittheilungen über das Neueste in Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie, ferner Schilderungen der neuesten Zeitereignisse, spannende Criminalgeschichten, Reise- und Sittenbilder, auch humoristische Erzählungen und „Witze", endlich Correspondenzen aus den großen Städten bringen, alles illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten. Den Anfang der belletristischen Mittheilungen macht ein neuer Roman von Hackländer „Tag und Nacht", dem ein aus dem Englischen übertragener Roman von Smith „Ebbe und Flut" zur Seite geht. Gleichzeitig wird von Leipzig aus „Die Glocke. Illustrirte Wochenschrift für Politik und sociales Leben" (Leipzig und Dresden, Englische Kunstanstalt von A. H. Payne) angekündigt. „Die Glocke" soll eine „Volkszeitung", eine „getreue und anschauliche Universal-Chronik der Gegenwart" sein; außer den politischen Neuigkeiten wird sie auch Abhandlungen über Staats- und Völkerleben, ferner Mittheilungen aus Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Bücherbesprechungen, Theaterberichte ꝛc. bringen. Endlich erscheint bei Flemming in Glogau ein illustrirtes naturwissenschaftliches Volksblatt „Aus der Heimat", für dessen Gediegenheit schon der Name des Herausgebers, Professor E. A. Roßmäßler in Leipzig, Bürgschaft leistet.

In London geht man mit dem Plane um, im Jahre 1861 wiederum eine allgemeine Kunst- und Industrieausstellung zu veranstalten, bei der diesmal auch Musik und Malerei vertreten sein sollen, was bei der Ausstellung von 1851 bekanntlich nicht der Fall war — und was, setzen wir hinzu, in Betreff der Musik auch wol seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben dürfte. Ueberhaupt möchte es bei den noch immer fortdauernden Nachwehen der vorjährigen großen Handelskrisis sowie bei den unsichern politischen Aussichten denn doch nicht ganz leicht fallen, selbst auch in London nicht, die sehr bedeutenden Geldmittel zusammenzubringen, deren es zu einem derartigen Unternehmen bedarf, und so wird es vermuthlich bei dem bloßen Projecte sein Bewenden haben.

In der französischen Literatur, die von der neuen glücklichen Aera, welche die Freunde des Kaiserthums demselben nachrühmen, bisher bekanntlich nur wenig verspüren ließ, zeigt sich seit kurzem eine etwas größere Thätigkeit. Von Amadée Renée, dem eleganten Geschichtschreiber der „Nichten Mazarin's", ist ein Werk über „Ludwig XVI. und sein Hof" erschienen. Von Villemain wird ein neues Werk: „De l'enthousiasme des peuples", erwartet. Ebenso der zweite Band von Guizot's „Memoiren", der bisher angeblich durch Censurschwierigkeiten zurückgehalten ward; derselbe wird das Ministerium Casimir Périer's umfassen. Auch von Thiers' „Geschichte des Kaiserreichs" soll ein neuer Band in Aussicht stehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 5. 27. Januar 1859.

Ferdinand Röse's Individualitätsphilosophie.

Von

Emil Schärer.

1) Die Erkenntnißweise des Absoluten. 1841.
2) Die Kunst zu philosophiren. 1847.
3) Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit. 1847.
4) Die Psychologie als Einleitung in die Individualitätsphilosophie. 1856.

I.

Das moderne gebildete Bewußtsein hat schon seit geraumer Zeit sich von der harten Arbeit emancipirt, mit der vergangene Jahrzehnde sich beladen, indem sie zu ergründen strebten, ob „das Absolute" außer uns oder in uns, im Himmel oder auf Erden, ob durch Glauben oder Wissen oder gar nur durch sinnliche Wahrnehmung zu finden sei: die abstracte Philosophie ist in Miscredit gekommen, der frische Lebenstrieb der neuesten Zeit zeigt viel mehr Lust, das Höchste, was der Mensch erstreben kann, in etwas, das den ganzen Menschen packt, das sein ganzes Wesen ausmacht, zu setzen. Und so sehr ihr dies gelungen scheint, wenn wir das lebendige Treiben und Drängen in den Naturwissenschaften, sowie andererseits in der religiösen und politischen Sphäre betrachten, so fällt doch sofort wieder in die Augen, daß gerade hier sich zwei große Parteien gegenüberstehen, die sich zwar zeitweise recht „gut vertragen", dann aber, gerade wenn sie einander nahe genug gerückt

sind, daß sie sich gegenseitig ins Weiße des Auges blicken können und müssen, gar weidlich wieder „aufeinander schlagen". „Glauben und Wissen" ist jetzt die Parole des Tages, „Köhlerglaube oder Wissenschaft" das Dilemma der einen, „Materialismus oder Wissenschaft" das Dilemma der andern. Ja auch außerhalb der Wissenschaft, die man heutzutage noch am ehesten mit dem Namen der Philosophie bezeichnen kann, stehen sich die Menschen, in die zwei große Lager der Verstandes- und Gemüthsmenschen getrennt, mehr oder weniger feindlich gegenüber. Oder darf man nicht, nachdem man zuvor bescheiden zugegeben, daß jedes Bild hinkt, die tiefsten Gegensätze im politischen und religiös-kirchlichen Leben, die bis in den friedlichen Bezirk des Familienlebens, ja des Einzelmenschen selbst hineinreichen, mit jener Spaltung zusammenstellen?

Unsere hochgebildete Zeit weiß also, scheint es, doch noch immer nicht, wo sie „das Absolute" zu suchen hat; die einen suchen es immer noch nur im Himmel, die andern auf Erden, und wenn die besten der beiden Richtungen etwa miteinander zur Debatte kommen, wenn die besten und tüchtigsten der Verstandes- und Gemüthsgeister aufeinander platzen, so machen sie die Entdeckung, daß sie „eigentlich" derselben Ansicht sind, und doch — kaum steht jeder wieder auf dem Posten bei den Seinigen, so geht der alte Streit und Zank sofort von neuem los. Daß beide recht und unrecht haben, liegt zwar auf der Hand; aber es ist leider damit gar nichts gesagt und gewonnen. Daß „das Absolute" alle diese Gegensätze umfasse und bedinge, ohne selbst bedingt zu sein, hatte schon ein Descartes gefühlt und mit ihm hat ja eben die große Arbeit der neuern Zeit auf dem Gebiete der Philosophie angehoben, jene Gegensätze zu vermitteln.

Stellt man sich auf den einseitig philosophischen Standpunkt, so dünkt es einem unmöglich oder wunderbar, daß die Menschen während so langer Zeit dennoch als vernünftige Menschen leben und handeln konnten, obschon sie noch nicht erkannt hatten, wie die großen Gegensätze zu vermitteln, wie des Menschen Geist und Bewußtsein beschaffen sein müsse, damit er als ganzer Mensch auftreten, damit er aus dem Vollen arbeiten könne. Stellt man sich hingegen auf den Standpunkt des praktischen Lebens, so kann man nicht begreifen, wie es so manche grundgescheidte Männer habe geben können, die sich mit so unnützen Untersuchungen als da sind die Fragen nach Dingen, die weder im Himmel noch auf Erden sind, ihr ganzes Leben lang beschäftigten, und welche wol eben deshalb es im praktischen Leben, wenn sie nicht sonst schon etwas „hatten", zu nichts gebracht, ihre gutmüthigen Anhänger und Zuhörer aber höchstens zu unpraktischen, fürs Leben unbrauchbaren Menschen gemacht haben. Von diesem oberflächlichen Gesichtspunkte aus scheint denn auch nichts klarer und gewisser, als daß das praktische

Leben am besten ohne Philosophie existiren und sich fortentwickeln könne.

Und dennoch, wer könnte es leugnen, daß eben das praktische Leben und seine Zustände, die sich niemand etwa als gar rosenfarben wird darstellen wollen, so durch und durch von der Philosophie, von jener Wissenschaft, deren Object weder im Himmel noch auf Erden zu finden war, von jener im höchsten Grade unpraktischen Wissenschaft und — wer das etwa nicht sogleich einsehen möchte — wenigstens von den aus jener ihre Hauptantriebe und -Richtungen empfangenden secundären Wissenschaften, als da sind Theologie, Staats- und Rechtswissenschaft, ja sogar Kunsttheorie, durchfurcht, durchwühlt und also aufs vielfältigste bestimmt worden ist? Unsere Zeit ist im höchsten Grade mistrauisch geworden gegen die Philosophie und zwar, sonderbar genug, gerade in einem Momente, wo diese weiter entwickelt war als je zuvor, während früher, wo dies noch nicht in dem Grade der Fall war, das Leben sich vielmehr von derselben beeinflussen ließ. Wer ist daran schuld? Ist das Leben klüger oder die Philosophie unpraktischer geworden? Der Grund ist wol ein doppelter: einmal, man kannte einander bisher zu wenig und darum traute man einander zu viel; und andererseits: jetzt, wo das Leben so klug geworden, daß es von der Philosophie nichts mehr will, ist gleichzeitig die Philosophie auf einer Stufe angelangt, wo sie, obschon nicht am Ziele, doch keinen Weg mehr vor sich sieht. Die Philosophie meinte damals, schließlich „das Absolute" gefunden zu haben. Wie war sie berauscht von dieser Entdeckung! Nur

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit!

Und welcher ... Jammer folgte dieser Begeisterung, diesem Rausche! Das Absolute, das sie gefunden, war allerdings nur zwischen Himmel und Erde und deshalb hatte sie es schließlich sowol mit dem Himmel als mit der Erde verdorben; weder die Gottseligen noch die Materialisten, weder die Gemüths- noch die Verstandesmenschen wollten mehr etwas von der armen, ihres Strahlendiadems nach so langem Glanze beraubten Philosophie wissen.

Aber das war es eben: das Leben, das praktische Leben war vor der Philosophie da, seine Ziele sind nicht nur die ältern, sondern auch die höhern, der Mensch, der Gottgeborene, ist nicht nur „ein Thier, das speculirt", und „das Absolute" ist jedenfalls, wenn es irgendwo ist, nicht zwischen Himmel und Erde, und in dem Menschen — auch in dem deutschen! — muß in demselben Maße, wie sein Wissen wächst, auch ein Etwas wachsen, das diesem Wissen die Wage hält, will er nicht mit dem alten Fichte in einer Anwandlung von Verzweiflung ausrufen:

„Diese Welt ist nicht die beste, eher die schlechteste!" Wenn wir sagen: wer das Absolute weiß, ist deshalb noch nicht allwissend, so wird uns wol niemand widersprechen. Aber was weiß er dann? Das menschliche Leben, sagt ihr, und seine Entwickelung; er macht denselben Proceß, den das Leben selbst praktisch durchmacht, ideell durch, geläutert von den Schlacken, die jenes unvermeidlich ihm anhängt; er läutert damit sich selbst und kommt gereinigt ins praktische Leben zurück, dem er neue Impulse gibt. Aber das ist es ja gerade, was in unserer Zeit niemand mehr glauben will, eben darum ist die Philosophie ja in Miscredit gerathen. Und ferner hat einmal einer, den wir wohl anführen dürfen, gesagt: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und" u. s. f. — also nicht nur alles wüßte, sondern alles besäße, — was denn doch noch mehr bedeutet als das bloße Wissen und Speculiren. . . .

Die Alten hatten in ihrer praktischen Weise eine praktischere Bezeichnung für das, was wir Neuern „das Absolute" zu nennen pflegen; sie hießen es „das höchste Gut". Das höchste Gut war das, wonach ihre Philosophen strebten. Wir Neuern können ihnen freilich von unserm reifern Standpunkte aus zurufen: um zu etwas zu gelangen, muß man erst wissen, wo man es suchen soll, und das haben wir angestrebt. Sie aber antworten: wißt ihr es jetzt, ihr Wunderlichen? ihr waret ja in der einzig merkwürdigen Situation, etwas suchen zu müssen, von dem ihr noch nicht wußtet, was es sei; ihr wußtet weder was ihr suchen solltet, noch wo ihr es suchen solltet! Ihr fandet es weder im Himmel noch auf Erden und sagtet, es sei zwischen beiden; und das Was, das ihr suchtet, nanntet ihr „das Absolute", blos weil es keinen bessern Namen verdiente, oder vielmehr, weil ihr „es" nirgends fandet. Wir suchten das höchste Gut bei den seligen Göttern und wahrlich, wenn wir dabei auch nicht Christen geworden, so könnten doch eure philosophisch Gebildeten bei manchem von uns noch in die Schule gehen, wenn es sich um Lebenspraxis und um das höchste Gut handelt —, von den echten Christen nicht zu reden, die, wenn auch nicht „das Absolute", doch das höchste Gut besitzen — was ihr immer noch nicht begreifen könnt.

So viel scheint heutzutage klar, daß das Wissen allein nicht das ganze menschliche Bewußtsein ausmacht, obschon es ein wesentlicher „Theil" desselben ist; aber welcher „Theil" wäre unwesentlich, welcher entbehrlich, um ein ganzer Mensch zu sein? Nehmt einmal irgendeinen dieser „Theile" heraus und fragt euch dann, was aus einem solchen Menschen würde? — Nun es wird eben ein moderner Mensch daraus! Das höchste Wissen, der höchste Gegenstand der Philosophie muß vielmehr sein die Erkenntniß, wie alle die verschiedenen „Theile" des Bewußtseins untereinander zusammenhängen, sich gegenseitig bedingen. Nun

kommen aber gleich die „Absoluten" und rufen, das sei Psychologie, empirische Psychologie und das möge wol gar schön und recht sein, aber Philosophie sei es nicht. Das Leben, das ganze Menschenleben in seiner räumlichen Ausbreitung und zeitlichen Geschichte und wiederum abgesehen von beiden oder an und für sich genommen, das sei der Gegenstand der Philosophie.

Die neuere Philosophie hat im Gegensatz zur mittelalterlichen diejenige Seite des menschlichen Geistes betont, welche man die des freien Gedankens nennen kann, sowie die Theologie ihrerseits die freie Forschung in der Heiligen Schrift zu ihrem Panier machte gegenüber der Autorität der Kirche. Es entstand daraus, wie sich die Entwickelung der Menschheit überall in Gegensätzen oder Einseitigkeiten bewegt, das, was einst der „deutsche Theologe" so treffend und durchschlagend als den „Intellectualismus" unserer Zeit charakterisirt hat: ein solches Vorherrschen des Denkens oder Wissens, daß der Gegenstand des Wissens ganz von der Wissensthätigkeit absorbirt ward und man schließlich meinte, wenn man etwas wisse, so besitze man es auch, wobei nicht nur an das bekannte Paradoxon Kant's von den 100 Thalern, sondern auch an die so allgemein verbreitete und doch so selten eingestandene Selbsttäuschung zu erinnern ist, es genüge zu wissen, was z. B. eine gesunde Bewußtseinsthätigkeit im allgemeinen sei, um dieselbe auch schon wirklich zu besitzen — oder um etwas noch „Unglaublicheres", d. h. Unbequemeres auszuführen: es genüge, fromme Gefühle zu empfinden, um damit auch schon fromm zu sein, d. h. zu handeln und zu wirken. Die Folge dieses Irrthums zeigte sich erst recht in ihrer Bedeutung und Gefahr, wenn man denselben auf religiöse und solche Gegenstände anwandte, die überhaupt das höchste und tiefste Geistesleben, des Menschen ganze sittliche Kraft in Anspruch nehmen. Denn wenn der Gegenstand des Wissens selbst eine Bewußtseinsthätigkeit ist, wie hier, was konnte da anderes geschehen, als daß jene Bewußtseinsthätigkeit ebenfalls von der Wissensthätigkeit absorbirt, „aufgehoben" ward? Damit war aber ein unrichtiges Verhältniß, eine Disharmonie der verschiedenen Bewußtseinsthätigkeiten untereinander eingetreten und statt daß der Mensch, wie er gemeint, das höchste Ziel erreichte, von wo aus er alles überblicken und beherrschen könne, befindet er sich unversehens in einem Seitenthale, von welchem aus es keinen Weg gibt zu jenen lichten Höhen —

> Nur ein Wunder kann dich tragen
> In das schöne Wunderland.

Das intellectualistische, übermüthig gewordene Wissen vom Glauben — nicht nur vom religiösen, sondern auch vom sittlich-politischen — hatte zur Folge, daß man den Glauben für überflüssig erklärte, während ein von falscher Theorie unverwirrtes Bewußtsein sich doch sagen mußte:

so wenig als ich 100 Thaler besitze, wenn ich mir dieselben nur vorstelle, ebenso wenig besitze ich den Glauben, wenn ich mir denselben nur denke; während andererseits allerdings in einem gesunden Bewußtsein wiederum die Forderung lebt, daß es auch ein Wissen geben müsse, welches den Gegenstand vollständig erschöpft und daher ihn auch in andern (da, wo es sich um geistige, ins Gebiet der Freiheit fallende Gegenstände handelt) wiedererzeugen könne. Wie weit wir aber in unserer Zeit noch von einem solchen schöpferischen Wissen entfernt sind, erhellt zur Genüge daraus, daß das alte Wort, man könne einem die Religion nicht andemonstriren, noch seine volle Geltung hat.

Wer einmal „durch Gewohnheit des Erkennens" in die intellectualistische Mühle hineingerathen ist, für den hält es ungemein schwer, je wieder herauszukommen. Unsere Zeit gibt dafür Zeugnisse genug in dem Mangel an sittlicher Thatkraft, an Ueberzeugungstreue, an religiös-politischem Glauben, an Aufopferungsfähigkeit bei einer großen Mehrzahl unserer Mitmenschen, während man dann doch dieselben, denen dieser Mangel anhaftet, eben wieder darüber als über einen Mangel der Zeit im allgemeinen bis zum Ekel klagen hören muß und sie gleich darauf wieder denjenigen verspotten oder verleumden hört, der von der Nothwendigkeit der Geltendmachung noch anderer Bewußtseinsmächte als des bloßen Wissens spricht. Und wie es in der unmittelbaren Gegenwart und im alltäglichen gebildeten Bewußtsein mit dieser Sache steht, so steht und stand es schon seit langem auf dem Gebiete der Philosophie selbst. Wer deren Geschichte in neuerer Zeit kennt, weiß, daß es von Anfang an nicht gefehlt hat an solchen, die ihre Einseitigkeiten bekämpften und den „Cartesianismus", der mit dem Cogito, ergo sum begonnen und mit dem „Was wirklich ist, ist vernünftig und was vernünftig ist, ist wirklich" (wozu die Schelling'sche Unterscheidung von potentia und actu einen sonderbaren Gegensatz bildet!) geendigt hat, für unzureichend erklärten, die ganze Fülle und Kraft menschlichen Wesens zu umfassen, der weiß, daß diese Männer ebenso sehr wie die noch ernstern Mahnungen des praktischen Lebens überhört worden sind, weil das Princip noch nicht gefunden war, von dem aus jenes einseitige Wissen mit seinen eigenen Waffen und auf seinem eigenen Boden, mit der Schärfe des Gedankens, aber des völlig selbstbewußten, d. h. die Tiefen des ganzen Bewußtseins erschöpfenden Gedankens bekämpft und besiegt werden könnte. Und wäre es auch gefunden worden, so wäre es noch nicht im Stande gewesen, Anerkennung zu finden, solange nicht die Zeit selbst reif dazu war, d. h. wie es in der Geschichte der Philosophie ganz besonders deutlich zu Tage tritt, bis der einseitig eingeschlagene bisherige Weg vollständig nach allen seinen Ausmündungen so weit durchsucht und erschöpft war, daß sich auch in den abgelegensten Win-

keln keine Hoffnung mehr zeigte, etwa einen Durchgang zum gewünschten Ziele zu entdecken.

Als es einst hieß, die Kinder Hegel's hätten erst ihren Vater, dann sich selbst aufgezehrt, da ward es eine Zeit lang stille von der deutschen Philosophie: sie war verschollen oder — man hörte nur noch Uebles von ihr. Aber die Gegenwart ist eine so durch und durch philosophische, von der Blässe des Gedankens angekränkelte, daß sogar der Materialismus es für unerlaßlich zu erachten schien, seine Blöße wenigstens mit einigen philosophischen Lappen und Lumpen zu bekleiden, um einigermaßen glückliche Erfolge hoffen zu dürfen auf der bunten Maskerade der gebildeten Welt. Hat die neueste Zeit ihre Mission, die freie Forschung, die Emancipation des Gedankens mit einer gewissen Einseitigkeit angetreten und fortgeführt, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß sie, je mehr sie die Forschung förderte, derselben auch immer größere und zahlreiche Probleme aufdeckte, daß sie alle Höhen und Tiefen und Breiten des Bewußtseins aufgewühlt und so gleichsam das Nervenleben der Mitwelt dermaßen gereizt hat, daß ihr die Gedanken in einer fieberhaften Hast durch den Kopf rennen, ja daß es schließlich gewissermaßen zu einem Zeitbedürfnisse für viele geworden ist, sich vor lauter Vielseitigkeit irgendeiner Richtung, einer Einseitigkeit um jeden Preis hinzugeben, nur um nicht Gefahr zu laufen, allen Halt und alle Stützen der Sitte zu verlieren. Denn infolge des Princips des Intellectualismus gäbe es ja nur noch insofern eine mit Freiheit verträgliche Sitte, als dieselbe als eine berechtigte begriffen wäre. So sucht man sich an der ersten besten Speiche des tausendarmigen Zeitrades festzuklammern, nur um nicht zwischen hineinzugerathen und zermalmt zu werden. So kommt es, wie gesagt, daß gerade die größte Vielseitigkeit eine ungewöhnliche Ausbildung der einseitigen Richtungen bedingt, und darum hält es so schwer zu sagen: was eigentlich die Richtung unserer Zeit sei.

Eine philosophische Weltanschauung, ein System rechtfertigt sich stets dadurch als die Philosophie einer bestimmten Zeit, daß sie die verschiedensten Hauptrichtungen derselben repräsentirt und zwar so repräsentirt, daß sie dieselben mit fester Hand so zusammenzufassen vermag, daß alle in einem Kern und Mittelpunkt zusammenlaufen, während ihr peripherisches Ende nur durch das Maß ihres eigenen Wesens bestimmt wird. Das suum cuique gilt auch hier, nur in einem schwierigern und tiefern Sinne, als es gewöhnlich angewandt zu werden pflegt.

Dr. Ferdinand Röse's Individualitätsphilosophie, wie sie in seiner neuesten Schrift: „Die Psychologie, als Einleitung in die Individualitätsphilosophie" entwickelt ist, genügt dieser Forderung im eminentesten Sinne. Die Vermittelung von Gegensätzen ist in unserer Zeit eben deswegen so sehr in Miscredit gerathen, weil man an keine andere Art



derselben als an eklektische mehr gewöhnt war. Man konnte bisher dem Eklekticismus und Dogmatismus nur noch durch den Rationalismus und Radicalismus entrinnen, gerieth aber dadurch nur eben wieder in eine Einseitigkeit.

Wenn wir es daher unternehmen, die Röse'sche Individualitätsphilosophie als weder das eine noch das andere, sondern als die wirkliche und wahre Vermittelung aller in unserer Zeit zum höchsten Grade von Bewußtsein gebrachten Richtungen des Geistes — nicht wissenschaftlich erschöpfend darzustellen, denn dazu wäre in diesen Blättern der Ort nicht —, sondern für das gebildete Bewußtsein zu „beschreiben", so dürfen weder die Rationalisten noch die Dogmatisten als solche, weder die „Herren vom geraden, noch die Herren vom krummen Horn" erwarten, daß ihr Panier erhoben werde. Die tüchtig Strebenden aber und aus dem Vollen Arbeitenden aller Parteien, denen es an dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit ihres Standpunktes zum völligen Erfassen der Höhen und Tiefen der Zeit nicht fehlen kann, sollen auf das Werk hingewiesen werden, das „allen Mitgliedern meiner Nation, welche noch geistig jung sind, gewidmet" ist.

Dem Rationalismus und Spiritualismus unserer Zeit, welche beiden Richtungen durch die von der deutschen Speculation längst aufgestellte Identität von Geist und Körper doch nicht überwunden worden und welchen eben deswegen die empirische Forschung in Natur und Geschichte und zuletzt, in crassester Form, der Materialismus gewissermaßen als Gegengewicht gegenübergetreten sind, stellt auch Röse die Identität von Geist und Körper entgegen, aber nicht in der bisherigen abstracten Weise, sondern auf dem Boden der „speculativ-erfahrungsmäßigen" Psychologie. Psychologie ist nämlich Röse schon deswegen die philosophische Grundwissenschaft, weil er die Philosophie überhaupt, nicht nur die seinige, sondern die Philosophie aller Zeiten mit Recht ein Streben nach Wissen vom Bewußtsein nennt, das nur deshalb den frühern Philosophen als ein Wissen von etwas erschienen ist, das sie selbst nicht näher zu bezeichnen vermochten, weil das Object mit dem erkennenden Subject identisch war. Im Streben nach Erkenntniß des Göttlichen und des Naturells gelangte die Philosophie allmählich zur Erkenntniß des menschlichen Geistes oder Bewußtseins. Wenn Feuerbach die Eigenschaften Gottes und die religiösen Anschauungen nur für „Productionen" des eigenen menschlichen Geistes erklärte (woraus dann schließlich die Vogt'schen „Gehirnsecretionen" „sich entwickelten"!), so wäre der Gedanke nicht so übel gewesen, wenn Feuerbach dabei nur die eine Kleinigkeit nicht vergessen hätte, daß der menschliche Geist trotz alledem weder sich selbst noch das All macht oder gemacht hat.

In der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie hat es zu ver-

schiedenen malen Zeiten gegeben, wo man erkannte, man müsse erst das Instrument, das man zu seinen Beobachtungen brauche, genau kennen, bevor man seinen Resultaten Glauben beimessen dürfe. So haben Locke, Kant und andere ihre philosophischen Untersuchungen damit „von vorn anzufangen" gesucht, daß sie das menschliche Erkennungsvermögen ihrer Kritik unterwarfen. Dann kamen wieder Zeiten, wo man sein Instrument hinlänglich zu kennen und handhaben zu können glaubte, um nun an den eigentlichen Gebrauch desselben gehen zu dürfen. Mag auch Hegel in seiner Weise Recht behalten, „man könne nicht mit Stangen und Spießen auf die Wahrheit losgehen", und „es gebe kein Erkennen vor dem Erkennen", so bleibt es doch nichtsdestoweniger wahr, daß das eben die Philosophie zur schwierigsten aller Wissenschaften macht, daß das Denken über sich selbst nachdenken muß, um zu philosophiren, daß das Object zugleich das Subject ist und daß, je nachdem das eine beschaffen ist, auch das andere anders erscheint, daß mit dem Wachsthum und der Reife des einen auch das Wachsthum und die Reife des andern fortschreitet — ein Satz, der nicht nur aus der Entwickelungsgeschichte der Menschheit leicht abzunehmen ist, sondern auch, bei Lichte besehen, weitaussehende Consequenzen für die fernere Entwickelung unsers gottgeborenen Geschlechts einschließt. „Der Mensch schafft sich selbst", sagt Röse, „obschon Gott ihn geschaffen hat und fortwährend bei seiner Selbstschaffung mitwirkt." Das ist eben die Gottebenbildlichkeit des Menschen, daß er sich selbst schaffen kann, ja muß, wenn „was Rechtes aus ihm werden" soll, und wenn wir unsere hochentwickelte Zeit, unsere Cultur mit den vor uns ins Grab gesunkenen Jahrhunderten oder Jahrtausenden vergleichen und dann in unsere Brust greifen und da fühlen, nach was allem unser innerster Geist noch begehrt, oder wenn wir Christum anschauen, der von uns forderte, daß wir ihm gleich werden sollen — welche Kluft findet sich da noch vorhanden zwischen dem, was wir der Möglichkeit nach sind und dem, was wir wirklich sind! Man ersieht schon hieraus, daß das blos denkende Erkennen unmöglich ausreicht zur Selbstschöpfung des Menschen, daß es aber, wie die Geschichte der bisherigen Philosophie beweist, ein nothwendiges Glied ist am Gesammtorganismus menschlichen Wesens und Bewußtseins. Weil alle andern Bewußtseinsthätigkeiten des Menschen im Denken zusammenlaufen, auf dasselbe einfließen und von ihm aus wiederum ihre Einflüsse erhalten, darum ist es erst jetzt, nachdem durch die Verdienste der vorangegangenen Philosophen das Wesen des Denkens hinlänglich ergründet worden, möglich gewesen, von hier aus auch den übrigen Bewußtseinsfactoren ihr Recht widerfahren zu lassen. „Gefühle, die nicht entweder durch das Denken oder durch eine adäquate Anschauung sich finden und fassen können, sind Ungefühle und verwirren und beunruhigen das Leben des



Menschen, statt es zu bauen und zu fördern": und doch sind es wiederum nur die geistig sinnlichen Gefühle, welche das eigentlich schöpferische Lebenselement ausmachen. Suum cuique und divide et impera ist auch hier des Streites Schlichtung zwischen Gefühls- und Verstandesmenschen.

Was die Individualitätsphilosophie zunächst von aller bisherigen Philosophie unterscheidet, ist, daß „wir nie gleich den übrigen Philosophen behaupten werden, unsere Philosophie sei eine neue, die Philosophie für alle Zeiten abschließende Dogmatik der Philosophie". (Einleitung S. 9.) „Ebenso wenig behauptet dieselbe gleich den frühern Systemen: eine gewisse Idee bestimme ihr Wesen und sichere namentlich die nothwendige Wahrheit ihrer Forschungen." (Das. § 10.) „Eine Idee muß natürlich jedes Ding haben, welche es schon auf den ersten Blick von allen ähnlichen Dingen unterscheidet, allein diese Form muß der ungezwungene Ausdruck vom Wesen des Dinges sein. So z. B. bei unserer Forschung das in jeder Einzelheit ausgeprägte Merkmal, daß wir stets fragen: inwiefern wirkt diese Lebenserscheinung mit zur Erfüllung des höchsten und letzten Zweckes alles Menschenlebens? Geradezu eine Thorheit, im glücklichsten Falle eine fraus pia, eine unschuldige Selbsttäuschung ist es aber, wenn man glaubt, von andern, rein abstracten Wissenschaften, wohin die reine Mathematik, die formelle Logik gehören, eine Form entlehnen zu können, welche dem speculativen Gedanken sozusagen den Stempel nothwendiger Wahrheit aufdrückt und alles nicht Philosophische ebenso äußerlich s. v. v. wie durch einen Filtrirbeutel von dem Gange der Forschung fern hielte." (Das. § 11.)

So vieles dem gesunden Menschenverstande Widersprechendes und lächerlich Erscheinendes auch die bisherigen Philosophen vorgebracht haben mögen, so hat doch wol mit Recht nichts mehr Verwunderung erregt als die aller Geschichte Hohn sprechende und doch immer von neuem wieder auftauchende Behauptung derselben: ihr System sei das letzte und einzig wahre und es könne also kein vollkommneres mehr geben. Mit welcher Kühnheit, mit welch absprechendem Selbstbewußtsein war dies nicht noch von den Hegelianern in die Welt hinausgerufen worden! Vom Standpunkte der Individualitätsphilosophie, welche „keineswegs behauptet, der Abschluß aller Philosophie zu sein" (Das. § 9), können wir jetzt auch dieses Phänomen nicht nur belächeln, sondern begreifen. Denn während diese Philosophie klar und bestimmt „das letzte Ziel aller Philosophie aller Zeiten kennt, während sie weiß, daß es in seiner Gesammtheit in jeder einzelnen Stufe des philosophischen Fortschritts lebt und daß beide sich organisch gegenseitig durchdringen, ohne daß das eine das andere in seiner Selbständigkeit irgendwie beschränkt, während wir daher ruhig und unserer Errungenschaft gewiß unsern Abstand vom

letzten Ziele abmessen und mit Freuden unsern Nachfolger, der uns unter die Füße tritt, erwarten", „müssen dagegen die frühern, über das letzte Ziel noch halb unklaren und wegen des Mangels an Klarheit über ihre Aufgabe mehr instinctmäßig fortgetriebenen Systeme jeden Schritt vorwärts für das letzte Ziel halten, weil eben in jeder Stufe organisch das letzte Ziel, das Ganze lebte, sie aber beide in ihrer Durchdringung noch nicht unterscheiden konnten." (Das. § 9.)

So bestimmt nun Röse anticipando versichert, es aber auch mit seiner „Psychologie" durch die That bewährt, daß die Individualitätsphilosophie „das erste und einzige System sei, welches sich über das Wesen und die richtige Lösung seiner Aufgabe von Anfang an völlig klar bewußt sei" (das. § 14), so ist ihm andererseits doch „diese größere Klarheit und Wahrheit in Form und Wesen der Philosophie nur ein Resultat des hohen Standpunkts, den die Entwickelung dieser Wissenschaft im Laufe der Zeiten jetzt erreicht hat — also nicht unser Verdienst! — wir thun eben jetzt den Schritt, welchen die Gesammtentwickelung der Philosophie nach in ihrer Natur liegenden Gesetzen jetzt gerade thun muß; wir thun diesen Schritt mit demselben Rechte, mit derselben Kraftanstrengung, mit demselben Verdienste vorwärts, wie alle echten Philosophen vor uns ihren Platz ausgefüllt haben auf dem Wege, dessen Richtung wie dessen Beschaffenheit nicht von uns Philosophen, sondern von dem Schöpfer aller Dinge abhängt." (Das. § 15.)

In unserer Zeit, wo, nach dem Vorgange Schelling's, so viele wenigstens das von der Zukunft der Philosophie voraussagen zu können glaubten, daß sie im Gegensatz zur bisherigen rationalistisch-negativen eine positive werden müsse, daß wir uns am Schlusse einer großen Periode dieser Wissenschaft befinden, d. h. einer, die wirklich Großes und Tiefes geleistet hat, und daß also das nächste epochemachende System nicht wie eine Anzahl unserer Epigonen sich mit einer Aehrenlese zwischen den Stoppeln der vom Saturnus abgemähten Systeme begnügen dürfe, sondern — die Gesammtresultate der ganzen verflossenen Cartesianischen Periode zusammenfassend — einen der Größe unserer Zeit und der eröffneten Zukunft würdigen Schritt in das neue Gebiet thun werde und müsse — in einem solchen spannenden Augenblicke der Zeitgeschichte kann die hier sich aufdrängende Frage nach der Aufgabe und dem Object, welches Röse der Individualitätsphilosophie zuerkennt, nicht anders als mit großem Interesse in Betracht gezogen werden. Drängen doch, mit Ausnahme einer Anzahl von Nachzüglern der alten Zeit, alle Richtungen der Gegenwart auf das Gebiet der Positivität, auch der Materialismus nicht ausgenommen, welcher, wie bereits erwähnt, offenbar nur durch das Extrem des Spiritualismus und des Intellectualismus der letztverflossenen Jahrzehnde durch dasselbe Bedürfniß hervorgerufen worden



ist. — Wie viele Schriften sind seit Hegel und Schelling geschrieben, wie viele Vorträge vor gemischtem und ungemischtem Publikum gehalten worden über das ewige Thema: was jetzt aus der Philosophie werden solle! Mit welcher in der „Metropole der Intelligenz" epochemachenden Spannung saßen nicht im Winter 1841—42 die mehr denn dreihundert Zuhörer zu den Füßen des bairischen, nun am Fuße der Alpen in seinem von königlicher Hand auf republikanischem Boden errichteten Grabe ausruhenden Philosophen, nachdem er das kühne Wort in die Welt hineingerufen: er werde der Philosophie, der verirrten, neue Bahnen weisen! — — Und was hatte endlich seine Offenbarungsphilosophie der Welt offenbart, nachdem wir von Woche zu Woche das Wort des Räthsels endlich zu vernehmen gehofft? Nichts Neues! und die Philosophen suchten nach wie vor nach dem Wege, den sie verloren hatten, wenn auch die Philosophie ihn bereits in aller Stille, und, wie die Literatur wenigstens es zeigt, unbeachtet von der Mitwelt, gefunden.

Heinrich Barth's afrikanische Reise.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1859, S. 60 fg.)

Obgleich Barth mit geschwächter Gesundheit und in der Regenzeit nach Kukaua zurückgekehrt war, so durfte er diesen für seinen körperlichen Zustand ungesunden Ort nicht verlassen, um seine Kassenverhältnisse zu ordnen. Es waren für 100 Pf. St. Waaren für ihn angekommen und diese in baares Geld umzusetzen mußte er sich bemühen. Da aber jeder größere Handel in diesen Ländern auf zwei- oder dreimonatlichen Credit abgeschlossen und am Ende die Zahlung nicht in baarem Gelde, sondern fast ganz allein in Sklaven geschieht, so konnte er seine Waaren nur mit großem Verlust umsetzen.

Seit dem Tode Richardson's war Barth nicht allein für die Wissenschaften thätig, sondern er hatte nun auch die Sorge, als Gesandter der britischen Regierung Verträge mit den verschiedenen Häuptern der Völkerschaften abzuschließen. Seine Anwesenheit in der Hauptstadt war also aus verschiedenen Rücksichten nothwendig. Auf die politischen Verhältnisse der Sudanstaaten untereinander und ihre Verhältnisse zu ihren Grenzländern können wir hier nicht gut eingehen, da dieselben zu verwickelter Natur sind, um sie mit wenigen Worten abthun zu können; wir müssen den wißbegierigen Leser auf das Werk selbst verweisen.

Barth's Gesundheitszustand wollte sich in der Stadt indeß nicht bessern und er mußte an einen kleinen afrikanischen Ausflug denken. Er gedachte deshalb nach dem Norden des Tsadsees zu gehen und die Landschaft Schitáti in Kanem zu besuchen, um hier in den frischern Thälern seinen Körper für weitere Strapazen wieder zu kräftigen. Ehe

er die Stadt verließ, machte er noch das „'Aïd el Fotr" oder „Ngúmerī aschām" (das die große jährliche Fastenzeit abschließende Fest) mit, von dem er Kap. I, S. 14—17 eine recht lebendige Schilderung gibt.

Am 11. September 1851 verließ er endlich auf dem ihm vom Vezier geschenkten schönen Roß von zwei Kameelen und einem Diener gefolgt die Stadt. Nachdem sie die Korn- oder vielmehr Hirsengefilde von Dau-erghu etwa eine Meile nördlich von der Stadt erreicht hatten, erstiegen sie bald die Sandhügel, wo sich die ganze Beschaffenheit der Landschaft änderte: Dumgestrüpp hörte fast gänzlich auf und Retem (Spartium junceum oder monospermum) ward der gewöhnliche botanische Schmuck des Bodens überall da, wo der Ackerbau eine Stelle freigelassen hatte, während reichbelaubte Mimosen die Einförmigkeit des Ackerlandes unterbrachen. Unter den angebauten Pflanzen fand Barth außer Sorghum auch Karāß (Hibiscus esculentus). Dieses Gemüse bildet in Gegenden, wo die Blätter des Affenbrotbaumes — „Kūka" — und des „Hadjilidj" (Balanites Aegyptiacus) mangeln, für die Eingeborenen eine wesentliche Würze der Suppen.

Auch in Afrika begegnen wir der Eigenthümlichkeit, daß Namen von Pflanzen, die man eben dort nicht findet, dienen müssen, um einem Orte oder einer Lokalität den Namen zu geben. Die Hauptstadt von Bornu heißt Kūka nach der Kūka (dem Affenbrotbaum), es findet sich nach Barth's Aussage aber in dem Umkreis von mehreren Meilen hier keine Kūka. Dies erinnert lebhaft an das bekannte Rosenthal bei Leipzig, in dem man sich vor kurzem noch vergeblich nach einer Rose umsah.

Außer den angeführten Gewächsen fand sich hier ferner unter andern Gherret (Mimosa milotica) und eine eßbare „Kreb" oder „Kaschā", genannt Poa (von der es mehrere Arten gibt). „Die Poa gibt ein leichtes, schmackhaftes Gericht, erfordert aber reichliche Zuthat von Butter." Die Frucht der Mimosa milotica wird wie der Baum selbst Gherret genannt, sie gleicht sehr der Frucht des Tamarindenbaumes und bildet namentlich bei der Ruhr eine wichtige einheimische Arznei, die unserm Reisenden bei seinem zweiten Aufenthalte in Sókoto (im September 1854), wo er von dieser gefährlichen Krankheit befallen wurde, das Leben rettete, weshalb wir ihrer auch ganz besonders Erwähnung thun. Barth sagt: „Dieser Baum ist gleichfalls von wesentlichem Nutzen in der Gerberei, besonders bei der Zubereitung der Wasserschläuche, jenes zu Wüstenreisen so unentbehrlichen Geräthes." — Eine andere häufig vorkommende Pflanze ist der Kadjidji. Von der nußgroßen Wurzel dieser kleinen Pflanze machen die Einheimischen einen sehr ausgedehnten Gebrauch als Räucherwerk.

Am 16. September erreichte Barth mit seinen Begleitern die Stadt Jō, welche am Komadugu oder Kom. Waube, der sich in etwa 2¾

Meilen Entfernung von ihr bei Bósso in den Tsad ergießt, liegt. Die Gassen sind eng. Drückende Hitze und ein sehr unangenehmer Geruch von getrockneten Fischen machten dem Reisenden den Aufenthalt unerträglich. Am 18. September kam Dr. Overweg mit einem der angesehensten unter den Uëlad Slimān, namens Chalef-Allah, und am 19. erschienen 25 Mann zu Pferde, etwa 12 Mann zu Kameel und 8 Mann zu Fuß, welche bestimmt waren, Barth und Overweg zu begleiten. Am 21. setzte die ganze Gesellschaft über den Komadugu und betrat nun wieder das Land der Freibeuter; denn im Norden dieses Flusses ward die Herrschaft des Scheich 'Omar von Bornu nur noch da anerkannt, wo er ihr mit Waffengewalt Achtung verschafft. Die Reise ging ohne wesentliche Unterbrechung über Beri am Tsadsee bis zum Brunnen Yongo, Dera oder Bu-Halima, wo sie am 1. October das Lager der Uëlad Slimán erreichten und von dem Häuptlinge Rhēt, Sohn des Sēf e' Nasr ben Rhēt, und dessen Oheim 'Omar, Sohn Rhēt's und Bruder 'Abd el Djelīl's, mit der gesammten Reiterei der Uëled Sliman feierlich empfangen wurden.

Die Möglichkeit, weiter nach Osten vorzudringen, war nur zu erreichen, indem sich Barth und Overweg darauf einließen, einen Raubzug mit diesen wilden Wüstensöhnen auszuführen. Zu diesem Mittel werden unsere Reisenden noch häufiger zu schreiten haben, um ihre Zwecke, in unbekannte Gegenden einzudringen, zu erreichen. „Während die ältern Leute zur Vertheidigung des Lagers, der Angehörigen und des Eigenthums zurückgelassen wurden, machten wir selbst uns am folgenden Tage auf, um den rüstigern Theil der Horde auf seinem Heereszuge zu begleiten." So sagt Barth. Die Landschaft, durch welche sie der Weg führte, war von demselben Charakter, wie sie Barth schon öfter beschrieben: „eine sandige Ebene mit Bäumen mittlerer Größe — fast durchgehends Mimosen — geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeeignet, hier und da durch tiefe Einsenkungen von bald größerer, bald geringerer Ausdehnung unterbrochen. Diese sind meist hinreichend mit Wasser versehen, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen, und jetzt bei dem verwahrlosten Zustande, in den dies Land versunken ist, mit üppigem Waldwuchse bedeckt, der nur den Thieren der Wildniß zur sichern Zufluchtsstätte dient. Zur Blütezeit des Landes bildeten aber diese Einsenkungen die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen." Einen solchen Thalkessel durchschnitten die Reisenden jetzt und wählten hier ihren Lagerplatz auf dem sichern Terrain, das den „Bir el Ftaim" beherrscht. In der Ansicht 22 gibt Barth ein schönes Bild dieser Gegend. Die Bewohner dieser Gegend sind Kanembū. Barth und Overweg wurden von ihnen freundlich aufgenommen und bewirthet, sie richteten sogar an

unsere Reisenden Fragen der afrikanischen Politik. Die armen Menschen sind aber so gedrückt, denn nicht sie, sondern Räuberhorden sind die eigentlichen Machthaber in ihrem Lande. Wie gern würden sich unsere Landsleute zum Studium des Landes diesen Naturkindern angeschlossen haben, doch da sie machtlos waren, mußten sie sich der arabischen Räuberhorde anschließen. Aber auch diese gesetzlose Bande war nicht im Stande, unsern Forscher bis zum Hauptort von Kanem, als welcher M'aō wol zu betrachten ist, zu geleiten. Sie drangen nur bis zum District der Worda, der etwa unter 14° 25′ östlicher Länge von Greenwich und 14° 37′ nördlicher Breite zu suchen ist, vor. Es fanden einige Gefechte mit den Eingeborenen statt, die für die feige Araberbande, unter der die Reisenden steckten, fast übel abgelaufen wären. So waren sie gezwungen, sich auf den Rückzug zu machen. Barth sagt: „So ließen wir den interessantesten Theil Kanems hinter uns, eine Landschaft, einst dicht besetzt mit großen, volkreichen und berühmten Städten (wie Ndjimie, Aghāfi und alle die Plätze, welche ich nach dem Berichte der Kriegszüge des Edriß Alaōma im Anhang II. beschreiben werde) und durchzogen von zahlreichen begünstigten Thälern voll von Dattelbäumen." Da die Reisenden ihre Pläne vereitelt sahen, trennten sie sich, sobald es ging, von der wilden Uëled-Sliman-Horde und erreichten am 14. November glücklich Kūka. Barth hatte sich während dieser ganzen Expedition sehr unwohl gefühlt, ja oft hatte sein Zustand zur größten Befürchtung Anlaß gegeben. Er sagt selbst von seinem Tagebuche, daß es infolge seiner geschwundenen Kräfte stets in einem sehr rohen und unausgeführten Zustande blieb. Dennoch verließ der unermüdliche, kühne Mann, kaum von dieser strapaziösen Expedition von Kanem nach Kūka zurückgekehrt, in 10 Tagen, am 25. November 1851, die Hauptstadt wieder, um sich einem neuen Heereszuge anzuschließen.

Der Scheich und Vezier von Bornu hatten einen Kriegs- oder Raubzug zu unternehmen beschlossen, und um keine Gelegenheit, das Land kennen zu lernen, vorübergehen zu lassen, entschlossen sich die Reisenden, obgleich mittellos wie sie waren, den Feldzug mitzumachen. Niemand wußte zunächst, wohin sie der Scheich führen würde. Es hieß, er wolle nach Mándara, um den Fürsten dieses kleinen von Bergen geschützten Ländchens zum Gehorsam zu zwingen. Die Hauptsache aber war, daß die Kisten und Sklavenräume leer waren und gefüllt werden mußten. Sie berührten das schon früher genannte Ngórnu und bewegten sich nach Südsüdost dem Lande der Mußgo zu. Der Verkehr zwischen den Reisenden und dem Vezier gestaltete sich auf diesem Zuge zu einem recht freundschaftlichen. Sie hatten häufige, fast regelmäßige Zusammenkünfte im Zelte des letztern, in dem belehrende, politische und muntere Unterhaltungen gepflogen wurden. Oft fand der Empfang

fremder Hordenfürsten statt oder andere des Landes kundige Männer fanden sich ein und so hatte Barth vielfach Gelegenheit, Notizen geographischen und ethnographischen Inhalts zu sammeln. Auch seine Sprachstudien konnte er erweitern. Vielfach nahmen die Reisenden Gelegenheit, auf das unheilvolle und Nachtheil bringende Verfahren, Menschen wie Thiere zu jagen und Handel mit ihnen zu treiben, hinzuweisen. Barth hob hervor, daß Bornu nur seine frühere Größe erringen könnte durch eine geregelte Regierung. Er machte darauf aufmerksam, daß, da sie den Türken im Norden nicht trauen könnten, es ihr erstes Interesse sein müßte, sich den großen südlichen Strom, den Benue und Kuāra, welcher ihnen leicht alles, dessen sie bedürfen möchten, aus Europa zuführen könnte, frei zu halten. Als einmal von der Abschaffung des Sklavenhandels die Rede war, machte der Vezier geltend, daß ihm die Sklaven ein Mittel verschafften, Feuerwaffen zu kaufen. Die Feuerwaffen der Europäer haben den Sklavenhandel besonders gefördert, denn diese Leute bedienen sich derselben nicht etwa, um sich durch sie eine überwiegende Herrschaft zu gründen, sondern nur um wieder Sklaven einzufangen und mit einem guten Vorrath dieser schmählichen Handelswaare sich diejenigen Luxusartikel europäischer Civilisation zu verschaffen, mit welchen sie bekannt geworden sind.

Barth „erklärte dem Vezier, daß das Land gar vieles Andere erzeuge, wofür sie Feuerwaffen erhalten könnten, ohne alle diese Nachbarländer wüste zu legen und Noth und Elend über so viele Tausende zu bringen."

Wie verfährt man bei solchen Raubzügen? Ein nettes und behäbiges Dorf, umgeben von Saatfeldern, wird überfallen, den kampffähigen Männern schneidet man, wofern sie nicht getödtet werden, ein Bein ab, damit sie sich verbluten, Frauen und Kinder schleppt man fort, raubt, was sich eben mitnehmen läßt und zerstört die Hütten und Felder durch Feuer. Später wird der Menschenraub dann getheilt, und zwar ganz ohne Rücksicht, das Kind wird hierhin, die Mutter dorthin gegeben. So sehr uns dies empört, so schmerzt uns das Gefühl der Ohnmacht, noch mehr, was könnte Europa für die Ausbreitung wahrer Civilisation thun, wenn es, anstatt seine Kräfte und sein Geld zu Hause mit kleinen diplomatischen Ränken, unzeitigen Eifersüchteleien und Ränken des Ehrgeizes zu verschwenden, sie für wirklich große und des Menschengeschlechts würdige Handlungen verbrauchen möchte, nämlich für eine geregelte Colonisation und Abschaffung des Menschenhandels durch Verbreitung einer menschlichen Cultur im reinsten Sinne, nicht einer christlich pfäffischen, sondern einer wahrhaft christlichen. Männer wie Barth wirken durch vernünftige Gespräche gewiß mehr als ein Missionar, der die Leute nur dem Namen nach zu Christen macht. Muß nicht jeder

wahre Christ sich schämen, wenn er der Greuel gedenkt, die je und noch fortwährend durch sogenannte christliche Völker vollführt werden?

Dieser kleine Abschweif ist wol erlaubt, denn einmal ist der hier berührte Gegenstand zu wichtig und dann gehört es zu unserer Besprechung, hervorzuheben, daß unsere Landsleute in Afrika nicht allein für die Wissenschaften thätig gewesen sind, sondern daß ihre Reisen auch einen großen Nutzen in Betracht der Verbreitung wahrer menschlicher Cultur gehabt haben und aus diesem Grunde allein das höchste Interesse eines jeden Gebildeten erwecken müssen.

Die Soiréen im Zelte des Vezier waren durchaus nicht ohne Reiz, und wäre er ein thatkräftiger Mann gewesen und seinem Leben nicht zu früh ein Ziel gesetzt worden, dürfte der Verkehr zwischen ihm und den Europäern manche gute Frucht gebracht haben.

Barth hatte während dieses Kriegszugs Gelegenheit, die gesegneten Landschaften zwischen den Flüssen Benue und Sserbēwel, dem Hauptzufluß des Scharī, kennen zu lernen. Wie ganz anders fand er hier die Natur des Landes, wie verschieden von der Vorstellung, die man früher von dem Lande hatte. Anstatt einer Berglandschaft, die im Süden von dem mächtigen Mondgebirge begrenzt sein sollte, fand er fruchtbare Flachländer, kaum 1000 Fuß über dem Niveau des Meeres, von unzähligen breiten Wasserrinnen, fast ohne alles Gefälle, durchzogen. Während er auf seiner Reise nach Adamaūa doch einzelne Berge und Höhenzüge von etwa 3000 Fuß antraf, mit Ausnahme des Alantikaberges, den er etwa auf 9—10000 englische Fuß Höhe schätzte, fand er hier nur fruchtbares Flachland. Ihm erschien diese Gegend als eine der fruchtbarsten und durch die günstige Lage zu einer spätern Culturlandschaft besonders befähigt.

Da wir oben von dem Lande der Mußgu gesprochen, in dem wir uns befinden, so dürfte es dem Leser interessant sein, etwas über das Volk selbst zu hören. Barth sagt: „Die Mußgu oder Mußckū sind eine Abtheilung des großen Volksstammes der Maſſa, der die Kótoko oder Mákari, die Bewohner von Logon oder Lógone, die Mándara oder ár-Wándala mit den Gám-erghu angehören, sowie augenscheinlich auch der große Stamm der Bátta, ja selbst vielleicht derjenige der Mbana. Am engsten jedoch sind die Mußgu mit den Logonesern verwandt, eine ganz junge, sich blos in politischer Hinsicht wegen ihrer größern Civilisation von jenen absondernde Gemeinde, die aber keineswegs einen national getrennten Stamm bilden." Am 28. December lagerte der Heereszug bei dem Mußgudorfe Kakala. Hier wurden etwa 500 zu Sklaven eingefangen. Die erwachsenen Männer, meist hochgewachsene Leute, aber mit keineswegs sehr einnehmenden Zügen, wurden schonungslos abgeschlachtet, oder man ließ sie sich verbluten, indem man ihnen ein Bein

abhieb; ihre Zahl belief sich auf 170, so berichtet Barth. „Ihr Vorderkopf war, anstatt rückwärts geneigt zu sein, bei den meisten sehr hoch und die Gesichtslinie gerade, aber ihre buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes, buschiges Haar gaben ihnen ein sehr wildes Ansehen. Die Gestaltung der Beine mit den nach innen gebogenen Knieknochen war besonders häßlich. Ueberhaupt waren sie knochiger und ihre Glieder weniger schön abgerundet als bei den Marghi (einem mehr westlich von Mandara lebenden Stamm, den Barth auf seinem Zuge nach Adamaua kennen lernte). Sie waren insgesammt von schmuzig-schwarzer Farbe, weit entfernt von jenem glänzenden Schwarz, das bei andern Stämmen einen so wohlgefälligen Eindruck macht und mit der dunkeln Hautfarbe einigermaßen aussöhnt. Die meisten von ihnen trugen einen kurzen Bart; mehrere hatten ihre Ohren mit kleinen Kupferringen geschmückt, und fast alle trugen ein aus Dumgestrüpp grob geflochtenes Tau um den Hals." In der Ansicht Tafel 30 gibt Barth ein sehr charakteristisches Bild mit einem Mußguhäuptling. Am 5. und 6. Januar wurde der Rückzug nach Bornu angetreten und am 1. Februar hielten sie ihren Einzug in Kúka. Auf dem Rückmarsche berührten sie den Gau von Wasa, der sich durch seine Felsenerhebungen auszeichnet. S. die anziehende Ansicht (32). Das durchreiste Land ist gut bewässert, wie schon bemerkt, und reich an Frucht-, Wald- und Wiesenland. Elefanten, Giraffen, Gazellen und von Vögeln Perlhühner sind hier stark verbreitet.

Am 4. März brach Barth von Kúka wieder auf, um nach Baghirmi zu gehen. Sein Weg ging wie früher über das uns bekannte Ngórnu. Hier erhielt er durch ein Geschenk an Kaffee und Zucker vom Vezier einen freundschaftlichen Abschiedsgruß, auch begleitete ihn bis hierher Dr. Overweg. Es war Barth nicht gestattet, die Straße des Major Denham längs des Südufers des Tsadsee einzuschlagen. Diese war jetzt sehr unsicher und er mußte deshalb eine mehr südliche Straße wählen. Am 9. März erreichte Barth die Stadt Rēn in der Provinz Kótokó. Rēn war ehemals der Mittelpunkt eines kleinen Königreichs, aber gegenwärtig völlig verödet. Am 11. März überschritt er die Grenze von Lógone, einem Bornu tributpflichtigen Ländchen; die erste Stadt, welche er erreichte, war Kála mit etwa 7000 Einwohnern, und am 13. schon zog Barth in die Hauptstadt des Landes, Kárnak Lógone oder Lógon Birni mit etwa 15000 Einwohnern am Logonfluß, einem Nebenfluß des Schari, ein. Nachdem er bei dem Minister oder Vezier des Sultans von Lógone seine Aufwartung gemacht hatte, begab er sich zum Sultan selbst. Dieser empfing ihn nicht in seinem Audienzhofe, wo der königliche Thron stand, sondern in seinem Privatzimmer, wo er hinter einem Mattenvorhang saß, sodaß ihn Barth nicht sehen konnte. Der

Reisende wurde nun aufgefordert, den nicht sichtbaren Sultan anzureden. Der Aufforderung folgend sagte er ihm in der Sprache der Kanori: Der Sultan Inglis, welcher während der Regierung des frühern Herrschers von Lógone den Chalilu (Major Denham) hergesandt, habe jetzt ihn beauftragt, ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Dies Compliment nahm Se. Majestät sehr beifällig auf und erkundigte sich wiederholt nach dem Befinden des Sultans der Nassāra Inglis. Nachdem die Majestät den Reisenden durch den Vorhang beobachtet und sich überzeugt, daß er wol eine harmlose Natur sei, und auch die Geschenke übersehen hatte, ließ er Barth in sein Gemach eintreten und begrüßte ihn, indem er ihm die Hand schüttelte. Barth mußte ihm darauf den Gebrauch der Geschenke erklären. Besondere Freude hatte er an den englischen Fabrikaten, die großen Stopfnadeln sogar inbegriffen.

Barth bat demnächst um die Gunst, den Fluß bis zu einer gewissen Entfernung aufwärts befahren zu dürfen, was ihm bereitwillig gestattet wurde. Die Beschiffung des Flusses konnte nur auf eine sehr kurze Strecke ausgedehnt werden, da einestheils die Besorgniß der Leute zu groß war und auch das Revier des Flusses sehr bald fremdherrlich ward.

Bis zu dieser Stadt war auch Denham gekommen, und obgleich Barth hier eine sehr gute Aufnahme gefunden, so drängte es ihn doch, weiter in Regionen vorzudringen, die vor ihm noch kein europäischer Fuß betreten hatte. Er verabschiedete sich deshalb bei dem Sultan Miarā Y'ssuf, der ihn dringend einlud, recht bald wiederzukommen, und brach am 16. März nach Bagirmi auf. In diesem Lande sollte es aber dem Reisenden nicht sehr nach Wunsch gehen. Nachdem er beim Eintritt in Bagirmi bei Assu am Schāri nicht über den Fluß gelassen wu und er sich später bei Mélé den Eintritt verschaffte, wollte man ihn nicht weiter reisen lassen, er war genöthigt hin- und herzuziehen, und als er dies endlich satt hatte und das Land zu verlassen wünschte, hinderte man ihn auch daran, ja, er wurde sogar in Fesseln gelegt und all seiner Sachen beraubt, die ihm, freilich mit Ausnahme von zwei Pistolen, später wieder zurückerstattet wurden. In dieser Weise verstrich die Zeit vom 16. März bis 25. April, an welchem Tage er endlich die Erlaubniß erhielt, nach der Hauptstadt des Landes, Mássena, zu kommen. Barth sagt: „Man hat in Europa keine Vorstellung von der Lage eines einzelnen schutzlosen Reisenden in diesen Gegenden. Hätte ich meinen Wünschen folgen können, so wäre ich gleich beim Eintritt in das Land diesen mächtigen Fluß entlang bis zur Quelle hinauf gezogen; aber der Reisende ist in diesen Ländern nur ein Sklave, der von den Launen eines unverständigen und argwöhnischen Volks abhängt." Endlich erreichte Barth Mássena und nach dem ersten Besuch beim Emir Edriß, dem Statthalter, erhielt er seine Pistolen zurück. Bei der Ab-

wesenheit des Sultans war er aber genöthigt, bis zu dessen Rückkehr in der Stadt zu verweilen. Am 3. Juli kam endlich der Sultan von seinem Raubzuge zurück und am 8. Juli hatte Barth eine Audienz bei demselben. Aber aus Besorgniß, der fremde Mensch möchte ihm irgendwelches Leid anthun, ließ er sich nicht sehen, sondern blieb während der Audienz hinter seiner Matte. Auch während der zweiten Audienz am olgenden Tage hatte Barth nicht das Glück, den Fürsten zu sehen. Trotz seines dringenden Wunsches ließ man Barth doch vor dem 10. August die Hauptstadt nicht verlassen. Daß man ihn nicht so bald wieder gehen ließ, kam daher, daß man ihn für einen gefährlichen Menschen, für einen Zauberer oder Spion hielt, der dem Lande irgendwie schaden könne, er wurde deshalb scharf beobachtet. Eines Tages ließ ihn der Sultan fragen, ob er nicht eine Kanone bei sich hätte oder ihm eine machen könnte. Ein Glück für den Reisenden war es, daß er auch in dieser abgeschlossenen Stadt Freunde von gewisser Bildung fand, von denen er reichhaltige und wichtige Nachrichten über das Land erfahren konnte. Auch glauben wir erwähnen zu müssen, daß Barth seinen Unterhalt hauptsächlich dem reichen Nadelsortiment, das er mitgebracht hatte, verdankte. Während in Mittelsudan diese keinen Werth hatten, waren sie hier ein guter Artikel. Das Volk nannte Barth auch den Nadelprinzen.

In dem XIV. Kapitel gibt Barth einen Ueberblick über die Geschichte, den Zustand des Landes und der Bewohner von Bagirmi. Doch wir haben den Reisenden noch nach Kukaua zurückzubegleiten. Die Hindernisse, Bagirmi zu verlassen, waren wirklich beseitigt. Das königliche Geschenk des Sultans, bestehend in 50 Hemden, zusammen zum Werth von 30 Thalern, war Barth übergeben worden, und zwar mit der Bemerkung, der Sultan bedaure, daß er weder Sklaven noch Elfenbein von ihm annehmen wolle. Er hatte Barth nämlich schon früher eine schöne Sklavin zum Geschenk angetragen, bei welcher Gelegenheit Barth sich gegen das Sklavenwesen ausgesprochen hatte. Auch erhielt Barth einen Brief mit des Sultans Siegel, in dem ihm oder seinem Bruderreisenden bei einem nächsten Besuch des Landes des Landesherrn Schutz verheißen war. Am 15. August überschritt Barth nun den Schari bei Assu ohne weitere Störung und betrat das ihm gastliche Gebiet von Lógone, er setzte aber seine Reise ohne mehr als den nöthigen Aufenthalt nach Kúka fort, das er denn auch am 21. August 1852 glücklich erreichte. Er wurde hier von seinen Freunden, die ernstlich seinetwegen in Sorge gewesen waren, freudig empfangen. Dr. Overweg empfing ihn vor dem Thore der Stadt. Doch war Barth überrascht von dem Aussehen seines Freundes, der viel schwächer und erschöpfter aussah, als er ihn früher jemals gesehen. Overweg klagte auch, daß er schon

seit zwei Monaten sich nicht recht wohl fühle. Ihre bessern Aussichten in Bezug auf ihre Mittel für fernere Reisen und die günstigen Nachrichten aus Europa verscheuchten bald allen Kummer. Leider aber nur für kurze Zeit; denn bald war Barth berufen, seinen einzigen Freund und Gefährten ins Grab zu legen. Er starb zu Maduari am Ufer des Tsadsee und sein Grab liegt am Rande jenes Sees, mit dessen Beschiffung er sich beschäftigt hatte. Barth schließt sein Tagebuch in diesem Bande mit den Worten: „Tieferschüttert und voll von trüben Betrachtungen über meine verlassene Lage kehrte ich am Abend nach der Stadt zurück; aber unsere Wohnung, welche mein Gefährte während meines Aufenthalts in Bagirmi bedeutend verbessert und durch Uebertünchung mit Gips, von dem er im Hofraume eine Schicht vorgefunden, verschönert hatte, erschien mir jetzt gänzlich verödet und überaus trübselig. War es nun gleich ursprünglich mein Vorhaben gewesen, noch einen Versuch zu machen, nach dem Ostufer des Tsad vorzudringen, so kam mir doch jetzt jeder längere Aufenthalt an diesem Orte so unerträglich vor, daß ich mich zur ungesäumten Abreise nach dem großen westlichen Strome entschloß, um neue Länder zu sehen und mit neuen Menschen in Berührung zu kommen."

Als sehr belehrende und werthvolle Beilagen zu dem dritten Bande, über dessen Inhalt wir diesmal berichtet haben, sind noch die 16 Ansichten, 8 Holzschnitte und 3 Karten zu erwähnen.

Eine Besprechung der beiden Schlußbände des Werkes werden wir binnen kurzem folgen lassen.

Literatur und Kunst.

Moritz Hartmann.

Oesterreich rüstet sich zum Kriege, auf seinen Eisenbahnen brausen die Dampfwagen Tag und Nacht, Truppen und Geschütze von einem Ende des Reichs zum andern zu befördern, seine Publicisten rühmen uns die imposante Machtentfaltung und Schlagfertigkeit, welche die uralte Monarchie der Habsburger bei dieser Gelegenheit an den Tag legt, während wieder andere an die Gemeinsamkeit der Interessen appelliren, welche Oesterreich mit dem übrigen Deutschland verbindet und uns mit lauter Stimme daran erinnern, daß wir alle Brüder Eines Stammes und zum gleichmäßigen Schutz deutscher Ehre verpflichtet sind. Was uns angeht, so glauben wir einstweilen noch nicht recht an dies allgemeine Kriegsgeschrei; es würde, trotz der Zurückhaltung, welche ein Theil der europäischen Cabinete zur Stunde noch beobachtet, ein europäischer Krieg werden, ein Krieg, dessen Ausgang nicht abzusehen und der vermuthlich eine völlige Umgestaltung unsers Welttheils zur Folge haben würde. Nun, und einen solchen Krieg zu beginnen, besinnt man sich

wol zweimal, gleichviel ob man Beleidiger oder Beleidigter ist. Aber angenommen, das Gewitter, das jetzt so drohend am Himmel steht, bräche wirklich herein und Oesterreich stiege wirklich, wie ehedem die alten deutschen Kaiser, über die Alpen hinab, um auf den blutgetränkten Ebenen der Lombardei den Glanz des deutschen Namens und die Ehre der deutschen Waffen zu vertheidigen — würde ein solcher Kampf sich wirklich mit Soldaten und Kanonen allein zu Ende bringen lassen? Oder würde es nicht auch nöthig sein, die Ideen, die unsterblichen, in den Kampf zu führen und dem Schmerzensschrei Italiens nach Einheit und Freiheit mit einem freien und einigen Deutschland zu antworten? Und wie steht es in diesem Falle mit Oesterreichs Rüstungen? Wo sind die geistigen, die ideellen Bande, die Bande gemeinsamen politischen und nationalen Lebens, die Oesterreich mit Deutschland verknüpfen? Allen Respect vor der ausgezeichneten Waffenfähigkeit, die Oesterreich in diesem Augenblick entwickelt: aber wo sind, wir wiederholen die Frage, die geistigen Mächte, mit denen es seine Schlachten zu gewinnen, seine Siege zu behaupten gedenkt? Oesterreich rüstet sich zum Kriege, mehr als je bedarf es des engsten und innigsten Anschlusses an Deutschland, und doch lebt ein Theil seiner begabtesten und talentvollsten Söhne, der Stolz und die Hoffnungen der deutschen Kunst und Wissenschaft, noch immer in der Verbannung! Und doch glaubt Oesterreich in demselben Augenblick, da ihm die ungeheuerste Anspannung aller geistigen und moralischen Hebel noth thut, noch immer einen Theil seiner frischesten und tüchtigsten Kräfte entbehren zu können! Seine waffenfähige Mannschaft ruft es unter die Fahnen, aber seine Kämpfer des Geistes und der Bildung läßt es noch immer das bittere Brot der Verbannung essen. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Und wenn es je eine Zeit gibt, einen Schleier über die Irrthümer und Verschuldungen der Vergangenheit zu breiten und die Fahne der Einheit hoch emporzuhalten, auch auf geistigem Gebiete, welcher Augenblick könnte dazu geeigneter sein als der gegenwärtige, wo ein Krieg in Aussicht steht, der möglicherweise über Deutschlands Zukunft und das endliche Schicksal unserer schönsten und theuersten Hoffnungen entscheidet?!

Diese Gedanken lagen nahe, ja sie drängten sich uns unwillkürlich auf, indem wir den Namen niederschrieben, der an der Spitze dieser Zeilen steht. Auch Moritz Hartmann zählt zu jenen österreichischen Flüchtlingen, deren Exil alle Freunde deutscher Kunst und Bildung mit Schmerz und Kummer erfüllt, weil dadurch die Gefahr nahe gerückt ist, eine der gesündesten und frischesten Kräfte unserer jüngern Literatur wenn nicht untergraben und geknickt, doch in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt und von jenen höhern Zielen zurückgehalten zu sehen, denen sie unter günstigern Umständen ohne Zweifel entgegenreifen würde. — Moritz Hartmann's Ruf als einer der begabtesten Dichter nicht blos seiner österreichischen Heimat, sondern der jüngern Generation überhaupt, stammt bereits aus vormärzlicher Zeit. Er gründet sich hauptsächlich auf die Sammlung „Kelch und Schwert", die der Dichter bereits 1845 veröffentlichte, sowie auf die zwei Jahre später erschienenen „Neuern Gedichte". „Kelch und Schwert", schon durch seinen Titel an Huß und seine gewaltigen Scharen erinnernd, feiert die Vergangenheit des böhmischen Volks und beklagt in ergreifenden Accorden seinen angeblichen Verfall und seine Erniedrigung unter das Joch des Fremden.

Mit so viel Schwung und Mannichfaltigkeit der Dichter dies Thema auch zu behandeln gewußt hat und so anerkennenswerth namentlich die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks ist, deren er sich dabei befleißigt, ganz im Gegensatz zu der sonstigen Manier der österreichischen Dichter, die bekanntlich den Mund gern ein wenig vollnehmen: so können wir doch nicht verbergen, daß bei aller Bewunderung der zahlreichen schönen und tiefempfundenen Einzelheiten das Ganze doch immer einen etwas peinlichen Eindruck auf uns gemacht hat: deshalb nämlich, weil wir nie recht begreifen konnten und es noch heute nicht können, wie ein Dichter von deutschem Blut und deutscher Abkunft, ja der selbst in deutscher Sprache dichtet, dazu kommt, die unterdrückte, wohlgemerkt von Deutschen unterdrückte Nationalität des böhmischen Volks zu feiern und den gesunkenen Muth desselben mit Hoffnungen zu nähren, die, sollten sie sich jemals erfüllen, ebenso viele Niederlagen für des Dichters eigene Landsleute, für deutsche Nationalität und Bildung hätten werden müssen.

Doch lag ja der furchtbare Ernst, zu welchem der anfangs so muthwillig geschürte Nationalitätenstreit sich späterhin steigerte, den Augen der Mehrzahl damals noch sehr fern und so mochte ja auch wol ein junger stoffhungeriger Dichter bis auf weiteres vergessen, daß Böhmen seit Jahrhunderten eine so gute deutsche Eroberung ist, wie je eine nicht blos durch die Kraft des Schwertes, sondern auch durch die weit höhere des Geistes und der Bildung gemacht ist; er mochte, in Ermangelung anderer würdigerer Stoffe, immerhin ein bischen schönthun mit den Leiden eines Volks, das für ihn ein fremdes war, und mochte ihm Lorbern um die Stirn flechten, die aus der Schmach seines eigenen Vaterlandes gewachsen waren. Der Deutsche hat nun einmal von alters diesen kosmopolitischen Tic, daß er sich eher um aller Welt Schaden, als um seinen eigenen Vortheil kümmert. Auch sind wir überzeugt, daß der Dichter nach den Erfahrungen, die er seitdem gemacht hat, wenn er seine poetische Laufbahn noch einmal beginnen sollte, dieselbe vermuthlich nicht mit der Verherrlichung eines fremden Volks auf Kosten seines eigenen eröffnen würde. Und endlich hat Moritz Hartmann sich auch seitdem praktisch als ein so guter Deutscher bewiesen und macht noch jetzt, wo er seit Jahren die Luft der Verbannung athmet, dem deutschen Namen im Auslande so viel Ehre, daß wir ihm diesen Fehlgriff seiner Jugend gern nachsehen wollen.

So war Moritz Hartmann denn, als das Jahr Achtundvierzig hereinbrach, bereits ein berühmter Mann und da man dazumal noch glaubte, es sei nichts leichter, als kranke Staaten zu curiren und ein talentvoller Dichter müsse um deswillen auch nothwendig ein ebenso vorzüglicher Staatsmann sein, so wurde Moritz Hartmann in das Parlament zu Frankfurt gewählt. Er saß daselbst auf der äußersten Linken und galt als ein eifriges und thätiges Mitglied derselben. Gleichwol ließ seine staatsmännische Wirksamkeit ihm noch Zeit, sich als Dichter thätig zu erweisen; noch während seines Aufenthalts in Frankfurt veröffentlichte er die „Chronik des Pfaffen Mauritius": Spottverse auf die politischen Gegner des Dichters, die, von seinen Parteigenossen mit Begeisterung aufgenommen, in der That dasselbe Schicksal hatten wie alle diese Nachzügler unserer politischen Dichtung, die sich nach dem März Achtundvierzig hervorwagten — sie wurden vom größern Publi-

kum nur wenig beachtet und haben daher auch wenig oder nichts dazu beigetragen, den Ruf des Dichters zu vergrößern.

Als consequenter Anhänger der Linken begleitete Moritz Hartmann das Rumpfparlament nach Stuttgart und wurde hier in den Sturz desselben verwickelt. Er mußte flüchten und zwar ging er zunächst nach Frankreich, wo er längere Zeit theils in Paris, theils in den südlichen Provinzen lebte. Von Paris aus machte er zur Zeit des Krieges zwischen Rußland und den Westmächten als Correspondent der „Kölnischen Zeitung" eine abenteuerliche Expedition nach der Türkei; längere Zeit war er völlig verschollen, er galt für todt, ja was viele noch schlimmer dünkte, für begraben in irgendeinem ungarischen Kerker, bis er endlich glücklich nach Paris zurückgelangte, wo er sich noch gegenwärtig aufhält.

Das ein so unstetes und abenteuerndes Leben, wenn es den Dichter auch allerdings mit einer Menge Erfahrungen und Anschauungen bereicherte, doch seinen poetischen Leistungen nicht günstig sein konnte, liegt auf der Hand. Auch ist Moritz Hartmann in diesen letzten zehn Jahren nichts geglückt, was sich der Sammlung „Kelch und Schwert" oder den „Neuern Gedichten" zur Seite setzen ließe. Natürlich wäre es sehr ungerecht, wollte man dem Dichter persönlich zum Vorwurf machen, was doch nur sein beklagenswerthes Schicksal verschuldet hat; die Luft des Exils ist einmal nicht geeignet, Dichter groß zu ziehen; ein Ovid in Tomi mag sentimental-kokette Klagen ausströmen und sich zurücksehnen nach der verscherzten Hofgunst und dem üppigen Wohlleben des kaiserlichen Rom, ein Dichter aber, was wirklich ein Dichter ist, nicht blos ein poetisirender Rhetor, verstummt unter dem Druck der fremden Atmosphäre, oder kränkelt dahin wie ein Baum, der seinem heimatlichen Erdreich entnommen ist....

So kann denn alles, was Moritz Hartmann seit seiner unfreiwilligen Auswanderung veröffentlicht hat, nur den Werth von Studien in Anspruch nehmen: und auch den drei jüngst erschienenen Werken des Autors, die uns augenblicklich zur Besprechung vorliegen, vermögen wir nur die Bedeutung von Studien beizulegen. Doch beeilen wir uns hinzuzusetzen, daß es fleißige und gewissenhafte Studien sind, die den Dichter in unausgesetzter Thätigkeit zeigen und aus denen wir daher mit Recht die Hoffnung auf eine immer glücklichere Entwickelung seines Talents schöpfen. Gleich seinen Mitstrebenden aus den vierziger Jahren hat auch Moritz Hartmann von der politischen Dichtung im specifischen Sinne sich seit längerm losgesagt; seine „Chronik des Pfaffen Mauritius" ist nicht nur sein schwächstes, sondern auch sein letztes Werk dieser Gattung geblieben. Statt auf dieser Bahn, die fürs erste kein Ziel mehr hat, weiter zu gehen, hat auch Moritz Hartmann, dem allgemeinen Drange der Zeit folgend, verschiedene Versuche gemacht, von der lyrischen zur epischen Dichtung, von der Einseitigkeit und Zerflossenheit blos subjectiver Stimmungen zur plastisch objectiven Darstellung der Welt und ihrer Erscheinungen sich durchzuarbeiten. Ein erster Versuch dieser Art lag bereits in der Sammlung erzählender Gedichte vor, welche er vor einigen Jahren unter dem Titel „Schatten" erscheinen ließ, einen zweiten von noch größerer plastischer Abrundung begrüßen wir in den „Erzählungen eines Unstäten" (2 Bde., Berlin, Franz Duncker). Es sind novellistische Schilderungen, die ihren Stoff zum größten Theil dem modernen

socialen Leben entnehmen. Insbesondere ist es die Dialektik der Liebe, dieser unergründlichen, uralten und immer neuen Leidenschaft, in deren Irrgängen der Dichter sich gefällt, und auch hier wieder sind es vornehmlich die Frauenherzen, diese ewig wandelbaren, widerspruchsvollen, deren Geheimnisse er zu erlauschen und auszubeuten strebt. Wenn sich dabei hier und da ein gewisser Skepticismus kundgibt, wenn der Dichter mehr Fleiß und Sorgfalt auf die lebhafte und stellenweise sogar grelle Ausmalung der Gegensätze als auf ihre Versöhnung und innerliche Bewältigung verwendet, ja wenn hier bei dem Novellisten selbst gewisse Anklänge Heine'scher Zerrissenheit wieder auftauchen, die der Lyriker längst überwunden hatte: so liegt das eben in den Verhältnissen, unter denen diese Erzählungen entstanden sind, und in dem trüben schwermuthvollen Blick, mit dem der Verbannte Welt und Menschen betrachtet. Es sind eben „Erzählungen eines Unstäten", eines Mannes, der nirgends wurzelt, dem nirgends ein fester traulicher Herd gegründet ist, dem bei jedem Willkommen auch schon das Abschiedswort in den Ohren klingt, der tagtäglich aufs neue erfahren muß, wie leicht Liebesbande sich lösen und wie rasch der Mensch vergißt, ja vergessen muß, wenn er die Last dieses Daseins überhaupt noch ertragen will. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der Dichter seit zehn Jahren in Frankreich lebt, inmitten einer glänzenden und üppigen Gesellschaft, die aber unter all diesem Glanz und dieser Ueppigkeit doch den Keim des Todes in sich trägt und deren fieberheiße Wangen nicht sowol vom Roth der Freude als vielmehr von der hektischen Röthe des nahen Untergangs gefärbt sind; es ist natürlich, daß der Dichter inmitten einer solchen Umgebung sich in seinem Glauben an wahrhafte, reine und tiefe Leidenschaft vielfach erschüttert fühlt und daß auch seine Leier von jenen Misklängen widertönt, die jedes leidlich aufmerksame Ohr mitten aus dem Bacchanal der heutigen französischen Gesellschaft heraushört. — Eingeleitet wird die Sammlung durch einen Aufsatz „Le mie prigioni", in welchem der Dichter ausführlichen Bericht erstattet über seine obenerwähnte Reise in den Orient und jenes zeitweilige Verschwinden, das seinen Freunden in Deutschland soviel Sorge bereitete; der Bericht, mit guter Laune und in lebhafter, frischer Darstellung abgefaßt, beweist, daß der Verfasser mitten in allen Widerwärtigkeiten und Prüfungen doch nichts von jenem Humor und jenem heitern, jugendlichen Muthe verloren hat, den die Natur jedem echten Dichter als köstlichstes Erbtheil in die Wiege legt.

In der Sammlung „Zeitlosen. Gedichte" (Braunschweig, Vieweg) ist der Dichter zur Lyrik zurückgekehrt. Doch nehmen die erzählenden Dichtungen auch hier eine hervorragende Stelle ein; einige darunter sind von vorzüglicher Schönheit, wir führen beispielsweise „Die Lampe" (S. 18) an, ein Gedicht, das durch die schöne stille Ergebung, die es athmet, das Herz des Lesers unwillkürlich fesselt. Auch unter den eigentlich lyrischen Stücken findet sich manches Schöne, wennschon der Mangel einer durchgreifenden einheitlichen Stimmung das Interesse einigermaßen beeinträchtigt; damit der Lyriker uns vollständig mit sich fortreiße, muß er uns in dem Netz einer großen gewaltigen Leidenschaft gefangen nehmen, er muß uns zwingen, an den Ernst und die Tiefe seiner Empfindungen zu glauben, wenn die Poesie sich nicht auflösen soll zu einem schönen Spiel, das wol zerstreut und erheitert, aber die Seele nicht mit jener weihevollen Stimmung erfüllt, die

der schönste Triumph des Dichters und das eigentliche Geheimniß seiner Wirksamkeit ist. — Angehängt sind dem Buche freie Bearbeitungen bulgarischer Volkslieder und einige Uebertragungen aus dem Spanischen des Fray Luis Ponce de Leon (geboren 1527, gestorben 1591), die mit Gewandtheit gearbeitet sind.

Schließlich erwähnen wir hier noch die soeben erschienenen „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen" (Braunschweig, Westermann). Es sind Früchte seiner vielfachen Wanderungen, die der Dichter uns hier bietet: Märchen und sagenhafte Erzählungen aus dem Orient, aus Irland, aus Frankreich und den slawischen Ländern, leicht und anmuthig erzählt. Den Schluß bildet ein deutsches Märchen „Der Ofen des Barbarossa"; es ist ohne Zweifel eine freie Erfindung des Dichters, ein nachträglicher satirischer Seitenhieb auf die vergeblichen Bestrebungen des Frankfurter Parlaments, doch ziemlich harmlos, und auch die Erfindung selbst ist von keiner großen Bedeutung, wie denn das ganze Buch einen vorwiegend harmlosen und bescheidenen Charakter trägt. R. P.

Correspondenz.

Aus dem Königreich Hannover.

Januar 1859.

II. Ein Rückblick auf die politische Entwickelung unsers Landes in den letzten Jahren, namentlich im jüngstverflossenen, muß uns in jeder Hinsicht den bedenklichsten und beklagenswerthesten Rückschritt zeigen. War es die Richtung der ersten Ministerien seit 1848, die in echt staatsmännischem Geiste den veränderten Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit mit Mäßigung und Besonnenheit Rechnung zu tragen wußten, allen Kräften des Staats eine freie Entfaltung zu gönnen und die einzelnen Corporationen und Stände möglichst unabhängig und selbständig hinzustellen; so offenbart sich dagegen in dem gegenwärtigen Ministerium die unverkennbare Tendenz einer maßlosen Restaurationspolitik, welche sogar theilweise noch über die vormärzlichen Zustände hinausgeht, welche den ministeriellen Willen an die Stelle freier Selbstbestimmung setzt und eine Centralisation herbeizuführen strebt, mit der eine freie und gedeihliche Entwickelung unverträglich ist. Daher die straffe Zügelung der Beamten, deren Widerspenstigkeit durch Versetzung, Urlaubsverweigerung und andere ähnliche Mittel bestraft wird; daher jene unbegrenzte Gesetzmacherei, welche die Stände jetzt bald ein volles Jahr in Thätigkeit erhält und an den bestehenden Verfassungs- und Verwaltungsgesetzen fast keinen Paragraphen unverändert gelassen hat. Für einen vielgeschäftigen, allgegenwärtigen Minister gibt es freilich viele Dinge, in die er sich einmischen, die er durch seinen unfehlbaren Machtspruch entscheiden oder die er wenigstens seiner Obervormundschaft unterwerfen kann. Ebenso gibt es auch vieles zu reformiren und zu restauriren, wenn man, im schneidenden Widerspruch mit dem Geist und der Richtung der Zeit, einerseits alte fundamentale Zustände wieder heraufbeschwören, anderseits einen auf den Principien des

Rechts basirten Staat in einen Polizeistaat umwandeln will, überhaupt wenn man einer kurzsichtigen, ideenlosen Politik huldigt, die nur die Gegenwart und den Augenblick berücksichtigt, sich mit momentanen Erfolgen begnügt, aber auch nimmer Dauerndes schaffen wird, weil die Zeitströmung sich auf die Länge nicht gewaltsam zurückdrängen läßt und weil Abgestorbenes aus dem Grabe zu erwecken, unnatürliche und zeitwidrige Einrichtungen zu schaffen ein ebenso thörichtes als fruchtloses Beginnen ist.

Durch directe und indirecte Einwirkungen auf die Wahlen ist es unserer Regierung gelungen, eine gefügige und gehorsame Ständeversammlung zu Stande zu bringen, mit deren Hülfe sie, den Weg des Octroyirens verlassend, ihren Gesetzen den Stempel der Legalität aufdrücken konnte. Die Bereitwilligkeit der Kammern war im ganzen eine so schrankenlose, wie sie wenigstens in der hannoverschen Geschichte bisher unerhört gewesen ist. Desto mehr überraschten gegen Ende des vergangenen Jahres die ersten, bald leisen, bald stärkern Regungen einer größern Selbständigkeit. Ja das Herrenhaus machte bei den Justizvorlagen sogar entschieden Front gegen das Ministerium und verstieg sich in seiner Opposition so weit, daß es dem Justizminister durch die hartnäckig verweigerte Wahl zum Mitgliede sowol der einfachen als der verstärkten Conferenzen ein Mistrauensvotum gab. Zu der unglückseligen Ausscheidung eines Domanialcomplexes für die Krone nach dem höchst vortheilhaften zwanzigjährigen Durchschnitt hatten zwar beide Häuser ihre Zustimmung ertheilt, aber trotzdem sprachen sie doch, nach den baldigen trüben Erfahrungen, die sie betreffs der Landeskasse hierbei gemacht hatten, gegen den Widerspruch der Minister die Hoffnung aus, „daß von der Befugniß zur weitern Ausscheidung in ausgedehntem Umfange, namentlich von größern Forsten, nicht Gebrauch gemacht werde". Die Zweite Kammer entschied sich trotz der Gerechtigkeits- und Billigkeitsgründe, welche Hr. von Borries vorbrachte, gegen die persönliche Stimmberechtigung der größern Domanial-, Kloster- und landtagsfähigen Güter im Ausschuß der Landgemeinde. Die Bewilligung von 600000 Thlrn. für den Schloßbau in Montbrillant ward von ihr ausgesprochen, aber der Antrag auf commissarische Prüfung der Summe, welche Hr. von Borries um jeden Preis vermeiden wollte, mit einer Mehrheit von nur Einer Stimme abgelehnt. Die entschiedenste Opposition zeigte sich in der principiellen Verwerfung der vorgeschlagenen Erhöhung der persönlichen directen Steuern in zweiter Berathung, bei welcher die meisten Bauern und viele Beamte der Rechten sich der Linken anschlossen.

Aber schon im vorigen Sommer haben wir bei der Bewilligung dreier Infanteriekasernen die traurige Erfahrung gemacht, daß innerhalb fünf Tagen die abgefallenen Mitglieder der ministeriellen Partei eine bessere Einsicht gewinnen und ihr Votum zu Gunsten der Regierung ändern können. Und der allgemeine Unwille, den jene Abstimmung innerhalb und außerhalb des Landes hervorrief, hat dieselben Deputirten nicht abgehalten, jetzt nach vier Wochen die früher verweigerte Steuererhöhung zu genehmigen. Es klingt unglaublich, daß am 29. November die Ablehnung der Personensteuer mit 47 gegen 34, am 5. Januar die Annahme mit 42 gegen 36 Stimmen erfolgte. Unter den Convertiten befanden sich 3 Bauern und 3 Beamte, darunter der Generalsyndikus der Zweiten Kammer, Amtsrichter Klee, dessen

leichte und schnelle Meinungsänderung sich schon bei der Kasernenfrage gezeigt hatte. Diese Abstimmung wirft ein grelles Schlaglicht auf die Haltung und den Charakter unsers Volkshauses; sie constatirt aufs deutlichste die Schwäche und den Wankelmuth seiner Mitglieder, wie wir, gelind ausgedrückt, dieses unerhörte Benehmen bezeichnen wollen; zugleich aber ist sie ein Beweis der ausgezeichneten Parteidisciplin, die Hr. von Borries über seine Schar handhabt. Hr. von Bennigsen wurde leider durch den Präsidenten in den interessanten Aufschlüssen unterbrochen, die er bei dieser Gelegenheit über die Zusammenkünfte der ministeriellen Partei im Café-Royal gab, über die Herumreichung gedruckter Stimmzettel bei Ausschußwahlen und über die Ueberredungen (man könnte fast sagen Uebertölpelungen) schwankender Parteigenossen.

Was die Steuererhöhung selbst anlangt, so war sie von der Regierung in keiner Weise gehörig motivirt. Das neue Münzgesetz erheischte eine Aenderung mancher Bestimmungen des Steuergesetzes, wobei man zur Abrundung die Beiträge entweder um ein Weniges erhöhen oder erniedrigen mußte. Unter Beistimmung der Kammer entschied sich die Regierung für das erstere, suchte außerdem aber zugleich durch eine wirkliche Hinaufsetzung der persönlichen Steuern ein Plus von 200000 Thlrn. zu erzielen und bemühte sich dies durch eine traurige Schilderung unserer Finanzen, die früher bei Geldforderungen mit hellern Farben ausgemalt waren, durch die Nachweisung eines Deficits pro 1858/59 und durch die Nothwendigkeit eines Ueberschusses zu begründen. Seit 1834 haben unsere Stände beharrlich den Grundsatz der Sparsamkeit verfochten und in keine Steuererhöhung gewilligt. Erst seit 1856 sind durch Erhöhung der Salz-, Häuser- und Stempelsteuer die ersten Schritte geschehen. Das jetzige Deficit beträgt, nach der Berechnung der Regierung, bei einer Einnahme von über 19 Millionen Thlrn. 194,000 Thlr. Schatzrath Ostermeyer hatte zwar ein Deficit von mehr als einer halben Million mit vieler Mühe herausgerechnet, aber dabei lauter zufällige und momentane Ausgaben — wie die Concentrirung des 10. Armeecorps, die auf vier Jahre vertheilte Bewilligung für Schloß Montbrillant — hinzugezogen, die doch wahrlich zu keiner dauernden Steuererhöhung berechtigen. Der auf unsere Finanzen so nachtheilig wirkende Einfluß der Ausscheidung der Domänen, welche stets erhebliche Ueberschüsse geliefert haben, läßt sich freilich nicht wegleugnen. Zu spät scheinen die Stände jetzt die ganze Tragweite des Ausscheidungsgesetzes erkannt zu haben. Barkhausen aus Lüneburg, der immer da auf dem Platze ist, wo es gilt, die ständischen Rechte und die traditionelle ständische Sparsamkeit zu verfechten, bewirkte durch eine treffliche Rede, in welcher er nach den Erfahrungen früherer Jahre die Existenz des Deficits überhaupt in Frage stellte und den Ablauf der Budgetperiode abwarten wollte, die Niederlage der Regierung in der zweiten Berathung. Obwol nun in der letzten Berathung keine neuen Gründe für die Erhöhung vorgebracht wurden, widerrief die Kammer dennoch ihren frühern Beschluß und genehmigte die Erhöhung der Personen- und Gewerbesteuer und die Beseitigung der progressiven Scala bei der Besoldungssteuer (infolge dessen ein Minister künftig nur 60 statt wie bisher 180 Thlr. zahlt), ohne daß auch nur ein einziger der Abtrünnigen sein ungeändertes Votum zu rechtfertigen suchte.

Wenn überhaupt bessere Einsicht und Gründe für diese Versammlung entscheidend wären, so hätte sie bei dieser Frage durch die unwiderlegten Gegengründe Barkhausen's und durch die eindringliche Appellation Bennigsen's an ihr Ehr- und Rechtsgefühl überzeugt werden müssen. In einer glänzenden Rede hielt dieser dem Hause die Festigkeit der Ersten Kammer in der Justizfrage vor, welche den Beifall des ganzen Landes errungen hätte, und wies auf das Land hin, das, eben über die Steuererhöhung beruhigt, in Unruhe gerathen würde. Welchen Eindruck würde es auf die in der Kammer fast nicht vertretenen Gewerbtreibenden machen, wenn die Grundbesitzer und Beamten sich dazu gebrauchen ließen, die Hauptlast der Erhöhung auf die Schultern derselben zu wälzen! Denn die Aufhebung des Princips der progressiven Scala bei der Besoldungssteuer, an deren Stelle ein fester und gleichmäßiger Satz von 1 Procent treten soll, vermehrt zwar die Abgaben der niedrig Besoldeten, vermindert dagegen die der höher Besoldeten um ein Bedeutendes. Hr. von Borries erklärte zwar diese Folge für eine reine Zufälligkeit und bekämpfte angeblich die progressive Scala nur, weil sie mit den Forderungen der Gerechtigkeit unverträglich sei und gegen den verfassungsmäßigen Grundsatz der gleichmäßigen Tragung der Staatslasten verstoße. Dagegen wurde die Autorität des bewährten Rau angerufen, welcher sich für die Berechtigung dieses Scala ausspricht.

Die Steuererhöhung und die Justizreform sind die beiden Vorlagen, an denen das Land den meisten Antheil nahm. Die erstere ist jetzt von dem wankelmüthigen Volkshause, nachdem die Erste Kammer sie schon früher angenommen hatte, gegen die Ansicht des Landes genehmigt. Hoffen wir jetzt, daß das Adelshaus in der verstärkten Conferenz mehr Consequenz und Gesinnung zeige als das andere Haus. Die Regierung hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, in der zwölften Stunde eine Aenderung der Beschlüsse der Ersten Kammer zu bewirken, sei es auch durch die Drohung, daß im Fall der Nichtannahme der Justizvorlagen die verheißene Erhöhung der Richtergehalte nicht von ihr bei den Ständen beantragt werden würde. So meldete in diesen Tagen ein officiöser Berichterstatter des „Hamburgischen Correspondenten“. Auf der andern Seite aber ist zu der verwerfenden Stimme kundiger Praktiker über die Justizreform noch die gewichtige Stimme Mittermaier's hinzugekommen, welche sich im neuesten Heft des „Archiv für civilistische Praxis“ entschieden gegen alle beabsichtigten Aenderungen und besonders auch gegen die Vorlage über die Anwaltskammern, die in der nächsten Zeit von der Zweiten Kammer berathen werden wird, ausspricht.

Aus Genf.

Januar 1859.

Hg. Zu Neujahr pflegen ordentliche Geschäftsmänner ihre Bilanz zu ziehen, wir Journalisten aber liefern „Rückblicke“. Fürchten Sie indessen nicht, daß ich das buntfarbige und vielgestaltige, wenn auch nicht gerade sehr imposante Bild der allerneuesten Schweizergeschichte in seiner ganzen Ausdehnung vor den Augen Ihrer Leser entrollen werde; ich beabsichtige nur, eine allerdings charakteristische und hervorragende Partie desselben hier herauszuheben, eine Partie, welche, obwol in den öffentlichen Blät-

tern vielfach besprochen, dennoch namentlich auch im Ausland immer ziemlich einseitig nach vorgefaßten Meinungen beurtheilt zu werden scheint: die genfer Verhältnisse und Genfs Stellung zur Eidgenossenschaft.

„Die genfer Zustände sind die bête noire der Eidgenossenschaft", lasen wir neulich in irgendeiner Zeitung. Nichts kann richtiger sein! Wer über diese Zustände unparteiisch schreiben will, übernimmt keine ganz leichte Aufgabe. Er hat nicht nur fast die gesammte Schweizerpresse gegen sich, selbst die meisten ausländischen Blätter sind Partei in dieser Sache. So gewiß ist es, daß ein beharrlich wiederholtes schiefes Urtheil ebenso sicher in der Welt für sich Propaganda zu machen vermag als die einfache objective Wahrheit. Wer, der den Gang unserer Tagesgeschichte genau verfolgt, oder wol gar am Journalismus selbst betheiligt ist, hat nicht schon diese niederschlagende Erfahrung gemacht? Die von der schweizerischen Presse fortwährend gegen Genf erhobenen Anklagen haben einen Nebel um die hiesigen Zustände und um die Beziehungen Genfs zur Eidgenossenschaft verbreitet, den selbst scharfe Augen nicht immer zu durchdringen vermögen. Hat doch z. B. ein so unabhängiges Blatt wie die neue Kolatschek'sche Monatsschrift (vergl. den Aufsatz „Die sardinisch-französischen Umtriebe in der Schweiz und die genfer Politik" im Octoberheft) bei der Beurtheilung der genfer Verhältnisse augenscheinlich nur einseitige, tendenziöse Quellen benutzt.

Wenn von einem der jetztlebenden schweizerischen Staatsmänner das Wort des Dichters: „Von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt sein Charakterbild" gelten kann, so ist dies bei James Fazy der Fall; aber freilich so, daß die Zahl derer, die ihn mit ihrem Haß verfolgen, Legion ist, und das an sich kleine Häuflein, das ihn zum Himmel erhebt, über die Grenzen Genfs hinaus nur sehr wenig Mitglieder zählt. Während die schweizerischen Blätter James Fazy als einen Tyrannen, Ränkeschmied, charakterlosen Egoisten, mit einem Wort als ein kleines politisches Ungeheuer schildern, haben wir denselben Mann von den niedern Volksklassen in Genf „notre bon Dieu" nennen hören. Bei so entgegenstehenden Meinungen wird es gut sein, bei einer Beurtheilung jenes Staatsmannes und derjenigen Zustände, die ihm hauptsächlich ihren Ursprung verdanken, sich an die Thatsachen zu halten.

Ueber die innern Verhältnisse Genfs hat die schweizerische Presse so ziemlich alle die Klagen und Ausstellungen acceptirt, die von der genfer conservativen Partei gegen den Radicalismus in Umlauf gesetzt worden sind. Hiernach existirt in Genf eine tyrannische Parteiherrschaft, eine Ochlokratie, die keine selbständige, andersgläubige Richtung neben sich duldet. Jedes Mittel, sich am Ruder zu erhalten, ist den Herrschern gerecht; sie sehen ihren Anhängern in allen Stücken durch die Finger; sie haben sich, um nur die streng protestantischen Conservativen niederzuhalten, mit den Ultramontanen verbündet. Sie haben auch, um nur die Zahl ihrer Anhänger zu verstärken, Gesindel aller Art, den Auswurf aller Länder nach Genf gezogen. So wimmelt diese Stadt denn von gefährlichen politischen Flüchtlingen, Ausreißern, Betrügern, Gaunern, Bankrottirern aus Frankreich, Deutschland, Italien und andern Staaten. Um der öffentlichen Moral vollends ins Gesicht zu schlagen, hat es der „Dictator" gar geduldet, daß in seinem eigenen Palast eine Spielhölle errichtet ist. Dabei wird der Canton Genf von

Jahr zu Jahr mehr verschuldet, mit seinem sittlichen steht auch sein finanzieller Ruin in Aussicht.

Das ist das Bild, welches seit Jahr und Tag schweizerische Blätter von Genf entwerfen. Es ist wahrlich nicht schmeichelhaft, es ist abschreckend. Noch mehr, es sind sogar einige Züge wahr darin, und doch ist es im großen und ganzen entstellt, unwahr, eine von Parteileidenschaft entworfene Caricatur hiesiger Zustände.

Was zunächst die Unterdrückung und Tyrannei betrifft, so beklagt sich in Genf selbst niemand darüber als die bei allen Cantonalwahlen seit 12 Jahren regelmäßig unterlegene conservative Partei. Es ist wahr, ihr gegenüber verfährt der Radicalismus mit strenger Exclusivität. Allein würde es im umgekehrten Fall der Conservativismus anders machen, oder macht es überhaupt eine herrschende Partei, besonders in der Schweiz seit 1848, anders? Hinsichtlich des angeblichen Bündnisses mit den Ultramontanen wird man vom unparteiischen Standpunkt aus anerkennen müssen, daß es sich auf eine absolute Gleichstellung des Katholicismus mit allen übrigen Confessionen, die vor 1846 in Genf in mancher Hinsicht noch sehr illusorischer Natur war, reducirt. James Fazy ist für seine Person in religiöser Hinsicht durchaus indifferent: er huldigt ganz und gar den Grundsätzen des wiederaufgelebten Voltaireanismus, wie er sich in der jungen französischen Journalistenschule von 1830 aussprach. Für Fazy's politische Stellung resultirt aus diesem Indifferentismus eben jene entschiedene Protection der unumschränktesten Religionsfreiheit, die ihm seine altcalvinistischen Gegner nicht verzeihen können.

Auf den stark nach deutsch-schweizerischer Duodezstaaten-Finanzpolitik schmeckenden Vorwurf der vermehrten Staatsschulden kann der radicale Genfer durch einen Hinweis auf die neue Stadt antworten, die sich auf den ehemaligen, unter James Fazy's Regierung niedergerissenen, weitausgedehnten Festungswerken erhebt; er kann solchen engherzigen, neulakedämonischen Ausstellungen begegnen, wenn er den Fremden über die prächtigen, mit den schönsten Hauptstädten Europas wetteifernden neuen Kais hinführt, ihm den neuen Hafen, die Menge der aus- und einlaufenden Dampfschiffe und Barken und das weite Netz von Eisenstraßen zeigt, die theils vollendet, theils im Bau begriffen von Genf auslaufen. Er kann die prachtvollen Kaufgewölbe, Gasthöfe und sonstigen großartigen Etablissements aufweisen, die entstanden sind und einen immer mächtigern Aufschwung nehmen, seit absolute Gewerbefreiheit und die liberalsten Niederlassungs- und Fremdengesetze in Genf herrschen. Mit Riesenschritten wächst Genf seit dieser Zeit zur Großstadt heran, Bern, Zürich und Basel, alle jene Städte, in denen man am lautesten über Fazy's „Verschleuderungssystem" schreit, in mächtigem Aufschwung weit hinter sich zurücklassend. Wie es mit der Wahrhaftigkeit der deutsch-schweizerischen Zeitungsangaben über die Qualität vieler in Genf lebenden Fremden steht, dafür nur ein kennzeichnendes Beispiel. Zur Zeit, als nach dem Orsini'schen Attentat die ersten französischen Noten in Bern einliefen, schien man Genf zum Sündenbock ausersehen zu haben. Der „Neuen Zürcher Zeitung" gebührt das Verdienst, den berüchtigten Puff der 16000, „sage sechszehntausend" italienischen Flüchtlinge in Genf erfunden zu haben. Nach drei- oder viermaligen Sendungen von Bundescommissaren,



nach den strengsten Untersuchungen sind 23 politische Flüchtlinge ausgewiesen, und selbst von diesen mußten die Bundescommissäre fünf für durchaus unverdächtige Personen erklären. Parturiunt montes ꝛc. Allein die „Neue Zürcher Zeitung“ und ähnliche Blätter gerathen nicht so leicht in Verlegenheit; da es mit den 16000 Italienern nichts ist, so muß es in Genf vielmehr von französischen Polizeispionen wimmeln, die James Fazy duldet. Als ob es nicht auch in Zürich und Bern gerade so viel derartiger Subjecte gäbe, wie viel ihrer die französische Regierung dort braucht. Allein eine solche Art der Polemik, wo man in Einem Athem die schroffsten Widersprüche vorbringt, nur um seinem Grimm Luft zu machen, dürfte eine Richtung der Journalistik, wie sie leider in der Schweiz nur zu häufig existirt, genügend charakterisiren.

Wir haben den Anklagen gegen Genf Thatsachen, objective Wahrheiten, sichtbar für jeden, der sie sehen will, entgegengestellt, die, scheint es uns, die meisten Raisonnements der schweizerischen Presse nach dieser Seite hin über den Haufen werfen. Einen Vorwurf aber werden und können alle jene Facta nicht widerlegen, den Vorwurf nämlich, daß im Palais Fazy am Quai du Montblanc zu Genf zum Nutzen und Frommen vergnügungssüchtiger Fremden, wenn auch unter beschränkender Form, eine „Distraction“ geduldet wird, über welche die öffentliche Meinung Europas nur Eine Stimme der Misbilligung kennt. Man könnte diese „Extravaganz“, wie die glühendsten Anhänger des Radicalismus sich euphemistisch auszudrücken pflegen, aus der eigenthümlichen Welt- und Lebensanschauung des genfer Staatsmanns erklären; man könnte auf die Nachwirkungen seiner pariser Lehrjahre hinweisen und Beispiele von den Schwächen anderer bedeutender Männer in Menge anziehen. Allein die Sache bleibt so wie so sehr mislich. Ein persönlicher Freund Fazy's sagte uns einmal, der „Dictator“ lasse den berüchtigten Cercle des étrangers nur fortbestehen, um sich an dem Aerger seiner frömmelnden, orthodoxen und etwas philisterhaften Gegner zu weiden. Das wäre in der That eine Opposition der allerfrivolsten Art. In summa: der Cercle des étrangers ist und bleibt die partie honteuse der Fazy'schen Regierung und der genfer Zustände!

Durch die letzten Großrathswahlen, im November, ist in Genf nun das herrschende System abermals gekräftigt worden. Die Illusion, daß die conservative Partei in Genf die unterdrückte Mehrheit repräsentire, kann nicht mehr fortbestehen. Damit sollte zugleich die Annahme, daß die Beschuldigungen der deutschen Schweizerpresse gegen Genf begründet wären, als eine weitere, aus der erstern abgeleitete Illusion wegfallen. Doch diese Beschuldigungen bleiben nach wie vor, man muß also ein Interesse, einen Zweck haben, die Vorurtheile aufrecht zu erhalten.

Die Stellung Genfs zur Eidgenossenschaft ist es zumeist, welche ein helleres Licht über jene Parteinahme der schweizerischen Presse gegen diesen Canton verbreiten kann. Sie ist der eigentliche gordische Knoten innerhalb der neuen Bundesverhältnisse, aber die schweizerische Presse hat nicht die Macht des Alexanderschwertes, sie hat den Knoten nicht zu durchhauen, nichts in dem Fortbestand jener eigenthümlichen Beziehungen zu ändern vermocht. Ja, selbst der obersten Bundesgewalt dürfte es nicht unerwünscht gewesen sein, daß es zu einer in ihren Erfolgen höchst zweifelhaften, unter allen

Umständen sehr gefährlichen Gewaltanwendung in dem bekannten Conflict nicht kommen mußte, dieser vielmehr eine Lösung fand, welche einem Compromiß nicht allzu unähnlich ist.

Eine eigenthümliche, jedenfalls einseitige Auffassung ist es, wenn manche Blätter in Fazy's Einstehen für die Cantonalsouverainetät eine Frankreich absichtlich gebotene günstige Chance erblicken. Welchen Vortheil Frankreich daraus ziehen soll, wenn James Fazy das durch und durch germanische Princip der Cantonalsouveränetät verficht, ist in der That schwer einzusehen. Man kann allerdings sagen, daß eine durch den Fortbestand der Cantonalsouveränetät nicht zu innerer Einheit und Stärke gelangende Schweiz der französischen Regierung ein bequemerer Nachbar sein dürfte als der auf dem Wege der Centralisation zu einheitlicher Macht erhobene helvetische Bund. Allein dann vergißt man, welche Stellung die Schweiz z. B. 1838, zur Zeit der Herrschaft der Cantonalsouveränetät also, Frankreich gegenüber einnahm. Und so wie jetzt die Verhältnisse und noch bis vor ganz kurzer Zeit die Volksstimmung in der Schweiz beschaffen waren, wäre in allen Fällen die straffere Centralisation und Ausdehnung der Bundesgewalt in Bern wol nur ein Mittel, dem Einfluß Frankreichs in der Schweiz nur einen kürzern und directern Weg zu sichern. Ist es nöthig, an die Popularität des Kaisers Napoleon in der Schweiz, an die Nachgiebigkeit des Bundesraths in der Consulatssache, gerade in diesem Augenblick an den ehrerbietig-feierlichen Empfang des neuen französischen Gesandten in Bern zu erinnern? Es mag gegenwärtig ein Umschwung der Anschauungen und Meinungen in der Schweiz bezüglich auswärtiger Politik sich vorbereiten, man mag in Bern das Bedürfniß fühlen, sich von Paris emancipiren zu sollen. Allein die kürzlich vom „Bund" angeregte Idee einer engern Allianz mit Preußen ist noch zu neu, als daß wir sie ernstlich berücksichtigen könnten. Bisher wuchs der französische Einfluß in Bern, und je größer die Gewalt des Bundesraths war, um so einfacher vollzog sich der französische Einfluß in der übrigen Schweiz.

Wenn nun aber eben James Fazy als Vertreter eines germanischen Princips bezeichnet wurde, so sind wir doch weit entfernt, ihn für einen Feind Frankreichs zu halten. Im Gegentheil, seine ganze Weltanschauung ist durch und durch französisch, allerdings mit einer durch locale und persönliche Verhältnisse bedingten, ganz bestimmt ausgeprägten, originellen Färbung. Es ist bekannt, daß er auf gutem Fuße mit dem Prinzen Napoleon steht, aber mit dem Kaiser oder Hrn. von Walewski? Nichts spricht dafür, daß Hr. Fazy bereits eine Gefügigkeit gegen Frankreich gezeigt habe, wie Hr. Kern, der Vertreter des neuen Bundes am kaiserlichen Hofe, bei verschiedenen Anlässen. Viel ist auch die Rede in den Zeitungen von Fazy's Sympathien für Sardinien, und man hat besonderes Gewicht auf die Cavour-Demonstration im vorigen Sommer gelegt. Wer Genf etwas genauer kennt, kann die an jene Serenade geknüpften politischen Befürchtungen nicht so ganz theilen. In Genf ist der kosmopolitische Liberalismus der dreißiger Jahre stationär geblieben; man spricht noch von einer Völkersolidarität, aber wohlverstanden nur einer moralischen; man sympathisirt mit und für die „Freiheitsmänner" aller Nationen, und liebt die öffentliche Demonstration, solange sie in den Schranken der Ungefährlichkeit bleibt, voilà tout!

James Fazy's staatsmännische Bedeutung ist, um es hier noch einmal zu wiederholen, gegenwärtig doch wesentlich nur eine lokale, auf die Grenzen des Cantons beschränkte. Es ist dies eigentlich ganz natürlich, denn Fazy's ursprünglicher Standpunkt, derjenige der kosmopolitischen Revolutionspartei der dreißiger Jahre, ist ja thatsächlich ein überwundener. Wir glauben, daß der genfer Parteiführer dies sehr wohl weiß, und daß er sich mit seinen Erfolgen auf cantonalem Gebiete zumeist genügen läßt. Wer bei dem Namen Fazy immer noch an die „Europe centrale", Mazzini u. dergl. denkt, dürfte sehr im Irrthum sein. Aber innerhalb der Grenzen des kleinen, merkwürdigen Staates, in welchem er geboren wurde, hat James Fazy seine Triumphe gesucht und gefunden, und ein zeitgenössischer Geschichtschreiber sagt mit vollkommenstem Recht: „Quelque jugement que l'on porte sur M. James Fazy, on ne peut méconnaître que depuis Calvin nul homme n'a exercé une plus grande influence sur les destinées de Genève. Sous ce rapport M. James Fazy appartient à l'histoire." *) Ganz sicher, und wenn man bisher immer nur von einer Stadt Calvin's sprach, so wird man, angesichts des nenen durch und durch modernen Genf, in Zukunft auch von einer Stadt Fazy's sprechen dürfen.

Nach dem Gesagten ist es kaum nöthig noch hinzuzufügen, daß die Stellung des genfer Staatsmanns der Eidgenossenschaft gegenüber eine äußerst isolirte ist; und dennoch fürchtet man seinen Einfluß, das in Genf gegebene Beispiel. Inde irae. Der „Dictator" vertritt gewisse Principien, die mit den altbackenen, verrotteten Anschauungen des deutschen Schweizerthums über freien Verkehr, Fremdenwesen u. dergl. in zu schroffem Gegensatz stehen, als daß sie auf eine unbefangene Beurtheilung hoffen dürften. Bei der Discussion im Ständerath über den bekannten Conflict trat auf deutsch-schweizerischer Seite stets die Meinung hervor, daß es sich nur um politische Flüchtlinge, fremde Eindringlinge handle, die Fazy aus Starrköpfigkeit dem Bundesrath gegenüber vertheidige; das war genug, die eigentliche Principienfrage, die Frage der Competenz, die Frage nach den Grenzen der Bundes- und Cantonalautorität gar nicht aufkommen zu lassen. Es wird sich zeigen, ob man bei der nächsten Bundesversammlung im Nationalrath die Angelegenheit ernster aufzufassen vermag. Die genfer radicale Partei hat sich mit dem inzwischen im Herbst constituirten Neuhelvetischen Verein in gutes Benehmen zu setzen versucht. Auch der Erfolg dieser Bemühungen ist abzuwarten.

Jedenfalls dürfte Genf und sein Verhältniß zur Eidgenossenschaft noch für längere Zeit auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion in der Presse stehen bleiben. Aus diesem Grunde haben wir versucht, in vorstehenden Zeilen einen der factischen Sachlage Rechnung tragenden Maßstab für die Beurtheilung der genfer Zustände anzudeuten, unbegründeten Parteivorurtheilen entgegenzutreten und der objectiven Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Daß die Verhältnisse Genfs Mängel enthalten, soll nicht geleugnet werden. Genf befindet sich noch fortwährend in einem Wandelungsproceß, der sich gegenwärtig mehr auf socialem als politischem Gebiete voll-

---

*) Gaullieur: „Genève depuis la constitution de cette ville en république jusqu'à nos jours." (Genève 1856.)

zieht; es bietet das Bild lebendigster Entwickelung, was sich leider nicht von vielen schweizerischen Städten sagen läßt. Daß dieser Entwickelung alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, ist das unbestreitbare Werk James Fazy's. Eine kommende Generation findet es vielleicht in ihrem Interesse, ein Maß an die Stelle der heutigen Schrankenlosigkeit zu setzen, aber die innere Berechtigung der dann vollzogenen Uebergangsperiode tritt wol erst dieser jungen Generation recht klar vor Augen.

Aus Brüssel.

Januar 1859.

Lgrn. Belgien ist seit 1851 das absolut politische Terrain: in seinen innern Fragen am meisten unbehelligt, die alten Formen von vor 1848 getreulich beibehaltend, vor dem demokratischen Sturme wie nachher gleich liberal, hat es seit dem Staatsstreich auch noch das Barometer der internationalen Politik abgeben müssen, schlossen und öffneten sich seine Sinnpflanzenblätter je nach der Luft, die von Paris her wehte. Gleich nach dem verhängnißvollen Act des 2. December hielt sich das Land für verloren, Bonaparte, der das Gefühl der Majorität der Franzosen tief verletzt hatte, der die energischen Naturen aller Parteien und Fractionen gegen sich empört sah, konnte ein starkes Zugpflaster nach außen sehr leicht für das probateste Mittel halten, um die unruhigen Säfte zu calmiren und die Zuckungen des Staatskörpers zu stillen. Die Schlacht von Marengo war so als drastisches Mittel auf den 18. Brumaire gelegt worden, und hatte vortreffliche Wirkung gethan.

Allen Anzeichen nach war auch eine Eruption im Rathe der Gewaltthäter beschlossen; St.-Arnaud erließ ein geheim gebliebenes Circular an die Commandirenden des Ostens und des Nordens, worin von „provisorischen Grenzen", von „definitiver Regulirung der Grenzfestungsfrage" die Rede war. Der Neffe seines Onkels zeichnete selbst ein Decret, worin die „ehemaligen neun belgischen Departements des Empire" wieder einverleibt, den Militärbeamten ihr Rang und Gehalt feierlich bestätigt, den Civilbeamten dagegen ihre Stellung blos „provisorisch" zugesichert wurden. Eine Copie dieses apokryphen Decrets circulirte in den wallonischen Landestheilen, auf deren moralischen Consens man ganz besonders speculirt: die Exportfrage sollte die Nationalitätsfrage ins Schlepptau nehmen!

Die Besorgniß und die Angst währte mit geringen Schwankungen bis Ende 1853, bis zum Aufgang der Schlüsselfrage. Da traten die Moldau und die Walachei an die Stelle der Vlaemen und Wallonen; Belgien athmete auf. Die Allianz mit England erschien als festeste Garantie der Unabhängigkeit und Integrität. Nur die großen Verluste des widersinnig geführten Kriegs riefen einen panischen Schrecken hervor. England hatte keine Soldaten, Frankreich konnte sich nicht allzu sehr entblößen, Oesterreich marschirte nicht, man sprach von den Kleinen, die Hülfscorps stellen sollten. Piemont mischte sich in den Krieg aus Großmannsucht, aus Appetit auf Parmesankäse; von Belgien, hieß es, sei ein Truppencorps gefordert worden, dafern man seine Neutralität noch ferner respectiren solle. Aber, jammerten

die Belgier, dann geht ja gerade unsere Neutralität flöten, wir werden Partei und setzen uns allen Chancen des Kriegs und der Diplomatie aus.

Auch dieses Wetter ging vorüber, der Frieden ward geschlossen, Bonaparte wiegte sich in Weltrichter-Träume, Paris hatte die Invalidenkanone gehört, in seiner Mitte hofirten die Gesandten von ganz Europa; Wunden und Krüppel und Familientrauer war vorläufig genug vorhanden, die furia francese war für den Augenblick gestillt. Das hielt eine Weile vor, etwa bis Ende 1857. Zu Anfang 1858 platzten Orsini's Bomben, die Herren von Frankreich verloren den Kopf, die Soldateska rumorte, die Händel mit England begannen, die Verhältnisse zu Oesterreich wurden allmälig gespannt und gespannter. Jetzt, zu Anfang 1859 ist Belgien abermals auf das Jahr 1852 zurückgeschraubt, die Gemüther sind in Aufregung, und die letzten Depeschen aus Italien sind wahrlich nicht geeignet, Frieden und Ruhe zu verbreiten.

Kein Volk Europas hat die Ironie des „L'empire c'est la paix" so herb erfahren als unser kleines Gebiet, das im übrigen auf den solidesten Lebensbedingungen ruht und das schier größere Vitalität besitzt als große Kaiserreiche. Belgien kann sagen, ob das „Völkerrecht" mehr als ein Spott und Hohn ist, ob jemals in Europa das verbriefte Recht geringern Anspruch auf Existenz gab als jetzt, wo sogar von einem Amphiktyonenrath, von friedlichem Austrag aller Streitigkeiten geprahlt wird! Alle Belgier, die seit drei Monaten in Frankreich gereist sind, kehren mit der festen Ueberzeugung zurück, daß 1859 die französische Armee über die Grenze geführt wird und seit der Neujahrsgratulation in den Tuilerien ist das ganze Land der Ansicht, daß der Tanz in Italien beginnen soll. Diesmal schöpfen sie jedoch aus der Natur des Zugpflasters keinen Trost: denn Italien ist nicht wie Taurien oder Brasilien „weit von hier", sondern Italien liegt so gut wie an unsern Grenzen. In der Krim lokalisirte man den Krieg, ließ die Völker und Nationalitäten sorgfältig aus dem Spiele, führte einen wahren Cabinetskrieg. Aber Italien ist der classische Boden der Nationalitäten, die europäische Pulverkammer; ein Funken hineingeworfen, und das ganze System des Erdtheils steht in Flammen; weder England, noch Deutschland können sich neutral halten, denn der Krieg in Italien ist ein Krieg um die Machtstellung im Herzen Europas.

Rücken die Franzosen an die Alpen, so stellt Preußen eine Armee am Rhein auf, es werden scharfe Noten gewechselt. Rücken die Franzosen über die Alpen, so kommt es auf preußische Energie und Voraussicht an, wer zuerst Belgien besetzt, Frankreich oder Preußen. Wenn auf Einem Punkte ein Riß in die Verträge von 1815 gemacht wird, so hören die Scrupel allerorten auf, die fernere Verletzung ist nur noch Sache der Klugheit, des augenblicklichen Vortheils. Die Belgier haben ihr Nationalvertheidigungssystem unvollendet gelassen, sie haben seit zehn Jahren darüber debattirt und protokollirt, daß ihnen eine Centralfestung noth thäte, daß ihre Defensive des Schlußsteins entbehrte, daß ein großer Platz mit verschanztem Lager errichtet werden müßte — und sie haben nichts gethan. Im Sommer 1858 ward ein halber verstümmelter Plan zur Befestigung Antwerpens vorgelegt, den die Kammer nach reiflichster Erwägung verwerfen zu müssen glaubte; seit dem 4. August kreuzt die Regierung die Arme. Nichts ist geschehen

und der entscheidende Augenblick kann stündlich nahen. Die kriegführende Macht, welche das größte Interesse dabei hat, daß nicht der Feind Belgien besetze und sich dort ausbreite, wird daher einrücken, sobald der Krieg ausgebrochen ist; Belgien kann nicht versprechen, daß es seine Neutralität selbst schützen werde, es hat die nöthigen Schritte versäumt; es hat nur noch die Eine Hoffnung, daß es nicht der unliebsame Eroberer sein möge, der zuerst gerathen findet, sich an Maas und Schelde festzusetzen, um den zaudernden Gegner dort zu erwarten.

Herrliches Neujahr, nicht wahr? Freundliche Bescherung! und doch wäre darauf zu wetten, daß unsere triste Prophezeiung mehr Aussicht auf Erfüllung hat als die Babinet'schen Wetterverkündigungen. Vom 22. December an sollte strenge Kälte eintreten, der russisch-französische Wind sollte die europäische Temperatur beherrschen und bestimmen; als letzter Termin ward uns der 15. Jannar anberaumt. Nun ja, der „russisch-französische Wind" weht über Europa, aber anstatt Kälte zu bringen, scheint er Gluthitze anzusagen, Berserkerwuth, die über den Erdtheil losgelassen werden soll.

In unserer literarischen Welt erhält sich eine lobenswerthe Thätigkeit. Bliebe sich Belgien selbst überlassen, so würde binnen Jahresfrist eine neue Parteistellung angebahnt sein. Der Doctrinarismus steht sehr tief am Horizont, die frischere Jugend steigt auf. Wir haben jetzt hier einen wahren Tendenzverlag oder besser eine Tendenzdruckerei, da unsere Schriftsteller selbst auf den Absatz speculiren. Aus den Pressen des Hrn. Franz von Meenen, aus denen bereits Marnix de Sainte-Aldegonde hervorging, kommt soeben wieder ein tüchtiges Werk: „Die Revolution der Niederlande im 16. Jahrhundert. Aus dem Englischen des Amerikaners John Lotrop Motley, übersetzt von G. Jottrand und A. Lacroix" (dem Verfasser von „Shakspeare in Frankreich"). Der fern wohnende Amerikaner hat richtig herausgefunden, daß die Geschichte des 16. Jahrhunderts am besten in den Niederlanden studirt wird; er hat sich der Quellen bemächtigt und keine Arbeit gescheut, um ein ebenso gründliches wie klar geschriebenes Werk ans Licht zu setzen. Seine Darstellung ist im besten Sinne des Wortes dramatisch. Das Werk begreift die interessante Periode von der Abdankung Karl's V. bis zur Ermordung Wilhelm's des Schweigsamen, 1555—1584. Dreißig Jahre der großartigsten Kämpfe für Gewissensfreiheit und deren Durchführung im Staate, die wahre, classische Revolution, das Vorbild der englischen wie der französischen Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts!

Spanien und Rom, Philipp II. und die Inquisition, die blutdürstigen Minister des räthselhaften Tyrannen und die Leibgarde des Santo-Officio, alle Verbrechen und alle Unterdrückung des Geistes; gegenüber die ruhigen klaren Figuren des Oraniers, Marnix, der Diener des Rechts und der Freiheit, der leibhaftige Protest wider die verurtheilte Vergangenheit; im Volke selbst nach Motley's Ausdruck das stete Vorhandensein eines charakteristischen Zuges, einer herrschenden Leidenschaft, die Liebe zur Ungebundenheit, der Abscheu gegen jeden Druck, die unüberwindliche Neigung zum Selfgovernment: das erfüllt den Rahmen der großen dreißig Jahre. Das Ganze soll 8 Halbbände umfassen, jeder zu 300 Seiten, im Preise von 2 Francs. Auch dieses Werk ist ein wahrer Feldzug wider die tonsurirten Geschichtsverdreher, welche die Welt glauben machen möchten, der schweig-

same Wilhelm habe sein Leben gelassen, damit Albert und Isabella den „gemäßigten Despotismus“ zurückführten, oder damit irgendein frischlackirter Katholicismus die Demokratie freundschaftlich erdrücke, nachdem er ihr weisgemacht, er sei ihr prädestinirter Bräutigam. Was sich das große 19. Jahrhundert nicht alles hat vorsprechen lassen, worüber die Recken des 16. in ein unauslöschliches Gelächter ausgebrochen wären!

Notizen.

Mitten zwischen Kriegsgerüchten, Kammerdebatten und Börsenberichten bringen die Zeitungen eine Todesnachricht, die noch vor wenigen Jahren die allgemeinste Theilnahme erregt hätte und die jetzt im Gewühl des Tags fast unbemerkt vorübergeht: am 20. Januar starb in Berlin **Bettina von Arnim**, die Schwester Clemens Brentano's, die Witwe Achim von Arnim's, als Verfasserin von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“, „Die Günderode“ ꝛc. selbst eins der glänzendsten und prächtigsten Gestirne am Abendhimmel der untergehenden Romantik. Bettina oder wie sie eigentlich hieß Elisabeth Brentano wurde 1785 zu Frankfurt am Main geboren, eine Tochter jener Maximiliane Brentano geborene Laroche, der Goethe zur Zeit, da er den „Werther“ schrieb, eine zärtliche Theilnahme widmete. Ihre Jugend verlebte sie theils in dem ausgedehnten Kreise ihrer Verwandten in Frankfurt, Offenbach, Marburg, theils in einem Kloster, und überall, wo sie sich auch aufhielt, fand sie Nahrung für ihren lebhaften, zum Seltsamen und Phantastischen geneigten Geist. Von entscheidendem Einfluß wurde für sie der Umgang mit dem Stiftsfräulein von Günderode, derselben, der sie dann späterhin in dem nach ihr benannten Buche ein so merkwürdiges Denkmal stiftete. Nach dem tragischen Tode der Günderode, die bekanntlich aus unerwiderter Liebe zu dem Philologen Creuzer sich selbst das Leben nahm, knüpfte Bettina eine, wie es scheint, ziemlich vertraute Freundschaft mit Goethe's Mutter an. Doch bleibt dabei, wie überhaupt bei allem, was Bettina über ihre angeblichen Erlebnisse berichtet, einer unbefangenen historischen Kritik noch viel zu thun; zu den zahlreichen Launen und Seltsamkeiten, durch welche die Brentanos fast sprichwörtlich geworden sind, gehört auch diese, daß sie Phantasie und Wirklichkeit, Wahrheit und Erfindung nicht wohl zu unterscheiden wissen, und auch Bettina hatte ihren reichlich gemessenen Antheil an diesem Erbgut der Familie. Infolge jenes Umgangs mit Goethe's Mutter trat sie 1807 mit dem Dichter selbst in Briefwechsel; die persönliche Bekanntschaft erfolgte noch in demselben Jahre, scheint jedoch auf Goethe mehr abstoßend als anziehend gewirkt zu haben. Einige Jahre später vermählte Bettina sich mit Achim von Arnim; bei einem zweiten Besuche, den sie 1811 als Arnim's Frau in Weimar machte, kam es zu einem Bruch mit Goethe, dessen Spuren auf seiten des Dichters nie völlig verwischt wurden. Bettina lebte nun eine Reihe von Jahren abwechselnd in Berlin und auf dem in der Nähe gelegenen Gute ihres Gemahls, von einem kleinen Kreise bewundert wegen ihres Geistes, ihrer kühnen und glän-

zenden Phantasie, ihrer warmen und lebhaften Theilnahme für alles Menschliche, dem größern Publikum dagegen nur durch ihre Wunderlichkeiten und Bizarrerien bekannt. Als Schriftstellerin trat sie erst auf, nachdem sowol Achim von Arnim wie Goethe aus dem Leben geschieden; ihr erstes Werk war der schon genannte „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" (1835), zugleich das Schönste, Frischeste und Originellste, was sie überhaupt geschrieben. Das Werk hatte das eigenthümliche Schicksal, als ein Beitrag zu Goethe's Leben aufgenommen zu werden, während es doch in der That eine ebenso kühne wie phantastische Dichtung ist, das letzte prächtige Auflodern der Romantik, die hier noch einmal in kecker Selbstvergötterung mit Leben und Wirklichkeit ein ebenso anmuthiges wie verwegenes Spiel treibt. Das Buch erregte das ungeheuerste Aufsehen und machte die Verfasserin rasch zu einer der ersten Berühmtheiten Berlins; selbst auf die politischen und socialen Streitfragen der Zeit gewann sie einen wenn auch nur vorübergehenden Einfluß. Und auch als Schriftstellerin verstand sie es nicht, sich auf der rasch erstiegenen Höhe ihres Erstlingswerks zu erhalten; reichausgestattet mit Phantasie, Witz und einer gewissen naiven Darstellungsgabe, ermangelte sie jener Besonnenheit und innern Ruhe, ohne die kein Kunstwerk von dauerndem Werthe geschaffen wird. Ihre sämmtlichen spätern Schriften „Die Günderode", 1840, „Dies Buch gehört dem Könige", 1843, zeigen die Dichterin in einem stetigen Rückschritt begriffen, bis sie endlich mit ihrem letzten, 1848 erschienenen Werke: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", stellenweise bereits hart an die Grenze der Unzurechnungsfähigkeit anstreift. In demselben Maße wie ihr literarischer Ruhm sank auch ihr persönliches Ansehen und der Einfluß, den sie eine Zeit lang auf die literarischen und geselligen Kreise Berlins, insbesondere auf die jüngere Generation ausgeübt hatte und der wol nicht immer ein ganz vortheilhafter gewesen war. Die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte sie, vielfach von Krankheit heimgesucht, in tiefer Zurückgezogenheit; eine neue Zeit war hereingebrochen, die sie nicht mehr verstand, sie war verschollen bei Lebzeiten und jetzt, da sie endlich müde und gebrochen aus dem Leben scheidet, haben die berliner Zeitungen nur anderthalb Zeilen Raum ihren Tod zu melden....

Mit dem soeben erschienenen fünften Heft (oder der zweiten Hälfte vierter Abtheilung) liegt der „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke" (Hannover, Ehlermann) jetzt vollendet vor. Wir haben das Verdienstliche dieses Werks, das an Genauigkeit und Vollständigkeit der bibliographischen Angaben alles Vorhandene weit hinter sich läßt, bereits mehrfach hervorgehoben und freuen uns hinzusetzen zu können, daß der fleißige und gelehrte Verfasser eine Fortsetzung desselben beabsichtigt, welche die Autoren der Gegenwart umfassen soll und zu der er die betreffenden Schriftsteller selbst um Mittheilung bibliographischer und literarischer Notizen ersucht. Auf den „Grundriß" selbst werden wir in der Fortsetzung unsers Aufsatzes über „Literatur und Literaturgeschichte in ihrer Beziehung zur Gegenwart" ausführlicher zurückkommen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 6.** 3. Februar 1859.

Gedichte.

I. Hie Deutschland!

Januar 1859.

Von

Felix Dahn.

Und ob zerklüftet und zergliedert des deutschen Volkes Herrlichkeit,
So tief ist's, Fremdling, nicht erniedert, daß es dem Schlag die Wange leiht.
Wohl ging uns Unglück und Bethörung, ein dunkler Fluch, seit lange nach,
Doch jetzt genug der Selbstzerstörung, genug des Zwiespalts und der Schmach!

Wohl fiel dein kaiserlich Geschmeide, Germania, dir von Brust und Haupt,
Wohl hat von deinem reichen Kleide manch edel Stück der Feind geraubt,
Wohl hadern rings noch deine Söhne, stark ist das Unrecht, schwach das Recht,
Fern von des Friedens stiller Schöne schafft noch schwer ringend dies Geschlecht:

Doch hebt der Erbfeind frech die Hände nach unſ'rer Brüder Wappenschild,
Dann ist der Zank und Zwist zu Ende, der Streit im Aelternhaus gestillt,
Und Nord und Süd in heil'gem Grimme, vereint der Ruf der Ehre sie,
Sie donnern laut mit Einer Stimme: Hie deutsches Volk und Deutschland hie!

Getrost, ihr Brüder dort im Osten! Nicht einsam mehr ist euer Stand:
Die Waffen, die zu lang ihm rosten, reißt schon der Preuße von der Wand,
Der Schwabe eilt von seinen Wiesen, vom hohen Berg der Baier her,
Die Dünen senden ihre Friesen und seine Sachsen schickt das Meer.

Laß seh'n, ob diese Völkerwellen sich legen vor Despotenwort:
Weh euch, wenn sie hinüberschwellen, ihr morschen Throne hie und dort,
Ha, drüben auf Italiens Fluren, das Deutschlands schönste Kräfte stahl,
Sei aufgedrückt mit ew'gen Spuren der deutschen Herrschaft Siegesmal.

Ich weiß von einem schwarzen Tage, da fiel ein herrlich deutsch Geschlecht —
Fiel von französ'schem Henkerschlage — in Welschland fiel's — fiel wider Recht —
Ein blonder Knab' rief: „Eh' ich sterbe, werf' ich den Rachehandschuh hin":
Auf, Oestreich, Hohenstaufenerbe — noch harrt der Rache Konradin.

Es scheint, die Welt bedarf's zu Zeiten, daß durch sie hin mit Schwertesschwang
Gewaltig die Germanen schreiten im Heldenschritt, im Siegesgang.
Sagt an, ihr Slawen und Romanen, gelüstet euch der alte Streit?
Wohlan — schon rauscht's in unsern Fahnen — schon zuckt das Schwert — wir sind bereit!

II. Sonette.

Von

Friedrich Bodenstedt.

---

1. Nach Wordsworth.

I.

Schmäht das Sonett nicht! Wißt, daß bis zum Grunde
Uns dieser Schlüssel Shakspeare's Herz erschloß;
Daß, die von dieser kleinen Laute floß,
Die Melodie, gestillt Petrarca's Wunde.

In Flötentönen klang's aus Tasso's Munde,
Es ward Camoens' tröstender Genoß
In der Verbannung; und ein Myrtenſproß
Glänzt es mit dem Cypressengrün im Bunde,

Das Dante's hohe Seherstirne krönte.
Es freute den vom Feenland verscheuchten
Spenser auf dunklem Pfad wie Glühwurmleuchten —

Derweil's bei Milton als Drommet' ertönte,
Daraus er stieß auf nachtumhüllter Spur,
Herzmächtige Töne — ach, zu wenige nur!

II.

Kein schön'res Antlitz kann der Abend zeigen;
Still ist die heilige Zeit wie eine Nonne,
Die athemlos vor Anbetung; die Sonne
In Majestät beginnt herabzusteigen.

Du siehst den Himmel sich zur Tiefe neigen,
Horch auf, es naht der Herr in seinen Gluten,
Sein ewiger Hauch bewegt des Meeres Fluten,
Endloser Donner folgt dem tiefen Schweigen.

Geliebtes Kind, läßt auch dein Blick nicht lesen,
Daß dies erhab'ne Schauspiel dich bewegt,
Nicht minder göttlich ist darum dein Wesen —

Du wandelst immer auf geweihten Bahnen,
Da stets dein Herz den Himmel in sich trägt —
In dir ist Gott, wenn wir es auch nicht ahnen.

2. Aus früherer Zeit.

I.

Oft schien mir, daß Poeten Frauenschöne
Zu überschwenglich und erhaben priesen,
Weil nie im Leben sich mir ganz erwiesen,
Was ich verherrlicht fand durch Liedestöne.

Bald schien's, als ob der Geist den Leib verhöhne,
Und möchte schön're Wohnung sich erkiesen,
Bald sah ich Formen wie aus Paradiesen,
Doch keinen Geist, der sie mit Hoheit kröne.

In dir allein fand ich ganz und vollkommen,
Was ich als Stückwerk sonst nur wahrgenommen:
Vom Füßchen bis zum haarumwogten Scheitel

Bist du von Geist und Schönheit so durchdrungen,
Daß, was man je zum Ruhm der Frau'n gesungen,
Mit dir verglichen: nichtig scheint und eitel.

II.

Dich sandte Gott zu diesem Erdenthal,
Damit den Menschen, die nach Höherm streben,
Trotz Noth und Kummer doch nicht ganz im Leben
Verloren geh' der Schönheit Ideal.

Du bist uns aufgerichtet als ein Mal
Der Macht, die Gott der Schönheit hat gegeben,
Das Göttliche im Menschen zu beleben —
Ungöttliches verdorrt in deinem Strahl.

Glutborn der Schönheit, sprühe deine Flammen
Für alle Menschen, die vom Lichte stammen.
Wer dir nicht huldigt, mag sich selbst verdammen.

In jedes Herz, das fühlt, wirf zündend Funken,
Bis alle Welt, von deinem Zauber trunken,
In Huldigung zu Füßen dir gesunken.

III.

Dich schuf Natur in einer Festtagslaune,
Hielt dich vor allem, was entweiht, verborgen,
Daß du uns aufgingst wie ein Maienmorgen,
Und wer dich sieht, vor solcher Schönheit staune.

Leicht wie ein zart Geweb' von Dornenzaune
Zerrissen wird, welkt Schönheit hin vor Sorgen;
Man quält sich mühvoll heut, denkt stets an morgen;
Daß nicht die Noth zu schrill ihr Liedchen raune.

Und wer nicht Sorgen hat, der schafft sich welche;
Es nagt ein Wurm an jedem Blütenkelche
Der Schönheit — nur an deinem nicht, du Hehre!

O, daß dich Gott, rein, wie du bist, behüte,
Und der Verwüsterin der Schönheitsblüte,
Der Zeit, an dich die Hand zu legen wehre!

IV.

Nur wenige Helden rühmt uns die Geschichte,
Aufragend aus zahllosen Millionen
Von Alltagsmenschen, die auf Erden wohnen,
Und ruhmlos leben, ruhmlos geh'n zu nichte.

Nur wenige Frauen leben im Gedichte
Unsterblich — ob Sonette und Canzonen
Sie zahllos auch in Hütten wie auf Thronen
Gerühmt. Vor dem zerstörenden Gerichte

Der Zeit sinkt Schönheit hin wie Heldenthum,
Wenn nicht des Sängers Geist groß wie der Ruhm,
Den er besingt. O, segne Gott mein Wort,

Daß es zu deinem Ruhm leb' immerfort!
Wohl preis' ich deine Schönheit im Gedicht,
Doch ach, mein Geist gleicht deiner Schönheit nicht.

Leute und Dinge in Paris.

Von

Albert Wolff.

IV.

Januar 1859.

So wäre das Neujahrsfest denn also glücklich überstanden... Glücklich? unterbrechen Sie mich: die famose Ansprache Ludwig Napoleon's an den österreichischen Gesandten hallt noch durch Europa, die Cabinete wechseln Noten, die Armeen rüsten sich, die Börsen aber purzeln vor Schrecken mit Sturmeseile kopfüber kopfunter die Leiter der Agiotage hinab — und ein solches Neujahr soll noch ein glückliches heißen?!

Aber nur kaltes Blut! Ich habe es hier weder mit der Politik noch mit künftigen Schlachtplänen, noch mit dem hohen und niedern Schwindel der Börse zu thun: was ich gebe, sind kleine bescheidene Genrebilder, rasch hingeworfene Skizzen und Bleistiftzeichnungen aus dem großen Babel an der Seine, wobei ich es Ihrem politischen Correspondenten überlasse, der kranken Zeit an den Puls zu fühlen und das Horoskop über Krieg und Frieden zu stellen....

Folgen Sie mir denn in das Gewühl der pariser Boulevards am Neujahrstage. Sie sind überfüllt mit kleinen Buden für die kleine Kinderwelt, welcher in Paris bekanntlich am Neujahrstage beschert wird. Aber auch die pariser Bettelei kriecht heute aus ihren Schlupfwinkeln hervor und streckt uns armen Bewohnern der französischen Hauptstadt die tausend gierigen Hände entgegen. Der Kellner, der Portier, der Briefträger, der Omnibusconducteur und alle die Hunderte von dienstbaren Geistern, welche uns das Jahr durch umschweben, machen uns seit einigen Tagen freundlichere Gesichter: denn der große Tag naht, wo die Fünffrankenstücke unserer Börse entschwinden!..

Ich kenne keinen schrecklichern Tag in Paris als das Neujahr; da muß der schwarze Frack hervorgesucht, das Portemonnaie gefüllt werden! Hat man befreundete Familien, so bringt man der Dame des Hauses etwa für 20 Francs Zuckerzeug, dem Gatten einige große Complimente und kleine Geschenke; den Kindern Spielzeug; dem Bedienten, der Magd, dem Hausknechte Geld. Hat man das Unglück, eine der verführerischen Pariserinnen zu kennen, so trägt man ihr an diesem Tage die Quittung der Vierteljahrsmiethe ins Haus; auch der Aermste wird nicht von der allgemeinen Bettelei verschont. Der Bettler selbst schenkt der Bettlerin etwas und wäre es nur eine Apfelsine; kurz und gut, Paris öffnet an diesem Tage die Schleusen seiner Hochherzigkeit bei reich und arm, bei groß und klein, und wehmüthig wirft man einen vielbedeutenden Blick auf das verflossene Jahr zurück und fragt sich, ob denn die genossenen

Wohlthaten wirklich in irgendeinem Verhältnisse zu den schweren Opfern des Neujahrstags stehen! Aber auch die Theater fangen gegen Ende December an einen Rückblick auf die verschwundene Zeit zu werfen. Unter dem Titel „Revue de l'année" geben die kleinern Theater einen humoristischen Mischmasch aller Ereignisse, Erfindungen und Thorheiten des beendeten Jahres. In bunter Reihe eilt da vor dem Auge des Zuschauers alles, was ihn seit zwölf Monaten beschäftigt, vorüber, getrieben von der Peitsche des Spottes, welche wacker drauf losschlägt. Zahllose Couplets, patriotischen und humoristischen Inhalts, würzen diese gedankenlosen Productionen, welche von den Parisern bevorzugt und mithin sehr besucht werden. Die kleinern Theater beschäftigen sich ausschließlich mit der Revue und spotten über die großen Bühnen, welche ruhig ihren Weg fortsetzen, als ob nichts vorgefallen. Drei dieser Revuen sah ich bereits. Sie bieten wenig Erkleckliches, der französische Witz, la gaité française, ist in seinen hervorragendsten Vertretern alt geworden, selbst das Théâtre du Palais-Royal, einst ein Mittelpunkt von tausend Scherzen, ist seit einiger Zeit verstummt; das Théâtre du Gymnase, eine der feinsten und vorzüglichsten Bühnen, zog sich kränklich mit Léon Gozlan's „Jugend muß büßen" und Scribe's altersschwachen „Trois Maupins" dahin, bis ihm vor wenigen Tagen Théodore Barrière, dessen ich schon früher in diesen Briefen erwähnte, neuen Glanz verliehen. Sein feines, geistreiches Schauspiel „Aschenbrödel" fand einen enthusiastischen Beifall. Es handelt sich hier keineswegs um das bekannte Aschenbrödel; der Gegenstand dieser neuen Studie des geistreichen Autors ist die Bevorzugung des jüngsten Kindes in der Familie. Barrière nimmt in der französischen Theaterwelt unstreitig heute den ersten Rang ein, weniger durch seine noch nicht vollendeten Leistungen, als durch die Intentionen, die Studien des menschlichen Herzens, welche in seinen Arbeiten durchblicken und einzelne Scenen bis zu einer der größten Dichter würdigen Feinheit erheben. Er ist keiner von den so sehr beliebten französischen Moralisten des Theaters, welche die Masse demoralisiren, ihm gilt der Effect, die Tirade wenig, das Studium des menschlichen Herzens, der Charaktere beschäftigt ihn allein. Dann hat er auch noch eine Vielseitigkeit, eine Biegsamkeit des Talents, welche keinem seiner Collegen eigen ist. Nach unzähligen Vaudevilles, einactigen Lustspielen als „Am Klavier" &c. begann er vor ungefähr zehn Jahren seinen Flug zu nehmen mit dem nach Murger's Roman bearbeiteten „Vie de Bohême". Der Ertrag dieses Stücks gestattete ihm endlich sich größern Studien hinzugeben und es entstand das bedeutungsvollste Werk des neuen französischen Theaters: „Les Parisiens de la décadence", welches das schlaffe, charakterlose, demoralisirte moderne Paris in einer Weise hinter die Ohren schlug, daß das Publikum, er-

schreckt über den Spiegel, welchen man ihm vorhielt, Zeter schrie. Jede Vorstellung dieses Stücks war eine Schlacht für den Autor, welcher mit unerhörter Kühnheit das Publikum züchtigte und erbleichen machte. Kaum hatte Alexandre Dumas fils in seiner „Dame aux Camélias“ die pariser Lorettenwelt verherrlicht, als auch sofort Barrière mit seinen „Filles de marbre“ die bereits übermüthig gewordenen pariser Dirnen auf ihren wahren, würdigen Standpunkt zurückführte. Bald darauf entstand das feine geistreiche Lustspiel „Die falschen Biedermänner“, das Meisterwerk des neuesten französischen Theaters. In Deutschland hatte sich das Stück keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen, ein Umstand, welcher einzig und allein der ungeschickten Uebertragung beizumessen ist. „Aschenbrödel“ hingegen wird sich auch in der schlechtesten Uebertragung einen Weg auf die deutschen Bühnen bahnen; dieses Schauspiel ist fein, geistreich geschrieben. Freilich hat Barrière nicht wie Scribe eine Bühnenkenntniß, welche selbst das schlechteste Product des greisen Dichters erträglich macht; er will sein Publikum nicht durch auf- und zuklappende Thüren überraschen; ihm gilt das Stück weniger als die einzelnen Scenen; die Scenen selbst werden wiederum einem Schlagworte geopfert, welches mit einem male einen Charakter wie aus Erz gegossen hinstellt; sobald sich der junge Autor von einiger Ungeschicklichkeit des Baues losgesagt, wird er als der bedeutendste Dichter anerkannt werden, die die neue Bühne hier hervorgebracht hat. Die Scribe'sche Ueberraschungsschule hat sich seit Barrière's Auftreten ganz überlebt und selbst die kleinsten französischen Autoren fangen an, dem durch Barrière neuerdings zur Geltung gelangten einzig-wahren Princip zu huldigen, welches, wie mir der geistreiche Franzose häufig sagte, nur darin besteht, daß „die Bühne einzig und allein eine Darstellung von Charakteren bezwecke, welche in sich selbst, nicht in ihren Phrasen, die Moral des Stücks tragen.

Welcher Unterschied zwischen Barrière und Octave Feuillet, dessen Roman „Un jeune homme pauvre“ das Publikum ins Théâtre du Vaudeville zieht; ein seichteres, langweiligeres, zweckloser rührendes Theaterproduct sah ich selten. Es wird freilich viel darin gelacht und geweint, solange man im Hause ist: aber einmal auf der Straße fällt das genossene Vergnügen zusammen wie ein Kartenhaus. Da lob' ich mir noch eher eine Vorstellung in der Großen Oper, wo die jugendliche Emma Levry die zarten Beinchen ohne Anspruch auf Literatur in der Luft herumschwenkt, daß es ein Vergnügen ist; sie ist das Ideal der pariser Männerwelt geworden und damit diese ungehindert ihrem Vergnügen folgen kann, hat der Director der Komischen Oper für einen Götzen der Frauenwelt, den hübschen lieben Tenoristen Montaubry gesorgt, der seine hübschen Tönchen in die Damenwelt hinaushaucht, wo sie, so behauptet die Fama, ein hundertfaches Echo finden.

Während also in dieser Saison wie früher Hunderttausende zum Fenster hinausgeworfen werden, sitzt in einem Hofe des Boulevard de Sebastopol bei gebratenen Kartoffeln und hartem Brot der Erfinder eines Riesenballons (an 100 Fuß lang), welcher auf einige Tausend Francs zur Fortsetzung seines Werks wartet. Diesen Mann besuchte ich vor einigen Tagen; ich hatte viel von dem ausgestellten beweglichen Ballon gehört; ich glaubte einem übermüthigen eingebildeten Erfinder oder einem Narren zu begegnen. Statt dessen fand ich einen jungen, bleichen, bescheidenen Mann, einen Fabrikarbeiter, welcher, seit acht Jahren den Tag über bei seinem Handwerke beschäftigt, von dem gewonnenen Lohn ein Stück Brot kaufte und dann mit Ausnahme weniger Stunden die Nacht über sein erworbenes Geld zu Material und seine Lebenskräfte zur Ausdehnung seiner Erfindung hergab. Acht Jahre voller Entbehrung und Entsagung haben ihn endlich dahin gebracht, sein Riesenmodell auszustellen, nach welchem der Ballon, falls der Erfinder einen Kapitalisten findet, bis zum Monat Mai fertig werden soll. Der Ballon, welcher nach dem Willen des Führers dirigirt werden soll, hat die Form eines riesigen Vogels. Der Kopf ist beweglich und wird von der Gondel aus nach rechts oder links geleitet. Zu beiden Seiten des Ballons befinden sich vierzig Schuh große bewegliche Flügel, welche, in Bewegung gesetzt, dem Ballon forthelfen und eventuell als Fallschirm dienen. Außerdem befinden sich vier große hohle Schaufelräder unter dem Ballon, welche je nach der Luftströmung in ihrer Stellung verändert werden können. Die Direction des Ballons bedarf nur einer einzigen Menschenhand. Bereits, so heißt es, sind Amerikaner auf dem Wege nach Paris, um dem Erfinder ein Geheimniß abzulocken, welches nach seiner Aussage einzig und allein in den Proportionen des Baues besteht. Ueber die Zweckmäßigkeit der Erfindung erlaube ich mir kein Urtheil; ich begnüge mich damit, eine solche Ausdauer des menschlichen Willens, die Lüfte zu beherrschen, anzustaunen und dem jedenfalls des öffentlichen Interesses würdigen Erfinder viel Glück zu wünschen.

Die kleine pariser Journalistik hat in neuester Zeit wiederum durch ihre Duelle von sich reden gemacht; dabei ist zu bemerken, wie ungenirt man dabei zu Werke geht und die auf der Mensur gemachten Protokolle in den Zeitungen wie ein Decret veröffentlicht. Das Duell ist aus der französischen Gesellschaft nicht zu entfernen. Die Paukwuth ist in einer Weise in Frankreich verbreitet, daß die deutschen Corpsburschen wol Lust bekommen könnten, nach Paris überzusiedeln. Freilich geht es dabei im allgemeinen nicht sehr scharf her, aber manchmal setzt es doch derbe Stiche weg. Der „Figaro“, ein wahres Duellnest, hat seit meinem letzten Briefe sogar zwei seiner Redacteure an einem und demselben Tage auf die Mensur geschickt. In dem Gehölze von Ville d'Avray

fanden die beiden Duelle zu gleicher Zeit vor einem zahlreichen Publikum statt, zu welchem sich die Köhler und die Bauern gesellten, einen frohen Kreis bildeten und mit bäurischer Gemüthlichkeit von Herzen lachten, wenn sich die Pariser das tolle Blut abzapften. Die Bauern sind überall dieselben; stets die gleiche Liebe und Freundlichkeit für die Herren aus der Stadt. Lächerlich sind diese Duelle wol an und für sich: denn für ein nichts, ein Wort, eine unschuldige Bemerkung wird die Klinge gezogen, und wenn ich auch bisjetzt von keinem Rencontre renommiren kann, so habe ich es doch nicht eher gewagt, die Feder in französischen Journälchen zu führen, bevor ich bei dem berühmten Gâtechair den entsprechenden Unterricht in Handhabung des Degens genossen hatte. Gâtechair! Welch passender Name für einen Fechtmeister! Denn wörtlich verdeutscht heißt der Mann „Fleischverderber".

Alle drei Monate indeß hält die kleine Journalistik nach einer neuen Erfindung des „Figaro" ihren Versöhnungscommers. Bei Very im Palais-Royal wird gezecht und gelärmt; man drückt sich die Hände, oft tanzt man wie im vorigen Jahre bei dem Figaroball mit den angesehensten Schauspielerinnen, und schließlich gewinnt man dem intimen Freunde wie einem intimen Feinde das Geld ab; denn ohne Spiel, ohne Landsknecht ist keine pariser Réunion denkbar. Wo sollte auch das heiße Blut austoben, wenn nicht bei den Karten! Aus der Oeffentlichkeit hat sich der grüne Tisch zurückgezogen in alle Privatreunionen, selbst die Familie ist nicht davon verschont geblieben. Dabei ist nicht zu vergessen, daß es sich stets und überall um verhältnißmäßig sehr hohe Summen handelt und jeden Tag der großen Stadt Baden-Baden würdige Spielereignisse die Bevölkerung betrüben oder erheitern.... Erst vor einigen Wochen war ich zu einer der obenerwähnten Journalistenreunionen, welche von der Zeitung „Le Gaulois" ausging, geladen. Die lauterste Heiterkeit herrschte von Anfang bis zu Ende. Der Held des Abends war Henry de Pène, welcher seit seiner Genesung zum ersten mal wieder in der Oeffentlichkeit erschien; ein herzliches Hoch folgte den innigen Versen, welche Roger de Beauvoir, der bekannte Romanschriftsteller und einer der geistreichsten Causeurs von Paris, vortrug....

Ferdinand Röse's Individualitätsphilosophie.

Von

Emil Schärer.

1) Die Erkenntnißweise des Absoluten. 1841.
2) Die Kunst zu philosophiren. 1847.
3) Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit. 1847.
4) Die Psychologie als Einleitung in die Individualitätsphilosophie. 1856.

II.

Die erste Schrift Röse's war schon anfangs 1841 erschienen, auf demselben freien Boden, auf welchem einst Schelling's Asche ruhen sollte, obschon der Verfasser, gleich so manchem bedeutenden Zeitgenossen, ein Kind des meerbespülten alten Lübeck war. Diese Schrift, „Ueber die Erkenntnißweise des Absoluten" (Basel 1841), enthielt die Grundlagen seines Systems der Individualitätsphilosophie bereits in so bestimmten und scharfen Linien, mit einer so durchschlagenden Orientirung seines neuen Standpunktes gegenüber den bisherigen Systemen von Kant bis Hegel und Neu-Schelling, daß man schwer begriff, wie das Werk so unbeachtet blieb, und daß man von dieser sonst so sehr zur Andacht stimmenden „Stille der Natur" im Gegentheil eher zum fressenden Zweifel hätte angeregt werden können. Die Erklärung lag darin, daß die Last der Zeitfragen zu schwer war, als daß sie ein anderer, wenn auch mit Hülfe eines solchen Instruments, hätte heben können, während andererseits der schwerfällige Stil des Buchs noch zu sehr die Spuren eines gewaltsamen Ringens mit der Sprache an sich trug, als daß die gerade für die Fachphilosophen viel mehr als für die Männer des praktischen Lebens ungewohnten Ideen sich nicht auch durch die ungeschlachte Form, in der sie auftraten, den Weg versperrten. Ja hat doch Röse selbst, freilich gehemmt durch die unserer deutschen Literatur so wohlvertraute materielle Noth und Sorge des Lebens, sowie durch mehrmalige schwere Erkrankung, wiederum volle sechs Jahre gebraucht, bis er seine zweite philosophische Schrift, „Ueber die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit" (Berlin 1847), vom Stapel lassen konnte. Vom Rationalismus zum Individualismus schon ist es ein weiter Weg und ein großer Schritt; aber auch nicht darum allein handelt es sich — denn der Individualismus ist ja auch, wie so manches andere, „schon dagewesen" —, sondern um einen Individualismus, welcher nicht wie einst dem abstracten Rationalismus ebenso abstract gegenübertrat, sondern durch eine wirkliche Versöhnung der Gegensätze sich über beide stellte.

Unsere Zeit will lebendigen Geist, lebendigen Leib, will keins von beiden ohne das andere. So wie Röse behauptet, „die Form der echten Philosophie auf dem heutigen Standpunkte ihrer Entwickelung sei das

ungesuchte, nur dieser Wissenschaft eigenthümliche Resultat der gegenwärtigen Reife ihres Wesens", „ebenso", sagt er, „sträuben wir uns gegen die Behauptung der bisherigen größten Autoritäten, daß das Object derselben außer aller Erfahrung, also ein: ich weiß nicht wo? sei und daß der Ursprung desselben nothwendig dunkel bleiben müsse, falls man nicht Gefahr laufen wolle, die Philosophie in den Kreis der empirischen Erfahrungswissenschaften herabzuziehen und so ganz ihres Wesens zu berauben". (Das. § 16.) „Unter allen Wissenschaften ist vielmehr das Gebiet der Philosophie am schärfsten innerlich und äußerlich abgegrenzt"; „das innere Merkmal, wodurch sich die Philosophie als die speculative Erfahrungswissenschaft von allen übrigen Erfahrungswissenschaften, weil diese nur empirisch sind, unterscheidet, ist die nothwendige Wahrheit der Resultate ihrer Forschungen." „Das Gebiet ist aber äußerlich nicht minder scharf begrenzt nach oben durch das klare Bewußtsein über den höchsten und letzten Zweck des Gesammtlebens der Menschheit und nach unten durch die Anforderung, die zahllosen einzelnen Lebenszwecke der Menschen, der Völker, der Staaten einer unerbittlichen Prüfung zu unterwerfen, ob sie mittelbar oder unmittelbar für die Lösung jener Gesammtlebensaufgabe der Menschheit mitwirken oder nicht. Man braucht aber nicht zu fürchten, daß sich jener Schlußstein unserer Philosophie nach sonst bei den Philosophen gewohnterweise alsbald wieder zu einem leeren abstracten Gedanken verflüchtigen werde." „Dieser Schlußstein, das Endziel dieser Philosophie, ist nicht ein Begriff, sondern die concrete Anschauung des höchsten Individuums." „Wir müssen eine ganz concrete und individuelle Gestalt haben, wenn sich in ihr alles wahrhaft Gute, Große und Schöne soll spiegeln können, welches die Menschheit seit ihrer Erschaffung erzeugt hat." „Allein man braucht vor der Schwierigkeit, ja scheinbaren Unmöglichkeit dieses Endresultats unserer Philosophie nicht zurückzuschrecken, sobald man entschlossen ist, mit Klarheit, Kraft und ohne irgendwelches Vorurtheil den jedenfalls ungefährlichen Versuch zu wagen, ob man sich nicht trotz des dichten Nebels, mit welchem falsche Philosophie und unklares, halbfaules Leben die Augen der meisten unserer Zeitgenossen umhüllt haben, momentan auf den Standpunkt unserer Lehre stellen kann." (§ 18.)

„Diesen Standpunkt, welcher uns die Erkenntniß erschließt, daß das individuelle Leben den ganzen Kreis des Lebendigen ausfüllt, und daß auch das allgemeinste, wahrhaft lebende, nicht nur im Gedanken fingirte Wesen ein Individuum sein müsse", „erklimmen wir, indem wir uns zunächst ganz einfach fragen: was ist ein Individuum?" (§ 19.) „Ein Individuum ist ein Organismus, eine Gesammtheit von Theilen, wo in jedem Theile, unbeschadet seiner Selbständigkeit als Theil, das Ganze als Ganzes allgegenwärtig ist." (§ 27.) Wenn aber die schon bei der



anatomischen Betrachtung des Leibes „unverkennbare Selbständigkeit der Glieder, sowie andererseits die organische Einigung derselben durch das in jedem Willensacte als allgegenwärtig sich bethätigende Ich die Hauptsache ist, dagegen der räumliche Zusammenhang derselben auf diesem Standpunkte als Nebensache erscheint, warum sollen wir nicht auch den Stamm, das Volk, den Staat und endlich die Menschheit Individuen nennen, sobald sich, durchaus ebenso wie im Organismus der Einzelmenschen, in den Gliedern des Stammes, des Staats u. s. f., trotz der Selbständigkeit dieser Glieder, ein Stammes-Ich, ein Staats-Ich und endlich ein Menschheits-Ich allgegenwärtig, willenskräftig manifestiren kann —, ungeachtet der dann andererseits auch nur als reine Nebensache erscheinenden räumlichen Trennung der einzelnen Glieder des Stammes, des Staats, der Menschheit." (§ 38.) „So sind dann die selbständigen und doch organisch in jenem größern Ganzen geeinten Glieder des Stammes-Individuums die einzelnen Menschen, die Glieder des Volks-Individuums sind Stämme, die Glieder des Staats-Individuums sind Völker und endlich die Glieder des Menschheits-Individuums werden die Staaten der Erde sein." (§ 29.) „Da haben wir ganz klar und bestimmt, speculativ-erfahrungsmäßig die Scala der immer allgemeinern, umfassendern, höher gearteten Individualitäten vor uns, eine Scala, welche durchaus den ganzen Kreis möglicher menschlicher Lebensentwickelung äußerlich umschließt und zugleich das Innere derselben vom ersten Anfang bis zum einstigen letzten Ende als ein organisch gegliedertes Ganzes veranschaulicht und begreiflich macht. Die Summe dieses ganzen Organismus gibt die speculativ-erfahrungsmäßige Darstellung jenes mysteriösen Dinges, welches die frühere negative Philosophie das absolute Ich nannte, soweit es für uns erkennbar ist." (§ 29.)

„Außer ihm bleibt zur vollständigen Ausmessung des Alls nichts übrig als die natürliche Außenwelt oder die Summe alles Existirenden, dessen Wesen wegen der Eigenthümlichkeit unsers Erkenntnißvermögens nicht speculativ-, sondern nur empirisch-erfahrungsmäßig erforscht werden kann." (§ 30.) Dennoch muß der Mensch diese natürliche Außenwelt, dieses Nicht-Ich in seiner Gesammtheit als ein Individuum anerkennen", als ein Wesen von seinem Wesen, mit andern Worten: als eine Realität, „so sehr auch die negative Philosophie die Welt mit Zweifeln an dieser Realität eine Zeit lang unterhalten hat". „Ist aber nach dem Ausdrucke der bisherigen Philosophie das Nicht-Ich trotzdem, daß es in allen seinen Einzelerscheinungen absolut und unversöhnlich (weil der Gegensatz im Wesen unsers Erkenntnißvermögens begründet ist) dem Ich entgegengesetzt ist, in seiner Gesammtheit oder in der Beziehung aufgefaßt, daß es auch eine Realität ist, dennoch auch ein Ich, so ist der Individualismus das charakteristische und einzige allgemeine Merkmal

alles Lebens, so ist nicht nur die Individualität des Allgemeinen (d. h. der allgemeinen Existenzen, nicht der allgemeinen Begriffe), sondern auch die Allgemeinheit des Individuellen nachgewiesen." „Die einzige Stütze, deren dieser Beweis noch bedarf, ist demnach die speculativ-erfahrungsmäßige Erhärtung der Idee, daß unser Erkenntnißvermögen vom Princip aus in zwei Hälften, zwei Richtungen gespalten ist, von denen die eine speculativ oder nothwendig wahr das Individuelle oder vorwiegend Geistige, die andere empirisch oder möglich wahr (wahrscheinlich) nur das Natürlich-Außenweltliche oder vorwiegend Körperliche anschauen und begreifen kann. Die tausendjährige Täuschung des praktischen Lebens wie auch der bisherigen Philosophie, infolge welcher man die Zwiefältigkeit unserer Erkenntniß für eine Doppelart des Wesens der Dinge selbst nahm, war deshalb so schwer zu beseitigen, weil diese beiden Gebiete des körperlichen und des geistigen Lebens stets nur gemischt erscheinen, weil zur völligen und klaren Erkenntniß eines Dinges stets eine geistige und eine sinnliche Erforschung desselben nothwendig ist, bis sich dann zeigt, ob wir auf sinnlichem oder auf geistigem Wege mehr vom Wesen des Dinges erkennen. Der Beweis für die Wahrheit dieser Auffassung muß natürlich der systematischen Entwickelung der Lehre selbst vorbehalten werden." (§ 31.)

„Für jetzt bemerken wir nur noch, daß in der obenberegten Scala von ineinander eingeschachtelten Individualitäten, indem dasselbe Ding, welches nach unten als Individualität die ihm untergeordneten Glieder zusammenfaßt, nach oben aber wiederum Glied einer höhern Individualität ist, wie die vollendete Wirkung wieder Ursache wird. — Daß in dieser Scala von Individualitäten (Einzelmensch, Stamm, Volk, Staat, Menschheit) die je höhere Individualität nicht nur wegen ihres äußerlich größern Umfangs, sondern vor allem wegen ihres innerlich erhöhten Wesens, wegen ihres höhern Gesammtlebenszweckes eine höher geartete genannt werden muß." (§ 32.)

Die Familie ist „das große allgemeine Triebrad, welches diesen ganzen Organismus menschlicher Entwickelung in Bewegung setzt und für die Menschen aller Zeiten den Uebergang vom bloßen Erhaltungs- zum Erhöhungsleben vermittelt, d. h. sie aus der traurigen und sündvollen Isolirung als Einzelmensch befreit, um sie organisch an dem Gesammtleben der «höhern Individualitäten», d. h. ihres Stammes, Volks, Staats, je nachdem sie zur Zeit entwickelt sind, theilnehmen zu lassen". (§ 33.)

Bei allen im „werdenden Menschheits-Individuum", das nicht mit der abstracten kosmopolitischen „Menschheit" verwechselt werden darf, begriffenen höhern Persönlichkeiten, als Stamm, Volk, Staat, ist es nun ein aus dem Princip des „Organismus" oder „organischen Lebens"

sich von selbst ergebendes Entwickelungsgesetz, daß, eine gesunde Entwickelung vorausgesetzt, die je niedrigere Persönlichkeit an dem Leben derjenigen höhern Persönlichkeit organisch theilnehmen muß, deren Glied sie eben ist, daß sie also nicht nur nach unten (wie z. B. bei der Familie: Einigung durch die natürliche Gatten- und Kindesliebe), sondern auch nach oben ihre Aufgabe erfülle. So ist alles gesunde Leben nach unten individuelles, nach oben organisches Leben, kein Individuum kann seinen Lebenszweck erfüllen, es sei denn als Organ (Glied) einer wiederum höhern Individualität u. s. f. und — fügen wir es gleich hinzu — das innerste geistige Princip, der eigentliche Lebenssaft sozusagen, welcher dieses In- und Aneinanderwachsen der Individuen durchdringt und bedingt, ist das geistig-sinnliche, aber vorwiegend geistige Gefühl oder Begehren, d. i. im allgemeinen die Liebe, wie sie erst nach Bewußtsein ihres Wesens ringend schon in der „ersten Schöpfung", mit Bewußtsein ihres Wesens aber in der christlichen Welt das Leben im Innersten zusammenhält. Doch davon später: für jetzt müssen wir, um nicht zu weitschweifig zu werden, hier abbrechen und den geneigten Leser auf das Buch selbst verweisen.

Es war bisher nur von der alleräußersten Umschreibung der verschiedenen einander bedingenden Organismen oder höhern Individualitäten die Rede. Es ist selbstverständlich, daß zur Lösung der tiefsten Fragen der Zeit noch etwas mehr gehört als dies, nämlich: eine ins einzelnste gehende Durchforschung und Darstellung des innern Lebens des Einzelmenschen, des Wesens seines sinnlich-geistigen Bewußtseins, seines Empfindens, Vorstellens, Denkens, Fühlens oder Begehrens und endlich Thuns oder Sich-Manifestirens. Das eben ist der Hauptgegenstand des vorliegenden Buchs, das eigentlich „Psychologische" desselben, obwol andererseits, eben wegen der organischen Auffassung des Menschenlebens, das vorwiegend geistige Leben und Weben des Einzelmenschen sich ebenso wenig ohne dessen Zusammenhang mit dem Leben der höhern Persönlichkeiten, mit der Familie, dem Stamm, Volk, Staat und endlich Menschheit, d. h. ohne dessen eigentlichen Lebenszweck begreifen läßt, als dasselbe Leben, blos von seiner vorwiegend sinnlichen Seite aufgefaßt, sich ohne den Wechselverkehr mit der natürlichen Außenwelt denken ließe.

Bevor wir nun zur Vermittelung der Psychologie des Einzelmenschen mit der Wissenschaft vom Staat, der Religion und Kunst oder vom öffentlichen oder Erhöhungsleben überhaupt übergehen, müssen wir, zur Vorbeugung gegen „rationalistische Misverständnisse", einiges vorausschicken.

Unsere Zeit strebt nach Selbstbewußtsein — das ist eine in neuerer Zeit vielfach gehörte und wahrlich nicht etwa nur auch noch auf das Zeitalter der „Aufklärung" anzuwendende Phrase, sondern — wann

hat es denn je eine Zeit gegeben, von der man das nicht sagen müßte, wenn man es auch damals nicht gesagt und gedacht hat? So gut als es gewiß schon vom Kinde behauptet werden muß, nicht nur daß es sich entwickele, sondern daß seine Entwickelung eben eine Entwickelung zum Selbstbewußtsein sei, wenn auch manche Jahre vergehen mögen, bis es selbst dieses erkennt, und wenn auch Millionen von Kindern und Menschen dahinsterben, ohne jemals in ihrem Leben diese „Entdeckung" gemacht zu haben, — ebenso ist es auch mit der „Zeit" oder, um uns, wie es sich bei der Besprechung einer so durchaus concreten, positiven und lebensfrischen Philosophie besser geziemt, auch positiver auszudrücken: mit der wirklichen Menschheit als dem Inbegriff aller in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ins Gebiet „der Lebendigen" eintretenden Menschen. Bei der Entwickelung des Kindes kommt es bekanntlich nicht blos auf die Ausbildung seines „Wissens" an, sondern es sollen seine sämmtlichen Fähigkeiten, soweit sie überhaupt in seiner Natur liegen, entwickelt werden. Ebenso wenig ist es bei dieser Ausbildung darauf abgesehen, das Kind schließlich zu einem „Wissenden", zu einem Gelehrten oder Philosophen zu machen, sondern zunächst und vor allen Dingen zu einem „ganzen Menschen"; — welcher dann erst, wenn sein Geist reif genug geworden, um die in seinem eigenthümlichen Wesen liegenden Triebe zu verstehen und zu deuten, oder mit andern Worten: wenn sein Denken reif genug geworden ist, daß er „seine eigenen Gedanken" haben kann und daß er „weiß was er will", im Stande ist, seine Stellung im Leben als Organ jener höhern Persönlichkeit, der er angehört, auszuwählen und auszufüllen. Trotz alledem wird aber niemand leugnen, daß es bei dieser Erziehung zur möglichst vollständigen Entfaltung aller Kräfte im weitesten Sinne des Wortes überall das mehr oder weniger entwickelte Denken, sei es nun der Erzieher oder des Kindes selbst, ist, welches als das Hauptorgan dieses ganzen Processes dient und wirkt. Dadurch nämlich, daß, wie dies namentlich in den vier ersten Kapiteln der „Psychologie" entwickelt wird, das Denken „nicht nur zu den Empfindungen und Vorstellungen, sondern auch zum Begehren (Gefühl), (mit welchem in derselben Intention zusammentreffend es die einzelnen Willensarten bildet), und zur Manifestation in innigstem praktischen Verkehr und Wechselwirkung steht, mithin jede Lebensregung eines dieser Organe sofort alle andern spüren läßt, wird es nicht nur der regsame, nach allen Seiten hin bestimmende Mittelpunkt aller, sondern es erfüllt sich auch wiederum selbst mit dem Inhalte aller jener andern Organe, wie Gefühl, Vorstellung, Empfindung, Manifestation, und wird so von denselben bestimmt, während die reine Vorstellung und Empfindung, gleich dem Gefühl, isolirt betrachtet, ihren Inhalt an sich selbst haben. Das Denken soll aber auch nichts sein als die mehr oder

weniger scharfe Verarbeitung dieses Materials, denn wo es selbständig sein will, da irrt es. Die Gesammtmasse des Inhalts, welche das Denken aus der Empfindung oder Anschauung, ferner aus der reinen Vorstellung und vor allem auch aus dem Gefühl schöpft —, alles dieses müssen wir als Erfahrung bezeichnen, indem wir ja außerhalb der Erfahrung, welche zunächst durch die Sinne vermittelt wird, auch noch die innere Erfahrung, die Gefühlsthatsachen kennen. Diese Beschränkung des Denkens auf das Gebiet der Erfahrung gilt aber natürlich nur vom Denken des praktischen Lebens, denn das philosophische Nachdenken über das Wesen des Denkens muß immer als Object ein solches Denken beobachten und seinem innersten Wesen nach ergründen, welches erfahrungsmäßig denkt oder eine geistige Verdauung des nur durch die innere und äußere Erfahrung gegebenen Inhalts vermittelst des Denkens ist." (Psychol. § 125.) Eben wegen dieses eigenthümlichen Verhältnisses des Denkens zu den übrigen Bewußtseinsmächten entstand nun, und zwar zunächst für die Philosophie, welche nur durch Concentration aller Bewußtseinsrichtungen im Denken fortschreiten kann, und von ihr aus auch für die von derselben mehr oder weniger beeinflußten Lebensgebiete, der Schein, als ob das Denken als solches der letzte und oberste Richter in allen, auch den höchsten Anliegen des Menschen sei. So ward gerade der eigentliche Kern und Quellpunkt des Menschenwesens, seine Gefühlsbegehren oder sinnlich-geistigen Triebe, durch welche durchaus alle, nicht nur seine innern, sondern auch seine äußern Erfahrungen bedingt sind, übersehen, so wurden dieselben, statt in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit, stets nur insofern sie gedacht wurden oder gedacht werden konnten, in Betracht gezogen, und so mußte unter dem, was der eine als seine innern oder äußern Erfahrungen in Gedanken (vorgestellten Worten) aussprach, der andere, so sehr auch das Denken stets das allgemeine Medium der Mittheilung ist und bleiben wird, doch — weil er wiederum seine Anschauungen, innern und äußern Erfahrungen nach Maßgabe seiner Individualität hatte — gar oft sich etwas anderes denken. Denn es kommt ja nicht darauf an, daß man sich dasselbe Wort, denselben Begriff denkt, sondern daß man unter demselben Worte, demselben Begriffe „dasselbe verstehe", d. h. dieselben Anschauungen, innere und äußere Erfahrung sich vorstellt. Bei den äußern Erfahrungen läßt sich natürlich die Uebereinstimmung leicht herstellen. Aber wie ist dies bei den innern Erfahrungen, bei den Gefühlen möglich? Dieser Schwierigkeit eben hat die Philosophie ihre ganze negative Periode zu verdanken, indem sie sich gezwungen sah, durchaus nicht etwa das Denkbare, — weil sich ja eben darunter jeder etwas anderes denken konnte —, sondern nur das als nothwendige Wahrheit anzunehmen und geltend zu machen,

was „nicht-nicht-zu-denken" war — mit welchem juridischen Netze dann freilich gar manches edle Wild nicht gefangen werden konnte.

Ein Hauptverdienst der Röse'schen „Psychologie" ist nun eben auch die Erkenntniß des Verhältnisses des Denkens zu den übrigen Bewußtseinsthätigkeiten, der Entstehung der Gedanken aus dem Sprachvermögen und den innern und äußern Erfahrungen und wiederum die Ableitung dieser aus dem Kern und Keime der Individualität (insofern er reell — im Gegensatz zum Bewußtsein — ja nicht geschieden ist vom All und vermittelst seines Bewußtseinsapparats bald vorherrschend geistige, bald vorherrschend sinnliche Eindrücke von demselben empfängt und seinerseits wieder auf dasselbe einwirkt), den sinnlich-geistigen Gefühlsbegehren, deren Summe eben gleich der Individualität selbst ist. Die höchste Aufgabe des Menschen erscheint so nicht als das Denken um des Denkens willen, wie dies noch bei Hegel erscheint, noch die höchste Aufgabe des Denkens das Denken der allgemeinsten und abstractesten Begriffe, sondern vielmehr die höchste Aufgabe des Denkens ist, denjenigen Grad von Reife, Selbstbewußtsein, Klarheit über sich selbst zu erlangen, daß es im Stande ist, die innersten Regungen und Triebe der Individualität zu erkennen, zu deuten, von ihren unreinen (eingebildeten, leidenschaftlichen) Elementen zu reinigen, woraus dann ein gesundes Wollen und Handeln als das für jedes Individuum höchste Ziel von selbst folgen muß.

Wie dies für den Einzelmenschen, so ist es für die Philosophie selbst die höchste Aufgabe, die Gefühlsbegehren der Menschennatur, soweit sie allen Menschen eigenthümlich ist, zu deuten, d. i. das Wesen der Gefühle wissenschaftlich zu begründen und darzustellen. „Sowol wegen der Schwierigkeit der Aufgabe als wegen des lohnenden Zieles", sagt daher Röse im Eingang des Kapitels vom Begehren oder vom Gefühl (welches wir in Verbindung mit dem sechsten Kapitel gegenüber den vier ersten mehr kritischen Kapiteln das dogmatische Kapitel nennen möchten), „nimmt das Forschen nach dem «Wesen» der Gefühle unter allen denkbaren menschlichen Bestrebungen nach Erweiterung der Erkenntniß den ersten Platz ein." (Psychol. § 122.) Die Vermittelung zwischen dieser psychologischen Erkenntniß des innersten Wesens des Einzelbewußtseins mit der Wissenschaft vom religiösen, politischen, sittlichen Leben der Völker und Staaten oder „der höhern Persönlichkeiten" besteht nun eben darin, daß nachgewiesen wird, daß und wie jener auf speculativem, nicht nur empirischem Wege aufgefundene und erkannte Kern des Individuums dahin strebt, dieses letztere nach Maßgabe seiner individuellen Anlagen zum Organ oder Glied jener höhern Persönlichkeiten zu machen, d. h. daß und wie die Liebe, als die Basis der vorwiegend geistigen Gefühlsbegehren, sowol das allgemeine die Menschheit umschlingende Band, als auch der innerste Kern und Grundtrieb

des Einzelbewußtseins ist — wovon man freilich „im Leben" zu keiner Zeit weniger merkt als in unserm an Zerrissenheit, Desorganisation, überall pulsirendem Leben, an Liebesbedürftigkeit und Liebesunfähigkeit gleich sehr dem alexandrinischen ähnlichen Zeitalter.

Hier gilt es nun, „nicht nur vieles seiner wahren Natur nach zu ordnen, zu sichten und zu bezeichnen, sondern auch den Zusammenhang mit dem ganzen psychologischen Apparat sowie auch vor allem die Andeutung desselben als Urquell des Lebens der einzelnen, der Völker und das «unter Gottes Erziehung sich selbst entwickelnden Menschheitsindividuums» klar darzulegen." „Alle Gefühle oder Begehren, denn das ist gleichbedeutend, sind «Bewußtsein von dem geistig-sinnlichen Mittelpunkte und Kern der Menschennatur, von der Individualität selbst»" — eine Ansicht, welche sich wesentlich nicht nur von der aller Psychologen, sondern auch aller frühern Philosophen („denn die sogenannten Gefühlsphilosophen kommen wissenschaftlich gar nicht in Betracht, da sie romantische Dichter sind, die sich höchst unpassenderweise in das philosophische Gebiet verirrt haben") unterscheidet, da man bisher die Gefühle nur vom Gesichtspunkte des begehrten Objects zu beurtheilen verstanden und sie nur für glänzende, aber in Wahrheit überflüssige, ja im ganzen störende „Verzierungen der Menschennatur" hielt.

Von diesem Mittelpunkte seiner selbst aus erkämpft sich nun der Mensch das ganze Ich in dem Fortschritte vom Empfinden zum Vorstellen, Denken und endlich zum klar bewußten Fühlen immer größerer Selbständigkeit." Schon Hamsterhuis sagte, die Vollkommenheit des moralischen Gefühls sei in allen Menschen verschieden, darum gebe es keine zwei Menschen auf der Welt, deren Pflichten im eigentlichen Verstande nicht verschieden wären; verschieden nicht in Absicht der zufälligen mechanischen Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der natürlichen und ewigen. Die größte Weisheit, zu der ein Mensch gelangen könne, bestände darin, daß er alle seine Gedanken und Handlungen mit seinem moralischen Gefühle in Uebereinstimmung brächte u. s. f. Nicht ohne Grund macht Jacobi auf das Misverständniß und den Misbrauch aufmerksam, den solche Lehren zur Folge haben könnten, obschon er mit noch mehr Grund hinzufügt: „Was nicht misverstanden werden kann, hat wenig Sinn, und was nicht misbraucht werden kann, wenig Kraft zum Gebrauch." Daß es nun auch für die Individualitätsphilosophie weder abstracte Tugenden noch abstracte Sünden gibt, sondern „wie der Herr Gott einst am Tage des Gerichts zu bethätigen versprochen hat: mit ihrem eigenen Maßstabe gemessene gute oder böse Menschen" (Psychol. § 145), versteht sich nach dem Bisherigen wol von selbst. „Unser Streben ist überhaupt nicht, der Sittlichkeit leichtere, sondern strengere, schärfer bezeichnete Vorschriften und Grenzen zu setzen."

„Die Sittlichkeit, welche die Individualitätsphilosophie verlangt, besteht darin, daß die negative Moral nicht umstoßend, sondern ergänzend, das christliche: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles!» zur Wahrheit werde. Denn — stets eben mit Berücksichtigung der individuellen Möglichkeit und Fähigkeit! — es heißt nicht nur, du sollst nicht stehlen und deines Nächsten Weib, Knecht u. s. f. nicht begehren, sondern: du sollst deine Mitmenschen mit deinem Gut unterstützen und fördern. Du sollst nicht nur nicht tödten, sondern in allen echten und rechten Dingen deinen Nächsten mit Gut und Blut vertheidigen helfen auf jede Gefahr hin! Es heißt ferner nicht nur, du sollst nicht ehebrechen, sondern: du sollst eine Familie gründen als nothwendige Grundlage jedes gesunden öffentlichen oder Erhöhungslebens, was die positive Achtung und Unterstützung der Familienglieder von selbst in sich schließt. Du sollst nicht nur nicht lügen und nicht falsch schwören, noch die Wahrheit verhehlen, sondern: du sollst die Wahrheit ohne Zagen und Menschenfurcht bekennen, auch wo sie gefahrdrohend ist, damit sie im öffentlichen wie im Privatleben durch dieses offene Bekenntniß stark werde unter den Menschen! Du sollst nicht nur den Namen Gottes nicht misbrauchen und den Feiertag nicht entheiligen, sondern: du sollst bilden und bauen helfen durch dein Beispiel und mit aller Kraft eines von äußern Interessen und menschlicher Autorität nicht gebrochenen und verwirrten Herzens und Geistes an der Gründung und dem Ausbau der wahren, bisjetzt noch nirgends auf Erden existirenden Kirche Christi." „Diese neuen, die alten ergänzenden positiven Gebote sind das Resultat einer organischen Einigung des echten Christenthums mit einem gesunden Denken, Fühlen, Wollen" und deswegen „fordern wir, daß der Mensch nicht nur wie oben erwähnt das religiöse, sondern auch das politische, öffentliche oder Erhöhungsleben seiner Nation mit auszubauen bemüht sei". (Psychol. § 147.)

„Nicht minder wichtig als diese weit über die abstracte Moral des Privatlebens hinausreichende «positive Sittlichkeit des öffentlichen Lebens» ist aber auch die individuelle Grundlage jedes gesunden Erhöhungs- oder öffentlichen Lebens, ist die Sittlichkeit des Menschen im Verkehr mit sich selbst, von welcher die Moral der Orthodoxen wie der Rationalisten ebenso wenig wie von der Sittlichkeit des öffentlichen Lebens weiß. Und doch wie oft ist z. B. das Sich-selbst-belügen in seinen innern und äußern Folgen noch viel schlimmer und verderblicher als das Lügen andern gegenüber; denn jenes unterhöhlt das Individuum, den Baustein, auf welchem das ganze sittliche Leben allein errichtet werden kann, vom tiefsten Kerne aus (Psychol. § 149). Der Anfang des Nicht-sich-selbst-belügens ist das Sich-selbst-erkennen, aber auch hier nicht das abstracte Erkennen der menschlichen Natur im allgemeinen, sondern:

das Gewissen zu nöthigen, daß es nicht mehr wie jetzt nur mit ja oder nein, sondern in klarer, bestimmt articulirter Weise antworte." „Schon Sokrates", der größte, wenn auch selbst von Plato nach dem Standpunkte seiner Zeit wol nur zum Theil verstandene Philosoph *) „meinte, wenn er die Selbsterkenntniß als den Anfang und das Ende aller Philosophie bezeichnete, damit auch nicht nur die Erkenntniß der menschlichen Natur im allgemeinen, sondern die Antworten seines Dämon, d. i. eben jenes zu bestimmten Antworten genöthigten Gewissens." (Psychol. § 150.) „Die Hauptbedingniß diesen Gott in uns zu finden, dessen Leitung zu dem Gott über uns führt (Psychol. § 151), ist das Erkennen unsers ganzen Ich in jeder einzelnen seiner Lebensäußerungen", ohne darum die Besonderheit und Eigenthümlichkeit der letztern aufzuheben. Aber wie erkennen wir nun diese in allen Theilen des Ich, „in jedem einzelnen Begehren gegenwärtige Individualität, um im einzelnen Falle wissen zu können, ob dieses oder jenes Begehren wirklich gesunderweise in unserer Individualität liegt, oder nur eingebildet und von außenher hineingetragen ist? Denn der Grundsatz steht fest: Unsere Individualität ist gleich der Summe der Begehren (Gefühle), die wir gesunderweise haben, oder richtiger haben können". (Psychol. § 154).

Hier stehen wir nun gewissermaßen an den theoretischen Schranken der Individualitätsphilosophie, während ihre praktische Bedeutung und Wirksamkeit hier erst recht ins Licht tritt. Die Antwort auf die obige Frage lautet nämlich: „Das Erkennen der Individualität ist durchaus nur bei einem gesund organisirten öffentlichen (Erhöhungs-) Leben möglich, indem dort dem Gefühl das, was es ist und will (begehrt), gestaltet entgegentritt und von ihm selbst (als Gewissen) mit nothwendiger Wahrheit als seine Gestaltung bezeichnet wird, wo dann die Vernunft hinterher mit leichter Mühe diese Gestaltungen zerlegen und deuten kann, um sofort zu sagen, das wollte das Gefühl, resp. das wollten (begehrten) alle Gefühle dieses Individuums, also das ist seine Individualität!" (Ebendaselbst.)

Ein solches gesund organisirtes öffentliches Leben hat es einmal, bedingterweise, gegeben im alten Griechenland; damals zur Blütezeit des Griechenvolks hat es eine solche innere und äußere Harmonie der geistig-sinnlichen und sinnlich-geistigen Lebenskräfte gegeben, aber es war nur ein „instinktmäßiges Resultat des noch nicht befriedigten natürlichen Lebenstriebes". (Einleitung §. 98.) Aber jetzt? Alles antike Leben ist zerfallen, der geistige Trieb, dessen Grundwesen eben darin liegt, daß er bei jeder gesunden Befriedigung sofort nach einer noch höhern strebt,

*) „Weil er mehr philosophisches Genie als Talent, mehr zum Wirken durch persönlichen Umgang als zum abstracten Lehren begabt und berufen war."

fand, nachdem er damals das Schönste und Höchste, was die „reine Menschlichkeit" des „natürlichen Menschen" zu erstreben und zu schaffen fähig war, erreicht und errungen, erst im Christenthum wieder das Ziel eines noch höhern Strebens, einer noch höhern Befriedigung seines innersten Wesens. Aber und jetzt? fragen wir noch einmal. Wer hat nicht schon vielfältig in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß er trotz der besten Absicht, trotz des lebhaftesten christlichen „Gefühls" absolut nicht zu der Einsicht gelangen konnte, wie er in diesem bestimmten Falle, in dieser bestimmten Lebenslage nun handeln solle und könne, um sowol aus seinem Innersten heraus zu handeln, als auch „als Christ" zu handeln? Mit andern Worten: wie ist jetzt ein Erkennen eigener Individualität möglich, obschon wir in Christus das anschauliche und höchste Ziel der Entwickelung derselben vor uns haben? Warum ist es in so vielen tausend Fällen nicht möglich, christlich zu handeln, obschon wir seit zweitausend Jahren christlich haben fühlen gelernt? Wie macht sich der Uebergang von der nur subjectiv christlichen, d. i. von der nur christlich fühlenden, zur objectiv christlichen, d. i. auch christlich denkenden und handelnden Periode der Menschheitsgeschichte? Denn das ist gewiß: „Die Lebensaufgabe des nicht nur christlich fühlenden, sondern auch so denkenden und anschauenden Menschen ist: mit Sicherheit sich bewußt zu machen in jedem sittlich zweifelhaften Momente des Lebens: wie würde Christus ganz an deiner Stelle in diesem Augenblicke gehandelt haben?" (Psychol. § 166.)

Das nothwendige Mittelglied zwischen jenem nur christlichen Fühlen und diesem christlichen Handeln kann nun aber in nichts anderm bestehen, als daß das Leben, sowie es einst zur Blütezeit Alt-Griechenlands nach dem höchst möglichen Standpunkte der natürlichen Menschheit organisirt war, sodaß alle dem natürlichen Menschen eigenthümlichen Gefühlsbegehren (Triebe) zum Bewußtsein ihrer selbst und zur gesunden Befriedigung gelangten, — daß, sage ich, es jetzt nach dem Maßstabe der christlichen Menschlichkeit oder der vollendeten Gottebenbildlichkeit der Menschen durchorganisirt sei. „In einem solchen ganz in Christi Geist organisirten Nationalleben, wo die Nationalkirche als höchste Blüte des politischen Lebens als reine Veranschaulichung des echt christlichen Inhalts doch auf dem politischen Leben gegründet wäre, würde dann wieder die Kunst in ihre ursprünglichen, altangestammten, jetzt fast nirgends mehr zu findenden Rechte eintreten; denn jeder echte Cultus ist durch und durch künstlerisch und jede echte Kunst ist religiöser oder politischer Cultus. Das Gefühl dieses durch und durch christianisirten Nationallebens müßte die Musik, die individuellen und doch ganz christlichen Anschauungen die bildende Kunst, das Denken die redende Kunst veranschaulichen, während eine echte und gesunde Philosophie diesen gan-

zen Proceß 1) der Christianisirung des Nationallebens (nur durch bewußte innere Gesundung desselben; denn der völlig geistig gesunde Mensch braucht Christum nur zu kennen, damit er ihn lieben muß), 2) das Erwachsen der echt, klar und vollständig künstlerisch gestalteten Nationalkirche aus dem politischen Leben und 3) die bewußte Kraft und innere Gesundheit des einzelnen, um diesen Vorbildern nachzuahmen — erzeugen müßte." (Psychol. § 166).

Bei diesen letzten Abschnitten werden dem Leser manche Dinge aufgestoßen sein, die in ihm, je nach seinem Standpunkte, theils Zweifel, theils das Bedürfniß nach weiterer Ausführung erweckten. Dafür müssen wir ihn nun natürlich auf das Buch selbst verweisen, und fügen wir jetzt nur noch, um ihm einige Gewähr zu geben, daß er dort wirklich das Nähere und Weitere findet, einige Hauptsätze aus den Marginalien, die das ganze Werk zur bequemern Uebersicht durchlaufen, hinzu. § 168: „Nur mit vollkommen freier eigener Kraft dem Vorbilde Christi nachstrebend, kann der Mensch der wahren Segnungen des Christenthums theilhaftig werden." § 169: „Was heißt «Glauben?»" § 170: „Die wahre Einsicht in das Wesen von Christi ebenso sehr menschlicher wie auch göttlicher Person kann nur durch völlige Erkenntniß der Gottebenbildlichkeit der menschlichen Natur erworben werden." § 171: „Das Wesen der echten «Liebe», d. h. der Offenbarung der Gottebenbildlichkeit des Menschen." § 172: „Die Thaten der echten Liebe sind als Selbstoffenbarungen des Göttlichen überhaupt wesentlich schöpferischer Natur und müssen zweitens nicht nur mitgefühlt, sondern auch intellectual angeschaut und von der Vernunft begriffen werden können; dem Verstande sind und bleiben sie aber ewig unbegreiflich." § 173: „Das Wesen der Liebesthaten des heutigen Lebens." § 174: „Die Familienliebe, wie sie gegenwärtig durchschnittlich auftritt." § 175: „Die Familienliebe, wie sie sein sollte und sein könnte." § 176: „Die vollkommene Entwickelung der höhern Individualitäten und also auch die der Familie, als ihrer organischen Grundlage, ist nur durch die echte Nachfolge Christi möglich." § 177: „Nur solchen Menschen, welche ihrer natürlichen geistigen Entwickelung nach vollkommen gesund sind, ist die echte Nachfolge Christi möglich. Der nationale Christus." § 178: „Was sollen wir jetzt thun, solange noch nicht das durch und durch natürlich gesunde und zugleich auch christliche Nationalleben erwachsen ist?" § 179: „Die echte und wahre Liebe ist die organische Basis aller übrigen Gefühle des Erhöhungslebens. Die Berechtigung des Hasses (Zornes) im Erhöhungsleben." § 180: „Unter welchen Bedingungen ist beim Criminalverfahren die Todesstrafe zulässig?" § 182: „Das Bindeglied zwischen den vorwiegend sinnlichen und vorwiegend geistigen Gefühlen." § 183: „Das Mitwirken Gottes bei der

Erzeugung der Kinder." § 184: „Vorläufige Erörterungen über das Gefühl nach Ehre und das Gefühl nach Freiheit und über das Verhältniß derselben zum Gefühl nach Liebe." § 185: „Die «Praxis» des Familienlebens." § 186: „Die echte Familienliebe erlischt nicht in und mit der Befriedigung, gleich der falschen Familienliebe." § 187: „Die Grundbedingung einer echten Familienliebe ist: daß das Familienleben organisch in das Nationalleben aufgenommen sei." § 188: „Was heißt jemanden «achten» im Erhöhungsleben?" § 189: „Freundschaft auf dem Standpunkt des Erhöhungslebens." § 190: „Die praktischen Folgen der Erhöhungsfreundschaft." § 193: „Der juridische Standpunkt den Leidenschaften gegenüber." § 194: „Unterschied zwischen Leidenschaft und Begeisterung." § 195: „Näheres über die Entstehung der Leidenschaften des Erhöhungslebens durch Verwechselung vorwiegend sinnlicher mit vorwiegend geistigen Begehren. Geistig krankhafte Familienliebe." § 196: „Geistig krankhafte Freundschaft." § 197: „Geistig krankhafte Nationalliebe (sogenannte: Politische Ueberzeugung)." § 198: „Für eine Nation, die gesunderweise auf dem Volksstandpunkte steht, ist die Monarchie die einzig richtige und echte Regierungsform." § 199: „Das krankhafte Gefühl nach Gott und die Gegensätze desselben zur gesunden Gottesliebe." § 200: „Vorläufige Bemerkungen über das heutige religiöse Leben." § 201: „Die Folgen der gegenwärtigen Desorganisation des kirchlichen Lebens." § 202: „Wahre und falsche Intoleranz." § 203: „Die vier Gebote der Sittlichkeit im Verkehr des Menschen mit sich selbst." § 204: „Die echte Ehre im Vergleich mit dem, was man heutzutage gewöhnlich so nennt." § 205: „Die wahre und die falsche Scham." § 206: „Echte Freiheit und falsche Freiheit." § 207: „Die Verirrungen des Freiheitsgefühls stammen daher, daß man bald nur das Nationalbewußtsein, bald nur das Selbstbewußtsein als die Quelle der wahren Freiheit angesehen hat." § 208: „Jede Nation soll ihre eigene Art von Freiheit haben."*)

*) Indem wir den vorstehenden Artikel zum Abdruck brachten, leitete uns eine doppelte Absicht: theils wünschten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine jedenfalls interessante und doch bisher selbst auch in wissenschaftlichen Kreisen nur wenig gekannte und beachtete Erscheinung hinzulenken, theils dem Urheber der „Individualitätsphilosophie" unsererseits ein Zeichen der Theilnahme und Anerkennung zu geben, deren kein geistiges Streben auf die Dauer entbehren kann und deren er, in seiner vom Schicksal wenig begünstigten äußern Lage, doppelt bedarf. Durchaus fern dagegen lag es uns, durch die Aufnahme dieses Artikels eine wenn auch noch so beschränkte Zustimmung zu den Röse'schen Ansichten selbst, namentlich aber zu den praktischen Consequenzen derselben in ihrer Anwendung auf Kirche, Staat, geselliges Leben ꝛc. zu erkennen zu geben. Es wird sich hoffentlich Gelegenheit finden, auf diesen Gegenstand ausführlicher zurückzukommen und mag es einstweilen, zur Vermeidung jedes Misverständnisses, an dieser Verwahrung genügen. D. Red.

Literatur und Kunst.

Robert Burns.

Das Jahr 1859 scheint das Jahr der Dichterjubiläen werden zu sollen: während wir Deutschen uns rüsten, das Erinnerungsfest an den hundertjährigen Geburtstag Schiller's zu feiern, geht man in Italien, wenn auch ohne rechten chronologischen Grund, mit dem Gedanken um, im Laufe dieses Jahres ein Dantefest zu veranstalten, die Engländer aber haben in eben diesen jüngsten Tagen bereits das hundertjährige Jubiläum zu Ehren Robert Burns', des poetischen Pflügers von Ayrshire, festlich begangen. Die deutsche Literatur, seit mehr denn einem Jahrhundert mit der englischen so nahe verschwistert, hat diese festliche Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, ohne ihre Theilnahme an den Tag zu legen; in der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig erschienen soeben „Lieder von Robert Burns. Uebertragen von Georg Pertz. Mit einer biographischen Skizze von Albert Traeger und dem Porträt von Burns". Robert Burns gehört sowol seinem Talent wie seinen Schicksalen nach zu den interessantesten und merkwürdigsten Erscheinungen der modernen Literatur; mitten in einem Zeitalter, da frostige Gelehrsamkeit und Silbenstecherei die englische Poesie beherrschten, erwachte der Genius dieses ländlichen Dichters gleichsam als Bürgschaft dafür, daß keine Zeit und kein Volk von der Poesie jemals gänzlich verlassen sind und daß nicht die Gelehrsamkeit und nicht die weltmännische Bildung den Dichter machen, sondern das erste wie das letzte in der Poesie ist immer das Herz, das leidenschaftlich bewegte, empfindungsreiche Herz, das in seinen persönlichen Leiden und Freuden die Leiden und Freuden der Menschheit widerspiegelt und das überall, in dem Höchsten wie in dem Niedrigsten, eine göttliche Offenbarung zu entdecken weiß, weil es selbst so ganz und vollständig von göttlichem Hauche geschwellt ist. Robert Burns gehört zu jenen Märtyrern, an denen die moderne Poesie so reich ist, besonders in England, wo die jähe Kluft zwischen großem Reichthum und großer Armuth und die strenge Sonderung der gesellschaftlichen Verhältnisse dem angehenden Poeten ganz besondere Schwierigkeiten in den Weg legt. Am 25. Januar 1759 als der Sohn eines armen schottischen Pachters geboren, verlebte Burns eine durch Armuth und äußere Bedrängniß vielfach getrübte Jugend. Auch der Unterricht, dessen er genoß, war nur dürftig und bevor derselbe nur einigermaßen vollendet war, sah der junge Robert bei der gänzlichen Verarmung seines Vaters sich genöthigt, zu Hacke und Spaten zu greifen und der Natur, deren geheimste Reize er späterhin in so melodischen Weisen verherrlichen sollte, als Tagelöhner ein kärgliches Dasein abzuringen. In diese Zeit fallen seine ersten poetischen Versuche; die Liebe, die denn auch späterhin seine vornehmste Muse blieb, begeisterte den fünfzehnjährigen Knaben zu seinen ersten Strophen, denen bald andere folgten, und mit jedem Gedicht, das seine arbeitmüde Hand hinwarf, vermehrte sich der Ruhm des jungen Sängers und die Theilnahme, deren er in seiner ländlichen Nachbarschaft genoß. Doch wandelt bekanntlich niemand ungestraft unter Palmen und auch dem jungen bäurischen Poeten wurde sein frisch aufsprossender Ruhm gefährlich; ein beliebter Gesellschafter, jung, keck, über-

müthig, dazu ein gewandter Tänzer, der Liebling der Dirnen weit und breit, gerieth er in allerhand lockere Verbindungen, die nicht nur seinem Rufe schadeten, sondern auch seine ökonomische Existenz von Grund aus vernichteten. Von seinen Zechgenossen verlassen, der Verarmung preisgegeben, stand er schon im Begriff sich nach Jamaica einzuschiffen, um daselbst eine Stelle als Sklavenaufseher in einer Pflanzung zu übernehmen — ein furchtbarer Beruf für das weichfühlende, von allem Menschlichen so leichtbewegte, so tiefergriffene Herz eines Dichters! Allein dem völlig verarmten Manne fehlte es am Reisegeld; um sich dasselbe zu verschaffen, ließ er eine Sammlung seiner Gedichte drucken und siehe da, die gesunden, kräftigen Naturlaute dieser ländlichen Dichtung, verbunden mit dem leichterregbaren Patriotismus seiner schottischen Landsleute, trafen die letztern so gewaltig, daß der verachtet, bankrotte Pächter, der künftige Sklavenaufseher auf Jamaica rasch zum Helden des Tages wurde. Zu einem Besuche nach Edinburg eingeladen, wurde er in den literarischen Kreisen der schottischen Hauptstadt mit großer Auszeichnung behandelt. Es war dieselbe Geschichte, die sich in ähnlichen Fällen tausendmal wiederholt hat: man hätschelte das einfache Naturkind und gab ihm Leckerbissen und streute ihm den Weihrauch so dick, daß er ihm endlich zu Kopfe stieg, und wie das geschehen war, da beklagte man — nicht die eigene Unvernunft und Kurzsichtigkeit, sondern das plebeje Naturell des Dichters, das die guten Tage nicht vertragen könne. Und ganz unbegründet war der Vorwurf nicht; bei aller poetischen Begabung, ja vielleicht eben infolge seiner großen künstlerischen Empfänglichkeit, die ihn auch um so zugänglicher machte für alle Genüsse und Verlockungen des Lebens, fehlte es Burns an sittlicher Kraft und Haltung, dieselbe kindliche Unbefangenheit, dasselbe träumerische Sichgehenlassen, das in seinen Versen so bezaubernd wirkt, wurde verhängnißvoll für sein praktisches Leben und brachte ihn in innere und äußere Conflicte, denen er endlich erlag. Eine kleine Pachtung, die er, durch seine edinburger Gönner unterstützt, neuerdings übernommen hatte, führte wiederum zu keinem guten Ausgang und so mußte der Dichter, um dem äußersten Elend zu entgehen, sich entschließen, eine Stelle als Steueraufseher anzunehmen: ein Beruf, der nirgends sehr populär ist, in Schottland aber, bei den Landsleuten des Poeten, in der äußersten Verachtung stand. Diese Verachtung lastete schwer auf dem unglücklichen Dichter, er fühlte den Zwiespalt, der zwischen seiner äußern Stellung und seinem Beruf als Dichter bestand, und sah doch weder ein Mittel noch besaß er die Kraft, sich demselben zu entziehen. Der Tod einer geliebten Tochter vollendete seinen innern Ruin; ein gebrochener Mann, muthlos und hoffnungslos, starb er am 21. Juli 1796. — Dies in kurzem Abriß die Lebensgeschichte eines Dichters, der gleich so vielen seiner Genossen erst nach seinem Tode zur verdienten Anerkennung gelangt ist. In Schottland sowie im ganzen englischen Reiche verbreitete sein Ruhm sich mit ungemeiner Schnelligkeit; es kam vielleicht, wie so häufig in solchen Fällen, etwas von Beschämung und Reue dazu, für den Lebenden so wenig gethan zu haben. „Wir Engländer", schrieb Thomas Carlyle 1829 an Goethe, „besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgendeinen Dichter seit Jahrhunderten." „Vielleicht", setzt er hinzu, „haben Sie niemals von diesem Manne gehört und doch war er eins der entschiedensten Genies, aber in der tiefsten Klasse

der Landleute geboren und durch die Verwickelungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, sodaß, was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig ist." (Vergl. „Goethe's Werke", Bd. 46, S. 56 fg. der Kleinen Ausgabe.) Und allerdings kannte Goethe den Namen des Dichters damals noch nicht, wol aber war der Dichter selbst ihm bereits seit Jahren bekannt: das „allerliebste Gedicht" (wie Goethe es nennt) „John Barley-Corne", war Goethe ohne Namen des Verfassers zugekommen und hatte ihn durch seinen frischen, natürlichen Humor sogar zur Nachahmung angereizt. Durch Goethe empfohlen, wurde Burns in Deutschland nun bald häufig gelesen und auch unsere Uebersetzer bemühten sich um die Wette, den schottischen Dichter für unsere Literatur zu erobern; die erste Uebersetzung erschien zu Ende der dreißiger Jahre von dem verstorbenen Gerhard, der sich dann 1840 zwei andere von Kauffmann und Heintze anschlossen. Doch blieben alle drei hinter ihrem Vorbilde weit zurück und nur Freiligrath, dieser Meister der Nachdichtung, gelang es, in den wenigen einzelnen Uebertragungen, die er geliefert hat, die ganze Kraft und Lieblichkeit, die Naivetät und Frische, verbunden mit dem Wohllaut seines Vorbilds zu erreichen. Aber dieser Freiligrath'schen Uebertragungen sind, wie gesagt, nur wenige und so bleibt dem nacheifernden Fleiß jüngerer Bearbeiter hier noch ein weites Feld geöffnet. Der im Eingang genannte neueste Versuch darf im ganzen als ein recht glücklicher bezeichnet werden; der eigenthümliche Ton des Dichters, in seiner Mischung von Kraft und Lieblichkeit, von derbem Humor und zartester Empfindung, ist meistentheils recht wohl getroffen und wenn auch die gehäuften Elisionen und ähnliche kleine sprachliche Mängel hier und da noch an den Zwang des Uebersetzens erinnern, so sind das doch eben nur einzelne Stellen und selbst diese werden zum Theil durch die ungemeine Treue aufgewogen, mit welcher der Uebersetzer sich seinem Originale angeschlossen hat, und kann die Kritik daher den Ausspruch, den der Verfasser in der vorangeschickten Lebensbeschreibung des Dichters thut, nämlich daß die hier mitgetheilten Uebersetzungen den Vergleich mit den Freiligrath'schen nicht zu scheuen brauchen, im ganzen nur bestätigen. — Was diese Lebensbeschreibung selbst angeht, so ist dieselbe mit sichtbarer Liebe für den Gegenstand, in einer warmen und begeisterten Sprache geschrieben. Vielleicht geht die Begeisterung stellenweise sogar etwas zu weit; der Biograph theilt den Fehler, in den die Geschichtschreiber großer und bedeutender Männer so leicht verfallen, nämlich daß sie in dem glänzenden Gemälde desselben nun auch nicht den leisesten Schatten, das kleinste Fleckchen dulden wollen. Und doch gibt es kein völlig fleckenloses menschliches Dasein, ja gerade die Schwächen großer Männer, diejenigen Eigenschaften gerade, durch welche sie der irdischen Natur ihren Tribut zollen, bilden nicht selten den Punkt, von dem aus ihre ganze Erscheinung uns am verständlichsten wird und von dem aus wir sie am innigsten lieben und verehren lernen. Darum ist es auch nicht die Sache des Biographen, dergleichen dunkle Stellen mit vorsichtiger Hand hinwegzuwischen, vielmehr wird er seine Pflicht um so besser erfüllen, jemehr er sich darauf beschränkt, den Ursprung jener Schwächen aufzudecken und ihren natürlichen und nothwendigen Zusammenhang mit der gesammten Entwickelung des Helden nachzuweisen. Hr. Traeger ist nicht blind gegen die Mängel und Schwächen

in Burns' Charakter, allein er schreibt sie lediglich seinem Schicksal und dem hindernden Einfluß seiner Umgebung zu; er vergißt oder hebt doch nicht genügend hervor, daß, wenn einerseits die Umstände den Menschen bestimmen, doch andererseits auch dem Menschen die Kraft ward, die Umstände zu bestimmen, und daß, wenn wir es unterlassen, diese Kraft anzuwenden, dies regelmäßig unsere Schuld ist — eine Schuld, die je nach Umständen wol verziehen werden mag, aber doch niemals gänzlich abgeleugnet und noch weniger mit dem Heiligenschein eines unverdienten Martyriums geschmückt werden sollte. Noch in einem andern Punkte vermögen wir dem Biographen nicht beizustimmen: das ist der durchgehende Vergleich zwischen Burns und Schiller. Zwar der Anfang dazu war bereits von Thomas Carlyle in dem vorhin angeführten Briefe an Goethe gemacht. „Oft", schreibt er daselbst, „war ich von der Bemerkung betroffen, Burns sei wenige Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759 geboren und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf." Allein wir haben auch bereits die Stelle mitgetheilt, wo eben derselbe Thomas Carlyle, dieser begeisterte Lobredner des schottischen Dichters, das von demselben Erreichte als „verhältnißmäßig geringfügig" bezeichnet. In ähnlichem Sinne spricht sich auch ein anderer competenter Richter, W. Spalding in seiner in England vielverbreiteten und vor einigen Jahren auch ins Deutsche übertragenen „Geschichte der englischen Literatur" aus. „Wenn wir", heißt es hier, „auch unsere Augen von allem in Burns' Werken abwenden, was seiner unwürdig ist und wie stolz wir auch sind, daß in dem Uebrigen ein schottischer Landmann der Literatur der angelsächsischen Rasse einige ihrer kostbarsten Perlen gegeben hat, so können wir doch nicht umhin zu fühlen, daß alles, was dieser außerordentliche Dichter producirt hat, eher ein Vorschmack von dem, was er hervorgebracht haben könnte, als eine der Kraft und der reichen Fülle seiner Talente entsprechende Leistung ist." Wer aber möchte ein ähnliches Misverhältniß zwischen Talent und Leistungen wol von Schiller behaupten, der ja im Gegentheil sein ganzes Leben hindurch mit bewundernswerthem Fleiße und einer wahrhaft rührenden Gewissenhaftigkeit daran gearbeitet hat, die angeborenen Schlacken seines Wesens auszuscheiden und sein Talent zu immer höherer Reife zu entwickeln? Und auch übrigens ist die Kluft zwischen dem ganz subjectiven, nur das eigene Innere und seine nächste ländliche Umgebung verherrlichenden schottischen Poeten und dem die ganze Menschheit umfassenden Dichter des „Wallenstein", der die höchsten Ideen der Philosophie, die großartigsten Lehren der Geschichte poetisch zu verkörpern strebte, so groß wie nur immer denkbar, und muß daher jeder Vergleich zwischen Burns und Schiller, der sich auf mehr erstreckt als auf das reine und innige Streben, das beide begeisterte, als ein durchaus hinkender zurückgewiesen werden. Schließlich erlauben wir uns, zur bessern Unterstützung unserer Empfehlung, einige Proben aus der Uebersetzung selbst mitzutheilen; wir wählen dabei absichtlich solche Stücke, die auch sonst schon mehrfach übertragen sind, um dem Leser die Vergleichung und damit das Urtheil zu erleichtern.

(S. 14):

O wär' mein Lieb' die rothe Ros'.

O wär' mein Lieb' die rothe Ros',
Die auf der Zinne thront so hold,
Und selber ich ein Tröpfchen Thau,
In ihres Busens Duft gerollt!

Wie wollt' ich schwelgen, lustgewiegt
Von ihrem Reiz, die ganze Nacht,
An ihrer Blätter Sammt geschmiegt —
Zerschmelzend, wenn der Tag erwacht.

O wär' mein Lieb' ein Flieder hold,
Den röthlich färbt der Frühlingsschein,
Als Vöglein drin ich rasten wollt',
Wenn mir erlahmt die Flügelein.

Wie klagt' ich ach! wenn Herbststurm jach
Ihm Leid, ihm Weh brächt' Winterschnee;
Doch wie so hold ich singen wollt',
Wenn ich in frischer Blüt' ihn säh'!

(S. 49):

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, ging aus auf die Pirsch,
Mein Herz ist im Hochland und jaget den Hirsch,
Jaget das Rothwild und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, ich geh' wo ich geh'!

Leb' wohl! du mein Hochland, mein heimischer Nord,
Du Wiege von Helden, Bedrängten ein Hort;
Wie weit ich auch wand're von Schottlands Revier: —
Die Hügel des Hochlands zieh'n allzeit mit mir!

Lebt wohl, all ihr Berge, begraben im Schnee,
Ihr Halden im Thale, ihr Schluchten ade!
Du Hochwald, der schwindelnd die Felswand umsäumt,
Ihr Ströme ade, die zum Bergsee ihr schäumt!

Mein Herz ist im Hochland, ging aus auf die Pirsch,
Mein Herz ist im Hochland und jaget den Hirsch;
Jaget das Rothwild und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, ich geh' wo ich geh'!

(S. 73):

John Anderson.

John Anderson, mein Herz, mein John,
Bei deinem ersten Schau'n
Da war dein Haar wie Raben schwarz
Und buschig deine Brau'n.
Nun sind die Brauen spärlich, John,
Dein Haar wie Schnee im März —
Doch Segen deiner kalten Hand,
John Anderson, mein Herz!

John Anderson, mein Herz, mein John,
Erstiegst mit mir die Höh',
Und haben manch, manch frohen Tag
Erlebt in Lenz und Schnee.
Nun schlottern wir bergunter, John,
Vereint doch niederwärts,
Und ruh'n am Fuß, umschlungen sanft,
John Anderson, mein Herz!

R. P.

Correspondenz.

Aus Brünn.

Januar 1859.

Css. In der letzten Weihnachtswoche beendete Dr. Wolfsohn aus Dresden, der Dichter von „Nur eine Seele", welches Stück, beiläufig gesagt, noch auf keiner österreichischen Bühne zur Darstellung gelangt ist, seine hier gehaltenen Vorträge über deutsche Nationalliteratur. Dieselben bildeten gewissermaßen eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge, welche im verflossenen Frühjahr bei uns zu Gunsten der hiesigen Handwerkerschule ins

Leben traten und unter denen der Vortrag des bekannten Ethnographen Dr. Andree „Ueber die Entwickelung der Südsee“ sowie derjenige des Dichters Julius Hammer „Ueber das heutige deutsche Theater“ von den Zuhörern noch jetzt in dankbarem Andenken bewahrt werden. Ueberhaupt sind jene Vorträge nicht ohne Einfluß auf unser geistiges Leben geblieben, das Publikum, zusammengesetzt aus den gewähltesten Kreisen der Gesellschaft, war recht zahlreich und zeigte eine lebhafte Empfänglichkeit, wennschon zu einer eigentlichen geistigen Elite, wie sie z. B. in Berlin, Leipzig, Dresden oder München sich zu derartigen Vorträgen zusammenfindet, die Elemente bei uns vorläufig nur noch sehr dünn gesäet sind. Das scheinen unsere einheimischen Capacitäten, die sich bei dem Unternehmen betheiligten, denn auch zum voraus gewußt zu haben und haben sie wol eben deshalb den Durchschnittsgrad der hiesigen Bildung so gewissenhaft innegehalten, wie es z. B. von unserm bekannten Musikkritiker Dr. Hanslick in seiner Abhandlung „Ueber die Entstehung der Oper“ geschah. Wir hatten von dem gelehrten Redner eine tiefsinnige, auf neuen historischen Thatsachen fußende und mit glänzenden Gedanken reichlich ausgestattete Untersuchung erwartet, und siehe da, was wir zu hören bekamen, war so populär wie möglich, eine Sammlung von Anekdoten, alten und neuen, unterbrochen durch die Vorführung eines Liedes mit obligater Klavierbegleitung.

Ich erwähnte vorhin, daß Wolfsohn's „Nur eine Seele“, das auf andern Bühnen zum Theil mit großem Beifall gegeben worden ist, in Oesterreich noch keine Aufführung erlebt hat. Auch andere Stücke, die auswärts ebenfalls ohne alles Bedenken gegeben werden, wie z. B. Brachvogel's „Narciß“, bedürfen bei uns zu jeder Wiederholung einer ausdrücklichen Erlaubniß von seiten der Behörde. Einer ähnlichen väterlichen Fürsorge erfreut sich auch unsere Presse. Außer der officiellen „Brünner Zeitung“, die in ihrem Feuilleton zuweilen recht lesenswerthe Artikel bringt, besitzt Brünn noch ein ausschließlich lokales Blatt, die „Brünner Neuigkeiten“: und wenn dem allgemein verbreiteten Gerücht geglaubt werden darf, so ist gerade dieses Blatt, trotz seines beschränkten Inhalts und trotz seines ganz lokalen Leserkreises, der Gegenstand vielfacher Maßregelungen, wie denn im ganzen die Provinzialpresse noch bei weitem ungünstiger gestellt ist und die gouvernementalen Zügel noch viel härter empfindet als die wiener Blätter. Sehr natürlich! Die letztern, die wiener Blätter, gehen über das Weichbild der Stadt weit hinaus, sie werden auch im Ausland gelesen und helfen hier die Ehre der österreichischen Bildung vertreten; da ist man denn schon dieser Ehre halber etwas nachsichtiger, während an den Provinzialblättern, die sich ja nur höchst selten ins Ausland verirren, nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren ist, und so läßt man sie denn das ganze Gewicht einer Bevormundung empfinden, die mitunter in ihren Motiven ebenso originell ist wie in ihren Aeußerungen. Wie weit diese Bevormundung sich erstreckt und von welchen Rücksichten sie geleitet wird, dafür mag Ihnen das nachfolgende Factum, das sich erst unlängst bei uns zugetragen, als Beispiel dienen. Die in meinem letzten Schreiben erwähnte naturwissenschaftliche Section unserer Ackerbaugesellschaft veranstaltet allmonatlich in ihrem Lokal eine Sitzung zur gegenseitigen Mittheilung und Abhaltung gemeinnütziger Vorträge, und zwar werden diese Vorträge sodann zur Vertheilung an die Mitglieder in

Druck gegeben. In einer der letzten Sitzungen nun entspann sich eine Verhandlung über das Gesundheitsschädliche des Cigarrenrauchens — und diese Verhandlung wurde, als sie zum Druck gelangte, von der Behörde mit Beschlag belegt und zwar, wie man offen eingestand, weil man von der weitern öffentlichen Besprechung dieses Gegenstandes eine Beeinträchtigung des ärarischen Tabacksmonopols befürchtete! — Wie es unter diesen Umständen mit dem politischen Theil unserer Zeitungen bestellt ist und was überhaupt aus unserer gesetzlich bestehenden Preßfreiheit thatsächlich wird, das brauche ich Ihnen nach solchen Beispielen gewiß nicht erst weiter auszuführen.

Um so erfreulicher ist es und ein desto glänzenderer Beweis für den gesunden und strebsamen Sinn unserer Bevölkerung, daß dessenungeachtet politische Bildung und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten sich bei uns immer weiter ausdehnen und einen immer kräftigern Aufschwung nehmen. Freilich muß dabei von unserer Aristokratie, die zum größten Theil mit der Politik auf gespanntem Fuße lebt und sich überhaupt von jeder höhern geistigen Erregung grundsätzlich fern hält, gänzlich abgesehen werden und ebenso auch von unserer Beamtenwelt, die schon rücksichtlich ihrer materiellen Existenz durchschnittlich so kümmerlich gestellt ist, daß sie sich zu höhern geistigen Interessen gar nicht mehr aufschwingen kann. Dagegen gibt sich in unserm Mittelstand, den eigentlichen bürgerlichen Kreisen unserer Bevölkerung, eine große Regsamkeit des Geistes und viel gesundes politisches Urtheil kund; sowol der Umschwung, der in diesem Augenblick in unserm großen deutschen Nachbarstaate vor sich geht und der mit Recht alle deutschen Herzen mit freudiger Hoffnung erfüllt, als auch die Vorgänge in Oberitalien, dieser Achillesferse Oesterreichs, werden in diesen Kreisen einer lebhaften, von der Anschauungsweise unserer Regierung oft bedeutend abweichenden Erörterung unterzogen. Und diese Stimmung, ich glaube es Sie versichern zu können, ist nicht auf unsere Stadt, ja nicht auf unsere Provinz allein beschränkt. Lassen Sie sich nicht irre führen durch die otroyirte Loyalität unserer wiener Blätter. Die allgemeine Stimmung ist bei uns keineswegs so zuversichtlich und hoffnungsreich, wie die wiener Presse es darstellt, vielmehr sehen wir den Ereignissen, die sich vorbereiten, nicht ohne Bangigkeit und mit dem Bewußtsein entgegen, daß sie in hohem Grade verhängnißvoll werden können für unsere gesammte öffentliche und bürgerliche Lage. Am wenigsten Anklang findet der leidenschaftlich herausfordernde Ton, in welchem unsere officielle Presse, die „Oesterreichische Zeitung“ an der Spitze, sich gefällt; wir selbst kennen unsere wunden Stellen zu wohl und wissen zu gut, wie weit wir noch von jener Neugestaltung Oesterreichs entfernt sind, welche die officiellen Stimmen seit Jahren so laut verkünden, als daß uns bei jenen voreiligen Siegsfanfaren nicht einigermaßen unheimlich zu Muthe werden sollte.

Auch von jener Besserung unserer finanziellen Zustände, die von gewisser Seite her gleichfalls als vollendete Thatsache in die Welt posaunt wird, läßt sich in Wahrheit nur noch wenig spüren; das einzige, was wir bisjetzt erlangt haben, ist der Umtausch der alten Noten gegen neufabricirte. Dagegen ist die Handelsbilanz des verflossenen Jahres wiederum sehr ungünstig ausgefallen, unsere früher so blühende Eisenindustrie liegt infolge des rücksichtslosen Verfahrens der Regierung gänzlich danieder und auch andere dringende Fragen, deren endliche Erledigung zur Herstellung eines geordneten

politischen und ökonomischen Zustandes unerlaßlich ist, wie die Gemeindeordnung, die Gewerbegesetzgebung ꝛc., harren noch immer ihrer Lösung. Möchte wenigstens die neuerdings in Preußen eingetretene Wendung auch unsere Regierung zu beschleunigter Thätigkeit nach dieser Richtung hin anspornen!

Wenn ich Ihnen schließlich melde, daß bei alledem Prinz Carneval seinen Einzug in unsere Stadt gehalten hat und daß dieselbe trotz der gedrückten Stimmung und trotz der gewerblichen und finanziellen Calamitäten von rauschenden Vergnügungen erfüllt ist, so wird Sie das nicht weiter wunder nehmen. Auch ist, die Wahrheit zu sagen, die augenblicklich herrschende Fröhlichkeit mehr eine gemachte als eine wirklich aus dem Herzen quellende, wenigstens unter den höhern Ständen, die den Ernst der Zeit denn doch zu sehr empfinden, um sich den üblichen Vergnügungen mit Unbefangenheit hinzugeben. Nur das eigentliche Volk weiß nichts von Sorge und tanzt und trinkt und lärmt in gewohnter Weise. Aber freilich ist das Volk auch bei uns noch ein Kind und man thut redlich das Seine, damit es ein Kind bleibe....

Notizen.

Von den neulich erwähnten „Blättern für deutsche Dichtung, herausgegeben von Dr. Bernhard Endrulat in Hamburg" (Hamburg, Würger) liegt uns die erste Nummer vor. Dieselbe bringt kurze biographische Notizen über zwei Lyriker vom jüngsten Datum, Karl Altmüller in Kassel (geb. 1833) und Friedrich Dörr in Hamburg (geb. 1831) nebst Proben ihrer Dichtungen; ferner eine poetische Epistel von Moritz Hartmann, Ende Mai 1854 aus dem Lager von Varna an eine Dame in Paris gerichtet, eine „Stegreifdichtung", die trotz des rechtfertigenden Vorworts, das der Herausgeber ihr vorangeschickt hat, doch wol nicht so recht an diese Stelle paßt; endlich kritische Besprechungen über Wilhelm Hertz' „Gedichte" und den neuesten Jahrgang des „Düsseldorfer Künstler-Album", nebst kurzen Notizen zur literarischen Tagesgeschichte.

Von Moritz Müller, einem angesehenen Gewerbtreibenden in Pforzheim, der von Zeit zu Zeit kleine Streifzüge in die Literatur unternimmt, denen das Publikum wegen des gesunden Humors und des klaren praktischen Verstandes, der sich darin äußert, lebhaften Beifall spendet, erschien bei Schäfer in Dresden eine Flugschrift: „Ueber Erziehung und Erzieher. Eine Ansprache an Aeltern und Jugendfreunde. Mit einem Schlußwort in Bezug der Agende und Kniebeugung im Großherzogthum Baden." Dasselbe ist in der bekannten Weise des Verfassers geschrieben und hat auch beim Publikum wiederum eine so günstige Aufnahme gefunden, daß es in diesem Augenblick bereits in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage versandt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 7. 10. Februar 1859.

Einiges über Dante-Bilder und -Bildnisse.

Von

Dr. Theodor Paur.

Es gibt wol keine zweite Dichtung, deren ideelle Grundlage so übersinnlich und deren Darstellung doch so bildlich wäre als Dante's „Göttliche Komödie". Dieser Versuch steht einzig in der Geschichte des Geistes da, einen so umfassenden und abstracten Gedankeninhalt in so scharfausgeprägter Bildlichkeit zur Anschauung zu bringen. Das ist es eben, woran sonst die Kräfte scheitern: je weiter ab eine Idee von dem sinnlichen Bereiche des Lebens liegt, desto mehr widerstrebt sie der Einkleidung in eine sinnliche Form. Und nun denke man sich das ganze theologisch-philosophische System des Scholasticismus als Gegenstand einer erzählenden Dichtung! Kann es einen weniger bequemen Stoff für die Poesie wol geben? Und doch, welch wunderbar gestaltende Kraft offenbart unser Dichter in der Versinnlichung des Uebersinnlichen! Freilich findet auch er seine Schranke; aber da, wo die lebendige Gestaltung den Dienst versagt, leistet die einschneidend lakonische, klangvolle Beredsamkeit des Wortes noch hinreichenden Ersatz. Dante ist darin ein Hauptrepräsentant des Mittelalters, daß bei ihm das sinnliche und das geistige Element, obwol verbunden, in so scharfem Abstich erscheinen, daß sie wie zwei ineinander verwebte Fäden von grellstem Farbenunter-

schied sich zwar nicht voneinander trennen lassen, aber doch stets ihr Anderssein bewahren.

Wenn die Zeitgenossen von Dante berichten, er sei auch ein tüchtiger Zeichner gewesen, so ist seine Dichtung geeignet, unterstützende Beweise dafür abzugeben. Nirgends begnügt er sich damit, Gestaltungen nur oberflächlich anzudeuten; in feste Form gegossen, überliefert er seine Bilder unserer Phantasie und regt diese zu treuer Nachschöpfung an. Mit naiver Pedanterie fügt er sogar, wo er das Ungeheure schildert, damit die Einbildungskraft des Lesers nicht ins Schrankenlose ausschweife, die räumlichen Maße bei. Nur im Paradiese zerfließen Umrisse, Farben und Größen im ewigen Lichtglanze und dieser gestattet nur noch wenige symbolische Formen in der Weise von Sternbildern, die allgemeine geistige Verhältnisse ausdrücken; das Persönliche spricht wol noch aus dem Worte, verschmäht aber jede abschließende organische Gestalt. Die liebliche Harmonie von Form und Farbe spielt ausschließlich im mittlern Theile der Dichtung, auf dem Reinigungsberge: prangende Wiesen, rieselnde Bäche, schattige Laubwölbungen, die Azurbläue des Himmels, das Geflimmer des Meeresspiegels, die funkelnden Gestirne des Südens, Sendboten des Himmels mit farbigen Gewändern und wehenden Fittichen, alle Reize einer verklärten irdischen Natur wetteifern, die Wehen der büßenden Waller zu lindern. Die Läuterung ihrer Seelen verkündet sich in gotterfüllten Gesängen, sodaß auch der schöne Ton nicht fehlt, die heilige Dreiheit der irdischen Göttersprache, der Kunst, zu vollenden. Den beiden bildenden Künsten hat der Dichter im zehnten und zwölften Gesange des „Purgatorio" noch ein besonders classisches Denkmal gesetzt. Die Hochmüthigen schauen an den sie begleitenden Felswänden in Reliefbildern Beispiele der Demuth und später auf ihrem Wege selbst, sodaß sie darauf treten müssen, von überirdischem Pinsel ausgeführte Bilder bestraften Hochmuths. Welch künstlerisches Bewußtsein im Sinne jener frühen Entwickelungsstufe der mittelalterlichen Bildnerei spricht sich in dem naiven Zweifel aus, ob Auge oder Ohr hier besser vernehme; so lebhaft habe der ewige Künstler dieses „sichtbare Reden" (visibile parlare) der vorgeführten Gestalten gebildet! Und in der That, die aneinander gereihten Scenen, kühn und sicher in wenige Worte gemeißelt, springen mit einer Gewalt in unsere Vorstellung über, wie es nur je die Felder Ghiberti'scher Thüren vermocht haben.

Einerseits allerdings die sprechenden Beziehungen des Dante'schen Werks zum Glauben des Zeitalters, andererseits aber vorzugsweise jene entschiedene Bildlichkeit der Darstellung forderten frühzeitig zu bildnerischer Ausführung Dante'scher Motive in Kirchen und Klöstern auf. Es waren hauptsächlich Maler aus der Schule Giotto's und der Meister selbst, ein Freund des Dichters, die solchen Anregungen folgten und

kirchliche Gebäude in Assisi, Neapel, Padua und Pisa durch Gemälde der Art verherrlichten. Es läßt sich denken, daß besonders auch Miniaturmaler miteinander wetteiferten, die Pergamenthandschriften der „Göttlichen Komödie" mit sinnreichen Bildchen in den lebhaftesten Farben zu illustriren. Dante selbst schätzte diesen Zweig der Malerkunst nicht gering, wie eine Stelle im elften Gesange des „Purgatorio" beweist. Die Bibliotheken Italiens mögen in solcher Art verzierte Manuscripte in Menge besitzen; hier sei es verstattet, nur von zweien, die der Rhediger'schen Bibliothek in Breslau angehören, ein Wort zu sprechen.

Beide Pergamenthandschriften stammen vielleicht noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Die eine, in Groß-Quart-Format, hat ihre Miniaturen auf den Anfangsseiten der drei Theile des Gedichts und zwar so, daß sie den Initialbuchstaben des ersten Verses schmücken und von da aus arabeskenartig fortlaufend den ganzen Text der Seite umschließen. Der Initiale N*) des „Inferno" zeigt in seiner Vignette den Dichter mit noch jugendlich-frischem, feingeschnittenem Antlitz in blauem Gewande und blauem Baret, weißem Kragen und rothen, schwarz punktirten oder vielleicht schwarz geschnürten Schuhen, wie die Vignette des „Paradiso" bestimmter erkennen läßt; er sitzt in einer Art von Kirchenstuhl vor einem aufgeschlagenen Buche mit gemustertem Schnitte, das auf einem Pulte liegt; unmittelbar darüber ist ein kleineres Buch aufgeschlagen; die rechte Hand des Dichters zu diesem erhoben, sein Blick über die Bücher hinaus gen Himmel gerichtet. Es soll, wie es scheint, den Dichter darstellen, wie er in heiliger Weihe die empfangene Offenbarung aus dem himmlischen Buche in das irdische überträgt. Der Gegenstand des Bildes liegt also außer dem Kreise der Dichtung selbst; erst die sich daran anschließenden Arabeskenranken beziehen sich auf den ersten Gesang des „Inferno". Zunächst unter den Initialen erscheint, medaillonartig umschlossen, der Dichter zurückschreckend vor dem Panther, der außerhalb des Medaillons sich an dem Rande desselben emporrichtet, während das Auge des Dichters fest auf dem Thiere haftet. Weiter unten Dante mit dem Löwen in gleicher Stellung, nur daß das Gesicht des Dichters von dem Thiere abgewendet ist. In der Ecke unten, noch auf der linken Seite des Textes, der Dichter und die Wölfin, die ruhig auf das Medaillon zuschreitet. In der Ecke rechts unten der Dichter zur Sonne emporgeleitet von Virgil, der greisenhaft mit langem Bart, hoher Stirn und kahlem Haupt, in zinnoberrothem Talar mit grünem Kragen, die linke Hand zur Sonnenscheibe erhebt, die andere aber dem Dichter zureicht. Hier ist keine Medaillonumschließung, gewiß nicht ohne Bedeutung, deren Sinn sich wol leicht von selbst ergibt.

*) Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Nicht so inhaltreich sind die Bilder zu den ersten Seiten des „Purgatorio" und des „Paradiso"; wenigstens haben die den Text auf drei Seiten umgebenden Ranken keine bestimmte Beziehung auf den Gegenstand des Gedichts. Die Vignette des Initialen P *) zeigt in der Fahne desselben Dante und Virgil zu Schiffe; jenen aufblickend und, wie scheint, einen Schlüssel emporhaltend; diesen, die rechte Hand erhebend, in der linken ein blaues Buch; zwischen beiden den Mast des Schiffes, worauf sie fahren, das flatternde Segel Virgil zugeneigt, der rechts davon sitzt. Die Scene versinnbildlicht offenbar nichts anderes als die Redefigur, deren sich der Dichter in der ersten Terzine des „Purgatorio" bedient:

Durch bess're Flut den Lauf zu nehmen, ziehet
Die Segel auf jetzt meines Geistes Schifflein,
Das hinter sich so grauses Meer zurückläßt.

Sehr schön harmonirt damit die Vorstellung des Dichters, daß die büßenden Seelen zum Reinigungsberge über das Meer fahren müssen, obwol Dante und Virgil auf ganz anderm Wege dahin gelangt waren. Der Initiale ist prächtig auf Goldgrund ausgeführt; am untern Theile desselben, ebenfalls noch auf Goldgrund, strahlt eine bunte Arabeske in der Form vierblätterigen Klees, aus dessen äußern Winkeln zurückgebogene Blätter hervorsprießen. Mitten in der untern Umschließung des Textes erblickt man einen blauen Vogel mit rothen Flügeln, Schnabel und Füßen; innerhalb des rechten Theils der Umschließung, mehr unten, einen Reiher oder Flamingo, doch ebenfalls blau, Beine, Kragen und Kopfbusch roth, den Schnabel emporstreckend und darin den nach oben sich fortsetzenden Theil der Arabeskenranke fassend.

Innerhalb des Initialen L **) des „Paradiso" endlich erscheint der Dichter mit erhobenen Händen zur Königin des Himmels emporblickend; diese in goldenem Gewande mit Krone und von ihr ausgehenden Strahlen, die in Sternen endigen; die Figur ist auf blauem Grunde in Oval ausgeführt, von dessen Rande sich wieder Strahlen nach außen verbreiten. Hier also abermals die Unnahbarkeit durch medaillonförmige Umschließung ausgedrückt. Von oben schweben zwei Engel an das Oval heran, ebenso in der Mitte und noch einer von unten empor. Das ganze Bild tritt aus Goldgrund hervor, der wiederum blau umschlossen ist. In der Mitte des rechten Theils der Rankenverschlingung schwebt von oben nach unten ein Engel in blauem Gewande mit rothem und grünem Fittich und einer Aureole um das Haupt, der mit den Händen die untere Ranke hält und dessen Gewänder mit der oberhalb sich fortsetzenden verschlungen sind. Diese dritte Vignette hat eine nähere Be-

*) Per correr miglior acqua alza le vele.

**) La gloria di colui che tutto move.

ziehung zu dem Thatsächlichen des Gedichts, doch auch keine ganz bestimmte; denn in den beiden letzten Gesängen des „Paradiso" wendet sich Dante zwar in verehrender Andacht empor zur Jungfrau Maria, aber nur schweigend zur Seite des heiligen Bernhard, der ihm die Worte des Gebetes vorspricht. Das Bild bezeichnet also in allgemeiner Auffassung etwa das, wovon der einunddreißigste Gesang berichtet, nämlich wie der Dichter zuvor im Anblick des höchsten strahlenverbreitenden Punktes der Himmelsrose versunken dasteht. Der Künstler hat es in allen drei Miniaturen vermieden, seinem Vorbilde sklavisch zu folgen; er will durch seine anmuthigen Schöpfungen den Text sinnreich verzieren, nicht wörtlich in eine andere Kunstsprache übersetzen. Man könnte die drei kleinen Gemälde bezeichnen als: Weihe des Dichters, Seefahrt zum Reinigungsberge und Schau des Göttlichen. Sie prangen noch heute in voller Farbenfrische und „lachen" uns an, wie Dante so treffend die Wirkung der Miniaturen bezeichnet, ein sprechender Beweis der Zartheit, Anmuth und tiefen Sinnigkeit des mittelalterlich-christlichen Geistes. Was sind dagegen meistens die Illustrationen heutiger Zeit!

Der andere Pergamentcodex der Rhediger'schen Bibliothek, von bedeutend größerm Format, läßt unter dem Text durchgehend einen so weiten Raum übrig, daß die Vermuthung begründet scheint, jede Seite habe mit einem Gemälde ausgestattet werden sollen; doch sind deren nur auf der zweiten und dritten vorhanden. Beide Bilder sind auf tief dunkelblauem Grunde ausgeführt, oben sowie rechts und links von goldenen und farbig verzierten Stäben und ähnlichen Schmuckrändern umschlossen. Auf dem ersten Bilde breitet sich ein Lorberhain, rechts bis hinter den Hügel fortgehend, über dem sich die Sonne erhebt. Zur linken, in goldumfaßtem, oben und unten spitz geformtem Medaillon, ganz greisenhaft und äußerst ernst blickend Virgil in hellrothem Gewande und rothem Baret, das weiß verbrämt ist. Ihm zugewendet, doch den Hügel emporschreitend, unser Dichter; mit der Linken weist er auf die drei Thiere, die vom Hügel herabkommen; leider sind diese auf der ganzen verdorbenen Stelle nur pfuscherig von späterer Hand in Umrissen ergänzt. Die Gesichtszüge des Dichters sind jugendlich, von feinem Schnitt; er trägt einen dunkeln Talar mit rothem Rande und ebenso gefärbten Aermeln. Es waltet kein Zweifel: das Bild stellte die bekannte Scene aus dem ersten Gesange des „Inferno" dar. Bemerkenswerth ist, daß, wie auf dem ersten Blatte des andern Codex Dante den herandringenden Thieren gegenüber, so hier Virgil seinem Schützling gegenüber im Medaillon erscheint. Auf dem zweiten Bilde befinden sich vier Figuren: zu äußerst links und rechts Virgil mit finsterm, scharfem Blick und langem zweigetheilten Barte. Dort hat Virgil eine weibliche Gestalt vor sich; wer auf der rechten Seite des Bildes vor

ihm steht — wie es scheint eine männliche Gestalt, also wol Dante — ist nicht mehr zu erkennen. Jenes führt in einfachster Weise die Berufung Virgil's durch Beatrice vor, von der derselbe im zweiten Gesange des „Inferno" berichtet; und diese Berichterstattung mag eben der Gegenstand der Scene zur rechten des Bildes sein.

Auch die görlitzer Gymnasialbibliothek, genannt die Milich'sche, besitzt einen schönen Pergamentcodex der „Göttlichen Komödie"; doch beschränken sich darin die farbigen Verzierungen auf die lebhafte, aber einfache und unbildliche Ausstattung der Initialen eines jeden Gesanges. Nur auf der siebenten Seite, zum vierten Gesange des „Inferno" gehörig, überrascht den Leser unter dem Texte rechts, dicht in der Ecke, wo der Raum gewiß nicht von Anfang dafür berechnet gewesen, die farbige Abbildung einer stark mit Thürmen, hohen Mauern und Zugbrücken ausgerüsteten prächtigen Stadt; dicht daran erhebt sich zur rechten eine Anhöhe, felsig mit Gebüsch und dem Anscheine nach von rothen Vögeln umschwirrt. Dem Texte nach könnte dies die „edle Veste" vorstellen, durch deren Thore die sechs Dichter schreiten, um zu den Helden und Philosophen des Alterthums zu gelangen. Doch wie kommt gerade diese zur Ehre der Conterfeiung? Wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil sie am leichtesten abzubilden war.

Der Grundcharakter aller Miniaturen liegt in der kindlich-naiven Auffassung des Bedeutenden und in dem getrosten Muthe, das Große im Kleinen symbolisch zu versinnlichen und durch blendende Farbenpracht im engsten Rahmen den Reiz eines höhern Lebens der Vorstellung nahe zu bringen. Es ist ein lieblich-ernstes Spiel mit überirdischen Offenbarungen, mit Formen und Farben der irdischen Welt: der bescheidenste und herzgewinnendste Ausdruck des Glaubens ohne Spitzfindigkeiten und aufdringliche Bekehrungssucht. Ein Theil dieser anspruchslosen und eben darum so ansprechenden Wirksamkeit ging nach Anwendung der Buchdruckerkunst auf die Holzschnitte über; doch sind diese sehr ungleich, auch in ein und demselben Werke, und verrathen nur zu oft das Handwerksmäßige ihres Ursprungs; so z. B. in der Folio-Ausgabe des Dante von Sansovino (Venedig 1564), worin einige treffliche Zeichnungen, während viele andere nur sklavische Illustrationen des Textes ohne eigenthümlichen Werth sind.

Unter den großen Künstlern Italiens im 16. Jahrhundert — in Deutschland ist Dante'scher Einfluß nicht wahrzunehmen — erscheint keiner von dem strengen und erhabenen Geiste des Florentiners so innerlich erfaßt als Michel Angelo. Wer in Dante heimisch ist, den muthet auch bald die herbe Schönheit in den Gestalten dieses Meisters an. Sie sind beide nicht Freund der milden Uebergänge, des leichthingehauchten Schönen, sie fassen beide ihre Kunst wie ihr Leben als ein Verkünden

der höchsten Entscheidungen; es langt alles bei ihnen aus dem irdischen Leben in ein überirdisches hinüber, aber nicht als frömmelnde Sehnsucht, sondern als titanische Erhebung, die da weiß, daß der Adel der männlichen Kraft auch in das ewige Reich des Geistes hinübergerettet werden muß. Wol mochte Michel Angelo es aufrichtig meinen, wenn er ein Sonett auf Dante mit den Worten schließt:

> Wär' ich doch Er! Zu gleichem Loos geboren,
> Um seinen harten Bann, bei seiner Tugend,
> Hätt' ich der Erde schönstes Glück verschworen.

Es wird berichtet, Michel Angelo habe sein Exemplar der „Göttlichen Komödie" reich mit Umrissen ausgestattet und dieses unschätzbare Kleinod sei bei einem Schiffbruch verloren gegangen. Dagegen hat sich ein einzelnes größeres Blatt, die Ankunft der zur Hölle Verdammten vor dem unterirdischen Fährmann darstellend, erhalten, das zwar nicht durch authentischen Beweis als eine Handzeichnung Michel Angelo's festgestellt werden kann, wol aber in der Großartigkeit der Conception und in der furchtbaren Wahrheit des Schrecklichen unverkennbar die Züge dieses Meisters trägt. Es befindet sich in Privatbesitz und ist, wenn ich nicht irre, auf einer Reise in Italien erworben worden. Karl Eitner hat im Eggers'schen „Kunstblatt" erschöpfende Auskunft über die Zeichnung gegeben; ihm verdanke ich eine schöne Skizze derselben und bin dadurch in den Stand gesetzt, aus eigener Anschauung zu urtheilen.

Vor allem fesselt unsere Aufmerksamkeit die riesenhafte Gestalt Charon's, innerhalb des Nachens, am Vordertheile desselben; mit der Linken faßt er die Ruderstange, die Rechte senkt sich mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Rücken eines Sünders hinab, der, den ganzen Oberleib niederbeugend, sodaß dieser nicht sichtbar ist, die Arme vorn zusammengeschlagen, von außen an Bord heranspringt, wie wenn er endlich mit verzweifelter Resignation, um nicht noch Schlimmeres zu erfahren, sich dem Zwange der Nothwendigkeit fügen wollte. Kopf und Antlitz Charon's, nicht so greisenhaft, wie Dante im dritten Gesange des „Inferno" schildert, sondern voll schrecklicher Kraft, jenes mit mehreren kurzen und einem weitausgreifenden krummen Horn, dieses mit dem üppigsten Barte geschmückt, entsprechen vollkommen dem übermächtigen Bau des ganzen Körpers, der seinem Haupttheile nach in ganzer Breite sich darbietet. So verschieden auch die Situation, die Gestalt erinnert lebhaft an den kolossalen Moses in Marmor von demselben Meister. Folgen wir dem zornvollen Blicke der weitgeöffneten Augen, so treffen wir nach rechts, außerhalb des Kahns, straff aufgerichtet, den Oberleib etwas vorgeneigt, den trotzigsten der Sünder. Er legt den Kopf drohend zurück und ballt, die Arme hinter sich streckend, die Fäuste; der Unterkiefer zieht sich höhnend zur Nase empor und der Blick ver-

sucht, doch wenig geöffnet, dem des Gewaltigen zu begegnen; die Stellung der wenig auseinander gehaltenen Beine, die krampfhafte Anspannung aller Muskeln offenbaren den innerlich schon vernichteten und doch noch kampfbereiten Trotz des frechsten der Sünder. Er schickt sich vielleicht gerade an, mit Einem Satze auf den Gegner los in den Kahn zu springen, und weiß doch selbst am besten, wie thöricht ein solches Beginnen. Ihm eben dient es zur Warnung, daß Charon auf den Rücken jenes gedemüthigten Sünders mit dem Zeigefinger weist. Zwischen beiden Verlorenen wird im Vordergrunde unten eine halbliegende Gestalt sichtbar: sie stützt sich auf den linken Arm, mit der Rechten greift sie nach dem von Charon abgewendeten fast kahlen Haupte. Wahrscheinlich ist sie, einem Schlage weichend, niedergestürzt, wie das von Schmerz und Jammer bewegte Antlitz vermuthen läßt; denn Dante erzählt ja, daß Dämon Charon jedweden mit dem Ruder schlug, der sich verweilte. Unmittelbar hinter ihm steigt ein anderer kahlhäuptiger Sünder mit dem rechten Bein über Bord; doch ist das Gesicht abgewendet und die ekelverrathenden Züge desselben sowie der dicht unter die Nase gehaltene linke Arm, während der rechte abwehrend emporgehoben ist, lassen vermuthen, daß er etwas wie Geruch der Verwesung spürt. Ueber diesen ragt noch ein von Charon abgewendetes Gesicht hervor, dessen aufwärts starrender Blick und weitaufgerissener Mund den Schrei der Verzweiflung ahnen lassen, von der die trostlose Seele zerrissen wird. Sämmtliche Gestalten sind nackt, nur daß der sich verbergende Obertheil des zuerst geschilderten Sünders leicht mit einem Gewande bedeckt zu sein scheint. Der Künstler konnte hier so wenig wie in seinem „Jüngsten Gericht", wo keine Wahrheit sich mehr verhüllen darf, bekleidete Körper gebrauchen; auch der Höllenfährmann selbst steht in grandioser Nacktheit vor uns. Der Kampf der Empfindungen sollte sich in jeder Fiber des Leibes widerspiegeln; wie störend wäre da Kleidung gewesen! Nur Dante und Virgil, die von rechtsher betrachtend heranschreiten, sehen wir als außerhalb der Scene in völliger Bekleidung. Ihre Entfernung von den Hauptpersonen ist als nicht gering anzunehmen; denn während jene — außer Charon, der sie noch überragt — etwa 7 Zoll Höhe haben, messen diese kaum die Hälfte. Aus dem Hintergrunde treten weniger sichtbar und mit weniger schreckhafter Geberde, noch andere menschliche Formen hervor und über allen schwebt, in grauser Mannichfaltigkeit, ein Chor von Höllenfratzen, würdig das Bild nach oben abschließend, damit ja kein Lichtstrahl versöhnend hereindringe in diese Dämmerungswelt ewigen Jammers.

Trotz der Lückenhaftigkeit der versuchten Schilderung läßt sich erkennen, daß hier nicht mehr jene kindliche Naivetät waltet, mit welcher in den Bildern der frühern Jahrhunderte das Erhabene und Schreck-

liche dargestellt wurde; und nicht blos in den Miniaturen, sondern auf großen, selbständigen Gemälden. Halten wir z. B. ein Tafelbild in der Kathedrale zu Florenz, das dem Andrea Orcagna im 14. Jahrhundert zugeschrieben wird, der soeben vorgeführten Skizze von Michel Angelo mit ihren Gestalten, die aus der Tiefe des vollendet entwickelten Künstlerbewußtseins geschöpft sind, entgegen: welche Kindlichkeit noch dort in der gleichzeitigen Zusammenstellung der vier Weltgebiete auf demselben engen Raume! Rechts die glänzenden Mauern und Thürme der Stadt Florenz, links die Pforte zur Hölle und diese selbst mit Lucifer und seinen Genossen in der Tiefe des Vordergrundes; in der Mitte des Hintergrundes erhebt sich von Steile zu Steile der Reinigungsberg mit den büßend beschäftigten Seelen, von den untersten Stufen bis empor zum Baume des irdischen Paradieses sichtbar; über allen endlich wölbt sich der Bogen des Mondlaufs, also die unterste Sphäre des überirdischen Paradieses. Im Vordergrunde, der Stadt zunächst, steht der lorbergekrönte Dichter in langem Talar; die Rechte weist nach dem Höllenschlunde, in der Linken hält er ein aufgeschlagenes Buch den Schauenden entgegen; das ernste Antlitz ist nach der Seite der Stadt gewendet. Offenbar bezeichnet das Bild *) die dichterisch-prophetische Sendung Dante's und sollte diese Aufgabe erschöpfend gelöst werden, so mußte der Künstler alle vier Elemente des Glaubensuniversums, Erde, Hölle, Fegefeuer und Himmel, dicht nebeneinander und den gottgeweihten Sänger mitten hineingestellt vergegenwärtigen. Diese Lösung ist naiv und gewährt der kindlichen Auffassung vollkommen Genüge; die Genialität vollendeter Meister würde eine solche Aufgabe entweder verschmähen oder sie in ganz anderer Weise zu lösen wissen.

Aber wehe, wenn dem Künstler weder die Naivetät eines kindlichen Zeitalters noch die freie schöpferische Kraft des Genius zu Gebote steht! Und wie oft ist dies leider an den Productionen der Neuzeit wahrzunehmen! Man durchblättere z. B. die zahlreichen Kupferstiche der berühmten Gesammtausgabe der Dante'schen Werke von 1757 (Venedig, Zatta): um welchen Kostenaufwand welche Fadheit! Da sind die Holzschnitte der venetianischen Folioausgabe von 1564 eine Erquickung dagegen. Das gegenwärtige Jahrhundert hat freilich bessere Versuche zu Tage gefördert. Vor allem gebührt hier rühmliche Erwähnung den Umrissen des Engländers Flaxman zu Dante's „Hölle". *) Was diesen Blättern ihren eigenthümlichen Reiz verleiht, besteht eben darin, daß der Zeichner seinen Gebilden dieselbe dämonische Kraft einzuhauchen ver-

*) Eine Umrißskizze desselben im ersten Bande des sogenannten Ottimo Commento della Divina Commedia (Pisa 1827).

**) Die Umrisse zum „Fegefeuer" und zum „Paradiese" sind mir unbekannt.

mochte, die dem Leser des Dichterwerks so scharf in die Seele greift, das Gefühl erpackt und die Haare sträuben macht. Ist es irgendeinem gelungen, das fremde Idiom nachschaffend in die eigene Sprache zu übertragen und in ihr dieselbe Naivetät, dasselbe Grausen, denselben Scholasticismus der erhabensten Ironie zum Ausdruck zu bringen, so gelang es Flaxman in seinen Zeichnungen. Welche Anmuth in der Sendung Virgil's durch Beatrice! Wie schmerzerregend Francesca und ihr Geschick, wie kühn und erhaben der Alte vom Berge Ida, wie unheimlich in seiner Würde der Zauberer Tiresias! Und läßt sich die Qual der Bestechlichen im Pechsude, wo die Erzählung des Dichters in teuflische Komik übergeht, drastischer aussinnen, als es der Künstler hier aufs Papier gebannt? Wie wenige Meisterstriche schaffen uns die wandelnden Heuchler in der Kutte zu einem unauslöschlichen Bilde! Ebenso zauberhaft wirkt der Wettstreit des heiligen Franciscus mit dem teuflischen Schergen um den Leichnam des Guido von Montefeltro; ebenso grausenerregend Ugolino mit den todten Söhnen im Gefängniß! Es sind das alles Schöpfungen der ureigenthümlichsten Art; von einigen andern Blättern läßt sich dagegen nicht leugnen, daß sie deutlich die Spuren der Flüchtigkeit tragen, und was gerade die beiden Hauptfiguren, Dante und Virgil, betrifft, so erscheinen sie bisweilen doch allzu püppchenhaft und übernaiv.

Wir Deutsche sind so glücklich, Dante's „Göttliche Komödie" in einigen Meisterwerken von Uebersetzungen zu besitzen. Keine derselben verdient durch innern Werth, durch Reichhaltigkeit des Commentars und durch typographische Schönheit in dem Grade die Ausstattung mit einigen gediegenen Zeichnungen, als die unter dem Autornamen Philalethes erschienene (Dresden und Leipzig 1849, 3 Bde.). Und doch lassen diese Blätter gar vieles zu wünschen: es fehlt ihnen gerade das, was der Nachbildner Dante's nicht vermissen lassen darf und worin jene Zeichnung Michel Angelo's und die besten von Flaxman bewundernswürdig sind: das eigenartige, das individuelle Leben. Da haben wir einerseits teuflische Fratzen, andererseits süßlich-frömmelnde Mienen in monotoner Zusammenstellung, ohne energische Durchbildung bestimmt unterscheidender Charaktere, die bei Dante von der Hölle bis zum Paradiese hinauf so wesentlich sind. Am entsprechendsten ist das Bendemann'sche Blatt zum „Paradiese". Der schlimmste Tadel aber trifft das Titelkupfer zum ersten Bande, von M. Retzsch, welches Charon und die Ueberfahrt darstellt. Erstens sollten die verurtheilten Seelen doch nicht insgesammt als so scheußliche Misgestalten erscheinen, als wenn sie nur halbentfleischte Leichen oder schlotternde Lemuren wären. Was findet an denen die Hölle noch abzuquälen, in die sie doch erst kommen sollen, und wo bleiben die liebedurchglühten, die starkgeistigen und gewaltthätigen Sünder

und Sünderinnen, die Dante auch in der Hölle noch als bedeutende Naturen gelten läßt? Dazu nun in der Mitte des Tableau als Hauptfiguren Dante und Virgil: jener schlechterdings kein Dante, sondern der leibhaftige Mephisto aus Goethe's „Faust“! Der jugendliche Virgil steht neben ihm wie ein unerfahrener Jüngling, an dem der Teufel seine Verführungskünste erproben will. Alles zusammengefaßt, sieht die Scene weit eher einer Walpurgisnacht ähnlich als der Dante'schen Hölle.

Noch ein anderer Künstler der Gegenwart, ein Künstler ersten Ranges, hat einige Gemälde zur „Göttlichen Komödie“ geschaffen, die in jüngster Zeit als Kupferstiche die Bewunderung der Welt erregten. Ich meine den kürzlich verstorbenen Ary Scheffer. Die himmlische Beatrice herabblickend auf Dante — ein Bild von überirdischer Anmuth und heiliger Liebesglut! Ein anderes versinnlicht die populärste Scene der „Göttlichen Komödie“, nämlich Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten an Dante und Virgil vorüberschwebend und diesen ihr Schicksal berichtend. Die blendende Plastik der beiden Körper inmitten der unterirdischen Chöre, die sich nicht unschön aus dem Nebel des Grauens hervordrängen, wirft auf die zwei Gestalten der Dichter, die von der rechten Seite herantreten, ein stark contrastirendes Licht. Aber in Betreff dieser letztern möchte ich mit dem Künstler rechten: hier scheint er mir weiter als gut ist von der Intention des Dichters abzugehen, und dies ist ein Punkt, der zu einem Rückblicke auf die frühern Bilder veranlaßt. Während die oben geschilderten Miniaturen den geleitenden und lehrenden Virgil in höchstem Greisenalter und seinen Schützling Dante in der Blüte des Mannesalters darstellen, lassen die spätern diesen Abstand mehr und mehr schwinden, bis Ary Scheffer das Verhältniß geradezu umkehrt. Auf der Zeichnung von Michel Angelo erscheinen sie gleichalterig, in den ersten kräftigsten Mannesjahren, beide bartlos; auf den Holzschnitten zur venetianer Folioausgabe von 1564 beide als bärtige Männer von höhern Jahren; Flaxman und Retzsch beginnen schon, sie in der Art auseinander zu halten, daß sie dem Virgil die ewige Jugendlichkeit der Poesie ertheilen und Dante's Züge dem von der Dichtung geforderten Lebensalter gemäß, also männlicher, irdischer, bilden. Ary Scheffer endlich ignorirt so völlig die 35 Jahre des „halben Lebensweges“, welchen Dante gleich im ersten Verse des Epos zur wesentlichen Bestimmung macht, daß er neben die ideale Jugendblüte des römischen Dichters ein von Gram und Grämlichkeit zum Ideal des Hypochondristen gestempeltes Antlitz stellt. „Maria und Joseph! wie hotzelt ihr ein!“ möchte man mit Hans Bendix diesem Dante zurufen, dessen Haltung und Gesichtszüge weniger die tiefsinnige Schau des Geistes, als die Störungen des Gangliensystems widerspiegeln. Ich weiß wohl, daß der nachbildende Künstler sich nicht zum Sklaven des Dichters herab-

würdigen muß; aber wo einmal, wie im vorliegenden Fall, der Zeichner sein Motiv dem Dichter entlehnt, ist er nicht mehr völlig frei, sondern an eine bestimmte Beziehung gebunden, die ihre Gesetze hat. Die Zusammenstellung Dante's und Virgil's hat nun aber schlechterdings außerhalb der „Göttlichen Komödie" keine Wahrheit; für sich und davon losgelöst ist sie kein Gegenstand gültiger Vorstellung. Der Dichter hat in seinem Werk den Grundtypus dafür festgestellt; geht der Zeichner von diesem ab oder kehrt er ihn gar um, so verewigt er einen Widerspruch, der um so schreiender ist, je fester bereits die Typen des Dichters in der Vorstellung des Betrachtenden geworden sind. Oder läßt etwa Scheffer's Bild eine allgemeinere Auffassung zu, sodaß er sich weniger streng gebunden glauben durfte? Ich zweifle; denn was könnte die Scene anderes darstellen, als wie Dante, von Virgil geleitet, im Kreise der Liebebethörten den Klagebericht der einen Unglückseligen anhört? Ob diese eine Francesca ist oder sonstwer, das ist für die unbefangene Auffassung des Bildes gleichgültig; aber wer nicht weiß, daß die beiden betrachtenden Figuren Virgil und Dante sein sollen, und zwar in der Beziehung zueinander wie oben nur die „Göttliche Komödie" sie geschaffen hat, der wird das Bild nicht verstehen können. Da nun das Verständniß desselben nothwendig an die Vertrautheit mit der Dichtung geknüpft ist, so mußte der Zeichner die darin festgestellten Typen bestehen lassen. Dante begrüßte Virgil gleich beim ersten Entgegentreten als „seinen Meister", nennt ihn dann wechselsweis „Vater", „süßer Vater", einmal auch („Purg." XVIII, 7) „wahrhaftiger Vater"; er läßt sich von ihm in gefahrdrohenden Augenblicken, wo er unsicher ist und die Furcht ihn durchschauert, mit den Armen umschlingen und halten („Inf." XVII); ja ein ander mal, wie das Kind von der Wärterin, eine Kluft hinabtragen, wieder zurück- und oben behutsam niedersetzen (XIX). Das sind Züge, die der Leser der „Göttlichen Komödie", und für keinen andern ist das Bild geschaffen, zur Betrachtung desselben mitbringt; wie frappirt ist er dann, einen solchen „Vater Virgil", einen solchen Schützling Dante wiederzufinden! Da lobe ich mir die alten naiven Maler der Miniaturen — ich meine der obenerwähnten; denn andere kenne ich nicht — die hatten ihren Dante besser gelesen: sie wußten, daß Virgil der erfahrene, weisheitsvolle Greis, nicht der Dichterjüngling, und Dante der in den unter- und überirdischen Dingen noch unerfahrene, aber nach göttlicher Weisheit sehnsüchtig strebende Mann „auf der Mitte des Lebensweges", nicht der lebenssatte, von Leid entmarkte, der Jugend entrückte Hypochonder sein muß. Wenn Michel Angelo ebenfalls die Auffassung des Dichters verläßt, so greift es bei ihm darum nicht störend ein, weil er die beiden Figuren mehr untergeordnet in der Entfernung hält.

Das führt mich zuletzt noch auf die uns überlieferten Dante-Por-

träts. Es herrscht in ihnen allen eine hervorstechende Aehnlichkeit des wesentlichen physiognomischen Elements: sei es in der Disputa oder auf dem Parnaß von Rafael in Rom, oder sei es auf dem Oelbilde von Overbeck zu Frankfurt am Main, das den Triumph der Religion in den Künsten darstellt, oder auf dem Frescogemälde des Weltgerichts von Cornelius in der Ludwigskirche zu München, überall erkennt man sofort dieselben Züge wieder, wie sie uns sonst auch als selbständige Porträts vorliegen: in rohem Profil von Bernardino India aus dem 16. Jahrhundert *); weicher und dem Profile Schiller's nicht unähnlich, in Holzschnitt auf dem Titelblatte der Folioausgabe von 1564; als lorbergekröntes, stolz blickendes ältliches Haupt, en face gezeichnet von Stefano Tofanelli, in Kupfer gestochen von Rafael Morghen **) und in solcher Weise vielfach verbreitet ***); endlich das schöne Blatt von H. Robinson, welches dem zweiten Bande der Dante-Ausgabe von Foscolo †) beigegeben ist. Die hagern melancholischen Züge, die Adlernase, die starken Backenknochen, die vorstrebende Unterlippe machen auf allen Abbildungen im ersten Augenblick Dante kenntlich. Und diese Merkmale seines Gesichts werden auch sämmtlich von Boccaccio, der noch aus erster Hand unterrichtet war, in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung des Dichters aufgeführt. ††) Man könnte versucht sein, die darin gegebene, so detaillirte Personalbeschreibung für die ursprüngliche Quelle aller Porträts zu halten, wenn nicht Boccaccio, übereinstimmend mit Filippo Villani, zu den erwähnten Merkmalen noch dieses hinzufügte, daß Dante einen dichten, krausen und schwarzen Bart getragen, und unmittelbar noch besonders hervorhöbe, daß in Verona eine der ihn betrachtenden Frauen von ihm gesagt habe, man sehe es an seinem krausen Barte

---

*) So vor dem Titelblatt der deutschen Uebersetzung der „Hölle" von Bachenschwanz; auch als einzelnes Blatt, von A. Zschokke gestochen, war sonderbarerweise unter dem Namen Dante Alighieri die Worte stehen: „Nach dem Leben gemalt von Bernardino India."

**) Im ersten Bande des sogenannten Ottimo Commento (Pisa 1827).

***) Auch in die Ausgabe von Kopisch (Berlin 1842) übergegangen.

†) London 1842.

††) Wenn Kopisch in dem Anhange zu seiner Dante-Ausgabe und Dante-Uebersetzung S. 462 und 465 aus der vorstehenden Unterlippe eine Oberlippe macht, so ist das eins der vielen Versehen, die ihm in dem sonst so trefflichen Werke begegnet sind. Die Worte Boccaccio's lauten: „E'l labbro di sotto proteso tanto, che alquanto quel di sopra avanzara"; daß aber avanzare hier nicht intransitive, sondern transitive Bedeutung habe, folglich das vorhergehende quel di sopra als Object dazu, und als Subject des Verbs wiederum il labbro di sotto zu nehmen sei, beweist die Lesart eines andern Textes der Vita: „E dal labbro di sotto era quel di sopra avanzato" und zum Ueberfluß die Stelle in der Vita Dantis von Filippo Villani: „Inferiori labio aliquantisper eminentiori."

und an seiner braunen Gesichtsfarbe, wie er eben aus der Hitze und aus dem Rauch der Hölle komme. Kein einziges der mir bekannt gewordenen Porträts aber zeigt den Dichter mit einem Barte ausgestattet, vielmehr ist der Mangel desselben als eins der charakteristischen Zeichen festgehalten worden. Nach Boccaccio's Beschreibung können also die ältesten Bilder nicht gefertigt worden sein; vielmehr weisen sie auf eine andere Quelle zurück.

Es scheint nun keinem Zweifel zu unterliegen, daß dieses eine, älteste und völlig authentische Original noch vorhanden ist. Im Besitze der gräflichen Familie Torrigiani zu Florenz nämlich befindet sich als werthvollstes Erbstück eine Dante-Büste aus gefärbtem Gips; sie tritt fast ganz aus einem umschließenden Medaillon hervor und dieses selbst ist in einen Holzrahmen eingefaßt. Die Familientradition sagt, daß die Büste nach einer Todtenmaske geformt sei, die in Ravenna unmittelbar nach dem Tode des Dichters von der Leiche abgenommen worden; italienische und englische Maler und Bildhauer bezeugen die Spuren des leichenhaften Ausdrucks, wie derselbe dem Antlitz eines soeben Verstorbenen natürlich sei. Aus Boccaccio wissen wir, daß der Fürst von Ravenna, Guido Novello da Polenta, bei welchem der Dichter seine letzte Zuflucht fand und im Jahre 1321 starb, ihm ein prachtvolles Grabmonument errichten wollte, es aber bei einem steinernen Sarkophage bewenden lassen mußte. Auf diesem durfte nach dem Brauche der Zeit das Bildniß des Dahingeschiedenen nicht fehlen, und zu diesem Behufe wurde ohne Zweifel die Todtenmaske von der Leiche abgenommen. Ob nun das Bildniß des Dichters wirklich schon die älteste Anlage seines Grabmonuments zierte*) und ob die Büste der Familie Torrigiani dieselbe sei, welche der Erzbischof von Ravenna von dem Grabmal abnehmen ließ und dem Bildhauer Giambologna schenkte und die dann dessen Schüler und Erben Pietro Tacca vor seinen sichtigen Augen von der Herzogin Sforza gestohlen wurde**), das wird wol nicht mehr festgestellt werden können. Genug, wir haben in der Torrigiani-Büste ein wahrhaftes Abbild der Gesichtszüge des gefeierten Mannes, zwar nur wie der Tod,

*) Das Grabmal mit Bildniß und Inschriften in der gegenwärtigen Gestalt rührt von Bernardo Bembo, dem damaligen Statthalter von Ravenna, aus dem Jahre 1483 und einigen spätern Restaurationen her.

**) Wie Giovanni Cinelli, der florentinische Literarhistoriker, von einem Schüler Tacca's und Augenzeugen des Raubes öfter erzählen gehört. Ueber die nähern Umstände der Schenkung an Giambologna, sowie über die Ursache, warum das Bildniß von dem Grabmal entfernt worden, sagt der Bericht nichts; doch läßt sich vermuthen, daß die erste Restauration des Monuments vom Jahre 1483 damit in Beziehung steht. (Das Excerpt aus Cinelli s. bei Charles Lyell, „The Poems of the Vita nuova and Convito of Dante Alighieri" [London 1842], S. XVII.)

der nicht zu schmeicheln pflegt, sie darstellte, aber doch unversehrt genug, um aus ihnen die frische Gestalt des Lebens wiederzuerkennen. Für alle in Italien gefertigten Büsten und Bilder hat nun die Torrigiani-Büste ohne Zweifel, unmittelbar oder mittelbar, als Modell gedient, indem Former und Zeichner das Todtenantlitz nach Gutdünken zum Leben zu erwecken suchten; daher die feste Uebereinstimmung in den wesentlichen Merkmalen bei mannichfacher Verschiedenheit des Ausdrucks im ganzen. Charles Lyell hat in seinem Werk über Dante *) eine außerordentlich schöne Copie von dem Antlitz der Büste in Steindruck veröffentlicht, deren Treue Graf Torrigiani selbst durch eine beigedruckte Erklärung und eigenhändige Unterschrift bekräftigt; auch gibt er auf den ersten Blättern die hier benutzte Auskunft über den Ursprung der Büste.

Ich finde nirgends den Widerspruch der Beschreibung Boccaccio's gegen die Bartlosigkeit aller mir zugänglich gewesenen Porträts hervorgehoben, also noch weniger gelöst. Mir scheint die Lösung nicht schwer. Zur Anfertigung der Todtenmaske war es wol nöthig, den „dichten und krausen" Bart zu entfernen, und so gestalteten sich natürlich alle danach gefertigten Copien und Bilder, im Gegensatze zur Lebensgewohnheit Dante's, bartlos. Ich finde darin den Beweis, daß neben der Todtenmaske kein zweites Original von den Künstlern der Folgezeit benutzt worden. Daß jedoch Boccaccio's Bericht wahr sei, bezeugt Dante selbst in der schönen Stelle des „Purgatorio" (XXXI, V. 67), wo er Beatrice zu sich, dem reuig Niedergebeugten, sagen läßt: „Hebe den Bart!" und bald darauf die Erläuterung hinzufügt:

> Indem sie mit dem Bart das Antlitz heischte,
> Erkannt' ich wol das Gift in ihrer Rede.

Es ist nicht glaublich, daß der Dichter diese Vorstellung in das Werk eingeführt hätte, wenn sie nicht mit seiner damaligen Persönlichkeit übereinstimmend gewesen wäre. So lieb uns also auch das gewohnte Bild geworden sein mag, wir werden es dennoch aufgeben oder vielmehr um etwas vervollständigen müssen, sofern uns daran liegt, uns das ehrfurchtgebietende Antlitz gerade so vorzustellen, wie der Dichter es wirklich im Leben seinen Freunden und Feinden gezeigt hat.

Aber wir besitzen nicht blos, treu nachgeformt, die Gesichtszüge Dante's im Ernste der „Göttlichen Komödie", seit 1840 haben wir auch das schöne Jugendantlitz des Dichters der „Vita nuova". Damals wurde nämlich an einer Wand der Kapelle del Potestà zu Florenz das Brustbild des jugendlichen Dante, von der Hand seines Freundes Giotto gemalt, wieder aufgefunden. Charles Lyell hat es meines Wissens zuerst in dem obenangeführten Werke nach einer Zeichnung von Seymour

*) S. die vorige Anmerkung.

Kirkup veröffentlicht. Es soll um das Jahr 1290 entstanden sein, wäre also das Porträt des fünfundzwanzigjährigen Dante; dafür sind indeß die Züge etwas jugendlich weich. Der kürzlich in Italien erschienene Stich von Chiossone nach einer Zeichnung von Mariannesti weicht darin ab; doch mag die Restauration des Bildes — und nach dieser scheint die Zeichnung gefertigt, während die von Kirkup vor derselben entworfen wurde — manches von dem ernsten und leidenden Ausdruck des spätern Dante hineingetragen haben. Dieses Jugendbild, fast ganz in Profil, und die Formen der Todtenmaske dienen sich nicht wenig zu gegenseitiger Gewähr: schon in jenem die Adlernase und das Vortreten der Unterlippe oder vielmehr der ganzen untern Kinnlade, der stolze Aufblick des Auges noch gemildert durch den schmachtenden Reiz der Jugend. Bart ist auch hier nicht zu sehen, was vielleicht mit für einen etwas frühern Ursprung des Bildes spricht. Kopf und Nacken sind nach Gewohnheit der damaligen Zeit kapuzenartig verhüllt, das Gewand überhaupt ganz das des spätern Dante; unter dem linken Arm ein Buch, von dem rechten kommt nur die Hand zum Vorschein, zwischen deren Daumen und Zeigefinger, in feiner Haltung, ein Blütenzweig emporragt. So mag der Jüngling in einer Procession gewandelt sein oder einem Festzuge zu Ehren Amor's beigewohnt haben: welch schöne Symbole jenes noch sinnlich frischen und zugleich scholastisch-ernsten Zeitalters, der Blütenzweig und das Buch! Konnte es für die Künstler der Nachwelt, denen das Antlitz Dante's zu einem heiligen Gegenstande der bildenden Kunst werden mußte, einen freiern Spielraum und von schönerer Begrenzung geben, als wie ihn die beiden authentischen Bildnisse Dante's, das Gemälde von Giotto und die Büste nach der Todtenmaske, umschreiben? Jenes ist lange verborgen geblieben; die Gegenwart aber und die Zukunft haben nun alle Hülfsmittel, um ein wahrhaftes Dante-Bildniß in idealster Vollendung schaffen zu können.

Die Leibeigenschaft in Rußland.

Unter den Problemen, welche in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit Europas beschäftigen, nehmen die Reformversuche, welche Kaiser Alexander II. im russischen Reiche anstellt, ohne Zweifel einen der hervorragendsten Plätze ein. Entmuthigt durch den unglücklichen Ausgang des Krimkrieges, dem er, wie man behauptet, schon als Thronfolger entgegengestrebt haben soll, müde des von seinem Vorgänger ererbten zweideutigen Ruhmes, der allgemeine Pacificator Europas zu sein, dabei, wie es scheint, von Hause aus eine milde, fast weichherzige Natur, mehr dem Großvater als dem Vater gleichend, hat der junge Monarch es vorgezogen, statt die Grenzen seines ungeheuern Reichs zu erweitern, seine Sorgfalt vielmehr den innern Zuständen desselben zuzuwenden und auf die Befestigung einer Herrschaft zu denken, die vielleicht schon jetzt weiter ausgedehnt ist als ihr selbst zuträglich.

Zwar derartige Reformversuche sind in Rußland nichts Neues. Es gehört mit zu den Widersprüchen, an denen die russische Geschichte so reich ist, daß, während Rußland das Princip der Stabilität — wir sagen nicht: zum Fundament, aber doch wenigstens zum Stich- und Losungswort seiner äußern Politik macht, das Innere des Reichs seit Jahrhunderten der Tummelplatz unausgesetzter Veränderungen und Umwälzungen ist; man predigt und verficht auswärts, was man zu Hause selbst nicht hat. Seitdem Peter der Große die russische Barbarei mit europäischem Firniß übertünchte, ist Rußland die eigentliche Heimat aller politischen Abenteurer und Projectenmacher geblieben; in keinem andern Lande haben die Systeme so rasch gewechselt, sind so große Sprünge gemacht, so tiefgreifende Probleme so rasch und mit solcher Leichtfertigkeit in Angriff genommen worden; man denke nur an die schöngeistigen Aufklärungsversuche der „Semiramis des Nordens“ oder an die Humanitätsbestrebungen, mit denen Alexander I. seine Regierung eröffnete. Freilich haben alle diese Versuche das gemeinsame Schicksal gehabt, daß man sie ebenso rasch hat wieder fallen lassen, als sie in Angriff genommen wurden; wenn es irgendwo ein Land gibt, wo die schönsten und humansten Principien auf dem Papier stehen, ohne daß die Wirklichkeit davon berührt wird, so ist es Rußland, dies eigentliche „Paradies der Schreiber“.

Wird der gegenwärtige Regent in seinen Bestrebungen glücklicher sein? Wird er zu der Milde und Menschlichkeit, die man seinem Charakter nachrühmt, auch die Energie und Ausdauer besitzen, welche dazu gehört, das angefangene Werk zu vollenden oder es doch bis auf einen Punkt fortzuführen, wo er es ohne Gefahr des Wiedereinsturzes fremden Händen überlassen kann? Wird er namentlich im Stande sein, den

offenen und geheimen Widerstand zu brechen, welchen der russische Adel seinen wohlthätigen Absichten entgegenstellt? Die Entscheidung der Frage ist für die künftige Ruhe Europas sowie für die Fortentwickelung der europäischen Cultur von größter Wichtigkeit. Nur Menschen von gleichartiger Bildung können sich auf die Dauer im gegenseitigen Umgang wohl fühlen und so ist auch ein friedlicher, die Zwecke der Menschheit fördernder Verkehr nur zwischen Völkern möglich, welche auf der Basis einer gemeinsamen oder doch wenigstens gleichartigen geistigen und sittlichen Bildung stehen. Was uns von Rußland trennt, ja was dies Reich zu einer ewig drohenden Gefahr einer ewig offenen Wunde im europäischen Staatensystem macht, ist nicht sein riesenhafter Umfang, noch das Uebergewicht seiner äußern Macht — daß jener kolossale Umfang vielmehr die Achillesferse des russischen Reichs, deuteten wir bereits an, und was sein kriegerisches Uebergewicht anbetrifft, so hat sich dasselbe bekanntlich im letzten Kriege keineswegs bewahrheitet —, noch endlich auch die Vergrößerungssucht und die Herrschgier, die man seiner äußern Politik nachsagt; sind dergleichen Tendenzen wirklich vorhanden, so sind sie nur ein neuer Beweis dafür, daß Rußland den sittlichen Principien, welche die übrige Welt beherrschen, sich noch nicht angeschlossen hat und würden sie daher auch in demselben Augenblick aufhören, wo das Zarenreich nicht blos in den Areopag der europäischen Diplomatie, sondern auch in die Gemeinsamkeit europäischer Sitte und Bildung einträte. Nein, was uns trennt und was Rußland zum natürlichen Feinde Europas macht und umgekehrt, das ist, daß die sittlichen Grundsätze, welche im übrigen Europa, wenn auch noch nicht überall zur praktischen Geltung, doch wenigstens zur allgemeinen theoretischen Anerkennung gelangt sind, für Rußland noch nicht existiren; daß, während die Entwickelung des übrigen Europa auf die materielle und sittliche Hebung der Massen gerichtet ist, in Rußland noch immer nur eine einzige Kaste herrscht; daß mit Einem Worte die Sonne der Freiheit, welche über den übrigen Welttheil doch wenigstens einzelne dämmernde Strahlen wirft, für Rußland noch überhaupt nicht aufgegangen ist.

Ein außerordentlich wichtiger Schritt für diese Ausgleichung der geistigen und sittlichen Interessen würde gethan sein, wenn es Alexander II. gelingen sollte, die von ihm vorbereitete und begonnene Aufhebung der Leibeigenschaft durchzusetzen. Von allen Fragen, welche die russische Politik beschäftigen, ja vielleicht von allen Fragen, welche noch ungelöst an dem Horizonte Europas schweben, ist dies die dringendste und wichtigste. Die Leibeigenschaft ist der wahre Fluch Rußlands; nicht blos seine materielle, auch seine moralische Kraft wird dadurch in Fesseln geschlagen, die jeden wirklichen Aufschwung, jeden eigentlichen Wetteifer mit dem übrigen Europa unmöglich macht; wer diese Fesseln zerbräche,

würde in seiner Art mehr leisten und Größeres vollbringen, als sogar Peter der Große geleistet hat, er würde ein wahrhaftes neues Rußland schaffen, und das nicht blos nach innen, sondern ebenso sehr auch nach außen. Die Entwickelung der modernen Gesellschaft, wie sie dermalen ist, beruht bekanntlich auf der Herrschaft des dritten Standes; überall in Europa, soweit Bildung und Wohlstand überhaupt reichen, ist der dritte Stand der Träger der Bildung, des Wohlstandes und damit auch des politischen Einflusses. Aber Rußland besitzt keinen dritten Stand; es besitzt, von den deutschen Provinzen abgesehen, die hier aber nicht ins Gewicht fallen, weder einen unabhängigen Bürgerstand, noch besitzt es freie, selbständige Bauern; es besitzt nur Millionen von Leibeigenen, die an die Scholle gebunden sind und denen die natürlichsten und wesentlichsten Menschenrechte fehlen. Von dem Augenblicke an, wo in Rußland das Joch der Leibeigenschaft gebrochen würde, würde auch die äußere Politik des Reichs und sein Verhalten zu den übrigen Staaten Europas nothwendig ein anderes werden; auch wenn ihnen jede legale Betheiligung am Staate vorläufig versagt bliebe, so würden der freie Bürger, der freie Bauer gleichwol durch ihren Fleiß, ihre industrielle Thätigkeit, ihr Vermögen jenes Gewicht in die Wagschale der politischen Entscheidung werfen, das sie im gesammten übrigen Europa besitzen und das — wir brauchen die Beispiele eben jetzt nicht weit zu suchen — schon durch seine bloße natürliche Schwere stark genug ist dem Uebermuth und der Eroberungssucht der Regierungen Zaum und Zügel anzulegen. Es ist wahr, Rußland besitzt auch gegenwärtig schon unter seinen Leibeigenen fleißige und geschickte Industrielle und große Kapitalisten, wie der gemeine Russe denn überhaupt zu Industrie und Handel ein hervorragendes Talent hat. Allein diese reichen Leibeigenen, und wenn sie Besitzer von Millionen sind, liegen doch alle an der Kette des Obrok, d. h. sie haben von ihren Herren zwar die Erlaubniß erhalten, gegen einen zum Theil sehr hohen Zinszoll den Grund und Boden dem sie eigentlich angehören und von dem sie selbst einen Theil bilden, zu verlassen und sich auswärts, insbesondere in den großen Städten des Reichs einen geeignetern Schauplatz für ihren Fleiß und ihren Unternehmungsgeist zu suchen, allein diese Erlaubniß kann jeden Augenblick wieder zurückgenommen werden und wird es, wie die Erfahrung lehrt, in vielen Fällen wirklich, theils aus Neid und Eifersucht, theils weil die Habsucht der Herren sich an dem, was ihre Leibeigenen erworben haben, zu bereichern wünscht.

Diese fortwährende Unsicherheit des Besitzes, diese vollkommene Rechtlosigkeit, in welcher der größte und thätigste Theil der Nation sich befindet, ist auch für die innern Zustände und namentlich für die öffentliche Moral im russischen Reiche verderblich geworden und würde daher

eine Aenderung dieses schmachvollen Verhältnisses auch in dieser Hinsicht den segensreichsten Einfluß üben. Bekanntlich herrschen Käuflichkeit und Bestechlichkeit in Rußland in einem Maße wie nirgends in der Welt; man kann sie ein wahrhaft nationales Laster nennen und selbst der eherne Wille des Zaren Nikolaus war, wie man sich erinnert, nicht im Stande, dieses nationale Laster auszurotten oder auch nur einigermaßen zu beschränken. Erst ganz kürzlich wieder meldeten die Zeitungen von großartigen Veruntreuungen, die bei den Lieferungen sowie in der Verwaltung des Kriegsmaterials während des Krimkriegs vorgekommen und infolge deren eine beträchtliche Anzahl von Generalen und andern hohen Angestellten zu schweren Strafen verurtheilt ward. Aehnliche Fälle passiren in Rußland alltäglich, ja was das Schlimmste ist: die Entdeckung derartiger Verbrechen wirft auf den davon Betroffenen in den Augen seiner Collegen und Mitbürger nicht einmal einen besondern moralischen Schatten, man zuckt höchstens die Achseln über den Dummkopf, der sich hat erwischen lassen, im übrigen aber wird fortgestohlen....

Und wie wäre das auch anders möglich in einem Lande, wo einem großen und thätigen Theile der Nation das nächste und natürlichste Recht, das Recht des Besitzes fehlt oder wo es doch von Beschränkungen umgeben ist, die es in der That illusorisch machen — in einem Lande, wo der mühsam erworbene Besitz des kleinen Mannes sich ängstlich verstecken muß, wie die Reichthümer der Juden im Mittelalter, um nicht die Habsucht und Willkür seines Herrn zu reizen, wo mithin die Heimlichthuerei, die List, die Ränke, die Unehrlichkeit dem Volke von früh an gleichsam eingeimpft wird, wo Millionen das Glück des eigenen Herdes nicht kennen und wo daher auch dem häuslichen Wohlstand alle jene sittlichen und veredelnden Eigenschaften fehlen, die anderwärts seine segensreichste Eigenschaft bilden. Wer jeden Augenblick darauf gefaßt sein muß, daß eine fremde Faust in seinen Seckel fährt, der sucht diesen Seckel auf jede Art zu füllen, einerlei ob mit Recht oder Unrecht; wer sich Tag und Nacht bereit halten muß, sein sauer erworbenes Hab und Gut mit einem habsüchtigen Herrn zu theilen, so oft es denselben gelüstet, der wird keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Herrn eine Nase zu drehen und was jener offen wegträgt in Scheffeln, heimlich zurückzuholen mit Löffeln. — Und im letzten Grunde geht dies Verhältniß von Herren und Leibeigenen ja durch die ganze russische Staatsmaschine....

Auf einige andere nahe verwandte Punkte wollen wir hier nur im Vorübergehen hindeuten. Rußland, wie die Geschichte lehrt, ist das Land der Palastrevolutionen; die Unumschränktheit der kaiserlichen Gewalt ist nur eine scheinbare, in letzter Instanz herrscht eine Anzahl adelicher Familien und man kennt die blutigen Lettern, mit denen einige derselben

ihre Namen in die Jahrbücher der russischen Geschichte eingetragen haben. Der Reichthum dieser adelichen Familien besteht aber wesentlich in Bauern, oder wie es in Rußland heißt: „in Seelen"; aus dem Schweiß ihrer Leibeigenen sind das Gold und die Schätze hervorgegangen, denen sie ihren Platz in der Nachbarschaft des Thrones verdanken — eine Nachbarschaft, die für den Thron selbst nicht selten eine höchst gefährliche geworden ist. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft würde auch dies anders werden; nicht nur würde der kolossale Reichthum der großen Grundbesitzer einigermaßen zusammenschwinden, sondern außer und neben dem reichen Adel würde sich auch ein wohlhabender dritter Stand ausbilden, den die Regierung nach Gelegenheit als Gegengewicht gegen die Anmaßungen des Adels benutzen könnte. Die Regierung würde also nicht mehr nöthig haben, ängstlich auf jedes Murren und jedes Stirnrunzeln des Adels zu lauschen, sie würde nicht mehr umherzuhorchen brauchen, wie der Wind von Moskau weht, bekanntlich dem Hauptsitz der aristokratischen Oppositionen, sondern gestützt auf den gesunden Sinn und die Intelligenz ihrer Bürger und Bauern würde sie frank und frei diejenigen Schritte ausführen können, die sie zum Wohl der Gesammtheit für nöthig erachtet.

Unter diesen Umständen muß es denn für jeden, der an der Entwickelung der öffentlichen Wohlfahrt in Europa theilnimmt, in hohem Grade interessant sein zu wissen, wie es mit der Leibeigenschaft in Rußland für den Augenblick eigentlich steht und welche Aussichten des Gelingens oder Mislingens sich der weisen und großmüthigen Absicht Kaiser Alexander's eröffnen. Lehrreiche Aufschlüsse hierüber enthält eine kleine Schrift, welche soeben unter dem Titel „Die Leibeigenschaft in Rußland" (Leipzig, Hübner) die Presse verlassen hat. Es sind nur wenige Blätter, aber schon der Name des Verfassers macht sie beachtenswerth; dieselbe stammt nämlich aus der Feder des bekannten russischen Schriftstellers Iwan Golowin, eines talentvollen und freisinnigen Mannes, der seit Jahren einen Ehrenplatz in der Literatur seines Vaterlandes einnimmt. Iwan Golowin gehört zu jenen kühnen Denkern, für welche das Rußland Nikolaus' „des Großen" keinen Raum hatte; verdächtigt, ein Anhänger und Vorkämpfer jener revolutionären Ideen zu sein, in deren Unterdrückung Kaiser Nikolaus seine eigentliche Lebensaufgabe fand oder doch zu finden vorgab, sah er sich genöthigt, sein Vaterland zu verlassen und das bittere Brot des Exils zu essen. Alexander II. amnestirte ihn, vermuthlich aus Rücksicht auf den glänzender schriftstellerischen Namen, welchen Iwan Golowin, sich inzwischen erworben. Dennoch hat derselbe es bisjetzt vorgezogen, im Ausland zu leben; in jüngster Zeit hatte er seinen Aufenthalt in Berlin und die Zeitungen erzählten vor einigen Monaten eine für den preußischen Nationalstolz

nicht eben schmeichelhafte Geschichte, wie Iwan Golowin, der amnestirte russische Schriftsteller, als staatsgefährlicher Mensch aus Berlin ausgewiesen werden sollte, bis die Weisheit des Prinz-Regenten auch hier vermittelnd einschritt. Golowin selbst erwähnt des Vorfalls in dem kurzen, aus Berlin vom 19. December 1858 datirten Vorwort, das er seinem Schriftchen vorangeschickt hat. „Es wird mir", sagt er hier, „erlaubt sein, um meine Unparteilichkeit im Lobe wie im Tadel darzuthun, meines Verhältnisses zu der russischen Regierung in ein paar Worten zu gedenken. Am Tage seiner Krönung gab mir der Kaiser Alexander II. meine Rechte zurück. Ein Jahr darauf gab er mir eine Amnestie ohne jede Einschränkung; wie ich aber meine schriftstellerische Thätigkeit in Deutschland fortsetzen wollte, stellte sich der russische Gesandte in Berlin unter den Schutz des Obersten der Schutzleute und bat um meine Ausweisung, was ihn nicht verhinderte, meinem Bruder zu sagen, daß er bereit sei, alles Mögliche für mich zu thun und mir später eine Zuschrift des Ministeriums zukommen zu lassen, welches mich dazu einlud, einen Act der Unterthänigkeit zu machen und mich in Person in Petersburg zu stellen. Darauf erhielt ich unter verschiedenen Vorwänden den Ausweisungsbefehl von Leuten, die vielleicht nicht genug beachten, daß die Weichsel und der Niemen Preußen von Rußland trennt. Da ich weiß, daß der Kaiser allen solchen Intriguen fremd geblieben ist, verwechsele ich sein gutes Herz mit seinen schlechten Werkzeugen keineswegs und wünsche ihm Glück zu allen seinen civilisirenden Reformen. — Die Russen", setzt Golowin sarkastisch hinzu, „haben so viel Blut für die Preußen vergossen, daß man ihnen eigentlich erlauben sollte, etwas Tinte hier für die Aufklärung ihres Landes zu vergießen."

Schon aus dieser Einleitung sieht man — nämlich wenn man es nicht sonst schon aus der gesammten literarischen und politischen Stellung des Verfassers wüßte — daß derselbe nichts weniger als den Lobredner Rußlands macht. Auch die Aussichten, die er in Betreff der Aufhebung der Leibeigenschaft eröffnet, sind ziemlich düster. Den wohlmeinenden und edelherzigen Absichten Kaiser Alexander's II. bringt auch er seine lebhaftesten Huldigungen dar: allein er zweifelt, ob es dem Kaiser beim besten Willen möglich sein wird, dieselben wirklich durchzusetzen. „Der Kaiser Alexander II.", sagt er, „wird seine Regierung zu einer glorreichen machen, falls er die Leibeigenen freigibt, und während seiner ganzen Regierungsjahre vollauf zu thun haben, diesen einzigen Knoten aufzulösen. Allein in dem Organismus eines Staats sowol wie eines Individuums hängen alle Theile zusammen, und die Freiheit der Bauern führt nothwendigerweise die Unabhängigkeit der Edelleute mit sich. Auch scheint Se. kaiserliche Majestät darauf gefaßt zu sein, den Zaum allgemein nachzulassen. Seine Umgebung aber ist keineswegs dazu geeignet, einen

glücklichen Einfluß auf ihn auszuüben, und die Hindernisse aller Art, die in seinen Weg gelegt werden, drohen seine Ueberzeugungen zunichte zu machen. Wir wollen das Beste hoffen, aber auf das Schlimmste vorbereitet sein."

In Uebereinstimmung hiermit bezeichnet der Verfasser als den Zweck seiner Schrift, „den Wankelmuth des Kaisers und die Unentschlossenheit des russischen Adels darzulegen; sie ist", sagt er, „mit der Absicht verfaßt worden, denselben zu begegnen, ihnen zu folgen und sie zu beleuchten".

Doch ist dies nicht die bedeutendste Seite der Schrift, insofern dieselbe zum Theil in Persönlichkeiten und Muthmaßungen verläuft, für deren Beurtheilung zur Zeit noch der richtige Maßstab fehlt; am interessantesten und lehrreichsten, besonders für den deutschen Leser, wird sie vielmehr durch die scharfe Beleuchtung, welche der Verfasser auf den gegenwärtigen Zustand der russischen Leibeigenschaft und die Folgen derselben theils für die Leibeigenen selbst, theils für ihre Herren, theils endlich für die Gesammtheit des Reichs fallen läßt, sowie durch die zahlreichen Anekdoten und Charakterzüge, mit denen er seine Betrachtungen unterstützt. Eine kleine Blumenlese, die wir aus dieser Partie des Buchs veranstalten, wird unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein.

Wie die Kenner der russischen Geschichte wissen, ist die Leibeigenschaft im Zarenreiche keineswegs so alt, wie die westländischen Lobredner der Knute uns gern vorspiegeln möchten. Namentlich hat sie nichts zu thun mit jenen patriarchalischen Zuständen des Mittelalters, die man so eifrig ist uns anzurühmen, vielmehr ist sie das Product einer verhältnißmäßig modernen und aufgeklärten Zeit: derselbe Boris Godunow (stirbt 1605), der Rußland zuerst in den Kreis der europäischen Mächte einzuführen strebte und der uns Deutschen aus Schiller's „Demetrius" wohl bekannt ist, schuf die Leibeigenschaft, wie es scheint, zu Gunsten des Adels, dessen Beistand er sich damit erkaufen wollte. Oder wenn er nicht der Gründer der Leibeigenschaft war, so gab er ihr doch den ersten gesetzlichen Ausdruck und auch dieser älteste gesetzliche Ausdruck ist zweifelhaft. Unser Verfasser äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen: „Worauf gründen sich die Rechte der russischen Edelleute über ihre Leibeigenen? Auf ein Gesetz Boris Godunow's, dessen Original trotz alles Suchens hat niemals wieder aufgefunden werden können. Nun, was ein illegitimer Zar gethan, kann doch von einem legitimen Kaiser umgeworfen werden.... Das Unrecht, welches Jahrhunderte gewährt, wird wegen dieser langen Dauer doch nicht Recht. Freilich hat es Verhältnisse geschaffen, die nicht augenblicklich zu beseitigen sind; aber in der Ukraine datirt die Leibeigenschaft seit Katharina II., die ihre Liebhaber mit Kosacken be-

lohnte. Da kann denn die Hörigkeit ohne weiteres abgeschafft werden, indem man freilich den Erben der Favoriten eine Entschädigung an Geld gibt."

Von einem dieser Favoriten und seinem Narren, der in der Folge selbst zum Herrn von so und so viel tausend „Seelen" avancirte, erzählt der Verfasser nachstehendes charakteristische Geschichtchen. Einer der Liebhaber Katharina's hatte einen polnischen Namen Graf Z—ski. Er hatte schon viele Güter zum Geschenk bekommen, hielt sich aber einen Narren, der ein Vielfresser war. Ihm wurde ein Pferdegeschirr angelegt und zur Belustigung seines Herrn sollte er beweisen, wie viel er fressen konnte. Um sich von dem Harnisch frei zu machen und sich was Eigenes zum Essen zu sichern, pflegte er seinen Herrn um einige Bauern zu quälen. — „Herr Graf", pflegte er zu sagen, „es kostet Ihnen ja nichts, mir einige Kosacken zu geben, Sie haben deren ja schon so viele bekommen. Ach schenken Sie mir doch einige Kosacken!" Da wurden ihm am Ende auch ein paar hundert Kosacken geschenkt. Der Name des Narren war Basilewski, und sein Sohn wurde kaiserlich russischer Kammerherr. Er behandelte aber seine Leibeigenen so schlecht, daß sie einmal auf sein Schlafzimmer kamen und ihn ordentlich durchpeitschten, ließen sich aber von ihm schriftlich das Versprechen geben, daß er sie deswegen nicht bestrafen würde. Er aber glaubte sich dadurch nicht gebunden, und bei der ersten Gelegenheit macht er die Anstifter zu Soldaten. Einer der Rekruten aber zog vor der ganzen Sitzung das Schreiben seines Herrn aus seiner Tasche und sagte, warum er ihn zum Soldaten schickte. Als die Geschichte öffentlich bekannt wurde, und Hr. Basilewski sich eines Tages in dem moskauer Theater befand, kehrten ihm die Edelleute den Rücken zu. Kammerherr konnte er nun nicht mehr bleiben und bekam den Befehl, im Auslande zu reisen, was bei der letzten Regierung doch als eine Gnade galt; seinen Gehalt behielt er auch dabei. „Ist er nun", schließt Iwan Golowin seine Erzählung, „für oder gegen die Abschaffung der Leibeigenschaft? Wahrscheinlich dagegen."

Allein nicht immer kommt der Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der Herren mit einer verhältnißmäßig so gelinden Züchtigung davon, die gequälten „Seelen" greifen zuweilen nicht blos zur Peitsche, sondern auch zum Mordgewehr und dann tragen sich Scenen zu von schauderhafter Beschaffenheit. Wie der Verfasser versichert, ist es „authentisches Factum, daß jährlich im Durchschnitt 72 Edelleute von ihren Leibeigenen umgebracht werden". „Den letztern die Freiheit geben", setzt er hinzu, „heißt daher nicht ihnen das Messer geben, sondern ihnen dasselbe aus der Hand winden." Auch führt er ein Wort des Kaisers Nikolaus an:

„Wenn die Edelleute ihre Bauern nicht befreien wollen, so ist es nicht meine Schuld, wenn sie von ihnen ausgerottet werden.“

Zuweilen zwar sind die Herren auch sehr gnädig, je nach Laune, und bewilligen die Freilassung eines Leibeigenen mit unerwarteter Leichtigkeit; allein auch dies geschieht dann aus Motiven und unter Umständen, durch welche der Menschenwerth des Leibeigenen erst recht herabgesetzt, die völlige Rechtlosigkeit des ganzen Verhältnisses erst recht fühlbar gemacht wird. Auch hiervon erzählt der Verfasser ein interessantes Beispiel: „Der Chef einer der ersten Handelsfirmen in Riga war ein Leibeigener des Grafen Scheremeteff, der der größte Grundbesitzer in Rußland ist, da er 140,000 Leibeigene männlichen Geschlechts zählt. Umsonst hatte er seinem Herrn fabelhafte Summen für seine Befreiung dargeboten. Endlich kommt er nach Petersburg an einem Tage, wo sein Herr einen Schmaus gab und keine Austern finden konnte. Das Glück hatte gewollt, daß er eine Barke mit sich gebracht hatte. Der Graf sagt ihm: „Du kommst wieder, um mich um deine Freiheit zu quälen; schaffe Austern!“ Die wurden denn dargebracht und die Befreiungsacte wurde auf der Barke unterschrieben.

Aber so empörend diese Willkür auch ist und so laut das Blut, das bei derartigen Gelegenheiten vergossen wird, gen Himmel schreit, so ist es doch noch nichts gegen die materiellen und moralischen Verluste, welche das russische Reich selbst durch die Leibeigenschaft erleidet. Schon seit langer Zeit sind, wie der Verfasser versichert, unter den Leibeigenen militärfähige Männer kaum noch aufzutreiben, „Warum? Weil sie sich untereinander verheirathen und Zwerge zeugen; aber nach den Gesetzen der russischen Kirche, die zwei Brüdern und zwei Schwestern oder dem Onkel die Nichte zu heirathen verbieten, sind, bei kleinen Grundbesitzern besonders, die Heirathen überhaupt unmöglich geworden.“

Und wie der Menschenschlag selbst unter dem Druck der Leibeigenschaft verkümmert, ebenso auch der Boden, den sie bewohnen. Leibeigene sind die schlechtesten Arbeiter die es gibt; in den meisten Fällen wird von Miethleuten beiweitem mehr geleistet. Am meisten empfindet dies der Ackerbau, dessen Verbesserung in Rußland so lange unmöglich ist, wie die Leibeigenschaft existirt. „Das Pferd wie die Kuh des Leibeigenen ist und bleibt von der Größe einer Ziege, seine Geräthschaften sind und bleiben ursprünglich alterthümlich. Wie soll er für die Besserung des Landes sorgen, wenn er nicht einmal die Mittel hat, für die Besserung seiner Seele, seiner Kenntnisse, seiner Kleider zu sorgen?“ Die Zahl der Leibeigenen in Rußland wird auf 13 Millionen geschätzt und diesen 13 Millionen ist es durch das Gesetz verboten, in irgendeine Schule einzutreten! „Solange die Leibeigenschaft existirt“, sagt der Verfasser, „denkt der Besitzer nur daran, die größte Strecke Landes durch

den größten Aufwand von Arbeit zu bebauen; ist aber der Bauer einmal frei, dann wird der Grundbesitzer aus den Kräften der Natur sich das größte Einkommen zu verschaffen suchen, er wird Dampf-, Luft- und Wasserkräfte in Anwendung bringen. Alle andern Reformen sind für den Bauer so gut wie nicht vorhanden, solange er in Fesseln verharrt. Die Locomotiven mögen in Lärm davonbrausen, der Gutsbesitzer findet es doch billiger, seine Producte durch die Leibeigenen und auf deren Karren oder Schlitten auf den Markt zu schicken und der Postbauer kann seine müßig werdenden Pferde auf den Seitenwegen schon deswegen nicht verwenden, weil es keine ordentlichen Vicinalstraßen in Rußland gibt und der Bauer die größte Schwierigkeit hat, durch Sumpf und Morast die Eisenbahn zu erreichen."

Und daß dies nicht etwa bloße rhetorische Wendungen oder tendentiöse Uebertreibungen sind, das lehren die statistischen Angaben, welche der Verfasser beibringt und die wir hier ebenfalls schließlich mittheilen wollen. Zahlen, sagt man, beweisen; nun gut, hier sind Zahlen. Während der angebaute Boden von der ganzen Ausdehnung des Landes in Frankreich 49 Procent, in Preußen 43, in Oesterreich 34 ausmacht, beträgt er in Rußland nur 18 Procent (bei 12 Procent Wiesen und 24 Procent unangebautem Boden). Großbritannien zählt auf die Quadratmeile 4983 Einwohner, Frankreich 3723, Preußen 3265; im Europäischen Rußland dagegen kommen auf die Quadratmeile nur 648 Einwohner. Preußen hat auf je 5½ Quadratmeilen eine Stadt, in Rußland kommt eine Stadt erst auf 130½ Quadratmeilen. Dieselben nachtheiligen Einflüsse zeigen sich auch bei der Zunahme der Bevölkerung. „Zwischen der siebenten und achten Revision", sagt der Verfasser, „hat sich die Bevölkerung in Rußland am meisten vermehrt bei den Colonisten, d. h. den deutschen freien Bauern; der Zuschuß betrug 82 Procent. Dann kamen die Odnodworzi, d. h. die Besitzer von einem Landstück, = 38 Procent; nächst denen kamen die freien Ackerbauer, deren Zahlen sich um 32 Procent vermehrt haben; dann die Apanagebauern, und die Leibeigenen vermehrten sich nur um 20 Procent. Die neunte Revision gab noch traurigere Zahlen. Die Zunahme hatte sich auf 6 Procent reducirt. In den besten Gouvernements: Orel, Charkow, Pultawa, Kaluga, Tuba belief sich die Zunahme sogar nur auf 4 Procent. Dagegen aber war in den sibirischen Gouvernements der Zuschuß größer, aber dort kommen 26 Apanagebauern auf 100 Einwohner. Und im Archangelischen, trotz der Kälte und der Armuth, wo aber die Zahl der Leibeigenen gering ist, hat die Bevölkerung sich besser entwickelt als in den mittlern Strichen Rußlands! Am stärksten war die Zunahme von verabschiedeten Soldaten und am geringsten die der Bürger, weil der letzte Krieg viele Vertheidiger des Vaterlandes hinweg-

raffte und auf den Handel hemmend einwirkte. Wenn diese Zahlen nicht den tödtlichen Einfluß der Leibeigenschaft darthun, wissen wir nicht, wo bessere Beweise zu suchen sind. Wenn der Russe von der Leibeigenschaft nicht befreit wird, wird ihn der Tod befreien!"

So urtheilt ein Russe, der sein Vaterland kennt und liebt — und dabei finden sich in Deutschland noch immer Schriftsteller, die uns überreden wollen, daß Rußland der Hort der europäischen Bildung und als müßte unser Welttheil zusammenbrechen, wenn der russische Zar nicht mehr seine starke Hand darüber gebreitet hält! **R. P.**

Literatur und Kunst.

Ein neues Buch über Paris.

Sollte unsere Kenntniß der französischen Hauptstadt wirklich so gering, unsere Literatur über Paris so arm sein, daß wir noch erst nöthig haben, Anleihen beim Ausland zu machen und englische Bücher über Paris ins Deutsche zu übertragen? Diese und ähnliche Gedanken waren es, mit denen wir die „Pariser Bilder. Von Edward Cöpping. Aus dem Englischen" (Berlin, Springer) in die Hand nahmen. Und der erste Abschnitt, der Paris „jenseit der Barrière" schildert, schien unser Vorurtheil zu bestätigen; derselbe enthält nichts, was nicht aus hundert und aber hundert Reisebeschreibungen zur Genüge bekannt wäre und auch die Darstellung ist ziemlich gewöhnlich und leidet an häufigen Wiederholungen. Allein schon die folgenden Kapitel des Buchs verwischen den ungünstigen Eindruck, welchen die ersten Seiten desselben in uns hervorgerufen, und je weiter wir darin lasen, je mehr überzeugten wir uns, daß der ungenannte Uebersetzer doch nichts so ganz Ueberflüssiges gethan, als wir anfangs glaubten, und daß das Buch, das in seinem Vaterlande mit großem Beifall aufgenommen worden ist, auch bei uns seine Stelle mit Ehren behaupten wird. Besonders anziehend und lehrreich sind die Schilderungen, welche der Verfasser, bei dem scharfe Beobachtungsgabe mit einem gesunden und billigen Urtheil Hand in Hand gehen, von den gegenwärtigen Zuständen der Pariser, oder was dasselbe ist, der französischen Literatur entwirft. „Die tagelöhnernden Literaten" und „Die pariser Pfennigliteratur" lassen tiefe Blicke thun in die literarische und sittliche Verwilderung, deren Schauplatz Frankreich für den Augenblick ist und über die keine Siegesfanfaren der kaiserlichen Politik das europäische Publikum, das so lange gewohnt war, in der französischen Literatur das Muster des guten Geschmacks zu verehren, noch länger täuschen können. Mit trefflichem Humor schildert der Verfasser die Neigung des französischen Publikums zum Schauderhaften und Haarsträubenden, seine Vorliebe für Selbstmord, Blutvergießen und ähnliche Schaudergeschichten: eine Vorliebe, der namentlich auch die „Faits divers" der pariser Zeitungen ihren Ursprung verdanken und die keineswegs so harmlos ist, wie man vielleicht glauben möchte. Auch die Buchmacherei gewisser pariser Mode-

schriftsteller und die speculative Art, mit der sie, von allem geistigen Interesse entblößt und nur noch den materiellen Gewinn im Auge behaltend, Zeilen und Seiten zu füllen wissen, ohne daß eigentlich etwas darin steht, wird gebührend gegeiselt, während andererseits das Bemühen einzelner pariser Verleger, billige und doch gediegene Bücher herzustellen, mit verdienter Anerkennung hervorgehoben wird. Weniger unterhaltend ist der Abschnitt über „Die pariser Theater", der wiederum nur Allbekanntes bringt und auch die Schilderung der „Neuen Colonie" von La Varenne St.-Hilaire kann höchstens für solche Landsleute des Verfassers von Interesse sein, die etwa Neigung haben, sich daselbst anzusiedeln. Neu und interessant dagegen war uns die ausführliche Charakteristik des socialistischen Dichterapostels Jean Journet, welche der Verfasser, zum Theil nach Journet's eigenen mündlichen und schriftlichen Berichten, unter dem Titel „Ein obscurer Poet" liefert; man überzeugt sich daraus, daß es auch im heutigen Frankreich noch einen reinen und aufrichtigen Enthusiasmus gibt, nur schade, daß diese reinen und aufrichtigen Enthusiasten verrückt sind. Nicht dasselbe Lob wie dem Verfasser können wir dem Uebersetzer des Buchs ertheilen; seine Arbeit ist sehr ungleich ausgefallen, sodaß es stellenweise schwer hält, den eigentlichen Sinn zu errathen und obenein tragen noch zahlreiche, sinnentstellende Druckfehler dazu bei, das Verständniß zu erschweren. ss.

Correspondenz.

Vom Mittelrhein.

Anfang Februar 1859.

O. S. In der Jahreszeit des Carnevals leben wir allerdings, aber nicht in der Faschingsstimmung. Das kommt nicht etwa blos daher, weil seit der pariser Neujahrscour die drückende Föhnluft vom Südwesten weht und die Friedenszuversicht hinweggeweht hat. Es wirkt mit, aber es wirkt nicht allein. Der Faschingssinn ist nicht mehr der alte. Damit sei nicht gesagt, daß der Rheinländer nicht mehr die alte Empfänglichkeit für die harmlose Raserei der Faschingstage besäße, wenn sie einmal da sind; aber er hat es großentheils verlernt, sich fast ein Vierteljahr lang mit Zeit und Geld kostenden Vorbereitungen abzugeben, um nachher drei Tage lang sich vorzugsweise für anderer Leute Spaß abzuhetzen. Die Gesellschaftlichkeit unserer Tage ist überhaupt über jenen Standpunkt hinaus, auf welchem sich jeder fragte: was biete ich der Gesellschaft? Heut erwartet jeder das Amusement von der Gesellschaft, und darum sind die Gesellschaften häufig so sterbenslangweilig. Denn nicht jeder Gesellschaftgeber hat das Talent, das vorbereitete Amusement improvisirt und ohne Störung des selbständigen Gesellschaftsganges auftreten zu lassen. Doch um bei der Sache zu bleiben und kein Urtheil ohne Thatsachen zu geben, muß erwähnt werden, daß diesen Winter aller Orten über den Mangel der gewohnten, die mehr öffentliche Faschingslust gewissermaßen einleitenden Privatgeselligkeit geklagt wird. Dies war schon vor Neujahr der Fall, also zu einer Zeit, da weder die Gewitterschwüle der politischen Atmosphäre noch die seit Neujahr sich mehr

und mehr ausbreitende Stockung in allen Geschäftsbranchen angeklagt werden konnte. Zum Theil mögen sich darin die Nachwehen der großen allgemeinen Handelscalamität kundgegeben haben, welche gerade hier am Rhein erst später als anderwärts empfunden wurden. Großentheils waren aber auch die Gesundheitsverhältnisse daran schuld. Wir haben seit langen Jahren keinen so krankheitsreichen Winter gehabt; der Tod hält reiche Ernte. Unsere Städte sind aber meistens blos mittelgroß, die vornehmern Familien sind untereinander vielfach verwandt, jeder einzelne Todesfall hält gleich einen ganzen Kreis von der nicht allzu zahlreichen Gesellschaftswelt fern und macht eine bemerkbare Lücke im Gesellschaftsleben. Dazu kommt, daß alle Städte, welche sonst von vornehmen, hausmachenden Familien als Winterresidenz gewählt wurden, gleichermaßen über einen empfindlichen Ausfall gegen andere Jahre klagen. Gehen Sie nach Frankfurt, Wiesbaden, Heidelberg und selbst Baden-Baden — überall tritt Ihnen dieselbe Bemerkung entgegen. Die Franzosen, welche übrigens niemals ein wesentliches Element der gesellschaftmachenden Fremdenbevölkerung bildeten, sind schon seit Jahren und vollends seit dem vorjährigen Attentat als länger verweilende Gäste selten geworden. Indien hält die wirkliche Gentry Altenglands in der Heimat zurück oder hat sie bis zur Knickerei sparsam gemacht. Nach Rußland wurden die Knesen und Bojaren durch die „Uebergangsperiode" zurückgerufen. Es gibt auch in Paris keine und der kleine Rest zog ungefähr zur Zeit der Kraniche in wunderbarer Eile nach Italien, als habe ihn ein Ukas beordert, die „Kohlenlager" von Villafranca zu bevölkern. Briefe aus Nizza, welche mir vorliegen, können auch nicht genug die Regelmäßigkeit anstaunen, mit welcher sich die vornehme Russencolonie dort einquartiert hat. „Von der Wohnung des Königs von Würtemberg in Nizza längs der Küste bis Villafranca", schreibt man, „finden Sie in dem Gassenzug wie in den Landhäusern nichts als Russen; in der entgegengesetzten Hälfte von Nizza keinen, aber auch sonst wenig Fremde, besonders keine Engländer, deren gewohnte Logis fast durchweg leer stehen."

Unwillkürlich ist die Feder vom Rhein den Russen bis zum Ligurischen Meere nachgezogen. Die Phantasie macht in diesem Winter leicht einen solchen Sprung, da er bisher seit dem Ende des November mit ziemlich unerschütterlicher Consequenz ligurisch mild blieb. Wenigstens hier am Mittelrheim. Denn während sie vom westlichen Ende des Bodensees im letzten Drittel des Januar meldeten, daß die Konstanz-Schaffhauser Dampfschiffahrt habe eingestellt werden müssen, weil der Rhein zugefroren sei, begannen hier die Büsche zu knospen und tragen heut bereits Palmkätzchen. Dennoch vermag man kein Zutrauen zu fassen, man lebt unter dem Damoklesschwert eines harten Nachwinters. Durch die Lokalblätter der einen Stadt schwirrt mittlerweile der unvermeidliche erste Maikäfer, in Frankfurt glauben, sie bereits den ersten Storch am letzten Januartage gesehen zu haben, in einem Dorfe hat eine weitläufig geschilderte Henne das erste Küchlein ausgebrütet — aber daß die Marktweiber Veilchen zum Verkauf ausbieten, kann ich aus eigener Anschauung versichern. Den Armen geht es mit dem milden Winter wie mit dem wohlfeilen Brot — sie jubeln im Besitze und lassen sich darin, was das Brot anbelangt, selbst von der grimmig drohenden Versicherung der Kornhändler nicht stören, daß sie es später theuer

bezahlen sollen; sie meinen zehn Jahre lang pränumerando gezahlt zu haben. Weniger interessirte Wetterpropheten versichern überdies, daß alle Vorbedingungen eines abermals fruchtbaren Jahres gegeben seien, nachdem seit Wochen die warme Witterung mit reichlichen feuchten Niederschlägen verbunden war. Andere Leute erinnern an die Aehnlichkeit des jetzigen Winters mit dem von 1847—48.

Außer von diesen materiellen Interessen ist das Publikum fast ausschließlich vom Abwehrkampfe gegen die katholisirende Tendenz der reactionären evangelischen Hierarchie in Anspruch genommen. In Baden ist momentan dadurch zu Ungunsten der Klerisei entschieden, daß die Gemeinden deren „umgekehrte" Neuerungen in um so wunderbarerer Einmüthigkeit ablehnten, als die badische Presse für die ganze Angelegenheit blos ein verlegenes (ob schambewußtes?) Schweigen hatte. Dagegen beginnt soeben derselbe Kampf im Großherzogthum Hessen; doch glücklicherweise zunächst unter ungünstigern Auspicien der Reactionstendenz, da sogleich ihren beginnenden Agitationen die conservative Vernunft der Vertreter des evangelischen Friedens an maßgebender Stelle entgegenwirkte. In der Bairischen Pfalz endlich hat sich unter den Laien sofort ein protestantischer Verein gebildet, welchem die theologischen Blätter von freierer Richtung außerordentliches Gewicht beimessen. Man muß allen diesen Bestrebungen zur Wahrung des wahrhaft protestantischen Geistes sicherlich das herzlichste Glückauf zurufen. Dies hindert jedoch nicht das Bedauern darüber, daß gerade jetzt diese Fragen den Südwesten praktisch so sehr in Anspruch nehmen, daß er der lebhaftern nationalpolitischen Strömung, welche sich in Mitteldeutschland regt, eigentlich blos in zweiter Reihe seine Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwendet. Freilich liegt es zugleich auch an den Zuständen unserer Presse, welche bei ihrer Berührung des neuen Lebens in Preußen kaum auf die Hebung des grundgesetzlichen Elements hinweisen mag oder — darf. Diese mittel- und kleinstaatlichen Preßzustände am Rhein, in Würtemberg, in Baiern verdienten wol überhaupt von der besser gestellten Presse Deutschlands recht ernsthaft ins Auge gefaßt zu werden. Aus der heimischen Presse lernt man das südwestdeutsche Leben wahrlich nicht entfernt kennen! Vor allem gewinnt dasselbe in ihrer verschobenen Perspective nur gar zu leicht das Ansehen, als sei es wieder wie vor den vierziger Jahren im engsten Particularismus versunken, ohne nationalen Drang und Zug. Und darin thut man ihm wesentlich Unrecht. Während wir anderwärts, wie z. B. in München, dem Applaudiren nationaler Phrasen in neuen Theaterstücken wirklich recht wenig Werth beilegen können, haben ähnliche Kundgebungen in den kleinen Residenzen der kleinen Rheinstaaten eine viel einschneidendere Bedeutung. Denn hier kennt und bezeichnet man jeden einzelnen Bravorufer und Klatscher; und wenn die heut gefällige nationale Stimmung über lang oder kurz wieder misliebig wird, weiß und kennt man ihn immer noch. Doch solche trübe Dinge weiter zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Lassen Sie mich den ohnehin etwas lang gerathenen Brief einfach abbrechen.

Notizen.

Hr. Schulrath Looff in Gotha, als Geschäftsführer der **Verbindung für historische Kunst**, macht bekannt, daß von seiten der ebengenannten Verbindung eine Concurrenz für Kunstwerke historischen Inhalts eröffnet worden ist. Die concurrirenden Arbeiten, mögen es fertige historische Kunstwerke oder nur Skizzen sein, sind bis spätestens den 15. September dieses Jahres nach Braunschweig, wo die Verbindung für historische Kunst ihre diesjährige Hauptversammlung abhalten wird, einzusenden, und zwar die fertigen Kunstwerke mit Angabe des Preises, der jedoch die Summe von 3000 Thlrn. nicht übersteigen darf. Die Skizzen, die nicht unter einer bestimmten Größe sein dürfen, müssen mit Angabe des Preises versehen sein, für welchen der Künstler das Kunstwerk zu liefern gedenkt und behält die Verbindung sich vor, entweder eins der fertigen Kunstwerke anzukaufen oder die Ausführung einer der eingereichten Skizzen zu veranlassen. Sollte weder das eine noch das andere geschehen, so bleibt die Summe von 3000 Thlrn. für das Jahr 1860 neben den für dasselbe bestimmten Geldern verfügbar; auch ist die Verbindung in diesem Falle bereit, die beiden besten Skizzen entweder käuflich zu erwerben oder mit einem angemessenen Preise zu krönen.

Auf dem Hoftheater zu **Dresden** ist „Mohammed und Irene", historisches Drama von A. Snetger, gegeben worden. Das Stück wurde zuerst am Neujahrstage aufgeführt, konnte jedoch wegen plötzlicher Erkrankung der Hauptdarstellerin nicht zu Ende gespielt werden. Auch bei der Wiederholung ist der Erfolg, trotz der Gunst, mit welcher gewisse Kreise der dresdener Gesellschaft dem Stücke entgegenkamen, sowie trotz der prächtigen Ausstattung und des zum Theil vorzüglichen Spiels, nur ein sehr mäßiger gewesen. Dagegen soll ein neues historisches Lustspiel von May in München „Der Kurier aus der Pfalz", in **Karlsruhe** mit vielem Beifall gegeben worden sein.

Die seit einigen Jahren bei Wallishauser in Wien erscheinende „Monatsschrift für Theater und Musik" ist seit Neujahr unter dem veränderten Titel „**Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik**" in eine Wochenschrift umgewandelt worden, eine Veränderung, welche dem Blatte, das sich durch die Unparteilichkeit und Gediegenheit seiner Urtheile sowie durch die Genauigkeit und Vollständigkeit seiner Berichte schon längst die allgemeinste Anerkennung erworben hat, ohne Zweifel nur zum Vortheil gereichen und ihm eine immer größere Verbreitung verschaffen wird. Es ist gewiß nicht leicht, in Zeiten eines so tiefen Verfalls und einer so allgemeinen Abspannung, wie die jetzigen sind, der deutschen Bühne noch eine so liebevolle und gewissenhafte Theilnahme zu bewahren, wie es in dieser Zeitschrift geschieht, und empfehlen wir sie daher allen, die den Glauben an das deutsche Theater noch nicht ganz verloren haben und sich überhaupt noch überwinden können, etwas über diesen Gegenstand zu lesen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 8.** 17. Februar 1859.

Friedrich der Große und Tralles.

Von

August Kahlert.

Als König Friedrich sein herbes Urtheil über den Zustand der deutschen Literatur seiner Zeit gefällt hatte, und eine Menge widerlegender Schriften erschien, gab auch ein breslauischer Arzt, Balthasar Ludwig Tralles, ein Siebziger, seine Meinung ab in einem „Schreiben von der deutschen Sprache und Literatur bei Gelegenheit der zu Berlin im Jahre 1780 in französischer Sprache herausgegebenen vortrefflichen Schrift «Ueber die deutsche Literatur, über die Mängel und Ursachen derselben und über die Mittel, sie zu verbessern»" (Breslau 1781). Daß der Unterthan seinem Landesherrn öffentlich zu widersprechen wagte, wenn auch die etwaige Freimüthigkeit stark mit Schmeichelei verzuckert war, ist immerhin für den Geist jener Epoche bezeichnend, wo die Gelehrtenrepublik noch wie ein freies Asyl betrachtet wurde. Ueber die Poesie freilich bringt der tapfere Kämpfer, der einst selbst mit einem Gedicht auf das schlesische Riesengebirge (1750), (Nachahmung von Haller's „Alpen"), einer Ode auf Karlsbad (1756) und vielen Epigrammen aufgetreten war, manches Sonderbare vor. Besonders ergrimmt ist er auf Goethe und tritt Friedrich's Misbilligung des „Götz von Berlichingen" sowie des ganzen Shakspeare'schen Geschmacks aus vollem Herzen bei. Auf Lessing's Lustspiele zwar macht er den König aufmerksam, aber dann jammert er laut, „daß Lessing, der die reine deutsche

Sprache in seiner Gewalt habe, in seinem «Nathan dem Weisen» von Goethe angesteckt, geflissentlich sie zu verderben bemüht gewesen". Er meint, „daß die Sprache durch die Klopstock'schen Nachbeter und Affen (dem Urbilde lasse er alle Gerechtigkeit widerfahren) so verdorben und verhunzt sei, daß man in dem Uebermaß hyperbolischer und katachrestischer Ausdrücke allen gesunden Menschenverstand vermisse". Was er über Gottsched sagt, kann man sich jetzt noch am ersten gefallen lassen, weil Danzel's Werk ein ähnliches Resultat liefert: „man tadle Gottsched wie man will, er wird dennoch immer bei allen Unparteiischen ein um die deutsche Sprache höchst verdienter Mann bleiben". — Der größte Theil des Aufsatzes betrifft die Heilkunst, von welcher Friedrich etwas geringschätzig geurtheilt und damit den seinem Jubiläum nahen berühmten Arzt zu einer wohlgegliederten und beredten Rechtfertigung herausgefordert hatte. Die Welt erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Tralles vor längerer Zeit am Krankenlager des Prinzen Ferdinand dem Könige vorgestellt und von ihm aufs schärfste über seine Wissenschaft ausgefragt worden war. Diese Begegnung und die dabei erfahrene Gnade verlieh dem Greise den Muth, in dem die ganze literarische Welt gerade bewegenden Falle das Wort zu ergreifen.

Von jener Audienz hatte er zwar oft gesprochen und sie sogar in einem Gedicht verherrlicht, das dabei mit dem Könige geführte Gespräch jedoch drucken zu lassen mochte er, so sehr er schriftstellerisch thätig zu sein liebte, bei des Königs Lebzeiten Bedenken tragen; nach dessen Tode, als die Menge der Schriften über den entschlafenen Helden zum Erstaunen anschwoll, fielen solche Bedenken weg. Der achtzigjährige Mann ließ ein kleines Buch (Breslau 1789) erscheinen, worin er lediglich seine Unterhaltungen mit gekrönten Häuptern bekannt machte, und zwar, wie er versichert, wortgetreu. In der That trägt seine Mittheilung bei weitem mehr den Ausdruck der Wahrheit als die bekannten Gespräche des hannoverschen Leibarzts Zimmermann mit dem Alten Fritz, und verdient, da sie viel weniger bekannt geworden ist, aufbewahrt zu bleiben. Der Hergang war folgender:

Es geschah zu Ende des Jahres 1757, daß Tralles zu Breslau dem schwererkrankten Prinzen Ferdinand Hülfe zu leisten gerufen wurde und, da der Zustand desselben lebensgefährlich schien, fünf Tage lang nicht von seinem Lager wich. Den angewandten Mitteln war die größte Gefahr bereits gewichen, als Nachricht einlief, König Friedrich sei auf die Kunde von dem seinem geliebten Bruder widerfahrenen Leid aus dem Lager nach Breslau geeilt und sogleich zu erwarten. Unmittelbar nachher trat er auch rasch ins Zimmer, begrüßte mit Theilnahme den Prinzen, und begann, als dieser auf den Arzt zeigend mit schwacher Stimme sagte: „Voilà, Sire, le sauveur de ma vie", folgendes

Verhör: „Er ist also der Doctor?“ — „Ja, Ew. Majestät, und ich schätze mich für den glücklichsten Menschen, daß —“ K. „Ich will Ihm die Complimente schenken, sage Er mir nur ganz kurz, da der Prinz sich bereits besser befindet, was ist seine Krankheit gewesen?“ — T. „Ein heftiges Entzündungsfieber mit Seitenstechen.“ — K. „Was versteht Er unter einem heftigen Entzündungsfieber?“ — T. „Eine Stockung des Bluts in den letzten Pulsadern gewisser Theile, mit einem stärkern und geschwindern Umlauf alles des übrigen.“ — K. „Wo hat denn in diesem Falle die Stockung den vornehmsten Sitz gehabt?“ — T. „In den Muskeln zwischen den Rippen; in der Pleura oder dem sogenannten Rippenfell, und vermuthlich noch in der Oberfläche der Lunge.“ — K. „Wie ist der Prinz zu dieser Krankheit gekommen?“ — T. „Er hatte schon ein paar Tage über kürzern Athem geklagt und hat hernach, da er eine Brigade commandirte, die letzte Nacht auf dem Nikolaikirchhofe in tiefem Schnee gestanden.“ — K. „Sollte dies fähig gewesen sein, ihm eine so wichtige Krankheit zuzuziehen?“ — T. „Er hat die kalte Luft beständig eingeathmet, dadurch ist in den zusammengezogenen Gefäßen der Lunge der freie Umlauf des Bluts gehindert worden.“ — K. „So! was hat er also bei seiner Cur für Absichten gehabt?“ — T. „Das stockende Blut zu verdünnen, die Kanäle zu erweitern und zu erweichen, den heftigen Fiebertrieb zu mindern, damit keine Vereiterung erfolge.“ — K. „Was hat Er vor Mittel angewandt?“ — T. „Viermal wiederholtes Aderlassen, Gerstenwasser mit Zitronensaft, Thee aus erweichenden Kräutern, Oxymel mit Salpeter, äußerlich erweichende Umschläge.“ — K. „Das ist gut, und besonders daß Er oft Ader gelassen.“ — T. „Dies war unumgänglich nöthig, aber ich habe viel Widerspruch bei dem vierten male erfahren.“ — K. „Daran hat Er sich nicht kehren müssen; wenn man etwas versteht, warum man etwas thut, so muß man sich keinen Menschen davon abwendig machen lassen, lasse Er allenfalls noch das fünfte mal. Aber unter den Medicamenten hätte Er doch noch eins anwenden können.“ — T. „Es wäre mir herzlich leid, wenn ich etwas verabsäumt hätte.“ — K. „Warte Er nur! Oleum, Oleum Nenuphar. Nein! Nein! Oleum Vitrioli, dies hätte Er noch geben können.“ — T. „Oleum Vitrioli würde dem Prinzen die Zunge aus dem Gaumen gefressen haben, wenn ja aus dem Vitriol ein Mittel hätte angewandt werden können und sollen, so müßte es Phlegma Vitrioli gewesen sein.“ — K. „Was versteht Er darunter?“ — T. „Spiritum Vitrioli in vielem Wasser, wie ihn selbst Ew. Majestät in den unter den Soldaten grassirenden Faulfiebern zu gebrauchen verordnet haben.“

Wir können füglich hier ein Stück des Gesprächs übergehen, worin Tralles seine Gelehrsamkeit aufwendet, um den Unterschied zwischen ent-

zündlichem und Faulfieber begreiflich zu machen, während der König fast nur zuhört. Hierauf fährt dieser mit freundlicher Miene fort: „Wenn alles sich so verhält, so hat Er recht. Aber, sage Er mir noch, ist der Prinz immer bei sich geblieben?“ — T. „Nein, bei dem heftigen Triebe des Blutes durch den ganzen Leib, also auch durch das innere Haupt und das Hirn, konnte es nicht anders sein, als daß sich auch Phantasien einstellten, welche die fünfte Nacht am heftigsten waren.“ — K. „Hat er also durcheinander geredet, und was hat er denn vorgebracht?“ — T. „Zuerst wußte er oft nicht, wo er sich befände, sodann behauptete er, die ganze Cavalerie ritte an ihm vorbei, und die Pferde schlügen ihn an die Seite, besonders eins, von dem er verlangte, daß man es wegjagen sollte.“ — K. „Wie führte Er sich denn bei diesen Umständen auf?“ — T. „Alle Umstehenden nebst mir ließen ihn bei diesen Gedanken und unter dem Versprechen, daß wir alle Pferde wegtreiben würden, legten wir ihm den Umschlag desto fleißiger auf.“ — K. „War dies alles, was sagte er denn mehr?“ — T. „Ich kann mich nicht mehr auf alles besinnen, aber immer betraf es das Militare. Was mich am meisten beunruhigte, war dieses, daß er die Stiefeln haben wollte, daß er mit aller Gewalt sich auf den Marsch begeben, und immer fort wollte, daß er mich nicht mehr kannte, sondern vor seinen Adjutanten hielt.“ — K. „Wie verhielt Er sich denn bei diesen Umständen?“ — T. „Ich widersprach ihm nichts, sondern um ihn zu beruhigen, sagte ich, es sei alles zum Aufbruch fertig, aber es fehle noch die Ordre des Königs, Se. Hoheit möchten nur indessen noch ein wenig ruhen. Auf diese Vorstellung zog er seine Schenkel in das Bett zurück und lag eine Weile still.“ — K. „Das hat Er recht gemacht, solchen Leuten muß man durchaus nicht widersprechen, man muß in ihre Einbildungen entriren.“ — Nachdem die Unterredung so weit gekommen, wurde der König freundlicher und vertraulicher gegen den Arzt, klopfte ihn auf die Achsel und fuhr fort: „Er hat seine Sachen gut gemacht, ich bin mit Ihm zufrieden, aber das wird er inzwischen nicht leugnen, daß ein jeder Doctor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke curiren kann, sage Er mir doch, war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen bereits fertig?“ — T. „Mein Kirchhof war sehr klein, und ich bin schon lange damit fertig.“ — K. „Wie hat Er dies angefangen?“ — T. „Ich habe bedacht, daß das Leben das größte Gut sei, das ein Mensch hat, und daß man es nur einmal verliere; wenn es mir also anvertraut war, und ich merkte, daß es verloren werden könnte, so habe ich ältere und erfahrenere Aerzte als ich war, zu Rathe gezogen, starb der Patient gleichwol, so kam er nicht auf meinen Kirchhof.“ — „Das hat er sehr klug gemacht, aber, glaube Er mir, wir mögen ein Metier treiben welches wir wollen, so machen wir im Anfang

immer Fehler, aber das ist ein weiser Mann, der einen Fehler von einer Art nur einmal macht, und dabei so viel profitirt, daß er zehn andere vermeidet, mehr kann man nicht verlangen.“ — „Ich wäre der unwürdigste Unterthan von Ew. Majestät, wenn mir nicht bekannt wäre, daß Sie in allen Wissenschaften die größte Einsicht besitzen, aber ich erstaune, da ich erfahre, daß sich Ew. Majestät auch mit der schweren und mühseligen Medicin beschäftigt und dieselbe studirt haben.“ — K. „Wundert Er sich darüber, meint Er nicht, daß ich sehr viel mehr Patienten gehabt habe und noch habe als Er?“ — T. „Wenn Ew. Majestät Ihre kranken und blessirten Soldaten darunter verstehen, so werde ich sowie viele Aerzte neben mir in der Anzahl es nie so weit bringen.“ — K. „Wo hat Er eigentlich studirt?“ — T. „Zuerst in Leipzig drei Jahre, und hernach in Halle, wo vornehmlich der berühmte Hoffmann, der Ew. Majestät in Gott ruhenden Herrn Vater an der Wassersucht curirt hat, mein vornehmster Lehrer gewesen.“ — K. „Da hat Er einen großen Meister gehabt, und wenn Er das nicht gelernt hätte, was Er weiß, so hätte die Schuld nur allein an Ihm gelegen.“ — Und hiermit beurlaubte der König sich bei dem Prinzen, wünschte ihm baldige vollkommene Besserung und nachdem er sich nochmals zu Tralles gewandt und gesagt: „Lasse Er immer noch einmal zur Ader“, ging er zum Zimmer hinaus. Der Prinz aber sagte zu Tralles mit schwacher Stimme: „Lieber Herr Doctor, curiren Sie mich vollends nach Ihrer Methode.“

Den fernern Bericht über diese Sache, der sich weitläufig über viele Kleinigkeiten verbreitet, können wir dahin zusammenfassen, daß die Herstellung des Kranken zwar langsam vorschritt, aber vollständig gelang und dem, welchem sie verdankt wurde, außer Lob und Lohn, von dem Prinzen und dessen nächsten Verwandten viele Zeichen herzlicher Zuneigung einbrachte. Nichts erfreute ihn aber mehr, als bei Tafel einen Prinzen von Würtemberg sagen zu hören, der König habe gegen ihn geäußert, ihm sei nicht bekannt gewesen, daß es hier einen so gescheidten Doctor gebe. Zu Hause hatte er nichts Eiligeres zu thun, als jenes Gespräch buchstäblich aufzusetzen, was er dann dreißig Jahre lang vielen vorlas, bevor er es endlich dem Druck übergab. Außerdem feierte er es in folgenden in verschiedenen Zeitschriften gedruckten Versen:

Held! groß und hoch durch dich, mehr als durch Volk und Lande,
Du kennest und durchsiehst mit göttlichem Verstande
Der Wissenschaften Licht, und den gelehrten Dunst;
Dein heller Blick durchstrahlt sogar die Heilungskunst.
O, schaffe drum der Glut des Kriegesfiebers Ruh!
Und binde, weil du kannst, Europens Wunden zu.
Vereinter Mächte Rath hilft ohne dich zu wenig,
Sei du sein größter Arzt sowie sein größter König!

Daß der König ihm ein gnädiges Andenken bewahrte, beweisen seine Aeußerungen gegen viele Personen, namentlich gegen den bekannten Domherrn Bastiani, den er gern und oft in Sanssouci sah. Einst wurde ihm der Tod des Fürsten Hatzfeld nach schmerzlicher Krankheit gemeldet, zugleich, daß Tralles als Arzt zugezogen worden; „der würde ihn nicht haben sterben lassen, wenn er überhaupt zu retten gewesen wäre", so lautete die kurze königliche Antwort.

Heutige Romandichter lassen den Alten Fritz so viele und lange Reden halten, denen man mehr oder weniger es anmerkt, daß sie untergeschoben sind, daß obiges der Wirklichkeit entnommene Geplauder des großen Mannes aus einem jetzt vergessenen Büchlein hervorgezogen werden durfte. Da es uns auf Tralles aufmerksam macht, so werfen wir auf dessen ausgebreitete literarische Thätigkeit — er selbst hat ein Verzeichniß seiner Schriften von mehr als vierzig Nummern hinterlassen — einen Blick, und bemerken sogleich große Vielseitigkeit; zwei Drittheile behandeln allerdings Heilkunde, ein Drittheil aber Philosophie, Theologie, Aesthetik, Poesie. Vieles Seltsame, ja Drollige neben gründlichem deutschen Wissen! Mit den größten Aerzten seiner Zeit steht er in lateinischem Briefwechsel. In seinem Nachlasse finden sich viele Sendschreiben voll verbindlicher Aeußerungen von A. von Haller in Göttingen, van Swieten in Wien, Tissot in Lausanne. Wenn die meisten seiner Werke jetzt vergessen sind, so nennen Historiker doch achtungsvoll seine Schrift über Cholera (schon 1752!) und die in mehrere Sprachen übersetzte über den „Gebrauch und Misbrauch des Opium" (1758). Gelegentlich hatte er von dem Einflusse gesprochen, den der Genuß des Heiligen Abendmahls auf einen zum Tode Kranken ausgeübt und war dabei den Theologen unbequem geworden, indem er eine Deutung der bekannten Stelle im Korintherbriefe, wo vom Unterschiede zwischen einem leiblichen und geistigen Leibe die Rede ist, versucht hatte. Damals standen sich in Schlesien lutherische und reformirte Glaubensgenossen schroff gegenüber. Tralles, der sich zu den erstern bekannte, erlitt den Vorwurf, daß er sich den letztern zuneige; geistig gewandter als seine Gegner, ging er aus langem schriftlichen Streite als Sieger hervor. Da wurde er genöthigt, diesen schwierigen Gegenstand in ganz anderer Umgebung zu erörtern. Die Herzogin von Gotha, Luise Dorothea, an der Schwindsucht krank, berief ihn auf Veranlassung ihrer Aerzte nach Gotha, und liebte es, mit ihm, dessen Heilmittel sie nicht retten konnten, Gespräche über religiöse Fragen zu führen. Die Möglichkeit einer Ausgleichung und Vereinigung des lutherischen mit dem reformirten Bekenntniß lag der Sterbenden am Herzen. Was Tralles darüber vorbrachte, erfreute und beruhigte sie sehr, und ist in seiner Schilderung jener Besuche umständlich genug verzeichnet. Interessanter aber ist seine Betheiligung an der

philosophischen Bewegung seiner Zeit, welche sich aus dem deutschen Widerwillen gegen die französischen Encyklopädisten entwickelte.

Es kann auffallen, daß König Friedrich gegen Tralles mit keinem Worte dessen Polemik gegen La Mettrie erwähnt hat, dem er, nachdem ihn Frankreich und Holland verfolgt, in der berliner Akademie ein Asyl gewährt, ja den der König sogar selbst vertheidigt oder doch entschuldigt hatte (1751); denn Tralles hatte in dieser Sache die deutschen Philosophen auf seiner Seite. Er hielt, da er sich zu den Schülern Boerhave's rechnete, dessen Schüler auch La Mettrie gewesen, es für Pflicht, die Heilkunde von dem Verdacht zu befreien, daß sie zum Materialismus verleite. Hatte der Franzose spöttisch behauptet, der lebende Mensch sei nichts anderes als ein aufgezogenes Uhrwerk, so wurde ihm nun entgegnet, daß die Erscheinungen des Lebens sich allein erklären ließen, wenn man den Gegensatz zwischen Geist und Leib festhalte. Der ganze damalige Streit hatte, wie man sieht, große Aehnlichkeit mit dem heutigen über Kraft und Stoff, war aber insofern etwas ungleich, als der eine französisch, der andere lateinisch schrieb. Justus Liebig heute ficht freilich mit andern Waffen gegen die, welche den Stoffwechsel auf geistiges Gebiet hinüberspielen und die Gedanken zu Producten des Gehirns, wie die Galle der Leber machen möchten; im wesentlichen aber ist sein Standpunkt der nämliche wie der von Tralles. Ohne intelligenten Willen würden keine Sinneswahrnehmungen zu Stande kommen, dies ist beider Ueberzeugung! Vor hundert Jahren philosophirte man in den vornehmen Kreisen allgemein in französischer Weise, oberflächlich, zum Verdrusse deutscher Gelehrten, die von jenen Pedanten gescholten und gar nicht gehört wurden. Tralles, der dies zu beobachten so viele Gelegenheit hatte, wußte, daß Kaiserin Maria Theresia die französischen Resultate verabscheute und mit den reifenden Jahren immer strenger in Glaubenssachen wurde; ihr also wagte er sich mit einer Darstellung seiner speculativen Ideen zu nahen, und fand sich durch eine im Jahre 1772 ihm zu Wien bewilligte Audienz insbesondere dazu ermuthigt. Die Kaiserin sprach über ihre Leibärzte, über einige schlesische Magnaten, und sagte unter andern wörtlich: „Ich darf nicht mehr an die Schlesier gedenken, es ist mir verboten, und ich muß mich bemühen, sie aus meinen Gedanken zu bringen." An diese Audienz knüpfte er an, als er nach Jahresfrist von Breslau aus die Erlaubniß nachsuchte, der Kaiserin ein neues Werk zu widmen, worin er wissenschaftlich nachgewiesen habe, daß die menschliche Seele ein immaterielles und unsterbliches Wesen sei. Die Antwort lautete: obgleich Katholicismus und Protestantismus darin übereinstimmten, daß der Materialismus verwerflich sei, so erfordere doch die Ertheilung dieser Gnade eine vorhergehende geistliche Censur der Handschrift. In der That trug die wiener Preß-

behörde kein Bedenken, den Druck zu gestatten, um so weniger, als das Buch lateinisch abgefaßt war. Die Kaiserin aber misbilligte etwas, nämlich die außerordentlichen Lobsprüche, welche der Verfasser ihr in der Zueignung ertheilt hatte, und schrieb eigenhändig an den Rand: „Die Lobreden sind zu ungemessen, und eine alte Frau von 59 Jahren läßt sich durch selbige nicht mehr kitzeln.“ Erst nachdem dieser Anstoß beseitigt war, wurde das Buch in Wien gedruckt. Es erregte viel Aufsehen, erschien bald nachher in französischer, dann in italienischer Uebersetzung (1776), kam aber in Deutschland, als die Kant'sche Kritik des Denkens und Wollens sich immer mehr Bahn brach, in Vergessenheit. Noch nach dem Tode der Kaiserin schickte deren Leibarzt einen Ring mit deren Haar und Namenszug an Tralles, der ihn bis an sein Lebensende am Finger trug.

Viel weniger Ruhm als der Kampf gegen La Mettrie brachte ihm der, welchen er gegen Lessing's „Nathan den Weisen“ in einem zweibändigen Werke (1780) unternahm. Er war mit Lessing in den vier Jahren, wo dieser als Tauenzien's Secretär in Breslau verweilt hatte, in gar keine Berührung gekommen, und Lessing würde vielleicht von dem gegen sein letztes unsterbliches Gedicht geführten Angriff in Wolfenbüttel auch keine Kenntniß erhalten haben, wenn sein als Münzdirector in Breslau angestellter Bruder ihm nicht davon geschrieben hätte. „Man beweiset dir“, heißt es in dem (bei Lachmann abgedruckten) Briefe, „im ersten Theile, daß du kein Christ bist, im zweiten, daß du kein Deutsch verstehst.“ Wirklich verräth Tralles hier überall, daß er sich das Jahrhundert, in dem er geboren worden, hatte über den Kopf wachsen lassen. Der Schüler Gottsched's nahm nicht wahr, daß seine Muttersprache sich verjüngt hatte. Seine eigenen Gedichte dürfen daher heute noch viel weniger auf Antheil rechnen, als die seines Ideals Albrecht von Haller. Doch wollen wir auf ein kleines, weil es nicht ohne geschichtliche Bedeutung ist, aufmerksam machen.

An dem Rauch'schen Friedrich's-Denkmal in Berlin, und zwar an derjenigen Wand des Fußgestells, worauf sich die Helden des Friedens befinden, sieht man auch den Minister von Schlabrendorf, der Schlesien während der schweren Kriege für den König unumschränkt, mit großer Umsicht, aber auch mit eiserner Strenge verwaltet, und dadurch seinem Herrn die Mittel zum Kriege verschafft hatte. Als nach dem Siebenjährigen Kampfe das Land verarmt war, traf den Minister der Haß vieler, besonders des im Lande begüterten Adels. Friedrich, die Lage der Dinge erkennend, schlug Maßregeln ein, diesem aufzuhelfen, rief aber Schlabrendorf ab und ersetzte ihn durch von Hoymb. Der gekränkte Minister sagte pflichtbewußt in seinem Abschiedswort an den König (das merkwürdige Schreiben ist in Menzel's „Schlesischer Ge-

schichte" abgedruckt): „Er wisse wohl, daß er von den Granden der Provinz bei Sr. Majestät verleumdet worden, aber auch, daß der König niemals einen getreuern Vollstrecker für Seine Befehle finden werde!" Friedrich's tröstende Worte erreichten den Minister erst, als dieser, vor Gram erkrankt, bereits eine Leiche war. Nicht lange nach diesen Vorgängen erschien ein Madrigal von Tralles mit der Ueberschrift: „An einen würdigen in Ungnade gefallenen Minister" in einer von einem gewissen Beutner zu Breslau herausgegebenen Anthologie:

Schon war im finstern Schos der Erden
Der Diamant ein Diamant.
Wie sehr wird er bewundert werden,
Trägt ihn ein König an der Hand.
Doch zieht ihn dieser auch vom Finger
Und mißt ein Höfling seinen Schein,
O, darum wird er nicht geringer,
Er bleibt ein Edelstein.

Gewiß wird man nicht zweifelhaft darüber sein können, worauf diese Verse sich beziehen, wenn man die Zeit ihres Erscheinens mit den obenerzählten Thatsachen zusammenhält.

Das doppelte Verhältniß, worin Tralles sich befand, einmal zur Gelehrsamkeit, und dann zur vornehmen Welt, verlieh ihm sein eigenthümliches Gepräge; die belletristische Neigung diente ihm zur Vermittelung. Sein von Bernigeroth in Kupfer gestochenes Bildniß, das einige Verehrer zu irgendwelcher feierlichen Gelegenheit anfertigen ließen, zeigt uns den Mann von stattlicher Figur, vornehmer Haltung im Sammtkleide vor einer Reihe von Bücherbretern, die mit Folianten beladen sind. Weltmann und Gelehrter ungefähr wie Zimmermann in Hannover! Seine Gegner machten auf ihn das bittere Epigramm: „Hr. Hofrath Tralles versteht noch nicht Alles". Daß der berühmte Mann bei der großen Menge von Auszeichnung, die er genoß, — das Verzeichniß seiner Würden ist lang, von seinen vielen goldenen Medaillen und Dosen hat er sehr umständlich selbst berichtet, — daß er darüber immer eitler und immer mehr Sonderling wurde, wer sollte sich deshalb wundern? Die gelehrten Zeitschriften hielten ihm seiner Kenntnisse halber manches zugute, einmal indessen fielen doch alle mit Spott über ihn her, als er nämlich eine lateinische Schrift über die „Diät der Könige" herausgab. Man fragte, seit wann die körperliche Lebensweise der Könige andern Grundsätzen als die der übrigen Menschen folgen müsse. Er vertheidigte sich und wies darauf hin, daß dieses Sendschreiben nur eine gelegentliche Bedeutung habe, weil er es an den König von Polen Sigismund August gerichtet, als dieser ihn unter den glänzendsten Anerbietungen als Leibarzt für Warschau wiewol vergeblich zu gewinnen gesucht habe. Sein Ruf hatte eine solche Ausdehnung erreicht, daß, auch als die Ge-

brechen des hohen Greisenalters ihn gänzlich ans Zimmer fesselten, Leidende aus weiter Ferne ihn persönlich aufsuchten und befragten, was er am Schlusse jener Lebenserinnerungen, die sein letztes literarisches Werk waren, dankbar hervorhebt. Er starb am 7. Februar 1797 fast neunzig Jahre alt.

Julius Rupp, sein Buch „Von der Freiheit“ und sein berliner Recensent.

„Von der Freiheit. Ein Zeugniß für das Evangelium vom Standpunkte des protestantischen Dissidententhums. Vorträge gehalten vor der Dissidentengemeinde in Königsberg von Julius Rupp.“ (2 Bde. Leipzig, G. Mayer.)

Ein Predigtbuch gehört freilich nicht zu den Dingen, nach denen man heutzutage zuerst fragt, wenn man in einen Buchladen tritt, und auch die journalistische Kritik widmet dieser Gattung der Literatur seit geraumer Zeit nur noch eine sehr geringe Aufmerksamkeit. Aber wie möchte es auch anders sein? da ja die Theologen selbst jede andere Art literarischer Leistungen mehr zu lieben scheinen, als daß sie sich entschließen möchten, ihre sonntäglichen Reden durch den Druck einem größern Publikum zugänglich zu machen und auf diese Art gleichsam öffentlich Rechenschaft abzulegen, wie und in welchem Sinne sie diesen wichtigsten Theil ihres geistlichen Berufs erfüllen. Sollte der Grund dieser Erscheinung wirklich darin liegen, daß die Wirksamkeit der kirchlichen Rede heutzutage geringer als etwa im 18. Jahrhundert oder gar noch im ersten Viertel des gegenwärtigen, wo bekanntlich Predigtsammlungen im Gegentheil einen Lieblingsartikel des deutschen Buchhandels bildeten, in einer solchen Ausdehnung, daß z. B. Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die zuerst von allen deutschen kritischen Zeitschriften sich die Besprechung sämmtlicher literarischer Neuigkeiten zur Aufgabe gestellt hatte, diese ihre Absicht in Betreff der Predigtsammlungen schon nach den ersten Jahrgängen wieder fallen lassen mußte, weil es unmöglich war, die ungeheure, täglich anschwellende Masse derselben zu bewältigen? Oder sollten die ausgezeichneten Kanzelredner bei uns in neuerer Zeit überhaupt dünner gesäet sein als ehedem? Wir zweifeln — und finden eine Bekräftigung unsers Zweifels sofort in dem Buche, dessen Titel die Ueberschrift nennt. Allerdings nimmt dasselbe, sowol was die Gemeindeverfassung anlangt, als auch gegenüber der seit Jahrhunderten im wesentlichen unverändert gebliebenen Dogmatik der christlichen Confessionen, einen eigenthümlichen, scharf ausgeprägten Standpunkt, und zwar nicht blos einen abstract wissenschaftlichen, sondern auch einen sehr bestimmten kirchlich praktischen, mit Einem Wort: einen

Parteistandpunkt ein. Wer jedoch nicht einseitig genug ist, diesem Standpunkt jede und wäre es auch nur die allgemeinste historische Berechtigung zu versagen, der wird sich, indem er das Buch zur Hand nimmt, bald überzeugen, daß die Besonderheit seines religiösen Standpunktes weder der Beredsamkeit des Verfassers noch der wissenschaftlichen Bedeutung und ebenso wenig auch dem ethischen Element seines Buchs Abbruch gethan hat.

Der Verfasser, der bekanntlich zugleich Herausgeber der in Königsberg erscheinenden, auch in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigten „Königsberger Sonntagspost“ ist, leitete eine von ihm selbst verfaßte Anzeige seiner Predigten „Von der Freiheit“ in der ebengenannten Zeitschrift mit folgender Bemerkung ein: „Der Titel, den diese Vorträge haben, ist so altmodisch ausführlich ausgefallen, daß das Buch bei vielen schon durch die Art, wie es sich einführt, ein ungünstiges Urtheil gegen sich erwecken muß. Ich kann das nur bedauern, da es sicher nicht meine Absicht gewesen ist, irgendjemand abzuschrecken; indeß ist auf der andern Seite dem Publikum gewiß damit gedient, wenn die Aufschrift nichts verspricht, was das Buch nicht leistet, und insofern ist der gewählte Titel bezeichnend genug. Den hier angezeigten Vorträgen fehlt alles, was erforderlich ist, um Leser zu gewinnen, die an der Aufgabe, die diesen Vorträgen gestellt ist, kein Interesse haben.“

Und wirklich scheint dies Interesse nicht sehr verbreitet, wenigstens nicht in unserer Journalistik. Denn obschon seit dem Erscheinen des Buchs bereits zwei Jahre verstrichen sind, so ist ihm, soviel dem Verfasser dieses Aufsatzes erinnerlich, bisjetzt doch nur Eine eingehende Beurtheilung zu Theil geworden; dieselbe steht in der berliner „Protestantischen Kirchenzeitung“, 1857, Nr. 30, S. 716 fg., und ist von dem Herausgeber derselben, Hrn. Krause, unterzeichnet. Wie sich danach von selbst versteht, geht die Kritik von dem bekannten Standpunkt jenes für die Union kämpfenden Blattes aus; auch ist sie offenbar ausschließlich für die meistens geistlichen Leser desselben geschrieben. Es gereiche ihm, erklärt Hr. Krause zu Anfang derselben, zur Freude, „diese Vorträge... empfehlen zu können“, und auch was er über den Charakter, den Geist und die Religiosität des Verfassers äußert, ist von der Art und enthält ein zum Theil so glänzendes Lob, daß man sich veranlaßt fühlen möchte, die Unparteilichkeit und den Muth eines Geistlichen zu bewundern, der zu jener Zeit an einem so misliebigen Manne, wie Dr. Rupp ist, soviel Gerechtigkeit zu üben vermochte — zu jener Zeit, sage ich, als der Druck, den das von Raumer-Westphalen'sche Regiment auf die Zustände Preußens ausübte, eben im Culminationspunkte stand und jedes freie und männliche Wort, namentlich auf kirchlichem Gebiet, zu ersticken drohte.

Allein wie unsere Theologen das zu machen pflegen: das Lob wird

hinterdrein dermaßen verclausulirt, der Empfehlung werden nachträglich solche Einschränkungen hinzugefügt, daß von der erstern kaum noch etwas übrig bleibt. Die Belege für diese Einschränkungen bleibt der Recensent freilich schuldig und ist somit der gelindeste Vorwurf, den wir ihm machen können, dieser, daß er sich, wenn auch ohne Zweifel in wohlmeinendster Absicht, doch einer allzu großen Accomodation gegen sein Publikum befleißigt hat. Behauptungen sind noch keine Beweise; wenn der Herr Recensent aber den Rupp'schen Reden „Paradoxien und Antinomien nicht nur in der Grundanschauung, sondern auch in vielen Einzelheiten" verwirft, wenn er daraus ferner folgert, daß die heutige gebildete Welt keinen Gebrauch von dem Buche werde machen können, ja wenn er Hrn. Rupp alles und jedes Verdienst, der Religion der Zukunft vorgearbeitet zu haben, abspricht, und wenn er schließlich dies alles hinstellt, ohne auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, was läßt sich von diesen Aeußerungen des Recensenten dann weiter sagen, als daß es eben bloße Behauptungen, bloße subjecte Ansichten sind?!

Aber auch in diesen subjectiven Ansichten ist er nicht einmal völlig in Uebereinstimmung mit sich selbst und will es uns daher auch nicht gelingen, in dem Schlußsatz der Kritik S. 718 („Zu beklagen ist die Kirche, in ihrer Organisation muß vieles faul sein, die einen so begabten und so evangelischen Mann von sich auszuschließen genöthigt ist, während sie den ganzen Ballast der religiös gleichgültigen Masse und die ganze Last von Pharisäern und Schriftgelehrten mit sich fortschleppt") — es will uns, sage ich, nicht gelingen, aus diesem Satze den reinen Klageton oder Schmerzenslaut herauszuhören, den der Recensent doch allem Vermuthen nach hineinlegen wollte. Vielmehr klingt uns, indem wir uns an alles Vorhergegangene erinnern, bei den Worten „auszuschließen genöthigt ist", ein Etwas dazwischen, das zu dem wahrhaften Verlangen eines Predigers der Liebe nach jenem begabten Sohne der Kirche nicht wohl stimmen will. Der ganze Passus erinnert uns an jene Parabel des Lukas, die noch immer die Ueberschrift trägt: „Von dem verlorenen Sohne", während sie doch, wie Rupp in dem in Rede stehenden Werke mit ebenso viel Scharfsinn wie Beredsamkeit darthut, in der That nicht von einem, sondern von zwei verlorenen Söhnen handelt. In dem elften Vortrage, besonders S. 134—140 des ersten Bandes, legt der Verfasser das sonderbare Misverständniß blos, durch welches der tiefe Sinn und die gewaltige Kraft dieses Gleichnisses bisher abgeschwächt und verunstaltet worden ist. Nicht der jüngere Sohn, der das Vaterhaus verlassen, sein Gut verpraßt und den Becher des Elends geleert hat, ist der einzige verlorene Sohn, sondern auch der andere, der im Hause des Vaters zurückgeblieben ist und der nun bei der Rückkehr des verarmten Bruders, gegenüber der großen Freude

des Vaters, sein böses Herz, seinen Neid, seine Misgunst so deutlich an den Tag legt — auch dieser ältere ist wahrlich ebenfalls ein verlorener Sohn. Freilich überragt diese Auslegung den Horizont unserer gewöhnlichen Kanzelredner zu sehr, die Parallele, die dort gezogen wird, ist zu neu, zu großartig, als daß sie ihre Richtigkeit anerkennen könnten. Diese Köpfe, eingeschnürt in das überlieferte System, verdüstert von den Nebeln landläufiger Rechtgläubigkeit, fassen es nicht und mögen es auch wol gar nicht fassen, daß schon seit Konstantin das Heidenthum, gerade durch die Taufe dieses römischen Kaisers, einen so verhängnißvollen Einfluß auf die christliche Kirche erhalten hat, daß die Menschheit seitdem vielfach in zwei feindliche Heerlager gespalten gewesen ist: in die Welt und in das Priesterthum, oder in die Parteien der angeblich Mündigen und der Unmündigen. Die einen (die Welt, der jüngere Sohn) verleugnen die Stimme Gottes im Gewissen und schaffen sich ein Mittleramt im Priesterthum, die andern (die Priester, der ältere Sohn) benutzen die Gottentfremdung der Welt zu ihrem Vortheil, um das Recht der Herrschaft für sich zu gewinnen, beide aber haben auf gleiche Weise das Bewußtsein der göttlichen Natur im Menschen verscherzt. Wir wiederholen es: wenn ein Priester unserer Tage eine derartige Auslegung der Bibel, eine derartige Betrachtung der Geschichte „parodox“ findet, so ist das allerdings in der Ordnung, nur verliert die Betrachtungsweise selbst dadurch nichts an ihrem Werthe.

In einen ähnlichen Widerspruch mit sich selbst verfällt der Verfasser jener Recension, indem er Rupp mit Schleiermacher zusammenstellt. Einmal stellt der Recensent beide in Betracht ihres religiösen Standpunktes auf Eine Linie: aber gleich darauf setzt er hinzu und betont es sogar mit besonderm Nachdruck, daß keiner von Rupp's Begriffen einem Schleiermacher'schen ähnlich sehe. Ist das wirklich sein Ernst, besteht seiner Ueberzeugung nach zwischen Rupp und Schleiermacher nicht die mindeste Gemeinschaft der Begriffe, nun um aller Götter und Menschen willen, woher dann die Gleichheit des religiösen Standpunktes, die doch wenige Zeilen vorher behauptet wird?! Und sollte bei dem außerordentlichen Einfluß, den Schleiermacher anerkanntermaßen auf die neuere Theologie ausgeübt hat, sich wol wirklich von irgendeinem jetztlebenden protestantischen Theologen Deutschlands ein so diametraler Gegensatz zu Schleiermacher nachweisen lassen, daß er auch nicht einen Begriff mit ihm gemeinsam hätte?! Und wer, der Dr. Rupp auch nur einigermaßen kennt, möchte das namentlich von diesem behaupten?! Richtig bleibt es dabei allerdings, daß die Naturen wie der Lebensgang beider Männer so verschieden sind wie nur immer möglich und daß daher auch eine Vergleichung beider nie versucht werden sollte.

Allein genug der Polemik gegen den berliner Recensenten; wir

laufen sonst Gefahr, in denselben Fehler zu verfallen, den wir soeben erst an ihm getadelt haben, nämlich mit Worten zu kämpfen, statt mit Thatsachen. Was wir beabsichtigen, ist, die Leser dieser Zeitschrift genauer mit Dr. Rupp und seinem religiösen Standpunkt bekannt zu machen, insbesondere so weit derselbe sich in den eingangsgedachten Reden „Von der Freiheit“ äußert. Bevor wir uns jedoch zu diesem letztern Werke wenden, sei es uns gestattet, vorher einiges Allgemeine zur Charakteristik des Verfassers und seiner Denkweise beizubringen. Wir werden dies, glauben wir, am besten erreichen, indem wir hier einen gedrängten Auszug aus einer historischen Skizze einschalten, die Dr. Rupp vor einiger Zeit in seiner „Königsberger Sonntagspost“ abdrucken ließ. Unter der Ueberschrift: „Der Jesuitismus nach der Aufhebung des Jesuitenordens“, liefert dieselbe einen gedrängten Ueberblick von der geistig-religiösen Bewegung Deutschlands in den Jahren 1773—88: einer Zeit, die — man denke nur an Lessing's kühnes Auftreten — mit unserer heutigen so manche Aehnlichkeit hat. Das Fragment schildert mit den warmen aber leidenschaftslosen Farben des echten Historikers, wie schon ein Jahr nach Aufhebung des Ordens der Nachfolger Clemens' XIV., Papst Pius VI., den Exjesuiten seine volle Gunst zuwandte, wenn er es auch freilich noch nicht wagen durfte, den aufgehobenen Orden förmlich wiederherzustellen. Es wird ferner geschildert, wie sich demselben bald besonders günstige Aussichten eröffneten, indem nicht nur Karl Theodor, seit 1777 Kurfürst von Baiern, mit seinem Beichtvater, dem Exjesuiten Frank, sondern auch die Bischöfe von Freisingen und Eichstädt und der Kurfürst von Trier dem Jesuitismus hülfreiche Hand boten. Die einflußreichen Aemter, die den Jesuiten in der katholischen Kirche übertragen wurden, sollten mit dazu dienen, die Grenzen der katholischen Kirche im nördlichen Deutschland zu erweitern. Diesen Bestrebungen war der Zustand des protestantischen Deutschland ungemein günstig. Kaum war Cagliostro mit seinem Lebenselixier hervorgetreten, so hatte Bonnet (schon 1769) eine philosophische Rechtfertigung des Wunderglaubens geliefert, Lavater aber forderte in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung der Bonnet'schen Palingenesie den edeln Moses Mendelssohn auf, entweder die darin enthaltenen Beweise des Christenthums zu widerlegen, oder sich selbst zum Christenthum zu bekennen. Einige Jahre später begann der katholische Geistliche Gaßner in Schwaben seine Wundercuren. Wieder schrieb Lavater, und zwar jetzt an Semmler, dem er die Untersuchung der Gaßner'schen Wundercuren zumuthete. Natürlich war von Semmler's wissenschaftlichem Standpunkte aus diese Untersuchung ebenso unfruchtbar als unmöglich. Denn daraus, daß ein Kranker zu Gaßner hinkommt und gesund weggeht, läßt sich über den Zusammenhang und die Gründe der Wahrnehmung nicht schließen. „Daß also ein Mann

wie Lavater, der schon damals unter dem protestantischen Publikum einen großen Anhang hatte, diesen Unterschied nicht begriff, diese Grenze zwischen Thatsachen und Meinungen übersah, und somit die Partei der gedankenlosen Menge vertrat, das war allerdings eine Erscheinung von der äußersten Wichtigkeit, es war ein offenbares Zeichen von der Ohnmacht des Protestantismus, der von Anfang an das Wort, die Predigt, das Denken für eine seiner Hauptstützen erklärt hatte, es war ein Beweis dafür, wie gut die Jesuiten sich wenn auch nicht auf den Menschen, doch auf ihre Zeit verstanden, also eine Bürgschaft mehr für die Sicherheit ihrer Macht. Außerdem war Lavater auf das nackte Judenthum der vorchristlichen Zeit, zu dem er sich mit seinem Glauben an Teufelaustreibungen und die Wunderkraft des Gebets bekannte, stolz wie auf ein neues Evangelium. «Laßt uns», schreibt er an Gaßner, «stille, stille unsere Seelen einander mittheilen; die Welt ist's nicht werth, daß wir die Kraft Gottes ihr vor die Füße werfen.»“

Einen andern Berührungspunkt der katholischen und protestantischen Elemente Deutschlands gab die Freimaurerei. „In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre“ (sagt Rupp) „erregte diese Gesellschaft namentlich im nördlichen Deutschland keine geringern Hoffnungen als 15 Jahre später der Ausbruch der Französischen Revolution. Was war es, das dieser Gesellschaft damals auch innerhalb des Protestantismus eine so unwiderstehliche Anziehungskraft gab? Offenbar nichts anderes als das Bedürfniß, durch Organisation der geistigen Thätigkeit den neuen Fortschritt der Cultur, den man als die Aufgabe des Jahrhunderts ansah, soviel als möglich zu beschleunigen. Man war allgemein überzeugt, daß diese Gesellschaft den Beruf habe, den Uebergang zu einer neuen Periode der Weltgeschichte zu vermitteln. Dies hinderte indeß den Jesuitismus nicht, die Freimaurerei in seine Pläne aufzunehmen, und die Ausbreitung des Einflusses, den er in einem Theile der Gesellschaft besaß, über die ganze Gesellschaft zu erstreben.“

Da erhielt die Aufklärungspartei an Weishaupt einen Führer, an Lessing aber einen mächtigen Bundesgenossen. Adam Weishaupt stiftete 1776 zu Ingolstadt den Illuminatenorden, der sich in kurzem von Eichstädt, München, Frankfurt am Main aus weithin über Deutschland verbreitete. In den ersten achtziger Jahren gewann der Illuminatismus auch im nördlichen Deutschland auf jene Freimaurerpartei Einfluß, welche 1783 durch den Herzog von Braunschweig den Freimaurercongreß zu Wilhelmsbad veranstaltet hatte. So begann der erste Versuch der Aufklärung in die Reihe der geistigen Mächte einzutreten; der Illuminatismus und die Freimaurerei waren die bedenklichsten aller Veränderungen, die seit der Reformation für den Katholicismus eingetreten waren. Doch traute die Aufklärung sich noch nicht das Vermögen zu,

aus sich selbst die Formen der Gemeinschaft zu entwickeln: Weishaupt hatte für seinen Orden die Verfassung der Jesuiten als Vorbild gebraucht, während die norddeutsche weltbürgerliche Aufklärung sich der Freimaurerei anschloß.

Von Lessing's theologischem Charakter entwirft Rupp bei dieser Gelegenheit mit wenigen geistvollen Federstrichen ein so treues Miniaturbild, daß wir uns nicht versagen können, die Stelle hier wörtlich einzuschalten; wesentlich neue Züge wird der Leser zwar nicht darin finden, doch hat es ja auch wol seinen Werth, wenn einer versteht, in wenigen Zeilen zusammenzufassen, was für gewöhnlich nur durch ganze Bücher verdeutlicht zu werden pflegt. Und überdies kann ja an unsern großen Reformator des 18. Jahrhunderts nicht oft genug erinnert werden. Die Stelle lautet: „Lessing gehörte ebenso wenig zur deutschen Aufklärungspartei, als Rousseau zu den französischen Philosophen, und zog doch nur darum die alte orthodoxe im Grunde tolerante Theologie der neuen, im Grunde intoleranten vor, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte, weil er sich mit seinem offenbaren Feinde vertragen zu müssen glaubt, um gegen seine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können. Es konnte also für ihn auch Gründe geben, an dem Kampfe gegen diese Orthodoxie theilzunehmen, und seitdem er sich 1774 mit Veröffentlichung des ersten wolfenbütteler Fragments in denselben gemischt hatte, gab er ihn bis zu seinem Tode nicht auf. Es ist bei einem Manne wie Lessing nicht nöthig hinzuzusetzen, daß sich mit dieser veränderten äußern Stellung in seinen Grundsätzen nichts änderte. Zu denselben Ansichten über Religion und Philosophie, mit denen er um 1750 in einem Fragment über die Herrnhuter auftrat, bekannte er sich 1781 bei seinem Tode. Zur Charakteristik dieser Ansichten, die leider von den herrschenden Parteien heute noch ebenso wenig gewürdigt werden als während seines Lebens, scheinen mir die folgenden Aussprüche das Meiste beizutragen. In einem Briefe an seinen Bruder aus dem Jahre 1774 sagt er: «Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte.» Und in seinem «Nathan» heißt es:

Wie tröstend
Ist mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wahnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt!

„Nachdem die Aufklärungspartei Lessing längere Zeit zu den Ihrigen gerechnet, wurde sie durch ein Wort von ihm, auf das wir noch zurück-

kommen, sehr unangenehm daran erinnert, daß das ganze System der Aufklärung nach seinem Urtheil nichts als ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen wäre.“ Lessing und Kant waren damals die beiden einzigen Männer in Deutschland, welche die Widersprüche erkannten, in denen die Aufklärung befangen war. Beide gaben die Bedingungen an, durch deren Erfüllung die Welt vom Katholicismus erlöst werden konnte, wurden aber beide gänzlich misverstanden. „Kant bestimmte den Begriff der Aufklärung an sich, Lessing bewies die Nothwendigkeit, daß die Aufklärung zur That werden, d. h. eine Gemeinschaft werden müsse, welche von den althergebrachten kirchlich-bürgerlichen Vorurtheilen und von dem herrschenden Vorurtheil des aufgeklärten Jahrhunderts, der Lehre des Nutzens nämlich, gleich unabhängig sei.“ Seine Gespräche für Freimaurer nahm man für eine Empfehlung der Freimaurerei. Aehnlich misverstand jene Zeit Kant's Frage: „Was ist Aufklärung?“ in der „Berliner Monatsschrift“ von 1784. Man glaubte hier die Ansicht bestätigt zu finden, daß die Macht des Verstandes und der Begriffe unwiderleglich sei. Kant's Wahlspruch ist dagegen: Habe Muth, dich des eigenen Verstandes zu bedienen. Die Ursachen der Unmündigkeit sind ihm: Faulheit und Feigheit. Dann ist es ausgemacht, „daß diejenigen, welche einen Seelsorger brauchen, der für sie Gewissen hat, der Aufklärung nicht ferner stehen als diejenigen, die Bücher brauchen, welche für sie Verstand haben“.

Zur Abschilderung der damaligen Gläubigen des Protestantismus, um einen Begriff von jenem „Irrlichteriren des guten Willens“ zu geben, stellt die „Sonntagspost“ dem Leser eine ungemein komische Person vor Augen, den „heiligen Obereit“, der zweimal auf Zimmermann's Schrift über die Einsamkeit Sturm gelaufen hatte und jetzt auf Bekehrungsreisen das nördliche Deutschland durchwanderte. Der Raum verbietet es, hier mehr über Dr. Obereit einzuschalten als folgenden Satz: „In seinem Einsiedlergeiste immer voll von weltüberwindenden Gedanken, setzte er sich an den Tafeln deutscher Fürsten wie an bürgerlichen Tischen, in tapferer Größe und in allem geistigen und begeisternden Wohlsein zwischen Dissidenten und Ungläubige, Hofdamen und Spötter, und verließ sicher keine Gesellschaft, ohne die Confusion der Begriffe, die er in ihr vorgefunden, aus seinem unerschöpflichen Vorrath von Ungedanken um ein gutes Theil vermehrt zu haben.“ Nachdem aber im November 1784 die Loge Zu den drei Weltkugeln in Berlin vor den Umtrieben der Illuminaten gewarnt hatte, und im folgenden Jahre in Baiern auf Betreiben der Jesuiten der Illuminatismus aufgehoben war, da hatte es den Anschein, als sollten die Logen eine Beute des Jesuitismus werden. Jedoch die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift“, Gedicke und Biester, Männer, die sich keineswegs durch glänzende Gei-

stesgaben oder durch wissenschaftliche Ueberlegenheit ausgezeichnet hatten, entschieden die Sache noch einmal zu Gunsten der Aufklärung. Sie erklärten den Protestantismus in Gefahr und machten sich anheischig, an einem Beispiel zu beweisen, daß sogar protestantische Geistliche, im geheimen zu katholischen Priestern geweiht, an der Auflösung und Zerstörung ihrer Kirche arbeiteten. Vergeblich zürnten Garve in Breslau und Forster in Mainz wegen dieser Beschuldigung des Katholicismus und erklärten solch Verfahren der Berliner für intolerant und gehässig. „Protestanten wie Garve und Forster, die in Breslau und Mainz täglich mit Katholiken zu verkehren haben, würden diese Untugenden natürlich im häßlichsten Lichte erscheinen. Sie müssen fürchten, daß, wenn diese antijesuitische Schwärmerei für den Protestantismus um sich greift, bald nicht mehr so viel Frieden zu haben sein wird, als für eine von Katholiken und Protestanten gebildete Whistpartie oder Abendtafel erforderlich ist.... Um dies (das ganze Verhalten der beiden zu dieser Zeit) zu erklären, genügt die der Aufklärung eigenthümliche Unkenntniß und Geringschätzung des religiösen Lebens allein nicht, man muß, um dies erklärlich zu finden, die den damaligen Stubengelehrten charakterisirende Blindheit für alle Erscheinungen der Wirklichkeit zu Hülfe nehmen: sie sehen nicht, was um sie her vorging. An den französischen Schriftstellern jener Zeit ist vielleicht ein noch höherer Grad des religiösen Indifferentismus zu bemerken; dennoch verstanden sie von dem Leben genug, um zu wissen, daß in den Kämpfen desselben derjenige, welcher consequent sein will, stets unterliegt. «Es gibt auch einen Fall», sagt Helvetius, «wo die Toleranz einer Nation höchst schädlich werden kann. Dies ist der Fall, wenn die Nation eine intolerante Religion duldet, und eine solche Religion ist die katholische, wobei man sich durch ihre Declamation gegen die Intoleranz da, wo sie die schwächere ist, nicht irre machen lassen muß.»“

Den einmal rege gewordenen Verdacht vergrößerten die Bestrebungen des Dr. Urlsperger, der Plan des Dr. Masius in Leipzig und andere Unternehmungen zur Unirung der evangelischen Kirche mit der katholischen. Das größte Aufsehen machte jedoch die Anklage gegen den berühmten Lavater, daß er (worin die Berliner allerdings zuviel sagten) den Exjesuiten Vorschub leiste und dem katholischen Aberglauben öffentlich das Wort rede. Aber man wußte, daß der Jesuitismus 1749 dem Erbprinzen von Hessen-Kassel gestattet hatte, seinen Uebertritt zu verheimlichen und nach wie vor in der protestantischen Kirche zur Communion zu gehen. Und jetzt war es erwiesen, daß der darmstädter Oberhofprediger Stark, der 1785 anonym den „Saint Nicaise“ herausgab, schon am 8. Februar 1766 in der Kirche St.-Sulpice in Paris zum Katholicismus übergetreten war. „Beispiele über Beispiele stellten es

außer Zweifel, daß ein großer Theil der Logen nahe daran gewesen war, der Herrschaft des Jesuitismus anheimzufallen, die gelesensten Zeitschriften, wie Schlözer's „Staatsanzeigen“, die jenaer „Allgemeine Literaturzeitung“, die „Gothaer Zeitung“, Wieland's „Deutscher Merkur“ und andere gaben den Berlinern Recht, und 1788 war der Kampf zu Gunsten der Aufklärung entschieden.“ Allerdings erklärte Gedicke im folgenden Jahre durch seinen Aufsatz: „Verba valent sicut nummi oder von der Wortmünze“, daß mit dem preußischen Religionsedict das Wort Aufklärung seinen Werth verloren habe; auch konnten zur Fortsetzung des Kampfes bedeutendere wissenschaftliche Kräfte fortan nicht mehr entbehrt werden.

Die handgreifliche Schwäche, welche Lavater bei dieser Gelegenheit bekundet, hat Rupp in der in Rede stehenden Skizze keineswegs verdeckt, im Gegentheil hat er auch die tiefer liegenden Gründe seines Wunder- und Zauberglaubens, die nicht jedem sofort in die Augen springen, klar herausgehoben und scharf gerügt. Dennoch — ein Beweis seiner Unparteilichkeit und seines tiefen Verständnisses der Geschichte sowol wie der menschlichen Natur, dessen nicht viele seiner Gegner fähig sein dürften — stellt er in der Schlußbetrachtung Lavater und Lessing als innerlichst gleichstrebende Geister zusammen. „Lessing und Lavater“, sagt er, „scheinen einander auszuschließen, aber dieser Schein entsteht nur, wenn man einseitig die Außenseite ihres Wirkens ins Auge faßt; in Wahrheit wirken sie in verschiedenen Ausgangspunkten auf dasselbe Ziel hin, und eine solche Doppelwirksamkeit wird um so erfolgreicher sein müssen, wenn sie, wie es damals der Fall war, gleichzeitig eintritt.“ Leider wurde der Erfolg dieser Doppelwirksamkeit durch den Umstand geschwächt, daß die beiden Richtungen in der protestantischen Kirche durch die Furcht der Frommen und Gläubigen vor der rücksichtslosen Entschiedenheit Lessing's getrennt waren, ein Umstand, der die gegenseitige Verständigung natürlich vielfach verhinderte.

Möge der Leser verzeihen, wenn ich, meinem Versprechen zuwider, hier noch einmal auf den berliner Recensenten zurückkomme. Hr. Krause rühmt den geschichtlichen Sinn, den Dr. Rupp an den Tag legt — wie ich gern glaube, mit aufrichtigen Worten und, wie der Leser nach der ebenmitgetheilten Probe einräumen wird (die sich freilich den Umständen gemäß nur auf einen dürftigen Auszug beschränken mußte), jedenfalls mit gutem Grund. Allein desto unbegreiflicher ist es uns nur, wie derselbe Recensent von demselben Autor, dessen „geschichtlichen Sinn“ er soeben erst selbst gerühmt hat, behaupten kann, daß er „in einem Grade wie wenig andere Menschen weit abweicht von allem, was jetzt herkömmliche Vorstellungen sind“, oder daß er durch einen Wust von Paradoxien und Antinomien „die Grenze des Seltsamen überschreitet“!! Verstehe das

wer kann; für uns ist es ein unlösbares Räthsel, wie man in einem und demselben Athem einem und demselben Manne ein klares und tiefes geschichtliches Verständniß und die allercrasseste Absonderlichkeit und Willkür der Ansichten und Vorstellungen zuschreiben kann. Oder nein, das Räthsel löst sich: der Herr Recensent selbst ist in subjectiver Willkür befangen und klagt, wie das im Leben so oft geschieht, seinen Gegner des Irrthums an, den er selbst begeht.

Die Richtigkeit aller dieser Ausstellungen wird sich noch klarer ergeben, indem wir uns gestatten, hier noch eine kurze Aeußerung Rupp's über Schiller anzuführen. Wir wählen gerade eine Aeußerung über Schiller, theils weil es ein bekannter Charakterzug unserer Nation ist, daß sich über die Heroen unserer classischen Literatur jeder sein eigenes Urtheil bildet, und weil man darin also die Eigenthümlichkeit eines Menschen am sichersten erkennen kann, theils weil wir damit ein Feld berühren, auf dem jeder unserer Leser mehr oder minder einheimisch und also auch urtheilsfähig ist. Es ist ein Urtheil über „die Götter Griechenlands", ebenfalls aus der „Königsberger Sonntagspost". Nachdem Dr. Rupp die Entstehungsgeschichte der Gedichte einem Briefe Schiller's an Körner gemäß entwickelt hat, fährt er fort: „Der Gegenstand, mit dem dies Gedicht sich beschäftigt, ist der höchste, den es gibt. Dieser Gegenstand deutet auf die eine gemeinsame Wurzel hin, aus welcher alle Aeste und Bäume der Erkenntniß, alle Philosophie, Moral und Religion, mit ihrer vielfachen Verzweigung in den Wissenschaften und in den Einrichtungen der Gesellschaft, ihre Nahrung empfangen. Das Gedicht handelt von der einfachsten Anschauung Gottes und der Welt, welche alle Grundsätze der Weisen und alle Glaubenslehren des Volks, alle Pflichten und Rechte, alle aus ihnen hergeleiteten Gesetze, alle Einrichtungen und Sitten des bürgerlichen und Familienlebens, alles Streben nach Fortschritt und Vervollkommnung, alle Hoffnungen, die über das Grab hinausreichen, trägt und hält, das Gedicht handelt von jener einfachsten Anschauung der Natur der Dinge, welche das Fundament bildet, mit dem das ganze Gebäude der sittlichen Welt steht und fällt. Der Dichter hat sich nun die Frage vorgelegt, was von dem Fundament des Gebäudes der Bildung zu halten sei, an welchem alle Jahrhunderte der neuern Zeit seit der Entstehung des Christenthums gearbeitet haben? Und die Antwort, die er durch das Gedicht gibt, lautet: Der Grundgedanke der neuern Bildung, das Princip der ganzen neuern Geschichte ist ein Irrthum, der den Menschen nicht glücklich, sondern elend macht; die Entwickelung der ganzen neuern Zeit ist nicht ein Fortschritt zur Erkenntniß der Wahrheit, sondern eine Verirrung von derselben." Auf diese ebenso geistvolle als sittlich-ernste und würdige Erklärung der „Götter Griechenlands" folgt sodann eine Aufzählung der Angriffe, welche

Schiller von den Anhängern des Alten wegen der von ihm ausgesprochenen Ansichten erfahren mußte. Wir begegnen in dieser Reihe buntdurcheinander erst einem Aufklärer, sodann dem rechtgläubigen Grafen Leopold von Stolberg, endlich einer von den „weichen Seelen aus der halberstädter Schule". Ja selbst Körner, „in persönlichen Angelegenheiten ein Mann von unbestechlichem Urtheil, suchte nach irgendeinem Auswege, um dem von seinem Freunde hingestellten Entweder — Oder zu entgehen." In der That, ist das die „von allem Herkömmlichen weit abweichende", die Grenzen des Seltsamen übersteigende Anschauungsweise, die der berliner Recensent Hrn. Rupp zum Vorwurf macht? Oder ist es vielmehr der klare und ruhige historische Blick, die er ihm ebenfalls nachsagt? O wie das doch so übel ist, wenn aus Einem Munde kalt und warm, Galle und Honig kommt!

Doch wenden wir uns endlich dem so hart angegriffenen Buche selber zu. Neben der ehrfurchtgebietenden Charakterfestigkeit des ausgezeichneten Mannes ist es vornehmlich sein seltenes Talent religiöser Beredsamkeit, wodurch Rupp seit 1842, also seit bald zwanzig Jahren, eine segensreiche Wirksamkeit ausübt. Er hat in diesem langen Zeitraum vielfache Gelegenheit gehabt, den Wechsel des Schicksals und den Unbestand der öffentlichen Meinung zu erfahren; bald mit dem ungemessenen Beifall des feinern Publikums überschüttet, bald von allen sogenannten Gebildeten ignorirt, wurde er bald von den Wogen der Volksgunst emporgetragen, bald auch von den Urtheilsfähigen mit absichtlichem Stillschweigen übergangen. Allein weder das eine noch das andere hat ihn jemals im geringsten beirren können; treu und standhaft wie vor 20 Jahren wirkt er noch heute in derselben Stadt und in demselben Sinne, ohne eine Veränderung an sich erfahren zu haben, als daß er aus einem königlichen Divisionsprediger — Sprecher einer freien Gemeinde geworden ist, und daß zahlreiche Silberfäden das dunkle Haar des noch nicht funfzigjährigen Mannes durchziehen.

Dieselbe treue, feste, klare Gesinnung, verbunden mit derselben glänzenden und geistvollen Beredsamkeit, bekundet nun auch das Buch „Von der Freiheit". Da wir das Urtheil des Lesers in keiner Weise von dem unsern abhängig machen, ihn vielmehr in den Stand setzen wollen, sich selbst ein eigenes Urtheil zu bilden, so muß es uns erlaubt sein, wenigstens aus einigen Hauptpartien des Werks einen gedrängten Auszug zu geben und den Gedankengang des Verfassers in flüchtigem Umriß darzulegen. Was dabei freilich verloren geht und nothwendig verloren gehen muß, kann niemand lebhafter bedauern als wir selbst. Mag der Botaniker uns die Eigenthümlichkeit eines Baumes auch noch so deutlich beschreiben, mag der Chemiker uns noch so gründlich belehren über die Mischung seiner Säfte, über die Bestandtheile der Blätter, der Rinde, der Wur-

zeln — der lebendige Baum selbst in seiner natürlichen Schönheit, mit dem würzigen Hauch seiner Blüten, dem lieblichen Farbenspiel seiner Blätter, dem melodischen Rauschen seiner Zweige wird dadurch doch nun und nimmermehr ersetzt. Und wie viel muß nicht erst hier verloren gehen, wo von der edelsten Blüte des menschlichen Geistes, von dem Baume des Wissens und der Erkenntniß die Rede ist!

Wir wählen die sieben ersten Abschnitte des Buchs, welche speciell von dem Stifter der christlichen Religion, von Jesus von Nazareth handeln. — Schon die griechischen Weisen hatten sich die Aufgabe gestellt, Erkenntniß und Aberglauben zu unterscheiden. Anfangs war es genügend, die Irrthümer, welche sich auf die Gottheit bezogen, als Aberglauben zu bezeichnen. Dieser bestand darin, daß man die Götter fürchtete, statt sie zu erkennen und zu lieben. Allein die Schriftsteller des classischen Alterthums, die sich an der Aufgabe versuchten, gingen nicht alle mit derjenigen Kraft des Geistes noch mit dem Ernste daran, welchen die Sache fordert; es gab viele, welche auch hierbei nur die Oberfläche der Dinge berührten, nur gewisse äußere Geschichten, die von den Göttern erzählt und geglaubt wurden, für Aberglauben ansahen. Um nichts besser verfuhren die alten Christen zu der Zeit, als man die Tempel des Heidenthums niederriß. Auch in der Epoche der Reformation ging der tiefere Sinn, den die Reformatoren ursprünglich besaßen, nur zu bald verloren, sodaß man sich schließlich darauf beschränkte, nur ein Inhaltsverzeichniß des rechten Glaubens anzufertigen, während für Beantwortung der entscheidenden Frage, der Frage nämlich, welches das gemeinschaftliche Gebiet des Glaubens und Aberglaubens überhaupt sei und wie die Irrthümer des Aberglaubens sich von allen andern Irrthümern unterscheiden, so gut wie nichts geschah. Die philosophische Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, die unmittelbar aus der Vernunft zu schöpfen behauptete, ging ebenfalls nicht gründlicher zu Werke. Ohne die hergebrachte Erklärung über Inhalt und Umfang der Religion einer Prüfung zu unterziehen, begann sie mit der Verwerfung einzelner biblischer Geschichten, und endigte damit, den Glauben an Gott als die eigentliche Wurzel alles Aberglaubens zu erklären. Allein das Wort Aberglauben gänzlich aus der Sprache zu tilgen (da es doch unter jenen Voraussetzungen keinen Sinn mehr hatte, oder wenigstens durch nichts von andern Irrthümern unterschieden war), das hatte man nicht vermocht.

Um uns vor solchen Verirrungen zu sichern, müssen wir uns darüber Rechenschaft ablegen, was das Gemeinsame von Glauben und Aberglauben ist. „Ich meine“, heißt es S. 18 wörtlich, „wir müssen denen Recht geben, welche von dem Gebiet des Glaubens und der Erkenntniß alles ausschließen', worin Richtiges und Unrichtiges miteinander verbun-

den sein kann. Nur diejenigen Gedanken, die einfach und untheilbar sind, gehören der Erkenntniß oder dem Aberglauben an; jeder Gedanke, der diesem Gebiet des Glaubens und Erkennens angehört, ist entweder wahr oder falsch; ein drittes, eine Mischung von beiden gibt es nicht; von diesen Gedanken annehmen, daß sie auch wol zur Hälfte wahr, zur Hälfte unwahr sein könnten, hat keinen Sinn. Erkenntniß und Aberglauben gehen nirgends ineinander über, Erkenntniß und Aberglaube sind wie zwei Kreise, von denen jeder außerhalb des andern liegt. So stellt uns Schiller diesen Gedanken in seinem «verschleierten Bilde zu Sais» dar. Der Jüngling, den er uns hier vorführt, geht fehl, indem er seine Ungeduld nicht zu bemeistern weiß. Aber das Wesen der Wahrheit kann nicht treffender bezeichnet werden als mit seinen Worten. «Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?» sagt er, «gibt's etwa hier ein Weniger oder Mehr? ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück, nur eine Summe, die man größer, kleiner besitzen kann und immer doch besitzt? Ist sie nicht eine einz'ge ungetheilte? Nimm einen Ton aus einer Harmonie, nimm eine Farbe aus dem Regenbogen: und alles was dir bleibt ist nichts, solang das schöne All der Töne fehlt und Farben.» Wie viele gibt es, denen diese Darstellung des Wesens der Wahrheit, die in ihr hervorgehobene strenge Ausschließlichkeit der Erkenntniß und des Aberglaubens ganz unverständlich geworden ist. Unzählige verstehen sich auf nichts, was sich nicht berechnen läßt. Wie die Götter nach der alten Sage jenen Habsüchtigen dadurch straften, daß sich alle Speisen, die er berührte, in Gold verwandelten, so verwandeln sich zu unserer Zeit für die, welche der herrschenden Erwerbsucht folgen, alle Gedanken in Zahlen, die kein Nahrungsstoff für Herz und Vernunft der Menschen sind.“ In den Kenntnissen, welche ihrer Berichtigung entgegengehen, mochte Jesus irren, und die Schranken des Raums und der Zeit gelten unzweifelhaft für ihn so gut wie für jeden: aber frei vom Aberglauben hat er die Wahrheit erkannt. Denn Wahrheit und Aberglaube ist im Menschen wie in Gott durch eine unzugängliche Kluft gesondert.

Scheiden wir von uns unsere Umgebung und ferner von unserer eigenen Natur dasjenige, was wir daran durch die Sinne wahrnehmen, oder mit andern Worten, was wir davon an die Außenwelt abgeben müssen, so bleibt das wahre Selbst übrig, das untheilbar ist wie sein Gesetz. Zwischen der Beobachtung seines Gesetzes und der Verwerfung desselben gibt es keine Vermittelung, keinen Uebergang. Diesen Gegensatz nennen wir Aberglauben und Erkenntniß. Alles was man Bildung nennt, die Kenntniß dessen was in Raum und Zeit geschieht, gehört nicht zu unserm wahren Selbst.

Diejenigen, welche die von den Vätern überkommene Verehrung Jesu nicht aufgeben mögen, können sich leicht überzeugen, ob ihre Verehrung

nicht abergläubisch ist, wenn sie sich vor gewissen Verirrungen zu hüten wissen. Nach dem dritten Vortrage besteht eine solche Verirrung darin, daß man eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Jesus und den übrigen Menschen zieht. Wenn wir auch keinen Gleichen gefunden haben, so glauben wir doch, daß jeder ihn erreichen kann. Sonst unterschiede sich seine Vergötterung nur durch den Namen von den Verirrungen des Heidenthums.

Mit anerkennenswerther Unparteilichkeit behandelt Hr. Rupp den alten Streit zwischen dem Kirchenglauben und den Lehren der Philosophen. In dem vierten, fünften und sechsten Vortrage hebt er aus den Vorstellungen des Philosophenthums und des Kirchenthums je zwei Grundanschauungen hervor und betrachtet das Verhalten Jesu scharfsinnig und gewissenhaft diesen Grundanschauungen gegenüber. Stellen wir die Hauptgruppen dieser Gedankenreihe kurz zusammen.

Der erste Grundzug, der allen Religionen gemeinsam ist, besteht darin, daß sie es nicht mit einem bloßen Gedankenbilde zu thun haben, sondern alles mit dem Handeln des Menschen in Verbindung setzen. Jesus denkt nun zwar über die göttlichen Gesetze anders als die damaligen Leiter der öffentlichen Meinung, die Pharisäer und die andern Priesterparteien; er lehnt zwar ihren politischen Bestrebungen gegenüber jede Aufforderung ab, sich persönlich und unmittelbar an der Anordnung öffentlicher Angelegenheiten zu betheiligen: — aber die Wahrheit hat ihm dieselbe unmittelbare Richtung auf das öffentliche Leben als jenen. Ganz im Sinne der religiös-kirchlichen Thätigkeit bezeichnet er die Reinigung des Herzens als den Mittelpunkt des ganzen Menschenlebens.

Wie Nathan sagt, gründen sich zweitens alle Religionen auf Geschichte. Daher darf man in keiner Religion die Zeichen der göttlichen Sendung ihres Stifters bezweifeln und noch weniger den Inhalt der Botschaft prüfen. Es ist übrigens eine irrige Vorstellung, daß die Religionen in jedem Stück der Beurtheilung aller unterworfen, dagegen die Philosophie eine Domäne der Gelehrten sei. Im Gegentheil ist das eigentlich Geschichtliche in den Religionen auch nur den Fachmännern zu beurtheilen möglich, und umgekehrt sind die philosophischen Untersuchungen über das Seelenleben nicht abhängig von dem Reichthum an gelehrten Kenntnissen. In Rücksicht auf unsern Gegenstand haben wir es allein mit der Frage zu thun, was Jesus für die Quelle der Erkenntniß der Wahrheit gehalten hat, nicht aber etwa damit, was die ersten Christen für einen Beweis seiner Lehre angesehen. Die neutestamentlichen Schriftsteller bekennen sich unleugbar zum Wunderglauben; daher sind die Zeugnisse Jesu gegen den Wunderglauben „nur gedächtnißmäßig fortgepflanzte, des Zusammenhangs mit dem übrigen Gedankenleben der Jünger entbehrende Aeußerungen“. — Der Verfasser liebt es nicht, in seinen Vor-

trägen, obschon sie gemeinhin auf Jesus einen ganz bestimmt ausgesprochenen Bezug nehmen, Bibelstellen zu häufen, und noch weniger, sie nach Kapitel und Vers zu bestimmen. Nur in zwei von den sieben hier besprochenen Vorträgen findet sich eine Abweichung von seiner Gewohnheit. Wir halten uns um so mehr verbunden, diese Stellen sämmtlich anzuführen, da sie zugleich am kürzesten die Gedanken vergegenwärtigen, um die es sich handelt: Matth. 12, 38; 16, 1—4. Luk. 11, 29. Ferner Joh. 4, 48 und 20, 29. — Johannes zeigt überdies auch, ebenfalls ohne einen bewußten Willen, was Jesus in die Stelle des Wunderglaubens gesetzt wissen wollte. (Joh. 7, 17) „Gewissenhaftigkeit und Treue gegen sich selbst führen allein zur Erkenntniß des göttlichen Willens. Wer wie Jesus hier die Quelle der Erkenntniß sucht, für den ist der Wunderglaube in jeder Gestalt, in der er auftreten mag, gleichbedeutend mit Verleugnung des Gewissens und der Vernunft."

Viele halten es für überflüssig, daß auf Jesu Stellung zum Wunderglauben ein so großes Gewicht gelegt wird, weil von dieser Gefahr unsere Zeit nichts mehr zu fürchten habe, und diese unter das Joch des Wunderglaubens sicher nicht noch einmal zurückkehren werde. „Wir sind anderer Ansicht. Wir meinen, daß die Welt unter dies Joch nicht erst zurückkehren darf, da sie sich noch nie bis auf den heutigen Tag von ihm befreit hat, und daß wenige Zeitalter namhaft zu machen sind, welche auf die Fesseln dieses Aberglaubens, die sie trugen, so stolz waren als das gegenwärtige." Andererseits ist es auch pure Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, in dem Spott über gewisse alte oder neue Wundergeschichten ein Unterpfand für die Freiheit vom Wunderglauben zu besitzen, während man noch überall von der Macht und dem Erfolge sein Urtheil über das Recht abhängig macht. „Wie drängte sich alles zur deutschkatholischen Bewegung in der Zeit ihres Entstehens, als sie eine öffentliche Macht werden zu wollen schien! Und wie sehr ist, seitdem sie nichts als das Recht der Wahrheit für sich hat, die Zahl ihrer Anhänger zusammengeschmolzen!" Diese Erscheinung muß sich fortwährend wiederholen, solange die öffentliche Meinung dem Aberglauben anhängt, daß dasjenige, was in der menschlichen Gesellschaft wirklich ist, eben deshalb vernünftig ist; solange die öffentliche Meinung den Menschen von der Erkenntniß fern zu halten sich bemüht, daß es „sein Beruf und seine Arbeit ist, den Gotteswillen zum Gesetz des Menschenlebens zu erheben, und so das Vernünftige durch die That zu verwirklichen. Nichts kann thörichter sein, als wenn eine Zeit, in welcher diese Erkenntniß von dem berühmtesten Leiter der öffentlichen Meinung verhöhnt wurde, eine Zeit, in welcher deshalb die Sicherheit des Urtheils und die Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung fast jeden Werth verloren hatte, sich ihres Sieges über den Wunderglauben rühmt. Der Fortschritt der Bildung fordert

andere Siege. Auch hier heißt es: niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht, er kämpfe denn so wie Jesus von Nazareth, der nie sein Urtheil über Recht und Wahrheit vom äußern Erfolg abhängen ließ, und wirklich frei von allen Täuschungen der Sinnenwelt und ihrer Macht, selbst im Angesicht des Todes, von seinen Anhängern verlassen, nicht daran zweifelte, daß sein Werk ein Werk aus Gott sei. Darin, meine Freunde, darin laßt uns anfangen ihm nachzufolgen!“

Zwischen den Philosophenschulen gibt es ebenso heftige Streitigkeiten wie zwischen den verschiedenen Kirchen; gemeinsam ist jenen aber, daß sie erstens nicht fragen wie die Kirchen: was steht geschrieben? sondern daß sie mittelst der Sinne und des Bewußtseins jeden gleichbefähigt halten, das Joch fremder Meinungen abzuwerfen. Ja es macht sich jeder nach dieser Grundanschauung des Philosophenthums der Verleugnung des Gewissens und der Vernunft schuldig, des Ungehorsams gegen die ewige Ordnung der Dinge, der zu Gunsten irgendeines dem Rechte der Prüfung entsagt. Das Neue Testament verwirft und bekämpft die philosophische Auffassung, Jesus bekennt sich zu ihr (Joh. 7, 24; Marc. 2, 28), und nimmt sie nicht etwa als sein persönliches Vorrecht in Anspruch, sondern er findet das Recht der freien Prüfung in dem allgemeinen Charakter der menschlichen Natur begründet. Nur eine Einschränkung ist nicht zu übersehen. Nach Jesus' Ansicht entspringen „aus den in allen Menschen gleichen Anlagen der Vernunft und des Gewissens gemäß der Behandlung, die jeder einzelne ihnen angedeihen läßt, in dem einen die gröbsten und verderblichsten Irrthümer, in dem andern die reine und beseligende Erkenntniß des göttlichen Willens.... Was scheint der Erkenntniß der Wahrheit näher verwandt als jenes Streben des Geistes nach Freiheit, das mit edler Eifersucht über die Unabhängigkeit des eigenen Urtheils wacht, über jede kleinliche Sorge um Vergängliches erhebt, und alles Denken und Begehren durch das Gefühl der Verwandtschaft mit dem Ewigen und Unendlichen adelt? Und dennoch muß dies alles, wenn jener Gehorsam fehlt, uns der Wahrheit entfremden, dennoch muß, wie unser Goethe treffend den Grundgedanken Jesu ausdrückt, alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, uns verderblich werden.... Niemand kann Gott schauen, der nicht reines Herzens ist; das ist einer der Grundsätze Jesu, der seine Bestrebungen von den meisten philosophischen Bestrebungen ein für allemal trennt.“

Sodann aber will die Philosophie zweitens, um sich gegen willkürliche Annahmen und schwankende Meinungen zu schützen, alle Ergebnisse des Wissens allein mittelst zwingender Beweise feststellen. Wie weit das Gebiet reicht, auf dem die Beweise eine unbestrittene Geltung verdienen und wie wenig Nutzen andererseits Jesus diesem Verfahren für

die religiöse Erkenntniß verspricht — diese unendlich wichtigen Fragen finden wir S. 74—80 auseinandergesetzt. Wir können unmöglich den ganzen Abschnitt hersetzen, wir können ebenso wenig durch einzelne Auszüge die vorgetragenen Gedanken andeuten. Wir können hier nur auf das Buch selbst verweisen, und begnügen uns mit einem Vergleich, der, auch aus dem Ganzen herausgerissen, seine Bedeutung und Klarheit nicht so leicht einbüßen wird: „Es verhält sich nach der Auffassung Jesu mit der Erkenntniß der Wahrheit ähnlich wie mit dem Genuß der Schönheit, den die Meisterwerke der Kunst gewähren. In den wenigen, welche Sinn und Verständniß für die reinen Formen des Schönen haben, wird die Liebe zu dem göttlichen Leben, das sich darin offenbart, sicherlich nicht geschwächt werden, wenn jemand behauptet, ihnen beweisen zu können, daß das, was sie als das Schönste preisen, sehr häßlich sei, und wenn sie unfähig sind, seine Trugschlüsse zu widerlegen; und haben auf der andern Seite Gründe und Beweise, die dem Schönen allgemeine Anerkennung verschaffen sollten, es jemals vermocht, die große Menge, die es nicht empfindet, von ihrem Stumpfsinn zu befreien? Dasselbe behauptet Jesus von der Erkenntniß der Wahrheit, mit dem einzigen Unterschied, daß, während das Gefühl für das Schöne von der Natur dem einen gewährt, dem andern versagt ist, alle Menschen ohne Ausnahme darin gleich stehen, daß die Natur ihnen Gefühl für das Gute gab und es zugleich in ihre freie Wahl stellte, dies Gefühl zu unterdrücken oder ihm zu folgen."

So hat denn Jesus bei den philosophischen wie bei den kirchlichen Bestrebungen einiges gebilligt, anderes verworfen. Aber keineswegs hat er versucht, einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Ansichten und Grundsätze zu einer neuen Lehre zu verschmelzen, niemals schwankt er zwischen dem unversöhnlichen Gegensatz des Philosophenthums und Kirchenthums unschlüssig hin und her. Wenn seine Sprache im Neuen Testament auch einzelne Züge darbietet, die wir für Kennzeichen der Schwärmerei und des Fanatismus zu halten gewohnt sind, so dürfen wir diese Rollen unzweifelhaft dem Irrthum seiner Jünger zur Last legen, die seine Geschichte zu ergänzen und zu verdeutlichen suchten. Die Gedanken, die er wirklich mit den Kirchen und mit den Philosophen gemein hat, brauchte er nicht erst hier oder dort zu entlehnen; diese Gedanken werden vielmehr, älter als alle Kirchen und Hörsäle, sowie Vernunft und Gewissen mit dem Menschen geboren. Es kann nunmehr nicht zweifelhaft sein, daß Jesus so wenig eine neue Kirche als eine philosophische Sekte hat stiften wollen; seine Absicht ging vielmehr darauf hin, die Menschheit von der Abhängigkeit von Philosophenthum und Kirchenthum zu befreien. —

Soviel zur Charakteristik der Reden „Von der Freiheit". Doch kön-

nen wir von ihrem Verfasser nicht scheiden, ohne den Leser schließlich noch auf ein anderes Werkchen desselben aufmerksam zu machen, das, bei aller Verschiedenheit des Stoffes, doch dieselbe Klarheit des Geistes, denselben sittlichen Muth und dieselbe wissenschaftliche Gediegenheit athmet. Wir meinen die Rede, welche er zur Feier des Todestags Immanuel Kant's am 12. Februar 1857 vor seiner Gemeinde gehalten hat und die unter dem Titel „Immanuel Kant. Ueber den Charakter seiner Philosophie und das Verhältniß derselben zur Gegenwart" bei W. Koch in Königsberg zum besten des dortigen Kant-Denkmals erschienen ist. Vielleicht ist es uns späterhin vergönnt, ausführlicher auf das Schriftchen zurückzukommen, für heut genüge die bloße Anführung desselben und sind wir überzeugt, daß jeder unserer Leser, der sich dadurch veranlaßt sehen möchte, das Büchelchen selbst zur Hand zu nehmen, uns für diese Hinweisung Dank wissen wird. **R. St.**

Literatur und Kunst.

Belletristik.

Bei H. Costenoble in Leipzig erschien unlängst „Deutsche Hiebe. Oesterreichische und preußische Soldatengeschichten von Julius Gundling" (2 Bde.). Der Verfasser hat sich durch einige historische Romane, die, obschon ziemlich leichte Waare, doch vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurden, rasch einen gewissen Namen gemacht. Doch wird, fürchten wir, das vorliegende Werk nicht dazu beitragen, denselben zu befestigen. Es ist Dutzendarbeit der gewöhnlichsten Sorte; weder in der Erfindung noch in der Darstellung zeigt sich irgendein eigenthümliches Talent und selbst der militärische Charakter, den schon das Titelblatt verkündet, ist im Buche selbst nur sehr schwach ausgedrückt. Oder sollte eine Liebesgeschichte, so zahm und bürgerlich, so fad und langweilig, wie nur je eine in der „Abendzeitung" seligen Andenkens gestanden hat, wirklich dadurch zur „Soldatengeschichte" werden, daß der Held derselben zweierlei Tuch trägt oder daß als Staffage die Schilderung von Kriegsoperationen und Schlachten benutzt wird, die mit der Geschichte selbst nicht im mindesten Zusammenhang stehen? Mehr aber hat der Verfasser in den sechs Erzählungen, welche die vorliegenden beiden Bände enthalten, nicht gethan, sogar zum Theil noch weniger. Da wir immer nur im friedlichen Dienst der Feder gestanden und niemals so glücklich gewesen sind, von einem Unteroffizier unter Flüchen und Donnerwettern zum Vaterlandsvertheidiger herangebildet zu werden, so maßen wir uns nicht an, in die Geheimnisse und Kunstgriffe der militärischen Belletristik eingeweiht zu sein; in einigen dieser Erzählungen jedoch sind die Verstöße gegen den militärischen Gebrauch so groß, daß sie selbst dem Auge des Laien auffallen. Wir führen beispielsweise „Die Schlacht bei Kulm" (II, 69) an. Ein geborener Oesterreicher ist zur Zeit der ersten Revolution nach Paris

gegangen, hat französische Militärdienste genommen, wird derselben jedoch, wie seine Begeisterung für Napoleon den Großen sich abkühlt, überdrüssig und desertirt. Seit einer Reihe von Jahren in der Verborgenheit von Böhmen lebend und eben im Begriff, einem geliebten Mädchen seine Hand zu reichen, wird er von dem Obersten eines durchmarschirenden französischen Regiments erkannt; es ist dasselbe Regiment, bei dem er selbst ehedem gestanden; der Oberst läßt ihn sofort verhaften und stehenden Fußes vor ein Kriegsgericht bringen, das ihn zum Tode verurtheilt. Unmittelbar nachdem dies Urtheil gefällt ist, innerhalb der vierundzwanzig Stunden, welche zwischen dem Spruch und seiner Ausführung liegen, fordert der Oberst — man beachte wohl: derselbe Oberst, der soeben dem Kriegsgerichte präsidirt hat — den zum Tode Verurtheilten zum Duell, in welchem dann der Oberst selbst erschossen wird. Wir fragen: ist dergleichen denkbar? sind die letzten Stunden eines zum Tode Verurtheilten nicht heilig? und wenn es wirklich ein Kriegsgesetz in der Welt gäbe, welches die Möglichkeit ließe, einen kriegsgerichtlich zum Tode Verurtheilten noch zum Duell zu fordern, was würde der Katechismus der Ehre und der Ritterlichkeit, der ja doch zuletzt bei den Armeen aller civilisirten Völker derselbe ist, dazu sagen?! — Nein in der That, wenn man nicht bessere „Soldatengeschichten" zu erzählen weiß, so sollte man es doch lieber ganz lassen. — Auch die Darstellungsweise des Verfassers athmet eine sehr prononcirte Bürgerlichkeit, was man für gewöhnlich auch wol Spießbürgerlichkeit nennt; als Probe dieses höchst unkriegerischen Stils mag nachstehende häusliche Schilderung dienen, die wir ebenfalls der ebenbesprochenen Erzählung entnehmen (II, 74): „Bald glühte die goldumrankte Tasse mit dem duftenden Mokka vor Eduard; Aline, das ältere der beiden blühenden Kinder, beeilte sich, dem sich dankbar verneigenden Nachbar die Zuckerdose zu reichen, während Hildegard, die jüngere der beiden Damen, Mama aufmerksam machte, daß Hr. Eduard den Kaffee etwas weißer liebe." — Nun, bei dergleichen „Soldatengeschichten" braucht sich wenigstens niemand zu fürchten! mmr.

Populäre Naturwissenschaften.

Irren wir oder verhält es sich wirklich so, daß die populäre Behandlung der Naturwissenschaften, die einige Zeit hindurch den deutschen Büchermarkt fast ausschließlich beherrschte, neuerdings einigermaßen in Abnahme gerathen ist? Und ein Wunder wäre das freilich nicht. Wie jede literarische Richtung, die eben von der Mode des Augenblicks getragen wird, hat auch unsere populäre naturwissenschaftliche Literatur die günstige Constellation, die sie für einige Zeit zur Königin des Tages machte, nicht immer mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Mäßigung benutzt, die ihr im Interesse der Sache selbst zu wünschen gewesen wäre; nicht nur ist unter der beliebten Firma eine Menge leichtfertiger und nichtsnutziger Waare eingeschmuggelt worden, sondern ein bedeutender Theil dieser angeblichen populären Literatur ließ sich auch verleiten, eine materialistische Richtung einzuschlagen, welche dem gesunden Sinne des Volks unmöglich zusagen konnte und die daher nothwendig dazu beitragen mußte, die große Beliebtheit, deren diese Gattung sich bis dahin erfreut hatte, mehr und mehr zu erschüttern. Das Publikum ist

leicht getäuscht, ganz gewiß, ja mitunter hat es ein wahres Bedürfniß, sich täuschen zu lassen. Doch halten diese Täuschungen niemals lange an; mit leeren Worten füllt man keinen hungerigen Magen und dieser natürliche Heißhunger des Volks nach solider Belehrung macht sich denn früher oder später auch den Verirrungen der Literatur gegenüber geltend. Das Publikum läßt sich gern vom Neuen blenden, aber auf die Dauer merkt es doch, wo ihm Steine statt Brot geboten werden, und wendet sich mit Unwillen von einer Richtung ab, die unter dem Vorgeben, das Volk gründlichst aufzuklären und es von allen ererbten Vorurtheilen zu befreien, dasselbe vielmehr in Gefahr bringt, seine edelsten und heiligsten Güter, den Glauben an das Ewige und Göttliche im Menschen, einzubüßen. Es kommt dazu, daß, wie wir in diesen Blättern mehrfach auseinanderzusetzen gesucht haben, diese ganze Richtung auf die Naturwissenschaften, die sich unmittelbar nach dem großen politischen Schiffbruch vom Jahre Achtundvierzig kund gab, keine vollkommen natürliche und freiwillige war, wenigstens nicht in der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, mit welcher sie auftrat. Vielmehr war es eine Flucht vor der Geschichte, ein pis-aller zum Ersatz für die theils unbequem, theils abgeschmackt gewordene Politik. Und auch diese Flucht war zum großen Theil eine erzwungene; Politik und Religion waren wiederum zur verbotenen Waare geworden, man konnte darüber entweder gar nicht oder doch nicht mit der Unbefangenheit und der Freimüthigkeit sprechen, wie das Bedürfniß der Zeit, trotz alles Drucks, der auf ihr lastete, es eigentlich verlangte. Da eröffnete sich nun in den Naturwissenschaften ein höchst willkommener Ausweg. Die Natur ist ewig neutral; solange der Naturforscher nur die Grenzen seines Faches innehält, existiren für ihn keine Censur und keine Polizeibeschränkungen; selbst ein Ministerium Eichhorn, das doch übrigens jede privilegirte geistige Bewegung niederzuhalten suchte, erkannte diese privilegirte Stellung der Naturwissenschaften ausdrücklich an, ja der Minister in Person berief sich darauf als auf einen Beweis seiner Unparteilichkeit und der Hochachtung, die er vor der positiven Wissenschaft hege. Seit etwa Jahresfrist ist nun auch in diesem Verhalten des Publikums zur Politik wiederum eine Aenderung eingetreten; die Reaction hat einen beträchtlichen Theil ihres Bodens verloren, es gehört nicht mehr zum guten Tone, sich gleichgültig oder gar skeptisch gegen die öffentlichen Angelegenheiten zu erweisen, Indifferenz und Selbstverspottung haben einem neuerwachten patriotischen Aufschwung weichen müssen, dem wir, zum Heile des Vaterlands, nur eine recht lange Dauer und eine recht weite Ausdehnung wünschen. Da ist es denn ganz natürlich, wenn auch die naturwissenschaftliche Literatur, die ja eben nur als Nothbehelf, als Lückenbüßer für die politische Apathie diente, wieder einigermaßen zurücktritt. Zurücktritt, sagen wir: denn davon, daß diese Quelle der Aufklärung und Belehrung jemals aufhören könnte zu fließen, kann natürlich keine Rede sein. Vielmehr werden die Naturwissenschaften denjenigen Platz, der ihnen in der Bildung und Erziehung des Volks gebührt, jederzeit behaupten, sie werden stets gleichsam die Vorhalle bleiben, durch welche man sich dem Heiligthum der Geschichte, den Mysterien des politischen Lebens und ihrem Verständniß nähert; nur das wird hoffentlich aufhören, daß man hoch oben bei den Sternen oder tief unten bei Moosen und Krystallen die Gesetzlichkeit und Regelmäßig-

keit aufsucht, die man im Staate nicht finden kann oder daß man die Weisheit der Natur bewundert, um darüber die Thorheit der Menschen zu vergessen.

Und so wird denn auch für wahrhaft gediegene naturwissenschaftliche Schriften aus der veränderten Stimmung des Publikums, wenn dieselbe ja existirt, kein Nachtheil hervorgehen; als Beweis dafür kann der Umstand dienen, daß ein Werk wie „Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten" (Leipzig, F. A. Brockhaus) eben jetzt in dritter, umgearbeiteter und sehr vermehrter Auflage erscheinen konnte. Aber freilich ist Schoedler's „Chemie der Gegenwart" auch, seitdem sie zuerst in dem von derselben Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Sammelwerke „Die Gegenwart" erschien, von der Kritik einstimmig als eine Zierde der populärwissenschaftlichen Literatur anerkannt worden. Der Verfasser vereinigt in seltenem Maße gründlichste Sachkenntniß mit der Gabe eleganter und ansprechender Darstellung; ohne jemals von der Höhe der Wissenschaft herabzusteigen oder dem Ernst ihrer Lehren etwas zu vergeben, weiß er sich doch überall dem Verständniß des Laien anzuschmiegen und ebenso sehr dem praktischen Bedürfniß des angehenden Geschäftsmannes wie den Bedürfnissen derjenigen zu genügen, denen es nur um wissenschaftliche Anregung und Belehrung im allgemeinen zu thun ist. In der vorliegenden dritten Auflage hat das Buch im einzelnen mancherlei größere und kleinere Zusätze und Verbesserungen erfahren, die Anlage des Ganzen dagegen ist, als durch die Erfahrung bewährt, unverändert geblieben. Im ersten mehr skizzenhaft gehaltenen Abschnitte wird der Leser zunächst über die wichtigsten Stoffe, Verbindungen und Gesetze der Chemie unterrichtet, worauf im zweiten Abschnitt ein Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Chemie als Wissenschaft folgt, durch welchen der Leser in den Stand gesetzt wird, den Standpunkt zu würdigen, welchen diese Wissenschaft gegenwärtig einnimmt. Im dritten Abschnitt werden die allseitigen Beziehungen der Chemie zu den übrigen Wissenschaften und ihre gegenseitigen Einflüsse und Wechselwirkungen nachgewiesen, was dann im nächstfolgenden Abschnitt sich speciell für die Industrie mit Einschluß der Landwirthschaft wiederholt. Der fünfte und letzte Abschnitt endlich gibt die nöthigsten Andeutungen über das Studium der Chemie und seine Bedeutung im Unterricht, sowie über Anordnung, Hülfsmittel, Aufwand und Vortheile, die mit diesem Studium verbunden sind. Das Buch hat, wie gesagt, seine große Tüchtigkeit bereits praktisch bewährt und wird es ohne Zweifel auch fernerhin und auch in dieser neuen Gestalt thun, die sich überdies durch eine ebenso geschmackvolle wie gediegene Ausstattung seitens der Verlagshandlung empfiehlt.

abs.

Correspondenz.

Aus dem Königreich Hannover.

Februar 1859.

H. Die Justizreformfrage, welche unser Land jetzt fast ein Jahr lang in größter Spannung erhalten, welche dem Justizminister von der Decken seinen Posten, den übrigen Ministern manche sorgenvolle Stunde und — viele Worte gekostet hat, ist jetzt endlich erledigt, freilich weder zur Befriedigung der Gegner noch der Anhänger. Noch in der zwölften Stunde, nachdem schon die verstärkten Conferenzen einmal resultatlos geblieben waren, hat die Erste Kammer den Rückzug aus der solange und hartnäckig vertheidigten Position angetreten und sich zu einigen Concessionen verstanden, die freilich materiell nicht von großem Belange sind, aber dennoch vom Standpunkte des Herrenhauses höchst inconsequent und unbegreiflich erscheinen.

Der erste Punkt betrifft die Erweiterung der Zuständigkeit der Untergerichte von 100 auf 150 (statt auf 300 Thlr.). Das Haus erkannte zwar an, daß dieser Vorschlag durch sachliche Gründe nicht zu empfehlen sei und daß er sich weder vom Standpunkte der Ersten noch der Zweiten Kammer rechtfertigen lasse, aber die Vermeidung eines „unsichtbaren Risses" zwischen Regierung und Ständen und die Beendigung der Unruhe so vieler Familien, welche durch etwaige Organisationen betroffen würden, sollte die fehlenden sachlichen Gründe ersetzen. Zudem tröstete man sich damit, daß die Zugeständnisse der Zweiten Kammer ungleich größer seien, und glaubte, mit dem Errungenen schon zufrieden sein zu können. Allerdings ein leidlicher Trost, aber doch nur ein mangelhafter, da man es in der Gewalt hatte, nichts zugeben zu müssen! Die zarten Rücksichten auf die Regierung und die Richter- und Advocatenfamilien, die übrigens gerade durch diesen Beschluß in neue Unruhe versetzt sind, hätten, wenn sie überhaupt maßgebend sein dürfen, weit passender schon vor einem halben Jahre bedacht werden sollen, indem man dann diese Familien und auch die Minister vor aller „Unruhe" bewahrt hätte. Rücksichten freilich konnten es allein sein, welche zu diesem Beschlusse bewogen, da alle denkbaren in der Sache selbst liegenden Gründe entschieden dagegen sprachen. Regel bei uns ist, daß in Civilsachen ein Colleg entscheiden soll, nur ausnahmsweise in Bagatellsachen (bis zu 100 Thlr. einer Summe, welche dem Adelshause an sich schon zu hoch gegriffen schien) Einzelrichter. Erhöht man nun die Competenz der letztern um die Hälfte, so kehrt man den Satz beinahe um und macht die Ausnahme zur Regel. Aus diesem Grunde stimmte auch die Linke in der Zweiten Kammer gegen den Conferenzvorschlag.

Von größerer Wichtigkeit ist die zweite Concession, die Umwandelung (nicht die Aufhebung) des Criminalsenats des Oberappellationsgerichts in einen „Strafsenat" mit erweiterter Competenz, dessen sechs Räthe der König zu ernennen und nicht, wie bisher beim Criminalsenat, die Provinzialstände, wenigstens der Mehrzahl nach, zu präsentiren haben. Es klingt fast unglaublich — und wird auch von der Kreuzzeitung als „unbegreifliche Nachgiebigkeit" bezeichnet — daß unsere kleinen Herren um des lieben Friedens

willen so wichtige Rechte opfern. Aber hören wir, wie schön sie sich mit ihrem aristokratisch politischen Gewissen abgefunden haben und wie viel sie in sophistischen Argumentationen von ihrem berliner Centralorgan gelernt haben!

Von den 24 Räthen unsers höchsten Gerichts hat der König, außer den vier Präsidenten, nur acht zu ernennen, während die Landschaften der verschiedenen Provinzen (die meistens aus drei Curien bestehen, deren eine die Ritterschaft, deren andere entweder die Vertreter der Städte oder der Stifter und Klöster oder der gutsherrnfreien Grundbesitzer bilden), die übrigen 16 zu wählen und zu präsentiren haben. Dies alte Präsentationsrecht betrachten nun die Ritter, ebenso wie das Recht der Vertretung in der Ersten Kammer, als ein verfassungsmäßiges, d. h. durch Verhandlungen zwischen König und Provinzialständen vereinbartes, welches daher nur mit Uebereinstimmung beider Contrahenten, nicht aber durch einseitigen Beschluß der Regierung und der Ständeversammlung aufgehoben werden könne. Als 1840 den drei Civilsenaten noch ein besonderer Criminalsenat zugefügt wurde, befürworteten die Kammern im Begleitschreiben das Präsentationsrecht der Landschaften auch zu diesen neuen Stellen, und die Regierung hat auch in der Folge die letztern nach bestimmtem Turnus zur Wahl der Präsentanten berufen. Jetzt beabsichtigt sie nun, dies letztere Präsentationsrecht aufzuheben, wobei sie, um nicht allzu willkürlich zu erscheinen, die Benennung Criminalsenat in Strafsenat umwandelt, letzterm jedoch sämmtliche Functionen des erstern läßt und außerdem noch alle Disciplinarsachen gegen Richter und Advocaten und die politischen Verbrechen überweist. Uebrigens, argumentirt sie, ist dies Recht kein verfassungsmäßiges wie das Präsentationsrecht zu den Civilsenaten, da es nicht durch Vereinbarung, sondern durch einseitigen Act der Regierung eingeräumt ist, also auch einseitig wieder geändert werden kann. Unglücklicherweise ist aber 1846 der ostfriesischen Landschaft vom König Ernst August vertragsmäßig das Recht zugestanden und verbrieft, zu einer Rathsstelle des Criminalsenats präsentiren zu dürfen. Das fragliche Präsentationsrecht ist dadurch, wenigstens in Ostfriesland, ein „verfassungsmäßiges" geworden.

Auf die Kunde von diesem neuen Zusatze waren die meisten Mitglieder des Adelshauses jedoch derartig in Alarm gerathen, daß eine Ablehnung wol mit Bestimmtheit vorauszusehen war, und so schien denn das so mühsam bewerkstelligte Einigungswerk dennoch scheitern zu sollen. Die Conferenzbeschlüsse waren bereits gedruckt, der Tag der entscheidenden Sitzung schon angebrochen; da versammelte sich frühmorgens die Conferenz noch einmal und verfiel auf den sinnreichen Ausweg, die verhängnißvollen Worte: „vom König zu ernennende" (nämlich Räthe) ganz wegzulassen! Die jetzige Fassung, erläuterte man der Kammer, könne unmöglich Bedenken erregen, da sie nicht in die Rechte der Landschaften eingreife, sondern stillschweigend darüber weggehe. Würden später diese Rechte wirklich verletzt (was dann doch mit Uebereinstimmung, wenigstens der Conferenzmitglieder, geschehen würde), so stände es bei den Provinzialständen, die nöthigen Schritte zur Wahrung ihrer Rechte zu thun. Mit erleichtertem Gewissen und in großartiger Selbsttäuschung trat die Mehrheit dieser Auffassung bei und genehmigte den Conferenzbeschluß.

Wir würden es unserm Adelshause sehr hoch anrechnen, wenn es diesen im ganzen natürlich nur löblichen Entschluß in voller Anerkennung des Princips gefaßt hätte, daß die Sonderinteressen dem Gesammtinteresse weichen müssen, daß also der Staat die Macht habe, da, wo das Gemeinwohl es fordert, die Rechte einzelner Corporationen ändern und aufheben zu können; aber wir wissen sehr wohl, daß unsere Ritter weit entfernt sind, den Anforderungen des modernen Staats auf Kosten ihrer Standesvorrechte Rechnung zu tragen. Im Gegentheil, ihre sogenannten verfassungsmäßigen Rechte haben ja gerade die Basis für die beim Bunde angebrachten Beschwerden gebildet, unter deren traurigen Folgen wir jetzt noch dulden müssen. Auch haben sie es bei der obigen Debatte nicht an Protestationen und Reservationen betreffs ihrer landschaftlichen Rechte fehlen lassen. Ihre unerwartete Entscheidung war allein eine Connivenz gegen die Regierung und insbesondere ein Vertrauensvotum für den Minister von Borries, der seine Entlassung bereits eingereicht haben sollte. War es nun der endliche Durchbruch dankbarer Gefühle für diesen letztern oder war es die Verzweiflung, seinen wichtigen Platz aus ihrer Mitte nicht gehörig besetzen zu können? Denn mag man auch über das ganze Regierungssystem und besonders über die Mittel zur Erreichung der vorgesteckten Ziele des Hrn. von Borries durchaus verschiedener Ansicht sein — dennoch wird man seine rastlose Thätigkeit und Ausdauer, seine Befähigung und seine große Energie anerkennen müssen, wie nicht minder die Schlagfertigkeit, mit der er, das einzige hervorragende Mitglied der Rechten im Volkshause, stets den von Hrn. von Bennigsen hingeworfenen Handschuh aufnimmt. Sein Rücktritt würde auch das jetzige System wankend machen, das vorzugsweise nur durch sein Talent und seine Energie gehalten wird. Ein wirklich feudales Ministerium wird selbst auf die Unterstützung der jetzigen Zweiten Kammer nicht rechnen können.

Daß übrigens die Ritterschaften selbst mit der aufopfernden Nachgiebigkeit ihrer Deputirten zufrieden sein werden, ist bei der im ganzen der jetzigen Regierung ungünstigen Stimmung derselben durchaus nicht zu erwarten. Daher bezeichnete denn auch Hr. von Bennigsen die Annahme des Conferenzvorschlags in einer meisterhaften Rede als einen Wendepunkt in unserer ständischen Geschichte. Das ganze Land würde jetzt zu der Ueberzeugung gelangen, daß in keiner Kammer auf einen nachhaltigen Widerstand gegen die Minister zu rechnen sei. Die Zweite Kammer habe sich schon lange nicht mehr in Uebereinstimmung mit ihren Committenten befunden; die Ritterschaften würden jetzt auch einsehen, daß das aus ihrer Mitte hervorgegangene Ministerium nicht mehr ihre Sonderinteressen verfolge, sondern einen überwiegend büreaukratisch-polizeilichen Charakter habe. Aus dem Beschlusse selbst, durch den Regierung und Ritterschaften thatsächlich das Zustimmungsrecht der letztern zur Aenderung ihrer Verfassungen aufgegeben hätten, zog der Oppositionschef die weitern, folgerichtigen Consequenzen, die sich aus dieser Thatsache für eine Umgestaltung der Provinzialstände und für die Vertretung derselben in der Allgemeinen Ständeversammlung ergeben. Wenn es sich nur darum handle, die formell die landschaftlichen Rechte aufhebenden Worte zu beseitigen, thatsächlich aber nichtsdestoweniger diese Rechte aufzuheben, so sei das ein sehr leichter formeller Ausweg, der sich praktisch sicher bewähren würde.

Damit könnte denn freilich etwas Großes gewonnen werden. Unser Herrenhaus bietet in seiner jetzigen Composition keinen sehr erfreulichen Anblick dar. Das Gros desselben bilden, abgesehen von mehreren persönlich stimmberechtigten Mitgliedern, die 35 Abgeordneten der verschiedenen Ritterschaften. Schon daß die größere Hälfte der letztern „königliche Diener" sind, zeugt nicht sehr für das Unabhängigkeitsgefühl noch für den Reichthum dieses Standes an Capacitäten. Sieht man aber, welch ein kümmerliches geschäftliches Dasein das Adelshaus fristet, das nun einmal mit dem Volkshause ausharren muß, wie die meisten Gesetzentwürfe nach geringer Debatte angenommen werden, wie Ausschuß- und Conferenzwahlen, Referate über abweichende Beschlüsse des andern Hauses und Abstimmungen den größten Theil der Sitzungen ausmachen, so erheben sich nicht gelinde Zweifel über die Berechtigung und Befähigung dieser Corporation, eine eigene Kammer zu bilden. Mag auch der Grundzug der politischen Anschauungen ein rein conservativer sein, so läßt sich doch wol bei einer Versammlung von 40—50 Deputirten über die vielen wichtigen in dieser Diät verhandelten Fragen, von denen gar manche noch in Theorie und Praxis zu den offenen gehören, eine größere oder auch überhaupt nur eine Meinungsverschiedenheit erwarten. Welch anderes regeres Leben herrscht dagegen in der Zweiten Kammer! Von allen Seiten werden hier die Fragen beleuchtet; die Gesetzgebungen anderer Länder werden citirt, die Autorität berühmter Staatsmänner und Gelehrten wird angerufen. Während z. B. im Adelshause Dutzende von Paragraphen der revidirten Städteordnung oder des Staatsdienergesetzes fast ohne alle Debatte angenommen wurden, begann im Volkshause die Opposition um jeden neuen Satz den heftigsten Kampf, obwol ihr Bemühen nur von sehr geringem Erfolge belohnt ward. Nur wenn es sich um Exemtionen, Privilegien und dergl. oder um Widerstand gegen gemeinnützige Anordnungen handelt, welche speciell für die Ritterschaft keinen Nutzen haben — dann sind unsere Junker auf dem Platze; so, wenn es gilt, das 1848 aufgehobene Jagdrecht in möglichst großem Umfange wiederherzustellen, den ritterschaftlichen Creditanstalten (aber auch nur diesen) die Stempelfreiheit gleich der Landescreditanstalt zu verschaffen, die Steuererhöhungen zu bewilligen, aber ausgenommen die Personensteuer der Grundbesitzer (deren Erhöhung erst in dritter Berathung auf dringende Mahnung des Finanzministers beschlossen ward), oder auch Geldbewilligungen für die Universität oder die Polytechnische Schule, oder für Telegraphenlinien oder eine dringend nothwendige Irrenanstalt zu beanstanden und herabzusetzen, während für Militärgebäude und Schloßbauten eine Million genehmigt wird. Wir glauben, daß der treffliche Stüve Zeit und Verhältnisse besser gewürdigt hatte, als er 1848 in der Ersten Kammer neben der vorwiegenden Vertretung des größern Grundbesitzes als solchen auch dem Handel und Gewerbe, der Kirche und Schule und dem Juristenstande einen Platz anwies.

Eine um so glänzendere Erscheinung bildet einem solchen Adelshause gegenüber der Führer der Opposition im Volkshause, Hr. von Bennigsen. Obwol selbst Adelicher und Rittergutsbesitzer, hat er in wahrhaft staatsmännischem Sinne Geist und Richtung seiner Zeit erfaßt, die angestammten Standesvorurtheile abgestreift und kühn und unerschrocken den Kampf für die modernen Ideen begonnen. Die Bedeutung und der Einfluß seines

Standes beruht nach ihm nur auf der höhern Intelligenz, der freiern Lebensstellung, dem Charakter und der Vertrauen erweckenden Persönlichkeit, aber durch Exemtionen und gewaltsame Einführung unnatürlicher Unterschiede lasse sich die Geltung der Rittergutsbesitzer nicht erzwingen. Es sei ein Unglück für den Stand, ruft er der Ersten Kammer zu, sich immer wieder auf das Faulbett der Privilegien zu legen; auf die Dauer lasse sich diese stete Erinnerung an vergangene Zustände, dies Sichanklammern an formelles Recht und Privileg nicht durchführen! Seine außerordentliche oratorische Begabung, seine umfassenden Kenntnisse auf jedem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaften, die Wärme und Hingebung, mit welcher er für die Rechte und Freiheiten des Volks in die Schranken tritt, die Frische und Unverzagtheit in dem fast hoffnungslosen Kampfe gegen einen numerisch überlegenen Gegner haben ihm innerhalb und außerhalb Hannovers eine schnelle Berühmtheit und in Hannover besonders die allgemeinste Anerkennung verschafft, die sich in den vielen Dankadressen und werthvollen Geschenken, hauptsächlich von seiten des Bauernstandes, bestätigt hat. Wohin man bei uns auch kommen mag, überall in den Städten und auf dem Lande wird sein Name mit Liebe und Verehrung, aber auch mit freudigem Stolze genannt.

Notizen.

Die deutsche Geschichtschreibung hat einen ihrer Veteranen verloren: am 21. Januar starb zu Kassel der Director des dortigen Staatsarchivs Dietrich Christoph von Rommel, geboren ebendaselbst 1781. Auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt vorbereitet, besuchte er seit 1799 die Universitäten zu Marburg und Göttingen, ursprünglich um Theologie zu studiren. Doch wurde er in Göttingen, hauptsächlich durch Eichhorn's Einfluß, zur orientalischen Literatur sowie zur Geschichte hinübergezogen; auch verfaßte er damals zwei Preisschriften, durch welche die Aufmerksamkeit der Fachgenossen frühzeitig auf ihn hingelenkt wurde. Im Jahre 1804 als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen, erhielt er bereits im nächstfolgenden Jahre die ordentliche Professur der Beredsamkeit und der griechischen Sprache. Die politischen Umwälzungen jedoch, welche bald darauf über Hessen hereinbrachen, veranlaßten ihn, 1810 einen Ruf an die Universität zu Charkow anzunehmen. Allein sein Aufenthalt in Rußland war nicht glücklich und schon 1815 kehrte er als Professor der Geschichte nach Marburg zurück. Von hier wurde er 1820 als kurhessischer Historiograph und Director des Staatsarchivs nach Kassel berufen; 1828 erfolgte seine Erhebung in den Adelstand. Unter seinen Schriften nimmt die „Geschichte von Hessen“ die erste Stelle ein; 1820 begonnen, ist sie im Lauf der Jahre bis auf zehn Bände herangewachsen, ihre Vollendung jedoch war dem Verfasser nicht vergönnt. Es ist ein Werk von erschöpfender Gründlichkeit und Vollständigkeit der Forschung, aber schwerfällig und trocken in der Darstellung. Außerdem nennen wir noch den 1847 in zwei Bänden erschienenen „Briefwechsel zwi-

schen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Rheinfels", der einen werthvollen Beitrag zur genauern Kenntniß des großen Philosophen und seiner Epoche bildet. Interessante Notizen zur Zeitgeschichte lieferte er ferner in dem Anfang einer Selbstbiographie, welchen Friedrich Bülau in seiner Sammlung „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" veröffentlichte; sollte das Werk sich in dem Nachlaß des Verewigten vollendet vorfinden, so würde die Herausgabe desselben allen Freunden der Geschichte ohne Zweifel eine willkommene Gabe sein. — Wenige Tage später starb zu Reinbeck bei Hamburg Christian Friedrich Wurm, Professor der Geschichte am hamburger Gymnasium, durch zahlreiche publicistische Arbeiten in und außerhalb Deutschland rühmlichst bekannt. Ein Sohn des verdienten Astronomen Johann Friedrich Wurm (gestorben zu Stuttgart 1833), wurde der Verewigte 1803 zu Blaubeuren im Würtembergischen, wo sein Vater damals eine Professur am Theologischen Seminar bekleidete, geboren. Er widmete sich zu Tübingen dem Studium der Theologie und hielt sich dann 1825—27 zur Vollendung seiner Ausbildung in England auf: ein Aufenthalt, der für seine ganze spätere Entwickelung und namentlich für seine literarische Wirksamkeit von entscheidendem Einfluß wurde, insofern er hier den Grund legte zu jener Vorliebe für die englischen Staatseinrichtungen sowie überhaupt für Oeffentlichkeit und Selbständigkeit der politischen Bewegung, welche seine spätern Schriften charakterisirt. Im Jahre 1828 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Hamburg nieder, anfangs als Journalist beschäftigt, bis er 1833 zum Professor der Geschichte am dortigen Akademischen Gymnasium ernannt ward. Im Jahre 1848 wurde er von einem würtembergischen Wahlbezirk in das Frankfurter Parlament entsandt; er hielt sich hier zur Partei des Augsburger Hofes, nahm aber im ganzen nicht die Stellung ein, die man ihm nach seinen gründlichen und vielseitigen Kenntnissen sowie nach seiner leichtfließenden Beredsamkeit hätte zutrauen mögen. Eine wohlverdiente Auszeichnung ward ihm zu Theil, da er in jüngster Zeit als Auskunftsperson über den Stader Zoll nach London berufen ward; bereits kränkelnd von dort zurückgekehrt, wurde er im Lauf weniger Wochen, noch nicht 57 Jahre alt, durch eine unheilbare Nervenkrankheit dahingerafft. Seine zahlreichen Schriften sind theils historischen, theils völkerrechtlichen, theils auch handelspolitischen Inhalts; namentlich in letzterer Hinsicht galt er für eine Autorität, die auch vom Auslande vielfach anerkannt wurde. Als Hauptaufgabe seines Lebens hatte er sich selbst eine „Geschichte der Hansestädte" gesetzt; auch hatte er in englischen und holländischen Sammlungen sowie in den Archiven der Hansestädte selbst die umfassendsten Vorarbeiten dazu gemacht, auch einzelne Bruchstücke in Journalaufsätzen und Gelegenheitsschriften veröffentlicht, an der Vollendung des Werks jedoch hat sein frühzeitiger Tod ihn verhindert. Von seinen übrigen Schriften machen wir namhaft: „Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit 1832" (1835); „Der Sundzoll" (1838); „Vier Briefe über die freie Donauschiffahrt" (1855), sowie die erst kürzlich in den Blättern besprochene „Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage" (1858). — Auch England hat den Tod eines seiner namhaftesten und verdientesten Historiker zu beklagen: am 22. Januar starb Henry Hallam, der Verfasser zahlreicher Werke, die bei seinen Landsleuten in höchstem Ansehen stehen und die ihm

auch außerhalb Englands einen geachteten Ruf erworben haben. Im Jahre 1778 geboren, machte er sich zuerst als Mitarbeiter an der „Edinburgh Review", damals der Sammelplatz der bedeutendsten Talente, bekannt. Sein erstes selbständiges Werk war die „View of the state of Europe during the middle age", welche zuerst 1818 erschien und bald darauf auch ins Deutsche übertragen ward. Neun Jahre später folgte die „Constitutional history of England, from the accession of Henry VII. to the death of George II.", die noch gegenwärtig in England selbst nicht nur als Hallam's Hauptwerk, sondern auch als die höchste Autorität gilt, welche das englische Volk in Beziehung auf den Ursprung und die Entwickelung seiner politischen Institutionen besitzt. Im Jahre 1837 erschien die vierbändige „Introduction to the literature of Europe in the 15., 16. and 17. centuries", welche in England ebenfalls in großem Ansehen steht. In Beziehung auf seine äußern Verhältnisse genoß Henry Hallam jener schönen Unabhängigkeit, welche der Würde und Gediegenheit der schriftstellerischen Thätigkeit so zuträglich ist und der namentlich die englische Literatur so viel ausgezeichnete Werke verdankt. Ein eifriger Whig, war er mit den vorzüglichsten Staatsmännern seiner Zeit, einem Lord Brougham, John Russell und andern Führern der damaligen liberalen Partei innigst befreundet; auch gründete er in Gemeinschaft mit ihnen 1825 die noch jetzt blühende „Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse", die sich um die Hebung der englischen Volksbildung so große Verdienste erworben hat. Und wie in seiner öffentlichen und literarischen Wirksamkeit, so war er auch in seinem Privatcharakter: von festen und männlichen Grundsätzen, dabei klar, mild und hülfreich, ein wahrhaft menschlich gebildeter Mann.

Von der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Schiller-Galerie" von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg, auf die wir bereits wiederholt hingewiesen, ist unlängst die dritte Lieferung erschienen. Von den fünf Blättern, welche dieselbe enthält (Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini), verdient der Wallenstein, nach einer Zeichnung von Pecht, den Preis; das ist ganz der eherne Herzog von Friedland, starr, in sich verschlossen, und auch das Fatalistische seiner Natur und seines Schicksals ist durch die Umgebung sinnreich angedeutet. Dem Wallenstein zunächst stellen wir den Octavio Piccolomini, ebenfalls von Pecht gezeichnet: ein heiterer Lebemann, mit derben breiten Zügen, aus deren scheinbarer Gutmüthigkeit aber doch die Schlange der Arglist hervorlauscht. Philipp II., von A. von Ramberg nach dem berühmten Gemälde von Tizian, ist gewiß sehr treu historisch, aber der Schiller'sche Philipp ist es nicht; wir sehen nur den Heuchler, den religiösen Fanatiker und vermissen den Tyrannen, und auch in der Haltung der Figur sowie in dem Costüm liegt etwas Störendes. Am wenigsten befriedigen uns die beiden Frauen; wir denken uns weder Agnes Sorel so fromm sentimental, noch die Gemahlin des Fiesco so phlegmatisch zerflossen, wie sie uns hier von Pecht dargestellt werden.

Auf dem wiener Burgtheater ist ein neues historisches Drama „Montrose, der schwarze Markgraf" gegeben worden. Der Verfasser hat sich nicht

genannt, doch schreibt die öffentliche Meinung das Stück einstimmig dem Director des Burgtheaters, Hrn. Laube zu. Ueber die Aufnahme lauten die Berichte verschieden; einzelne tendenziöse Stellen, besonders in Beziehung auf das Verhältniß von Kirche und Staat, wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, das Ganze jedoch soll nur einen ermüdenden Eindruck gemacht haben, woran hauptsächlich auch die ungewöhnliche Länge des Stücks schuld sein soll. Dasselbe Schicksal hat auch Brachvogel's „Mondecaus" in Hannover gehabt, und dürften nach dem gleichmäßig ungünstigen Erfolge, der diesem Stücke in Berlin, Hamburg, Hannover ꝛc. zu Theil geworden, die Acten über dasselbe nunmehr wol als geschlossen zu betrachten sein. In Leipzig ging Frau Birch-Pfeiffer's „Fräulein Höckerchen" über die Bühne, aber ebenfalls nur mit geringem Erfolg. In Braunschweig soll man beschäftigt sein, ein neues Drama von Griepenkerl „Im Gebirge" zur Aufführung zu bringen. In München hat eine neue Oper von G. Schmidt, „Die Weiber von Weinsberg", lebhaften Anklang gefunden, während über die Aufnahme, welche Richard Wagner's „Lohengrin" auf dem Hoftheater zu Berlin zu Theil geworden, die Stimmen augenblicklich noch sehr getheilt sind.

Ueber einige wichtige Zweige der pariser Industrie während des abgelaufenen Jahres lesen wir in den öffentlichen Blättern nachstehende statistische Angaben. Die Zahl der Fleischer, deren Gewerbe bekanntlich vor kurzem freigegeben ward, hat sich in Folge dessen keineswegs in dem Grade vermehrt, wie man erwartet hatte, nämlich nur von 501 auf 513. Diese 513 Fleischer beschäftigten 1500 Individuen und setzten ein Kapital von 76 Millionen Francs um. Daneben gab es 382 Fabrikanten von gesalzenen und geräucherten Fleischwaaren, die 850 Personen beschäftigten, darunter 75 Frauen, und 16,800000 Francs umsetzten. Bäcker gab es 601 mit 2650 Gehülfen; ihr Absatz erhob sich auf 61 Millionen. Ihnen zur Seite standen nicht weniger als 403 Kuchenbäcker; sie setzten 12,600000 Francs um und beschäftigten 1700 Arbeiter. Außerdem aber gab es noch 93 Zuckerbäcker mit 700 Arbeitern, unter denen nicht weniger als 290 Frauen; ihr Absatz erreichte die Höhe von 7,100000 Francs. In naher Verwandtschaft mit den Zuckerbäckern stehen die Chocoladenfabrikanten, deren es 97 mit 500 Arbeitern und einem Umsatz von 4,500000 Francs gab: sodaß Kuchenbäcker, Zuckerbäcker und Chocoladenfabrikanten zusammengerechnet also eine Armee von beinahe 3000 Arbeitern ins Feld stellen und das kolossale Umsatzkapital von fast 25 Millionen repräsentiren — das heißt mit andern Worten 25 Millionen für Naschwerk auf 61 Millionen für Brot!

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 9.** 24. Februar 1859.

Archäologische Lieder aus dem Osten und Süden.

Von

Julius Braun.

(Erste Hälfte.*)

1.

Ich hab' den Fels Akrokorinth
In Morgenfrüh' erstiegen,
Seh' unter mir das schmale Band
Des Isthmusrückens liegen;

Hier oben diese Quader sind
Von Aphrodite's Celle —
Ein edler Bild, des Liebchens Bild,
Erricht' ich an der Stelle.

---

*) Der Verfasser dieser Lieder ist der durch seine archäologischen Forschungen, insbesondere durch seine „Geschichte der Kunst, in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen" (Wiesbaden, Kreidel und Niedner), von der soeben der zweite, Kleinasien und die hellenische Welt umfassende Band erschienen ist, rühmlichst bekannte tübinger Gelehrte; es wird unsern Lesern, hoffen wir, von Interesse sein. den kenntnißreichen und scharfsinnigen Forscher hier auch als lyrischen Dichter kennen zu lernen, wie er mitten in der üppigen Natur, unter den Kunstschätzen Griechenlands, Kleinasiens und Aegyptens deutschen Geist und deutsche Innigkeit des Gemüths bewahrt. D. Red.

Zu meiner Morgenandacht setz'
Ich mich zu seinen Füßen;
Zwei Meere feiern lauschend mit
Und hundert Gipfel grüßen.

2.

Laß mich ruh'n in deinem Schatten,
Wunderbares Parthenon!
Aus den Blöcken hier am Boden
Manch Entzücken trank ich schon.

Gibt's am edlen Marmorstoffe
Doch so manchen falschen Schlag,
Selten treten draus die Kinder
Eines Phidias zu Tag:

Wie im edlen Stoff der Seele
Die Natur meist selber irrt,
Selten ist's, daß ohne Fehle
Wie mein Liebchen eine wird.

3.

Im Olivenwald am Meere
Will ich halten Mittagsruh',
Dort zur Seite Mitylene,
Sappho's Heimat, deckt er zu.

Durch die Zweige sich ein Lüftchen
Wie ein Sapphorhythmus schwingt,
Mit der Kühlung auch der Schlummer
Auf mein Auge niedersinkt.

Schutzpatronin dieser Insel,
Meinen Griffel führe du,
Deinen Gruß auch an mein Liebchen
Darfst du fügen dann hinzu!

4.

Hinüber schau' ich auf Stambuls Höh' —
Minarets, Cypressen, Paläste,
Sie schwimmen im Duft so feenhaft
Und dennoch fehlt das Beste.

Du schauest über die gold'ne Pfalz,
Ein Abend schön wie im Süden,
Der Schein fließt über den Nußbaumwald —
Und dennoch so unzufrieden?

5.

Ich fuhr herab den Bosporus,
Die stolzeste der Gassen,
Er läßt von Villen, Burg und Wald
Sein Zauberufer fassen.

Dort spiegelt sich die Türkenstadt
Von asiat'schen Höhen,
Hier rollt die große Stambul auf
Mit Masten und Moscheen.

Geradaus in dem Marmormeer
Ist nichts als duftig Blauen,
Drum lass' ich riesengroß dein Bild
Mir draus entgegenschauen.

Zum Rahmen wird der ganze Rest;
Die Linienschiffe drunten,
Sie haben träumend ihren Platz
In seinem Kranz gefunden.

6.

Dort steht ein phrygisch Königsgrab
Hoch in dem Felsenhange,
Es sieht mich trauernd an, wenn ich
Nach seinem Sinn verlange.

Nicht Inschrift ist noch Bildniß hier
Und selber kann's nicht reden —
O Felsengrab, so bin auch ich
Einst vor mein Lieb' getreten!

Sie sollte merken dies und das,
Die Worte wollt' ich sparen —
O Felsengrab, es war nicht gut,
Fast hätt' sie's nie erfahren!

7.

Halt an, Tartar, dein schnaubend Roß
Und laß dies Glas dich letzen!
Es ist kein Wein, s'ist Mastixschnaps,
Den selbst die Propheten schätzen.

Und dieses kleine Brieflein dann
Zu deinen Depeschen lade,
Das hold'ste Kind in Frankistan,
Es segnet deine Pfade!

8.

Niobe dort oben sitzet
In der Wand des Sipylus,
Jenes Felsenbild — es trieft noch
Von der alten Thräne Guß.

Hat man nicht schon Gift genommen,
Sich zu schützen vor dem Gift?
Von den Thränen will ich schöpfen,
Die sich sammeln im Geklüft —

Meinem Liebchen will ich's bringen,
Daß es schütze sie vor Weh,
Und sie Niobe nicht werde
Noch ein Kind der Niobe!

9.

Ein Zug von Frauen ritt vorbei
Und kreuzte meine Straße,
Sie hielten an, sie wandten ab
Und bargen tief die Nase.

Laß gut sein, schöne Türkenbraut,
Und wünsch' mich nicht zum Geier,
Denn meines Liebchens Angesicht
Ist euer bester Schleier!

10.

Die Türken sitzen am Wasserquell
Und schmauchen in bester Ruh',
Sie schauen ohne ein einzig Wort
Dem fließenden Wasser zu.

Vom Feuerdämon Ungeduld
Bleibt ihre Stirne rein,
In ganz Kleinasia krallt er sich
In die Brust nur mir allein.

Ich möchte sprengen mitten darauf
Und injuriren sie,
Weil sie nie des Wissens Zorn gekannt
Und deinen Namen nie!

11.

Ich forsche im Homerus gern
Nach edlen Frauenbildern,
Ich mein', er müsse mir bereits
Mein trautes Liebchen schildern.

Weiß nicht, ob je mit Helena
Sich läßt an Schönheit streiten,
Doch wenn dich Trojas Alte säh'n,
Sie schauten nicht beiseiten.

Klug kannst du wie Penelope
Aus deinem Schleier blicken,
Der Webstuhl und der Strickstrumpf nur,
Die sind nicht dein Entzücken.

Bist rosig wie Nausikaa
Und auch beherzt nicht minder,
Nur wenn es große Wäsche gab
War's Königskind geschwinder.

Mein Lieb, wie bin ich herzlich froh,
Daß ich im Arm dich halte,
Und nicht in sein Gedicht gesteckt
Dich schon Homer, der Alte!

12.

Am Weg steht eine Aloe
Missfarbig von Staub und Wetter,
Zerstoßen und verstümmelt sind
Schon längst ihre Riesenblätter.

Und dennoch hat sie den Blütenschaft
Noch zwanzig Fuß hoch getrieben —
Natur gibt nie eine Hoffnung auf
Im Leben und im Lieben.

13.

Ei sieh' nur diese Cactusform,
Wie dies Gewächs so roh!
Ein Trieb von rechts, ein Trieb von links,
Ich mach' es selber so!

Mit solchem rohen Werk begann
Der Schöpfer den Beruf —
Wie manches mußt' er lernen erst,
Bevor er dich erschuf!

14.

Hier sitz' ich auf dem Trümmersturz
Der Burg von Ephesus,
Und alles, was geschehen hier,
Ich mir durchdenken muß.

An keinem Orte bleib' ich mehr,
Der unhistorisch klingt,
Wo aus dem Boden nicht von selbst
Mir die Erinn'rung springt.

Doch fragst du, was an deinem Ort,
Mein Liebchen, je geschah —
Dort ist ja unser erster Kuß
Die schönste Historia!

15.

Dort ist von Chios in der Nacht
Ein einzig Licht zu seh'n,
Indeß Orangedüfte mir
Aufs Meer entgegenweh'n.

Mein Liebchen, wenn zu dir ich kehr'
Und seh' ein Lichtlein nur,
Des Südens Duft wird fehlen nicht
Der trunkenen Natur!

16.

Sieh', dies ist der Sumpf des Drachen,
Den der Rhodusritter schlug —
Wenn das Ganze nur nicht wäre
Ururalter Sagentrug!

Wunderbarlich keck die Sage
Ihre Sprünge sich erlaubt,
Und um neu sich aufzuschwingen,
Wählt sie gern ein jünger Haupt.

Wenn zu solchem Trug, o Liebchen,
Sie auch hätte uns erwählt?
Eine fremde Liebessage,
Welche neu sich nur erzählt?

Doch die schönste unter allen
In der Weltgeschicht' es wär' —
Liebchen, Liebchen, für dies Leben
Geben nimmer wir sie her!

17.

Der Dampfer hebt sich, es schwingt das Rad
Und schlägt in die See bei Nacht,
Viel Sternchen seh' ich im fließenden Schaum,
Sie flimmern in Phosphorpracht.

Du stellst die alten Gedanken vor,
Zerfließende Funkensaat!
Zurück, ihr alten Gedanken, zurück!
Vorwärts, du muthiges Rad!

18.

Sprach ich nie vom Inschriftfelsen
An Beruts Gestade dir?
Ihren Namen hinterließen
Alle Welterob'rer hier.

Schon Sesostris schrieb den seinen
An die steile Bergesripp',
Und daneben schuf sich Platz noch
Der Assyrer Sanherib.

Hätte selber Lust, zu pflanzen
Als den Dritten dazu mich,
Weil kein Welterob'rer jemals
Einen Schatz besaß wie dich!

19.

In dem Bazar von Damascus
Steht die heilige Moschee,
Und man sagt, daß vierzig Jahr' noch
Nach Weltuntergang sie steh'. —

Mir ist's glaublich: denn mir selber
War die Welt gegangen aus,
Und bestehen blieb alleine,
Da du wohnest drin, das Haus.

20.

Und als ich ihm sein Pferd gelobt,
Der Pascha rief: Halt ein!
Denn jedes Lob aus fremdem Mund,
Das bringt ihm Tod und Pein.

Und hätt' ich nach Frau Pascha gar
Und Fräulein Tochter gefragt,
Er hätte auf der Stelle mich
Aus seinem Kiosk gejagt.

Mein Liebchen, wär' es so bei uns,
Dann wär' es schlimm bestellt:
Mir ist dein widerhallend Lob
Der schönste Klang der Welt!

21.

Auf dem Rand der Wüste ritt ich
An dem heißen Nachmittag,
Während Schwüle, schwer und drückend,
Ob der gelben Ferne lag.

Plötzlich blinkt es in den Dünsten,
Eine Landschaft tritt heraus
Mit der Burgruine — drunter
Steht ein gelbes Giebelhaus.

Aus des Gartens Rebenlaube
Nach der Ebene sah mein Lieb,
Wo der Bahnzug seine Dämpfe
Nahend durch die Wipfel trieb.

Mehr verlangt' ich, doch verblichen
Und zergangen ist es sacht —
Hat die Fee es mir gespiegelt?
Hab' ich selbst es nur gedacht?

22.

Wenn du weiltest im Südosten,
Wo die heil'ge Kaaba steht.
Wär' ich Moslem, weil der Moslem
Neigt sich dorthin zum Gebet.

Da du weilest im Nordwesten,
Wo die Sonne niedergeht,
Will ich's halten mit dem Parsen,
Der zur Abendsonne fleht.

23.

Mit den Drusenhäuptern saß ich
Heut am Meer im Kaffeekhan,
Und sie sah'n mit Kennerblicken
Sämmtlich meine Waffen an.

Da, zum Scherz, mit Baumwoll' lud ich
Mir des einen lang Gewehr,
Und die Kugel ließ ich schnellen
Ueber Tyrus blaues Meer.

Welch ein Staunen! Ja, ihr Drusen,
Solche Wunder hegt mein Land,
Darum seht ihr mich auch sitzen
Stets nach Westen hingewandt.

Hört so oft ein Wort mich rufen
Dort hinaus ins Abendlicht —
S'ist der Zauberworte größtes,
Aber ihr versteht es nicht!

24.

Es hat die Menschheit stets verlangt
Nach Göttern, welche litten,
Man konnte in des Gottes Leid
Die eig'nen Leiden schütten.

Am Sarg Osiris' hub die Klag'
Einst Isis an, die treue,
Und jedes Jahr am selben Tag
Sie jammerten aufs neue.

Und als der schöne Balder starb
Am Wurf der Mispelpflanze,
Da weinte gleich dem Götterkreis
Zuletzt das Schöpfungsganze.

Und der da starb auf Golgatha,
Er nimmt die Kummerklagen,
Er nimmt sie zu dem eig'nen Leid,
Das er vermocht zu tragen.

Mein Lieb, dieweil auf meinem Pfad
Noch nichts als Glück erschienen,
Gib einen Gott des Glückes mir,
Dem will ich jauchzend dienen!

25.

Sieh', das ist das Todte Meer
Mit dem bleir'nen Spiegel drunten,
Allen Erdreichs bösen Saft
Saugt es auf aus tiefen Wunden.

Selbst dem Apfel, der vom Ast
Mich verlocken will zur Nasche,
Spei' ich jählings aus, er ist
Innen voll von Sodoms Asche.

Liebchen, solch ein todtes Meer
Könnt' ich selber noch vorstellen,
Hättest du nicht Hand gelegt
Auf des Zorns und Hasses Quellen!

Todtes Meer, o könntest du
Solche sanfte Hand noch fühlen,
Würdest nimmer, was da lebt,
Todt ans todte Ufer spülen!

Die Schnecken.

Von

Julius Althaus.

Große Feinde unserer Gärtner sind die gewöhnlichen Weg- und Weinbergschnecken, welche sich besonders im Frühjahr äußerst gefräßig zeigen. Sie suchen sich immer mit Vorliebe junge Schößlinge und Sprossen, saftige zarte Kräuter und Früchte aus und richten oft in kurzer Zeit große Verwüstungen in sonst wohlgepflegten Gärten an, zumal nach großen Regengüssen und Gewittern, wo sie in Menge aus ihren Schlupfwinkeln, aus hohlen Bäumen, aus Ritzen und Löchern in alten Mauern hervorkommen. Der aus ihrem ganzen Körper quellende Schleim dient ihnen dazu, selbst an glatten Blättern und Früchten sich festzuheften. Vertrocknet dieser Schleim, was in warmer Luft ziemlich schnell geschieht, so hinterläßt er eine silberglänzende Spur, welche oft für eine lange Strecke den Weg verräth, welchen die Schnecken genommen haben.

Diese Thiere schaden nicht blos, indem sie viele Gewächse ganz vernichten, sondern auch indirect dadurch, daß sie die Oberhaut von Früchten anfressen; dadurch erleichtern sie nämlich andern Raubthieren, z. B. den Wespen, das weitere Zerstörungswerk und gestatten auch dem sonst machtlos abprallenden Regen freien Zutritt zu dem Innern der nun ihrer schützenden Hülle beraubten Früchte. Die Gärtner und Landwirthe sollten daher Raben, Krähen und andere Vögel, welche sich von diesen schädlichen Thieren nähren, nicht vertreiben, sondern sie als Mitarbeiter auf ihren Feldern und in ihren Gärten dulden. Die Schnecken können sich gegen diese zahlreichen und unermüdlichen Feinde, denen sie zur Nahrung dienen, nicht vertheidigen, da sie ganz hülflos sind; und in der That dürfte das Fortbestehen der so beständigen und verderblichen Angriffen ausgesetzten Gattung einem erheblichen Zweifel unterliegen, wenn nicht die große Fruchtbarkeit der Schnecken sowie die eigenthümliche Zähigkeit ihrer Eier Garantien gegen ihre Ausrottung böten. Bei der gewöhnlichen Gartenschnecke variirt die Zahl der Eier nach dem Gesundheitszustande des Thieres, nach seiner Nahrung und nach der Beschaffenheit der Temperatur; durchschnittlich aber legt die Gartenschnecke 500 Eier. Nimmt man nun an, daß in einem Garten 1000

Schnecken sind, so würden in wenigen Wochen daraus 500000 Junge entstehen, welche ihrerseits, wenn sie alle wieder Eier legten, nicht weniger als 250 Millionen produciren würden. Dazu kommt noch, daß diese Eier den meisten zerstörenden Agentien in hartnäckiger Weise widerstehen. Ihre äußere Hülle ist sehr zähe und elastisch; drückt man sie zusammen, so nehmen sie bald wieder ihre ursprüngliche Gestalt an. Großer Kälte ausgesetzt, gehen sie nicht unter; durch künstliche Hitze ausgetrocknet, schrumpfen sie zu kleinen, nur mikroskopisch nachweisbaren Pünktchen zusammen; aber selbst in diesem Zustande sind sie nicht ganz erstorben; setzt man sie nämlich ins Wasser, so tränken sie sich schnell mit Feuchtigkeit und erlangen in kurzem ihre frühere Größe wieder. Dasselbe geschieht, wenn die Eier durch die Sonnenhitze getrocknet und scheinbar zerstört werden — ein Regenschauer reicht hin, sie wieder mit der nöthigen Quantität Flüssigkeit zu versorgen und ihre Fruchtbarkeit zu erneuern. Man hat Schneckeneier achtmal hintereinander künstlich ausgetrocknet, dann in Verhältnisse gebracht, die ihrer Entwickelung günstig waren, und bald kamen kleine Schnecken daraus hervor, als ob mit den Eiern nicht das Geringste vorgegangen wäre.

Die ausgewachsenen Schnecken scheuen nichts mehr als Kälte und Trockenheit. Im Winter sieht man daher nichts von ihnen. Je strenger der Herbst wird, desto weniger fressen sie, desto träger werden sie; endlich verkriechen sie sich vor der Kälte in Erdlöcher, wo sie sich so viel als möglich zusammenkauern. Die Gehäusschnecken ziehen ihren ganzen Körper in die Schale zurück, verschließen den Eingang zu ihrem Hause durch einen kleinen, aus eingedicktem Schleim bestehenden Deckel und verfallen endlich in einen Zustand von Betäubung, in welchem sie bis zum Beginn des Frühjahrs verbleiben. Sowie aber die Sonnenstrahlen wieder Macht erlangt haben, erwachen die Schnecken aus ihrem Winterschlaf. Der kleine Deckel, mit welchem sie ihr Haus verbarrikadirt hatten, fällt ab. Die ganz mager gewordenen und zusammengeschrumpften Thiere kommen wieder ins Freie und documentiren nun einen erstaunlichen Heißhunger, indem sie alles fressen, was nur irgendwie dazu geeignet ist und in Ermangelung von zarten Schößlingen und Sprossen auch mit faulem Holz, Pilzen und Papier fürlieb nehmen. Im hohen Sommer sind sie weniger verderblich, theils weil sich ihr Heißhunger schon einigermaßen gelegt hat, theils weil die Trockenheit sie an feuchte Orte, unter alte Mauern und Steinhaufen zurücktreibt. Sowie aber ein starker Regen gefallen ist, kommen sie wieder hervor und freuen sich der feuchten Atmosphäre.

Von den Muscheln, mit denen sie früher zusammengeworfen wurden, unterscheiden sich die Schnecken auf den ersten Blick dadurch, daß sie einen Kopf und eine einfache Schale haben, während die Muschel-



thiere kopflos und von zwei Schalen eingeschlossen sind. Aber nicht nur darin, auch in den meisten andern Punkten ihrer Organisation und Lebensweise sind die beiden genannten Thierklassen fundamental voneinander verschieden. Ein erheblicher Unterschied liegt in der Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, welche die Thiere zu sich nehmen und in der Art und Weise, wie die Nahrungsaufnahme geschieht. Die Muscheln, welche sehr empfindliche Lippen haben, schließen ihren Mund sogleich bei der Annäherung eines festen Körpers, wie z. B. kleiner Krebse, Zoophyten und anderer Thiere, die zufällig in ihren Bereich kommen. Sie nehmen in der That nur Wasser und Schlamm mit den darin enthaltenen aufgelösten organischen Bestandtheilen zu sich und diese Nahrungsstoffe passiren aus dem Munde ohne weiteres in den Magen. Die Schnecken dagegen verzehren fast ausschließlich solide Nahrung. Die Landschnecken fressen Blätter, Früchte, Käse, Papier, auch Thiere der eigenen Art; die Wasserschnecken Algen, Conferven, Muscheln und Krebse. Solche feste Nahrungsstoffe müssen natürlich immer erst mechanisch zerkleinert werden, ehe sie in den Magen und von ihm aus ins Blut übergehen können. Zu diesem Ende besitzen die Schnecken starkentwickelte Beiß- und Kauorgane, wovon bei keiner einzigen Muschel eine Spur vorhanden ist.

Der Nahrungskanal der gewöhnlichen Landschnecken beginnt mit einer runden Mundöffnung, welche von wulstigen Lippen umgeben ist. In der Mundhöhle sitzt ein horniger Kiefer und eine scharfe Zunge. Während die Zunge beim Menschen ganz weich und fleischig ist, besteht sie bei den Schnecken aus einer muskulösen Grundlage und einer daraufsitzenden Reibscheibe, welche letztere aus einer großen Menge von kleinen spitzen Hornzähnen zusammengesetzt ist. Die Zunge ist mit der untern Wand der Mundhöhle verwachsen und dient erst zum Abreißen des Futters, dann zum Zerreiben desselben und zum Ueberführen des Bissens in den Schlund. Will die Schnecke ein Blatt benagen, so schiebt sie zuerst die Zunge gegen dieses Blatt; sie hält es fest mit den Zähnen, deren Spitzen nach oben gerichtet sind, und bewegt nun den Kiefer nach unten. Das Blatt wird natürlich abgeschnitten, indem von der einen Seite der scharfe Kiefer, von der andern die nicht minder scharfe Zunge dagegen arbeitet. Ist das Blatt einmal in den Mund übergeführt, so handelt es sich darum es zu zerreißen und ganz und gar zu zerkleinern. Dazu bewegt die Schnecke mittels mächtiger Muskelbündel den Oberkiefer und die Zunge gegeneinander, und diese vollenden ihre Aufgabe in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Ist dies geschehen, so kommt der Bissen in eine Furche am Boden der Mundhöhle zu liegen. Hier findet sich eine feine Leiste, welche mit sehr lebhaft schwingenden Flimmercilien besetzt ist; die Schwingungen dieser feinen Härchen führen den Bissen

vollends in den Schlund hinab. Dieser Vorgang wird wesentlich dadurch erleichtert, daß beim Kauen aus zwei großen Drüsenschläuchen ein klebriger Schleim hervorquillt, der unserm Speichel nicht unähnlich ist. Die Drüsen selbst liegen an der äußern Wand des Schlundes, ihre Ausführungsgänge aber durchbohren diese Wand und treten so ins Innere der Mundhöhle, in welche sie augenblicklich Schleim entleeren, sobald durch die Kaubewegungen ein gehöriger Reiz auf sie ausgeübt wird. Ob der aus diesen Drüsen stammende Saft das Futter chemisch verändert, wie es der menschliche Speichel mit allen stärkmehlhaltigen Nahrungsstoffen, wie mit Brot und Kartoffeln thut, ist noch nicht ausgemacht; wahrscheinlich wirkt er nur mechanisch, indem er den Bissen in Schleim einhüllt und so dessen Fortschaffung durch die Schlundwimpern erleichtert.

Die menschliche Zunge hat eine weit complicirtere Function als die Schneckenzunge, zuerst ist sie Kauorgan wie diese und ordnet die Bewegungen des Bissens im Munde. Hat man ein Stück Brot oder Fleisch abgebissen, so ist das erste, was die äußerst bewegliche und fast keinen Augenblick in derselben Stellung verharrende Zunge zu thun hat, den Bissen gegen den harten Gaumen anzudrücken und ihn von dort zwischen die Backenzähne zu schieben, welche ihn ganz und gar zermalmen. Durch den Muskeldruck fließt dabei aus sechs großen Drüsenschläuchen, von denen zwei am Ohr, zwei am Unterkiefer und zwei unter der Zunge selbst liegen, eine beträchtliche Menge Speichel in den Mund, um den Bissen ganz zu durchfeuchten, damit er leichter verschluckt werden kann. Ist dies geschehen, so wird der Bissen durch den Druck der Backenmuskeln nach der Zunge zurückgeführt. Jetzt darf er nicht wieder nach vorn, sondern soll nach hinten in den Schlund wandern. Zu dem Ende stemmt sich die Zunge mit ihrer Spitze so gegen den harten Gaumen, daß dem Bissen der Weg nach vorn abgeschnitten ist. Zugleich aber sind die hintern Theile der Zunge in beständiger Bewegung begriffen und schieben den Bissen hinab in den Schlund, von wo er durch die Speiseröhre in den Magen kommt. Beim Trinken höhlt sich die Zunge gewöhnlich in der Mitte aus, sodaß sie eine Furche bildet, in welcher die Getränke bequem hinabgleiten können.

Außerdem aber ist die menschliche Zunge noch Geschmacksorgan, wiewol nicht alle ihre Theile fähig sind zu schmecken. Bringt man etwas Chinin oder einen Tropfen Zuckerwasser vorn und oben auf die Zunge, so schmeckt man gar nichts — weder bitter noch süß; kommen diese Substanzen aber mit der untern Fläche der Zunge, besonders an der Spitze und den Seitenrändern dieses Organs in Berührung, so entsteht sofort die bekannte Geschmacksempfindung. Dies rührt daher, daß an der obern Fläche der Zunge nur Gefühlsnerven, an der untern

aber außerdem noch specifische Geschmacksnerven sich verbreiten, welche mit zwei besondern Stämmen vom Gehirn entspringen. Die menschliche Zunge nimmt endlich auch noch einen wesentlichen Antheil an der Bildung der Laute. Im Vergleich hierzu ist also die Function der Schneckenzunge eine sehr einfache, sie ist weder Geschmacks- noch Stimmorgan, sondern dient nur zum Kauen und Beißen. Zu diesem Ende ist sie, besonders bei den großen Meerschnecken, oft furchtbar bewaffnet, indem Stacheln und gezähnelte Platten in Längs- und Querreihen von verschiedener Zahl angeordnet stehen. Bei einigen Arten findet man an der Stelle der Zunge zwei Reihen langer hohler Zähne, welche mit Widerhaken versehen sind. Diese Zähne sind beweglich und können aus dem Munde hervorgestreckt werden, um die Nahrung aufzuspießen; haben sie etwas erhascht, so werden sie mittels eines langen Muskelfadens, an dem sie inwendig befestigt sitzen, wieder in die Mundhöhle zurückgezogen. Bei noch andern Schnecken gibt es im Munde gar keine Zähne, dagegen ist der Magen dick und fleischig; die Zellen, welche die innere Fläche des Magens auskleiden, sind so verdickt, daß sie hornigen Platten gleichen, welche sehr hart und so scharf sind wie Messerklingen; durch die Action dieser Platten gegeneinander wird dann eine vollständige Zertrümmerung der Nahrungsstoffe vorgenommen. Der Magen dieser Schnecken gleicht demnach dem Kropfe der Vögel. Man findet gewöhnlich zertrümmerte Schalen von Muscheln und Krebsen darin. Dagegen haben die Schnecken, welche eine bedeutend entwickelte Zunge besitzen, gewöhnlich einen sehr dünnen Magen, auf welchen immer ein ziemlich langer Darmkanal folgt. Die Schlingen dieses Darmkanals werden von der Leber umhüllt, welche bei allen Schnecken sehr groß ist. Sie hat die Gestalt einer gewöhnlichen Weintraube; mit den einzelnen Weinbeeren sind die kleinen Drüsenläppchen zu vergleichen, woraus die ganze Leber zusammengesetzt ist; die kleinen Stiele, wodurch die einzelnen Weinbeeren untereinander verbunden sind, gleichen den Ausführungsgängen der Drüsenläppchen; endlich der Stiel, an dem die ganze Traube hängt, ist dem großen Hauptausführungsgange der ganzen Leber analog, durch welche die Galle in den Magen abfließt. Der Darmkanal ist inwendig ganz und gar mit Flimmercilien besetzt, welche in der Richtung von vorn nach hinten schwingen und somit eine Stagnation der Nahrungsstoffe verhindern. Im Darm der Landschnecken, welche den ganzen Winter zubringen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, findet während des Winterschlafs eine bedeutende Abschuppung dieser Flimmerzellen statt, welche so massenhaft und constant auftritt, daß sie gleichsam eine innere Häutung darstellt. Schließlich zerfallen die Zellen dann in kleine Fettkügelchen von leichtgelber oder braunröthlicher Farbe. Diese während des Winterschlafs abgestoßenen Zellen kommen dem Organis-

mus später wieder zu gute. Wenn die Thiere nämlich aus ihrer Betäubung erwachen und ihr latentes Leben von neuem beginnt, so wird das Fett aufgesogen und kehrt in die allgemeine Säftemasse der Thiere zurück, welche sich also eine Zeit lang von ihrem eigenen Fleisch und Blut nähren.

Das Blut der meisten Schnecken ist farblos, bei einigen indessen erscheint es auch roth. Es ist eine Flüssigkeit, worin einzelne Blutkörperchen enthalten sind — kleine, runde, farblose Zellen mit glatter Oberfläche und einem Kern, der aber erst durch Zusatz von Essigsäure sichtbar wird. Es ist auch etwas gerinnbare Substanz im Blute, welches die Blutkörperchen zu Schnüren und Haufen aneinander klebt, wenn das Blut an die Luft kommt.

Das Blut der Schnecken ist ausgezeichnet durch einen großen Kalkgehalt. Der Kalk findet sich darin immer an Eiweiß gebunden, wie es auch in den Nahrungsstoffen, welche die Schnecken zu sich nehmen, der Fall ist. Die weitere Stoffmetamorphose aber löst diese Verbindung; der Kalk wird besonders zur Bildung des Schneckenhauses verwandt, aber auch in nicht unbeträchtlicher Menge im Fuße der Thiere abgelagert, welcher dadurch eine bedeutende Festigkeit und Resistenz erhält; ja bei einigen Nacktschnecken findet er sich sogar in der Wandung der Blutgefäße, welche dadurch kreideweiß gefärbt erscheinen.

Das Schneckenhaus, welches den Thieren zum Schutz und Obdach dient und worin sie sich mit ihrem ganzen Körper zurückziehen können, besteht ganz wie die Schalen der Muscheln aus Kalk und einer organischen Grundsubstanz. In manchen Schneckenhäusern ist die Menge des Kalks sehr unbedeutend; das Gehäuse erscheint dann nicht steinig, sondern hornig. Es hat immer die Gestalt einer spiralig gewundenen Röhre, welche am hintern Ende enger ist als am vordern. Das Ende des Gewindes heißt die Spitze, die größte untere Windung die Basis. Zieht man eine Linie senkrecht von der Spitze zur Basis, so erhält man die Achse des Schneckenhauses, um welche sich die Windungen drehen. In der Richtung der Achse steigt bei manchen Schnecken im Innern des Gehäuses eine Säule herab, welche inwendig hohl ist und mit einer Mündung sich nach außen öffnet. Man nennt diese Säule die Spindel und ihre Mündung nach außen den Nabel; die Oeffnung, durch welche das Thier aus der Schale hervorsieht, heißt Mundöffnung. Diese Mündung können viele Schnecken durch einen hornigen oder kalkigen Deckel verschließen. Dieser Deckel, der aus concentrischen Ringen besteht, ist nicht zu verwechseln mit dem vergänglichen Deckel aus eingedicktem Schleim, womit die Weinberg- und Gartenschnecken bei eintretendem Winterschlafe ihr Gehäuse vorübergehend verschließen und der im Frühling abfällt und verschwindet.

Die Bildung des Schneckenhauses geht wie die der Muschelschalen nicht gleichmäßig, sondern periodisch vor sich. Die Zeit des stärksten Wachsthums fällt bei unsern Landschnecken in den Frühling; dagegen ist dasselbe im Sommer und Herbst beinahe gleich Null. Im Frühling gebrauchen daher diese Schnecken sehr viel Kalk zum Aufbau des Gehäuses und zur Ablagerung in die einer Stütze bedürftige Haut. Gerade aber im Frühling findet sich in den zarten Pflanzentheilen, welche von diesen Thieren gefressen werden, verhältnißmäßig sehr wenig Kalk, sodaß das Futter nicht ausreichen würde, einen solchen Betrag an Kalk zu liefern, wie das Thier gebraucht. Zu dem Ende aber hat sich die Schnecke früher eine Vorrathskammer angelegt und kann nun in der Zeit der Noth zu den hier aufgespeicherten Schätzen recurriren. Im Sommer und Herbst nämlich, wo das Wachsthum unbedeutend ist, enthalten die Nahrungsstoffe weit mehr Kalk als im Frühjahr; eine größere oder geringere Menge dieses Stoffes wird dann nicht benutzt und provisorisch an dem unter der Haut gelegenen Zellgewebe abgelagert. Im Frühling, wenn der Organismus seiner bedarf, kehrt der hier aufgespeicherte Kalk ins Blut zurück und kommt nun dem Gehäuse und dem Fuße der Schnecken zugute.

Je älter die Thiere werden, desto größer wird auch ihre Schale, indem sich neue und immer größere Kalkringe an der Mündung des Gehäuses ablagern. Immer umfangreicher wird somit der Eingang des Schneckenhauses, und indem Schichten auf Schichten abgelagert werden, entstehen äußerlich concentrische Linien, welche das Alter des Thiers andeuten. Nicht selten wachsen auch Wülste, Hörner, Spitzen und andere Verzierungen an der Schale hervor, welche von jeher die Freude der Conchyliensammler gewesen sind und durch die man Anhaltspunkte zur Unterscheidung der verschiedenen Arten erhält. Merkwürdig ist, daß die Schnecken Theile ihrer Schalen, welche dem weitern Wachsthum hinderlich sind oder den Raum ihres Hauses unnütz einschränken würden, beliebig entfernen können. Purpurschnecken werfen die Dornen und Spitzen ihrer Schale ab, andere verdünnen blos die Wände des Gehäuses, wenn deren Dicke durch das Hinzukommen neuer Windungen überflüssig gemacht wird. Wie dies geschieht, ist unbekannt. Man weiß jedoch, daß die Schnecken in die Häuser anderer Thiere derselben Gattung, ja selbst in Felsen große Löcher bohren; warum sollten sie nicht dieselbe Zerstörungskraft, welche sie gegen andere fremde Gegenstände richten, auch gegen ihr eigenes Haus kehren können, sobald dieses den Bedürfnissen des herangewachsenen Individuums nicht mehr entspricht?

Das Schneckenhaus wird, analog den Schalen der Muscheln, von dem Mantel der Thiere abgesondert. „Mantel“ nennt man bei den Schnecken eine vorn und am Rücken gelegene Falte der Haut, eine Art

Sack, worin sich manche Arten mit ihrem ganzen Körper verbergen können. Werden diese Thiere angegriffen, so ziehen sie die Falte wie eine Kapuze über den Kopf, worauf man nichts von ihnen sieht als eine formlose Masse. Was von dem Mantel abgesondert wird, ist anfangs ein halbflüssiger Brei, der erst allmählich an der Luft zu dem starren Gehäuse erhärtet. Das Wachsthum des Hauses geht nicht von der ganzen äußern Fläche, sondern nur von dem freien Rande des Mantels aus. Der von dem Schneckenhaus bedeckte Theil des Mantels dient nur dazu, die Wände der Schale zu verdicken, indem neue Kalktheilchen an die innere Fläche des Gehäuses abgelagert werden, sowie verletzte vom Mantelrande entfernte Stellen der Schale auszubessern. Waren solche Stellen aber früher gefärbt, so geht diese Färbung verloren. Die Farben, welche man auf so vielen Schneckenhäusern findet und die oft mit so großer Regelmäßigkeit und Schönheit angeordnet sind, rühren einzig und allein vom Mantelrande her. Dieser Theil ist immer reichlich mit einer färbenden Flüssigkeit imprägnirt, und Kalk und Farbstoffe werden zugleich von ihm abgesondert. Bei manchen Thieren findet eine solche Ablagerung von Farbstoffen beständig statt, sodaß gemalte Streifen ununterbrochen in der Richtung der Schneckenwindungen sich fortsetzen und mit dem Wachsthum des Thiers allmählich breiter werden. Häufiger aber ist, daß die färbenden Stoffe blos zu gewissen Zeiten abgesondert werden — dann erscheint das Gehäuse gefleckt und die Zwischenräume zwischen den einzelnen Flecken von farblosen Kalktheilen ausgefüllt. So ist es z. B. bei der allgemein bekannten Porzellanschnecke.

Die Haut der Schnecken hat in ihrem ganzen Verhalten viele Aehnlichkeit mit einer Schleimhaut und sondert ununterbrochen eine bedeutende Menge Schleim ab. Die Dicke der Haut ist ausnehmend verschieden in den einzelnen Arten sowie auch an verschiedenen Stellen desselben Thierkörpers. Bei den Nacktschnecken z. B. ist sie überall dick und runzelig — sie schützt die Thiere gegen die oft so brüsken Temperaturwechsel, vor denen sie sich ja nicht in ein Haus zurückziehen können. Bei den Wasserschnecken, welche in einem Medium leben, dessen Temperatur sich langsamer und nicht auf einer so bedeutenden Scala ändert als die der Luft, ist die Haut zart und ihre Oberfläche weich und eben. Bei den mit einem Gehäuse versehenen Landschnecken ist die Haut an den Theilen, welche niemals aus der Schale hervorkommen, zart und dünn; dagegen haben die Partien, welche gewöhnlich der Luft ausgesetzt sind, eine dickere Hülle. Alles dies ist vorgebildet und durchaus nicht durch äußere Einflüsse — Berührung mit oder Schutz vor rauher Luft u. s. w. — hervorgebracht; ebenso wie auch beim Menschen die Haut

am Handteller und an der Fußsohle nicht durch das viele Gehen und Anfassen der Dinge so dick wird; sie ist vielmehr an den genannten Stellen schon dicker als irgendwo anders, wenn der Mensch das Licht der Welt noch gar nicht erblickt hat. Bei allen Schnecken ist die Haut da sehr zart, wo sie über die Athemorgane weggeht und wo sie Sinneswerkzeuge überzieht — dadurch wird der Verkehr mit der Außenwelt erleichtert.

Von altersher hat man die Schnecken als Typen der Trägheit betrachtet, weil ihre Bewegung so langsam ist, daß sie sich dem Auge kaum verräth. Die Bewegungsorgane der Thiere sind jedoch ziemlich bedeutend entwickelt und nicht selten legen selbst unsere langsamen Gartenschnecken weite Strecken zurück, um gewisse wohlriechende Pflanzen zu erreichen. In der Haut der meisten Land- und Wasserschnecken liegt eine große Menge von Muskelfasern eingestreut, die keine scharf abgesonderten Bündel und Gruppen bilden, wie es bei den höhern Thieren der Fall ist, sondern vielmehr in allen möglichen Richtungen untereinander und mit der Haut verwoben sind. Am stärksten erscheinen diese Muskelfasern an der Bauchseite der Thiere entwickelt, wo sie besonders in zwei Directionen ziehen, nämlich nach der Länge und der Quere. Sie bilden hier eine längliche Scheibe, den sogenannten Fuß, welche eine vollkommen ungegliederte Masse darstellt. Seine Größe und Gestalt unterliegt vielen Variationen. Verhältnißmäßig klein ist er bei den Nacktschnecken, deren Körpergewicht unbedeutend ist; bei den Gehäusschnecken dagegen, besonders bei solchen, welche sehr dicke und schwere Schalen auf ihrem Rücken tragen, erlangt er bedeutende Mächtigkeit. Ziehen sich die Querfasern zusammen, so vermindert sich die Breite des Fußes, er wird länger; die Längsfasern bewegen ihn dann durch ihre Zusammenziehungen vorwärts. Sieht man genau den Bewegungen einer Landschnecke zu, wenn sie auf einer durchsichtigen Oberfläche, z. B. einer Glasplatte einherkriecht, so erscheint der Fuß aus verschiedenen Abtheilungen zusammengesetzt, die unabhängig voneinander agiren, obwol in der Ruhe eine solche Trennung durchaus nicht wahrzunehmen ist. Zuerst zieht sich das am meisten nach vorn gelegene Bündel zusammen, ein zweites folgt dem ersten, ein drittes dem zweiten und so rückt das Thier in continuirlichen Oscillationen langsam aber stetig vorwärts. Die obere Körperfläche ist bei den meisten Schnecken rauh durch kleine Vorsprünge und Erhabenheiten, die durch unregelmäßige Furchen voneinander getrennt sind. Dagegen ist die untere Fläche des Fußes immer ganz glatt; das Umhergleiten an festen Gegenständen oder im Wasser daher sehr leicht. Einige saugen sich sogar mit dem Fuße fest, indem die untere Fläche desselben sich aushöhlt, und manche Teichschnecken benutzen den Fuß als ein Boot — das Thier setzt sich umgekehrt ins

Wasser und rudert mit Hülfe seines Mantels und der am Kopfe angebrachten Fühler von einem Orte zum andern.

Bei der großen Mehrzahl der Schnecken bildet der an der Bauchseite der Thiere gelegene Fuß das Hauptorgan der Locomotion: man nennt daher diese Thiere Bauchfüßer. Es kommt jedoch im Meere eine geringe Anzahl Schnecken vor, bei denen ganz andere Organisationsverhältnisse obwalten und die einer sehr lebhaften Bewegung fähig sind. Manche von diesen haben zu beiden Seiten des Kopfes oder Leibes Hautlappen, welche von zahlreichen Muskelbündeln durchzogen sind und welche sie ganz wie Ruder benutzen, indem sie sich sehr schnell im Wasser damit umhertreiben. Da diese Hautlappen mit den Flossen der Fische eine entfernte Aehnlichkeit haben, nennt man die Träger derselben Flossenfüßer. Außerdem kennt man noch einige Schnecken, welche auf der Bauchseite ihres Körpers einen seitlich zusammengedrückten, mit vielen Muskelfasern versehenen Fortsatz tragen, der wie ein Kiel aussieht und ihnen als Bewegungsorgan dient. Sie richten diesen Kiel nach oben, den Rücken nach unten und schwimmen so verkehrt im Meere umher: man nennt sie Kielfüßer. Die Organisation der Flossenfüßer und Kielfüßer wurde erst neuerdings durch mehrere Forscher aufgeklärt, welche lange Zeit am Meeresstrande Beobachtungen darüber angestellt hatten; während die Spiritusexemplare, welche man früher von ihnen besaß, durchaus nicht geeignet waren, eine richtige Idee von ihrem Bau zu geben. Da die Schnecken nämlich kein inneres Skelett besitzen, ihr Körper also einer festen Stütze entbehrt, kann man sich leicht erklären, wie verschieden die Formen sind, welche dasselbe Individuum unter verschiedenen Verhältnissen und Umständen anzunehmen im Stande ist. Schnecken, die einige Zeit in Weingeist gelegen haben, erscheinen ganz gerunzelt, entstellt und zusammengesunken und gleichen den lebenden Individuen derselben Art nicht im geringsten.

Noch größere Verschiedenheiten als in den Bewegungsorganen der Schnecken zeigen sich in ihren Organen der Respiration. Hier finden wir zum ersten male in der aufsteigenden Thierreihe eine directe Luftathmung: unsere Landschnecken haben wahre Lungen. Im Mantel dieser Thiere ist ein rundes Athemloch, welches der atmosphärischen Luft den Zutritt ins Innere des Körpers gestattet. Dieses Loch führt in eine große Höhle, die unter dem Mantel liegt und an deren innerer Oberfläche ein reichliches und sehr zartes Gefäßnetz ausgebreitet ist. Hier sättigt sich das bereits zur Bildung der Organe verwandte und deshalb untauglich gewordene Blut von neuem mit Sauerstoff und kehrt aus der Lunge zum Herzen zurück, um von neuem der Stoffmetamorphose dienen zu können. Indem die Wände dieser Höhle sich abwechselnd zusammenziehen und ausdehnen, wird im einen Momente die verbrauchte

Luft ausgetrieben, im andern neue Luft eingezogen. Das thierische Leben verläßt für einen Augenblick das nasse Element, in welchem es sich bisher ausschließlich bewegt hat, und wird menschenähnlicher; gleichsam erschrocken über seine Kühnheit, fährt es jedoch gleich wieder unter den Wasserspiegel zurück. Manche Schnecken leben nur im Wasser, haben aber doch Lungen, die nur zur directen Luftathmung geeignet sind. Sie müssen daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers kommen, um frische Luft zu schöpfen. Ist dies geschehen, so verschließen sie das kleine Athemloch, welches in ihre Lunge führt, durch einen mächtigen Schließmuskel, fahren wieder unter das Wasser zurück und sind nun im Stande, die Luft lange zurückzuhalten: bis endlich der Mangel an Sauerstoff sie zwingt, wiederum emporzusteigen und neuen Vorrath aus der Atmosphäre zu holen.

Die meisten Schnecken jedoch leben und athmen im Wasser. Zu dem Ende haben sie Kiemen, welche an verschiedenen Körperstellen angebracht sind. Bei einigen haben die Kiemen die Gestalt kleiner Bäume, bei andern gleichen sie einem Kamm oder dem Barte einer Feder. Bald liegen sie dem Meerwasser vollkommen exponirt, bald sind sie von einer zarten Hautfalte bedeckt. In manchen Arten findet man auch eine weitklaffende Spalte, welche den Eingang zu den Kiemen bildet und dem Wasser beständig freien Zutritt und Abfluß gestattet, oder die Kiemen liegen mehr verborgen nach innen und eine besondere Röhre, welche man Sifo nennt, führt ihnen Wasser von außen zu.

Der Tastsinn ist an der ganzen Körperoberfläche der Thiere bedeutend entwickelt, besonders aber in den Fühlern und im Fuße, welche Theile sehr nerven- und gefäßreich sind. Ungeachtet dieser zarten Organisation der Haut jedoch, welche sie gegen Berührung so sensibel macht, scheinen die Schnecken für Schmerz sehr wenig empfindlich zu sein. Man hat gesehen, daß Landschnecken von andern Thieren derselben Art angefressen wurden und trotz des bedeutenden Umfanges der so zugefügten Wunden kein Zeichen von Schmerz verriethen.

Sehr unentwickelt ist bei den Schnecken der Gesichtssinn; feste Körper, die man ihnen vorhält, scheinen sie durchaus nicht zu bemerken, und wie der Blinde mit seinem Stabe tastend sich vorwärts hilft, so gebraucht die Schnecke ihre Hörner oder Fühler, welche am vordern Körperende angebracht sind. Die Zahl derselben variirt von zwei bis acht; gewöhnlich aber sind vier Fühler vorhanden. Sie bestehen hauptsächlich aus Muskelfasern und sind leicht nach allen Richtungen hin beweglich. Beim Tasten verlängern sie sich sehr und können haarfein werden. Immer sind sie reichlich mit Nerven versehen, die unmittelbar aus dem Gehirn kommen; finden sie ein Hinderniß auf dem Wege, so ziehen sie sich sehr schnell zurück und werden dick und kurz; bei den

Wasserschnecken verschwinden sie niemals vollständig, bei den Landschnecken dagegen können sie sich so weit zurückziehen, daß man gar nichts mehr davon sieht. Bei diesen Thieren sind nämlich die Fühler hohle Röhren, ihre Wände bestehen aus ringförmigen Muskelfasern und sie können förmlich ein- und ausgestülpt werden wie Handschuhfinger. Für jedes Horn kommt ein besonderes Muskelbündel aus dem Fuß; zieht sich dies Bündel zusammen, so wird die Spitze des Horns sofort nach innen gezogen und das ganze Organ umgestülpt; ist aber dies Bündel erschlafft, so wird das Horn durch die aufeinander folgenden Contractionen der Ringsfasern, welche die eigentliche Wand des Horns bilden, vorwärts getrieben. Zwei Muskelfasern wirken hier also in verschiedener Richtung und durch die beständig abwechselnde Erschlaffung und Zusammenziehung der verschiedenen Muskelbündel erklärt sich der Umstand leicht, daß die Größe und Gestalt der Schneckenhörner fast in keinem Augenblick dieselbe bleibt. Ist das Horn vorgeschoben, so reichen die Nerven bis an die Spitze desselben; wird es aber zurückgezogen, so legen sich die Nerven, welche nicht contractil sind wie die Muskeln, zusammen wie ein Band. Bei der Gartenschnecke stehen zwei kleine Fühler gleich vorn am Kopf, zwei größere etwas weiter nach hinten; die letztern tragen an ihrer Spitze einen schwarzen Punkt, der wie ein Auge aussieht und schon von dem alten Swammerdam in seiner „Bibel der Natur" als solches beschrieben wurde. Die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß diesen Augen alle wesentlichen Bestandtheile eines Sehorgans zukommen.

Die Hörner der Gartenschnecke hat man seit jeher mit besonderer Vorliebe abgeschnitten, um das interessante Phänomen der Reproduction verloren gegangener thierischer Theile zu studiren. Spallanzani bemerkte bei diesen Versuchen, daß, wenn er das große Horn der Schnecke entfernte, das Ende des Stumpfes bald zuheilte; es entstand dann an der betreffenden Stelle eine leichte Schwellung, in welcher ein schwarzer Punkt sichtbar wurde: das Auge; binnen kurzem erreichte das abgeschnittene Glied wieder seine ursprüngliche Größe und Form. Voltaire, der sich sehr viel damit amüsirte, den Schnecken solche Verstümmelungen zuzufügen, fand, daß man sogar nach Belieben bei demselben Thiere sechs bis sieben verschiedene Köpfe produciren kann, wenn man den ursprünglichen Kopf in ebenso viele Lappen zerschneidet und alle in Verbindung mit dem Leibe läßt.

Seit langer Zeit weiß man, daß die gewöhnliche Gartenschnecke, wenn sie ganz ruhig in ihrem Gehäuse liegt, schnell daraus hervorkommt, sobald man angenehm riechende Pflanzen in ihre Nähe bringt. Besondere Geruchsorgane sind indessen nicht nachzuweisen und so nimmt man an, daß die ganze Körperoberfläche, welche der Luft ausgesetzt ist,

riechen könne, wozu ihr Nervenreichthum und ihre schleimige Beschaffenheit sie wohl befähigen. Man hat sich bisher durch die Beobachtung lebender Schnecken noch nicht davon überzeugen können, ob diese Thiere hören oder nicht. Pistolenschüsse, die dicht in ihrer Nähe abgefeuert wurden, schienen nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen; jedenfalls ist die Wahrnehmung des Schalls wenig entwickelt. Organe dazu fehlen ihnen nicht, sie sind denen der Muscheln sehr ähnlich: zwei einfache runde Kapseln enthalten eine klare Flüssigkeit, in welcher ein oder mehrere Gehörsteine von krystallinischem Gefüge umherschwimmen. Ist nur Ein solcher Stein da, so hat er eine Kugelform; sind es mehrere, so erscheinen sie plattgedrückt. Bei manchen Schnecken findet man 30, 60, selbst 80 solcher Gehörsteine in einer Kapsel, worin sie sich schwankend und zitternd hin und her bewegen. Diese Gehörorgane stehen durch besondere Nerven mit dem Gehirn in Verbindung. Gehirn nennt man einen ziemlich großen Nervenknoten, der über dem Schlunde liegt. Besondere Eigenthümlichkeiten zeigt das Nervensystem der Schnecken nicht. Es besteht aus einer Anzahl von Ganglien oder Nervenknoten, welche gewöhnlich ziemlich auffallend roth oder orange gefärbt erscheinen, besonders in der Umgebung des Schlundes angehäuft sind und eine große Menge feiner Nervenfasern zu den verschiedenen Organen aussenden.

Ueber die Art der Fortpflanzung und Entwickelung der Schnecken waren lange Zeit die irrigsten Vorstellungen im Gange, und wie schwierig die Untersuchung dieser verwickelten Verhältnisse ist, läßt sich schon allein aus der Thatsache abnehmen, daß bis in die neueste Zeit unter den ersten Naturforschern aller Länder die größten Meinungsverschiedenheiten darüber obwalteten. In England standen sich Rymer Jones und Owen, in Frankreich Cuvier und Prevost, in Deutschland der ältere Merkel und Treviranus gegenüber, und sie oder ihre Anhänger hielten mit der echten Naturforschern von Schrot und Korn so oft eigenthümlichen Zähigkeit an ihren Ansichten fest. Dem unlängst zu früh für die Wissenschaft verstorbenen Heinrich Merkel in Berlin war es vorbehalten, die wahre Sachlage ans Licht zu bringen. Das Resultat seiner genauen mikroskopischen Untersuchungen war, daß die Schnecken zum großen Theile Hermaphroditen sind, indem die Bildung der Eier und Spermatozoen in einem und demselben Individuum vor sich geht. Mit den Fortpflanzungsorganen der Schnecken ist eine sogenannte Eiweißdrüse verbunden, welche Eiweißtropfen absondert, die dazu bestimmt sind, die Eier der Schnecken zu umhüllen und vor äußern schädlichen Einflüssen zu schützen; außerdem werden die Eier vieler Weinbergschnecken noch mit einer krystallinischen Kalkmasse incrustirt, welche gleichfalls von einem besondern drüsigen Organe abgesondert wird. Die Entwickelung

der Schnecken ist, einige unbedeutende Variationen abgerechnet, der der Muscheln vollkommen analog.

Bei manchen Meerschnecken, besonders den Murexarten, findet sich eine Drüse, deren schleimiges Secret von den Alten zur Bereitung des Purpurs benutzt wurde, welcher bei ihnen bekanntlich das Attribut der königlichen Würde war. Man fing diese Purpurschnecken gewöhnlich im Frühling und wandte zwei verschiedene Methoden an, um Purpursaft aus ihnen zu gewinnen. Entweder zerstampfte man die Thiere ganz und gar und zog dann die Flüssigkeit durch Wasser aus, oder man nahm die Thiere aus ihren Schalen, zog den zwischen dem Halse und der Leber gelegenen Theil heraus und digerirte ihn mit Wasser. Das letztere Verfahren lieferte den besten und reinsten Purpur. Mit der Flüssigkeit nahm man dann noch verschiedene Reinigungsprocesse vor und tränkte endlich Wolle damit. Ein Pfund tyrischen Purpurs — die Phönizier waren, wie in den meisten Branchen der alten Industrie, auch hier in der vordersten Reihe — kostete zu Zeiten des Augustus nach unserm Gelde 240 Thaler.

In der neuern Zeit hat man Experimente mit diesem Stoffe angestellt, woraus hervorgeht, daß das Sonnenlicht einen merkwürdigen Einfluß darauf hat. Wird nämlich die färbende Materie mit einem Pinsel auf Leinwand, Wolle oder Seide aufgetragen und diese Stoffe den Sonnenstrahlen ausgesetzt, so beobachtet man zuerst eine weißgelbliche Färbung; bald aber wird diese hellgrün, dann dunkelgrün und meergrün. So bleibt sie einige Minuten, alsbald aber ändert sie sich von neuem. Sie wird nämlich blaßblau und zuletzt purpurroth. Diese Farbe sättigt sich im Verlauf einiger Stunden noch bedeutend. Der Farbenwechsel stellt sich besonders deutlich dar, wenn man die Färbung bei schwachem Sonnenlicht vornimmt. In der heißen Mittagssonne geht der Wechsel so schnell vor sich, daß es schwer fällt, alle Stadien genau zu beobachten. Zu gleicher Zeit gibt auch der Farbstoff einen penetranten Geruch von sich, wie nach Asa foetida. Concentrirt man durch ein Brennglas die Sonnenstrahlen auf irgendeinen Punkt des gefärbten Stoffs, so wird die Farbe ausnehmend intensiv. Wirft man dagegen durch die stärksten Sammellinsen das Licht des Mondes oder einer Wachskerze darauf, so entsteht nicht die geringste Farbenveränderung.

Vor etwa dreißig Jahren hat man den Versuch gemacht, diesen Purpursaft, der lange außer Gebrauch gekommen war, wieder in den Handel zu bringen. Das Unternehmen schlug aber vollständig fehl, da die Herstellungskosten des Saftes sehr bedeutend sind und man aus der Cochenille, einem Insekt, das besonders in Mexico in ungeheuern Mengen eingefangen wird, eine viel billigere und ebenso schöne rothe Farbe herzustellen im Stande ist. Man glaubte eine Zeit lang, Kapitalisten

würden sich aus antiquarischem Interesse zur Herstellung von Purpur entschließen, aber solche Phantasien liegen außer dem Bereiche der modernen Industrie.

Zur Situation.

I.

Krieg oder Friede? Seit bald zwei Monaten hält diese Frage die ganze gebildete Welt in fieberhafter Spannung. Europa gleicht einem Kaufmann am Vorabend des Bankrotts, niemand ist im Stande, auch nur für die nächsten vierundzwanzig Stunden gutzusagen. Die sonst so geschäftige Diplomatie, die bisher noch für alles ein Pflästerchen wußte, legt die Hände diesmal rathlos in den Schos, die gewiegtesten und vorsichtigsten Staatsmänner erklären in öffentlicher Rede die Lage für verzweifelt, Handel und Industrie aber, die noch an den Wunden bluten, welche die vorjährige Krisis ihnen geschlagen, fühlen sich aufs tiefste erschüttert, und schon jetzt, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen, werden die Verluste, welche die europäischen Börsen im Laufe dieser letzten Wochen erlitten haben, nach Millionen berechnet.

Woher denn auf einmal dies Kriegsgeschrei? Woher diese facies Hippocratica, in welche das Antlitz der Jungfrau Europa, das man uns noch vor kurzem als so blühend, so wohlaussehend schilderte, sich auf einmal verwandelt hat? Das abgelaufene Jahr ging scheinbar so ruhig zu Ende, die Welt bedurfte des Friedens, theils um sich von den Verlusten und Erschütterungen der letzten Jahre zu erholen, theils um endlich Hand anzulegen an jenen Ausbau der innern Verhältnisse, den man schon solange verschoben hatte und der doch mit jedem Augenblick dringender wurde. Was speciell unser deutsches Vaterland angeht, so hatte sich gerade in den letzten Monaten des alten Jahres in Preußen ein Ereigniß zugetragen, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und zwar nicht blos für Preußen allein, sondern für die Entwickelung der deutschen und damit auch der europäischen Zustände im allgemeinen. Indem Preußen sich entschlossen zeigte, wieder einzulenken in jene Bahnen des Fortschritts, auf denen es groß geworden, indem es sich bereit erklärte, endlich Ernst zu machen mit jener verfassungsmäßigen Entwickelung, von der es bis dahin zumeist nur die leeren Formen gehabt hatte — und selbst diese waren nicht unverletzt geblieben — so warf es eben damit ein Gewicht in die Wagschale der europäischen Geschicke, das diesen Geschicken selbst nur die günstigste Wendung geben konnte. Nicht blos die bösen, auch die guten Beispiele haben ihre Wirkungen; indem Preußen erklärte, das Banner des Gesetzes hochhalten zu wollen, war

damit allen übrigen deutschen Staaten ein Anstoß gegeben, dem sie sich auf die Dauer nicht entziehen konnten. Ist aber erst einmal in Deutschland, diesem Herzen Europas, die Herrschaft des Gesetzes und der Freiheit gesichert, so müssen früher oder später auch die Nachbarländer folgen. Nicht blos die Tyrannei, auch die Freiheit hat eine zwingende Macht, ja der Zwang, welchen die letztere ausübt, ist noch viel größer und viel unwiderstehlicher als der Zwang der Tyrannei, weil er sich auf die Macht der Ideen stützt, der unsterblichen, während die Tyrannei zum höchsten die Bajonnette für sich hat und weil das Bedürfniß der Freiheit überdies einen Grundzug der menschlichen Natur selber bildet. Der Despotismus kann die Nachbarschaft der Freiheit nicht ertragen, das hat die Geschichte der letzten vierzig Jahre mit ihren zahllosen Restaurationsversuchen zur Genüge gezeigt. Allein auch auf seiten der Freiheit findet dasselbe Verhältniß statt, auch sie duldet die Nähe des Despotismus nicht, und wie ein einziger Sonnenstrahl genügt, das ganze Weltall zu durchleuchten, so würde es auch genügen, daß die Freiheit sich nur irgendeinmal auf irgendeinem Fleck der Erde wahrhaft festgesetzt hätte, um ihre Segnungen sofort in unwiderstehlichem Siegeszug von Land zu Land, von Volk zu Volk zu verbreiten.

Was hat diese Hoffnungen der Patrioten denn so plötzlich verdüstert? Was ist geschehen, daß einem so fröhlichen und hoffnungsreichen Jahresschluß ein so trüber und verzweifelter Jahresanfang gefolgt ist? Was hat sich überhaupt in dieser kurzen Spanne Zeit in Europa zugetragen und verändert, daß wir uns auf einmal mitten aus dem Schose des Friedens hart an die Schwelle eines Krieges geschleudert sehen, der nach allen Anzeichen ein allgemeiner europäischer werden müßte?

Verändert hat sich nun wol so eigentlich nichts, die materielle Lage der Staaten ist genau dieselbe wie vor zwei Monaten; das einzige, was sich in dieser ganzen Zeit auf dem politischen Theater thatsächlich zugetragen, sind die bekannten Ereignisse in Serbien und den Donaufürstenthümern und diese liegen dem europäischen Interesse für den Augenblick noch so fern und sind selbst noch so sehr im Anfang ihrer Entwickelung, daß man, einen schwachen und gleich wieder aufgegebenen Versuch abgerechnet, es nicht einmal der Mühe werth gefunden hat, sie zum Vorwand des gegenwärtigen Kriegsgeschreis zu machen. Wohl aber hat der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs die Entdeckung gemacht, daß eins der schönsten und blühendsten Länder Europas, daß Italien, diese alte Wiege der Cultur, sich in einem Zustande politischer Abhängigkeit und Rechtlosigkeit befindet, der im Namen der Humanität und Bildung nicht länger zu ertragen ist; er hat die Entdeckung gemacht, daß auf Italien Einflüsse geübt werden, welche das europäische Gleichgewicht zu vernichten drohen,

und denen daher nothwendig sowol im eigenen Interesse Italiens wie im Gesammtinteresse Europas schleunigst ein Ende gemacht werden muß.

Und so ganz unrecht hat er mit dieser Entdeckung freilich nicht. Es hört sich ganz gut an, daß jeder Herr in seinem Hause und daß ein Staat sich um die innern Angelegenheiten des andern nicht zu kümmern habe. Wir wollen nicht davon reden, wie oft dieser Grundsatz verletzt worden ist, wo es sich darum handelte, der bedrohten Gewaltherrschaft beizuspringen und das keimende Saatkorn der Freiheit zu ersticken — und zwar verletzt von eben denen, die ihn jetzt am lautesten verkünden; wir glauben nur, daß in der Politik als einer Kunst oder Wissenschaft, wie man sie nun betrachten will, die es lediglich mit Thatsachen und positiven Zuständen zu thun hat, mit solchen allgemeinen Sätzen überhaupt nichts ausgerichtet wird und daß eine und dieselbe Doctrin, je nach den gegebenen Fällen, sehr wahr und sehr falsch, sehr heilsam und sehr verderblich sein kann. Zu wissen, wann das eine oder das andere der Fall sein wird, sich überhaupt niemals nach fertigen Theorien, sondern stets nach der Lage der Dinge zu richten und diese Lage selbst vorurtheilsfrei zu prüfen und zu überschauen — das eben macht den Staatsmann, das ist das Vorrecht jener überlegenen Geister, die, gleich dem Dichter, „in der Götter urältestem Rath" gesessen haben und die Zukunft beherrschen, weil sie des Augenblicks gewiß sind. Natürlich sprechen wir dabei nur von politischen, nicht von sittlichen Grundsätzen; die politischen Doctrinen wechseln, die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit sind ewig dieselben und müssen in der Politik jederzeit um so mehr zur Geltung gebracht werden, je gewisser es ist, daß die ehrlichste und sittlichste Politik, recht gehandhabt und consequent durchgeführt, auch immer die vortheilhafteste.

Muß also überhaupt allen politischen Grundsätzen und Systemen eine gewisse Dehnbarkeit zugestanden werden, so ist dies ganz gewiß der Fall bei dem Princip der Nichtintervention. Zugegeben, daß jeder Staat zunächst für sich selbst zu sorgen hat, so bilden doch andererseits die Staaten der civilisirten Welt eine Gemeinschaft, und zwar nicht blos eine Gesellschaft der äußern, materiellen Interessen, sondern auch eine geistige Gemeinschaft, eine Gemeinschaft der Bildung, des Rechts und der Sittlichkeit, aus welcher kein einzelner Staat willkürlich heraustreten noch hinter der er allzu weit zurückbleiben darf. Wir wissen recht wohl, daß dieser Satz ein zweischneidiges Schwert ist, das je nach Umständen zu Ehren des Despotismus wie zu Ehren der Freiheit geschwungen werden kann: allein diese Eigenschaft theilt er mit allen menschlichen Wahrheiten und überdies, wo der Despotismus einmal die Macht in Händen hat, da bedient er sich derselben auch, gleichviel ob ein Princip damit über den Haufen gestoßen wird oder nicht. In der Politik geht über-

haupt jeder soweit er kann — und eben darum sollten wir dahin arbeiten, daß auch Recht und Freiheit mächtig genug werden, ihren Willen durchzusetzen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Verträgen. Man hat — um dies hier gleich vorauszunehmen — ein großes Geschrei erhoben und Ludwig Napoleon einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er, theils persönlich, theils durch seine Organe, die absolut bindende Kraft der Verträge in Abrede gestellt, den Verträgen vielmehr nur die Bedeutung beigelegt hat, gewisse Zustände und Verhältnisse, wie sie gewissen eben vorhandenen Bedürfnissen entsprechen, rechtlich zu formuliren: wobei sich denn von selbst versteht, daß, wie die Zustände und Bedürfnisse sich verändern, auch die Verträge ihre Bedeutung verlieren und neue Formeln für den neuen Inhalt aufgefunden werden müssen. Wie gesagt, man hat über diese kaiserliche Lehre von der bedingten, sozusagen gleitenden Kraft der Verträge ein großes Geschrei erhoben: und doch, wenn Ludwig Napoleon sonst nichts gethan hätte, womit er dem Bewußtsein Europas ins Antlitz geschlagen, diese Ketzerei möchten wir ihm schon hingehen lassen. In der That nämlich hat er nur den Muth gehabt, in nackten Worten auszusprechen, was thatsächlich von jeher geschehen ist und auch künftighin geschehen wird. Alle Verträge der Welt von Anbeginn der Geschichte haben in der That immer nur so lange gegolten, als sie die Kraft hatten sich zu behaupten, d. h. als sie dem Bedürfnisse derjenigen, die sich durch einen bestimmten Vertrag gebunden hatten, entsprachen; sie sind aber jedesmal zerbrochen worden oder auch, wie eine welke Schale, von selbst zerfallen, sobald neue Interessen und neue Bedürfnisse auftraten, mächtig genug, jene alten Formen zu zersprengen und neue Verhältnisse zu erzeugen, welche dann wieder durch Verträge befestigt wurden, die früher oder später demselben Kreislauf verfielen. Wäre es jemals anders gewesen, hätte jemals ein Vertrag existirt, der unverbrüchlich für ewige Zeiten gehalten worden wäre, so wäre damit die Geschichte selbst zu Ende gewesen. Es ist ganz wahr, was Ludwig Napoleon sagt, die Geschichte steht in der That über den Verträgen, wie die Idee des Rechts über seiner zeitlichen Erscheinung; jene ist ewig, diese wechselt und vergeht, um sich neu zu erzeugen. Jeder politische Vertrag — wir wollen es wenigstens so annehmen — hat die Idee des Rechts und der Sittlichkeit zur Grundlage, jeder bemüht sich, dieselbe in seiner Art auszusprechen und zu verwirklichen. Aber die Idee eben als solche ist ewiger und unendlicher Natur, die zeitliche Erscheinung vermag sie niemals vollständig zu decken, es bleibt immer ein Bruch und dieser Bruch wird dann eben der Keim einer neuen Entwickelung, in welcher die Idee des Rechts sich in neuer und gereinigter Gestalt zu



verwirklichen strebt — und dies Streben, dies unendliche, ist die Geschichte.

Also deshalb sollte ein so großer Lärm nicht erhoben werden und am wenigsten sollte dies von denen geschehen, die selbst die Verträge gebrochen haben, in alter und neuer Zeit, je nachdem es ihnen bequem war und sie die Macht dazu in Händen hatten. Oder wie war es doch mit Krakau im Jahre 1846? Was Oesterreich im Jahre 1846 an Krakau gethan hat, war ein so nackter Bruch der Verträge, genau derselben Verträge von 1815, die man jetzt für ewig bindend und unverletzlich erklären will, wie nur je einer begangen worden ist. Freilich nahm Krakau nur eine sehr untergeordnete Stellung unter den europäischen Mächten ein: allein die Grundlagen seiner Existenz waren doch dieselben, auf denen der gesammte Rechtszustand des damaligen Europa beruhte, weder Frankreich noch Oesterreich, weder Preußen noch Rußland besaßen ihre Tausende von Quadratmeilen mit größerm Recht und Fug als der Freistaat Krakau seine 22⅓ Quadratmeilen, und indem Oesterreich diesen Duodezstaat so ohne weiteres verschluckte, machte es einen Riß in die Verträge, der sich in keiner Weise bemänteln läßt und den daher auch die jetzigen unbedingten Lobredner und Vertheidiger Oesterreichs, die schon bei den bloßen theoretischen Sätzen Ludwig Napoleon's außer sich gerathen, nicht so ganz aus ihrem Gedächtniß auslöschen sollten.

Diese beiden Punkte also müssen, glauben wir, eingeräumt werden: es gibt Fälle, wo das gemeinsame Wohl Europas, das Recht der Humanität und Bildung eine Einmischung fremder Staaten in die innern Angelegenheiten eines andern allerdings nicht blos erlaubt, sondern sogar nothwendig macht, und ebenso treten in der Entwickelung der Staaten Augenblicke ein, wo die bestehenden Verträge ihre bindende Kraft verlieren und wo neue Verhältnisse, neue Bedürfnisse die Herstellung eines neuen Rechtszustandes erfordern. Das alles jedoch in dieser allgemeinen Fassung bringt uns nicht weiter; die Frage, um die es sich in der That handelt, ist vielmehr diese, ob die gegenwärtige Lage Italiens von der Art ist, daß sie eine Einmischung fremder Staaten nöthig macht, und ob ferner die bestehenden Verträge ausreichen oder nicht, diejenige Neugestaltung herbeizuführen, deren die innern Zustände Italiens, sowol im eigenen Interesse dieses Landes als im Interesse Europas im allgemeinen, bedürfen.

Literatur und Kunst.

Bogumil Goltz.

Bei Franz Duncker in Berlin erschien: „Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Von Bogumil Goltz“. — Unsere Anzeige des Buchs kommt ein wenig spät: doch wird diese Verspätung, hoffen wir, gerechtfertigt werden durch die Bedeutsamkeit des Werks selbst, in dem wir ein bleibendes Besitzthum unserer Literatur zu erkennen meinen und das daher auch eine etwas gründlichere und eingehendere Besprechung verdient, als sie sonst wol den Tagesproducten zu Theil wird. Auch daß inzwischen der fruchtbare und fleißige Autor bereits den ersten Band eines neuen Werks hat erscheinen lassen („Exacte Menschenkenntniß in Studien und Charakteristiken. Erste Abtheilung. Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“), kommt der gerechten Beurtheilung des vorliegenden zugute. Er führt darin einen wichtigen Abschnitt, der hier nur skizzirt werden konnte, vollständiger aus, und es ist wol vorauszusetzen, daß auch die nun zunächst folgenden Arbeiten sich in ähnlicher Weise an das Hauptwerk als, wenn auch an sich selbständige, Commentare anschließen werden. Daß aber dieses großartige Weltgemälde das Hauptwerk sein werde, darf man leicht annehmen. Es ist das Resultat eines reichen, vielbewegten und wohlbenutzten Lebens. Vieljährige Studien, die verschiedenartigsten Lebenserfahrungen, große Reisen mußten hier vorausgehen; und doch ist in solchen Fällen Vollständigkeit nicht zu ermöglichen. Goltz wird uns die erforderlichen Excurse nicht schuldig bleiben.

Wenn nicht derartige Zusammenstellungen stets ihr Mislsiches hätten, so würde ich dies Buch mit dem Humboldt'schen „Kosmos“ in Verbindung bringen. Goltz hebt da an, wo Humboldt aufhört, mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechts, mit der Charakteristik der einzelnen Nationen. Freilich sind der Gegensätze auch genug zu finden. Sie liegen zum Theil in der Eigenthümlichkeit der beiden Autoren, zum Theil aber auch in dem wesentlich verschiedenen Stoff. Humboldt behandelt mit olympischer Ruhe die außermenschliche Welt, den absolut objectiven Stoff für den subjectiven Menschengeist. Daher eignet sich auch für ihn diese vollendet classische Ausdrucksweise, diese feierliche Ordnung, daneben dieser Bibliothekenreichthum aufgestapelter Gelehrsamkeit. Goltz, der den Menschen in seinen feinen Herzensnuancen, in seinen oft wunderlichen, oft schauerlichen Lebensgeheimnissen beschreiben und ausdeuten wollte, bleibt doch selber ein echter und gerechter Mensch. Er, der die feinen Unterschiede des Völkerthums hier und dort gewissenhaft schildern und kritisiren soll, verleugnet sein deutsches Gemüth auf keinem Blatte und hatte also ganz recht, auf das Titelblatt das Wort des alten Römers, aber freilich umgekehrt als Motto zu schreiben; er sagt ausdrücklich: Nec sine ira nec sine studio. Andererseits konnte er weder seiner poetischen Natur gebieten, noch hätte er uns damit einen Dienst erwiesen, wenn es galt, grelle Lichter oder auch das Himmelslicht selbst hineinfallen zu lassen in allerlei verworrenes Räthsel- und Geheimnißwesen. Ebenso wenig konnte er aber eine starke und scharfe Opposion vermeiden gegen verbreitete und in den Schlendrian unsers Denkens eingewachsene Irrthümer.

Auch diesen Gesichtspunkt bezeichnet er treffend und zwar durch ein zweites Titelmotto; es ist der Spruch des Apostels Paulus: Gerechtigkeit kommt nicht aus dem Gesetz der Natur und dessen Werken. Er schließt darum seine kurze Vorrede mit den bedeutungsvollen Worten: „Der Autor dieses Buchs spricht nicht nur als Mensch zum Menschen, sondern auch als eine bestimmte Person zu Personen eines cultivirten Staats, einer bestimmten Rasse und Zeit. Er ist der Meinung: wer Gras mähen will, muß riskiren, daß die Wiesenblumen dabei zu kurz kommen und daß die Sense einem unschuldigen Heimchen die Beine abmäht."

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile, einen allgemeinen und einen speciellen, obgleich auch der erstere keineswegs blos ins Abstracte geht, sondern auf Thatsachen gegründet viele ins Detail ausgeführte Partien hat. Dem Raum nach ist der zweite Theil natürlich bedeutender, er umfaßt beinahe vier Fünftel des Ganzen. Der erste Abschnitt: „Großmächte und Cardinalthatsachen im Menschenleben" erinnert an ein früheres Werk desselben Autors, der ja denn doch trotz all seines unerschöpflichen Reichthums immer der einige und ganze Mensch bleibt, an „Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen" (Erlangen 1850). Nur will es mir so vorkommen, als wäre es diesmal leichter, die einzelnen Züge zum Gesammtbilde zusammenzubekommen. Goltz ist ein offenkundiger Feind des Schematisirens und wir müssen uns seiner Laune fügen, was uns hier trotz des überreichen Materials leichter wird. Die Zeichnung ist scharf, Ueberwucherungen sind ohne Erbarmen weggeschnitten, und dabei weiß er für jeden Satz den richtigen Ton zu finden. Sind die einzelnen Abschnitte mitunter auch nur aphoristisch und fragmentarisch, so sammeln sie sich doch in einen Brennpunkt, oder besser: die einzelnen Steine bilden ein Gebäude, das freilich nicht mit Blei- und Wasserwage errichtet und nicht nach Fuß und Zoll nachzuconstruiren ist, an dem das Auge des Geistes aber mit Befriedigung und Begeisterung haftet, weil es nicht blos mathematisch, sondern natürlich aussieht. Was der Mensch von Natur ist, welche Mächte auf sein Wirken Einfluß haben, und wie sie ihn nur allmählich modificiren, lehrt dieser erste Theil. Vieles einzelne ist von erstaunlicher Tiefe und dann ist gerade die Form so überraschend einfach, daß man auch durch die künstlerische Behandlung an manche Stelle gefesselt wird. Dahin gehört vor allem der wunderbare Abschnitt über Melancholie.

Die größere Zahl der Leser wird durch den zweiten Theil des Buchs mehr angezogen werden, in dem der vielgewanderte, viel umhergeworfene und vielbelesene Mann die Leute in der weiten Welt beschreibt. Das thut dem ordentlich wehe, der im ersten Theil so hell und deutlich die Welt selber sah, wie sie sich in einem Denker und Dichter abspiegelt.

Die Kritik kann ohnehin hinsichtlich dieses zweiten Theils nur Fingerzeige geben. Die wilden Nationen und die einseitig civilisirten werden zunächst vorgenommen. Goltz hat in Aegypten zu solchen Bildern die gründlichsten Vorstudien gemacht. Wir kennen sein Buch: „Ein Kleinstädter in Aegypten" (Berlin 1853) und viele von uns haben seine Vorträge über den Gegenstand gehört. Ich mache darauf aufmerksam, daß auch diese Reisebeschreibung das Paulinische Motto führt. Im Erzählen ist aber Goltz vermöge seiner ausgeprägten Persönlichkeit unübertrefflich, und wer nur

seine Werke las, ohne ihn gesehen und gehört zu haben, versteht sie nur halb zu würdigen; woran sich mancher Leser und Kritiker stieß, seine eigenthümliche Ausdrucksweise, die gehäuften Beiwörter, die gewagten Wort- und Satzbildungen gehören zu seiner Natur wie zu der anderer Leute die Alltäglichkeit und die — allerdings nicht auffallende Langweiligkeit.

Wenn er nun hier auf den Naturalismus und die Barbarei im Schose der Civilisation zu sprechen kommt, so entfaltet er offenbar die bedeutendste Stärke seines Genius. Solche Genrebilder, wie er sie zeichnet als Illustrationen seiner Hauptsätze, malt ihm kein Hasenclever nach. Ganz besonders gelungen sind die auf eigene zum Theil bittere Erfahrung ruhenden polnischen Geschichten. Wir werden durch sie vielfach an sein vortreffliches westpreußisches Idyll „Ein Jugendleben" (Leipzig 1852) erinnert. Man kann es dreist behaupten, daß solche Skizzen wie „Der polnische Edelmann", „Der Edelmann und der jüdische Factor", „Wasserpolen", „Die Juden" ꝛc. weder in unserer noch sonst in irgendwelcher Literatur oder Kunst existiren; der Darsteller namentlich im Roman- oder Novellenfach muß daraus ein Studium machen. Doch will ich mich dagegen verwahren, als hätte der Leser hier nur eben ein Bilderbuch zu durchblättern. Die großen Gedanken treffen und erschüttern uns bis Innerste, indem der Autor sie gleichsam als Unterschriften seiner Gemälde aufstellt. Der allgemeine Hauptgedanke geht ihm in allem Detail nicht verloren; erbarmungslos streift er von den Schmetterlingsflügeln unserer Phantasie den schillernden Staub, zeigt unerbittlich, daß eben die Gerechtigkeit nicht aus der Natur komme, daß wir, wollen wir Wahrheit finden und sprechen, jene leiblichen Illusionen erst alle aufhören lassen müssen. Aber bei alledem schildert und zeichnet und malt er doch mit so gemüthlichen Farben, so aus der Fülle des Herzens heraus, daß wir auch in dem Zerrbilde, das er, von der Wahrheit gedrungen, aufstellen, ja uns aufzwingen muß, den Menschen von Gott nach seinem Bilde geschaffen wiederfinden. Jedenfalls ist das Bild des polnischen Nationalcharakters am breitesten ausgeführt und am festesten in eigener Anschauung gegründet. Die Andeutungen über russische Zustände sind schon weniger vollständig, obgleich sehr treu und lebendig.

Italien, das Land der jugendlichen Reisewünsche, erscheint, wenigstens was seine Bewohner betrifft, in sehr trübem Licht. Hier hat die ira dem Autor die Hand wol zu sehr geführt. Schon seit Nicolai hat sich bei den Reisebeschreibern die Schattenseite des herrlichsten Landes zu dunkel müssen malen lassen. Dem sonst allgemein herrschenden Enthusiasmus gegenüber war das nothwendig und ersprießlich. Auch darf man es sich nicht verbergen, daß die Uferbewohner am großen Reisestrom eben durch den Verkehr mit Fremden stark depravirt sein dürften. Wo aber ist das nicht der Fall? Ist's denn im gepriesenen Deutschland etwa anders, wo Bäder oder berühmte Partien die Fremden anlocken? Die Reisenden sind auch ein Seeräubervolk, wie Max im „Wallenstein" von den Soldaten sagt, die nur die öde Küste des Lebens kennen. Eine gerechte Würdigung läßt sich freilich von einem lobphrasenmachenden Blättchenschreiber nicht erwarten; aber auch mit einer so grimmigen Abfertigung, wie wir sie hier finden, kann niemand zufrieden gestellt sein, der mehr von dem Lande sah, als man aus dem Kutschenfenster und vor der Gasthofsthür zu sehen bekommt; oder der auch

nur unbefangen sich den Charakter eines Volks construirt, in dessen Sprache ein Dante und ein Ariosto dichteten. — Vielleicht lehrt uns eine nicht zu ferne Zukunft auch historisch von Italien und seinen Bewohnern anders denken, als es jetzt fast an der Tagesordnung ist.

Ausführlich und sehr interessant ist der Abschnitt über die Franzosen. Vielfache eigene Erfahrung begünstigte hier den Autor. Die aufgestellten Ansichten dürften, das versteht sich von selbst, oft und gewaltigen Anstoß erregen. Auch in anderm Sinn kommt die Gerechtigkeit nicht aus der Natur, und Deutsche, die den Anfang dieses Jahrhunderts erlebten, sind in ihrem Urtheil über die Franzosen schwerlich allgemein anzuerkennende Richter. Aber es ist mit der vielgepriesenen Objectivität und Parteilosigkeit wol überhaupt nirgends weit her. Und wäre sie möglich, so würde sie uns unangenehm entgegentreten, wie jene Hermaphroditenbilder der Alten oder die Versuche der Neuen, eine menschliche Gestalt zu construiren, die von keinem der Geschlechter ein charakteristisches Merkmal hat. — Von solcher Blässe ist Goltz frei. Er hat entschieden seine Meinung für sich und verficht sie zu Fuß und zu Pferde. Er gibt Beispiele aus der Geschichte und Reisebilder aus der eigenen Tasche, die letztern mitunter höchst ergötzlich; er citirt Schriftsteller der verschiedensten Zeiten und der verschiedensten Nationen; es ist ihm hier ganz besonders ernst, seine Meinung deutlich und eingänglich zu machen. Inzwischen hält der Verfasser sich trotz aller Derbheit und trotzdem daß er das Ding gern beim rechten Namen nennt, fern jeder Gemeinheit, und ist trotz seines Eifers und seiner Erbitterung frei von jeder unangenehmen Gereiztheit. Dennoch werden die halb lächerlichen, halb ekelhaften Franzosenfresser unserer Zeit seine Bilder und Sentenzen schon in ihrem Sinn und in ihrer Weise verbrauchen. — Was Goltz über die französische Sprache sagt, scheint treffend und charakteristisch zu sein. Auch seine Auslassungen über das Arabische und über das Englische sind interessant zu lesen. Man erstaunt über die möglich gemachte Unmöglichkeit, über die in Worten beschriebene Tonerscheinung der Sprache; aber daß das wirklich solche Ungethüme sein sollten, davon überredet der Autor schwerlich jemand, der von beiden Sprachen nur je einen Laut hörte. Wer wollte die deutsche Sprache loben, wenn er die guten Schwaben oder die Leute in manchen vereinsamten Winkeln der östlichen Provinzen reden hört, und wenn er nun noch außerdem nicht versteht, wovon man spricht!

Den Schluß des überaus reichen Werks — es versteht sich von selbst, daß ich hier nur einige mir wichtig scheinende Punkte hervorhob — bildet eine sehr tüchtig gearbeitete Charakteristik des englischen Volkes. Hier haben wir ein Musterstück deutschen Fleißes und deutscher Einsicht vor uns: denn ein großer Theil des Gegebenen beruht auf Studien. Es treten hier Lichter und Schatten auf das bestimmteste vor, wir vermissen keinen Zug, wir finden jeden mit dem sorgfältigsten Fleiß ausgeführt. Hier wird die ira zum Ernst, das studium zum Eifer, und die Person des Autors tritt hinter seine Künstlerschaft zurück.

So wird der Leser nach wohlverbrachten Stunden das Buch mit dem Gefühl der Befriedigung aus der Hand legen, um es gelegentlich wieder hier und dort aufzuschlagen, mit manchem Satz sich aufs neue herumzuärgern, an andern sich zu erbauen. A. P.

Deutsche Literatur des Mittelalters.

Kein angenehmerer Anblick, besonders in unserer zerrissenen, unsteten Zeit, als ein Talent, das von früh an des richtigen Wegs, für den Natur und Schicksal es bestimmt haben, sich bewußt ist und denselben, unbeirrt durch die Lockungen des Tages, mit immer gleicher Liebe und Ausdauer und darum auch mit immer wachsenden Erfolgen verfolgt. Diesen seltenen Anblick gewährt Karl Simrock, der, nachdem er zuerst vor mehr als dreißig Jahren, er selbst kaum fünfundzwanzig Jahre alt, mit der Uebersetzung des „Nibelungenliedes" aufgetreten war (1827), seinen eigentlichen Lebensberuf darin gefunden hat, die Schätze unserer mittelalterlichen Dichtung der Gegenwart zugänglich zu machen. Was er in dieser Hinsicht geleistet hat, ist in aller Gedächtniß; die schönsten und wichtigsten Werke unserer ältern Poesie, das „Nibelungenlied", die „Gudrun", Walter von der Vogelweide, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, die nordische Edda rc. haben an ihm einen ebenso treuen wie geschmackvollen Uebersetzer und Nachdichter gefunden, während gleichzeitig in seinen eigenen Dichtungen der Geist der deutschen Vorzeit in seiner tüchtigsten und kernhaftesten Gestalt lebendig ward. Und in dieser Thätigkeit fährt der vortreffliche Mann unermüdlich fort, von Jahr zu Jahr tritt er mit immer neuen Gaben hervor, welche die Kenntniß unserer ältern Literatur im größern Publikum immermehr ausbreiten helfen und die uns sowol vor der Gelehrsamkeit wie vor dem Fleiß des Verfassers den aufrichtigsten Respect einflößen. Auch jetzt wieder liegen uns nicht weniger als drei hierher gehörige Schriften vor, welche sämmtlich in wenig mehr als Jahresfrist die Presse verlassen haben: „Deutsche Sionsharfe" (Elberfeld, Friderichs), „Lieder der Minnesänger" (ebendaselbst) und „Der Wartburgkrieg" (Stuttgart, Cotta). Die genauere Würdigung dieser Werke und der gelehrten Verdienste, welche der Verfasser sich durch Herausgabe derselben erworben hat, müssen wir freilich den Fachzeitschriften überlassen: doch scheinen uns alle drei wichtig genug, um auch das größere Publikum, dem sie ja vorzugsweise bestimmt sind, darauf aufmerksam zu machen.

Die „Sionsharfe" enthält eine Zusammenstellung und Erneuerung unserer bessern ältern geistlichen und gottesdienstlichen Lieder und Gedichte. Ob es schon im Mittelalter eigentliche Kirchenlieder in deutscher Sprache gegeben, ist bekanntlich eine Streitfrage, die bisher noch unter den Gelehrten selbst nicht zur Entscheidung gelangt ist. Jedenfalls gab es schon seit Otfrid's Zeiten deutsche Lieder religiösen Inhalts und von der Reise des heiligen Bernhard (Mitte des 12. Jahrhunderts) wird ausdrücklich bezeugt, daß ihm überall, sobald er die deutschen Grenzen betrat, gottesdienstlicher Gesang in der Sprache des Volks entgegenschallte. Seit dem 15. Jahrhundert, mit dem allmählichen Wiedererwachen des geistigen und religiösen Lebens, regte sich auch der Trieb, den solchergestalt vorhandenen Vorrath zu vermehren, theils durch freie Dichtung, theils durch Anlehnung des Volksliedes an das lateinische Kirchenlied. Seine eigentliche Pflege fand der deutsche Kirchengesang freilich erst bei den Protestanten: allein auch die katholische Kirche besaß schon in alter Zeit eine große Zahl deutscher Lieder, von denen nicht wenige durch Tiefe der Empfindung und Schönheit des poetischen Ausdrucks

sich dem Besten an die Seite stellen, was unsere Literatur in dieser Hinsicht überhaupt besitzt. Eine Auswahl dieser Lieder, gereinigt ebenso sehr vom Rost des Alters wie vom modernen Firniß, hat der Herausgeber in der vorliegenden Sammlung vereinigt. Dieselbe zerfällt in drei Abtheilungen; die erste enthält solche Gedichte namhafter Sänger des Mittelalters, die zum gottesdienstlichen Gebrauch niemals bestimmt waren, vom Wessobrunner Gebet angefangen bis auf Heinrich von Laufenburg und seine berühmte Bearbeitung des „Ave maris stella". Die dritte Abtheilung bringt solche Lieder, die mehr einen volksmäßigen Ursprung haben, während die mittelste Abtheilung die in der Mitte stehenden, dem Kirchengesang verwandten Lieder enthält, darunter namentlich zahlreiche Weihnachts-, Oster- und Marienlieder.

Entfaltet somit in der „Sionsharfe" die geistliche Dichtung ihre Schätze, so erschließt dagegen in den „Liedern der Minnesänger" der ganze prächtige Frühling des weltlichen Liedes seine duftigen Blüten. Was der Herausgeber auch auf diesem Gebiete leistet und mit welcher Virtuosität er, der Meister des epischen Tons, auch die künstlich verschlungenen Weisen der mittelalterlichen Lyrik handhabt, das hat er schon vor fast einem Menschenalter durch seine Uebersetzung des Walter von der Vogelweide (zuerst 1833) dargethan. Allein wenn Walter auch der Gipfel und die Krone unserer mittelalterlichen Lyrik ist, so gibt es doch neben ihm noch eine große Anzahl anderer Sänger, die es ebenfalls wohl verdienen, der Vergessenheit entrissen und in die Kenntniß des größern Publikums eingeführt zu werden. Und doch war seit Tieck's „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter", die schon zu Anfang des Jahrhunderts (1803) erschienen, kein größerer Versuch der Art mehr gemacht worden und darf somit die vorliegende Sammlung, in der sich für die Mehrzahl der Leser eine ganz neue Welt eröffnet, auf eine doppelt dankbare Aufnahme zählen. Dieselbe bringt Proben aus 47 verschiedenen Dichtern, wozu anhangsweise noch zwei Bruchstücke aus dem Wartburgkrieg kommen. Der Ordnung der Manesse'schen Sammlung entsprechend beginnt der Uebersetzer mit den „Liedern der Fürsten", an welche die übrigen „höfischen Dichter", von dem mythischen Kürnberger und Dietmar von Aiste angefangen bis auf Neidhard von Reuenthal, den Erfinder jener höfischen Dorfpoesie, sich anschließen, welche, trotz ihres Reichthums und ihrer sinnlichen Frische, doch selbst schon den beginnenden Verfall der ritterlichen Lyrik bezeichnet. Am reichlichsten ist, seinem poetischen Werth gemäß, Walter von der Vogelweide vertreten: aber auch von Heinrich von Veldeke, Heinrich von Morungen, Reinmar dem Alten, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Nifen, Ulrich von Liechtenstein &c. erhalten wir ebenso charakteristische wie wohlbearbeitete Proben.

Was endlich den „Wartburgkrieg" angeht, so hat der Bearbeiter darin nicht nur seine alte Virtuosität als Uebersetzer und Sprachkünstler bewährt, sondern wir lernen ihn auch als gründlichen und gelehrten Forscher kennen. Das Gedicht vom Wartburgkriege, zuerst 1830 von Ettmüller herausgegeben, bildet bekanntlich theils wegen der verderbten Beschaffenheit, in welcher es uns überliefert ist, theils wegen der zahlreichen dunkeln Anspielungen und Beziehungen ein wahres Kreuz unserer Gelehrten. Der gegenwärtige Herausgeber hat diese Schwierigkeiten vollständig gelöst

und wenn das Gedicht, das, vermuthlich eben wegen seiner Dunkelheit, bisher über Gebühr geschätzt ward, dadurch auch manches an seinem Ansehen einbüßt und wenn auch namentlich der historische Werth, der ihm hier und da noch beigelegt ward, sich danach vollständig verflüchtigt, so liegt doch eben darin ein kritischer Gewinn, ein Gewinn der Wahrheit und der geschichtlichen Unparteilichkeit, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann und durch den der verdiente Herausgeber sich daher neuerdings den lebhaftesten Dank derjenigen erworben hat, denen es in der Kunst wie im Leben vor allem auf die Wahrheit ankommt. R. P.

Correspondenz.

Aus Mecklenburg.

Mitte Februar 1859.

Wr. Der Winter dieses Jahres ist ein wunderlicher Gast; schon schreiben wir Mitte Februar und noch ist der Schwerinersee ohne die Eisdecke, unter der er seine grünen Fluten sonst in dieser Jahreszeit zu verstecken pflegt. So fehlen denn auch dem geselligen Leben unserer Haupt- und Residenzstadt Schwerin die eigentlichen winterlichen Vergnügungen; fröhliches Schellengeläute auf glatter Schneebahn klingt nur in Erinnerungen, der „schlüpfende Stahl des Wasserkothurns" rostet ein und Schlittschuhläufer sieht man höchstens im „Propheten". Doch ist darum übrigens an geselliger Unterhaltung kein Mangel. Obenan steht bei uns wie anderwärts das Theater; die Erholung, die es bietet, ist die bequemste, die am wenigsten eigene geistige Thätigkeit verlangt, und schon deshalb zieht es das große Publikum jederzeit am meisten an. Schwerin, eine Stadt von nicht ganz 22000 Einwohnern, würde aus eigenen Kräften ein stehendes Theater nicht unterhalten können: allein unsere Bühne ist großherzoglich und wird als solche durch einen beträchtlichen jährlichen Zuschuß von seiten des Staats unterstützt. Daher kommt es auch, daß die Schauspieler Sommers den Hof nach Dobberan begleiten, während sie im Spätsommer kraft eines alten Vertrags in Wismar spielen. Sind nun auch jene außerordentlichen Zuschüsse noch immer nicht hinreichend, unsere Bühne zu dem Rang einer großen, epochemachenden Kunstanstalt zu erheben, so sind die vorhandenen Kräfte doch immerhin ausreichend, ihr eine ehrenvolle Stelle unter den deutschen Mittelbühnen zu sichern. Große Talente, das liegt in den Umständen, können nicht herangezogen werden, und auch diejenigen, die sich hier etwa entwickeln, suchen, sobald sie sich ein wenig fühlen, einen andern günstigern Schauplatz, wo Ruhm und Gewinn ihnen in größerm Maßstab zu Theil werden. Dagegen haben wir einige recht achtbare Künstler zweiten Ranges und da auch die Regie aufmerksam und thätig, die Ausstattung geschmackvoll und anständig, das Publikum aber theaterlustig und dankbar ist, so darf man unserm Theater den Einfluß, den es auf die Geselligkeit unserer Residenz ausübt, schon gönnen. Und derselbe ist, wie gesagt, sehr groß. Mit zärtlicher Sehnsucht wird der Tag herbeigewünscht, an dem die Glieder der Schauspielergesell-

schaft von Dobberan und Wismar in die Residenz heimkehren, treue Anhänger abonniren von Jahr zu Jahr, und ein Logenplatz für den zweiten oder dritten Abend ist für unsere Damen ein Lieblingswunsch, auf dessen Erfüllung sie so leicht nicht verzichten.

Doch auch jene Kehrseite, die unserm gesammten Theaterwesen anhaftet, bleibt nicht aus. Die Befriedigung des geistigen Genusses, die unser Publikum im Theater sieht, steht sozusagen unter einem sinnlichen Regiment. Man will sich amüsiren, die drei Abendstunden sollen in angenehmer Zerstreuung hingebracht, höchstens eine Opernmelodie abgelauscht, ein sogenannter Witz aufgeschnappt werden, die Unterhaltung der nächsten Tage damit zu würzen. Nur ja keine Stücke, die Nachdenken verlangen, keine Vorstellung, die den Geist beschäftigt! Opern und Possen sind die Lieblingsspeise unsers Publikums und die Intendanz ist freundlich genug und kennt die Zeitrichtung hinlänglich, diesem Heißhunger des Publikums reichliche Nahrung zu bieten. Der Lieblingsautor unserer Theatergänger ist und bleibt Frau Birch-Pfeiffer: aber auch der „Weltumsegler“ und „Der artesische Brunnen“ machen jederzeit volle Häuser, ja wir haben es erlebt, daß „Berlin wie es weint und lacht“ binnen acht Tagen unter fünf Vorstellungen dreimal Parquet, Logen und Amphitheater gefüllt hat! Vereinzelt, wie eine Erinnerung an verklungene Zeiten, schreitet dann auch manchmal die tragische Muse über die Bühne: doch merkt man ihr an, wie fremd sie in dieser Umgebung ist, sie schämt sich gleichsam vor sich selbst und bittet das Publikum um Verzeihung für ihre Zudringlichkeit....

An neuen Stücken haben wir diesen Winter mancherlei gesehen. „Heinrich von Schwerin“ und „Anna Liese“ wurden gegeben, doch ohne großen Beifall; besondern Erfolg hatte „Das Testament des großen Kurfürsten“, namentlich in den politisch beziehungsreichen Stellen. Dagegen fand das Stück eines einheimischen Autors, „Der Neffe Mazarin's“, ebenfalls nur eine laue Aufnahme. Der bevorstehende Geburtstag des Großherzogs (28. Februar) wird von seiten des Theaters durch ein Gastspiel des Frl. Seebach gefeiert werden; die berühmte Künstlerin wird als Gretchen im „Faust“, ferner in „Romeo und Julia“ und „Der Widerspenstigen Zähmung“ auftreten. Außerdem wird, wie ich höre, die neue Oper des Herzogs von Sachsen-Koburg einstudirt.

Neben dem Theater blüht bei uns besonders die Musik: doch wird sie in den meisten Fällen mit derselben Oberflächlichkeit und derselben Vorliebe für das Triviale getrieben, die ich soeben bei Gelegenheit des Theaters besprach. Eine rühmliche Ausnahme bilden die Abonnementsconcerte, welche das großherzogliche Musikdirectorium veranstaltet; hier ist alles vortrefflich, Auswahl, Leitung und Ausführung und nur das Eine bleibt zu bedauern, daß die Zahl dieser Concerte — es finden im Lauf des Winters nicht mehr als vier statt — so sehr beschränkt ist. Damit ist denn aber auch der Kreis geistiger Erhebung bei uns geschlossen. Die bildende Kunst ist ganz vernachlässigt. Ein Kunstverein existirt zwar, liegt jedoch zur Zeit noch in den Windeln und weiß offenbar selbst noch nicht, was er eigentlich will, soll und kann. Ursprünglich sollte er, wie das auch anderwärts zu sein pflegt, nur die Pflege der bildenden Kunst befördern; da das Interesse für diese jedoch bei uns allzu gering ist, so erweiterte er sich zu einem Kunstverein auf

breitester Grundlage, in welchem die verschiedensten Elemente aufgenommen wurden, ja das jüngere Geschlecht hat nicht übel Lust, den stillen Tempel zu einem Salon rauschender Geselligkeit mit leichtaufgetragenem künstlerischen Anstrich umzuwandeln. Wie der Streit sich entscheiden wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen, hoffentlich indeß gelingt es den wenigen echten Freunden der Kunst, jene jugendlichen Ausschreitungen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Aber auch in diesem Falle wird es noch immer rathsam sein, dem Verein durch Verbindung nach außen eine Haltung und Ausdehnung zu geben, die er aus eigener Kraft niemals gewinnen kann.

Gestatten Sie mir schließlich noch einige Worte über den „Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Mecklenburg". Derselbe hat zwar seinen Sitz in Schwerin, ist jedoch über das ganze Land verbreitet. Alljährlich läßt er einen Band Abhandlungen erscheinen und da er bereits seit 23 Jahren existirt, so hat er allmählich eine ganze kleine Bibliothek zusammengeschrieben. Wenigstens dem Umfang nach; wie es mit dem Inhalt steht, das ist eine andere Frage. Der Mecklenburger hat eine warme Liebe für alles, was echt mecklenburgisch ist, nicht blos für stattliche Pferde, geräucherte Gänsebrust und Speck mit Klößen, sondern auch jeder Schädelknochen und jedes alte Hufeisen, das in vordenklichen Zeiten irgendwo im Lande vergraben ward, interessirt ihn, eben weil es mecklenburgisch ist. Diese an sich sehr ehrenwerthe, aber völlig unkritische und geistlose Liebe zur Heimat charakterisirt auch die Leistungen des ebengenannten Vereins; er scheint ein wahres Gelübde gethan zu haben, über nichts zu schreiben und nichts zu verhandeln, wofür ein vernünftiger Mensch sich interessiren könne. Nehmen wir beispielsweise den unlängst erschienenen diesjährigen Band seiner „Jahrbücher" zur Hand. Da ist zuerst die Rede vom heiligen Erpho; wer kennt den heiligen Erpho? Niemand. Welche Bedeutung hat er? Der heilige Erpho, der siebzehnte Bischof zu Münster, verstorben im Jahre 1097, „eine sehr merkwürdige und wichtige Erscheinung in der Geschichte", ist, wie hier auf 13 Seiten bewiesen wird, ein geborener Mecklenburger; daher seine historische Wichtigkeit. Ein anderer Aufsatz lautet versprechender „Ueber alte niederdeutsche Andachtsbücher", enthält aber in Wahrheit nichts als einige Fragmente aus alten Manuscripten, zum Theil so abgerissen und so willkürlich zusammengewürfelt, daß niemand sie verstehen kann. Und so ist es mit den ganzen „Jahrbüchern"; es sind Papierschnitzel auf Kosten des Vereins gedruckt worden, während sie doch besser in den Papierkorb oder in den Ofen gehörten.

Endlich bliebe noch die Dichtkunst zu erwähnen übrig und wirklich zählt unsere Hauptstadt zwei „Dichter"; da dieselben jedoch bisjetzt außerhalb ihrer Ringmauern nur wenig benamt sind und da die Nachtigall bekanntlich im verborgenen am besten singt, so will ich ihre glückliche Verborgenheit auch nicht stören und mag es damit für heute überhaupt genug sein.

Notizen.

Es ist eine alte Klage, daß es den deutschen Universitäten, die doch übrigens eine so denkwürdige Gemeinschaft in dem vielfach zersplitterten Deutschland bilden, noch immer an einem gemeinsamen journalistischen Organ fehlt. Allerdings sind in vor- und nachmärzlicher Zeit mehrfache Versuche dazu gemacht worden, doch ist es keinem davon gelungen, sich auf die Dauer zu behaupten. Auch bei Gelegenheit des vorjährigen jenaischen Jubelfestes, das soviel schöne und großartige akademische Erinnerungen erweckte, wurde die Angelegenheit wiederum zur Sprache gebracht und der Wunsch geäußert, eine „Allgemeine deutsche akademische Zeitung für das gesammte Leben auf Hochschulen", die ihres Namens würdig sei, gegründet zu sehen. Wirklich fand sich in der gehobenen Stimmung des Festes eine Anzahl von Studirenden und jüngern Gelehrten, welche dem zu begründenden Blatte ihre Theilnahme, sei es als Mitarbeiter, sei es als Abonnenten zusagten; es wurde ein Programm entworfen und Professor Scheidler in Jena, der alte unermüdliche, in ewig frischer Liebe zu Jugend und Vaterland wirkende Vorkämpfer für akademische Freiheit und zeitgemäße Reform des Universitätslebens, ersucht, die Leitung des Blattes zu übernehmen. Derselbe erklärte sich auch bereit dazu, vorausgesetzt, daß eine genügende Anzahl von Mitarbeitern und Subscribenten zum voraus gesichert würde. Wie richtig es war, diese Bedingung zu stellen, hat sogleich die nächste Folge gelehrt. Denn da man nun endlich zur Ausführung des Plans schreiten wollte, konnte weder die gesetzliche Caution beschafft werden, noch fand sich diejenige Zahl von Abonnenten zusammen, deren es zur materiellen Begründung des Unternehmens bedurfte, und auch der Vorrath von geeigneten Aufsätzen war beiweitem nicht ausreichend, sodaß also der ganze, anfangs so freudig begrüßte Gedanke aufgegeben werden mußte. Ein um so freundlicheres Entgegenkommen verdient ein anderes Unternehmen, das gewissermaßen bestimmt ist, an die Stelle jenes gescheiterten Projects zu treten, und dessen erstes Heft bereits im Laufe der nächsten Wochen erscheinen wird. Auch hier wieder steht Professor Scheidler an der Spitze; derselbe hat eine neue, völlig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage seines vor mehrern Jahren erschienenen „Deutschen Studentenspiegels" veranstaltet, welche lieferungsweise unter dem Titel: „Jenaische Blätter für Geschichte und Reform der Universitäten, insbesondere des Studentenlebens" bei Mauke in Jena erscheinen wird. Aus dem ursprünglichen Werke wird nur das Beste und Gediegenste genommen, dagegen durch zahlreiche neue Beiträge Sorge getragen werden, das Unternehmen den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Das erste Heft wird außer einer ausführlichen Einleitung „Ueber die Anforderungen unserer Zeit an die Universitäten und an das Studentenleben", eine gedrängte „Geschichte der deutschen Hochschulen und des deutschen Universitätswesens in seiner Beziehung zu Kirche und Staat", aus der Feder des Herausgebers enthalten; ferner das Beste aus Steffens' „Idee der Universitäten", Jakob Grimm's Abhandlung „Ueber die Idee der Universität und der akademischen Freiheit" &c. Aus dem Inhalt der zweiten Lieferung führen wir an: „Schleiermacher's,

Steffens', Gervinus' und Anderer Gedanken und Ansichten über akademische Freiheit und Studentenleben"; „Ueber den Studentenstaat" von Ernst Moritz Arndt; „Jena und die Keil'sche Geschichte des jenaer Studentenlebens" ꝛc. Findet das Unternehmen nun diejenige Theilnahme beim Publikum, welche ihm nach Anlage und Ausführung gebührt, so soll sich daraus nach der Absicht des Herausgebers allmählich ein „deutscher Universitätsspiegel" entwickeln, d. h. es sollen nach und nach sowol die vorhandenen Zustände unsers Universitätslebens als namentlich auch die Reformfragen, welche dasselbe bewegen, darin zur Sprache kommen. Daß es an Stoff nicht fehlt, liegt auf der Hand und ebenso, daß Professor Scheidler vollkommen der richtige Mann ist, ein derartiges Unternehmen zu leiten. Und so wird es denn nur darauf ankommen, daß ihm auch von seiten des Publikums und zunächst der akademischen Kreise die erforderliche Theilnahme zugewandt wird; wir haben, wie gesagt, in Deutschland bisher so wenig gemeinsame Interessen, ja unsern Universitäten selbst thut es so sehr noth, sich ihrer Stellung als Träger des gemeinsamen deutschen Geistes jederzeit bewußt zu bleiben, daß man keine Gelegenheit, dies Bewußtsein zu stärken und zu kräftigen, unbenutzt vorübergehen lassen sollte.

Aus dem literarischen Nachlasse Varnhagen's von Ense, mit dessen Herausgabe der Verewigte seine Nichte, Fräulein Ludmilla Assing in Berlin, die Verfasserin des bekannten Buches über die Freundin Immermann's, Elise von Ahlefeldt, beauftragt hat, wird zunächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig der achte Band der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" erscheinen. Derselbe wird enthalten 1) „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens": Ungarn, 1809; Nach dem Wiener Frieden, 1809 und 1810; Wien und London, 1834 (darin der Abschnitt über Metternich, von dem gleich nach Varnhagen's Tode in den öffentlichen Blättern vielfach die Rede war und der allerdings die Veranlassung ist, weshalb Varnhagen die Fortsetzung seines Werks nicht früher erscheinen ließ, obwol dieselbe längst druckfertig vorlag); 2) „Personen": Voltaire in Frankfurt a. M., 1758; August Ferdinand Bernhardi; Karl Müller; Karl Gustav von Brinckmann; Ludwig Tieck; Goethe beim tollen Hagen. 3) „Kritiken" (eine Sammlung der verschiedensten Aufsätze literarischen Inhalts bis auf die neueste Zeit, z. B. auch über Lewes' Werk über Goethe und Palleske's „Schiller"). 4) „Rahel" (ein besonders werthvoller Nachtrag zu den frühern Veröffentlichungen über die geistvolle Gattin Varnhagen's).

Bauernfeld in Wien hat ein neues Lustspiel vollendet, das demnächst auf dem dortigen Burgtheater zur Aufführung kommen wird. Auch J. B. Klein in Berlin, den dortigen Theaterbesuchern durch seine „Zenobia" und andere ähnliche dramatische Monstra in traurigem Andenken, hat ein fünfactiges Trauerspiel „Maria" verfaßt; dasselbe spielt im 10. Jahrhundert, zur Zeit Otto's III. Von Richard von Meerheim in Dresden, dem Verfasser der epischen Dichtung „Die Sachsen an der Moskwa", „Soldatenwelt" ꝛc. erschien bei Meinhold in Dresden eine lyrische Sammlung: „Poetenwelt", auf die wir demnächst ausführlicher zurückkommen werden.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rettung der Gesellschaft
aus den Gefahren der Militärherrschaft.

Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens.

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese hochbedeutsame und im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Frhr. von Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduction der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht blos für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomen und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen
an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von **Elisa Maier.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon
werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 3. März 1859.

Moses Mendelssohn und Johann Georg Hamann noch einmal.

Von

M. Kayserling.

In einer frühern Nummer dieser Zeitschrift (Nr. 2 des laufenden Jahrgangs) theilten wir die Entstehungsgeschichte sowie den Verlauf der persönlichen Beziehungen mit, die zwischen Mendelssohn, dem klaren ruhigen Denker, dem Freunde und Geistesverwandten Lessing's, und dem Magus des Nordens, dem proteusartigen Johann Georg Hamann stattfanden und die, wenn sie auch nie von besonderer Innigkeit waren, doch längere Zeit hindurch von gegenseitiger wohlwollender Theilnahme getragen wurden.

Allein dies Verhältniß änderte sich, wie wir bereits am Schluß jenes frühern Aufsatzes andeuteten, seitdem mit dem 15. Februar 1781 ein Ereigniß eingetreten war, das einen erschütternden Eindruck auf die ganze gebildete Gesellschaft Deutschlands machte. Lessing, der edle Kämpfer, hatte nach vielen bittern Erfahrungen das Ziel seiner thatenreichen, aber auch dornenvollen irdischen Laufbahn erreicht; der echte Typus deutscher Geistesfreiheit, der Verfasser des „Nathan", „des herrlichsten Lobgesanges auf die Vorsehung", war der Erde entrückt, zu früh für die Menschheit, zu früh für die Wissenschaft, zu früh für sei-

nen Busenfreund Mendelssohn. Dem Herzen dieses letztern hatte das Scheiden dieses Mannes, der seinen Geist zuerst geweckt und ihm seine Bahn vorgezeichnet hatte, der ihm die Stelle eines Lehrers, Freundes und Bruders vertrat, mit dem er zu leben gleichsam gewohnt war, eine Wunde geschlagen, die nie mehr heilte.

Es ist erklärlich, daß nach Lessing's Tod die Augen seiner Verehrer und Freunde auf Mendelssohn gerichtet waren. So machte besonders der den Verlust des Fragmentisten schmerzlich empfindende Herder Miene, sich dem berliner Vertrauten Lessing's enger anzuschließen, als dieses bisher von ihm geschehen. Wenige Tage nachdem er von der Trauerbotschaft Kunde erhalten hatte, schrieb er an Mendelssohn: „Ohne Zweifel, lieber theurer Mendelssohn, wissen Sie so gut wie ich Lessing's Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich schon seit zwei Tagen damit trage und gegen niemanden mein Herz darüber ausschütten und losmachen kann, an Sie, liebster Mendelssohn, zu schreiben, an Sie, dessen Freund er so sehr war, und den ich mir in meinen ersten Jahren so gern und oft mit Ihnen zusammendachte. Die Vorsehung hat auch hierbei, wie bei allem, ihre weisen, guten Zwecke und Wege; er ist bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in und mit dem wir uns hier schleppen, um nur die ersten Blicke der Wahrheit und festen Seelenfreiheit thun zu können: Ihnen aber brauche ich's gewiß nicht zu sagen, was Deutschland, was die Wissenschaften, was die edle, männliche Bestrebung in den Wissenschaften an ihm verloren und lange nicht wieder finden werden. Mir ist's noch immer, so entfernt wir voneinander arbeiteten und dachten, so leer zu Muthe, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre. Lassen Sie sich, lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein als Sie es sind.“ *)

Süße Trostesworte für den trauernden Freund! Mit der ganzen Offenherzigkeit, auf welche Mendelssohn aus diesem Schreiben schließen konnte, erwiderte er ihm und gab sich der Hoffnung hin, daß es bei dem ersten Schritte, den sie zur erneueten Freundschaft gethan, nicht bleibe. Sah er sich in seinen Wünschen und Hoffnungen auch nicht gänzlich getäuscht, so kam es doch zu keinem recht innigen Verhältniß, weil Herder's alter „Landsmann, Gevatter und Freund“, der Magus im Norden, wie Hamann sich selbst nennt, sich von Mendelssohn immer weiter und weiter entfernte und bald als offener Gegner wider ihn zu Felde zog.

Mendelssohn's einflußreichste und, den „Phädon“ abgerechnet, bedeutendste Schriften sind in den letzten Jahren seines Lebens entstanden;

*) Düntzer und von Herder, „Aus Herder's Nachlaß“, II, 220 fg.

beide Erzeugnisse seines klaren Geistes, „Jerusalem" und die „Morgenstunden", waren ihm Angelegenheiten des Herzens, insofern das erste von der Religion, die ihren wahren Sitz nach seiner richtigen Auffassung nur im Herzen findet, das andere als Ehrenrettung seines Lessing vom Dasein Gottes, von dem System Spinoza's handelt.

Es kann und darf unsere Absicht nicht sein, uns hier über den Inhalt und das Wesen der Schrift „Jerusalem" auszulassen — wir haben beides an einem andern Orte ausführlich erörtert *) — und wollen wir diese Schrift, welche nach Mirabeau's Urtheil («Moise Mendelssohn», 28) in alle Sprachen Europas übersetzt zu werden verdient, daher hier nur insoweit berühren, als es zum Verständniß des Verhältnisses zwischen Mendelssohn und Hamann nothwendig erscheint.

Am 4. August 1783 schreibt dieser an Herder: „Mendelssohn's «Jerusalem» habe ich fast dreimal durchgelesen und weiß immer weniger, was er sagen will. Es ist mir zwar lieb, daß er ein Jude ist, aber ich verdenke es ihm noch mehr, einer zu sein." **) Kein Wunder, daß dieser dem Strom des Jahrhunderts mit aller Kraft entgegentretende Mystiker auf das Freiheit des Denkens und Freiheit des Glaubens beanspruchende Werk „Jerusalem" mit tiefem Seelengroll blicken mußte. Und doch hat keine Schrift ihn so anhaltend beschäftigt als eben „Jerusalem".

Auf Trennung von Staat und Kirche hatte Mendelssohn gedrungen, weil es seine feste Ueberzeugung war, daß, solange jener unter dem Einfluß der Religion steht, solange auch keine eigentliche Gewissens- und Denkfreiheit aufkommen könne; über Kirchenrecht und Kirchenzwang hatte er in seiner Zeit zuerst den Stab gebrochen und gleich seinem Freunde Lessing den fruchtbaren Gedanken erfaßt und unumwunden ausgesprochen, daß die Religion nicht allein Sache der Vernunft, sondern Sache des Herzens und des Gefühls sei. Das waren Ideen, mit welchen sich Männer wie Hamann, Lavater und andere nicht vereinen konnten. Mendelssohn wußte das recht wohl und stellte sich unerschrocken allen Angriffen entgegen. „So viel ist sicher", heißt es in einem Briefe an Homberg, den Lehrer seiner Kinder, „daß der «Jerusalem» von einer Beschaffenheit ist, wie es weder Orthodoxe nach Heterorthodoxe beider Nationen — Christen und Juden — erwartet haben." ***) Er wußte es, daß er herrschenden Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen so geradezu widersprochen, er wußte es, daß er es keiner Partei zu Sinnen gemacht und es war ihm nicht unerwartet, daß man ihn einen Schwätzer, Sophisten,

*) „Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze, 105 — 125." (Leipzig, 1856.)

**) Hamann's Schriften, VI. 350.

***) Moses Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", V, 665.

Sacrilegen, Naturalisten genannt hatte. Ob übrigens der neueste Biograph Hamann's sich die Mühe gegeben hat, dieses Büchlchen zu lesen und seinen tiefen Sinn zu erforschen? Wir glauben dieses verneinen zu müssen, da er etwas ganz anderes darin findet, vielleicht weil er es darin zu finden hoffte, als der flüchtigste Leser auch nur darin wittern durfte. Denn niemand, der den Inhalt des „Jerusalem" kennt, wird sich getrauen, Mendelssohn zu beschuldigen, daß er „unter dem Deckmantel und der Vorspiegelung, ein neues System des Naturrechts in Kirche und Staat aufzustellen, seinem versteckten Haß gegen das Christenthum Luft zu machen suchte".*) Dabei findet sich in allen seinen Schriften auch nicht eine einzige Stelle, in welcher er sich gehässig über die Staatsreligion geäußert hätte! Es ist zu bekannt, mit welcher Achtung er, um nur Eins anzuführen, stets von dem Stifter des Christenthums spricht, als daß wir auch nur ein Wort der Rechtfertigung verlieren sollten. Wenden wir uns daher wieder zu Hamann. Pour la rareté du fait, wie er sich ausdrückt, schrieb er in einer Zeit, wo er von Geschwüren und Ausschlägen und bei dem Mangel der Bewegung von einem sehr starken Appetit gequält wurde, seinen „Golgatha und Scheblimini", mit welcher kleinen Schrift er den „Jerusalem" bekämpfen und vernichten wollte. Diese wenigen Bogen — es waren nur drei bis vier — sind ihm, wie er seinem Verleger Hartknoch gesteht, entsetzlich sauer geworden. Nachdem er „ein ganzes Jahr daran gearbeitet, über ein Buch Papier verschmiert und immer gegen Verstopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen hatte"**), war er endlich anfangs Mai 1784 im Stande, das Schriftchen, „dessen Ende auszuglätten und zu vollenden er überdrüssig wurde", dem Drucke zu übergeben. Mit welcher innern Angst sah er dem Erscheinen entgegen! Von einem Posttage zum andern harrte er seines verloren geglaubten Schmerzenskindes, schon stand der Geburtsmonat vor der Thür, aber Scheblimini ließ sich noch nicht blicken, sodaß er einmal in die rührende Klage ausbricht: „Mein Scheblimini! Ein reißend Thier hat ihn gefressen, ein böses Thier von Censor hat ihn zerrissen! Länger kann ich nicht warten, ohne wenigstens sein Schicksal zu wissen. Kein Appetit zu dem geräucherten Lachs" — das ihm vom Verleger stipulirte Honorar — „bis ich weiß, ob der Ungar" — der Drucker seiner Schrift — „nicht ein treuloser Verräther und Kindermörder ist. Diesen Sonntag haben wir das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems. Wie erbaulich und treffend würde sein Einzug sein! Aber ich darf ihn kaum in meinem Geburtsmonat hoffen und werde wol den 27. als einen Buß-

*) Gildemeister, „Hamann's Leben und Schriften", III, 5, 80.
**) Hamann's Schriften, VII, 132.

und Fasttag begehen müssen, ohne Klang und Sang, ohne Lachs und Bischof, sondern in Staub und Asche."*)

Nach langem bangen Warten stellte sich Scheblimini am 20. August in dunkler Nacht ein, und Hamann freute sich trotz der vielen noch in derselben Nacht entdeckten Druckfehler inniglich seiner Autorschaft.

Was Hamann mit dieser Angst= und Wehgeburt eigentlich wollte? Im ersten Feuer den „Jerusalem" vernichten; später, nachdem er, wie er sich ausdrückt **), ihren Inhalt bereits ausgeschwitzt hatte, wußte er selbst nicht, wozu sie bestimmt wäre. Erst sein neuester Biograph hat eine Antwort auf unsere Frage gefunden: er wollte Mendelssohn's „Jerusalem" nichts weniger als die Unsterblichkeit sichern. „Das Mendelssohn'sche Jerusalem", meint Gildemeister, „dürfte jetzt, nachdem der Standpunkt, von dem der Verfasser ausgegangen ist, bei den Fortschritten der spätern Wissenschaft ein sehr weit zurückliegender geworden ist, kaum noch auf einen Leser zählen können, wenn nicht ein Genie wie Hamann es zufällig seiner Widerlegung gewürdigt und ihm dadurch eine gewisse Unsterblichkeit gesichert hätte."***) Es ist wol niemand zuzutrauen, von allen den theils geistreichen, theils seichten Schriften Notiz zu nehmen, welche in den letztverflossenen Jahren, von „Jerusalem" ausgehend, die Literatur überflutet haben; ist man ja eben in unsern Tagen eifrig damit beschäftigt, Mendelssohn's in diesem Buche niedergelegte religiöse Ideen zu zersetzen und zu zerfetzen und auf diesem sophistisch erklügelten Grund ein morsches, dem innern Zerfall sehr nahes Gebäude aufzuführen. Aber selbst ohne mit diesen neuesten Erzeugnissen und Producten bekannt zu sein, durfte die Behauptung doch wol gar zu gewagt erscheinen, daß der „Jerusalem" durch den schwer zu fassenden Namen „Scheblimini" der Vergessenheit entrissen sei. „Wie glänzend übrigens Hamann seinen Zweck in dieser Schrift erreicht hat, und wie Geist und Leben athmend seine Ansicht darin hervortritt und die dürre, in einen hohlen Wortschwall gekleidete Theorie Mendelssohn's überstrahlt, davon", meint Gildemeister und wir mit ihm „wird sich jeder überzeugen, der beide einer genauern Prüfung und Vergleichung unterwirft" — nämlich als sie von ihm angestellt wurde.

Wir sind weit davon entfernt, Hamann's Werth und das ihm von seinem jüngsten Biographen gespendete Ansehen auch nur im geringsten zu schmälern; daß er aber unwürdig und ohne alle Schonung gegen Mendelssohn verfuhr und sich gegen ihn in einer Weise benahm, die

*) Hamann's Schriften, VII, 155.
**) Hamann's Schriften, VII, 150.
***) Gildemeister, „Hamann's Leben und Schriften" III, 82.

nicht frei von Tadel und Vorwurf ist, das hat schon Gervinus *) längst nachgewiesen. Hamann hat ein schmähliches Spiel mit seinem alten Freunde getrieben und die fraudulenteste Pietät gegen ihn geübt. „Scheblimini“ wimmelt von Gehässigkeiten der gemeinsten Art und mit der größten Kaltblütigkeit schleudert er seine giftigen Worte gegen den für Wahrheit und Freiheit kämpfenden Juden, selbst nachdem die Erde diesen schon deckte, in seinem „Fliegenden Brief an Niemand den Kundbaren“, ein Product, auf welches wir noch zurückkommen werden.

Hamann hatte der Kampf- und Gesinnungsgenossen in Menge gefunden. Außer dem glaubensstarken Jacobi, welcher mit dem „Etwas das Lessing gesagt haben soll“, die Arena betrat und jenen unerquicklichen Streit hervorrief, dessen man selbst heute nur mit Widerwillen gedenkt, hatte sich ein anderer Prediger gegen Mendelssohn aufgeworfen, der das Ding noch gröber als jener in der Wüste machte, sodaß dieser, nämlich Hamann, abgelöst zu sein glaubte. Er schreibt darüber an Jacobi, mit dem er nun gleichsam ein Herz und eine Seele ist: „Di bene fecerunt, daß ich von meinem alten Freunde Mendelssohn keinen Anfall mehr zu besorgen habe, da sich ein anderer Prediger aufgeworfen, der das Ding noch gröber gemacht als jener in der Wüste. Der bekannte Sirach für jedermann, Schulz, (der berüchtigte, wie er ihn in einem Briefe an Herder nennt), hat eine philosophische Betrachtung zum besten des Atheismi geschrieben — und der Israelit hat seinen Wunsch erreicht, wie ich meinen — jener, einen bestimmten und mit zureichendem Grunde ausgerüsteten Gegner gefunden zu haben, ich, abgelöst zu sein und einen müßigen Zuschauer abgeben zu können, weil ich als ein Pythagoräer kein polemisches Blutvergießen liebe.“

Hatte Hamann Mendelssohn des Atheismus beschuldigt, so griff ihn Schulz von der entgegengesetzten Seite an und machte ihm, wie dieses auch von dem Ritter Michaelis in Göttingen geschah, den Vorwurf, daß er in „Jerusalem“ ein gar zu orthodoxer Jude, ein Rabbinite sei. Er stand also zwischen zwei Gegnern und befand sich in einer Verlegenheit, die den auch im Schmerze scherzenden Juden zu dem Bonmot veranlaßte, seine Lage sei der eines Ehemanns zu vergleichen, der von seiner Frau wegen Impotenz und von seiner Magd wegen Schwängerung angeklagt wird und beiden genöthigt ist recht zu geben. Hamann erzählt dieses von einem Freunde und Schüler Mendelssohn's Namens Emhul nach Königsberg gebrachte Gleichniß Herder **) und meint, daß, wenn ihm der Kopf aufgeräumter wäre, sich über den dreifachen Gesichtspunkt der ventilirten Fragen und ebenso verschiedenen

*) Gervinus, „National-Literatur der Deutschen“, IV, 442 fg.

**) Hamann's Schriften, VII, 238.

Standpunkt der dabei interessirten Schriftsteller wol etwas herausbringen ließe; er hielt es aber für gerathener, ohne nähere Veranlassung — „manum de tabula“, sind seine Worte — zu schweigen.

Trotz des unedeln Gebarens, welches der so hochgepriesene, aber bei aller christlichen Selbstdemüthigung hochmüthige, geistig-zügellose, hetzende und eifernde Hamann, wie Schwarz*) ihn so treffend bezeichnet, trotz der Intriguen, welche er in seinen Fehden zu Tage legt, war Mendelssohn ruhig geblieben und hatte es unter seiner Würde gehalten zu erwidern, geschweige sich Männern wie Schulz und Hamann gegenüber zu vertheidigen, und so hätte dieser auch auf die Richtigkeit des ihm von Mendelssohn gesandten Grußes getrost rechnen dürfen.**) Mendelssohn war eine zu irenische Natur und scheute nichts mehr als den öffentlichen Streit. Er zog sich, schüchtern wie er war, soviel er konnte von allen polemischen Berührungen zurück: denn für ihn hatten Streitigkeiten etwas tief Verletzendes und geistig Aufreibendes. Das wußte die große Schar seiner Gegner; sie banden daher alle mit ihm an, und nur zu wahr sind die schönen Worte des ebengenannten geistreichen Theologen: „Schade, daß Lavater seine Bekehrungssucht, Hamann seinen christlichen Realismus, Jacobi sein theistisches Pathos an Mendelssohn, und nicht an Lessing versuchten! Ganz anders hätten da die Funken gesprüht.“ ***)

Bei seiner ängstlichen, Streit scheuenden Milde hatte Mendelssohn auch den von Hamann aufgestachelten Jacobi anfangs ruhig gewähren lassen; er hätte auch ihm gegenüber geschwiegen, würde er nicht die Ehre des verblichenen Freundes haben retten wollen. Durch den Lessing beigelegten Spinozismus wurde er gegen Ende seines Lebens unwillkürlich dazu getrieben, die Vorträge, welche er seinem Sohne, seiner ihm an Geist so ähnlichen Tochter Dorothea und dem damals wie jetzt jugendlich frischen Alexander von Humboldt — mit welchem Entzücken sprach der greise Fürst der Wissenschaften noch vor wenigen Jahren von diesen Vorträgen! — in den Morgenstunden hielt, vollends aus- und umzuarbeiten und zugleich dem Philosophen von Pempelfort, dem düsseldorfer Jonathan, wie Hamann ihn nennt, Bescheid zu thun. Wie sich Hamann darin irrte, daß diese Schrift durch seinen „Scheblimini“ hervorgerufen sei, so sah er sich auch in der Hoffnung betrogen, von Mendelssohn in den „Morgenstunden“ berücksichtigt zu werden und „einen guten Stoß“ von ihm zu erhalten.

Nichtsdestoweniger fuhr der streit- und zanksüchtige Hamann fort,

*) Schwarz, „Lessing als Theologe“, 9.

**) Hamann's Schriften, VII, 183.

***) Schwarz a. a. O. 51.



auch nach dem Erscheinen der erwähnten Schrift seine Freunde und Bekannte gegen Mendelssohn aufzureizen. Er freut sich, daß Kant einen „polemischen Ritt gegen ihn wagen“, „in aller Kälte sich in einen Gang mit ihm einlassen will“; Jacobi soll einen Hirtenbrief an den Prediger in der Wüste erlassen: „denn“, so heißt es in einem Briefe an ihn, „wir können es unserm beiderseitigen Erbfeind gar nicht einräumen, ihn seine ganze Lection zu Ende lesen zu lassen, sondern müssen über seine Vorlesung die Epistel halten und den Metten — Morgenstunden — eine etwas starke Vesperlection entgegenhalten.“ Der Jacobi-Mendelssohn'sche Streit erregte bekanntlich bei allen Gebildeten Deutschlands Interesse; nachdem der einem todten Hunde gleich lange unbeachtet gelassene Spinoza wieder aufgenommen war, wurden selbst Männer, deren Sache die Philosophie und das Spinozistische System am allerwenigsten war, angespornt, seine Schriften zu studiren, um den angeregten Streit verfolgen zu können. Kein Wunder, daß Geister wie Goethe, Herder, Schelling und andere Partei ergriffen und mit aller Spannung den Ausgang eines von beiden Seiten mit Gereiztheit geführten Kampfes erwarteten. Auch Goethe war nicht theilnahmlos geblieben und bemerkt gegen Jacobi über die „Morgenstunden“: „Was hast du zu den «Morgenstunden» gesagt? Und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat. O du armer Geist, wie schlimm wird dir es ergehen, wenn er deine schurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird.“ Gleich Goethe zweifelte auch Herder, daß sich Jacobi vortheilhaft aus dem Streite ziehen würde: denn Mendelssohn sei, meinte er, ein zu pfiffiger Hebräer, als daß ein ehrlicher Christ mit ihm fertig werden könne.

Mit echtestem Freundessinn und Freundesaufopferung hatte Mendelssohn den Kampf geführt. Er unterlag; er sandte sein „An die Freunde Lessing's“ in die Welt und starb.

Hamann hatte den Tod seines alten Freundes sehr bald in Erfahrung gebracht; die ganze persönliche Liebenswürdigkeit des Verschiedenen, die Freundschaft, welche er früher mit ihm unterhielt, traten ihm lebendig vor die Seele und machten ihn auch wol einen Augenblick über das Unrecht nachdenken, das er in den letzten Jahren ihm zugefügt hatte. „Ihren Brief“, schreibt er Herder, „erhielt ich eben den 12. Januar, da mir der Kopf ganz benommen war von Mendelssohn's plötzlichem Todesfalle. Meine ehemalige Freundschaft für den armen Mann wachte auf und es that mir recht weh, ihm nicht einmal vor seinem Ende geschrieben zu haben, um ihm einige Erläuterungen mitzutheilen.“ *)

*) Hamann's Schriften, VII, 298.

Er quälte sich mit dem Einfall, gegen den Sohn dasjenige zu thun, was er dem Vater schuldig zu sein glaubte; er wollte dem Sohne und seiner Familie, weil er in seinem Hause Höflichkeiten genossen, sein aufrichtiges Beileid bezeugen und die letzte Warnung des Vaters wie ein alter Freund desselben unterstützen, sich vor den verpesteten Freunden zu hüten, Mose und den Propheten treu zu bleiben und ihr Zeugniß allen mathematischen und metaphysischen Speculationen vorzuziehen. Aber die Grille verging ihm, wie sie sich seiner bemächtigt hatte. „Er glaubte weder Mosi noch den Propheten", heißt es in dem Schreiben an Herder, „ungeachtet er sie übersetzt hatte, und würde allen meinen briefschaftlichen Versicherungen auch nicht getraut haben." *)

Noch im Todesmonate Mendelssohn's erschien seine letzte Schrift, welche er am Tage vor seinem Verscheiden selbst zum Verleger gebracht hatte, „An die Freunde Lessing's". Goethe nannte sie „des Juden Testament" und schickte sie der Frau von Stein mit dem Wunsche, daß sie glücklicher damit sein möge als er, denn er habe sie nicht auslesen können. Hamann's anfängliche Besorgniß, Mendelssohn Unrecht gethan zu haben, schwand und er wurde sehr ruhig darüber, ihn zu einem Sophisten, Lügner, Heuchler und etwas anderm gemacht zu haben.

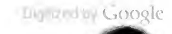
Daher zog er auch über seinen entschlafenen Gegner in dem „Fliegenden Brief an Niemand den Kundbaren" unbarmherzig und schonungslos her; hatte er ja jetzt keinen Widersacher mehr zu fürchten. Kurze Zeit nach dem Erscheinen dieses seines Schwanengesangs trat er seine Reise nach Münster an, wo er am 20. Juni 1788 in Gegenwart seiner hohen Gönnerin, der Fürstin Galyzin, das Ziel seiner Laufbahn erreichte. Sie setzte ihm ein Denkmal mit der charakteristischen Inschrift: „Judaeis quidem scandalum etc."

Kein Monument schmückt die Stelle, wo die irdischen Reste des berliner Philosophen ruhen. Dennoch wollen wir mit dem neuesten Biographen Lessing's und dem größten deutschen Dichter getrost auch von ihm singen:

> Es kann die Spur von seinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehen.

---

*) Düntzer und von Herder, „Aus Herder's Nachlaß", I, 88 fg.



Zur Situation.

II.

Auf zwei Punkte — so schlossen wir unsere neuliche Betrachtung — kommt es bei Beurtheilung der augenblicklichen Weltlage hauptsächlich an: erstlich, ob die gegenwärtige Lage Italiens in Wahrheit von der Art ist, daß sie eine Einmischung fremder Staaten nöthig macht, und zweitens, ob die bestehenden Verträge ausreichen oder nicht, diejenige Neugestaltung herbeizuführen, deren die innern Zustände Italiens, sowol im eigenen Interesse dieses Landes als im Interesse Europas im allgemeinen, bedürfen.

Was die erstere Frage betrifft, so läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß Italien in den wichtigsten Beziehungen des öffentlichen Lebens hinter der Entwickelung des übrigen Europa zurückgeblieben ist; ja erfahrene Staatsmänner, die sehr wohl wissen, was ein Wort aus ihrem Munde gesprochen wiegt, und denen man durchaus keine einseitige Parteistellung in dieser Angelegenheit nachsagen darf, haben keinen Anstand genommen, die Lage Italiens öffentlich als eine „trostlose" zu bezeichnen, immer natürlich mit Ausnahme Sardiniens, das in der That den einzigen lichten Punkt in diesem dunkeln Gemälde bildet und das daher wol einige Entschuldigungen verdient, wenn es, in verhängnißvoller Selbstüberschätzung, sich berufen glaubt, für ganz Italien der Ausgangspunkt eines neuen politischen Daseins zu werden. Das übrige Italien gleicht mehr einem Stück Mittelalter als einem Stück der civilisirten Welt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Volksunterricht, diese eigentlichste und unentbehrlichste Grundlage aller Volkswohlfahrt, befindet sich überall in der greulichsten Verwahrlosung; den Pfaffen und ihren Werkzeugen ist die unbedingteste Herrschaft über Geist und Gemüth des heranwachsenden Geschlechts anvertraut und mit größter Energie und Wachsamkeit sorgen sie dafür, daß nirgends ein Funke höhern Lebens aufblitzt. Während in allen übrigen Staaten Europas mehr und mehr die Einsicht durchdringt, daß ein Volk um so reicher und mächtiger und gewiß auch um so lenksamer, je gebildeter es ist, herrscht in Italien noch ein wahrhaft mittelalterliches System der Verdummung; während man sich anderwärts bemüht, möglichst mannichfache Kenntnisse in möglichst breiten Kanälen ins Innerste des Volks zu leiten, wird in Italien vorsichtig alles entfernt und zurückgehalten, was die finstern Köpfe aufklären und die Nacht der Barbarei, die gegenwärtig auf diesem alten Mutterlande der Wissenschaft lastet, verscheuchen oder doch wenigstens mildern könnte.

Und wie auf geistigem, so auch auf sittlichem Gebiete. Der italienische Volkscharakter ist von Natur so edel geartet wie nur irgendeiner,

ja vielleicht übertrifft er die Mehrzahl noch durch einen gewissen angeborenen Schönheitssinn, der denn auch in sittlicher Beziehung nicht ohne Wirkung bleibt und sich hier besonders durch die rasche und lebhafte Empfänglichkeit für das sittlich Große und Schöne kund gibt, wenn dieselbe allerdings auch in den meisten Fällen nur ein Strohfeuer ist, das ebenso rasch verglimmt, wie es emporgelodert ist. Und was nun ist aus diesem ursprünglich so wohlgebildeten und reichbegabten Volke unter der jahrhundertelangen Herrschaft des Pfaffenthums und der Willkür geworden? Man braucht gar nicht erst die Tabellen der Criminalstatistik nachzuschlagen, so lehrreich der Anblick derselben auch ist, indem sie den Beweis liefern, daß dieses für das Große und Schöne so empfängliche, so leichtbegeisterte Volk zugleich dasjenige ist, von dem die meisten groben Verbrechen begangen werden, und daß Mord und Unzucht und andere Greuel, die anderwärts zu den Abnormitäten gehören, in Italien noch immer sozusagen an der Tagesordnung sind — es genügt schon, sich einige Zeit in Italien aufgehalten und mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung verkehrt zu haben, um zu wissen, daß, soviel gute und löbliche Eigenschaften der Italiener übrigens besitzt, er doch in Einem Punkte von der Natur höchst stiefmütterlich bedacht ist: das ist der Punkt des Rechtsbewußtseins. Das Rechtsbewußtsein, die Scheu vor dem Gesetz, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus eigenem sittlichen Gefühl, fehlt dem heutigen Italiener durchweg, im Gegentheil, er hat eine ordentlich krankhafte Neigung, es ist sein höchstes Ergötzen, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen, und sollte es nur aus jenem knabenhaften Muthwillen geschehen, der die Cigarrenkrawalle in Mailand und den übrigen lombardischen Städten hervorgerufen hat, Krawalle, denen auswärts sehr mit Unrecht eine tiefere patriotische Bedeutung beigemessen wird, wie jeder bezeugen muß, der einmal Gelegenheit gehabt, derartigen Scenen in Person beizuwohnen.

Allein wie kann es auch anders sein bei einem Volke, das gerade da, wo das Gesetz sich in seinem reinsten und höchsten Glanze zeigen sollte, bei den Regierenden und ihren Organen, immer nur das Zerrbild des Gesetzes gesehen hat! Und zwar gilt das nicht etwa blos von der höhern Politik und der mehr als leichtfertigen Art, mit welcher ein großer Theil der italienischen Regierungen Zusagen gegeben und zurückgenommen, Eide geleistet und gebrochen hat — nein, auch im gewöhnlichen Leben ist es in Italien mit Recht und Gesetz schlimmer bestellt als irgendwo in Europa, wobei wir Rußland natürlich nicht zu Europa rechnen, sondern zu Asien, wohin es seiner ganzen Cultur nach gehört. Die Bestechlichkeit und Willkürlichkeit der italienischen Richter ist sprichwörtlich; ebenso die Unredlichkeit der Beamten, welche ihre Stellen, gerade wie in Rußland, meistens nur als willkommene Gelegenheit

betrachten, sich zu bereichern und das Publikum, das ihrer Willkür preisgegeben ist, systematisch auszuplündern. Wem das zuviel gesagt dünkt, der lese nur in den Zeitungen nach, was eben jetzt z. B. aus Rom von den dortigen großen Unterschlagungsprocessen berichtet wird, Processen, bei denen es sich um Millionen handelt, die von den höchstgestellten Beamten, von Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter in jahrelang fortgesetzten systematischen Betrügereien veruntreut worden sind. Und wie im großen, so im kleinen; der Italiener kann keinen Respect vor dem Gesetz haben, weil in unzähligen Fällen die Träger des Gesetzes selbst die ersten sind, dasselbe mit Füßen zu treten.

Ganz ebenso verhält es sich auch mit der materiellen Lage des Landes. Von der Natur so reich ausgestattet, wie keine zweite Gegend unsers Erdtheils, der wahre Garten Europas, ist Italien gleichwol seit Jahrhunderten einer immer zunehmenden Verarmung preisgegeben. Der Ackerbau ist verwahrlost wie nirgends anders in Europa; weite Landstriche, welche anderwärts genügen würden, Tausenden fleißiger Bebauer ein gemächliches Dasein zu gewähren, liegen wüst und öde. Der italienische Bauer ist träg und unwissend und selbst seine vielgerühmte Frugalität und Nüchternheit verliert sehr erheblich an ihrem Werthe, weil sie zum großen Theil die Tochter der Indolenz ist; er hat so wenig Bedürfnisse, weil er zu träg und unwissend ist, für eine entsprechende Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen; im dicksten Aberglauben befangen, ruft er lieber seine Heiligen an oder läßt sich nach Gelegenheit von den Klöstern füttern, als daß er darauf bedacht wäre, durch seiner Hände Arbeit seine Existenz zu verbessern und sich ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. — In demselben Maße liegen Handel und Industrie danieder. Das Geschlecht jener köngilichen Kaufleute, die den Namen Italiens einst so groß machten, ist längst ausgestorben; was den italienischen Handelsstand gegenwärtig bildet, sind der Mehrzahl nach Krämer und auch ihre kaufmännische Redlichkeit und Zuverlässigkeit steht auswärts keineswegs im besten Rufe. Wo in Italien noch etwas zu verdienen ist, da kann man auch sicher sein, daß Fremde sich eingenistet haben; der Fremde, namentlich der Engländer, der Schweizer, der Deutsche schöpft das Fett ab und dem unglücklichen, verdummten und unthätigen Volke bleibt nichts als die trostlose Perspective in ein immer zunehmendes moralisches wie materielles Elend.

Archäologische Lieder aus dem Osten und Süden.

Von

Julius Braun.

Zweite Hälfte.

26.

Sieh', da drüben fern im Dufte
Schwebt Kahiras hoher Dom,
Alle Felder grünen üppig,
Die getrunken von dem Strom.

Ich ersteig' die Pyramide,
König Chufu's Grabeslast,
Ueber allen Menschenwerken
Auf dem Gipfel halt' ich Rast.

König Chufu ließ sie bauen,
Daß ich trinke hier dein Glück,
Seit Jahrtausenden schon harrt er
Auf den großen Augenblick.

König Chufu, endlich, endlich,
Sei erlöst von deiner Qual!
Und so trink' ich denn und schleud're
Das geleerte Glas zu Thal.

Von der Pyramide Stufen
Springt's zerschmettert in die Luft,
Und der Geist des großen Chufu
Zuckt befriedigt in der Gruft.

27.

Von dem Lagerfeuer tret' ich
In die nahe Wüste ein,
Wenig Schritt nur — hinterm Hügel
Bin ich wundersam allein.

Mit dem reinsten Hauch berühren
Mich die Wüstenlüfte nur,
Und darüber geht die große,
Ewig leise Sternenuhr.

Tausend Götter seh' ich leuchten,
Tausend Geister über mir —
S'ist das Zifferblatt der Welten
Und die Stunde weist nach dir!

28.

Der Memnon sitzt in dem blühenden Feld
Mit dem ähnlich großen Genossen,
Sie freuen rundum an den Herden sich
Von Kameel und Büffel und Rossen.

Ich saß mit dem Lieb im blühenden Feld,
Es blüht so schön wie am Nile,
Wir setzten uns je auf besonderen Stein
In ganz ägyptischem Stile.

Die Hände gerad' aufs Knie gestreckt,
Den Nacken in stolzestem Schwunge,
Wir waren vergnügt, wie Memnon nie,
Der Eos mächtiger Junge.

29.

Ob Aegyptens großem Strome
Steht ein Stern vom hellsten Licht
Heißt Kanopus — aber weiter
In den Norden steigt er nicht.

Stille Sphinxe sieht er ruhen
In dem Palmenwipfelthal,
Scheint durch Karnaks Riesenpforte
In den Riesensäulensaal.

O du armer Stern Kanopus,
Aber nie hat dir geträumt
Eines Blütenwaldes Tiefe,
Wie mein Liebchen er umsäumt!

Krokodile siehst du schlafen
Reihenweis im Ufersand,
Triefend, schnaubend, ungeheuer
Wälzt ein Nilpferd sich ans Land.

Aber niemals wirst du schauen
Meines Liebchens Angesicht —
O du armer Stern Kanopus,
Mit dir tauschen möcht' ich nicht!

30.

Wie sind die Katakomben schön
Im Königsthal zu Theben,
Wenn tausend Bilder flackernd sich
Im Fackelschein beleben.

Doch schöner, was noch unberührt
Schläft hinter Bergeswänden —
Wie wären die so hoch beglückt,
Die dort den Eingang fänden!

Bei deiner Seele Wunderbau
Da ist es mir gelungen,
Ich sah mich still und staunend um,
Nachdem ich eingedrungen.

31.

Auf der Nilstrominsel Philä
Ist des Friedens Residenz,
Tempel spiegeln sich im Strome,
Leise athmet dort der Lenz.

Von der Wüstenweite drüben
Trennt des Stromes weicher Gang,
Und der Schaum der Katarakten
Von Europas Sturm und Drang.

Solche Stille, solchen Frieden,
Ein Asyl so wundergut,
Hab' ich sitzend dir zur Seite,
Wenn uns Stirn an Stirne ruht.

32.

Abu Simbel's Höhlentempel,
Dort entwickelt er sich schon:
Vor der Bergwandfläche viermal
Sitzt Sesostris auf dem Thron.

An des Thrones Vorderseite
Die Gemahlin auch, o sieh',
Stehend aufrecht an dem Schienbein
Reicht sie eben nur ans Knie.

Meinem Liebchen will ich's melden
Wie bescheiden diese Frau;
Ob's dem Liebchen so genehm wär',
Weiß ich doch noch nicht genau!

33.

Ich stand am Kataraktenschaum,
Dort, wo der Nilstrom kocht
Und gleich dem Pulsschlag der Natur
An glatten Felsen pocht.

Ich lud im Krater des Vesuv
Noch näher mich zu Gast,
Bis daß der heiße Athem mich
Zu weichen zwang in Hast.

Mein Lieb, mit ihrer rohen Kraft
Rührt die Natur mich kaum,
Ich beuge deiner Seele mich,
Du bist ihr lichter Traum.

34.

Vom Haupt des Aetna schaute ich
Aufs Land Sicilia,
Die Städte lagen all' im Licht
Und all' die Meere da.

Ich saß im hohen Libanon
Vor eines Hauses Flur,
Der große Dampfer dort in See,
Er war ein Pünktchen nur.

Mein Lieb, statt daß ich ferner steig',
Umarm' ich dich allein,
Dann liegt die and're Welt so tief,
Dann wird die Welt so klein.

35.

Wie leuchtet wunderbar das Meer
Um Capris Fels, das blaue —
So ist mir, wenn ich tief hinab
In deine Seele schaue.

Und ob der lichten Tiefe wölbt
Der rauhe, dunkle Felsen,
Er selber muß vom Widerschein
In blauem Glanze schmelzen.

O Liebchen, wenn ich dich nicht hätt'
Und müßte einsam treiben,
Bald wär' der blaue Glanz dahin,
Die Zacken würden bleiben.

36.

In der römischen Dogana
Sie durchsuchten mein Gepäcke,
Fanden alles, nur das Bild nicht,
Das im Herzen ich verstecke.

Sprach der Papst den Völkersegen
Von Sanct-Peter's Dom herunter,
Viele Heiligenbilder traf er
Und das deine war darunter.

Wenn ich plötzlich sollte sterben
Und in Staub zersänk' dies Leben,
Nur dies Bildniß, glaub' ich, würde
Statt der Seele weiter schweben.

37.

Du ägypt'scher Obeliske,
Manch Jahrhundert stehst du so
Und bist römisch nicht geworden
Auf dem Platz del Populo.

Solche tiefe Hieroglyphen
Rührt nicht Sturm noch Sonnenschein,
Solche schrieb des Liebchens Finger
In die Seele mir hinein.

38.

Von dem Thurm des Capitoles
Ueberschau' ich eine Welt,
Und ich denke hier mich selber
Auf den Kutschenbock gestellt.

Denn die Erde ist der Wagen
Und wir rollen dort hinab,
An der Sonne, an den Sternen
Kannst du messen unsern Trab.

S'ist ein prächtig Fahrvergnügen
Und die Plätze wählen wir;
Liebchen, Liebchen, für die Zukunft
Sitz' ich immer nur bei dir!

39.

Warf ich heut' so müd' mich nieder
An der Villa grünem Hang —
Wird Natur mich dulden wieder,
Der vergessen sie solang?

Tausend Lichter, zitternd, schwankend,
Durch die Zweige spielen hier,
Aber and're Lichter drinnen
Durch die Seele zittern mir.

Aus dem Saal der Bücher komm' ich
Und es dauert noch der Krampf,
Und das Mitleid mit der Menschheit
So viel tausendjähr'gem Kampf.

Zwar ich selber will's nicht lösen,
Was verschlossen jenen war:
Kommt, ihr Lüfte, weht allmählich
Mir die Seele wieder klar!

Und sie klärt sich — wie mag's kommen,
Daß sie plötzlich wird so mild?
Sind's die Lichter? Sind's die Lüfte?
Oder ist's des Liebchens Bild?

40.

Hier sitz' ich am Strom der unendlichen Zeit,
Mein Rad steht still vom Geschäfte,
Vorüberrauschen sie unbenutzt
Die allmächtigen Wasserkräfte.

Ich denke ans Lieb und fei're drum,
Da singen vor Lust die Wellen,
Zu deiner Ehr' lass' ich rauschen sie
In herrlichen Cascadellen.

41.

In Egeria's Grotte sitzet
König Numa tiefbetrübt,
Und die Göttin lehnt sich an ihn,
Die im Leben er geliebt.

Denn sie trauern alle beide
Ob germanischer Kritik,
Die im Grab den Königsgeistern
Noch will brechen das Genick.

König Numa, laß nur gut sein,
Bleiche Göttin, zage nicht!
Mit den Kritikern und Schwindlern
Geh' ich selbst noch ins Gericht.

Habe selbst ein starkes Liebchen,
Aber nimmer gäb' ich frei,
Daß für Mythus man's erkläre
Und für epische Dichterei!

42.

Bin von dir solang schon ferne,
Aber länger geht's nicht an,
Einmal noch, des Anstands halber,
Schlepp' ich mich zum Vatican:

Wo in langen, langen Hallen
Bild an Bild von Marmor ragt,
Mit dem Reisebuch der Fremde
Sich gewissenhaft zerplagt.

Aber ich kann nicht studiren:
Denn es ist ein ander Bild,
Das aus allen Farbenwänden,
Allen Marmorgeistern quillt.

Sagt es selber, edle Fremde,
Findet ihr nicht schief und schel
Jedes Marmorbild daneben
Und den ganzen Rafael?

43.

Auf San-Marco's Marmorboden
Wogt es prächtig in der Nacht,
Jenem Festsaal — seine Decke
Ist des Sternenhimmels Pracht.

Mit den strahlenden Arcaden
Von drei Seiten er sich säumt,
Auf der vierten hebt der bleiche
Dom San-Marco sich und träumt —

Wie die Krone einer Göttin,
Die versunken ist allhier,
Wie ein Thor zum Zaubergarten,
Das mich führen soll zu dir.

44.

Ich hätte so gern in der ganzen Welt
Dich mittenhinein versetzt
An jeden besten Platz und gefragt:
Rathe, wo sind wir jetzt?

Wir steigen in dunkle Felsenkluft,
Da steht ein Wasser hell —
Hoch über uns ist Jerusalem
Und das Wasser Siloahs Quell.

Ich möchte dir zeigen von Aetnas Höh'
Drei dämmernde Meere, Kind,
Und dich schützen wohl und halten warm
Vor dem eisig schneidenden Wind.

Ich möchte dich dort, wo wir warm violett
Den Hymettus am Abend seh'n,
Wo das Parthenon sich in Feuer taucht —
Du merkst es, wo wir steh'n!

Und wenn wir gesehen die ganze Welt,
Was zeig' ich dir zuletzt?
Wo thu' ich dir plötzlich die Augen auf
Und frage: Wo sind wir jetzt?

Wo der Bergwald ragt und die Burg davor
Ob der herrlichen Ebene, Schatz,
Und wo du kennst im Verandagrün
Den allertrautesten Platz —

Wir saßen dort in der Sommerluft
Und sah'n in die Welt so froh,
Die Sonne geht hoch, die Sonne geht weit,
Sie sieht es nimmer so!

45.

Sie sagen wol, es bleibe
Nicht immer Sonnenschein,
Drum laß das Glück uns saugen
In vollen Zügen ein.

Und will die Sonne darben
Dann melde sie sich hier,
Das Licht, das wir getrunken,
Wir leihen davon ihr!

46.

Dort gaukeln in dem Gartenweg
Die jungen Schmetterlinge,
Sie setzen sich hier und sitzen dort
Und wiegen die Farbenschwinge.

Es flattert ein Kuß in freier Luft
Und denkt: Wohin mich tragen?
Mein Liebchen, wenn er kommt zu uns,
Wir wollen ihn nicht verjagen!

47.

Es singt Natur ein altes Lied
Schon viele tausend Jahre,
Der Inhalt stets derselbe blieb
Nur wechseln des Reimes Paare.

Ein Reim ist gut, ein anderer schlecht,
Oft kann sie ihn gar nicht finden,
Das Ganze ist so schön, so schön,
Daß alle Fehler schwinden.

Und diese ewige Melodie,
Man kann nicht genug sie hören —
Auf eines Rhythmus Hebung drin,
Mein Lieb, auch wir gehören!

Wir sind ein ganzer voller Reim
Und ferne geht sein Klingen —
Mög' es der singenden Natur
Noch öfter so gelingen!

Literatur und Kunst.

Zeitgedichte.

Bei Auffarth in Frankfurt a. M. erschien soeben „Fünf Zeitgedichte. Von Emil Pirazzi". Zeitgedichte — wie schon das bloße Wort unserm Ohr heutzutage so fremdartig klingt! Wohin sind sie doch entschwunden, jene angenehmen politischen Flegeljahre unsers Volks, da die politische Lyrik sporenklirrend unter uns daherschritt und da wir die höchsten Ziele der Freiheit und der volksthümlichen Entwickelung erreicht zu haben glaubten, wenn wir nur recht laut verkündeten, wir wären dicht daran und jetzt, jetzt auf einmal, unter den Siegsgesängen unserer Poeten, würde die Freiheit leibhaftig zu uns herniedersteigen?! Diese Zeit ist nun wol für immer vorüber mit ihren unklaren Hoffnungen, ihren Träumereien und Widersprüchen, aber freilich auch mit ihrer raschen Empfänglichkeit, ihrer Begeisterung und ihrem naiven Glauben, und die Dichter, die es heutigen Tags noch wagen, die politischen Ereignisse und Stimmungen der Zeit poetisch zu verherrlichen, müssen sich von vornherein darauf gefaßt machen, mit ihren feurigsten und schwungvollsten Versen nur ein zerstreutes und kaltsinniges Publikum zu finden. Auch die vorliegenden „Fünf Zeitgedichte", fürchten wir, werden kein besseres Schicksal haben; zu einer andern Zeit erschienen, wo die Woge der politischen Begeisterung noch hochging und wo wir den Ermahnungen und Prophezeiungen unserer Dichter noch Glauben schenkten, würden sie ohne Zweifel in mancher Brust ein freudiges Echo erweckt haben, während sie jetzt, mit ihrem jugendlichen Enthusiasmus, bei der Mehrzahl

der Leser nur ein verwundertes Kopfschütteln erregen werden. Und das ist in manchem Betracht zu bedauern, da der Dichter offenbar nicht ohne poetischen Beruf ist und die hier mitgetheilten Gedichte einzelne recht schwungvolle und gelungene Stellen enthalten. Am meisten hat uns das Eingangsgedicht angesprochen: „Zum achtzehnten October 1853. Ludwig Uhland gewidmet". Da ist Wärme und Innigkeit der Empfindung und ein edler männlicher Ton (S. 5):

Die Donner Leipzigs sind verklungen,
Die einst an diesem Tag gekracht,
Erloschen sind die Feuerzungen,
Die man auf Bergen angefacht;
Die einstens diesen Tag begrüßet,
Die Feierklänge sind verhallt,
So wie ein Hauch in Luft zerfließet,
So wie ein Traum vorüberwallt.

Leider entspricht der Schluß des Gedichts diesem schönen Anfang nicht; abgesehen von der unglücklichen Scansion „Hĕrăklēs" (und gerade dies Wort ist das letzte des Gedichts!) wird der Leser auch unangenehm berührt durch die unstatthafte Vermischung romantisch mittelalterlicher und hellenisch classischer Anspielungen; in drei Zeilen stehen „Des Herzens heilig Gralgefäß" und „Hĕrakles", der die Schlangen in der Wiege erwürgt, dicht nebeneinander — eine Geschmacklosigkeit, die der Dichter bei reiferer Bildung gewiß vermeiden wird. An einem ähnlichen Fehler leidet auch das Gedicht „Germania" (S. 14). Hier ist Germania der Reihe nach erst Penelope, dann Schneewittchen, dann Dornröschen, dann Aschenbrödel — Claudite jam rivos, pueri! Auch des Guten kann man bekanntlich zu viel thun; indem der Dichter ein Bild und eine Anspielung auf die andere häuft, läßt er keine zu ihrem Rechte gelangen und verdirbt dadurch sich selbst die Wirkung. Die drei übrigen Nummern des Heftchens betiteln sich „Sylvesternacht 1854"; „Für Schleswig-Holstein. In der zwölften Stunde. Geschrieben 1854 während des orientalischen Krieges und Ernst Moritz Arndt gewidmet" und „Helene d'Orleans". Letzteres ist ziemlich schwach gerathen, dagegen begegnen wir in den beiden andern Gedichten wiederum einzelnen schönen und kräftigen Stellen, z. B. in dem Aufruf für Schleswig-Holstein (S. 21):

Die deutsche Ehre ist verpfändet,
Wir sind der Völker Hohn und Spott,
Der deutsche Name ist geschändet,
Verrathen ist der deutsche Gott!
Und ach, er wird uns schrecklich beugen
Er wird verwehen uns in nichts,
Wenn gegen uns die Brüder zeugen
Dereinst am Tage des Gerichts!

Schade nur, daß uns dergleichen bereits so oft und von so vielen Seiten gesagt worden ist, namentlich auch von uns selbst, daß wir aufgehört haben, etwas dabei zu empfinden....

Derselben Gattung gehört auch die bei Rümpler in Hannover erschienene „Deutsche Antwort auf die welsche Frage. Von Julius Rodenberg" an. Es sind sechs Lieder, in denen der Dichter die gegenwärtig obschwebende Verwickelung zwischen Frankreich und Oesterreich betrachtet und für den Fall eines Krieges sich für die allgemeine und energische Erhebung Deutschlands gegenüber den französischen Anmaßungen ausspricht. Die Gedichte sind in der melodischen und schwungvollen Sprache abgefaßt, welche der Verfasser mit soviel Geschicklichkeit handhabt, leiden aber freilich auch an der Breite und Redseligkeit sowie an dem Mangel an Tiefe und Neuheit des Gedankens, welche der Mehrzahl seiner Producte ebenfalls anhaften.

R. P.

Bibliographie.

Die bibliographische Literatur hat vor kurzem einen wichtigen Zuwachs erhalten durch den von Nikolaus Trübner in London herausgegebenen „Bibliographical Guide to American Literature" (pp. CXLIX und 554), welches eins der fleißigsten und vollständigsten Werke dieser Art genannt werden muß. Während Brunet, Ebert und Lowndes eine ziemlich vollständige Uebersicht über die europäische Literatur gegeben haben, ist bisher von einer amerikanischen Bibliographie noch nicht die Rede gewesen; und es ist um so mehr anzuerkennen, daß Hr. Trübner diesem Mangel abgeholfen hat, als die Wichtigkeit der anglo-amerikanischen Literatur für das europäische Publikum täglich zunimmt. Der Verfasser, ein Deutscher, seit längerer Zeit Buchhändler in London, welcher durch seine langjährigen und vielfältigen literarischen Verbindungen mit Amerika zu einem Unternehmen dieser Art besonders befähigt war, hat nur die nationale Literatur registrirt und absichtlich alle bloßen Abdrücke europäischer Werke in Amerika unerwähnt gelassen, wenn sie nicht etwa drüben mit Anmerkungen und Zusätzen versehen worden sind. Die vor 1817 in Amerika veröffentlichten Bücher sind nicht erwähnt, und zwar aus dem Grunde, weil Amerika erst seit etwa dieser Zeit angefangen hat, bedeutende Beiträge zur Literatur zu liefern; überdies glaubt der Verfasser, daß alle erwähnenswerthen vor dem Jahre 1817 publicirten Bücher später wieder abgedruckt sind, sodaß sie sich doch in seinem Werke vorfinden. Außerdem sind die Memoiren und Verhandlungen gelehrter Gesellschaften seit dem Beginn ihres Bestehens registrirt. So finden wir z. B. in Trübner's Werk eine Aufzählung aller Artikel, welche in den „Transactions of the American Philosophical Society" in Philadelphia seit dem Jahre 1769—1857 erschienen sind. Die Eintheilung in Sectionen ist sehr glücklich getroffen und erleichtert die Auffindung des gesuchten Materials sehr; außerdem ist am Ende ein vollständiges alphabetisches Register gegeben. Dem eigentlichen Werke voraus gehen Prolegomena über die bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der amerikanischen Bibliographie, vom Verfasser; Beiträge zur Geschichte der amerikanischen Literatur von Benjamin Moran und ein interessanter Aufsatz über die öffentlichen Bibliotheken in Amerika, von Edward Edwards. Das Werk empfiehlt sich auch äußerlich sehr durch Format, Druck und Papier und seinen verhältnißmäßig billigen Preis. J. A.

Volkspoesie.

Unter dem Titel: „Böhmische Granaten. Czechische Volkslieder, übertragen von Alfred Waldau" erschien soeben bei Ehrlich in Prag eine Sammlung, auf welche wir alle Freunde der Volkspoesie aufmerksam zu machen eilen. Bekanntlich sind sämmtliche slawische Volksstämme ausgezeichnet durch ihren Reichthum an Volksliedern; je unentwickelter verhältnißmäßig die Kunstpoesie bei ihnen geblieben ist und je ärmer sie, verglichen mit den übrigen europäischen Nationen, an einzelnen epochemachenden Dichtern sind, je reichlicher sprudelt bei ihnen die Quelle des Volksliedes; es ist, als ob das Volk, ausgeschlossen vom öffentlichen Leben, in der Poesie Entschädigung gesucht hatte für die Mängel und Beschränkungen seines politischen Daseins. Einen der üppigsten und fruchtbarsten Zweige an diesem

Baume slawischer Volkspoesie bildet das czechische Volkslied. Dasselbe athmet nicht jenen männlich kriegerischen Geist wie etwa die Volkslieder der Serben, die überwiegend historischen Inhalts sind und uns die jahrhundertelangen Kämpfe dieses Volksstammes gegen ihre türkischen Unterdrücker ins Gedächtniß rufen, noch tönen uns aus ihm jene wundersam melancholischen, den tiefsten Grund der Seele durchzitternden Klänge entgegen, die das russische Volkslied zu einer so interessanten und liebenswürdigen Erscheinung machen. Das czechische Volkslied ist fast ausschließlich lyrischer Natur und auch die Empfindungen, die es ausspricht, bewegen sich vorzugsweise in der Sphäre des Heitern, Anmuthigen, Kindlichspielenden. Großartige Ereignisse und Leidenschaften, Gefühle von dämonischer Ursprünglichkeit, die den Abgrund der Seele aufwühlen, sucht man hier vergebens; es ist ein anspruchsloses, von der Woge der Geschichte nur wenig berührtes, aber in seiner Beschränktheit glückliches und zufriedenes Naturvolk, leicht erregbar, voll sinnlichen Feuers, witzig und neckisch, das sich in den leichthingeworfenen Strophen dieser Lieder ausspricht. „Die Beschäftigung mit den czechischen Liedern" — sagt einer der größten Kenner derselben, Franz Ladislaw Celakovsky, selbst einer der vorzüglichsten Dichter Böhmens, auf dessen Urtheil der Herausgeber der vorliegenden Sammlung sich im Vorwort mit Recht beruft — „gleicht einem Spaziergange durch weite Felder und Wiesen, wo das Auge blos niederes Gebüsch oder anmuthige Haine wahrnimmt, wo das Ohr durch das Rieseln der Bäche und den Frühlingswirbel der Lerchen angenehm unterhalten wird." Derselben Quelle entnehmen wir Folgendes über die Hauptarten der czechischen Volksdichtung. Die Zahl der erzählenden Dichtungen ist, wie schon erwähnt, nicht bedeutend: „Diese Goldader verliert sich immer mehr aus dem Volksleben." Aus den ältern Gesängen dieser Art weht ein eigener schauerlicher Hauch, während man den neuern deutlich ansieht, wie sehr das lyrische Element über das streng epische das Uebergewicht erlangt hat. Auch die Zahl der elegischen Lieder ist nicht groß. „Der Czeche", bemerkt Celakovsky, „überläßt sich nicht so leicht der Trauer und Schwermuth, und ist er auch in eine bedrängnißreiche Lage versetzt, so trachtet er, sich bald aus derselben zu befreien. Im Harme singt er nicht, und ist sein Herz erleichtert, so hat er auch schon die frühern Mühseligkeiten vergessen und will sie nicht ferner besingen. Singt er aber doch, dann durchschimmert seine Trauer ein gewisser stiller und traulicher Frohsinn, der den Liedern dieser Gattung einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Auch durch die dunkeln Wolken muß stets ein goldener Sonnenstrahl dringen, indeß in den elegischen Liedern der Russen der ganze Himmel mit schwarzem Gewölk überzogen ist." Desto reicher ist die czechische Volksdichtung an naiven, scherzhaften und satirischen Liedern; sie bilden gewissermaßen den Kern dieser ganzen Dichtung. Ihre gemeinsame Quelle haben sie in der wahren, schlichten Herzlichkeit und dem angeborenen Humor, der die czechische Nation auszeichnet, weshalb wir denn auch gerade diese Gattungen als die eigentlichsten treuesten Spiegelbilder des czechischen Volkscharakters zu betrachten haben und das um so mehr, als die übrigen slawischen Stämme, mit Ausnahme der Slowaken, entweder gar keine naiven Gesänge kennen oder doch nur eine geringe Zahl derselben besitzen. Auch das scherzhafte und satirische Lied der Czechen trägt wesentlich den Charakter des Naiven, Kind-

lichen; fern von jedem niedern Spaß oder raffinirten Witz, zeigt es jenen spielenden Muthwillen und jene schalkhafte Neckerei, die dem Czechen gleichsam angeboren sind. „Hier", sagt Celakovsky, indem er sein früheres Gleichniß wieder aufnimmt, „lustwandelt man durch Felder und Gebüsch, und dahin gehören denn auch Weißdornstrauch, Hagebuttenrose, Wachholder." Daneben finden sich auch rein lyrische Gedichte, unter denen besonders die zahlreichen religiösen Lieder durch Glut, Innigkeit und Reinheit des Gefühls sich den besten Kirchenliedern würdig zur Seite stellen. Endlich gehört hierher noch eine Gattung kurzer Lieder, die, gleich dem bekannten „Schnadahüpfl" der Tiroler, größtentheils nur aus einer Strophe bestehen und die erst durch den Gesang einen Werth erhalten, weshalb man auch den Namen „popěvky", Nachklänge, für sie in Vorschlag gebracht hat. Im unmittelbarsten Zusammenhang mit der Melodie entstanden, sind sie ohne dieselbe fast wie ein Leib ohne Seele, eine Schale ohne Kern: wobei es bemerkenswerth ist, daß die schönsten und ausdrucksvollsten altböhmischen Melodien fast ohne Ausnahme nie in längern Liedern, sondern nur in solchen „popěvky" vorkommen, und daß ein in denselben kurz ausgedrücktes Gefühl, ein Gedanke, ein Bild mit der einmal bestimmten Gesangsweise so innig zusammenhängt, daß es fast unmöglich ist, andere Worte unterzulegen. Die vorliegende Sammlung nun, nicht weniger als 450 Nummern enthaltend, bringt Proben aus sämmtlichen Gattungen; wiewol auf Vollständigkeit keinen Anspruch machend, ist sie doch die reichhaltigste von allen, die bisher in deutscher Sprache erschienen sind. Als Quellen hat der Uebersetzer die Sammlungen von K. J. Erben, J. L. Celakovsky, W. Krolmus, J. W. Kamarýt ꝛc. benutzt; sollte das vorliegende Buch die günstige Aufnahme beim Publikum finden, die der Herausgeber ihm wünscht — und die, setzen wir hinzu, das Buch selbst verdient — so beabsichtigt er einen zweiten Band folgen zu lassen, der dann hauptsächlich solche Lieder enthalten wird, die bisher noch in keiner Sammlung der Originaltexte gestanden und die der Uebersetzer entweder aus fliegenden Blättern oder unmittelbar aus dem Munde des Volks gesammelt hat. Was endlich die Uebersetzungen selbst angeht, so sind sie der Mehrzahl nach leicht und fließend gearbeitet; einzelne Härten und Unebenheiten des Ausdrucks verdienen um so mehr Nachsicht, je mehr der Uebersetzer sich die möglichste wörtliche Treue zum Gesetz gemacht hat. Auch sind diese Härten nie oder doch nur in sehr wenigen Fällen so auffallend, daß der poetische Eindruck darunter leidet, und so haben wir das Buch denn im ganzen als eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß fremder Volksliteraturen mit Dank und Freude zu begrüßen

Kr.

Correspondenz.

Aus London.

Februar 1859.

—r. Das Parlament ist versammelt, die Session eröffnet und eine Menge von Fragen harren wie gewöhnlich ihrer Erledigung. Den meisten Lärm von allen hat die Wahlreform gemacht, obwol alle jetzt darüber einig sind, daß die ganze Bright'sche Agitation eine große Komödie war, ein brillantes Kunstfeuerwerk, das in der dull season abgebrannt wurde und jetzt bereits vollständig der Vergessenheit anheimgefallen ist. In der That war es nicht ein wirkliches Interesse an der Reformfrage, was die Rathhaussäle von Birmingham, Glasgow und Edinburg mit Neugierigen füllte, sondern hauptsächlich die nationale Lust, öffentlich reden zu hören; zumal da es sich hier um einen Redner von Bright's Kraft und Talent handelte. (Drei Dinge liebt der Engländer vor andern: öffentlich über Politik reden zu hören, die „Times" zu lesen und einen saddle of mutton zum Dinner.) Wir wissen aus eigener Erfahrung in Deutschland, daß Volksversammlungen sehr zahlreich, sehr begeistert und sehr einmüthig in ihren Resolutionen sein können, ohne daß sich daraus ein zutreffender Schluß auf die Stimmung im Lande ziehen läßt. Nun kann aber darüber nicht der leiseste Zweifel mehr obwalten, daß die ganze Discussion über Wahlreform (oder wie sich ernsthafte Leute ausdrücken, „die organische Reconstruction der Constitution") nicht im geringsten aus einem Volksbedürfniß hervorgegangen ist, und überhaupt gar nicht in der Absicht begonnen wurde dem Volke zu dienen, sondern daß wie bei allen ähnlichen Angelegenheiten die Eifersucht der Staatsmänner gegeneinander und die ungemessene Begier, im Amte zu bleiben oder ins Amt zu kommen, die Hauptrolle dabei spielte. So war es im vorigen Jahre, so ist es jetzt. Als Palmerston noch Premier war, drohte Lord John Russell beständig, eine Reformbill einbringen zu wollen, nicht um dem kleinen Bürgerstande und der Arbeiterbevölkerung Einfluß in der Politik zu verschaffen, sondern erst um Lord Palmerston einzuschüchtern und zu bewegen, daß er ihm einen Platz im Cabinet anbiete; später, als diese Hoffnung fehlgeschlagen war, um ihn zu stürzen und selbst ans Ruder zu kommen. Sowie Lord Palmerston sah, daß Lord John die Sache ernsthaft nahm, spielte er das Prävenire und erklärte, daß er selbst eine Reformbill einbringen würde, um den Bedürfnissen des Landes entgegenzukommen. Jedermann war gespannt, den edlen Lord, der bisher alles, was an Reform erinnerte, mit der grenzenlosesten Verachtung behandelt hatte, mit Bill und Rede als Champion des Liberalismus auftreten zu sehen, als Orsini seine Bomben schleuderte und Palmerston zusammen mit der Mordverschwörungsbill über den Haufen geworfen wurde. Die Tories erklärten, sowie sie ins Amt kamen, daß sie in der nächsten Session eine Reformbill einbringen würden; natürlich nicht aus Liebe zum Fortschritt, sondern um Lord John unmöglich zu machen und sich die Stimmen der Friedenspartei mit Bright und Milner Gibson zu sichern. Mit einer in der That ans Wunderbare grenzenden Naivetät äußerte Graf Derby in seiner Antrittsrede, daß er für seine Person nicht für Reform —

daß er eigentlich dagegen sei; daß seiner Ansicht nach die Reformbill von 1832 dem Lande ein Repräsentativsystem gegeben habe, welches nicht nur die Masse, sondern auch die Intelligenz und den Besitz vollkommen entsprechend repräsentire; daß er daher vollkommen mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge befriedigt gewesen sein würde, wenn es nicht dem Parlament beliebt hätte, die Gesetze über diesen aufregenden Gegenstand von neuem zu revidiren. Graf Derby gesteht also selbst zu, daß er die Reformbill nicht aus dem Grunde eingeführt, weil er es für gerecht oder nöthig oder nützlich hält, sondern nur weil es dem Parlamente so beliebt; sein Versprechen war nicht das Resultat einer politischen Ueberzeugung, sondern ging aus dem Wunsche hervor, seine Existenz in Downingstreet einige Monate länger zu fristen. Nun aber nachdem Bright seine Donnerkeile gegen die Aristokratie geschleudert hat und heiser davon geworden ist, immer dieselben Sachen zu wiederholen, ergibt es sich endlich, daß das Land ganz gleichgültig dagegen ist, ob es eine Reformbill bekommt oder nicht; die Waare ist nicht begehrt und das Angebot steht in gar keinem Verhältniß zur Nachfrage. Bright's Fallissement ist vollkommen; die meisten Mitglieder der radicalen Partei haben in Abrede gestellt, daß sie irgendetwas mit Bright's Planen zu thun haben; kaum ein einziges Parlamentsglied besuchte Bright's Meetings, und während seiner Abwesenheit konnten seine Anhänger in Birmingham nicht einmal einen Saal füllen. Bright steht in der That ganz isolirt da und wird von niemand unterstützt. Milner Gibson verhält sich ruhig, Roebuck lacht ins Fäustchen und Cobden erklärt, daß er sich aus diesen und jenen Gründen entschlossen habe, vorläufig von einer Theilnahme an den Staatsangelegenheiten zu abstrahiren. Es ist Bright's Steckenpferd, die Aristokratie mit allen Pfeilen der bittersten Satire und des aufrichtigsten Hasses anzugreifen, und dagegen den Handel und die Industrie aufs Schild zu heben. Elend und verächtlich sind ihm die, welche mit silbernen Löffeln im Munde geboren wurden, aber die Wollspinner in Lancashire und Yorkshire sind seine Ideale. Er hält es für edel und erhaben, Geld zu erwerben, aber für gemein und scheußlich, es zu besitzen oder zu ererben.

Ehe eine so große und durchgreifende Aenderung in der Verfassung vorgenommen wird wie die Wahlreform, sollte man sich jedenfalls überzeugen, ob ein praktischer Nutzen wahrscheinlich und ob wenigstens ein Theil der Klassen, welche sich am ehesten eine politische Meinung zu bilden vermögen, damit einverstanden ist. Die alte Reformbill von 1832 war in den Grafschaften sehr populär und wurde von den großen Städten in begeisterter Weise unterstützt; Politiker von den verschiedensten Farben erklärten sich für die Maßregel; während jetzt Bright selbst zugibt, daß nicht nur das Oberhaus, die Grundbesitzer und die Führer der beiden großen parlamentarischen Parteien seinem Projecte entschieden feindlich sind, sondern daß er auch in den sogenannten liberalen Professionen — Geistlichen, Juristen und Doctoren — keine Anhänger findet. Die großen Kaufleute, Fabrikanten und Industrielle sind die allerentschiedensten Gegner Bright's; sie sind es, die z. B. in Yorkshire und Lancashire jeden Unterhaussitz zu vergeben haben; von ihnen wurde Cobden erst gezwungen, seinen Sitz im Westriding von Yorkshire aufzugeben, und später in Huddersfield aus dem Felde geschlagen; sie sind es ebenfalls, die Bright selbst und Milner Gibson aus Manchester

vertrieben haben. Aus dem allen ergibt sich, daß, wenn die Regierung jetzt eine einfache und gemäßigte Reformbill einbringt, ihr von dieser Seite keine Gefahr droht, und weder Bright noch Lord John im Stande sein werden, die Minister aus dem Sattel zu heben.

Anders und gefährlicher sieht es für das Ministerium mit den Fragen auswärtiger Politik aus. Lord Malmesbury, der sehr unpopulär ist und allgemein als ein Hasenfuß gilt, wird im Oberhause wegen der portugiesisch-französischen Affaire mit dem Charles-et-Georges gerupft werden; und, was wichtiger ist, es scheint Lord Palmerston die Absicht zu haben, sich zum Befreier Italiens aufzuwerfen, falls es zum Kriege kommt. Es ist hier wohl bekannt, daß die famose Broschüre Laguéronnière's bereits im November zusammengebraut wurde, als Lord Palmerston dem kaiserlichen Alliirten einen freundschaftlichen Besuch in Compiègne abstattete, und daß der edle Lord alles aufbieten wird, die Tories bei einer Frage auswärtiger Politik — der einzigen wo er ihnen beikommen kann, zu stürzen. Lord Derby hat selbst den Frieden für unwahrscheinlich erklärt und D'Israeli äußerte im Unterhause, daß der Zustand der Dinge äußerst kritisch sei, wiewol man noch nicht den letzten Hoffnungsschimmer für Aufrechthaltung des Friedens verloren habe; zu gleicher Zeit natürlich mit Bücklingen und Kratzfüßen vor dem treuen Bundesgenossen, dem weisen Monarchen, dem Frankreich sein Geschick anvertraut hat und dessen Ehrgeiz denn doch die einzige Ursache des allgemeinen Schreckens in Europa ist. Die Thronrede des französischen Kaisers wird freilich allgemein als Zeichen angesehen, daß er es im gegenwärtigen Augenblick noch nicht für gerathen hält, den Krieg anzufangen, aber niemand glaubt an Frieden, wenn zu derselben Zeit, daß sich die französische Politik als fest, aber versöhnend bezeichnet, die Flotte in Toulon segelfertig gemacht, Divisionen aus Algier zurückberufen und unablässig neue Kanonen in den Arsenalen Frankreichs gegossen werden. Dies ist auch der Grund, warum diesmal die Ausgaben für die Flotte im Parlamente weniger als jemals werden angefochten werden. Ueberhaupt wird, wenn von den sogenannten Navy Estimates die Rede ist, selten eine Stimme gehört, daß die verlangte Summe enorm sei; wol aber finden wir meistentheils eine ganze Anzahl, welche sich dahin äußern, daß sie zu gering sei, um die Marine auf der erforderlichen Höhe zu halten. Die sparsamsten Staatsmänner geben zu, daß, wenn es sich um die Herrschaft Englands zur See handelt, die Kosten erst in zweiter Linie zur Sprache kommen; und das Volk im großen und ganzen sieht es lieber, wenn hier etwas zu viel geschieht, als wenn man mit dem Gelde knausert. Die zahlreichen und epochemachenden Erfindungen, welche auf dem Gebiete der Schiffsbaukunst in unserer Zeit mit solcher Schnelligkeit aufeinander folgen, bringen es, wie es scheint, mit sich, daß ein Schiff, dessen Bau nach den neuesten Regeln der Kunst begonnen wird, bereits in seiner Construction veraltet ist, wenn es vom Stapel läuft. Das ist aber ein Uebelstand, dem sich nicht abhelfen läßt. In vielen Kreisen wird gerade jetzt besonders auf die Verpflichtung der Admiralität hingewiesen, die Marine in der höchstmöglichen Perfection zu halten, weil man einen endlichen Krieg zwischen Frankreich und England doch für unvermeidlich hält, wenn die kaiserlich französische Politik in derselben Weise fortgesetzt wird wie in dem verflossenen Jahre.

Es ist allbekannt, daß in keinem Lande die öffentliche Meinung so große und plötzliche Schwankungen macht wie in England. Heute ist ein Minister groß, allmächtig durch seine Popularität, morgen wiederholt jeder Schusterjunge, daß er gestürzt werden müsse; heute sprühen alle Zeitungen Feuer und Flamme gegen die „despotischen" Regierungen Oesterreichs und Preußens, morgen ist Oesterreich ein enger Bundesgenosse, und Preußen Repräsentant der Civilisation und des Fortschritts. Ein ebensolcher Wechsel ist jetzt in der öffentlichen Meinung über Ludwig Napoleon's Politik wahrzunehmen. Während und nach dem orientalischen Kriege war nichts gewöhnlicher, als in den Parlamentsdebatten und in den Zeitungen profuse Lobsprüche des großen und weisen Monarchen zu finden. Aber seitdem die bonapartistische Politik neuerlich so viele Schlappen erlebt hat, werden die Panegyriker etwas stiller. Besonders ist es der Montalembert'sche Proceß gewesen, der einen großen Umschwung in der Stimmung gegen den französischen Kaiser zu Wege gebracht hat. Man fängt etwas spät an einzusehen, daß es unziemlich ist, in einem freien Lande einen militärischen Autokraten über alle Gebühr in die Wolken zu erheben; und daß vielleicht eine kleine Dosis von Ehrlichkeit und Dummheit für die Staatsinteressen besser sein möchte als die Weisheit eines Herrschers, dessen Politik den Werth der europäischen Staatspapiere in 14 Tagen um 60 Millionen Pfd. Sterl. vermindert hat. So wurde denn auch im Oberhause die Rede des Grafen Derby, worin er die französische Politik offen kritisirte, mit großem Beifall aufgenommen, während D'Israeli's hergebrachte Tiraden zum Lobe Ludwig Napoleons äußerst kühl angehört wurden.

Die Zeit, wo das Parlament nicht zusammensitzt, wird freilich gewöhnlich als die dull season bezeichnet und die Redacteure der Zeitungen sind nicht selten genöthigt, ihre Zuflucht zur Seeschlange zu nehmen, um ihre Spalten zu füllen. Für Leute aber, denen daran liegt, das innere Leben der Nation kennen zu lernen, sind die öffentlichen Blätter in dieser Zeit ebenso interessant wie während der Session. Man kann sagen, daß in der einen Periode mehr die öffentlichen Angelegenheiten, in der andern mehr das Privatleben der Nation zur Sprache kommt. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich Ihnen vor einem Jahre einige Mittheilungen über eine sonderbare Correspondenz machte, worin es sich ums Heirathen handelte und welche sich damals gewiß über einen Zeitraum von etwa sechs Wochen erstreckte. Frauen und Männer brachten lange Reihen von bezahlten und unbezahlten Rechnungen vor das Publikum, zu beweisen, daß man mit 300 Pfd. St. jährlich auskommen könne: und unverheirathete junge Mädchen behaupteten sogar in ihren Herzensergüssen, daß man mit noch weniger als 300 Pfd. auskommen könne, wenn man es nur einzurichten verstände. Später erschien eine ebenso bemerkenswerthe Reihe von Briefen über die Art und Weise, wie Geistliche ihre Zeit zubrächten oder — todtschlügen. Die ehrwürdigen Herren, in deren Expectorationen sich eine große Selbstzufriedenheit mit einer beträchtlichen Dose von Bornirtheit paarte, brachten die interessantesten Details vor die Oeffentlichkeit, um haarklein zu beweisen, daß sie keine Müßiggänger und Faullenzer wären. Sie führten an, daß sie jährlich mehrere hundert Briefe schrieben, Predigten und Vorlesungen abfaßten, zweimal wöchentlich jedes Haus in der Gemeinde besuchten und

wenigstens den Zehnten von allem, was sie an — Zeit besäßen, ihren Freunden und Bekannten zufließen ließen; und einer bemerkt sogar naiv genug, daß er täglich eine Stunde dabei zubrächte, die „Times" zu lesen, was er doch nicht als Zeitverschwendung ansehen könnte.

Der Entschluß, seine Privatangelegenheiten an die große Glocke zu hängen, kommt jährlich in der dull season mit derselben Regelmäßigkeit zum Vorschein, wie Nacht und Tag und die Mondphasen aufeinander folgen. Diesmal ist es das Mittagessen gewesen, worüber sich zahllose Engländer beim Redacteur der „Times" bitter beschwert haben. Der Ursprung dieser Controverse war ebenso charakteristisch wie die Controverse selbst. Zu einer Zeit, wo der Stoff sehr kärglich zugemessen war und die „Times" den einen Tag Leitartikel über einen neuen Volkskalender und den andern Tag darüber brachte, daß man jetzt gar nicht wüßte, wie man Leitartikel zu Stande bringen sollte, schickte ein Correspondent von Bangkok einen Bericht über ein großes und splendides Diner ein, dem er beigewohnt hatte und wobei jede Art von Fleisch und Fisch und alle Sorten europäischer und außereuropäischer Weine servirt gewesen waren. Flugs machte sich einer der von der „Times" employirten Paddies darüber her, wärmte die Correspondenz auf und fügte einige Bemerkungen darüber hinzu, daß das Mittagsessen in England nicht das wäre, was es eigentlich sein sollte und daß das in Bangkok allem Anschein nach viel besser gewesen wäre. Am folgenden Morgen wurde fast in jedem Hause zwischen Dover und Edinburg der Artikel über das Mittagsessen in Bangkok gelesen und Hunderte bewillkommneten den „Times"-Leitartikelschreiber als eine verwandte Seele, eifrig darauf bedacht, gesunde Lehren über einen so wichtigen Gegenstand in weitern Kreisen zu verbreiten. So kamen denn bald von allen Seiten Briefe an, worin sich eine eigenthümliche Mischung von Dummheit und Gemeinheit zeigte, die meisten waren unterzeichnet: 1000 Pfd. jährlich, 800 Pfd. jährlich, Mittelklasse, u. s. w. und von Leuten geschrieben, die wirklich in allem Ernste daran glauben, unter einer abscheulichen und unerträglichen Tyrannei zu leiden, von der sie nur durch die Advocatur der „Times" befreit werden könnten. Was ging es das Publikum an, ob ihr Mittagsessen gut oder schlecht, und konnte die „Times" etwas dazu, wenn es schlecht war? Aber diese Leute weinten fast vor Wuth, indem sie berichteten, daß sie jahraus jahrein nichts als Hammelkeule und gebratenes Geflügel zu essen bekämen! Nach solchen Ergüssen könnte es uns gar nicht mehr wunder nehmen, wenn wir nächstens einen Brief von Paterfamilias in der „Times" läsen, worin es hieße, daß das alles ganz gut wäre mit Diplomatie und Frankreich und Oesterreich, aber daß, wenn der „Times"-Redacteur die magische Hülfe seiner „kraftvollen Feder" dazu anwenden wollte, der Wäscherin anzudeuten, die Hemden nicht durchlöchert zurückzubringen und abgerissene Knöpfe anzunähen, er der englischen Mittelklasse eine viel größere Wohlthat erzeigen würde, als wenn er ganze Frachtwagen voll Depeschen und diplomatischen Noten abdrucken ließe. Das Widerlichste in den erwähnten Briefen war jedoch die Servilität, die sich aufs unverhohlenste gegen La Majesté l'argent kund gab; Leute mit einem Einkommen von 1000 Pfd. gestanden demüthig ihre Inferiorität im Verhältniß zu ihren reichern Nachbarn zu und beugten sich willig vor denen, die bessere Diners geben konnten als sie.

Da einmal vom Essen die Rede ist, will ich eine gastronomische Neuigkeit nicht unerwähnt lassen, welche nicht unwichtig ist. Am 7. Januar wurde zum ersten male in Europa eine große südafrikanische Antilope (Oreas caama) in Hawkestonepark in der Grafschaft Salop geschlachtet und für die Küche zubereitet. Gebraten, gekocht, als filet sauté, kurz auf jede Art hergerichtet, erwies das Fleisch sich als herrlich und dem schönsten Rindfleisch bedeutend überlegen. Thiere dieser Art scheinen sich in England vortrefflich zu acclimatisiren; sie werden im Winter mit Wurzeln und Heu gefüttert und brauchen im Sommer nichts als die Weide, sodaß sie nicht mehr kosten als Rindvieh. Diese südafrikanischen Antilopen wurden zuerst von dem verstorbenen Grafen Derby (Vater des gegenwärtigen Premiers) in England eingeführt. Der alte Graf liebte nichts mehr als seine Menagerie und hat zwischen 1835 und 1851, wo er starb, eine ungeheure Menge seltener lebender Thiere in Knowsleypark zusammengebracht, auf einer Area von etwa 100 Morgen Land, während der Flächeninhalt des Zoologischen Gartens in Regentspark nur 26½ Morgen beträgt. Im November 1842 bekam der damalige Lord Derby zwei männliche und eine weibliche Antilope, die ersten dieser Species, welche lebend nach Europa gebracht wurden. Die Weibchen warfen verschiedene Kälber, unter diesen war aber nur ein einziges Weibchen und 1846 wurde die ganze Brut hinweggerafft, infolge davon, daß sie zu frisches Gras gefressen hatte. Im Jahre 1851 aber kam eine neue Sendung vom Cap der Guten Hoffnung an, welche von Lord Derby, der in demselben Jahre starb, dem Zoologischen Garten in Regentspark vermacht wurde. Hier haben die Thiere seitdem jedes Jahr gekalbt, und noch ist kein einziges davon zu Grunde gegangen. Der Zoologische Garten verkaufte 1855 von seinem überflüssigen Vorrath ein Männchen und zwei Weibchen an Viscount Hill, der sie in Hawkestonepark aufzog. Hier wurden seitdem vier Kälber verschiedenen Geschlechts geboren und so sah sich der edle Viscount veranlaßt, das sechs Jahre alte Männchen für gastronomische Zwecke zu benutzen. Thiere derselben Species werden jetzt unter anderm auch vom Marquis von Breadalbane aufgezogen und es steht zu hoffen, daß im Laufe der Zeit vielleicht nicht nur edle Lords und Grafen, sondern auch untergeordnete Sterbliche einmal an Antilopenbraten statt der „ewigen Hammelkeulen und Geflügel" sich werden erfrischen können.

Eine ebenso große Merkwürdigkeit als der Antilopenbraten — und mit dieser Notiz will ich meinen heutigen Brief schließen — ist, daß im Anfange dieses Jahres eine anständige deutsche Wochenschrift hier in London ihre Existenz begonnen hat. Der Name dieser Wochenschrift ist, wie Ihnen wol schon bekannt sein wird: „Hermann" und der Redacteur Gottfried Kinkel. Die deutsche periodische Presse in London war bisher ein wahrer Schandfleck für Deutschland, und der „Hermann" hat alle Aussicht, das wieder gut zu machen, was von den hier früher von Deutschen herausgegebenen Winkelblättern verbrochen worden ist. Der Inhalt ist Politik, Literatur, Kunst, kleinere Novellen und Besprechung der Verhältnisse der Deutschen in England. Unter den Mitarbeitern befinden sich L. Bucher, K. Blind, Julius Fröbel, Frl. von Meysenbug und viele andere von den in London residirenden Deutschen.

Aus Brüssel.

24. Februar 1859.

Lgrn. Edgar Quinet meinte einmal in einem Artikel über die französische Geschichtsphilosophie: Alles was seit den neunziger Jahren in der politischen Welt geschehen, sei eitel Dummheit und Reaction. Wir wollen nicht so absprechend sein, auch unsern Zeitraum enger abstecken; seit 1849 ist nichts in Europa geschehen, was nicht nach Reaction schmeckt, nicht auf Eindämmung der Willensfreiheit des Menschen und Bürgers abzielt. Das jetzige Kriegsgeschrei, als letzter Ausdruck der europäischen Lage, steht natürlich obenan auf der Liste. Man weiß nicht recht, wo all der Mehlthau hinkommt, der sich über Europa ausbreitet, welches Klima all die Heuschreckenschwärme erzeugte, die sich seit zehn Jahren über unsere geistigen Saaten lagern. Je enthusiastischer und humanistischer die Theorie der dreißiger und vierziger Jahre war, je vollkommener der Mensch und dessen Bestimmung als Ideal hervortrat, desto impertinenter wurden die Völker seither gemaßregelt, desto polizeilicher eingepferchte. Was in aller Welt haben wir nur gethan, was verbrochen?

Die belgische Verfassung von 1831 enthält zwar jesuitische Anflüge, aber selbst der Jesuitismus war damals milder, und es kam denn doch immer auf die Masse des Volks selbst an, ob sie den bösen Samen aufgehen lassen oder in der Freiheit ersticken wollte. Die belgische Verfassung decretirt die Reform des Napoleonischen Code pénal, jenes abscheulichsten Gesetzbuches, das von vorn bis hinten nichts als Zwangs- und Strafmaßregeln für alles und jeden enthält, der da piepsen, flöten, sich rühren und regen sollte. Der Code pénal ist mit Recht die Sanction der strammsten Eigenthums- und Monopolroutine genannt worden. Die Constitution erklärte: dieses auf der Spitze der Bajonette importirte Zwangsgesetz steht im grellsten Widerspruche mit der Freiheit des Kommens, Stehens und Gehens des altgermanischen Rechts; Belgien soll ein anderes Strafgesetz bekommen, ein Strafgesetz, das officiell nur gehandhabt werde, wenn der Gesellschaft selbst ein Schaden angethan wird, alle Privatsachen aber gefälligst der individuellen Initiative, dem Schadenersatz oder Wehrgelde überlasse!

Statt dessen bringt die „liberale" Regierung, das Cabinet vom 9. November 1858, das seinen Eintritt einer gewaltigen demokratischen Demonstration, oder, wie „Indépendance" stilfertig zu sagen wußte, einer spontanéité foudroyante verdankte, einen Strafgesetzentwurf ein, der außer dem Geiste Napoleon's I. auch noch die ganze Reglementirlust des Dritten beherbergt, außer den Schreckmitteln der großen martialischen Dictatur auch noch die Wolfseisen und Selbstschüsse, Fallstricke und Schlingen tiberianischer Casuisterei enthält. Wer den Entwurf ruhig in seinem Cabinet liest, fragt sich verblüfft, ob es einem Menschenkinde möglich ist, im Laufe seines Lebens Galgen und Rad, der Zwangsjacke und der bürgerlichen Entehrung zu entgehen. Wie junge Mediciner beim ersten Studium der Pathologie alle Krankheiten der Welt symptomatisch empfinden, so fühlt sich der unschuldigste Leser dieses Strafcodex immerfort als Verbrecher und Missethäter und ruft zuletzt echt christlich aus: Wir sind allzumal Sünder und gehören alle auf die Angeklagtenbank! Nur die wirksamste Gnade von oben oder der glücklichste Zufall kann uns vor Gensdarm und Staatsprocurator bewahren!

Die Preßfreiheit, wie sie in Belgien stets verstanden war, wird jetzt einfach begraben. Nicht nur daß man über keine auswärtige Regierung mehr ein Wort sagen darf, da Belgien als „neutrales" Gebiet stets in Frieden und Freundschaft mit den Kaisern von Marokko und Japan leben muß: auch im Innern herrschen dieselben drakonischen Drohungen. Der König, bisher durch drei Jahre Gefängniß geschützt, wird jetzt mit fünf Jahren gedeckt, und der Missethäter verliert 5—10 Jahre seine bürgerlichen Rechte. Notabene, der König ist noch niemals von seiten der Presse gefährdet worden! Der Priester, der auf der Kanzel einen Act der Regierung „tadelt oder kritisirt", wird mit drei Monat Gefängniß und entsprechender Geldstrafe zur Besinnung gebracht. Wohlgemerkt, der Bischof, der den Hirtenbrief verfaßt hat, bleibt straflos, wenn derselbe nicht dem Preßgesetz verfällt, nach welchem man kritisiren und tadeln darf; aber der arme Pastor oder Vicar, der nach Befehl des Bischofs den Hirtenbrief vorlesen muß, wird gepackt! Nur das Lesen in der Kirche ist straffällig, auf dem Markte, in der Schenke ist es harmlos! Das Amendement des Hrn. Malou, die Kirche einfach den Preßbestimmungen zu unterwerfen, fiel mit 77 gegen 38 Stimmen!

Die kleinlichsten Dinge sind zu Meerungeheuern geworden, die Gesellschaft wird beständig im Detail gerettet. Ein falscher Paß, ohne jegliche böse Absicht, ohne den geringsten dolus gebraucht, ein Jahr Gefängniß! Sechs Monate für Angabe eines falschen Namens, und Hr. Frère-Orban hat sich schon etlichemal „Jean van Damme" genannt! Er mag dann mit Hrn. de Fré (Joseph Boniface) zusammen ins Gefängniß gehen. Annahme eines adelichen Namen bestraft, während alle Standesunterschiede grundsätzlich aufgehoben sind! Wer geistliche oder militärische Uniform sich anmaßt, drei Monat Gefängniß. Wir kennen einen Narren in Brüssel, der stets in Phantasieuniform mit allen erdenklichen Orden behängt durch die Straßen schreitet; nicht einmal die Kinder bleiben stehen. Laßt doch die Narren Narren sein!

Alles was viel mehr Sache der Privaten, der Familie, als Sache der Gesellschaft ist, wird furchtbar bedroht, Spiel, Wetten, ärztliche Praxis, Prostitution, sogar der Selbstmord, ferner das Duell, der Ehebruch, die sittliche Aufführung zweier, der Conflict zwischen wenigen. Die wahren socialen Attentate kommen dagegen leichten Kaufes los; wo die Freiheit, die Sicherheit, das Leben und Wohl aller auf dem Spiele steht, da tritt der Zuchtmeister leise und sanft auf, da faßt er die Dinge und Personen mit Sammtpfoten an. Einen Menschen verwunden — ein Jahr, gerade wie bei dem falschen Passe; Speisen und Getränke vergiften — ein Jahr! Der bloße Debitant des Giftes, der wol 10 Francs an den Surrogaten verdient, zahlt diese 10 Francs als Strafe! Verleumdung, das moralische Gift, die Verpestung der sittlichen Atmosphäre, 14 Tage bis sechs Monate, höchstens zwei Monate bis zwei Jahre. Da ist es billiger, einen Menschen für ewig ruiniren als den Muth des Zweikampfs zu beweisen, die Gesellschaft wird zur Feigheit erzogen! — Attentat auf die Schamhaftigkeit mit Gewalt sechs Monate bis fünf Jahre, nicht theurer als ein schlechter Witz über das Privatleben des Königs! Ja nicht theurer als die verdienteste Zurechtweisung eines nichtswürdigen Kammermitgliedes! Für Schändung

erfährt man Einsperrung, nur wenn der Tod des Leibes sich zum sittlichen Morde gesellt, 15—20 Jahre Zwangsarbeit. Wofür bewahrt man die Todesstrafe auf? Wir möchten wissen, ob der Henker nicht ergrimmt, daß ihm ein anderer Verbrecher überliefert wird, nachdem ihm dieser entwischte! Und zur Entschuldigung aller dieser Ungeheuerlichkeiten wird uns von der Rednerbühne gesagt: man erfinde nichts, der erste Napoleon habe das alles bereits fertig gebracht! Wozu verordnet nun die Verfassung die „Reform" der Strafgesetze?

Betteln und Vagabundiren — einerlei aus welchem Grunde, aus welcher Nothwendigkeit — werden schwer heimgesucht; aber einem Menschen einen Stein ins Gesicht werfen, kostet 5 Francs; ist es nur Schmuz, so thut's 1 Franc! Wie scharf nicht alle Vorfälle des Lebens bis auf die albernsten Zufälligkeiten vorausgesehen und vorausgeordnet sind! Da begreift sich Leibniz' prästabilirte Harmonie!

Was den Preßgesetzen entgeht, fällt den Preßvorschriften in die Klauen: wer Schriften veröffentlicht oder vertheilt ohne exacte Angabe der Namen des Verfassers oder des Druckers — sechs Monate; zwei Jahre, wenn dieselben Schriften Angriffe auf die guten Sitten (gewisser Abbés, gewisser liberaler Hypokriten?) enthalten. Was hat das Reglement mit dem Inhalt der Drucksachen zu schaffen?

Dann „aufrühreriische Rufe", „Rebellion wider die Obrigkeit" (z. B. einem groben Sergeanten bemerklich machen, daß er ein Flegel sei), „Beleidigungen wider die Beamten", die Träger der Staatsweisheit, die man durch solchen Heiligenschein zuletzt noch in impertinente Bureaukraten verwandeln wird.

Wurden die Priester unter Controle gestellt, ihnen die Wohlthat des gemeinen Rechts entzogen, so dreht man dafür der Religions- und Denkfreiheit eine gehörige Nase; das Gleichgewicht wird durch allseitige Peinigung wiederhergestellt. „Ironische Gesten wider einen Gegenstand des Cultus" außerhalb der gottesdienstlichen Gebäude — ein Jahr Gefängniß! Tolleres haben die Bourbonen mit ihrer loi des sacriléges nicht gewagt; der alte Geist Voltaire's kam darob aus dem Grabe hervor, und Frankreich lachte die weltliche Inquisition zum Lande hinaus.

Ueber was soll der belgische Mensch noch schreiben, was soll er thun, was ist noch erlaubt? Unverletzlich sind jetzt nicht nur König, Königin, Thronerbe, Verwandte der königlichen Familie, Prinzen, Regent, sondern auch die verantwortlichen Minister, die legalen Sündenböcke aller übeln Laune, aller gestörten Verdauung, die geborenen Prügelsklaven Sr. Majestät des Volks in allen freien Ländern, die Männer, die z. B. in England misstimmt und unzufrieden sind, wenn sie nicht täglich einmal durch die Hechel gezogen werden; ferner die Senatoren, Repräsentanten, Beamten, kurz die ganze hierarchische Maschine, die doch lediglich im Dienste des Volks fungirt und beseitigt werden soll, sobald sie den Volkswünschen nicht mehr entspricht. So verwalten hierzulande die Liberalen das theure Erbgut von 1830, und mit großem Rechte fragt Hr. F. Delfosse in der „Vierteljahrsschrift", worin sich eigentlich die „liberalen" Cabinete von den „klerikalen" unterschieden? Die Reform des Code penal sei seit langen Jahren durch alle Cabinete gegangen, jede der beiden Fractionen habe das Ihrige dazu

beigetragen, jede ein paar Marterwerkzeuge hinzugefügt. Vielleicht befriedigt sich der kaustische Schriftsteller mit folgender Antwort auf seine Frage: Im doctrinären Verfassungsleben unterscheiden sich die „Liberalen" dadurch von den „Conservativen", daß diese denken, jene handeln, daß diese die Attentate auf die gemeine Freiheit erfinden, jene sie ins Werk setzen. Diese haben nur den Muth ihrer Meinung, haben die Brust voll redlich frommer Wünsche, jene nehmen die That unter den Schild ihrer Popularität; jene wagen, was diese sich nimmer unterstanden hätten. Dieses Krüglein geht so lange zu Wasser wie jedes andere Geschirr, bis das Volk selbst durch eine spontanéité foudroyante ins Geschirr tritt und die „Topfgötter" zerschmeißt.

Belgien hat die Form der Freiheit vor vielen Continentalstaaten voraus; der breite Rahmen der Constitution steht nach wie vor, was auch inzwischen auf die geduldige Leinwand gekleckst worden sein mag. In letzter Instanz braucht die belgische Ungeduld nur conservativ aufzutreten, auf Herstellung des Ursprünglichen zu dringen — und das ist ein gewaltiger Vorzug und Vortheil. Nicht als ob das Volk nicht allenthalben conservativ wäre; nur die Regierer sind Revolutionäre, wie schon der Alte prächtig gesagt hat; aber der conservative Instinct des Volks verirrt sich um so weniger, je mehr seine großen Thesen einmal geschichtlich verbrieft und besiegelt worden. Die glücklichsten Bewegungen sind die, wobei man als Feldgeschrei verwenden kann: „Ihr sollt lassen stan".

Eine musterhafte Schwindelgeschichte wickelt sich soeben vor unsern Tribunalen ab. Zwei französische Agioteure hatten Hunderttausende von Morgen sardinischen Waldes erfunden, und obendrein geträumt, Graf Cavour habe sie ihnen zu einem Spottpreise abgelassen. Darauf wollten sie in Belgien eine Actiengesellschaft gründen und die Leichtgläubigkeit in Brüssel und Brügge pfänden. Leider trat der Staatsprocurator dazwischen und setzte die Lumpen hinter Schloß und Riegel. Etliche brüsseler Notabilitäten sind soeben noch mit heiler Haut davongekommen, sie figuriren blos als „Zeugen", obgleich ihnen das öffentliche Ministerium zu verstehen gab, es sei nicht sehr weit von da zur Armensünderbank gewesen. Ein Marquis de Bassano, Bruder des frühern hiesigen Gesandten, „wohnhaft in den Tuilerien zu Paris", spielt eine nicht vollständig saubere Rolle in der Geschichte. Der Staatsprocurator, Hr. van Berchem, that ritterlich seine Pflicht, und scheute sich nicht sogar Proudhon zu citiren, der eine auf diese Schwindler sehr passende Erklärung gegeben habe: „Betrug sei eine Gesammtheit von Kniffen, vermöge deren das Geld aus der Tasche des einen in die des andern hinüberprakticirt werde". Hr. van Berchem hätte nur sagen sollen, dieser Erklärung gegenüber reiche seine Macht nicht aus.

Aus Frankfurt am Main.

Mitte Februar 1859.

R. B. Man pflegt sonst nur den kleinen deutschen Residenzen nachzusagen, daß die Unterhaltungen in ihnen sich ausschließlich um das Theater drehen. Doch haben wir etwas Aehnliches in diesen letzten Tagen auch in der großen Freien Reichsstadt, der süddeutschen Capitale, wie sie wol hier und da genannt wird, erlebt, und so wollen Sie mich denn entschuldigen, wenn auch

mein heutiger Bericht sich hauptsächlich mit diesem einigermaßen verbrauchten Thema beschäftigt. Das frankfurter Theater, gehalten durch einen Actienverein, an welchem die Bürgerschaft sich zahlreich betheiligt, wird seit etwa Jahresfrist durch einen engern Ausschuß geleitet, an dessen Spitze bisher unser Mitbürger Dr. von Guaita stand und, dem Beschluß der kürzlich abgehaltenen Generalversammlung der Actionäre gemäß, auch für das nächste Jahr stehen wird. Die Anerkennung, welche in dieser Wiedererwählung liegt, ist in mancher Hinsicht eine wohlverdiente. Als Hr. von Guaita sein dornenvolles Amt übernahm, befand unsere Bühne sich, dank der poetischen Fahrlässigkeit und Bequemlichkeit des scheidenden Intendanten, des bekannten Lustspieldichters Roderich Benedix, in einem wahrhaft trostlosen Zustande; die Bande der Disciplin waren vollständig gelöst, während gleichzeitig ein rasch angewachsenes Deficit die Fortdauer der Anstalt ernstlich bedrohte. Auf diese beiden Punkte also hatte der neue Lenker unsers Thespiskarrens seine Aufmerksamkeit zunächst zu richten. Hr. von Guaita, einer unserer angesehensten Familien angehörig und überdies von großer persönlicher Beliebtheit, erfreut sich eines großen Einflusses in unserer Gesetzgebenden Versammlung; durch diesen Einfluß erlangte er es, daß seitens der Stadt ein bedeutender Zuschuß bewilligt ward, durch welchen die finanzielle Existenz der Anstalt nun bis auf weiteres gesichert ist. Und ebenso gelang es auch seiner Energie, die völlig aufgelöste Disciplin wiederherzustellen und den Anordnungen und Einrichtungen des Vorstands diejenige Achtung seitens der Bühnenmitglieder zu verschaffen, ohne die ein so verwickelter Organismus, wie ein Theater ist, unmöglich bestehen kann. In diesen beiden Punkten also hat Hr. von Guaita sich wesentliche Dienste erworben, denen, wie gesagt, die allgemeinste Anerkennung gebührt. Allein wo viel Licht ist, fehlt es auch nicht an Schatten. Dieselbe Energie, mit welcher Hr. von Guaita den Eigensinn und die übertriebenen Ansprüche der Schauspieler brach, verleitete ihn, auch in allen übrigen Stücken mit einer gewissen Willkürlichkeit zu verfahren und das um so mehr, als die vier Mitglieder, die neben ihm im Vorstand saßen, richtige Jabrüder waren. Die vornehmste Aufgabe seiner Verwaltung erblickte Hr. von Guaita darin, keine neuen Schulden zu machen und überhaupt den finanziellen Zustand der Anstalt möglichst im Flor zu erhalten. Gewiß ein sehr löbliches Bestreben, nur hätten ihm die künstlerischen Rücksichten nicht in dem Maße untergeordnet werden sollen, wie es von Hrn. von Guaita in der That geschah. Um Ersparnisse zu machen, entließ er die hervorragendsten Mitglieder der Bühne und engagirte dafür sogenannte „angehende Talente“, die es denn in kürzester Zeit glücklich dahin brachten, daß keine Vorstellung mehr richtig zusammenging. Neue Stücke wurden unter diesen Umständen entweder gar nicht mehr gegeben oder, wo es dennoch geschah, da fielen sie durch; darunter Stücke, die auf allen übrigen Theatern mit dem lebhaftesten Beifall gegeben worden sind, wie „Das Testament des großen Kurfürsten“ und Dingelstedt's Bearbeitung des „Geizigen“. Mit einem Wort: so vorzüglich Hr. von Guaita im Verwaltungsfach und namentlich als Finanzmann war, so wenig war er den künstlerischen Forderungen seiner Stellung gewachsen und auch sein persönliches Verhalten gegen die Mitglieder der Bühne, die er sich durch sein übertriebenes Selbstbewußtsein mehr und mehr entfremdete, gab Veranlassung

zu mancherlei wohlbegründeten Beschwerden. Jetzt nun ist dieser unumschränkten Alleinherrschaft des Hrn. von Guaita ein Ende gemacht worden. Bei der am 9. dieses Monats stattgefundenen Generalversammlung der Actionäre wurde zwar beliebt, die Zahl der Mitglieder des engern Ausschusses von fünf auf drei herabzusetzen, von den vier Jamännern jedoch, die bisher neben Hrn. von Guaita fungirten, ist keiner wiedergewählt worden, vielmehr ist die Wahl auf die Herren Wilhelm Speyer und Reul gefallen: ersterer als Liedercomponist auch außerhalb Frankfurt rühmlichst bekannt, letzterer ein erfahrener und tüchtiger Mann, der seine praktische Befähigung bereits lange Jahre hindurch als Mitglied unserer ständigen Bürgervertretung bewährt hat. Von Hrn. Speyer und seinem ausgezeichneten musikalischen Talente hofft man, daß er sich besonders der Oper annehmen wird, während man in Hrn. Reúl für den materiellen Theil der Theaterleitung ganz den richtigen Mann gefunden zu haben glaubt; beide vereinigt, werden der allzu großen Energie des Hrn. von Guaita, wo dieselbe das richtige Maß zu überschreiten droht, mildernd entgegentreten und dadurch den vorzüglichen Gaben, die Hr. von Guaita ohne Zweifel besitzt, erst zur rechten Geltung verhelfen.

Bessere Geschäfte, als die Herren Theateractionäre bisher gemacht haben, wird hoffentlich die Saalbau-Actiengesellschaft machen, welche sich in diesen Tagen bei uns gebildet hat. Der Mangel einer geeigneten geräumigen und würdigen Lokalität zu größern Versammlungen, Festlichkeiten, Bällen, Concerten, Ausstellungen ꝛc. wurde in unserer Stadt mit jedem Tage fühlbarer. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen ist es nun endlich einer Gesellschaft, an deren Spitze allgemein geachtete Bürger stehen, gelungen, eine Räumlichkeit zu den angegebenen Zwecken zu gewinnen, die sowol in Betreff der Ausdehnung wie der Lage allen billigen Wünschen entspricht. Bereits ist diese Räumlichkeit von einem Mitgliede des provisorischen Comité durch Interimsvertrag unter Vorbehalt einer dreimonatlichen Ratificationsfrist für die in der Bildung begriffene Actiengesellschaft angekauft worden und bleibt nun im Interesse der ganzen Stadt zu wünschen, daß die Actienzeichnungen recht rasch und recht zahlreich einlaufen, damit unsere Stadt endlich von einem Uebelstande befreit wird, der mit jedem Jahre lästiger wurde und der mit ihrem Wohlstand und dem sonst üblichen Luxus unsers geselligen Lebens wahrlich nur schlecht zusammenstimmt. Gerade in der jüngsten Zeit, bei Aufführung der „Schöpfung“ durch den trefflichen Rühl'schen Gesangverein, sowie bei Gelegenheit der Dreyschock'schen Concerte hatte sich wieder recht gezeigt, wie nothwendig der projectirte Saalbau ist: die Aufführung der „Schöpfung“ mußte in Ermangelung eines andern Lokals in einer Kirche stattfinden, Dreyschock aber, der im Museum spielte, sah sich aus Mangel an Raum genöthigt, einen Theil der Hörlustigen zurückzuweisen.

Was schließlich unser literarisches Leben und Treiben betrifft, so wird demnächst im Meidinger'schen Verlag ein in der bremer Handelswelt spielender dreibändiger Roman von Otto Müller „Der Klosterhof“ erscheinen. Auch der Verfasser der bei Sauerländer erschienenen „Abenteuer eines Emporkömmlings“ arbeitet an einem neuen größern Werke „Kunst und Handwerk“, in welchem die musikalischen Bestrebungen und Verirrungen der Gegenwart sowie der jüngsten Vergangenheit geschildert werden sollen. Dabei

fällt mir ein, daß ein Berichterstatter der „Preußischen Zeitung" kürzlich eine Andeutung fallen ließ, als ob die ebengenannten, in der That sehr pikanten Memoiren von irgendeinem Minister eines deutschen Kleinstaates oder sonst einer diplomatischen Persönlichkeit herrühren könnten. War das nur ein Scherz, vielleicht von einem Freunde des Autors, oder sollte letzterer außerhalb Frankfurt wirklich so unbekannt sein? Hier weiß jeder, der sich überhaupt um literarische Dinge bekümmert, daß das Buch von niemand anders herrührt als von dem bekannten talentvollen Klaviervirtuosen Ehrlich, der damit auch als Schriftsteller aufs rühmlichste debutirt hat.

Notizen.

Die schwedische Literatur und mit ihr die europäische Wissenschaft hat eine ihrer ersten Berühmtheiten durch den Tod verloren: am 28. Januar starb in Karlstad in Schweden der Bischof Agardh, als Naturforscher, Statistiker und Theolog einer der bekanntesten und verdientesten Gelehrten unserer Zeit. Karl Adolf Agardh wurde 1785 zu Båstad in Schonen geboren; seit 1799 studirte er auf der Universität zu Lund und ließ sich ebendaselbst 1807 als Lehrer der Mathematik nieder. Bald jedoch gab er diese Stellung auf, um sich ausschließlich dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Erforschung der kryptogamischen Gewächse zu widmen. Im Jahre 1812 wurde er zum Professor der Botanik und der praktischen Oekonomie an der genannten Universität befördert: denn auch als nationalökonomischer Schriftsteller war er inzwischen aufgetreten und hatte namentlich eine Kritik der Grundwissenschaften dieser Lehre veröffentlicht, die bei seinen Landsleuten großes Aufsehen erregt hatte. Im Jahre 1816 schied er aus diesem Verhältniß, um die priesterliche Weihe und damit zugleich eine Präbende zu empfangen, worauf er 1834 zum Bischof von Karlstad ernannt wurde. Seitdem beschäftigte er sich vorzüglich mit Theologie und orientalischen Sprachen, und erlangte auch auf diesem Gebiete ein bedeutendes Ansehen, wie er sich denn auch durch seine politische Thätigkeit auf verschiedenen Reichstagen von 1817—40 die allgemeinste Achtung erwarb. In Schweden liebte man es, ihn mit seinen berühmten Landsleuten Linné und Berzelius zu vergleichen und wenn er diesen auch an Tiefe der Gelehrsamkeit und universalem Einfluß nicht völlig gleichkam, so war er doch jedenfalls ein vorzüglicher Kopf, ausgestattet mit mannichfachen Kenntnissen, großer Beweglichkeit des Geistes und einer Darstellungsgabe, durch die er auch den Laien zu fesseln vermochte. Unter seinen zahlreichen Schriften nehmen die naturhistorischen die erste Stelle ein; die berühmtesten derselben sind: „Synopsis algarum Scandinaviae" (1817); „Species algarum" (2 Bde., 1820—25); „Icones algarum" (1820—23); „Systema algarum" (1824); „Essai de réduire la physiologie végétale à des principes fondamentaux" (1828); „Essai sur le développement intérieur des plantes" (1829) und das „Lärobok i botanik" (2 Bde., 1829—31), das auch ins Deutsche übertragen ward.

Der langerwartete zweite Band der „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot“ (Paris, M. Lévy-Frères und Leipzig, F. A. Brockhaus) hat endlich die Presse verlassen. Derselbe umfaßt in sechs Kapiteln die Ereignisse vom Ausbruch der Julirevolution und Guizot's Uebernahme des Ministeriums des Innern bis zum Tode Casimir Périer's und der Bildung des Cabinets vom 11. October 1832, in welchem Hr. Guizot das Ministerium des Innern an Hrn. Thiers überließ, während er selbst sich mit dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts begnügte. Angehängt sind zahlreiche „Pièces historiques“, unter denen sich manches Neue und historisch Wichtige befindet.

Ueber Laube's „Montrose oder der schwarze Markgraf“ und die Aufnahme, welche das Stück bei seiner ersten Aufführung auf dem wiener Burgtheater gefunden, enthalten jetzt die zu Wien erscheinenden „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ einen ausführlichen Bericht, auf den wir unsere Leser um so lieber verweisen, je anerkannter die Unparteilichkeit und das gesunde kritische Urtheil der genannten Zeitschrift ist. Danach hat der erste Act — wie bei den meisten Laube'schen Stücken — durch die geschickte Exposition die lebhaftesten Hoffnungen erweckt: allein die folgenden Acte haben — wiederum wie bei den meisten Laube'schen Stücken — diese Hoffnung nicht bestätigt. Es fehlt dem Stück an Handlung, der dramatische Conflict, den der Verfasser im ersten Act so gut vorbereitet, wird im zweiten und dritten völlig fallen gelassen, und da der Dichter ihn endlich im vierten Act wieder aufzunehmen sucht, ist es zu spät. Und wie an Handlung, so fehlt es dem Stück auch an richtiger psychologischer Entwickelung; die Charaktere, im ersten Act gut angelegt, zerfließen im Fortgang des Stücks einer in den andern und weisen fast gar keine unterscheidenden Merkmale auf. Auch dem Dialog rühmen die „Recensionen“ wenig Gutes nach; er ist zwar fließend und klar, verliert sich aber theils in trockene Dialektik, theils wird er durch ein falsches Streben nach Natürlichkeit trivial. Dieser Beschaffenheit des Stücks soll auch die Aufnahme im Publikum entsprochen haben; der Beifall, im ersten Acte lebhaft und allgemein, machte im zweiten und dritten einer unheimlichen Stille Platz und ließ sich auch weiterhin nur bei einzelnen Stellen sowie am Schlusse vernehmen und auch die Tags darauf erfolgte Wiederholung war nur mäßig besucht. Seitdem hat der Dichter allerhand Veränderungen und Abkürzungen mit dem Stücke vorgenommen und steht nun abzuwarten, ob es in dieser Gestalt mehr Glück machen wird.

Im J. G. Cotta'schen Verlag zu Stuttgart wird demnächst eine Prachtausgabe von Schiller's „Gedichten“, mit Illustrationen von C. Piloty, A. von Ramberg, M. von Schwind und andern erscheinen. — Von der „Schiller-Galerie“ von Friedrich Pecht und A. von Ramberg (Leipzig, F. A. Brockhaus) wurde die vierte Lieferung versandt; sie enthält Andreas Doria, Thekla, die Gustel von Blasewitz (ein höchst charakteristischer Kopf) und Tell's Knabe, sämmtliche vier von Pecht, und Lord Burleigh von Ramberg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 10. März 1859.

Ueber die bildende Kunst der Zukunft,

mit besonderer Rücksicht auf die Vereine für religiöse und historische Kunst.

Andeutungen

von

A. von Eye.

I.

Es ist in jüngster Zeit über eine „Musik der Zukunft" so oft und so vielfach verhandelt worden, daß es wol erlaubt sein wird, auch die Zukunft der bildenden Kunst zur Sprache zu bringen. Sind ja doch im Laufe der letzten Jahre in verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes ganze Vereine gestiftet worden mit der ausgesprochenen Absicht, die künftigen Entwickelungen unserer bildenden Kunst nicht nur im allgemeinen zu befördern, sondern sie auch in bestimmte Bahnen hineinzulenken. Von letzterm Bestreben wissen wir uns nun völlig frei; fern von der Leidenschaftlichkeit, mit der die Frage nach der „Musik der Zukunft" hüben und drüben erörtert worden ist, in jenem neutralen Sinne, wie man ihn sich auf dem seit langem abgekühlten und neutral gewordenen Boden der altfränkischen Reichsstadt so leicht aneignet, wollen wir hier einige Betrachtungen über die Zukunft der bildenden Kunst anstellen und bescheiden uns gern, wenn der geneigte Leser unsern Versuch nur eben als solchen gelten läßt.

Aber wo nehmen wir dabei unsern Ausgangspunkt? Auch wir waren

auf jener „deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung in München“, die soviel interessante Besprechungen hervorgerufen hat und der man, beiläufig bemerkt, nur einen etwas logischern Namen hätte geben sollen. Gleich vielen ihrer Besucher waren auch wir anfänglich fast betäubt durch die Masse des Großen und Schönen, die hier zusammengebracht war und die ein Bild von dem jüngstvergangenen und gegenwärtigen Standpunkt unserer bildenden Kunst gewährte, so vollständig und so übersichtlich, wie es schwerlich zum zweiten mal zu Stande kommen wird. Allein wie das erste Entzücken verflogen war, stellte sich bald genug die kühle Betrachtung ein und da bemerkten wir denn namentlich, daß durchschnittlich ebenso viel Sinne aus der Ausstellung herauskamen, wie Köpfe hineingegangen waren. Den einen hatten vorzüglich diejenigen Gemälde gefallen, „wo recht viel darauf gewesen“, mit andern Worten: die eine recht reichliche stoffliche Unterhaltung gewährt hatten. Andere hatten nur nach einer Veranlassung gesucht, ihr kunstkennerisches Urtheil glänzen zu lassen; diese fühlten sich in demselben Maße befriedigt, als sie Gelegenheit gefunden hatten, ihre Kennerschaft, sei es am „Gehalte“, sei es am „Machwerk“ zu prüfen. Wieder andere hatten sich bei ihrem Urtheil von den Stimmungen leiten lassen, von denen sie selbst eben beherrscht waren, die Frohen hatten sich von heitern, die Traurigen von ernsten Darstellungen angezogen gefühlt, ja einzelne hatten, unterstützt von einer noch jugendlichen Illusion, sich persönlich in die dargestellte Situation versetzt und bewundernd oder schaudernd, entzückt oder zerknirscht an dem Drama theilgenommen, das der Pinsel des Malers ihnen zur Anschauung gebracht. Eine vierte Klasse ... Aber genug! Wir lassen uns sonst am Ende verleiten, hier ein vollständiges System des Kunstgenusses zu entwickeln, während wir doch umgekehrt dies sagen wollten, daß wir unter der Zuschauerschaft auf der großen Ausstellung nur sehr wenig System und einen sehr durchgängigen Mangel an Methode in Beurtheilung des Angeschauten gefunden haben; es waren eben alles individuelle Ansichten, die sich äußerten, und ohne uns zu überheben, dürfen und mögen wir auch für die nachstehenden Betrachtungen kein höheres Recht in Anspruch nehmen als das Recht einer individuellen Meinung.

Nun aber sind es gerade diese individuellen Meinungen, es ist der scheinbar so widerspruchsvolle und wandelbare Geschmack des Publikums, von dem die Entwickelung der Kunst bisher abgehangen hat und der auch die Zukunft derselben bestimmen wird. Denn glaube man doch ja nicht, daß es die großen Meister der Vergangenheit allein gewesen, welche die Kunst und ihre verschiedenen Epochen ins Dasein riefen. Auch die größten Meister würden nur sehr wenig ausgerichtet haben, wäre nicht die Zeit und ihr Geschmack ihnen hülfreich entgegen-

gekommen. Die Gründe aber, welche die Richtung einer gewissen Zeit bestimmen und somit auch den Erfolg der Kunst bedingen, liegen niemals in der Hand eines einzelnen und sind jederzeit mächtiger als ein individuelles Talent. Die großen Meister erfreuten sich nur des Vortheils, daß ihr Auftreten mit günstigen Zeitverhältnissen zusammentraf; so gewiß nach dem bekannten Lessing'schen Ausspruch Rafael ein großer Maler gewesen, auch wenn er ohne Hände zur Welt gekommen, so gewiß mag auch mancher Rafael und mancher Dürer über und unter die Erde gegangen sein, von denen kein bewundertes Denkmal Zeugniß ablegt.

Von Ruhm und Ehre träumen nur Knaben und allenfalls Jünglinge; die Kunst des Mannes geht, wie so vieles andere, zunächst nach Brot und hat ein heiliges Recht dazu. Unter günstigen Umständen zwar kann ihr die tägliche Nothdurft in so reichem Maße zu Theil werden, daß sie dieselbe als etwas Selbstverständliches voraussetzt und in ihrem Streben weit darüber hinausgeht. Aber später wie früher wird die Kunst der Regel nach solche Werke schaffen, an denen die Welt Gefallen findet, und wer von ihren Jüngern dies zu thun verschmäht, dessen Wirken wird spurlos im Strome der Zeit zu Grunde gehen. Damit ist keineswegs behauptet, daß die Kunst nicht Kraft oder Beruf habe, auf Geschmack und Bildung ihrer Zeit auch ihrerseits veredelnd einzuwirken. Alle echte Kunst ergötzt nicht nur, sondern im Ergötzen lehrt und bildet sie zugleich und so wird auch der wahre Künstler beides sehr wohl zu vereinigen wissen; weit entfernt, den Geschmack seiner Zeitgenossen zu verachten und sich von seiner Mitwelt unabhängig zu machen, wird er vielmehr, indem er ihren Bedürfnissen und Neigungen mit Besonnenheit entgegenkommt, sich ihrer eben dadurch bemächtigen und sie in demselben Maße beherrschen, als er sie versteht.

Und so ist denn die Frage nach der Zukunft der Kunst im Grunde nichts anderes als die Frage nach dem Geschmack der Zukunft. Der Beantwortung dieser aber nähern wir uns am sichersten, indem wir uns die Gesetze klar zu machen suchen, nach denen der Geschmack der Vergangenheit wie der Gegenwart sich entwickelt hat. Denn daß solche Gesetze existiren und daß auch der Geschmack des Publikums trotz aller scheinbaren Widersprüche und Willkürlichkeiten sich im großen und ganzen in denselben Bahnen entwickelt, in denen die Entwickelung einer bestimmten Zeit vorschreitet, das bedarf für alle diejenigen, denen der Begriff der Geschichte überhaupt aufgegangen ist, keines Beweises und wird es also, wie gesagt, nur darauf ankommen, den Geschmack der Vergangenheit zu verstehen und kennen zu lernen, um die Bahnen zu bestimmen, in denen, getragen natürlich von immer höherer Bildung, immer reinerm Gefühle und immer hellerm Bewußtsein, auch der Geschmack der Zukunft sich zu immer größern Zielen entwickeln wird.

In den Anfängen unserer Kunstgeschichte war es, ganz ähnlich wie in der Literatur, die Kirche, welche den Kunstsinn des Volks zugleich anregte und befriedigte. Der Geschmack des Volks war seine Andacht, der religiöse Standpunkt der einzige, den es in der Welt des Geistes überhaupt einnahm. Von einem prüfenden und vergleichenden Urtheil, von einer Kunstkritik konnte unter diesen Umständen natürlich nicht die Rede sein; mit voller inbrünstiger Hingebung betete man vor Bildern, die durch ihre mangelhafte künstlerische Beschaffenheit auf den heutigen Beschauer so störend einwirken würden, daß gar keine Hingebung, keine Sammlung des Gemüths in ihm entstehen könnte — Bilder, über die heutigen Tags selbst der gemeine Mann mit der Bezeichnung der „Oelgötzen“ sich spottend hinweggesetzt hat und die auch der Kenner nicht mehr vom ästhetischen, sondern nur noch vom geschichtlichen Standpunkte, nicht als Kunstwerke, sondern nur noch als Momente und Zeugnisse einer bestimmten Culturepoche zu betrachten vermag. Erst kurz vor der Reformation, da das innere Leben der Nation überhaupt frischer, seine Empfänglichkeit größer, seine Empfindung inniger wurde, begann man allmählich auch der Kunst abzumerken, ob, wann und in welchem Grade ihre Leistungen den Ansprüchen und Bedürfnissen des eigenen Innern entsprachen; das einseitig religiöse Interesse erweiterte sich zum gemüthlichen überhaupt. Wer die Werke Martin Schongauer's kennt, der weiß auch, daß dieselben nach unsern Begriffen, wegen der zum Theil absichtlich ganz vernachlässigten Formen, zu dem Widerwärtigsten gehören, was die kirchliche Kunst hervorgebracht hat. Und dennoch gab die Zeit diesem unschönen Maler „wegen seiner Kunst“ den Beinamen Hübsch Martin oder Martin Schön: weil er es nämlich verstand, durch den bloßen Ausdruck des Gesichts, durch die Haltung des magern Körpers einen Geist zur Sprache zu bringen, der dem Höhepunkt des damaligen Seelenlebens entspricht und demselben zu einem vollkommen reinen und unverfälschten Ausdruck verhilft. Allein man beachte wohl: es war immer nur der Geist ihrer Zeit, was Martin Schön und seine Zeitgenossen wiederzugeben vermochten, nur die ekstasische Stimmung der gläubig hingegebenen Gemeinde, wie sie damals das Seelenleben unsers Volks noch beherrschte. Von einer objectiven Erfassung ihres Gegenstandes waren diese Künstler so weit entfernt wie die Mehrzahl ihrer Collegen vor und nach ihnen. Nur den alten Kölnern muß in einzelnen Fällen wenigstens zugestanden werden, daß sie wirkliche Heilige darzustellen wußten, d. h. nicht blos solche, in denen der Beschauer seine eigene andächtige, hingebende Stimmung wiederfand, sondern die im Stande waren, diese Stimmung auch selbständig zu erwecken. Allein über diese Götter zweiten Ranges gingen auch sie nicht hinaus, in die höhern und höchsten Regionen des christlichen Olymps einzudringen und

von dort Anschauungen auf die Erde mitzubringen, die himmlisch und menschlich zugleich, das vermochten auch sie nicht, wie dies höchste Wagstück der Kunst, unserm Dafürhalten nach, überhaupt nur Einem vollständig gelungen ist — dem Einen, der keinen zweiten neben sich hat, Rafael.

Auf Rafael paßt das Wort, womit man den Unterschied der altägyptischen Kunst von der hellenischen charakterisirt: daß nämlich die Erzeugnisse jener nur etwas bedeuten, diese aber wirklich sind, was sie bedeuten sollen. So haben auch die meisten Künstler, welche auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst arbeiteten, nur solche Heilige und solche Bilder der Gottheit geschaffen, in denen dieser ihr heiliger und göttlicher Inhalt nur angedeutet, nur durch äußere Zeichen, durch Verkleidung und Geberdung, gewissermaßen symbolisch dargestellt wird. Rafael dagegen stellt unsern bewundernden Blicken die Gottheit selbst dar, soweit sie menschlichem Begriffsvermögen irgend faßbar ist; er zeigt sie uns im Bilde, wie wir sie uns als wirklich denken. Seine Christuskinder z. B. stellen sich nicht blos, als ob sie die Welt erlösen wollten, sondern in dem Geiste, dem Seelenfeuer, das aus ihren Augen leuchtet, erkennen wir sofort, daß sie es dereinst wirklich thun werden, thun müssen, obwol sie vielleicht selbst noch nichts davon ahnen. Betrachten wir beispielsweise das in der Pinakothek zu München befindliche schöne Bild, die heilige Familie mit dem Christ- und Johanneskinde. Das erstere ist ein Knabe von schönem, etwas weichen Körperbau, der eben die Schwelle der ersten Kindheit verläßt, aber noch ganz in der Dämmerwelt der frühesten Jugend lebt; mit seinem Altersgenossen Johannes spielend, bewegt er sich, wie Kinder dieses Alters es zu thun pflegen. Und so mögen sie schon lange gespielt haben, ohne besonders aufeinander zu achten, bis der Zufall jenen Moment herbeiführt, den das Bild uns versinnlicht: das Auge des Johannes, im Spiel das Antlitz seines Gefährten streifend, dringt — wir wollen nicht sagen tiefer — nur gerader in das des Jesuskindes, und blitzartig fühlt der Knabe sich von etwas berührt, was sein ganzes Dasein von Grund aus aufregt und erschüttert. Durchschauert von der Ahnung des Göttlichen, bewundernd, verehrend, aber ohne die leiseste Spur von Altklugheit oder unkindlicher Abrechnung mit sich selbst, blickt Johannes den Christusknaben an; vielleicht schon im nächsten Augenblick wird der Eindruck vorübersein und beide werden unbefangen weiter spielen wie vorher — allein der Funke, der sich in diesem Augenblick in die Seele des Johannes gesenkt hat, der bleibt, der verlöscht nicht wieder, der wird ihn durchglühen zum Propheten. Und machen wir es nun wie Johannes, schauen auch wir dem Christuskinde, das hier ohne irgendeinen Anspruch in der reinen Majestät der Unschuld vor uns steht, in das große sinnige und doch so kindliche Auge: o gewiß, auch wir fühlen uns getroffen, gleich dem Jo-

hannesknaben, auch uns durchzuckt eine gewisse Ahnung des Göttlichen und vermögen wir uns den Grund unserer Empfindung auch vielleicht ebenso wenig zu erklären wie der spielende Johannes, gleichviel, so tragen wir doch eine Verehrung, eine Bewunderung davon, die, wenn sie uns auch nicht schließlich zum Propheten macht, dennoch unser gesammtes inneres Leben heiligend und reinigend durchdringt und uns nie wieder völlig verläßt, solange Sinn und Gefühl uns offen bleiben.

Nichts bemerken wir an diesem Jesuskinde, was nicht dem Kinde als solchem zukäme, und doch sehen wir gleichzeitig die ganze Macht und Seligkeit des göttlichen Geistes in ihm lebendig. Das ist wahrhaft ein kindgewordener Gott; dieser Knabe kann und wird die Welt besitzen. Und alles dieses merken wir der himmlischen Erscheinung an und können doch nicht sagen, durch welche Mittel der Künstler es ausgedrückt hat; es ist derselbe unbegreifliche göttliche Geist, der unter seiner Hand sich in Licht und Farbe kleidete und der unter dem Rathschluß der Vorsehung in der Geschichte selbst Fleisch und Blut einnahm.

Versucht einer von uns Neuern das Christuskind darzustellen, so läßt er es die Hand zum Segnen erheben oder die Arme fromm über der Brust kreuzen und sehnsüchtig im Gebet hinaufschauen; auch umgeben wir sein Haupt wol mit einem Flammen- oder Strahlenkranze und lassen um seinen Mund ein holdseliges Lächeln spielen. Aber trotz Lächeln und Flammenkranz — es ist und bleibt doch nur ein armseliges Menschenkind, wenn nicht gar eine Wachspuppe. Ueber die Anachronismen der ältern Maler, wenn z. B. auf alten Darstellungen der Verkündigung Mariä die heilige Jungfrau bereits vor einem Crucifix kniet, lächeln wir halb vornehm, halb mitleidig und begehen doch selbst Verstöße gegen Natur und Logik, die zum mindesten um nichts besser sind. Oder wie kann man einen Säugling darstellen, der schon schulgerecht die Hände falten kann? wie einen Knaben, der den eigenen Drang, wir möchten sagen die Anmaßung in sich trägt, zu segnen? Und könnte man es auch, so wäre man der Aufgabe, ein wirkliches Christuskind darzustellen, damit doch noch um keinen Finger breit näher gerückt.

Aber, wirft man uns ein, wer wird auch überall den höchsten Maßstab anlegen? Warum nicht zufrieden sein mit dem, was eine bestimmte Zeit nun einmal zu leisten vermag? Dieser Rigorismus, der überall nur das Höchste fordert und keinen Maler gelten läßt außer Rafael, ist er nicht in Wahrheit der ärgste Feind der Kunst und wird nicht mit ihm alles frische und unbefangene Streben zu Grabe getragen? Möglich: doch kann auch niemand von einem derartigen Rigorismus entfernter sein als wir. Im Gegentheil, die deutsche Gründlichkeit, die da meint, es sei nichts geschehen, solange nicht alles geschehen, ist uns von jeher nur als eine sehr zweideutige Tugend erschienen; Halbheit

und Mittelmäßigkeit sind ja auf Erden so unsterblich wie der Geist im Himmel und wie jetzt, so werden auch künftig Frivolität und Bigoterie ihre Nahrung suchen und finden. Also davon, daß wir nichts wollten gelten lassen als nur immer das Höchste der Kunst, ist keine Rede; wol aber fürchten wir, wird die fortschreitende Zeit selbst, die Zukunft wird ihre Anforderungen an die Kunst überhaupt und namentlich an die religiöse steigern.

Bei unserer Anwesenheit auf der münchener Kunstausstellung ließen wir neben der Betrachtung der Bilder uns namentlich auch angelegen sein zu beobachten, wie, diesen Bildern gegenüber, das Publikum sich verhielt. Und da mußten wir denn von neuem wahrnehmen, wovon wir auch sonst schon nur allzu häufige Gelegenheit gehabt hatten uns zu überzeugen: nämlich daß die Aufnahme von seiten des Publikums vorzugsweise eine verstandesmäßig kritische war, während von Pietät und gemüthlicher Empfänglichkeit sich wenig, von Glauben nichts verspüren ließ. Ganz besonders aber waren es die Bilder religiösen Inhalts, über die das Publikum sich in schonungslosester Weise äußerte. Es waren die seltenern und glücklichern Fälle, wenn der Künstler und sein Werk nur einigermaßen vor dem verwerfenden Urtheil der Menge Stand zu halten vermochten; davon, daß irgendein Gemälde dieser Gattung einen erhebenden und erbauenden Eindruck gemacht hätte, haben wir nirgends etwas bemerkt. Die Aeußerungen des Publikums waren zuweilen sehr naseweis, sehr frivol — und doch konnte man den Leuten im allgemeinen nicht unrecht geben. Erinnern wir uns z. B. an eins der umfangreichsten, auch auswärts vielgepriesenen Gemälde: „Christus erweckt Jairi Töchterlein" von Gustav Richter, das nahe dem Eingang aufgestellt war. Das Bild hat gewiß im einzelnen seine Vorzüge; namentlich ist wahr und schön dargestellt, wie die neu ins Leben Gerufene, vom ersten Strahl des wiedererwachenden Bewußtseins durchzuckt, verwundert aufblickt und sich müht, den Todesschlaf, der sie noch traumartig umfängt, vollständig abzuschütteln. Aber nun der Christus, der vor ihr steht! Nein wahrhaftig, dieser Heiland ist nimmermehr im Stande, dies Wunder noch irgendein anderes zu verrichten; wir hörten ihn mit einem „jüdischen Privatdocenten" vergleichen, der vielleicht im Stande sei, das Wunder zu beweisen, aber nicht es zu vollbringen, und so boshaft der Vergleich ist, so viel Treffendes enthält er. Es fehlt dem Bilde bei allen äußern Vorzügen an innerer Wahrheit, und dieser Mangel ist so groß, daß er seine Wirkung auch auf diejenigen ausübt, die sich nicht sogleich Rechenschaft davon geben können. Die Zeiten, wo ein paar Schlüssel den Petrus und zwei Schwerter den Paulus machten oder wo jeder am Kreuz aufgezogene Leichnam sogleich als der Sohn Gottes galt, sind eben vorüber und darum sollten Künstler, die nur

dieser äußern Staffage Herr sind, derartige Stoffe lieber ganz unberührt lassen.

Aber der Verein für christliche Kunst will ja im Gegentheil die religiösen Darstellungen befördern und vermehren helfen. Haben die würdigen Männer, die zu diesem Ende zusammengetreten sind, sich wol wirklich ganz klar gemacht, was sie damit bezwecken? Kann ihnen wirklich daran gelegen sein, Futter für die Kritik hervorzubringen? Oder beabsichtigen sie gar (wozu es hier und da allerdings nicht wenig den Anschein hat), das Volk im Ernst zu den alten Götzen zurückzuführen, damit sie selbst um so sicherer die adäquaten Priester spielen können? So würden sie mit derartigen Bestrebungen die Kritik erst recht herausfordern.

Jene echten Künstler, um die es allein noth thut, werden die Vereine weder auf religiösem noch auf irgendeinem andern Gebiete hervorrufen. Dennoch ist es keine Frage, daß auch der echte, der von Gott selbst berufene Künstler von der allgemeinen Strömung der Zeit gefördert und gehoben werden muß, wenn er zu erwünschter Wirksamkeit gelangen soll. Und daß gerade hier durch einen von vernünftigen Principien geleiteten, sich in bescheidenen Schranken haltenden Verein außerordentlich viel geleistet werden könnte, darüber waltet kein Zweifel; nur ist es eben leider die vernünftige Einsicht, woran es den guten Leuten am allermeisten gebricht.

Man sieht die christliche Kunst in einem Rückgange begriffen, und nicht blos die Kunst, nein, auch das Christenthum selbst. Schnell vereinigt man sich, um dieses wie jenes zu heben. Oder eigentlich nur das letztere. Denn die Hand aufs Herz: um die Kunst als solche ist es, mit sehr wenigen und sehr anzuerkennenden Ausnahmen, diesen Vereinen im allgemeinen gar nicht zu thun, man hat nur erkannt, welchen gewaltigen Einfluß die Kunst heutzutage auf die Massen ausübt und so will man diese Wirksamkeit denn zu Gunsten gewisser religiöser Tendenzen ausbeuten. Verstände man das Wesen der Kunst richtig, wüßte man, wie sie sich niemals auf die Dauer zu Nebenzwecken gebrauchen läßt, sondern immer nur dem einen Hauptzweck, der Veredelung und Aufklärung der Menschheit dient, so würde man vielleicht ganz anders verfahren. Aber freilich wüßte man dann auch, daß das Christenthum, als gottgegebene geistig sittliche Macht, auf dem gottgeschaffenen sittlich geistigen Boden der Menschheit niemals wirklich in Abnahme kommen kann, sondern daß eine derartige Abnahme immer nur scheinbar, nur für unsere blöden und unzulänglichen Blicke stattfindet. Es bildet ja mit den Hauptinhalt des Christenthums, daß darin der Geist zu Fleisch geworden, und so ist es auch eine nothwendige Folge davon, daß er sich an die irdischen Bedingungen von Zeit und Raum gebunden hat

und seine Erfolge nur unter ihrem Einfluß erlangt. Was uns daher als Einschlummern oder Absterben des Geistes erscheint, ist in Wahrheit nur eine von uns unverstandene Thatsache seiner eigenthümlichen Oekonomie, eine Höllenfahrt, aus der er regelmäßig zu höherm Lichte und zwar mit Eroberung neuer und tiefer gelegener Regionen des Erdgebietes zurückgekehrt.

Im übrigen brauchen wir uns, um die christliche Kunst zu beurtheilen und zu befördern, gar nicht auf das Gebiet der biblischen Darstellungen zu beschränken. Auch in jedem andern Kunstwerke kann sich ein christlicher Geist offenbaren, der ja im Grunde kein anderer ist als der Geist echter Humanität und Menschlichkeit — natürlich nicht einer Voigt'schen Menschlichkeit, die Geist und Seele für ein Secret des Körpers erklärt, sondern einer solchen, die das Göttliche und Ewige als ihr unverlierbares Theil in sich selber trägt. Selbst die einfachsten Vorgänge der biblischen Geschichte sind so unendlich reich an Vorwürfen sowol für die Thätigkeit des Lebens wie der Kunst, daß sie jeder Anschauung und jedem Bedürfnisse der Zeit, wie dieselbe sich auch zum Ganzen des christlichen Lehrbegriffs verhalten mag, eine reichliche und fruchtbare Nahrung bieten. Diesen Geist der Zeit in seiner jedesmaligen Entfaltung zu belauschen, wäre unter anderm Sache solcher Vereine, die ja zum Theil die gelehrtesten und erleuchtetsten Männer unter ihren Mitgliedern zählen, und jedenfalls würde auf diese Weise im Volk ein tieferes Verständniß für die Kunst und darum auch ein lebhafteres Interesse für dieselbe erweckt werden, als es auf dem gegenwärtig eingeschlagenen Wege jemals geschehen kann. Allerdings hält es schwer, inmitten der Gegenwart, von ihren Strömungen umflossen, ja selbst davon hin- und hergetrieben, über Wollen und Vermögen derselben völlig klar zu werden. Doch werden wir unterstützt durch die Analogien früherer Epochen, und wozu hätten sie denn gelebt, jene großen Geister der Vergangenheit, welche, ihre Zeit überragend, zugleich als Verkünder der künftigen dienen, als daß wir von ihnen lernen sollen? Ist es nicht z. B. ebenso auffallend als lehrreich, daß Rafael unter seinen zahlreichen Darstellungen aus Bibel und Legende kaum mehr als einmal einen leidenden Christus, unter den bedeutendern wenigstens keinmal den gekreuzigten dargestellt hat? Auch Albrecht Dürer ist in seinen Darstellungen des leidenden Christus bei weitem nicht so großartig und vielsagend wie da, wo er den Kämpfer und Sieger vorführt. Freilich kehrt die gesammte Kunst des Mittelalters, zumal in Deutschland, mehr — wir möchten sagen die Nachtseite des Christenthums, das absolute Leiden, den Tod, die Martern hervor; nicht die Seele des Beschauers zu erheben und zu befreien, sondern sie zu erschüttern und zu bewältigen, war die vornehmste Aufgabe des mittelalterlichen Künstlers. Aber das

Mittelalter liegt eben hinter uns und so dächten wir, wäre es endlich an der Zeit, daß auch in der Kunst der Ueberwinder des Todes vom Kreuze abgenommen, der Auferstandene den Schauern des Grabes entrückt würde. Es hatte einen Sinn und war wohlgethan, diese negative, vielmehr negirende Seite der Religion hervorzukehren, solange es wirklich etwas zu verneinen und zu bewältigen gab, solange die rein elementare Natur des Menschen erst in die Schranken versetzt werden mußte, innerhalb deren der Geist sich darüber auferbauen konnte. Jetzt jedoch, nachdem dies zur Genüge, ja zum Ueberfluß geschehen, nachdem ein Jahrtausend innern Kämpfens und Ringens über die Menschheit dahingezogen ist, ja da längst die umgekehrte Gefahr droht, nämlich daß unsere geistige Bildung sich verflüchtige in Abstraction und falschen Idealismus, aus dem als nothwendiger Bodensatz dann wieder der gröbste Materialismus hervorgehen muß — jetzt, meinen wir, wäre es höchste Zeit, im Leben wie in der Kunst die positiven, die wahrhaft erlösenden und belebenden Elemente des Christenthums zu erfassen und zu bearbeiten.

Wende auch niemand ein, daß es im Volke noch gar viele ungebildete, elementare Gewalten gibt, die noch erst überwunden werden müssen; soweit diese der Kunst zugänglich sind, wird für sie schon durch unsere Kupferstecher am Rhein, in Nürnberg, Regensburg ꝛc. gesorgt. Will dagegen der Verein für Beförderung christlicher Kunst Aufgaben stellen, die der Kunst wie dem Volke wirklich zu gute kommen und nicht blos einer einseitigen kirchlichen Richtung dienen, so wähle er eine Verklärung, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt, und es möge dann an diesen Stoffen ein tüchtiger Künstler zeigen, wie weit seine Kraft reicht und ob er im Stande ist, in diesen historisch festgestellten Typen den ewigen und wirklichen Geist sowol der Gottheit als der Menschheit zur Anschauung zu bringen, sodaß dem Beschauer aus der Wahrheit des Bildes die Gewißheit des eigenen Selbst hervorgeht und er in bestimmt ausgeprägter Form die Verwirklichung seiner eigenen dunkeln Ahnung gewahrt. Damit verlangen wir keineswegs, daß hinfort die eigentlichen Leidensmomente aus der Kunst verbannt werden: nur male man nicht mehr das bloße nackte Leiden, nicht mehr die Ergebung ohne Erhebung, die Beugniß ohne Zeugniß. Diese Art von Gemälden, die uns nur das Leiden Christi ohne seinen Sieg darstellt, ist ebenso widerwärtig, wie wenn ein ungeschickter Pfarrer die Kanzel erdröhnen macht von Bußreden und Verwünschungen, und auch ebenso unchristlich.

Allein hier sind wir im Begriff, uns auf das Feld der Theologie zu verirren und das hat, seit der Begriff der Ketzerei durch das jüngste Concil von Mecklenburg auch in den Protestantismus eingeführt ist,

seine Gefahren. Wir überlassen daher dem Leser das Weitere der Betrachtung und wenden uns noch mit einem Blicke von der kirchlichen zur profanen Kunst.

Der Entwurf eines neuen Ehegesetzes in Preußen.

I.

Auf keinem andern Gebiete hat die einseitige Richtung, welche die Staatsmänner verfolgten, denen die Geschicke des preußischen Volks während der letzten zehn Jahre anvertraut waren und deren unlängst erfolgter endlicher Rücktritt von ganz Deutschland als der Beginn einer neuen glücklichern Epoche begrüßt worden ist, so viel Unheil angerichtet und eine solche Verwirrung der Geister hervorgerufen als auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens. Wir wollen gern glauben, daß es den Männern selbst ernst damit gewesen und daß sie nur ihrer eigenen aufrichtigen Ueberzeugung gefolgt sind, indem sie die Form über den Geist, das Gesetz über die Sitte zu stellen und mit äußerlichen Mitteln, mit Zwangsmaßregeln, Drohungen und Strafen eine Kirchlichkeit zu erwecken suchten, die doch allein nur dann von Werth ist, wenn sie sich als der unmittelbare und naturgemäße Ausdruck eines innerlich vorhandenen religiösen Lebens zu erkennen gibt. Wie wohlgemeint daher jene Bestrebungen auch gewesen sein mögen, so schädlich waren sie doch in ihren Resultaten; man wollte das Christenthum befördern und beförderte nur die Heuchelei, man rühmte sich, der Kirche die langentbehrte Unabhängigkeit vom Staat zurückzugeben und erzog sich damit nur ein Geschlecht fanatischer und herrschsüchtiger Priester, welche die ihnen vergönnte Freiheit nur benutzten, den Staat ihrerseits unter das Joch der Kirche zu beugen.

Denn allerdings hört es sich ganz gut an und, richtig verstanden, liegt auch eine große und fruchtbare Wahrheit in dem Satze, daß die Kirche sich selbst regieren und der Staat sich nicht anmaßen soll, durch weltliche Maßregeln die Freiheit und Selbständigkeit der religiösen Entwickelung zu beschränken. Allein unmöglich kann und darf diese Selbständigkeit so weit ausgedehnt werden, daß es der Kirche freisteht, sich gegen den Staat selbst aufzulehnen und die Zwecke desselben zu kreuzen. Die Kirche selbst existirt als solche nur, insofern ein Staat existirt; außerhalb des Staates und seiner schützenden Ordnung gibt es auch keine Kirche. Es ist daher nicht nur recht und billig, sondern auch die Sicherheit der Kirche selbst, ja ihr eigener Begriff erfordert es, daß sie diese schützende Ordnung des Staates anerkennt und, indem sie das ihr eigenthümliche Gebiet streng innehält, jede Ausschreitung in das politische

Gebiet und damit auch jeden Conflict mit dem Staat und seinen Ordnungen vermeidet. Es wird dies aber um so leichter und sicherer geschehen, je genauer das Gebiet der Kirche selbst abgegrenzt ist und je mehr dieselbe sich darauf beschränkt, nur dem religiösen Leben des Volks Ausdruck und Gestalt zu verleihen.

Indem nun aber jene preußischen Staatsmänner dies religiöse Leben selbst durch äußerliche Mittel zu erwecken und zu steigern suchten, indem sie eine Kirchlichkeit beförderten auch ohne lebendigen religiösen Inhalt oder doch über das Maß dieses Inhalts hinaus, ermunterten sie eben dadurch die Kirche, auch ihrerseits über ihre Schranken hinauszugehen und sich Rechte anzumaßen und Einflüsse zu erstreben, die ebenso sehr dem Geiste unsers Jahrhunderts wie der wohlverstandenen Aufgabe der Kirche selbst widersprechen. Der Staat, mistrauisch gegen sich selbst, getrieben von dem dunkeln Bewußtsein, jener sittlichen und geistigen Uebereinstimmung mit seinen Angehörigen zu entbehren, die allein das Glück und die Dauer der Staaten zu begründen vermag, warf sich gleichsam hülfesuchend der Kirche in die Arme; von ihr verlangte er jene Wiederherstellung der Autorität und jene Bändigung der Gemüther, die er selbst nicht erreichen konnte, eben weil es ihm an der innern Uebereinstimmung mit den Staatsangehörigen fehlte. Da ging es denn, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: der Bundesgenoß machte sich zum Herren, der Staat, des Beistands der Kirche bedürftig, mußte diesen Beistand mit Opfern erkaufen, die seine eigene Freiheit und Selbständigkeit gefährdeten. Daher diese unaufhörlichen Conflicte zwischen geistlicher und weltlicher Macht, welche die Geschichte unserer letzten zehn Jahre charakterisiren und die in demselben Maße an Ausdehnung gewannen, wie die Nachgiebigkeit und Schwäche des Staats zunahm; daher dieser wachsende Hochmuth der Geistlichen, die bald kein Bedenken mehr trugen, die Gesetze des Staats, dieselben Gesetze, zu deren Aufrechterhaltung sie gleich allen übrigen Bürgern verpflichtet waren, für unverbindlich zu erklären; daher endlich dies System geistlicher Spionage und Ketzerriecherei, das alle Schichten der Gesellschaft mehr und mehr durchdrang und in demselben Maße das sittliche Leben des Volks ertödtete, wie dadurch das kirchliche Leben gefördert werden sollte.

Am empfindlichsten und scheinbar unversöhnlichsten zeigten diese Conflicte sich da, wo die Kirche eigentlich am allerwenigsten mitzusprechen hatte und wo daher ihre Anmaßungen am allerbeschwerlichsten fielen, in den Angelegenheiten der Ehe. Ganz gewiß ist die Ehe ein göttliches Institut, in demselben Sinn, wie überhaupt alles, was die Vernunft, die Idee, das Göttliche im Menschenleben repräsentirt, göttlichen Ursprungs ist. Aber ebenso gewiß ist sie kein kirchliches Institut, wenigstens nicht bei uns Protestanten. Es ist ein Irrthum oder vielmehr, da ja eben

die Geistlichen mit der Geschichte der Kirche am besten vertraut sein und daher auch am ersten wissen sollten, daß es einmal so etwas wie eine Reformation der Kirche durch Luther gegeben hat — es ist eine Anmaßung und willkürliche Verkennung des ihr gebührenden Standpunktes, wenn die Kirche sich schlechthin als den Generalpächter alles Göttlichen auf Erden betrachtet. Das mag einmal so gewesen sein, es mag einmal eine Zeit gegeben haben, wo die Kirche der einzige Träger des Göttlichen war und wo ihre Schlüssel in der That das einzige Werkzeug, den Himmel der Idee zu öffnen. Allein diese Zeit ist längst vorüber, wenigstens in der protestantischen Welt; wie die Reformation den Unterschied aufhob zwischen Laien und Priester und wie jetzt jeder, auch ohne die Gnadenmittel der Kirche, durch die Kraft seiner sittlichen Ueberzeugung die Fähigkeit besitzt, sich mit dem Göttlichen zu vermitteln, so gibt es jetzt auch außerhalb der Kirche, im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst noch gar viel des Göttlichen, das von dieser seiner göttlichen Eigenschaft nichts einbüßt, auch wenn es nicht in Tempeln angebetet wird und wenn die Kirche nicht ihr Siegel darauf setzt.

Ein solches göttliches, aber nicht kirchliches Institut ist, wie gesagt, die Ehe und war es daher ein höchst gefährlicher Misgriff, als die Hierarchie unserer Tage sich gerade das Gebiet der Ehe zum Haupttummelplatz ihrer herrschsüchtigen Bestrebungen aussuchte. Die Ehe war vor dem Staat und vor der Kirche, sie ist weder ein politisches noch ein kirchliches Institut, sondern sie ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft überhaupt, die erst mit der Ehe beginnt. Wohl aber ist die Ehe eine Voraussetzung des Staats, insofern erst aus der Ehe sich die Familie entwickelt, dies Fundament der Gemeinde und alles staatlichen Daseins überhaupt. Zwischen der Kirche und der Ehe bestehen solche Bande nicht, im Gegentheil, die Kirche hat sich der Ehe zu verschiedenen Zeiten feindselig erwiesen, sie hat sie nur zugelassen und geduldet als einen Nothbehelf um der Schwäche der Creatur willen, während sie die Ehelosigkeit für den höhern, den eigentlich christlichen Zustand erklärte, weshalb sie denselben auch ihren unmittelbaren Dienern und Gefäßen, den Priestern, zur Vorschrift machte. Es hat daher auch wol der Staat, als welcher selbst erst aus der Familie und somit aus der Ehe hervorgegangen ist, ein Interesse und also auch eine Pflicht und ein Recht, die Ehe zu schützen und zu regeln, nicht aber kann der Kirche, die als solche mit der Ehe gar nichts zu schaffen hat, ein derartiges Recht zugestanden werden. Mit der Kirche kommt die Ehe erst durch die Person der Ehegatten in Berührung; so viel oder so wenig kirchlichen Sinn und kirchliches Bedürfniß ein bestimmtes Ehepaar hat, so viel oder so wenig wird es auch Bedacht darauf nehmen, seinen Ehestand mit seinem kirchlichen Verhalten in Uebereinstimmung zu bringen,

es wird den Schutz und den Segen der Kirche nachsuchen, wenn dieser Schutz und dieser Segen ihm Bedürfniß ist, und es wird der kirchlichen Gnaden ohne Bedauern entbehren, wenn diese Gnaden für seine Ueberzeugung nicht existiren.

Das hört sich heutzutage sehr ketzerisch an und ist doch in Wahrheit vor Jahrhunderten schon nicht nur von unzweifelhaft frommen und kirchlich gesinnten Männern ganz ebenso ausgesprochen, sondern es ist auch praktisch danach verfahren worden. Die Nothwendigkeit der priesterlichen Einsegnung zur Gültigkeit einer Ehe ist verhältnißmäßig von ziemlich jungem Datum. In der ältesten Zeit der Kirche genügte eine bloße Anzeige des beabsichtigten Eheverlöbnisses von seiten des Brautpaars vor dem Bischof der Gemeinde, der dann allerdings seinen Segen ertheilte, doch war nicht dieser Segen, sondern die Erklärung des Brautpaars war die Hauptsache. Ganz ähnlich verhielt es sich auch mit der Ehescheidung; auch diese erfolgte in ältester Zeit durch einfache Erklärung der betreffenden Ehegatten und erst seit Karl dem Großen wurde, mit Einführung der römisch-kirchlichen Gesetzgebung, Schließung wie Lösung der Ehen zu einem Monopol der Geistlichkeit gemacht. Zur Zeit der Reformation aber sprach es Luther selbst ausdrücklich aus, daß der Ehestand ein weltlich Ding, dem die Kirche wol ihren Segen nicht versagen wolle, wo und wann derselbe nachgesucht werde, im übrigen aber habe die Kirche mit der Ehe nichts zu schaffen. Und das sagt derselbe Luther, der die Ehe übrigens (man lese nur seinen „Sermon vom ehelichen Leben", zuerst gedruckt 1519, wo die Ehe sogar noch als ein Sacrament gefeiert wird) so nachdrücklich als eine göttliche Einrichtung anerkennt, derselbe Luther, dessen Namen die kleinen Päpste unserer Zeit so vielfach im Munde führen, aber nur, um ihn durch ihre Werke zu verleugnen!

Diese neuen Päpste maßten sich denn also auch auf dem Gebiete der Ehe eine Herrschaft an, die nicht nur zu einer unaufhörlichen Quelle der widerwärtigsten und gehässigsten Streitigkeiten wurde, sondern die auch die Autorität des Staats endlich völlig zu vernichten drohte. Die Kirche begnügte sich nicht mehr mit jenem Antheil an der Regelung der ehelichen Verhältnisse, welchen ihr die Gesetzgebung seit der Reformation verstattet hatte, nein, sie wollte die Ehe ausschließlich unter die Aufsicht und die Gewalt der Kirche zurückführen. Nirgends haben die katholisirenden Tendenzen unserer modernen Geistlichkeit sich deutlicher verrathen als in ihrem Verhalten zur Ehe; jene Schlüssel St.-Petri, zu binden und zu lösen, sollten ihr für den Anfang wenigstens insoweit zurückgegeben werden, als es der Kirche allein vorbehalten blieb, Ehen zu schließen und zu trennen. Das Recht der weltlichen Gesetzgebung wurde dabei vollständig ignorirt, wenn es nicht geradezu

geleugnet ward. Der weltliche Richter hatte gut scheiden, die Kirche erkannte seinen Scheidungsspruch nicht an, sie betrachtete die Ehe, welche das weltliche Gesetz getrennt hatte, noch als fortbestehend und versagte auf Grund dieser fortbestehenden Ehe die zweite Trauung und damit, nach den einmal bestehenden Vorschriften, die Möglichkeit einer zweiten Ehe selbst. Ja es sind Fälle vorgekommen, wo die Wiederverheirathung dem geschiedenen Ehegatten versagt ward, selbst nachdem der andere Ehegatte gestorben, blos weil die Scheidung aus Gründen erfolgt war, welche die Kirche nicht als schriftgemäß betrachtet. Das hieß denn doch noch katholischer sein als die katholische Kirche selbst!

Lord Byron's Ode an Napoleon Bonaparte.

Uebertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

Vorbei! Ein König gestern noch,
Der Königen gebot,
Und heut ein elend Nichts und doch
Nach solchem Fall nicht todt!
Die Welt macht' er zum Leichenfeld,
Und dieser kronenreiche Held
Lebt noch in Schimpf und Noth?
Nie, seit dem Sturz des Lucifer
Fiel Mensch noch Teufel tief wie er!

Die sich gebeugt in Huldigung,
Schlugst du mit Fluch und Weh'n,
Und blind vor Selbstbewunderung
Lehrt'st du die andern seh'n.
Der Anbetung, die dich umgab,
Bot'st du zum Lohn nichts als das Grab.
Du lehrtest uns versteh'n,
Nun du so tief gefallen bist,
Wie Ehrgeiz klein und nichtig ist.

Dank für die gute Lehre! Sie
Lehrt künftigen Kriegern mehr,
Als es vermag Philosophie
Und je vermocht' bisher;
Der Zauber wich auf immerdar,
Die Menschheit kniet vor dem Altar
Des Kriegsgotts nimmermehr —

Sie spricht dem eitlen Götzen Hohn,
Deß Stirn von Erz, deß Fuß von Thon.

Der donnernde Triumph des Kriegs,
Des Schlachtfelds Opferrauch,
Die erz'ne Stimme steten Siegs,
Für dich der Lebenshauch;
Und Scepter, Schwert, die du nur trugst,
Daß du die Menschheit niederschlugst,
Wie alles and're auch
Schwand hin! O welche Qual verheißt
Dir die Erinn'rung, dunkler Geist!

Der Unheilbringer selbst in Pein!
Der Unbesiegte wich!
Der Richter aller Welt zu sein
Gewohnt — fleht jetzt für sich!
Ist's Todesfurcht, die aufrecht hält
Nach solchem Wechsel in der Welt,
Hoffst du noch kaiserlich?
Stirb als ein Fürst, leb' als ein Sklav'!
Du wähltest höchst unfürstlich brav!

Der einst den Eichenstamm getheilt
Sah erst zu spät, daß er
Beim Rückprall selbst sich eingekeilt,
Entsetzt schaut' er umher.
Voll Uebermuth auf deiner Bahn
Hast du ein gleiches Werk gethan,
Dein Fluch drückt dich noch mehr!
Denn jenen fraß des Walds Gethier,
Du nagst am eig'nen Herzen dir!

Der Römer, als er übersatt
Von Römerblute war,
Warf hin den Dolch, verließ die Stadt,
Groß, wenn auch ein Barbar.
Und höhnend schaut' er nieder noch
Aufs Volk, das fröhnte seinem Joch
Wie eine Sklavenschar —
Die Stunde war sein einziger Ruhm,
Wo er hinwarf sein Herrscherthum!

Der Spanier, als der Herrschaft Glanz
Ihm nichtig schien und bleich,
Gab Kronen für den Rosenkranz,
Für eine Zell' ein Reich!

Und wie er büßend Perlen zählt,
Sich kindisch fromm kasteit und quält,
Er blieb sich immer gleich!
Wol besser thut vor Welt und Gott,
Wer nicht Despot ist noch bigott!

Doch du, schwach, zögernd und zu spät
Stiegst du herab vom Thron,
Der Donner und die Majestät
War dir entrungen schon —
Vor Zorn und Weh mein Herz zerreißt,
Weil du selbst herzlos, böser Geist,
Und uns zum Spott und Hohn
Die schöne Welt so manches Jahr
Solch nicht'ger Größe Schemel war!

Die Welt vergoß ihr Blut für ihn,
Der so sein eig'nes schont.
Monarchen sah man vor ihm knie'n,
Weil er sie nicht entthront'.
O schöne Freiheit, wie erscheint
So hehr dein Glanz, wenn solchem Feind
Die Furcht im Busen wohnt!
Daß kein Tyrann mehr, wenn er fällt,
Durch bessern Ruhm bethör' die Welt!

Nur Blut bezeichnet deine Spur,
Kein Segen folgt dir nach,
Deine Triumphe dienen nur
Zu mehren deine Schmach!
Wärst du gestorben ritterlich,
Vielleicht erhöb' ein and'rer sich
Der Welt zum Ungemach —
Wen aber trägt sein Flug so weit,
Um zu vergeh'n in Dunkelheit?

Der Helden Staub ist ganz so schlecht
Wie and'rer Menschen Staub,
Es wägt die Sterblichkeit gerecht
Was ihrer Herrschaft Raub;
Doch dacht' ich: höh'rer Geist erhebt
Den großen Mann, solang er lebt,
Für Furcht und Schrecken taub.
Nie glaubt' ich, daß sich Spott und Hohn
Wagt zu der Welterob'rer Thron.

Und sie, die Blum' aus Oesterreich,
Der stolzen Habsburg Sproß,
Im Unglück auch den Größten gleich,
Bleibt sie noch dein Genoß?
Und theilt sie in erhab'ner Treu'
Dein Weh und deine späte Reu',
Nachdem wie Schaum zerfloß
Dein Reich — o, hüte diesen Schatz,
Für deinen Thron mehr als Ersatz!

Dann eile fort gen Helena,
Ein Gast des Meeres sei,
Es zürnt dir nicht, frei blieb es ja
Von deiner Tyrannei!
Und schreibe dort mit müßiger Hand
Die Worte in den Ufersand,
Daß auch die Erde frei!
Und Korinths Pädagog dir jetzt
Sein Beiwort auf die Stirn gesetzt.

Du Timur, wie wird dir zu Muth'
In deinem Kerker sein!
Du denkst wol in der Ohnmacht Wuth
Nur eins: die Welt war mein!
Ging nicht, wie dem zu Babylon,
Dein Geist mit deiner Macht davon,
Wird er sich bald befrei'n
Von dir, der sich so hoch vermaß,
Und doch so niedern Werth besaß.

Oder wirst, wie Prometheus, groß
Du tragen deinen Schmerz,
Wie er darbieten hoffnungslos
Dem Geier Mark und Herz?
Umsonst, dem göttlichen Gericht,
Ja selbst dem Spott entgehst du nicht
Des Bösen, der dich allerwärts
Verfolgt — den nicht sein Stolz verließ,
Als Gott ihn ins Verderben stieß.

Es war ein Tag, wo diese Welt
War Frankreichs — Frankreich dein,
Wo du, entsagend als ein Held,
Die Völker zu befrei'n,
Mit bess'rem Ruhme dich gekrönt
Als aus Marengos Namen tönt;
Dich hätt' ein gold'ner Schein,

Verklärend all dein Thun, umschwebt,
Du hättest glorreich fortgelebt!

Doch du wollt'st prangen auf dem Thron
In eitler Herrscherlust,
Als zwänge Purpurkleid und Kron'
Erinn'rung aus der Brust.
Wo ist nun all der bunte Tand,
Stern, Purpurkleid und Ordensband?
Ward endlich dir bewußt,
Du großes, machtverwöhntes Kind,
Wie nichtig solche Flitter sind?

Wo soll das müde Auge ruh'n?
Wo findet's Herrlichkeit,
Gestützt auf wahrhaft großes Thun,
Ruhm, nicht von Schmach entweiht?
Ein Mann nur — erster, letzter Held,
Cincinnatus der Neuen Welt,
Blieb ungehaßt vom Neid;
Washington ließ der Welt die Scham,
Daß groß wie er kein zweiter kam.

Literatur und Kunst.

Populäre Naturwissenschaften.

Unter dieser Ueberschrift besprachen wir in einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift die kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene dritte Auflage von Schoedler's „Chemie der Gegenwart". Eine andere beachtenswerthe Neuigkeit derselben Gattung sind die „Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lesebuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für alle Freunde der Natur. Von Karl Müller von Halle. Mit Holzschnitten und einer Karte" (Halle, Schwetschke). Der Verfasser gehört sowol durch seine gelehrten Forschungen, insbesondere auf dem Gebiet der Moose, als auch durch seine zahlreichen populären Schriften, unter denen die seit einer Reihe von Jahren gemeinschaftlich mit Otto Ule in Halle herausgegebene Zeitschrift „Die Natur" die erste Stelle einnimmt, zu den bekanntesten Namen unserer heutigen naturwissenschaftlichen Literatur. Und dieser Ruf ist wohlverdient; Karl Müller besitzt ausgedehnte Kenntnisse, die durch eine leichte Aneignungsgabe sich noch täglich erweitern, seine Darstellung ist klar und fließend, seine Empfindung warm und lebhaft. Allein gerade diese beiden letztern Vorzüge verwandeln sich bei ihm nicht selten in Fehler; der leichte, bequeme Fluß der Sprache verleitet ihn häufig zu einer Breite der Darstellung, die dem populären Verständniß eher hinderlich als förderlich ist, während gleichzeitig das warme und innige Gemüth, mit welchem er die

Wunder der Natur auffaßt, sich in einer Sentimentalität äußert, die uns nirgends weniger am Platze zu sein scheint als gerade bei der populären Behandlung der Naturwissenschaften. Denn was ist der ganze Sinn und Zweck dieser außerordentlichen Verbreitung, welche die Naturwissenschaften im Lauf der letzten zehn Jahre bei uns gewonnen haben? Doch wahrhaftig nicht, das Volk noch mehr zu verweichlichen und jenen Brei der Gemüthlichkeit, in dem wir Deutsche ohnedies schon so tief stecken, noch breiter zu treten? Im Gegentheil, die Beschäftigung mit der Natur soll uns aus uns selbst herauslocken, sie soll unsere Sinne schärfen und unsern Geist aufklären, wir sollen sehen und begreifen lernen, was um uns vorgeht, und durch ein aufmerksames und gewissenhaftes Studium der Natur uns fähig machen, auch die Erscheinungen der Geschichte zu erkennen und zu verstehen. Dieser Zweck wird um so sicherer erreicht werden, je vielfacher und sachgemäßer die Darstellung und je mehr der Schriftsteller sich namentlich enthält, die Naturbetrachtung aus dem Gebiet der Wissenschaft und der sinnlichen Erkenntniß in die dämmernde Region der Gefühlswelt hinüberzuspielen. Auch glaube man doch ja nicht, daß die Natur an Würde verliert oder daß ihre Wunder weniger Eindruck auf die Seele des Beschauers machen, wenn derselbe nicht jeden Augenblick gleichsam mit der Nase daraufgedrückt wird. Es ist mit der Naturbewunderung, die sich in langen gefühlvollen Reden ergeht, gerade wie mit den Commentaren und Erklärungen, welche die Schönheit eines Dichterwerks auseinandersetzen wollen: wer diese Schönheit nicht von selbst empfindet, wem es nicht genügt, daß man ihm nur die Schale des äußern Verständnisses öffnet, um sofort aus eigener Kraft den darin ruhenden Kern der Schönheit herauszufinden, für den ist das Kunstwerk überhaupt nicht geschrieben und für den wird auch die Natur ewig todt und stumm bleiben, trotz aller sentimentalen Redensarten. — Auch die „Ansichten aus den deutschen Alpen" leiden an diesem Fehler gemüthlicher Ueberschwänglichkeit und Breite. Es ist ein starker Band von mehr als fünftehalbhundert Seiten engsten Druckes. Doch würde dieser Umfang freilich sehr zusammenschwinden, wollte man alles aus dem Buche entfernen, was in der That nicht hineingehört: also theils die vielen sentimentalen Schilderungen und Betrachtungen, theils die mit ermüdender Breite vorgetragene Erzählung der persönlichen Reiseabenteuer des Verfassers — Abenteuer, die sich in nichts von dem unterscheiden, was jeder Alpenreisende erlebt und die wir hier gleichwol mit wahrhaft erbarmungsloser Vollständigkeit hinnehmen müssen, ohne daß uns auch nur ein Regenschauer, eine naßgewordene Pflanzenmappe, ein Nachtlager, ein Mittags- oder Abendessen erlassen würde. Namentlich in diesem letztern Punkt, in Betreff der culinarischen Genüsse, welche ihm auf seiner Reise durch die Alpen geboten werden, ergeht der Verfasser sich mit einer Behaglichkeit, die im Leser gerade die entgegengesetzte Empfindung hervorruft; eine Reise durch die Alpen ist ja doch kein Kochbuch und darum hätten diese immer wiederkehrenden Küchenkritiken und Küchenrecepte uns wol erspart werden können. Oder ist dies vielleicht die Folge unserer naturforschenden Versammlungen, wo man ja einem dumpfen Gerücht zufolge die Natur auch vorzugsweise von ihrer eß- und trinkbaren Seite durchforschen soll? Es ist diese Schwäche des Buchs aber um so mehr zu bedauern, als dasselbe dadurch, wie schon erwähnt,

einen Umfang erhalten hat, der den praktischen Zwecken, welche der Verfasser damit verbunden, nicht anders als hinderlich sein kann. Nach der Absicht des Verfassers nämlich soll dasselbe vornehmlich als Reisehandbuch dienen; ausgehend von dem ganz richtigen Grundsatz, daß ein voller und richtiger Naturgenuß unmöglich ist ohne naturwissenschaftliche Bildung, gesellt er sich in dem vorliegenden Werke dem Reisenden gleichsam als naturwissenschaftlicher Begleiter bei, der auf alles aufmerksam macht, was in naturwissenschaftlicher Beziehung von Interesse ist, sei es in botanischer, sei es in geologischer oder anderer Hinsicht, und das nöthige naturwissenschaftliche Material beibringt, die einzelnen Erscheinungen zu erklären und in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange zu verstehen. Gewiß ein sehr löblicher Zweck: nur würde der Verfasser denselben bei weitem besser und vollständiger erreicht haben, hätte er sich genauer an seine Aufgabe gehalten und die zahl- und umfangreichen Abschweifungen in fremde Gebiete, insbesondere aber die vielen sentimentalen und romantischen Excurse sowie die halbnovellistischen Schilderungen seiner persönlichen Abenteuer vermieden. Wie das Buch jetzt ist, gehört einiger Muth dazu, sich hindurchzuarbeiten und am wenigsten dürfte es sich als praktischer Reisebegleiter empfehlen; die naturwissenschaftlichen Belehrungen, auf die es dem Leser doch eigentlich ankommt, schwimmen wie vereinzelte Fettaugen auf einer dünnen Suppe und da ist es denn natürlich nicht jedermanns Sache, am wenigsten bei der Hast der Reise, sich diese Fettaugen mühsam abzuschöpfen. Auch die zahlreich eingestreuten Bemerkungen über Menschen und Sitten hätte der Verfasser immerhin in seinem Taschenbuch zurückbehalten können; sie sind zum Theil höchst wunderlicher Natur und helfen nur den Eindruck des Sentimentalen, Ueberschwänglichen, Reflectirten, welchen das ganze Buch hervorbringt, vermehren. Man beachte z. B. folgende Stelle über den Unterschied von Nord- und Süddeutschland, die uns gleich im ersten Kapitel begegnet. Der Verfasser ist auf dem Wege nach Salzburg; ermüdet von der Hitze des Tages und den Anstrengungen der Reise, halb schlummernd, läßt er sich vom Wagen schaukeln, als plötzlich „die schmelzenden und weichen Töne des Posthorns“ ihn aufs neue beleben. Da heißt es nun wörtlich weiter, Seite 9 fg. „In solchen Augenblicken glaubt man gern an die zauberhafte Wirkung der Musik auf das «Schiff der Wüste»“ (um des Himmels willen, wie kommt das Kameel hierher nach Salzburg? Und welch ein Vergleich ist das zwischen einem lastentragenden Kameel und einem sich behaglich im Wagen schaukelnden Touristen?!) „und fast elegisch schienen die langgetragenen Molltöne der einfachen Melodie den stillen Wald und die weite vor uns liegende Landschaft zu erfüllen. Augenblicklich scheint uns so ein süddeutscher Postillon der volle Gegensatz zu einem norddeutschen zu sein. Wie dieser in Dur, blies jener in Moll, und es will uns selbst aus einer so einfachen Erfahrung sofort der ganze Unterschied beider Hälften unsers Vaterlandes, der abstracte, handelnde, norddeutsche und der empfindende musikalische süddeutsche Charakter hervorleuchten.“ Ist das nicht ganz die Geschichte jenes Reisenden, der durch ein Städtchen fahrend, unterm Thor einem rothhaarigen Mädchen begegnet und nun sofort in sein Tagebuch schreibt: „Diese Stadt ist dadurch merkwürdig, daß sämmtliche Frauenzimmer rothe Haare haben?“

Im übrigen mag es wol für unsere naturwissenschaftlichen Schriftsteller nicht leicht sein, diesen Fehler sentimentaler Breite und ungehöriger Weitschweifigkeit, den wir soeben an dem Müller'schen Buche rügten, zu vermeiden: denn auch andere sehr beliebte und gefeierte Autoren dieser Gattung geben zu ähnlichen Klagen Anlaß. Zwar bei E. A. Roßmäßler ist es weniger die Sentimentalität, die den geordneten Gang seiner Darstellung kreuzt, als vielmehr eine gewisse prickelnde Unruhe, eine Unstetigkeit des Geistes, die gern vom Hundertsten ins Tausendste schweift und auch die Grenze zwischen populärwissenschaftlicher und belletristischer Darstellung absichtlich überspringt. Freilich mag für die Mehrzahl der Leser ein solches Hin- und Herspringen viel Anregendes haben: allein ob dies wol wirklich die Anregungen sind, um die es der Wissenschaft zu thun ist und in denen sie ihre segnende Wirkung äußert? Wir möchten diese Frage Hrn. Roßmäßler gerade jetzt zu erneuter Erwägung empfehlen, da er die Herausgabe einer neuen naturwissenschaftlichen Zeitschrift übernommen hat, die ihrer ganzen Anlage noch auf das große Publikum berechnet ist: „Aus der Heimat. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler" (Glogau, Flemming). Die „Heimat", an welche das Blatt den Leser erinnern, über die es ihn belehren und unterrichten will, ist eben die allgemeine Heimat des Menschen, die Natur. Jeder, der sich als Angehöriger dieser Heimat, also der sich als Mensch fühlt und ein Bedürfniß hat, sein Dasein nicht blos menschlich zu genießen, sondern im Genuß auch zu verstehen, soll in dieser neuen Zeitschrift Belehrung und Anregung finden. Dieselbe soll kein Volksblatt sein in dem gewöhnlichen Sinne, sie wendet sich nicht blos an die niedern Schichten der Gesellschaft, sondern gleichmäßig an das gesammte Volk, ohne Rücksicht auf die Unterschiede des Standes und der Bildung, die ja eben aufgehoben werden durch das „schöne, echt menschliche Bewußtsein der allen gleichen irdischen Heimatsangehörigkeit". In ähnlicher Weise soll auch der Begriff der Natur selbst ausgedehnt werden. „Für uns", sagt der Herausgeber im Programm seiner Zeitschrift, „soll nicht blos der Wald und die Flur, Berg und Meer, der Erde Tiefe und das sternbesäete Himmelsgewölbe die Natur sein, wo wir den Stoff für unsere Mittheilungen suchen und finden; auch daheim in der Werkstatt und im Haushalt, in Feld und Garten stellt uns die Natur ihre Aufgabe, die wir zu lösen suchen müssen." Gewiß kann man mit dieser Erweiterung der Aufgabe nur einverstanden sein; ein Blatt, das sich derselben mit Ernst und Gewissenhaftigkeit widmet, wird in der That eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen. Wenn der Herausgeber jedoch fortfährt: „Im Einklang mit dieser allseitigen Auffassung der Natur soll auch die Form unserer Mittheilungen eine vielfältige, ja selbst die novellistisch-erzählende soll vertreten sein, eingedenk des ebenso berechtigten als allgemein verbreiteten Wohlgefallens an solcher «Wahrheit und Dichtung»" — so scheint uns das eine durchaus irrthümliche Auffassung. Leider ja, es ist richtig, das Wohlgefallen an solchem Mischmasch von Naturwissenschaft und Belletristik ist nur allzu sehr verbreitet und unsere naturwissenschaftlichen Schriftsteller selbst haben das Ihre gethan, das Publikum noch immer mehr darin zu stärken. Aber berechtigt ist es darum noch lange nicht, im Gegentheil: auch wo die Wissenschaft zur großen Masse der Laien spricht, soll sie doch

immer und vor allem noch Wissenschaft bleiben, es ist ihr Recht und ihre Pflicht, das Publikum zu sich in die Höhe zu ziehen, niemals aber soll sie zum Publikum herabsteigen, niemals den schwachen und thörichten Neigungen desselben schmeicheln, niemals, um den großen Haufen anzulocken, die belletristische Schellenkappe aufsetzen. Die Wissenschaft soll populär, aber sie soll auch stets ihrer Würde eingedenk sein; sie soll daran festhalten, daß die Götter nicht blos vor die Schönheit, sondern auch vor die Wahrheit den Schweiß gesetzt haben. Wer auch da, wo er die Vorhallen der Wissenschaft betritt, des belletristischen Flitters nicht entbehren kann, wer kein wissenschaftliches Buch in die Hand zu nehmen wagt, ohne den romantisch sentimentalen Jargon seiner Leihbibliothekenlectüre darin wiederzufinden, der wird überhaupt besser thun, bei der Leihbibliothek zu bleiben, die Wissenschaft verliert an ihm so wenig wie er an die Wissenschaft. Vollständig einverstanden dagegen sind wir mit dem letzten Punkt des Roßmäßler'schen Programms. „Was aber", heißt es hier, „verbannt bleiben soll aus unserm Blatte, das ist ein geflissentliches Eingehen auf den häßlichen Krieg zwischen Kirche und Naturwissenschaft. Nur das Thatsächliche, das, was wir mit unsern Sinnen fassen können — nur das sei der Inhalt desselben." Unsere Ansicht über diesen Punkt haben wir schon in unserm neulichen Artikel angedeutet; durch eine gewissenhafte Erfüllung seiner Zusage wird der Herausgeber nicht nur der Verbreitung seines Blattes den größten Dienst erweisen, sondern auch das Publikum, ja die richtige Erkenntniß der Natur selbst kann nur dabei gewinnen, wenn dieselbe nicht, wie es wol hier und da in unserer populären Literatur geschieht, gemisbraucht wird, um unter dem Deckmantel naturwissenschaftlicher Belehrung Propaganda zu machen für Philosopheme, die ihre eigenen Urheber nicht verstanden haben und an die sie selbst nicht glauben. — Von der neuen Roßmäßler'schen Zeitschrift sind uns bisjetzt die ersten sechs Nummern zu Gesicht gekommen. Es ist allerdings viel „Wahrheit und Dichtung" darin, wir müssen die Bekanntschaft von Geheimenräthen und Gastwirthen machen, um uns das Abc der Naturwissenschaften beibringen zu lassen, ja wir müssen „mit einem jungen eleganten Ehepaar durch die fashionabeln Straßen einer großen Stadt promeniren" und die Bekanntschaft einer Lumpenhändlerin machen, die geradeswegs aus den „Mysterien von Paris" gekommen zu sein scheint, um uns über den nationalökonomischen Werth der Phosphorhölzer zu belehren — und was derartiger Wunderlichkeiten mehr sind. Doch finden sich daneben auch einzelne zweckentsprechendere Mittheilungen, wie über „Das Wachsen der Steine", „Die Gestalt der Töne", „Das Holz" rc. und werden diese letztern hoffentlich mit der Zeit die Oberhand gewinnen. Sehr günstige Erwartungen erregt die in Nr. 6 begonnene Abhandlung über „Winterschläfer, Winterflüchtlinge und Winterhelden" von Berthold Sigismund; dieser Autor könnte dem Herausgeber überhaupt als Beispiel dienen, wie man der Wissenschaft den vollsten Reiz der Form verleihen, ja wie man sie selbst mit poetischem Geiste durchdringen und wiedergeben kann, ohne jedoch in die von ihm so lebhaft befürwortete Zwittergattung von Naturwissenschaft und Belletristik zu verfallen.

abs.

Die münchener Jubelfeier.

Das Jubelfest der siebenhundertjährigen Gründung der Stadt München, das im September vorigen Jahres begangen ward, hat auch außerhalb des zunächst betheiligten Kreises, ja selbst außerhalb Baierns so viel Theilnahme gefunden und so viele und ausführliche Besprechungen hervorgerufen, daß wir uns den Dank der Leser zu erwerben glauben, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf ein soeben erschienenes Schriftchen hinlenken, welches eine ausführliche und vollständige Schilderung jener vielbesprochenen Festlichkeiten gibt, und zwar aus officieller Quelle: „Gedenkbuch der Jubiläumsfeier Münchens im September 1858. Redigirt von Ed. Fentsch. Herausgegeben vom Jubiläumsverein" (München, Wolf und Sohn). Das münchener Jubelfest unterschied sich bekanntlich von dem, was man wol sonst in Deutschland bei solchen Veranlassungen zu sehen bekommt, erstlich durch die Abwesenheit alles militärischen Pompes; es war ein wirkliches und wahrhaftes Bürgerfest, die Stadt, an deren Namen sich so viele ruhmvolle und glänzende Erinnerungen knüpfen, besonders für die Entwickelung der deutschen Kunst, feierte sich selbst, indem sie ihre eigene Geschichte in einer Reihe sinnvoll geordneter Bilder und Gruppen an sich vorüberziehen ließ. Zweitens aber zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie tief allmählich jene Elemente der Kunst, welche zuerst von König Ludwig ausgestreut worden, in das münchener Volksleben selbst eingedrungen sind und wie sehr sie dazu beigetragen haben, dasselbe zu veredeln und zu verschönern. Ohne ungerecht zu sein, darf dreist behauptet werden, daß keine andere Stadt in Deutschland eines solchen Festes fähig gewesen, weil keine andere eine solche Zahl von Künstlern besitzt und weil Kunst und Handwerk nirgends anders so Hand in Hand gehen wie in München. In dieser Hinsicht reicht die Bedeutung des Festes weit über den Augenblick hinaus, es war ein Ereigniß von culturgeschichtlicher Bedeutung und konnte daher auch der Jubiläumsverein, welcher die Ordnung des Ganzen in die Hand genommen hatte, seine Thätigkeit nicht besser schließen und sich selbst und dem Feste kein geeigneteres Denkmal setzen als durch die Herausgabe dieses Gedenkbuchs, das ein künftiger Culturhistoriker unserer Zeit gewiß nicht unbeachtet lassen wird. Dasselbe enthält nicht nur eine genaue und authentische Schilderung der stattgehabten Festlichkeiten, sondern auch eine Culturgeschichte der Stadt München, die zwar, dem vorliegenden Zwecke gemäß, nur in flüchtigsten Umrissen gehalten ist, aber doch die genauen und gründlichen Studien ahnen läßt, aus denen sie hervorgegangen. Eine dankenswerthe Beigabe sind ferner die zahlreichen Holzschnitte, in denen die einzelnen Gruppen des Festzuges zur Darstellung gebracht werden; es sind ebenfalls rasch hingeworfene Skizzen, aber sauber und anmuthig ausgeführt. Und so wird das ganze Büchlein denen, welche so glücklich waren, jene Tage mitzuerleben, als angenehmes Erinnerungszeichen dienen, den übrigen aber wird es einen Begriff geben von der hohen Blüte, welche das münchener Kunstleben erreicht hat und somit hoffentlich dazu beitragen, manches ungerechte Vorurtheil zu zerstreuen. G.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Februar 1859.

N. O. Es ist am Vorabend wichtiger Ereignisse, daß ich mich endlich anschicke, den seit lange abgerissenen Faden meiner Berichte wiederanzuknüpfen. „Wichtiger Ereignisse?" höre ich Sie fragen: „Gedeiht dergleichen in dieser Luft häuslicher Glückseligkeit, deren das Babel an der Spree gegenwärtig genießt und die alle weitgreifenden politischen Gelüste glücklich eingeschläfert hat, wirklich noch? Und worin könnten diese Ereignisse bestehen? Sollte das Haus der Abgeordneten seiner Devise: «Nur nich drängeln» wirklich untreu geworden sein und Miene gemacht haben zu irgendeinem selbständigen Auftreten? Oder haben die Anstachelungen der süddeutschen Presse, die augsburger «Allgemeine Zeitung» an der Spitze, endlich geholfen und die preußische Politik steht im Begriff, sich klar und deutlich auszusprechen über die Stellung, die sie in der sich immer drohender gestaltenden Krisis einzunehmen gedenkt?" Nichts von alledem; wir sind hier sehr zufriedene, sehr glückliche Leute, denen der Himmel der Zukunft noch immer so voll Geigen hängt, daß sie für die Disharmonien der Gegenwart kein Ohr haben, ja selbst den nahenden Kriegsdonner, der schon so vernehmlich vom Westen her dareintönt, überhören wir geflissentlich, uns tröstend mit der weltberühmten preußischen Kriegsbereitschaft, die uns im entscheidenden Moment gewiß nicht in Stich lassen wird — und die, setze ich hinzu, sich alsdann hoffentlich besser bewähren wird, als es bei der Mobilmachung im Jahre Funfzig der Fall war...

Nein, das Ereigniß, von dem ich rede, gehört einer ganz andern und viel harmlosern Sphäre an. Zwar im gewissen Sinne könnte man es ebenfalls ein kriegerisches Ereigniß nennen und eine Mobilmachung findet dabei ebenfalls statt, ja dieselbe wird bereits in diesem Augenblick sehr lebhaft und mit Aufbietung aller Kräfte betrieben, nur daß dabei statt Depotbeamte und Trainknechte die flüchtigen Colonnen unserer Modistinnen in Bewegung gesetzt werden. Morgen findet der erste Subscriptionsball im königlichen Opernhause statt — da haben Sie die große Neuigkeit, die seit bald vierzehn Tagen unzählige Damenherzen in süße Bangigkeit versetzt, während die respectiven Ehemänner und Anbeter stille Seufzer gen Himmel schicken: denn ach, auch eine solche Mobilmachung kostet Geld und die Zeiten sind noch immer schlecht, sehr schlecht! Ihre Leser erinnern sich wol noch aus meinen frühern Berichten, was diese Subscriptionsbälle für das hiesige Publikum sind. Zwar an jene „Brühl'schen Bälle" der zwanziger Jahre darf man dabei nicht denken; verglichen mit dem orientalischen Luxus (ich wähle das Beiwort mit gutem Bedacht), der sich heut auf diesen Bällen entfaltet, waren jene nur ein sehr bescheidenes Vergnügen, dessen größter Reiz darin bestand, die königliche Familie ganz in der Nähe zu sehen und sich für einige Stunden gewissermaßen auf gleichem Fuß mit ihr zu bewegen. Der blaue Frack mit den gelben Knöpfen, in welchem „der Hochselige" dabei zu erscheinen pflegte, war gleichsam typisch für diese ganze Festlichkeit; es war

mehr ein sehr ausgedehnter Familienball als ein Galafest. Wie ganz anders ist das jetzt geworden! Jetzt sind diese Bälle gleichsam die Börse, auf welcher sich zur Schau stellt, was Berlin an Reichthum, wahrem und erborgtem, an Schönheit — ebenfalls wahrer und erborgter — und vor allem an Luxus, Verschwendung und Eitelkeit besitzt. Die Bälle im Opernhaus sind der wahre Gradmesser, nach dem, wenigstens in gewissen Kreisen der Hauptstadt, die gesellige Stellung und Bedeutung der einzelnen Familien abgeschätzt wird; ein Billet zum Opernhausball nebst der entsprechenden funkelnagelneuen Toilette von Gerson oder Immerwahr gehört zu den ersten und natürlichsten Forderungen, die eine Dame von gutem Ton an ihren Ehegemahl richtet, und selbst der kaufmännische Credit, behauptet man, soll nicht ganz unabhängig sein von dem größern oder geringern Glanze, mit dem die Fürsten der Börse sich und ihre Schönen hier einführen. Daß die Gesellschaft bei alledem keineswegs durchaus vom guten Ton und daß sich auch hier viel Demi-monde einschwärzt, versteht sich in einer Stadt wie Berlin von selbst und trägt auch gewiß nur zur Erhöhung des Vergnügens bei, wenigstens solange sich nicht gewisse Scenen im Büffet wiederholen, wie sie letzten Winter nur allzu häufig vorgekommen sein sollen. Diesen Winter fürchtete man anfangs, die Bälle würden gar nicht stattfinden, angeblich aus Rücksicht auf die Abwesenheit des Königs und die traurige Veranlassung derselben. Diese Furcht ist nun beseitigt, zu morgen Abend steht der erste Subscriptionsball an und übermorgen früh werden unsere Schönen um so und so viel Eroberungen und Siege und vielleicht auch um so und so viel Niederlagen und Enttäuschungen reicher sein.

Aber denken Sie nicht zu schlimm von unserer Vergnügungssucht; um diese Spannung richtig zu würdigen, mit der unsere schöne Welt dem morgenden Balle entgegensieht, müßten Sie auch erst wissen, wie arm unser geselliges Leben im übrigen und wie wahrhaft klösterlich wir unsern Winter bisher zugebracht haben. Ist es die Unsicherheit der politischen Lage oder sind es noch immer die Nachwehen der vorjährigen Geschäftskrisis, genug, unsere ältesten Vergnüglinge wissen sich nicht eines so einförmigen und langweiligen Winters zu erinnern als der diesjährige. Wir sind ein schrecklich ernsthaftes, aber auch ein schrecklich langweiliges Geschlecht geworden; überall, wohin Sie hören, Vorlesungen und nichts als Vorlesungen. Es herrscht ein wahres Vorlesungsfieber; statt die Schuhe durchzutanzen, wie ihre Mütter es ehedem thaten, sitzen unsere jungen Damen ehrbar in Reihen, starren den Redner hinter den verhängnißvollen zwei Lichtern an und lassen sich erzählen. Nun, die Mehrzahl dieser Vorlesungen findet zu wohlthätigen Zwecken statt und so wird der Mantel der christlichen Barmherzigkeit ja wol lang genug sein, um auch die Langeweile zu bedecken, welche diese Vorträge fast ohne Ausnahme erzeugen. Moden wollen austoben und bei uns herrscht jetzt die Mode, sich mit Anstand in Vorlesungen zu langweilen, denen, lägen sie etwa als gedrucktes Buch vor uns, kein Mensch auch nur fünf Minuten schenken würde. Solche Epidemien gehen bekanntlich um so rascher vorüber, je heftiger sie auftreten, und der Mehrzahl unserer Herren Redner kann man wenigstens dies nachrühmen, daß sie redlich dafür sorgen, das Publikum möglichst bald und möglichst vollständig von seiner Thorheit zu heilen.

Zu Anfang des Winters schien es, als wollte das Theater wieder einmal an die Spitze unserer öffentlichen Vergnügungen treten und dem gebildetern Publikum der Hauptstadt einen Unterhaltungsstoff bieten, dessen wir seit langem entbehren. Ganz im Widerspruch mit der Bedächtigkeit, welche die Verwaltung des Hrn. von Hülsen sonst auszeichnet, wenigstens was die Novitäten anbetrifft, brachte derselbe rasch hintereinander nicht weniger als fünf neue Stücke zur Aufführung: Brachvogel's langerwarteten „Mondecaus", „Fräulein Höckerchen" von der Birch-Pfeiffer, „Heinrich von Schwerin" von G. von Meyern, Putlitz' „Testament des großen Kurfürsten" und „Die Anna-Liese" von Hermann Hersch. Doch haben nur die beiden letztern sich einen dauernden Platz auf dem Repertoire errungen, namentlich ist „Die Anna-Liese" ein Lieblingsstück unsers Publikums geworden, das noch immer, so oft es gegeben wird, volle Häuser macht, wie viel die Kritik auch mit Recht daran auszustellen hat.

Allein mit diesem fünffachen Anlauf scheint der neuerwachte Eifer des Hrn. von Hülsen sich auch gründlichst erschöpft zu haben; schon wieder sind Monate vergangen, ohne daß ein einziges neues Stück in Scene gesetzt worden, nur von fern her drohen Paul Heyse's „Sabinerinnen" und Wilhelm Jordan's „Witwe des Agis", gleich irren Schatten zwischen Sein und Nichtsein schwankend, und das Publikum, eingeschüchtert durch die geringen Erfolge, welche diese Stücke auswärts gehabt haben und überdies der antikisirenden Richtung unserer modernen Tragödie nichts weniger als hold, weiß selbst nicht recht, ob es sich über diese immer wiederkehrenden Verzögerungen freuen oder betrüben soll. In der Oper war die einzige Neuigkeit von Bedeutung Wagner's „Lohengrin": allein trotz der ungemeinen Sorgfalt, mit welcher das Werk einstudirt war — es sollen alles in allem nicht weniger als funfzig Proben dazu stattgefunden haben — sowie trotz der unermüdlichen Anstrengungen unserer Zukunftsmusiker und ihrer Getreuen, hat die Oper hier nur geringen Anklang gefunden. Um übrigens noch einmal auf Hrn. von Hülsen zurückzukommen, so dürfen Sie die vielfachen Gerüchte, die noch vor kurzem von einer bevorstehenden Aenderung in der Leitung unsers Hoftheaters sprachen, gegenwärtig als vollkommen beseitigt und abgethan betrachten; Hr. von Hülsen steht fester denn je, wie auch die wiederholten persönlichen Auszeichnungen beweisen, die ihm im Lauf der letzten Monate zu Theil geworden. Doch will ich damit keineswegs gesagt haben, daß seine Stellung jederzeit so fest gewesen und daß die Gerüchte, die im Herbst von seiner nahe bevorstehenden Entlassung sprachen, aller Begründung entbehrt hätten. Im Gegentheil, die heftigen Scenen zwischen Hrn. von Hülsen und einer erlauchten Person, mit denen das Gerücht sich damals so viel beschäftigte, haben wirklich stattgefunden und vermuthlich ist niemand von der Wiederbefestigung seiner Stellung mehr überrascht worden als Hr. von Hülsen selbst. Er mag sich dafür bei seinen Feinden bedanken, die seinen Sturz bereits so laut und so triumphirend verkündigten. Denn wie man im Publikum wissen will, so wäre es eine Eigenthümlichkeit der erlauchten Persönlichkeit, die gegenwärtig die Geschicke des preußischen Staats lenkt, daß sie gerade das Gegentheil von dem thut, wovon es den Anschein gewinnt, als sollte es ihr in irgendeiner Art abgetrotzt oder aufgezwungen werden; namentlich soll dies in allen persönlichen Fragen der Fall sein und

Beamte, die von der Presse heftig angegriffen und als unhaltbar bezeichnet werden, sollen eben in diesen Angriffen die mächtigste und wirksamste Unterstützung finden. Ich lasse natürlich dahingestellt, wie viel davon wahr und wie viel bloße Kannegießerei und bemerke nur, daß, sollte die öffentliche Meinung in diesem Punkte wirklich nicht ganz im Irrthum sein, sich daraus manche Erscheinungen oder richtiger gesagt manche Unterlassungen der jüngsten Zeit genügend erklären würden.

Fürchten Sie nicht, daß ich diese Wendung schließlich noch benutzen werde, mich auf das Gebiet der Politik hinüberzuspielen. Die Thätigkeit unserer Kammern ist bisher so gering gewesen, daß ich in Verlegenheit gerathen würde, sollte ich Ihnen irgendetwas Mittheilenswerthes davon berichten. Ich weiß, diese Unthätigkeit ist nicht Schwäche oder Pflichtvergessenheit, sie ist Princip; was ich aber nicht weiß, ist, ob die Sache damit in den Augen des Volks wirklich gebessert wird. Jedenfalls war es nicht dies Diplomatisiren und diese Leisetreterei, was die Nation von ihren Vertretern erwartet und wozu sie dieselben nach Berlin geschickt hat. Es wäre tief zu beklagen, nicht nur im Interesse unserer parlamentarischen Celebritäten, die im allgemeinen noch viel zu jung und viel zu unerprobt sind, um sich einer solchen Chance aussetzen zu können, sondern auch im Interesse des Vaterlandes selbst wäre es tief zu beklagen, sollte die Session so ereignißlos zu Ende gehen, wie es bisjetzt den Anschein nimmt. Inzwischen spricht man ja mit großer Bestimmtheit von wichtigen Vorlagen, mit denen das Ministerium beschäftigt sein soll; hoffen wir, daß das Gerücht begründet ist und daß ich Ihnen in meinem nächsten Briefe von wichtigern Dingen als von Bällen und Theatervorstellungen zu berichten habe. *)

Aus München.

Februar 1859.

Mr. Am 19. dieses Monats haben wir hier im Gasthof zu den „Vier Jahreszeiten" ein schönes Fest gefeiert — das Abschiedsfest Genelli's. Männer der Kunst und Wissenschaft, die besten Namen Münchens, hatten sich versammelt, um den genialen Meister, der unsere Stadt verläßt und in Weimar unter günstigen Anzeichen eine neue Epoche seines Wirkens beginnt, bei heiterm Mahle noch einmal zu sehen und zu ehren. Reden, die gehalten, Gedichte, die vorgetragen wurden, hoben alle neben der urkräftigen Kunst des Gefeierten den Mannessinn hervor, der durch keine Unbill des Lebens zu trüben und von der Bahn freien, eigenen, naturtiefen Schaffens abzubringen war, der unter allen Umständen seinem Genius und dem von ihm erkannten edelsten Ziele der Kunst folgte und Werke schuf, die, zuerst nur von Kennern bewundert, nach und nach einen größern Kreis von Verehrern gewannen und dem Meister eine glänzende Stelle in der Geschichte deutscher Kunst sichern werden. Wenn der echte Mann außer dem Bewußt-

---

*) Das Gerücht hat sich bereits bestätigt; seitdem Obiges geschrieben worden, ist das Ministerium mit zwei höchst wichtigen Vorlagen, dem Ehegesetz und der Ausgleichung der Grundsteuer, hervorgetreten; auf beide werden wir demnächst zurückkommen. D. Red.

sein, das Wahre und Schöne hervorgebracht zu haben, noch einen Lohn erhalten kann, so hat ihn Genelli erhalten in einer Anerkennung, die um so wärmer und herzlicher war, je mehr man fühlte, wie spät erst die Welt ihm gegeben, was er schon lange reichlichst verdient hatte. Doch in einem Beifall, wie er hier von Kunstgenossen und Verehrern den treffendsten Worten der Redner und Dichter freudig und ergriffen folgte, wird viel Versäumtes mit einemmale hereingebracht. Der Gefeierte, reich an Lebenserfahrungen, ist noch jugendfrisch an künstlerischer Kraft und körperlicher Rüstigkeit. Er ist, wie sein zuletzt hier vollendetes großes Gemälde: „Der Raub der Europa“ beweist, im Fortschreiten begriffen — im bewußten Hingang zu dem Ideal reinster Ausführung seiner Conceptionen. Hat er in frühern Werken trotzigen Sinnes manches gewagt, was nicht jedem Betrachter zusagen mochte, und hier und da etwas vernachlässigt, was eben geringere Kräfte mit sorglichem Fleiß bedacht hätten, so zeigt das genannte figurenreiche Bild in Composition, Zeichnung und Malerei einen Adel und eine Harmonie der Durchführung, die auf den ersten Blick Aug' und Seele gefangen nehmen. Wer von der Wahrheit, von der Urkraft des Lebens ausgeht, der gelangt sicher zur echten Schönheit und wird auch den schönen sinnlichen Reiz mehr und mehr in seine Gewalt bekommen. Genelli, den man bisher nur als Meister der Composition und Zeichnung hochhielt, bewies gleich in dem ersten Bilde, daß er auch malen könne, malen im Zusammenklang mit Composition und Zeichnung, sodaß sein Bild auch durch die Farbengebung den wohlthuendsten Eindruck macht. Möge ihm in der Musenstadt Weimar vollauf werden, was er in München nicht erhalten sollte, möge er frei von hemmenden Sorgen seinem Genius, seiner nie ruhenden Schöpferkraft folgen können! Wir wünschen ihm vor allem Aufträge, die seiner speciellen Befähigung entgegenkommen, damit er die Gaben, die er zu meisterlicher Bethätigung ausgebildet, aufs würdigste und reichste verwerthen könne. Genelli's Kunst ist einzig in ihrer Art, er selbst gegenwärtig auf dem Höhepunkt des Schaffens — was er hervorbringt, wird sich den Besitzthümern anreihen, die in steter Neuheit und quellfrischem Leben dem Betrachter stets neue Freude gewähren.

Notizen.

Eine Trauernachricht, die soeben von jenseit des Oceans herüberkommt, wird auch in Europa das lebhafteste Mitgefühl erregen: am 28. Januar starb zu Boston William Hickling Prescott, der berühmte Verfasser der „Geschichte Ferdinand's und Isabellens“, der „Eroberung von Mexico“ und anderer Werke, durch die er sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber der Gegenwart erworben hat. Prescott wurde 1796 aus einer der angesehensten Familien Neuenglands geboren; sein Großvater befehligte die amerikanischen Truppen in der Schlacht von Bunkershill, sein Vater, als „Richter Prescott“ jedermann in Boston bekannt, wird noch jetzt gerühmt als einer der besten und weisesten Männer, welche die Union jemals

hervorgebracht. Als zwölfjähriger Knabe mit seinen Aeltern nach Boston übergesiedelt, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft mit ausgezeichnetem Erfolge. Durch einen Unfall jedoch, infolge dessen er ein Auge einbüßte, während die Sehkraft des andern aufs äußerste geschwächt ward, sah er sich genöthigt, der praktischen Laufbahn zu entsagen und sich völlig den Wissenschaften zu widmen, wobei er durch die günstigen Vermögensverhältnisse des Vaters unterstützt ward. Nach einer zweijährigen Reise durch Europa vermählte er sich und lebte nun ausschließlich den Wissenschaften, insbesondere dem Studium der Geschichte, die ihn von jeher vorzüglich angezogen hatte. Volle zehn Jahre lang sammelte er, durch die Schwäche seines Gesichts auf fremde Hülfe angewiesen, die Materialien zu seiner „History of Ferdinand and Isabella", die endlich 1838 in drei Bänden erschien und seinen Namen rasch in beiden Hemisphären bekannt machte. Fünf Jahre später ließ er die „History of the conquest of Mexico", ebenfalls in drei Bänden, folgen, der sich 1847 die gleichfalls dreibändige „History of the conquest of Peru" anschloß. Sein letztes Werk war die „History of the reign of Philipp II.", die jedoch nur bis zum dritten Bande vollendet ist; auch veröffentlichte er 1856 eine mit werthvollen Anmerkungen und Ergänzungen bereicherte Ausgabe von Robertson's berühmter „Geschichte Karl's V." Prescott war nicht nur ein gründlicher und scharfsinniger Gelehrter, sondern auch ein tüchtiger und liebenswürdiger Mensch; während die gelehrten Gesellschaften zweier Welttheile wetteiferten, ihn durch Auszeichnungen aller Art zu ehren, genoß er bei allen, die ihn persönlich kannten, der aufrichtigsten Liebe und Verehrung. Er starb ganz plötzlich, ohne vorhergehende Krankheit, an einem Schlagfluß, im vollen Besitz jener geistigen Kräfte, durch die er die Schwäche seines Körpers so ruhmvoll überwunden hatte.

Eine interessante Neuigkeit geht soeben im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ihrer Veröffentlichung entgegen: „Predigten aus der Gegenwart. Von Dr. Carl Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha." Bei dem großen Aufsehen, welches die Berufung dieses Gelehrten in seine jetzige einflußreiche Stellung hervorgebracht, sowie bei dem verdienten Beifall, den sein bereits in zweiter Auflage erschienenes jüngstes Werk „Zur Geschichte der neuesten Theologie" gefunden hat, dürfen auch diese „Predigten", in denen der Verfasser gleichsam sein religiöses Glaubensbekenntniß ablegt und denen eine ausführliche Ansprache an die Leser über die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart vorangeschickt ist, auf ein ebenso zahlreiches wie empfängliches Publikum rechnen. In demselben Verlag erschien der fünfte Theil von A. von Sternberg's „Erinnerungsblätter", die bisjetzt den Aufenthalt des Verfassers in Manheim, Stuttgart, Weimar, Berlin vor und nach 1848, Wien und Dresden schildern, sowie ein unter den gegenwärtigen Zeitumständen doppelt interessantes Werk von Wilhelm Schulz-Bodmer, dem Verfasser der „Militärpolitik": „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens".

Von dem „Deutschen Wörterbuch" der Brüder Grimm (Leipzig, Hirzel) kam die erste Lieferung des dritten Bandes, den Anfang des Buchstaben E enthaltend, zur Versendung. Professor K. F. Neumann in München, der berühmte Sinologe, hat die „Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394—1427" zum ersten mal nach der gleichzeitigen heidelberger Handschrift mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall herausgegeben. Das Buch, mit dem der würdige Gelehrte sich seit Jahren beschäftigt hatte, sollte ursprünglich nur einen Theil einer großen Sammlung deutscher und bairischer Reisen bilden, die jedoch leider nicht zu Stande gekommen ist. Sodann sollte es bei Gelegenheit des vorjährigen Jubelfestes der Stadt München erscheinen: allein auch das zerschlug sich, und so hat der Herausgeber sich endlich entschlossen, dasselbe auf eigene Kosten erscheinen zu lassen. „Schiltberger's Reisen" gehören bekanntlich zu dem Interessantesten und Merkwürdigsten, was unsere ältere Reiseliteratur überhaupt aufzuweisen hat; gleichwol besaßen wir dieselben bisher, abgesehen von dem alten schwerzugänglichen ulmer Drucke von 1473, nur in der sehr oberflächlichen und willkürlichen Bearbeitung, welche der gelehrte Sonderling A. J. Penzel 1813 zu München erscheinen ließ. Möge denn wenigstens jetzt der aufopfernde Fleiß des gegenwärtigen Herausgebers die verdiente Anerkennung finden; das Buch, mit seinem treuherzigen Humor und seinen lebendig-phantastischen Schilderungen, ist keineswegs blos für Gelehrte geeignet, sondern wie es ehedem ein beliebtes Volksbuch war, so wird es auch jetzt noch, namentlich mit den sachgemäßen Erläuterungen, welche der Herr Herausgeber hinzugefügt hat, Lesern jedes Standes eine unterhaltende und belehrende Lectüre gewähren.

In Leipzig ist ein neues geschichtliches Lustspiel „Der Teufel ist los" von Arthur Müller, dem Verfasser der „Preußen in Breslau", mit mäßigem Beifall gegeben worden. Dagegen soll in Braunschweig ein neues Lustspiel von Goerner „Auf Rosen" sehr angesprochen haben. In Weimar wurde „Der Wahrspruch", Volksschauspiel von Berthold Auerbach, gegeben. Es ist dasselbe Stück, das der Dichter vor mehr als Jahresfrist nach der ersten Aufführung in Stettin von der Bühne zurückzog und auch in Weimar scheint der Erfolg kein besonders günstiger gewesen zu sein. Denn wiewol der Beifall bei der ersten Aufführung groß war und der persönlich anwesende Dichter von seinen Freunden zu wiederholten malen hervorgerufen ward, so ist das Stück doch schon wieder vom Repertoire zurückgezogen worden, angeblich weil die Intendanz eine zu heftige Opposition dagegen fürchtet.

Anzeigen.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Erste bis fünfte Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die fünfte Lieferung dieses Prachtwerkes erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern, wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis fünfte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Thekla, Burleigh, Gustel von Blasewitz, Tell's Knabe; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Bruneck, Der Kapuziner.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 17. März 1859.

Zur Situation.

(Vergl. „Deutsches Museum“, 1859, S. 328 fg. und S. 354 fg.)

III.

Absichtlich haben wir bisher in unserer Schilderung des Elends, das auf Italien lastet, denjenigen Punkt übergangen, der sonst gewöhnlich in den Vordergrund gerückt wird und auf den die Italiener selbst das meiste Gewicht legen: nämlich den Mangel politischer Freiheit und nationaler Unabhängigkeit. Es ist wahr, Italien ist vielfach zersplittert und in einem großen Theil des Landes herrscht, mittelbar oder unmittelbar, die Gewalt fremder Bajonnette; wiederum mit einziger Ausnahme Sardiniens, entbehrt Italien jener freien und selbständigen Formen, in denen das moderne Völkerleben sich bewegt, und selbst auch der Weg dazu ist ihm versperrt.

Allein ebenso wahr ist es auch, daß jedes Volk immer nur so viel Freiheit besitzt, wie es verdient und wie seinen sittlichen und bürgerlichen Zuständen angemessen ist. Es ist ein grober Irrthum, der zwar aus der wilden Hast, mit der unser Jahrhundert lebt, vollkommen erklärlich, aber darum nicht weniger ein Irrthum ist, als brauche ein Volk nur frei zu sein von äußerm Druck, oder als bedürfe es nur gewisser äußerlicher Staatsformen, um sofort auch groß, blühend und mächtig zu sein und sich zu einem gesunden und glücklichen Staatsleben zu entwickeln. Die Freiheit ist umgekehrt erst der Schlußstein des gan-

zen politischen Daseins, die reifste und höchste Blüte, zu der ein Volk sich überhaupt entfalten kann, und es bedarf großer Anstrengungen und langer innerer und äußerer Kämpfe, um diese Blüte überhaupt nur zu entwickeln. Niemals aber werden Freiheit und Unabhängigkeit von außen dargebracht; ein Volk, das seine Befreiung von etwas anderm erwartet als von seiner eigenen sittlichen Erhebung, wird ewig der Sklave fremder Willkür bleiben. Gerade wir Deutschen dürfen das aussprechen, weil wir uns in so vielem Betracht in einer ganz ähnlichen Lage befinden wie Italien. Allein wir wissen auch, daß eine Aenderung derselben nur durch uns selbst und unsere eigene Kraft herbeigeführt werden kann; wer unter uns noch heutzutage davon sprechen wollte, Deutschlands Einheit und Freiheit durch Vermittelung einer fremden Macht herbeizuführen, gleichviel unter welchem Vorwand, dem würde sofort ein allgemeiner Schrei der Verachtung Stillschweigen auferlegen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit Italien; auch Italien muß sich entschließen, seine Freiheit und Unabhängigkeit nur von sich selbst empfangen zu wollen oder es wird nur noch immer tiefer sinken auf der Stufenleiter der Nationen; der berühmte Wahlspruch „l'Italia fara da sè", ist nirgends mehr an seinem Platze und hat nirgends einen tiefern Sinn, als wo es sich um die politische Wiedergeburt des unglücklichen Landes handelt. Allein auch diese politische Wiedergeburt, wir wiederholen es, ist nur möglich, wenn erst eine sittliche Wiedergeburt vorhergegangen; erst müssen Recht, Wahrheit, bürgerliche Tüchtigkeit wieder zur Herrschaft gelangen, bevor die Freiheit ihr siegreiches Banner entfalten kann.

Wir haben also in der That ein Recht, jene in specifischem Sinne politische Seite der Frage hier unerörtert zu lassen; schon der von uns geschilderte geistige, sittliche und materielle Verfall, in welchem Italien sich befindet, genügt vollkommen, es zu einem Herd allgemeiner und dauernder Unzufriedenheit zu machen — einer Unzufriedenheit, die unvermeidlich auch die Ruhe und Sicherheit der benachbarten Staaten bedroht, sodaß diese letztern dadurch ein unzweifelhaftes Recht erlangen, auf eine gründliche Aenderung in den innern Zuständen Italiens zu bringen.

Seit bald vierzig Jahren ist Italien die Pandorabüchse, aus welcher sich eine Saat unaufhörlicher Unruhen und Umwälzungen über Europa verbreitet. Nirgends hat die politische Leidenschaft eine so gehässige Form angenommen, nirgends ist sie von einer so tiefen sittlichen Corruption begleitet wie hier; alle Völker und alle Zeiten haben einzelne Fanatiker aufzuweisen, in Italien aber wurde der politische Meuchelmord zum System erhoben und seine Sendboten streifen durch ganz Europa.

Wie gesagt, wenn die übrigen Staaten sich gegen die Gefahren einer solchen Nachbarschaft schützen wollen, so sind sie dabei vollkommen in

ihrem Recht und ist gegen diesen Zwang der Noth und dies Gebot der eigenen Sicherheit alles Gerede von Nichtintervention und ähnlichen Theorien vollkommen nichtssagend. Auch haben die europäischen Mächte factisch seit vierzig Jahren diesem Gebote gehorcht. Seit vierzig Jahren und länger ist Italien der Schauplatz der verschiedenartigsten fremden Einmischungen gewesen, mit dem allerdings sehr wesentlichen Unterschiede, daß dieselben meistentheils im Namen der Gewaltherrschaft geschahen; der Druck, der bereits auf Italien lastete, sollte noch vermehrt, die Nacht der Barbarei und Unwissenheit, die darüber ausgebreitet liegt, sollte noch dichter, noch finsterer werden, man wollte Italien zu einem einzigen großen Kirchhof machen, um doch einmal Ruhe vor ihm zu haben.

Jetzt will man es auf dem umgekehrten Wege versuchen oder wenigstens man gibt sich den Anschein. Da dies zähe Volk einmal nicht todt zu machen ist, wohlan, sorgen wir, daß es wenigstens ein menschenwürdiges Dasein führe; sorgen wir, daß das Ansehen von Recht und Gesetz wenigstens einigermaßen wiederhergestellt werde und daß die Tyrannei aufhöre, dem allergewöhnlichsten Sittlichkeitsgefühl ins Antlitz zu schlagen; sorgen wir, daß die einzelnen italienischen Regierungen den Bevölkerungen, die ihrer Fürsorge anvertraut sind, einen angemessenen Spielraum zu einer vernünftigen staatlichen Fortentwickelung eröffnen; ja sorgen wir, daß selbst die italienischen Einheitsbestrebungen, soweit dieselben ohne einen vollständigen Umsturz des Bestehenden ausführbar sind, wenigstens einigermaßen und annähernd befriedigt werden. Da wir den Strom nicht haben abdämmen können, so wird es jedenfalls das Verständigste sein, wir suchen ihm ein Bette anzuweisen, in dem er möglichst frei und ungehindert und darum auch ohne Gefahr für die Nachbarschaft sich fortbewegen kann. Wer sich dem widersetzt, wer also die Gefahren, mit welchen der jetzige verwahrloste Zustand Italiens das übrige Europa bedroht, permanent machen will, nun wohlan, der ist der wahre Feind des allgemeinen Friedens und so soll er auch danach behandelt werden!

Eine ganz vortreffliche Forderung; es fragt sich nur erstlich, von wem, und zweitens, gegen wen sie aufgestellt wird.

IV.

Bekanntlich ist es niemand Geringeres als Napoleon III., der „Erwählte von sieben Millionen", der sich zum Fürsprecher des erniedrigten und geknechteten Italien aufgeworfen hat. Bevor ich jemand gestatte, sich in meine Angelegenheiten zu mischen und den Reformator in meinem Hause zu spielen, ist es ein billiges Verlangen, daß ich zusehe, wie es bei ihm selbst bestellt ist. Nun mag es wol sein, daß das heutige Frankreich gerade so regiert werden muß, wie es von Ludwig Napoleon

regiert wird; es mag sein, daß die Franzosen, erschöpft durch mehr als siebzigjährige Revolutionen, nichts mehr wollen und nichts mehr verlangen als nur Ruhe, Ruhe um jeden Preis, und daß daher auch diese eiserne Zuchtruthe, mit welcher der Neffe des Oheims die grande nation zu Boden hält, den eigenen Bedürfnissen und Wünschen derselben ganz angemessen ist; es ist dies, wenigstens bis auf weiteres, eine innere Angelegenheit Frankreichs, die, da sie die Ruhe Europas vorläufig noch nicht beeinträchtigt, uns hier auch nicht weiter kümmert.

Aber jedenfalls ist es eine eigenthümliche Logik, im eigenen Hause das eherne Scepter der Gewaltherrschaft führen und für fremde Nationen Freiheit und Unabhängigkeit in Anspruch nehmen; es ist eine eigenthümliche Logik, den eigenen Thron auf die Unterdrückung alles nationalen Lebens, auf Unterdrückung von Literatur, Wissenschaft und Bildung gründen und auswärts den Anwalt der unterdrückten Humanität und Gerechtigkeit machen. Wir haben im Vorhergehenden wahrhaftig kein allzu lichtes Bild von den Zuständen Italiens entworfen: aber mit den Zuständen des heutigen Frankreich halten sie den Vergleich doch noch immer aus, besonders was das Maß politischer Freiheit und volksthümlichen Lebens anbetrifft, das beiden vergönnt ist. Italien hat, mit Ausnahme Piemonts, keine Verfassung, es ist wahr, aber in den Senatoren Napoleon's III. wird auch wol niemand das Musterbild eines Parlaments erblicken; die Corruption in Italien ist groß, aber die neugebackene Aristokratie des zweiten Kaiserreichs besteht auch eben nicht aus lauter Tugendhelden; die Kerker in Neapel sind scheußlich, die Haut schaudert uns, wenn wir von den Martern lesen, denen die politischen Gefangenen daselbst preisgegeben sind, aber Cayenne, wenn wir recht unterrichtet sind, ist auch keine besonders gesunde Gegend. Nein, wer das Banner der Freiheit erheben will, der sorge zuerst, daß er es mit reinen Händen thut; wer sein eigenes Land und sein eigenes Volk nur mit solchen Mitteln regieren kann, wie diejenigen sind, mit denen Napoleon III. sich factisch am Ruder erhält, der ist vielleicht ein sehr kluger, sehr umsichtiger Regent, ein sehr genauer Kenner seiner Zeit und seines Volkes, aber zum Vindex libertatis für fremde Nationen ist er ganz gewiß nicht bestimmt.

Allein die Sache gewinnt noch ein viel mislicheres Ansehen, wenn wir zweitens fragen, an wen oder doch an wen hauptsächlich das kaiserliche Frankreich diese seine Forderungen zu Gunsten Italiens stellt. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, den Lobredner Oesterreichs zu machen oder die Art und Weise zu rechtfertigen, wie Oesterreich seine italienischen Besitzungen verwaltet und wie es überhaupt seinen Einfluß in Italien geltend macht. Seit bald einem halben Jahrhundert besitzt Oesterreich die Lombardei, unzweifelhaft den bestbelegenen, den wohl-

habendsten und in vieler Hinsicht auch den gebildetsten Theil Italiens, und was hat es in dieser ganzen Zeit daraus gemacht? Welche Mittel hat es angewandt und in wie weit ist es ihm gelungen, sich die Anhänglichkeit und Liebe der Lombarden zu erwerben? Die Tausende von Bajonnetten, von denen in diesem Augenblick das österreichische Italien starrt, die überfüllten Gefängnisse und die auf die Stadt gerichteten Kanonen des Forts von Mailand geben die Antwort. Es wäre ganz müßig, wollten wir uns hier auf die Discussion einzelner Maßregeln einlassen, die Thatsache allein, daß Oesterreich seine italienischen Provinzen noch heut, nach bald funfzigjährigem Besitzstand, nur durch die Kraft des Schwertes behauptet, diese Thatsache allein beweist schon, daß die Politik, welche Oesterreich in Italien verfolgt hat, eine falsche und verderbliche gewesen ist.

Allein ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß die Lombardei noch lange nicht der am schlechtesten regierte Strich von Italien ist, sondern daß es in diesem unglücklichen Lande noch andere Staaten gibt, mit denen verglichen die Lombarden sogar allen Grund haben, sich glücklich zu preisen. Warum wendet die tugendhafte Entrüstung Frankreichs sich nicht gegen diese? Seit zehn Jahren weht ja die französische Tricolore von den Wällen Roms — nun? warum ist denn gerade die römische Wirthschaft die allerschmählichste? Warum kann der König von Neapel ungehindert thun, was er thut, ohne daß das großherzige, das humane, das freiheitathmende Frankreich, dieser allgemeine Vorkämpfer der Menschheit und ihrer höchsten und edelsten Zwecke, ein nachdrückliches Wort dazwischenspricht?

Aber es spricht ja, versichert man uns, und sein Wort würde auch gehört und befolgt werden, wenn nicht Oesterreich und sein Einfluß die Ohren der italienischen Fürsten absichtlich verstopfte. Und damit berühren wir denn endlich den eigentlichen Kern der Frage.

V.

Oesterreich beruft sich gegenüber den Ansprüchen und Drohungen Frankreichs auf die von Europa garantirten Verträge; es richtet namentlich an Deutschland und hier wieder vorzugsweise an Preußen das Verlangen, diese Verträge im Fall eines französischen Angriffs zu schützen und aufrecht zu erhalten.

Und soweit es sich dabei lediglich um die Verträge von Anno Funfzehn handelt, mit vollem Grunde. Wir gehören nicht, wie wir schon vorhin andeuteten, zu jenen idealistischen Politikern, die da meinen, Deutschland müsse immer nur geben und verzichten und wenn nur die übrige Welt frei und glücklich wird, so schadet es gar nichts, wenn es auch auf Deutschlands Kosten geschieht. Ja wenn die Welt oder in

diesem Falle Italien nur wirklich frei und glücklich würde dadurch, daß Oesterreich auf seine italienischen Besitzungen verzichtet! Allein eine vielhundertjährige Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Noch niemals seit der Römerzeit ist Italien frei, einig und selbständig gewesen, es ist immer von einer Knechtschaft in die andere getaumelt, hat immer, in selbstmörderischem Wahnsinn, sein eigenes Blut vergossen, um das Joch zu befestigen, unter das fremde Herrscher es schlugen. Soll ein Opfer gebracht werden, so werde es wenigstens zu einem vernünftigen Zwecke gebracht. Es ist nicht blos Oesterreich, es ist durch Oesterreich auch Deutschland, das Oberitalien besitzt und dieser Besitz ist für uns von größter praktischer Wichtigkeit, ja in mancher Hinsicht, namentlich was die militärische Sicherheit Deutschlands sowie die Entwickelung des deutschen Handels anbetrifft, ist er geradezu eine Lebensfrage unserer Zukunft. Und zu wessen Gunsten nun sollen wir auf diesen Besitz verzichten? Etwa zu Gunsten der unterdrückten italienischen Nationalität? Dieses ganzes Gerede von den unterdrückten und demnächst wiederherzustellenden Nationalitäten ist eine der abgeschmacktesten und einfältigsten Phrasen, die nur jemals in der Politik gehört worden sind. Nur diejenige Nationalität ist bei der jetzigen Lage der Welt noch historisch berechtigt, die sich selbst als lebensfähig zu behaupten vermag; alle alten verrotteten Nationalitäten aus dem Wust der Geschichte hervorgraben, hieße den ganzen Stand der modernen Geschichte über den Haufen werfen und uns in das Mittelalter zurücktreiben. Denn nicht die Naturbestimmungen sind heutzutage das Entscheidende im Völkerleben, sondern die Ideen. Oder wo ist denn noch ein moderner Staat, der nicht so und so viel fremde Nationalitäten in sich verschluckt hätte? Wenn wir Oberitalien um der italienischen Nationalität willen losgeben sollen, wird dann vielleicht auch Rußland die russischen Ostseeprovinzen oder Frankreich den Elsaß um der deutschen Nationalität willen losgeben? Wir zweifeln.

Und wer will uns ferner überreden, daß Oberitalien, der deutschen Herrschaft entrückt, nun auch wirklich sich selbst gehören, nun auch wirklich zu politischer Unabhängigkeit und Selbständigkeit gelangen werde? Es würde nur den Gebieter tauschen; wo jetzt, wohl oder übel, die österreichischen Adler wehen, da würde der gallische Hahn sich niederlassen, Deutschland würde vom Mittelländischen Meere, das ihm für seine künftige weltgeschichtliche Stellung unentbehrlich ist, zurückgedrängt, Italien selbst aber aus einem Clienten Oesterreichs ein immer bereites Werkzeug in den Händen Frankreichs werden, Krieg und Verwirrung in das Herz unsers Vaterlandes zu tragen.

Von einer Verzichtleistung Oesterreichs auf die Lombardei kann also keine Rede sein; Italien und seine nationale Unabhängigkeit würden nichts dabei gewinnen, wir aber würden dabei ein höchst wesentliches Pfand

unserer Zukunft verlieren. Insoweit also hat Oesterreich den vollgültigsten Anspruch auf den Beistand Deutschlands und Preußens: aber wohlgemerkt, auch nur so weit. Und das ist für die augenblickliche Verwickelung allerdings nicht weit genug. Denn bekanntlich hat Oesterreich sich an den Rechten, die es durch die Verträge von 1815 erworben hat, nicht genügen lassen. Es hat nachträglich auf eigene Hand mit den Staaten Mittelitaliens Verträge geschlossen, mit denen es zwar angeblich nur die Erbansprüche hat schützen wollen, die ihm an diese Staaten zustehen, durch die es dieselben jedoch in Wahrheit schon jetzt ihrer Selbständigkeit beraubt und sie zu bloßen österreichischen Provinzen herabgesetzt hat; es hat sich in den wichtigsten Städten Mittelitaliens ein Besatzungsrecht beschafft, durch welches ganz Mittelitalien ihm in militärischer Hinsicht unterworfen ist. Oesterreich hat ferner, nicht zufrieden, der Lombardei jene volksthümliche Entwickelung zu versagen, welche doch, richtig geleitet, das stärkste Band zwischen Oesterreich und Italien hätte werden können, seinen ganzen Einfluß dahin angewandt, auch in den übrigen Staaten Italiens jede Art von politischem Fortschritt und volksthümlicher Reform zu verhindern; es hat immer und überall den Patron jeder Gewaltthat und jeder Unterdrückung gemacht; jeden Funken politischen Lebens hat es sofort ersticken helfen, seine Rathschläge an die italienischen Fürsten sind immer nur dahin gegangen, die Zügel noch schärfer anzuziehen, seine ganze italienische Politik ist stets nur eine volks- und freiheitfeindliche gewesen. Endlich aber hat es durch Abschluß des Concordats auch dem weltlichen Ansehen und Einfluß des Papstes eine Stütze verliehen, durch welche einer endlichen vernünftigen Ordnung der italienischen Wirren — bei der doch die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes immer das A und O sein muß — nur ein neues Hinderniß bereitet wird.

Mit allem diesen hat Oesterreich ganz offenbar Geist und Buchstaben der Verträge von Anno Funfzehn verletzt; es hat seiner Macht und seinem Einfluß in Italien eine Ausdehnung gegeben, durch die es das europäische Gleichgewicht stört und gegen die daher dem übrigen Europa das Recht des Einspruchs unzweifelhaft offen steht. Was uns Deutsche anbetrifft, so könnten wir uns diesen übermäßig gesteigerten Einfluß Oesterreichs vielleicht gefallen lassen, wenn er nur wirklich der Macht und dem Ansehen Deutschlands zugute gekommen wäre. Dies ist aber keineswegs der Fall; im Gegentheil, Oesterreich hat den deutschen Namen verhaßt gemacht von einem Ende der Halbinsel zum andern, das „A fuori i Tedeschi“, das 1848 durch Italien hallte und das eben jetzt neu aufzutauchen droht, gilt nicht sowol den Deutschen als solchen, als vielmehr den Oesterreichern, die Deutschland in Italien so schlecht repräsentirt haben.

Und das ist denn ein Unrecht, dessen Abstellung Deutschland von

Oesterreich zu fordern befugt ist. Wir sind ganz damit einverstanden, daß der Rhein am Po vertheidigt wird. Oesterreich soll behalten, was ihm durch die Verträge vom Jahre Funfzehn rechtlich zusteht; wehe dem, der daran zu rühren wagt, der letzte deutsche Mann und der letzte deutsche Groschen sind nicht zu kostbar, die Ehre und Unabhängigkeit eines deutschen Staates zu vertheidigen.

Allein so ziehe auch Oesterreich selbst sich auf die Linie der Verträge von 1815 zurück. Dieselben sind in der That vollkommen ausreichend, den Frieden der Welt zu erhalten, wenn sie nur von allen Seiten ernstlich und aufrichtig beobachtet werden. Auch von Oesterreich. Es entsage freiwillig den unrechtmäßigen Einflüssen, die es sich im Laufe der Jahre in Italien erworben hat; es gebe jenes vielbestrittene Besatzungsrecht in Mittelitalien auf; es verzichte auf die zweideutige Ehre, der spiritus familiaris des Königs von Neapel zu sein oder die Fäden zu ziehen, durch welche die verrostete Staatsmaschine Roms in Gang rehalten wird; es höre überhaupt auf der „schwarze Mann" Italiens zu sein, es erfülle die gerechten Wünsche seiner lombardischen Unterthanen, es befördere die Einigung Italiens zunächst auf dem Gebiet der materiellen Interessen und es wird der eigenen Bajonnette in Italien nicht mehr bedürfen und wird die fremden nicht mehr zu fürchten haben.

Aber freilich gilt auch hier ein gut Theil von dem, was wir vorhin über die eigenthümliche Lage Frankreichs sagten, das im eigenen Hause Ketten trägt und auswärts den Befreier spielen will. Wenn also Oesterreich nicht nachgeben will? nicht nachgeben kann? Sollen wir es dann seinem Schicksal überlassen? Ist wirklich irgendwo ein verständiger Mensch, der an das Märchen von dem „lokalisirten Kriege" zwischen Frankreich und Oesterreich glaubt und soll Deutschland und Preußen, in blindem Vertrauen auf dies Märchen, die Hände in den Schos legen und zusehen, wie Oesterreich etwa in einem unglücklichen Feldzuge aus Italien herausgeworfen wird? Oder sollen wir umgekehrt den Ermahnungen, mit denen die gute Augsburgerin uns tagtäglich zusetzt, Gehör geben und sollen unser wackeres deutsches Blut verspritzen und Deutschland in einen aussichtslosen Krieg verwickeln, nur damit Oesterreich seine Garnisonen in Parma und Modena behalte, und damit alles, was in Italien auf Reaction und Verdummung der Geister sinnt, nach wie vor seine bequeme Zuflucht unter den Fittigen des habsburger Adlers habe?

Weder das eine noch das andere: wohl aber muß eine dritte Partei auf den Schauplatz treten, welche, die Anmaßungen und Uebergriffe von rechts und links zurückweisend, wirklich Ernst macht nicht blos mit dem Buchstaben, sondern auch mit dem Geist der Verträge und den Frieden Europas schützt, nöthigenfalls auch mit dem Schwerte. Freilich darf diese Partei, wenn sie anders einigen Erfolg haben soll, nicht blos mit

Circularnoten und diplomatischen Depeschen auftreten, sondern bewaffnet, mit dem ganzen Nachdruck vollständigster Kriegsbereitschaft müßte sie auf den Schauplatz herniedersteigen, bereit, ihr Schwert gegen denjenigen zu kehren, der den Forderungen des Rechts und der Vernunft seinen Gehorsam verweigert. Zur Bildung dieser bewaffneten Mittelpartei sind vor allem zwei Staaten berufen: England und Preußen, letzteres mit dem vereinigten Deutschland im Gefolge, und stimmen wir insofern allerdings in die Klagen der Augsburgerin mit ein, daß in Preußen noch so gar nichts von militärischen Rüstungen zu spüren ist. Ja, Preußen möge rüsten — aber nicht für Oesterreich noch gegen Frankreich, sondern für den Frieden Europas und gegen den, der denselben zu stören wagt. Welche Berge von Papier in dieser Angelegenheit auch bereits verschrieben sind, so ist im Grunde doch erst ein einziges vernünftiges Wort darin gesprochen worden und das verlautete gleich zu Anfang der Krisis: „Wer anfängt, der wird niedergeschlagen!“ Es war ein englischer Staatsmann, der das Wort aussprach; mögen preußischer Muth und deutsche Einigkeit dafür sorgen, daß es zur Wahrheit werde!

Ueber die bildende Kunst der Zukunft,

mit besonderer Rücksicht auf die Vereine für religiöse und historische Kunst.

Andeutungen

von

A. von Eye.

II.

Der Verein für historische Kunst ist offenbar aus der Beobachtung hervorgegangen, daß diese Gattung, von andern, insbesondere vom Genre und der Landschaft überholt, im Sinken begriffen ist und deshalb unterstützt werden muß, wenn sie nicht ganz in den Hintergrund gedrängt werden soll. Und dies letztere soll und darf allerdings nicht geschehen; was das Drama unter den poetischen, das ist das historische Gemälde unter den verschiedenen Gattungen der Malerei, die erste und höchste, die der größten Anstrengungen bedarf und an der daher nicht blos der einzelne Künstler, sondern auch eine ganze Zeit am ersten zeigen kann, ob und welchen Beruf zur Kunst sie überhaupt besitzt.

Woher kommt es denn, daß gerade in unserer sonst so vielgepriesenen Zeit die historische Kunst so sichtlich in Verfall gerathen ist? Warum ist die Zahl der Künstler, die sich diesem Fache zuwenden, so gering?

Man wird erwidern, weil, wie wir eben selbst sagten, dieses Kunstfach größere Kräfte und bedeutendere Talente in Anspruch nimmt.

Allein wir glauben nicht, daß dieser Grund wirklich zutrifft. Nach seinen Kräften und Talenten pflegt der Mensch die Wahl seiner Thätigkeit gerade am allerwenigsten abzumessen; wäre die Historienmalerei bei uns sonst nur in der Lage, daß sich gute Geschäfte damit machen ließen, was gilt die Wette, unsere Halbtalente würden die ersten sein, danach zu greifen. Haben sie doch selbst jetzt, bei der geringen Gunst, deren die Historienmalerei beim Publikum genießt, keinen Anstand genommen, ihre Bravour zu zeigen, wo es ihnen nur irgend vergönnt war. Aber darin allerdings liegt ein triftiger Grund: die historischen Bilder „ziehen" nicht mehr wie sonst und die Mehrzahl unserer Künstler hat für den Marktwind eine so feine Nase wie nur irgend der durchtriebenste Börsenspeculant für die Schwankungen von Hausse und Baisse. Die Paläste unserer Fürsten, die öffentlichen Gebäude, soweit sie sich für den Schmuck der Kunst schicken, sind großentheils ausgemalt; Privatleute kaufen historische Bilder weniger, theils weil sie ihnen zu hoch im Preise stehen, theils auch weil der Geschmack des Publikums nicht dahin geht. Und das eben ist das Entscheidende. Handelte es sich blos um den Geldpunkt, so würde der Verein am Ende etwas wirken können; ob er aber im Stande sein wird, die Richtung des Zeitgeschmackes zu ändern, das bezweifeln wir. Vielmehr wird es ihm allem Vermuthen nach damit ebenso ergehen wie all den einzelnen, die sich dem Strome der Zeit entgegenzustellen wagen und die in diesem vergeblichen Bemühen, wie rein ihre Absicht, wie edel ihr Wollen sein mag, mitleidlos von den Fluten dahingerafft werden. Es ist dies einmal der tragische Gang der Weltgeschichte — oder ist er am Ende gar so tragisch nicht, wie er sich auf den ersten Blick ansieht? Sollte nicht in vielen, in den meisten, ja vielleicht in allen Fällen bei genauerer Prüfung sich ergeben, daß jene vereinzelten wohlgemeinten Absichten, deren Scheitern uns so schmerzlich ergreift, von dem Standpunkte weltgeschichtlicher Entwickelung aus sich doch nur als Einseitigkeiten darstellen, die den allumfassenden Zwecken der Geschichte widerstreben und die eben deshalb mit Recht zu Grunde gehen, während jene scheinbar niedrigere Richtung der Zeit in der That den Keim zu neuen höhern Entwickelungen in sich trägt?

So könnte es auch wol sein, daß die Geschmacksrichtung unserer Zeit, trotz ihrer Abneigung gegen die Geschichtsmalerei, gar so verderbt nicht ist und gar keiner so gründlichen Correctur bedarf, wie jener Verein uns überreden will. Für das Bedürfniß wird wol jetzt und immer gemalt werden, und da frage man sich doch einmal ehrlich, was wir mit so vielen historischen Bildern sollen?

Ei nun, erwidert man uns, wenn auch nicht jede Stadt Arcaden hat,

so hat sie doch ein Rathhaus; schmücken wir denn unsere Rathhäuser mit historischen Gemälden.

Aber aufs Rathhaus, ihr wackern Enthusiasten, geht man in unsern Tagen nur, wenn man bei der Polizei seine Aufenthaltskarte verlängern läßt, wenn man in Streit mit einem Dienstteufel gerathen ist oder wenn irgendeine ähnliche Veranlassung es nöthig macht: in lauter Fällen also, wo der Sinn für historische Kunst ganz gewiß nicht sehr offen steht und wo man weder Muße noch Neigung hat, historische Gemälde zu betrachten.

Aber wohlan, so lege man städtische Galerien an.

Soweit ein Bedürfniß dazu vorhanden ist, sorgen in größern und kleinern Städten die Kunstvereine für Ausstellungen, durch welche das Publikum Gelegenheit erhält, seinen Kunstsinn zu befriedigen und die dasselbe doch immer mehr anziehen als ständige Galerien, weil sich bei den Ausstellungen zum Kunstsinn noch die Neugier gesellt und weil das Publikum doch immer mehr durch das Neue als durch das Gute angezogen wird. Gebe man doch nur Acht, wie es in den Städten zugeht, die Galerien besitzen! Wer besucht dieselben zumeist? Etwa die städtische Bevölkerung? O nein, bei weitem der Mehrzahl nach sind es durchreisende Fremde, mit dem rothen Buche unter dem Arme, die mit und ohne Beruf in den Kunstsammlungen umherziehen. Und was hat selbst dies Umherziehen der Fremden für die Bildung des Kunstsinns zu bedeuten? Auf Reisen und namentlich bei der heutigen Art zu reisen ist man wol nur in den seltensten Fällen in der Verfassung, sich Kunstgenüssen hinzugeben und wirklichen Nutzen daraus zu ziehen; der flüchtige, den Geist mehr verwirrende als erhebende Besuch einer Galerie ist doch immer nur ein sehr zweideutiges Amusement, verglichen mit dem Genuß und der Anregung, die der tägliche Umgang mit einem echten, inhaltreichen Kunstwerk gewährt, dessen Seele unbemerkt, aber unaufhaltsam in unser eigenes Leben übertritt.

Nun, entgegnen die Freunde der historischen Kunst uns, so schaffe man historische Bilder ins eigene Haus; der Mensch soll nicht blos begeistert sein für das Große und Edle, er soll sich auch an seine Nähe gewöhnen, er soll sich selbst darin einleben, und wo fände das Große und Edle sich eher als in der historischen Kunst?!

Aber um des Himmels willen, wenn ich den Tag acht bis zehn Stunden lang auf meinem Comptoir mich mit Heeren von Zahlen umhergeschlagen habe und ich soll abends noch den Kreuzfahrern Ptolemais erobern helfen? Oder ich habe auf dem Bureau vom frühen Morgen meinen Geist mit Ausfüllung leerer Register gemartert und komme nun spät abends nach Hause mit dem erbärmlichen Bewußtsein, daß ich zu Grunde gehe in geistlosem Schematismus, und daß diese geistlose, diese

vernichtende Beschäftigung doch die unentbehrliche Wurzel meiner Existenz ist, ja noch mehr: daß die Welt, wie sie nun einmal ist, diesen Schematismus ebenfalls nicht entbehren kann und daß Tausende mit mir Opfer sind, ruhmlose, ungekannte Opfer, geschlachtet der Unvernunft, die unsere Zeit und unsere Gesellschaft beherrscht — was, ich frage, soll es mir in diesem meinem Märtyrerbewußtsein da noch frommen, etwa mit Johannes Huß auf den Scheiterhaufen zu steigen? Ist meine Stellung in der Welt aber von der Art, daß ich über die Misère des gewöhnlichen Lebens erhaben bin, nun so werde ich auch vermuthlich keine Lust haben, mir meine behagliche Stimmung durch die ernsten und tragischen Scenen verderben zu lassen, welche die historische Kunst fast allein darbietet. Oder was ist die Geschichte der Menschheit anders als eine einzige große Tragödie, die bloße Kehr- und Schattenseite des Lebens, das seine lichte Oberfläche ganz wo anders, nämlich in der heiligen Stille des Herzens hat? Wie hätten die Menschen der Vorzeit es in der Welt wol aushalten wollen, hätte es zu ihrer Zeit wirklich nichts anderes gegeben, als was in den Geschichtsbüchern steht? Ja wir selbst, wie könnten wir es in der Welt aushalten, wenn uns im Lauf unserer Tage nichts anderes begegnete, als was in den Zeitungen zu lesen steht? Glaube man ja nicht, daß wir das Wesen der Geschichte und die Bedeutung ihres Studiums verkennen; wir betrachten sie hier lediglich als Mittel ästhetischer Erhebung und Befriedigung. Allerdings gibt es noch andere Motive, um derentwillen man Geschichte malen kann und auch wirklich malt, nur daß dieselben auf uns Deutsche nicht besonders anwendbar sind. Ein patriotischer Preuße z. B. wird sich immer sehr gehoben fühlen, wenn er im Conterfei erblickt, wie der große Fritz in der Schlacht bei Roßbach die Franzosen in die Pfanne haut. Aber was soll ein armer heimatloser Deutscher machen, der ja gar keine Geschichte hat, wie uns im Jahre Achtundvierzig von Hrn. von Schmerling so gründlich bewiesen ward? Möglich, daß das noch einmal anders wird, möglich, daß wir es auch noch einmal dahinbringen, mit unsern Kriegsschiffen die Stadt der Ungläubigen zu bombardiren, wenn man uns in Dscheddah unsern Consul todtschlägt; vorläufig sind wir so klug, auf die Gefahr hin lieber gar keinen Consul nach Dscheddah zu schicken und werden es wol auch noch eine Zeit lang bleiben.

Aber wozu, fragen unsere Gegner, waren denn unser Heinrich der Städtebegründer, unser Friedrich der Rothbart, Rudolf von Habsburg 2c. gut?

Nun doch nicht etwa dazu, daß unsere Künstler aus ihnen Hampelmänner machen und sie vor den Augen ihrer würdigen Nachkommen tanzen lassen, wie wir es mehrfach auf der münchener Ausstellung und anderswo haben sehen müssen?!

Aber lenken wir endlich unser Schifflein in das Fahrwasser ruhiger Betrachtung zurück; zu guterletzt kommen wir doch wol noch zu einem kühlen Einverständniß. Ja, wir Deutschen hatten, trotz aller Parlamentsreden von Anno Achtundvierzig und trotz alles Elends in Vergangenheit und Gegenwart — wir Deutsche hatten und haben allerdings unsere geschichtlichen Helden und unsere Geschichte, die wir um den Besitz von ganz Indien nicht weggeben möchten, eine Geschichte der Seele, des Gemüths, des Geistes, eine Geschichte, die das Bestehen und das Heil der Welt in sich trägt! Auch über Deutschland wird der Tag einst kommen, wo es aus der Reihe der Völker gestrichen wird, wie er über Rom und Griechenland gekommen ist: aber der deutsche Geist, die deutsche Kunst, die deutsche Wissenschaft sind dennoch unsterblich und werden noch über Jahrtausende hinaus die Welt tragen und beherrschen, gleicherweise wie der griechische es that und noch heute thut, nachdem das Volk, das ihn erzeugt, längst zu Grabe gegangen und von seinem Fleische nichts mehr übrig ist als die prächtigen Hunde von Morea....

Auch unsere Historiker haben wir, welche sich wohl darauf verstehen, die Geschichte in ihrer ganzen Bedeutung aufzufassen und eindringlich vorzutragen. Allein desto weniger verstehen unsere Künstler sich darauf, die Geschichte in würdiger Weise zu verstehen und darzustellen. Die wenigsten von ihnen wissen nur die eigentlichen geschichtlichen Helden, die wirklichen, epochemachenden Thatsachen der Geschichte herauszufinden, und noch schlimmer ist es mit ihnen bestellt, wenn es sich darum handelt, wie dieselben wirklich historisch, mit innerer und äußerer Wahrheit darzustellen sind. Denn auch die letztere, die äußere Wahrheit der Geschichte ist dem Künstler unentbehrlich, und daß die Künstler unserer Tage dieselbe gleichwol so sehr vernachlässigen, trägt gewiß nicht wenig dazu bei, die historische Kunst beim Publikum noch unbeliebter zu machen, als sie ohnedies schon ist. Unsere Künstler malen Geschichte und kennen sie nicht; was sie als Geschichte bieten, ist keine, und wird vom urtheilsfähigen Publikum, das besser unterrichtet ist als die lesefaulen Maler, nicht dafür anerkannt. In dieser Beziehung trifft namentlich die deutschen Künstler ein wohlbegründeter Vorwurf; sie bleiben in dieser Hinsicht selbst hinter den Bearbeitern anderer Kunstzweige weit zurück. Unsere Landschafter z. B. scheuen keine Mittel noch Anstrengungen, ihren Gegenstand, die Natur, möglichst allseitig zu durchforschen; sie belauschen sie bei Tag und Nacht und suchen sie auf an allen Enden der Erde; da ist an ihr keine Eigenthümlichkeit so verborgen, kein Reiz so versteckt, sie finden ihn auf und üben sich, das Gefundene wiederzugeben. Aber darum freilich leistet unsere Landschaftsmalerei gegenwärtig auch so Bewunderswürdiges. Unsere Historienmaler dagegen meinen, sie können alles aus ihrer

Phantasie herstellen; sie kümmern sich weder um die geistige noch körperliche Wirklichkeit. Ein Modell, das nur nicht allzu grob gegen die menschliche Anatomie verstößt, eine Gliederpuppe, darauf man die Falten malerisch legen kann, höchstens noch ein paar Pausen als Costümstudien, ohne Kenntniß aus den verschiedensten Zeiten zusammengelesen und ein paar Theaterbewegungen — siehe da der ganze Apparat, mit dem die Mehrzahl von ihnen sich an die schwierigsten Stoffe wagt. Von einer tiefern Durchdringung des Gegenstandes, von einer Erforschung von Zeit, Ort, Gelegenheit ist in den seltensten Fällen die Rede; nicht einmal die allgemeine Menschennatur, die jedem historischen Stoffe doch wieder die höhere Weihe und die eigentliche Poesie verleihen muß, wissen sie zu erfassen. Damit uns ja kein Zweifel komme, daß die Figuren, die wir da vor uns sehen, Helden sind, lassen sie dieselben sich so unsinnig geberden wie in einer Puppenkomödie; sie stellen ihre Helden auf Stelzen, damit sie ja das gemeine geschichtslose Volk überragen.

Es ist dies ein Vorwurf, von dem selbst die Meister unserer Zeit, die wir uns gewöhnt haben als die ersten und vorzüglichsten zu verehren, nicht ganz freizusprechen sind. Erinnern wir uns doch nur der großen münchener Kunstausstellung; war nicht das Meiste, was wir daselbst von historischer Kunst ausgestellt sahen, Unnatur, Theater, Maske, Affectation, Romantik? Das einzige Bild, das uns mit wahrhaft historischem Takte aufgefaßt schien, war Menzel's „Ueberfall bei Hochkirch"; da machen die Leute Geschichte ohne es selbst zu wissen, und das ist eben die richtige Art. Oder was thun die Helden in der Geschichte denn anders, als daß sie sich ihrer Haut wehren und ihren und der Zeit leiblichen und geistigen Bedürfnissen Genüge zu schaffen suchen, also genau dasselbe, was wir im täglichen Leben auch wahrnehmen können, wenn wir nur ein Auge dafür haben, ja was wir selbst mitmachen alle Tage? Und doch, sehen wir uns nur den größten Theil der historischen Gemälde an! Die Figuren, welche hier die Geschichte machen, haben in dem Augenblicke, als sie damit beschäftigt waren, sicher gewußt, daß sie so gemalt werden und auf die Allgemeine deutsche Kunstausstellung nach München kommen würden; darum haben sie ihre Positur so studirt, darum geben sie sich solche Mühe, das, was sie thun, auch zu zeigen, damit ja niemand zweifle, daß sie auch richtige geschichtliche Personen sind und daß die Bilder, auf denen wir sie erblicken, auch wirklich zur Historienmalerei gehören. Und doch ist es jedem Verständigen klar, daß sie sich in Wirklichkeit nicht anders bewegt haben werden als andere natürlich geschaffene Menschenkinder auch, sogar wahrscheinlich noch etwas anspruchsloser: denn gerade wahrhaft große Naturen affectiren am allerwenigsten. Und glaubt ihr denn überhaupt, es sei ein bloßes Puppenspiel, Geschichte zu machen? Meint ihr nicht, daß auch Helden eine

menschlich fühlende, menschlich leidende, glücksbedürftige Seele in sich tragen, die, wenn der entscheidende Moment gekommen ist, wol kühnen Muthes, aber dennoch nicht ohne ein augenblickliches Zagen sich zum Opfer gibt? Aber auch wo der Held als Sieger auftritt, kann und muß er seinen Kranz mit viel weniger Lärm und Schaugepränge nehmen, als es hier geschieht; ist er als der richtige siegsfähige Mann dargestellt, glauben wir an seinen Sieg doch und sogar um so mehr, je einfacher, je echt menschlicher der Held selbst sich zeigt.

Noch unverzeihlicher ist es, daß die Mehrzahl unserer sogenannten Historienmaler sich auch so wenig um die äußere Wahrheit ihrer Darstellungen kümmert, und das noch heutigen Tags, wo ihnen doch in dieser Beziehung das Studium so sehr erleichtert ist. Wir lachen über Bilder des vorigen Jahrhunderts, auf denen der Donnerer Zeus mit dem Blitzstrahl und wallender Alongeperrüke oder Frau Venus mit Schnürbrust und hohen Fontangen dargestellt sind, und doch haben wir selbst noch einen ebenso dicken Zopf hinten hängen. Oder sahen wir nicht erst vor wenigen Monaten auf dem vom „Verein für historische Kunst“ bestellten Schwind'schen Bilde „Kaiser Rudolf, wie er sterbend nach Worms reitet“ neben dem Kaiser aus dem 13. Jahrhundert einen Herold aus der Zeit Maximilian's I. dahergehen, während am Wege ein Meilenstein aus der Zeit Napoleon's I. steht, anderer ähnlicher Fehler nicht zu gedenken? Als wir bei der damaligen Versammlung der Abgesandten des genannten Vereins gelegentlich im Privatgespräch diesen Misgriff zur Sprache brachten, zuckte man freilich die Achseln und meinte entschuldigend, das sei Nebensache. Fehlgeschossen, ihr lieben Leute, wißt und ahnt ihr denn gar nicht, was Geschichte ist? Die That eines Jahrhunderts ist so gut ein Erzeugniß des Geistes einer bestimmten Zeit wie die äußere Erscheinung derselben in Tracht, Wohnung, Sitten, kurzum in dem gesammten Costüm im weitesten Sinne; das eine ist ohne das andere gar nicht zu denken noch darzustellen. Für die Hauptsache allerdings halten auch wir diese Aeußerlichkeiten nicht, wol aber sind wir der Meinung, daß sie mit dem geistigen Inhalt aufs engste zusammenhängen und sollte daher auch jeder Künstler, der es ernst meint mit seiner Kunst, jeden Verstoß nach dieser Seite hin möglichst vermeiden. Möglichst sagen wir: denn in der That bleiben in unserer Kenntniß von dem Costüm und den Sitten vergangener Zeiten noch immer Lücken genug, sodaß alle Irrthümer beim besten Willen nicht zu vermeiden sein werden. Wo dagegen die Wissenschaft vorgearbeitet hat, da sollten unsere Künstler wahrlich nicht versäumen, sich ihre Resultate zu Nutze zu machen; sie werden sich bald überzeugen, welchen Vortheil ihnen die richtige Vorführung einer Zeit, eines Ereignisses 2c. auch von seiten ihrer äußern Erscheinung bringt, insofern dadurch nämlich auch

der Unkundige ein Gefühl davon erhält, daß hier etwas Echtes und Wahres dargestellt ist. Zum Kundigen aber — den er doch immer vor allem im Auge haben sollte — redet der Künstler, der das Costüm getreu beobachtet, wie in einer Sprache, deren er vollkommen mächtig ist; wie der Redner durch gewisse Wendungen des Ausdrucks, durch einzelne Figuren, Vergleiche, prägnante Worte, vermag auch der Maler durch getreue und sinnvolle Beibehaltung des Costüms seinen Gedanken eine Klarheit und einen Nachdruck zu geben, welche die Wirkung verdoppeln, während umgekehrt ein historisches Bild, das blos zusammenphantasirt ist, immer nur eine armselige Wirkung macht.

Entschuldigung finden unsere Künstler, wie gesagt, gerade für diesen Punkt am wenigsten. Denn gerade für diese äußerliche Kenntniß der Geschichte sind der Hülfsmittel genug und im Ueberfluß geboten, unsere Herren Künstler dürften nur die Bücherscheu überwinden, sie dürften nur etwas mehr studiren und nur mehr Respect haben vor der Wissenschaft. Was in diesem Punkt geleistet werden kann, das zeigen vor allem die Belgier und neben ihnen einige Franzosen; es wäre gut, wenn unsere Künstler sich dieselben zum Muster nähmen. Doch gibt es allerdings auch bei uns manche ehrenwerthe Ausnahme von der allgemeinen Fahrlässigkeit. Auf der münchener Ausstellung waren es besonders Leutze's Bilder, die ein gewissenhaftes Studium und echt historischen Takt auch in den Aeußerlichkeiten der Darstellung bewiesen; leider fällt uns nur eben ein, daß Leutze gar kein Deutscher, sondern bekanntlich ein Amerikaner ist.

Auch würden wir von unsern specifisch deutschen Künstlern, trotz alles Mahnens und Predigens, ja selbst trotz unserer Vereine für historische Kunst, auch schwerlich Besserung zu erwarten haben. Der Grund des Uebels liegt tief, liegt in der Natur unsers Volks selbst. Wir sind einmal, im gewöhnlichen Sinne, kein historisch angethanes Volk, weder als Künstler noch als Kunstfreunde; wo wir recht praktisch sein sollten, gehen jedesmal Gemüth und Phantasie mit uns durch, in der Politik sowol wie in der Kunst. Nun halten wir unsern Theils das allerdings für keinen allzu großen Schaden; fehlt uns der historische, praktische Sinn, so besitzen wir dafür deutsches Gemüth und deutsche Phantasie, und dieser Besitz ist schon werth, daß wir eine Insel im Ocean weniger haben oder ein schlechtes historisches Gemälde auf unsern Ausstellungen mehr sehen. Sind jene echt deutschen Tugenden doch anfangs auch mit dem „Vereine für historische Kunst“ selbst durchgegangen. Denn gewiß wird es niemand einfallen, die beiden Aufgaben, die er im ersten Jahre seiner Wirksamkeit stellte, wirklich für Motive zu historischen Bildern anzusehen; es waren reine Aufgaben fürs Gemüth und die beiden Bilder waren Genrebilder, auch wenn Hr. Ochlich vom

Albrecht-Dürer-Verein zu Nürnberg sich den Kopf noch so sehr zerbrechen mußte, um das größere Bild durch die Thür der Herrentrinkstube zu bringen.

Wenn wir nur wenigstens so gescheidt wären, aus den vorliegenden Thatsachen eine bestimmte Anschauung zu abstrahiren und danach unser Verhalten einzurichten. Ein vorzugsweise praktisches, politisches, historisches Volk im gewöhnlichen Sinne sind wir Deutschen, wie gesagt, nun einmal weder im Leben noch in der Kunst, aber im Bereiche der Phantasie und des Gemüths thut es kein Volk der Welt uns gleich. Statt aller weiterer Auseinandersetzung führen wir den Leser vor Schwind's schönes Bild, das Märchen von den sieben Raben, das durch das überwiegende Urtheil als die Perle der ganzen münchener Ausstellung bezeichnet ward und über das ja auch diese Blätter zu verschiedenen malen ausführlich berichtet haben. Zwar was nützen alle Beschreibungen dem, der nicht so glücklich war, dies Kleinod der Kunst mit eigenen Augen zu sehen? Eben das „Unbeschreibliche" ist es, was hier „gethan", das „ewig Weibliche", das uns zum Himmel hinanzieht, was hier gegeben ist. Was nur Reines, Holdes, Liebliches sich denken läßt, tritt uns in der Hauptfigur dieses Märchenbildes entgegen: eine Sakontala im deutschen Eichwalde. Die Sagen im Volke führen uns oft in schaudervolle Höhlen, voll Graus und Gefahr, in der Tiefe des schwärzesten Dunkels aber glüht und leuchtet ein Edelstein von unschätzbarem Werthe, der jeden, welcher einen Strahl seines Lichtes empfand, unwiderstehlich durch Schrecken und Nacht an sich zieht: und wer dem lichten Schein mit treuem Muthe folgt, der wird das Kleinod erlangen und unversehrt zurückkehren. Solch eine Fahrt durch Tod und Verderben machte auch unser Volk durch seine Geschichte, so tief im Dunkel verborgen trug es auch den schützenden Talisman und so sicher wird dieser es führen, solange es ihn rein bewahrt. Dieser Talisman, dieses Kleinod ist aber seine ureigene, menschlich reine Natur, derjenige Theil seines Daseins, der noch durch kein Unrecht und keine Gewaltthat vernichtet, durch keine Schmach und Verführung befleckt werden konnte. Nichts anderes aber als diesen reinen Geist hat der Künstler, gewissermaßen symbolisirt und concret gemacht in Gestalt eines reinen, heldenmüthigen Weibes, in seinem Bilde dargestellt. Daher dieser Zauber, dieses Gefühl tiefinnerster Befriedigung und Wonne bei dem Beschauer, der hier das Beste und Werthvollste seines eigenen Selbst wie im Spiegel erblickt. Darum ist dieses Kunstwerk auch so echt deutsch; nur eine deutsche Jungfrau kann die Heldin dieses Gedichts in Farben sein und nur ein Deutscher konnte es schaffen. Deshalb sollte aber auch die ganze Nation dem Maler für dieses Bild dankbar sein und nicht minder dankbar dem Fürsten, der dasselbe als Eigenthum erwarb und es auf einem Platze auf-

zustellen beschloß, wo dem Volke im weitesten Kreise sein Genuß zu Theil werden wird. Von der Wartburg herab, wo schon einmal ein deutsches Palladium aufgepflanzt war, das weithin die Lande überschattete, des echten Mannes felsenfeste Wahrheit und Kraft, wird jetzt dieses Bild herniederstrahlen, gleichsam die Gegenseite unserer Natur, die unverfälschte Reinheit und Anmuth des deutschen Wesens.

Denken wir uns nun solch ein Bild oder ein ähnliches von demselben Charakter und derselben Wirkung in unser Haus, unser Gemach versetzt. Um zum Genusse desselben zu gelangen, dürfen wir uns nicht erst in die historischen Erinnerungen zurückbegeben, sind wir nicht von einer Kenntniß, einer Wissenschaft abhängig, die der Zufall uns vielleicht versagte; wir brauchen uns nicht erst auf einen beliebigen Parteistandpunkt zu stellen, nicht zum Preußen oder Oesterreicher, zum Deutschen oder Franzosen, zum Protestanten oder Katholiken zu werden, nein, wir brauchen nur den empfindenden Menschen in uns hervorzukehren, den wir immer zur Hand haben, sofern unsere Empfindung nicht überhaupt ganz und gar untergegangen ist. Und selbst wo dies der Fall oder wo doch die Gefahr nahe wäre, daß die Noth der Existenz, der Drang und die Enge des geschäftlichen Lebens den Menschen in uns erstickte, da müßte ja die sieghafte Kraft eines solchen Bildes genügen, denselben sofort wieder wach zu rufen, uns gleichsam unser besseres Selbst zurückzugeben!

Und das ist ja doch das eine und das alles, worauf es ankommt, und auch die historische und politische Größe, nach der wir uns sehnen, kennt kein anderes Fundament. Wir machen uns wahrlich keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir behaupten, in keinem Lande ist mehr geschehen, um den Staat zu Grunde zu richten, als im Deutschen Reiche. Aber weil das deutsche Volk von jeher sein Bestehen und sein Bestreben auf reines Menschenthum gegründet und gerichtet hat, ist es dennoch nicht zu Grunde gegangen und es wird auch nicht zu Grunde gehen, solange Bilder bei uns gemalt werden wie Schwind's Märchen „Von den sieben Raben". Mächtige Völker sind vor und neben uns verfallen oder zur Mumie verschrumpft, weil sie nicht zum reinen Menschenthum durchzudringen vermochten, sondern in Aristokratismus, Fanatismus oder irgendeinem andern einseitig verneinenden Princip verkamen. Lassen wir uns denn den verlorenen Markt der Welt nicht reuen; die Familie, der heimatliche Herd, das eigene Haus ist einstweilen unser Staat, den wir verwalten, der Tempel, darin wir im Geist und in der Wahrheit anbeten, und wenn wir diesen Tempeldienst nur recht verwalten, nur rechte, echte Bürger des Hauses sind, so wird uns allmählich auch alles übrige zufallen und auch aus dem großen Staat der Geschichte werden wir nicht ewig ausgeschlossen bleiben.

Und gerade in dieser engen Welt des Hauses nun entfaltet der Segen der Kunst sich am allerwohlthätigsten. Für unser Verhalten in der größern Menge sorgen die Gesetze, in der kleinern der Ton der Gesellschaft. Im Hause dagegen ist keine Art äußern Zwangs, hier ist uns Raum gegeben, wirklich frei und selbständig zu sein. Außer dem Hause sind wir Beamte, Geschäftsleute, Herren oder Diener, der Schul- und Actenstaub, der Lärm und das Gedränge des Markts läßt uns nicht los; nur in der Familie ist es uns vergönnt, voller Mensch zu sein und uns auch an den Leistungen von Wissenschaft und Kunst menschlich zu erlaben.

Auf dieses Menschliche des Genusses legen wir aber ein ganz besonderes Gewicht; in ihm scheint uns die ganze Lösung unserer Frage enthalten. Unsere ganze Bildung ist eine humane oder sollte es doch überall sein. Unter ihren Mitteln nimmt die Kunst eine der ersten Stellen ein; neben der Wissenschaft, die ihre Erfolge mehr auf den Geist richtet, hat sie ganz besonders die Aufgabe, Herz und Gemüth des Menschen zu bilden und zu veredeln. Und so wird denn, meinen wir, auch diejenige Kunstrichtung die wahre Kunst der Zukunft sein, die vorzugsweise das Menschliche zur Anschauung bringt, also das sogenannte Genre. Hier ist noch ein großes und fruchtbares Feld zu erobern, hierher, ihr Vereine, richtet eure Aufmerksamkeit; statt eine historische Kunst zu pflegen, die in unserer Zeit und unserm Volk einmal keinen Boden hat, sorgt, daß das Genre veredelt werde, diejenige Gattung der Kunst, die dem Volk am verständlichsten ist, die seinem Leben am nächsten steht und die daher auch am tiefsten in sein Bewußtsein eindringt.

Natürlich kommt uns dabei nicht von weitem in den Sinn, das Genre, wie es gegenwärtig ausgebeutet wird, unbedingt gutzuheißen. Wie unsere historische Kunst in den meisten Fällen dem Vorwurfe unterliegt, daß sie hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, so ist die Genremalerei der noch weit schlimmern Gefahr ausgesetzt, daß sie, statt die höhere Aufgabe der Kunst zu erfüllen und das Innere des Menschen zu veredeln, sein Bewußtsein zu erhöhen, seinen Geist zu erfreuen, vielmehr den gemeinern Stimmungen im Menschen schmeichelt, Vorurtheilen huldigt und einem falschen Geschmack Vorschub leistet. Wie oft sie dieser Gefahr in Wirklichkeit unterliegt, das zeigt ein Blick auf den Zustand unserer Kunst; selbst gute und bewährte Künstler gerathen, durch den halbgebildeten Geschmack des Publikums verführt, nicht selten auf die beklagenswerthesten Irrwege. Ein Beispiel genüge! Zu den besten Genremalern sowie überhaupt zu den ersten Künstlern unserer Zeit gehört ohne Zweifel Flüggen in München. Sein „Morgen im Pfarrhause“, den wir jüngst auf unsern Ausstellungen sahen, sein „Morgen-

gruß", der durch Raab's trefflichen Kupferstich bekannt ist, schließen sich dem Besten an, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet ist. Diese Bilder sind nicht allein im höchsten Grade anziehend, rein und innig in der Auffassung, sondern auch durchaus würdig und edel in der ganzen Haltung und dabei von meisterhafter Ausführung. Aber nun sehe man zwei andere Bilder desselben Meisters „Die genesende Mutter" und „Die Kaffeegesellschaft im Freien"; da werden uns so widerwärtige modernste Culturfratzen vorgeführt, daß wir uns nicht ohne einigen Ekel davon abwenden. Auch scheint der Künstler seinen Fehlgriff selbst gefühlt zu haben: denn auf der münchener Ausstellung, wo wir leider nur die beiden letztgenannten Gemälde wieder sahen, fanden wir sie beide in wesentlichen Stücken geändert.

Wie aber wird nun das Genre der Zukunft sich gestalten? Eine müßige Frage, über die sich wol viel hin- und herreden, die sich aber zu keinem bestimmten Resultat bringen läßt, indem dabei Factoren mitwirken, die sich für jetzt noch jeder Berechnung entziehen. Der Hauptfactor freilich wird immer das Leben der Menschen selbst sein; durch Vereine und sonstige Veranstaltungen kann zwar manches und vieles bewirkt werden, aber die Hauptsache vermögen sie doch nicht zu leisten. Alle Kunst ist eine Offenbarung des geistigen Bewußtseins einer Zeit und eines Volks, ein Spiegelbild seines Lebens; beide bedingen und beeinflussen sich wechselseitig. Wo das Leben in Verfall geräth, sinkt nothwendig die Kunst mit; wo dagegen das Bewußtsein der Menschen sich hebt und veredelt, da wird die Kunst jederzeit als eine der vorzüglichsten Stützen erscheinen, an denen die gesunkene Menschheit sich emporrichtet. Nun kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie gerade in unserer Zeit eine bedeutende geistige und sittliche Gährung sich vollzieht, mag dieselbe sich vorläufig auch nur erst in vereinzelten Erscheinungen kund geben. Jene großen und entscheidenden Fragen des menschlichen Daseins, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur auf dem Katheder und nur von Fachmännern erörtert wurden, sind allmählich in Sinn und Gemüth des Volks übergegangen und werden hier in einem neuen, viel praktischern Sinne behandelt. Auch die Zeit, wo man nur die Formen änderte und damit zugleich das Wesen gebessert zu haben meinte, ist überwunden; das Theoretisiren und Systematisiren hat sich als unzulänglich erwiesen, man rückt allmählich den Dingen selbst auf den Leib, man fühlt, daß nur dem zu helfen, der sich selber hilft, und daß überhaupt aus den mannichfachen Zweifeln und Fragen, die unsere Zeit noch umstricken, nur Ein rettender Weg geöffnet ist — der Weg der That. Der Geist, der die Kämpfe unserer Zeit durchdringt, ist ein reiner und guter und darum wird er auch zum Siege führen.

Gelingt es unserm Bewußtsein aber, von den Zweifeln und Vorurtheilen, den Aengsten und Nöthen, die uns jetzt noch anhaften, sich mehr und mehr zu befreien, gelangen wir dahin, unser Dasein in tieferer Berechtigung und höherer Bedeutung als bisher zu erfassen und dadurch trotz der mannichfach beengenden Formen, in welche es noch eingefaßt ist, seiner immer mehr froh zu werden: so ist kein Zweifel, daß auch die Kunst sich immermehr reinigen und heben wird. Die Wirklichkeit selbst wird immer harmonischer, immer edler, immer glücklicher werden und so wird auch die Kunst der Wirklichkeit, das Genre, sich immer glücklicher und zu immer höherer Bedeutung entfalten.

Wir scheiden ungern von unserm Thema, ohne noch auf die Landschaftsmalerei wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen, besonders nach den glänzenden und wohlverdienten Triumphen, welche gerade dieser Kunstzweig auch auf der münchener Ausstellung gefeiert hat. Allein was die Zukunft der Landschaftsmalerei anbetrifft, so müssen wir bekennen, kaum einzusehen, wie sie über ihren gegenwärtigen Höhepunkt noch hinausgehen könnte. Unsere Landschafter haben sich mit ihrem Gegenstande so vertraut, sie haben die Mittel, ihn wirksam darzustellen, dermaßen zu ihrem Eigenthum gemacht, daß die Kritik überwunden die Waffen strecken muß; sie lauschen, wie wir schon sagten, der Natur ihre tiefsten Geheimnisse ab, sie erfassen die Harmonien ihrer zartesten wie ihrer mächtigsten Saiten, durchforschen ihre Schönheiten, ergründen ihre Wahrheiten und geben die einen wie die andern mit einer Treue und Schärfe wieder, daß wir nicht mehr bloße Maler, nein, daß wir zugleich Philosophen und Dichter vor uns zu haben meinen.

Die Landschaftsmalerei ist der Gipfel der modernen Kunst; weder die religiöse Kunst, noch die Geschichts-, noch die Genremalerei hat sich zu der Höhe der Vollendung emporgeschwungen, auf der unsere Landschafter sich befinden.

Uebrig bliebe endlich noch, über die Plastik der Zukunft unsere Ansicht zu sagen. Doch würden wir dabei von ganz andern Gesichtspunkten auszugehen haben und versparen wir uns diese Abhandlung daher für eine andere günstigere Gelegenheit, indem wir hoffen, alsdann weniger Widerspruch zu erwecken, als es vermuthlich mit den vorstehenden Ketzereien der Fall sein wird.

Deutsches Heimweh.

Von

Bernhard Endrulat.

Als ich den blanken Degen mir
Einst um die Hüfte schnallte,
Mir hoch vom Haupt in ernster Zier
Der schwarze Haarbusch wallte,
Das war ein stolzer, deutscher Krieg,
Der tief mein Herz entzückte,
Doch mußt' ich trauern, daß der Sieg
Das schlecht're Banner schmückte.

Seitdem ist mir, als ob sich recht
Ein Heimweh auf mich senke,
Wenn ich an Lager und Gefecht,
An Wacht und Runden denke.
Noch ist der Klang des Jägerhorns
Im Ohr mir nicht zerronnen,
Noch hör' ich, mit der Wucht des Zorns,
Den Sturmmarsch der Colonnen.

Hei! Kugeln zischen hin und her,
Ein Feindesherz zu suchen,
Der Dampf wallt bläulich wie ein Meer
Ins grüne Laub der Buchen.
Weit übers Feld Signalruf gellt,
O lustig Tirailliren!
Und dann, das Bajonnet gefällt,
Mit Hurrah avanciren!

O frische Zeit! O kehre du
Ein einzig mal noch wieder,
Und gib uns Sorgen statt der Ruh',
Und Schwerterklang für Lieder!
Durchrütt'le diese Krämerwelt,
Laß ihre Götzen stürzen,
Laß Mannesseelen, hochgeschwellt,
Zu neuem Flug sich schürzen!

Zertritt mit einem Fuß von Erz
Das Paradies der Thoren,
Laß dich nicht irren Klag' und Schmerz;
Wird's doch nur so geboren, —

Geboren neu aus Blut und Brand,
Was unser einst gewesen:
Das große, freie Vaterland,
Deutsch bis an die Vogesen!

Februar 1859.

Literatur und Kunst.

Literaturgeschichte.

Von J. W. Appell, einem jüngern Gelehrten, der sich bereits durch verschiedene literargeschichtliche Arbeiten, insbesondere durch eine vortreffliche Monographie über „Goethe's Werther und seine Zeit" vortheilhaft bekannt gemacht hat, erschien unlängst bei Engelmann in Leipzig: „Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur." Die Literaturgeschichte, wie sie gewöhnlich geschrieben wird, hält sich viel zu vornehm, in den Sumpf der Leihbibliotheken hinabzutauchen und die Bekanntschaft jener unsaubern und vergilbten Bände zu machen, die zwar für den Aesthetiker sehr unergiebig sind, aber doch für einen großen Theil des Publikums die einzige oder doch hauptsächliche geistige Nahrung bilden. Unter dieser Literatur der Leihbibliotheken nehmen bekanntlich die Ritter- und Räuberromane seit mehr als zwei Menschenaltern eine der hervorragendsten Stellen ein: wie denn überhaupt das rasche Aufblühen dieser Gattung sowie die Hartnäckigkeit, mit der dieselbe sich unter allen Veränderungen des literarischen Geschmacks bis auf diese Stunde behaupfet hat, zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur gehört. Es wäre wol einmal einer eigenen Untersuchung werth, woher es kommt und wie es zugeht, daß gerade zu derselben Zeit, in denselben achtziger und neunziger Jahren, wo unsere classische Dichtung sich zu ihrer glänzendsten Blüte entfaltete und wo alle jene Meisterwerke entstanden, die noch heute den Stolz unserer Literatur bilden — daß gerade zu derselben Zeit ein in ästhetischer Hinsicht so verwerfliches Product wie der Ritter- und Räuberroman eine so weite Ausdehnung gewann und so allgemein die Lieblingslectüre des großen Publikums bildete. Natürlich müßte diese Untersuchung sich nicht blos auf die ästhetische, ja nicht einmal auf die literargeschichtliche Seite des Gegenstandes beschränken, vielmehr müßte sie vorzugsweise in culturhistorischem Sinne geführt werden und da würde sich denn, glauben wir, ergeben, daß der Ritter- und Räuberroman, ein so schmuziger Proletarier er auch in künstlerischer Hinsicht ist, nichtsdestoweniger eine nothwendige und unentbehrliche Ergänzung zu den Reichthümern unserer classischen Dichtung bildet, insofern nämlich in dieser verachteten Gattung gewisse Stimmungen und Leidenschaften, gewisse Interessen und Bedürfnisse des Publikums ihre Befriedigung fanden, die, so berechtigt sie auch waren und einen so wichtigen Factor unsers nationalen Lebens sie auch abgaben, doch von unsern Classikern unberücksichtigt blieben. Auch würde dabei, irren wir nicht, der Umstand ins Auge zu fassen sein, daß diese wüste Romantik sich im wesentlichen gleichzeitig mit der Französischen Revolution und den

Napoleonischen Kriegen entwickelte; wenn wir in den bluttriefenden Tragödien eines Lohenstein noch etwas spüren von den wüsten, greuelhaften Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, die ein Menschenalter zuvor über Deutschland dahingezogen waren, so haben wir gewiß auch ein Recht, die Greuel der Revolution und jene endlosen Kriegszüge der Napoleonischen Armeen, die ja in Deutschland so häufig ein wahres Räuberleben führten und auch wirkliche Räuberbanden wie einen Schinderhannes &c. im Gefolge hatten, mit der Entwickelung unserer Schauerromatik in Verbindung zu setzen. In diesem allgemeinen culturgeschichtlichen Sinne hat nun der Verfasser des eingangs genannten Buchs seine Aufgabe nicht aufgefaßt; vielmehr hat er sich begnügt, den Ritter- und Räuberroman lediglich von seiner literarhistorischen Seite aufzufassen und auch dabei hat er sich vorzugsweise auf flüchtige biographische und kritische Andeutungen über die Hauptvertreter dieser Gattung, besonders also über „K. G. Cramer, Spieß, Vulpius, den Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", Schlenkert und andere minder erhebliche Persönlichkeiten beschränkt. Was das Buch in dieser Art leistet, zeugt von achtbarem Fleiß und einem gesunden kräftigen Urtheil; die Darstellung ist klar und einfach, das Ganze mit anziehender Lebhaftigkeit geschrieben. Nur mit der Art und Weise, wie der Verfasser fort und fort den ästhetischen Maßstab unserer Tage an die Ritter- und Räuberromane der Cramer, Spieß &c. legt, sowie mit den Angriffen, die er infolge dessen noch jetzt gegen diese Schriftsteller richtet, können wir uns nicht ganz einverstanden erklären; die Zeit, wo ein „Rinaldo Rinaldini" und ähnliche Producte unsern ästhetischen Unwillen erregen konnten, ist längst vorüber, diese Werke haben nur noch historische Bedeutung und sollte daher auch bei ihrer Beurtheilung lediglich der historische Standpunkt festgehalten werden.

Eine andere empfehlenswerthe Neuigkeit auf literargeschichtlichem Gebiet führt den Titel: „Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel" (Hannover, Rümpler). Der Verfasser ist den Lesern dieser Zeitschrift, die ihn unter ihre Mitarbeiter zählt, wohlbekannt und kennen sie daher auch die sinnige Auffassung und den feinen Geschmack, der ihn auszeichnet. Das Buch enthält neun größere Charakteristiken, theils von Dichtern, theils von solchen Frauen, die entweder selbst als Schriftstellerinnen thätig gewesen oder doch durch ihre persönlichen Beziehungen zu ausgezeichneten und einflußreichen Dichtern für die Literaturgeschichte von Bedeutung geworden sind. So werden uns namentlich charakterisirt Dante, Torquato Tasso, Camoens; ferner die historischen Dramen Calderon's, Bertrand de Born, der berühmte provençalische Troubadour, der bei uns besonders durch Uhland's herrliches Gedicht bekannt geworden ist, François Regnard, ein französischer Lustspieldichter aus der nach-Molière'schen Zeit; endlich drei interessante französische Frauen, die schöne Louise de la Valliere, Julie Lespinasse, die Geliebte d'Alembert's, und Louise d'Epinay, die zärtliche Freundin Grimm's und Gönnerin des armen schwarzgalligen Jean Jacques, dem sie jene berühmte Einsiedelei von Montmorency eröffnete, die er ihr nachher mit so viel Undank lohnte. Es sind mit großer Sauberkeit ausgeführte Lebensbilder, die zugleich lehrreiche Blicke in die Zeit verstatten, welcher sie angehören. Nur in Betreff der Darstellung scheint der Verfasser uns stellenweise des Guten etwas zu viel gethan zu haben. Hr. Frenzel ist kein trockener Gelehrter,

er schreibt nicht blos für die Fachgenossen, im Gegentheil, er wünscht die Literaturgeschichte in den Kreis der Unterhaltungslectüre einzuführen. Eine sehr löbliche Absicht, ohne Zweifel: allein sollte sie sich nicht erreichen lassen, auch ohne den belletristischen Geschmack der Lesewelt so große Zugeständnisse zu machen, wie es von Hrn. Frenzel geschieht? Hr. Frenzel gibt seinen literarhistorischen Schilderungen einen völlig novellistischen Anstrich und auch übrigens in seiner sprachlichen Darstellung häuft er so viel Schmuck und Zierath zusammen, er schreibt so zierlich, so blühend, so bilderreich, daß wir nicht selten Gefahr laufen, den wissenschaftlichen Kern, der doch bei alledem zu Grunde liegt, ganz aus dem Auge zu verlieren. Eine etwas größere Einfachheit der Darstellung, glauben wir, sowie eine etwas größere Enthaltsamkeit in Reflexionen und zierlich zugespitzten Sentiments würde dem talentvollen Verfasser noch besser zu Gesicht stehen und seinen fleißigen und gediegenen Arbeiten eine noch allgemeinere Anerkennung verschaffen.

Zu demselben Wunsch, sogar noch in erhöhtem Grade veranlassen uns auch die in demselben Verlag erschienenen „Essays von Herman Grimm". Herman Grimm, bekanntlich ein Sohn Wilhelm, ein Neffe Jakob Grimm's, der beiden Altmeister deutscher Philologie, ist ohne Zweifel ein Schriftsteller von großer Begabung und ausgedehnten und gründlichen Kenntnissen; fast auf allen Gebieten der Poesie, als lyrischer und epischer Dichter, als Dramatiker, als Novellist 2c. hat er sich versucht und daß er auch gründliche gelehrte Studien durchgemacht und sich eine ausgedehnte Kenntniß der ältern wie neuern Literaturen erworben hat, dafür liefert das vorliegende Werk den gültigsten Beweis. Woher rührt es denn, daß dieser Schriftsteller bei alledem im ganzen so wenig Erfolg hat? Woher kommt es, daß seine Poesien uns kalt lassen und daß auch diese Abhandlungen, so viel Interessantes und Lehrreiches sie enthalten, doch keine recht nachhaltige Wirkung im Leser hervorbringen? Wir glauben, die Schuld liegt an diesem Stempel der Reflexion, der allem, was Herman Grimm schreibt, mehr oder minder aufgeprägt ist; dieser Autor hat Talent, Kenntnisse, Bildung, sprachliche Gewandtheit, aber er hat keine Einfachheit und Natürlichkeit, nie gibt er sich unbefangen, stets will er etwas Apartes für sich haben und wie er es in seinen Novellen liebt, möglichst verzwickte und geschraubte Situationen und Charaktere auszumalen, so herrscht auch in seinen wissenschaftlichen Studien und Urtheilen überall das Gesuchte, Absonderliche vor. Gleich der Titel des vorliegenden Werks bestätigt unsere Behauptung: „Essays", warum das gesuchte englische Wort? warum nicht einfach „Abhandlungen" oder „Aufsätze"? Weil der Verfasser das Einfache und Natürliche überhaupt nicht mag, das zeigt auch der Inhalt der Aufsätze zur Genüge. Derselbe ist bunt und mannichfach genug, wie die Entstehung des Buchs — es sind großentheils Aufsätze, die schon früher in verschiedenen Zeitschriften, namentlich im stuttgarter „Morgenblatt" abgedruckt waren — es mit sich bringt. Wir lesen unter anderm eine glänzende Verherrlichung Alfieri's und der Ristori, eine scharfe Kritik von Leigh Hunt's bekanntem Buch über Lord Byron, eine Parallele zwischen Rafael und Michel Angelo, einen gründlichen, auf selbständigen Studien beruhenden Aufsatz über das deutsche Theater des 16. Jahrhunderts, namentlich über die Komödien des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig — alles recht geistreich, recht interessant, aber

ohne eigentliches Leben, es ist literarische Salonunterhaltung in feinster und zierlichster Form, wir aber meinen, daß die Zeit der Salons vorüber, wenigstens in der Literatur, und daß das unzweifelhafte Talent des Autors sich bei weitem glücklicher und fruchtbarer entfalten würde, wenn er es über sich gewinnen könnte, sich von seinen romantischen Launen und Absonderlichkeiten freizumachen und mehr in das eigentliche Leben des Volks, diesen wahren Urquell aller Kunst und Wissenschaft, hinabzusteigen.

Schließlich gedenken wir noch mit einigen Worten des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859“, das soeben bei Bauer und Raspe in Nürnberg erschienen ist. Seit 16 Jahren erscheint dies „Album“ in ununterbrochener Folge, ein erfreulicher Beweis für den Fleiß und die Rührigkeit des Vereins sowie für die geistige Frische, welche er sich zu bewahren weiß. Auch verdankt die Literaturgeschichte ihm schon manche werthvolle Gabe und auch der vorliegende neueste Jahrgang des „Album“ schließt sich seinen Vorgängern würdig an. Derselbe wird eröffnet durch eine Abhandlung von J. L. Hoffmann über Alexander den Großen im Lichte des Mittelalters, mit besonderer Berücksichtigung von Lamprecht's Alexanderlied, eine Arbeit, die zwar wie überhaupt die Mehrzahl dieser Abhandlungen nichts eigentlich Neues enthält, jedoch den bekannten Stoff in übersichtlicher und anziehender Weise zusammenstellt. Derselbe Verfasser bespricht ferner das deutsche Volkslied und die deutsche Volkssage. Dr. K. A. Barack, der verdienstvolle Herausgeber der „Werke der Hroswitha“, spricht über deutsche Burgen der Vorzeit. Dr. E. Lösch schildert die Liebe des Mönchs Ekkehart und der Herzogin Hadwig nach dem bekannten Scheffel'schen Roman. J. E. Lützelberger theilt Notizen über und bisher ungedruckte Briefe von und an Charitas Pirkheimer, Schwester des berühmten Wilibald Pirkheimer, mit. J. Maar schildert Albrecht Dürer's künstlerisches Wirken, während G. Arnold eine lesenswerthe Rundschau über die neuern holländischen Dichter mit Uebersetzungsproben aus ihren Werken eröffnet. Die novellistische Skizze „Aus dem Leben“ von J. Marx sowie die angehängten zahlreichen Gedichte übergehen wir, da wir hier es eben nur mit dem literarhistorischen Charakter des „Album“ zu thun haben. R. P.

Encyklopädische Literatur.

Unter dem Titel „Die Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen. Eine Rundschau zur Belehrung für das gebildete Publikum. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von Dr. J. A. Romberg“ (Sondershausen, Neuse) erscheint seit einiger Zeit ein Werk, auf das wir nicht versäumen wollen diejenigen unserer Leser, die sich für allgemeine Bildung interessiren, aufmerksam zu machen. Das Werk ist ungefähr in der Art der Brockhaus'schen „Gegenwart“ angelegt, so jedoch, daß es sich mehr auf die eigentlichen wissenschaftlichen Disciplinen beschränkt, also namentlich mit Ausschluß von Politik und Tagesgeschichte. In dieser Beschränkung leistet es recht Verdienstliches, besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, denen auch verhältnißmäßig der größte Raum gewidmet ist; in dem uns vorliegenden dritten Bande sowie in den Anfangsheften

des vierten im Erscheinen begriffenen finden wir naturgeschichtliche, medicinische und technische Abhandlungen von Otto Volger, H. Birnbaum, Dr. Flinzer, E. Lösche, Dr. Scharlau ꝛc., die sich sowol durch Gediegenheit und Vollständigkeit des Inhalts wie durch Uebersichtlichkeit der Anordnung und klare, gefällige Sprache empfehlen. Minder glücklich ist das Unternehmen in Beziehung auf die historischen Wissenschaften bestellt; hier scheinen die Hauptmitarbeiter Dr. Gräße in Dresden und Ludwig Bechstein in Meiningen zu sein, zwei Schriftsteller bekanntlich, die zwar sehr viel, aber mitunter auch sehr handwerksmäßig schreiben und zu deren hervorstechenden Eigenschaften Zuverlässigkeit des Inhalts und Klarheit der Form, also zwei Eigenschaften, die gerade dem populären Schriftsteller am unentbehrlichsten sind, nicht gehören. Das Werk erscheint lieferungsweise zu einem sehr mäßigen Preise und wird es ihm daher an einer wachsenden Verbreitung nicht fehlen. ss.

Correspondenz.

Aus London.*)

26. Februar 1859.

AR. Die Sitzung des Parlaments von gestern Abend, die Freitagssitzung, Lord Palmerston's Rede über die auswärtigen Angelegenheiten, D'Israeli's Mittheilung über die Friedensaussichten und Sir John Packington's Vorlage, betreffend die Zulage von 1 Million Pf. St. für die Instandsetzung der Flotte, das alles sind Ereignisse, die in mehr als Einer Hinsicht bedeutend genannt werden müssen. Schon fürchtete man, Lord Palmerston wolle mit der auswärtigen Politik die Montagssitzung vom 28. Februar verderben und Sir John Packington hatte angekündigt, wenn die Verhandlung über die auswärtige Politik länger als bis 8 Uhr dauern sollte, so müsse er seine Vorlage wegen der Flotte bis Montag verschieben. Die Montagssitzung ist aber zur Einbringung der D'Israelischen Reformbill angesetzt. Man will mit dieser Sache endlich Ernst gemacht haben, man will die auswärtige Politik nicht fortdauernd als Vorwand benutzt sehen, um die innere Reform zu hindern, man will den Dictator Palmerston nicht wieder haben, wenn man mit den Tories, die sich dictiren lassen, aus kommen kann — und wenn man nicht mit ihnen auskommen kann, d. h. wenn sie nicht in die nöthigen Reformen willigen wollen, so wünscht man, daß die Auflösung des Palmerston'schen Parlaments oder, wie man es auch genannt hat, des chinesischen Parlaments wegen der Reformfrage stattfinde. Daß Derby auflösen will, ist den Liberalen jetzt ganz recht, während man voriges Jahr noch nicht gehörig darauf vorbereitet war. Zuerst war damals das Parlament noch zu jung, sodann hatten die Palmerstonianer noch nicht die Erfahrung ihrer gründlichen Niederlage gemacht, Bright und Roebuck hatten den edeln Lord noch nicht so weit unterjocht und so gründlich für seine Unverschämtheiten bestraft, als das jetzt geschehen

*) Nicht von unserm gewöhnlichen Correspondenten. D. Red.

ist, Bright hatte die Reformangelegenheit noch nicht vorbereitet, die öffentliche Aufklärung über diesen Gegenstand und die Gewißheit, daß die Whigs unfähig und unvorbereitet sind, die Reform durchzuführen oder, was dasselbe ist, ihr Familienvorrecht auf die Regierung von England aufzugeben, war noch nicht gewonnen. Alles dies ist jetzt geschehen, die Frucht ist reif, der Baum muß geschüttelt werden; und Lord Palmerston durfte es nicht wagen, am Freitag Abend die Tories ernstlich anzugreifen oder auch nur eine solche Debatte herbeizuführen, die den Montag der Flottendebatte gegeben und der Reformfrage entzogen hätte. John Bright und die Reformer haben kaum ein Wort gesagt, aber es war auch nicht nöthig: D'Israeli konnte durch ein Zucken der Wimpern von Jupiter Bright gezwungen werden, die Reformfrage in den Anfang der Sitzung zu rücken, und Lord Palmerston war durch Donner und Blitz, die ihm rücksichtslos über den Kopf fuhren, wenn er sich in der vorigen Sitzung nur aufthat, so eingeschüchtert, daß er eine Rede halten mußte, mit welcher der Friedenscongreß und D'Israeli schmunzelnd zufrieden sein konnten. Wird man die Gefahren der auswärtigen Politik umschiffen können? Das war noch vor einigen Monaten der Zweifel. Er ist jetzt gelöst; die auswärtige Politik ist in die zweite Linie gerückt und die innere Politik wird über das Schicksal der Regierung und des chinesischen Parlaments entscheiden.

Dies ist für sich schon ein Ereigniß und noch dazu ein kaum gehofftes. Der Verlauf der Erörterungen vom Freitag Abend ist aber auch an sich selbst ungemein interessant. Palmerston's Rede war wegen der Unbefangenheit, womit er fortwährend gerade das Gegentheil von allem deutlich zu machen suchte, was jedermann wußte, ein merkwürdiges, höchst gelungenes Kunststück. Der edle Lord zeigt: „Frankreich will den Frieden, es kann gar nichts anderes wollen; Sardinien will den Frieden, es müßte toll sein, ihn nicht zu wollen; Oesterreich will den Frieden, es würde geschlagen werden, wenn es zum Kriege käme; daß Rußland, Preußen und England den Frieden wollen, braucht kaum erwähnt zu werden; wozu denn in aller Welt diese gigantischen Vorbereitungen zum Kriege, die überall — das weiß jedermann — (in der That?) gemacht werden? Es ist nur eine Kleinigkeit, und diese Kleinigkeit sollte man doch beseitigen, es ist nur der unangenehme Umstand, daß Oesterreich und Frankreich beide Besatzungen im Kirchenstaat haben. Das macht diese beiden edeln Naturen eifersüchtig aufeinander, das bringt eine Reibung hervor, die nicht sein sollte. Warum können sich nicht beide zurückziehen? Warum kann man nicht Se. Heiligkeit gänzlich mit seinen theuern Unterthanen allein lassen? Sind zehn Jahre einer bewaffneten Unterstützung noch nicht genug? Und wenn das Regiment Sr. Heiligkeit so schlecht ist, daß es keine Aussicht hat, die Mehrheit seiner Unterthanen für sich zu gewinnen, so verdient es nicht aufrechterhalten zu werden. Nun scheint aber Se. Heiligkeit ganz derselben Ansicht zu sein und die Entfernung der fremden Truppen zu wünschen. Ich frage also, Sir, was kann dem im Wege stehen? und wünschte sehr, die Regierung Ihrer Majestät möchte im Stande sein, dem Lande eine Mittheilung zu machen, die das Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens befestigen könnte."

Kann es eine liebenswürdigere Art, die Lage der Welt zu zeichnen geben? Auch war D'Israeli entzückt. Man darf nicht daran zweifeln, daß

er die Pointe selber hat vorbereiten helfen und daß Lord Palmerston die Antwort, die er erhalten würde, schon wußte, als er sich unter allgemeinem Beifall, der zum Theil sehr ironisch gewesen sein muß, niederließ. D'Israeli, Benjamin's Sohn, sagte: „Es thut meinem Herzen wohl, dem edeln Lord und dem Hause die Mittheilung zu machen, daß wir eine Mittheilung erhalten haben, welche uns mit Grund erwarten läßt, daß die Räumung des Kirchenstaats (lautes Beifallsgeschrei) von französischen und österreichischen Truppen (Beifall) ehestens (erelong) stattfinden werde und zwar unter Mitwirkung der päpstlichen Regierung selbst (erneuerter Zuruf). Unter diesen Umständen hat Lord Cowley eine vertrauliche Sendung nach Wien unternommen und ich darf nur so viel sagen, daß diese Sendung im Interesse des Friedens und der Versöhnung unternommen worden ist" (lauter Beifall). Er nannte noch die Neujahrsredensart unbedachtsam und unzart (an injudicious and indiscreet phrase). Es thut mir nur leid, daß eine hohe Person, der die Juden unausstehlich sind, es erleben muß, daß Benjamin D'Israeli die englische Erbweisheit der Unbedachtsamkeit eines Emporkömmlings gegenüber vertritt; aber die Juden, namentlich die D'Israeli, sind in allen Sätteln gerecht, und die englische Reitschule paßt ihnen, als wäre sie aus König David's Marställen.

Sir John Pakington packte sodann seine hausbackene Flottenvorlage aus; er erzählte: Frankreich sei jetzt etwas vor im Bau von Schraubenlinienschiffen und -Fregatten, wie man es aber schon fast wieder überholt habe und in diesem Jahre entschieden überholen werde. Kurz er liefert einen hübschen Nachtrag zu dem berühmt gewordenen Artikel von „Unsere Zeit" über die englische und französische Flotte. Im Juli vorigen Jahres fand er, daß England 29 brauchbare Linienschiffe (mit Schrauben) habe, und daß Frankreich dieselbe Anzahl, nämlich 29 besäße; aber unter den englischen waren 9 von entschieden schlechterer Beschaffenheit; sie stehen jedem Schiff in der französischen Flotte nach. Er zeigt dann, daß durch Umbau und Neubau 15 neue Linienschiffe und 9 Fregatten, auch 2 mit Eisen beschlagene Kriegsschiffe hinzugefügt werden sollten, daß aber im Laufe des Jahres 1860 die Flotte auf 56 Schraubendampfer und so viel Fregatten gebracht werden könne, als erforderlich wären, um Englands Uebergewicht zur See zu behaupten.

Die verschiedenen Admirale, denen ein Gott gegeben, zu sagen, was sie leiden, ergriffen sodann die Gelegenheit, die einen den Franzosen zu drohen, die andern mit den Franzosen zu drohen, und der tapfere Beherrscher der Ostsee Admiral Napier bedauerte unter anderm, daß sein Experiment nicht angestellt wäre, nämlich „einen alten ausgedienten Dreidecker zu nehmen und mit Eisen zu beschlagen und dann ein kleines eisenbeschlagenes Schiff mit schwerer Artillerie neben ihm aufzuführen und beide ordentlich aufeinander losfeuern zu lassen" (donnerndes Gelächter). „Dies wäre eine Probe, ob die Dreidecker noch zu etwas nutz sind."

Im ganzen gewann das Haus die beruhigende Ueberzeugung, daß auch ohne dies eisenfresserische Experiment kein Grund zur Furcht vor einer feindlichen Landung und einige Aussicht zur Erhaltung des Friedens auf diplomatischem Wege vorhanden sei, wenn man auch genöthigt sein sollte, Se.

Heiligkeit Pius IX. mit seinen gottlosen Unterthanen sich gegenüber in Stich zu lassen.

Sonst warf man im Sturm einen Gottlosen über Bord, jetzt, scheint es, will man einen Frommen dem Zorn der Gottlosen opfern.

Notizen.

Aus Bonn wird das Ableben des ordentlichen Professors der Theologie an der dortigen Universität, Consistorialrath Dr. Friedrich Bleek gemeldet. Derselbe war 1793 im Holsteinischen geboren; auf dem Gymnasium zu Lübeck vorgebildet, widmete er sich erst zu Kiel, dann seit 1812 zu Berlin, wo besonders de Wette, Schleiermacher und Neander seine Lehrer waren, den theologischen Studien. Auch nach Vollendung derselben blieb er in Berlin, anfangs als Repetent, später als Privatdocent der Theologie, bis er 1823 zum außerordentlichen Professor ernannt ward. Im Jahre 1829 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Bonn, wo er nun bis zu seinem Tode volle 30 Jahre hindurch ununterbrochen gewirkt hat. Seine zahlreich besuchten Vorlesungen sowie seine Schriften, unter denen der „Brief an die Hebräer" (4 Bde., 1828—40) das Hauptwerk bildet, beziehen sich auf biblische Exegese und die sogenannte biblische Einleitungswissenschaft; sie zeichnen sich aus durch Gelehrsamkeit, kritischen Scharfsinn und dogmatische Unbefangenheit. — In Paris starb der Graf Krasinski, einer der gefeiertsten unter den polnischen Dichtern der Gegenwart, ja vielleicht nächst Mickiewicz, dem er durch Gedankentiefe und patriotische Begeisterung verwandt ist, der beliebteste derselben. Besonders berühmt ist seine „Ungöttliche Komödie" („Nie Boska Komedya"), die 1834 erschien und ihm den Beinamen des polnischen Dante verschaffte. Krasinski war ums Jahr 1810 in der Nähe von Warschau geboren; seit der unglücklichen polnischen Revolution von 1830 lebte er als Flüchtling in Paris.

Das von Paul Heyse herausgegebene „Literaturblatt", das als Beilage zum stuttgarter „Kunstblatt" ausgegeben wurde, hat seit Neujahr zu erscheinen aufgehört und jetzt ist ihm auch das „Deutsche Kunstblatt" selbst nachgefolgt: ein trauriger Beweis, wie wenig echter Kunstsinn und wirkliche künstlerische Bildung unter unserm Publikum und namentlich unter unsern zahlreichen Künstlern verbreitet ist die ja allein schon hinreichen sollten, ein Blatt wie das „Deutsche Kunstblatt" zu halten. Auch das zu Prag erscheinende „Oesterreichische Morgenblatt", das schon einmal, im Sommer vorigen Jahres, kurz nach seiner Gründung plötzlich ins Stocken gerieth, um dann gegen Ende des Jahres ebenso plötzlich wieder ans Licht zu treten, ist neuerdings und nun wol für immer schlafen gegangen. Die Veranlassung dazu gab, wie wir den „Blättern für deutsche Dichtung", redigirt von Dr. Bernhard Endrulat in Hamburg, entnehmen, ein Gedicht des letztern, „Kaiser Friedrich Kronenträger", das derselbe infolge einer vom „Oesterreichischen Morgenblatt" ausgeschriebenen Preisbewerbung an die Redaction der ebengenannten

Zeitschrift eingesandt hatte. Die Preisrichter erkannten dem Endrulat'schen Gedichte den Preis zu und dasselbe erschien in Nr. 2 des „Oesterreichischen Morgenblatt“. Auf Veranlassung des Cardinal-Erzbischofs Fürsten von Schwarzenberg jedoch wurde diese Nummer „wegen der anstößigen religiösen Tendenz des Gedichts“ mit Beschlag belegt und das „Oesterreichische Morgenblatt“ hörte auf zu erscheinen. Das so verhängnißvoll gewordene Gedicht selbst steht jetzt in Nr. 7 der „Blätter für deutsche Dichtung“ abgedruckt. — Dagegen ist die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ von Dr. J. Müller und J. Falke (Nürnberg, Bauer und Raspe) mit Beginn des Jahres rüstig in ihren vierten Jahrgang eingetreten. Aus dem reichen Inhalt der uns vorliegenden beiden ersten Hefte desselben heben wir namentlich hervor: „Das deutsche Zollwesen im Mittelalter“ von Johannes Falke; „Die Spinnstube, nach Geschichte und Sage“ von Dr. K. A. Barack; den ersten Abschnitt einer cultur- und kunstgeschichtlichen Abhandlung „Ueber das Leben der Maria von Albrecht Dürer“ von A. von Eye und „Die hildesheimer Revolution von 1739“ von Otto Fischer, demselben jungen Gelehrten, dem wir schon verschiedene schätzenswerthe Mittheilungen aus der Geschichte seiner Vaterstadt verdanken. — Auch die „Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich“ (Zürich, Meyer und Zeller) wird ebenfalls für das laufende Jahr fortgesetzt. In den Schlußheften des letzten Jahrgangs zeichnen sich neben zahlreichen juristischen Aufsätzen von Eduard Osenbrüggen, dem Hauptredacteur der Zeitschrift, hauptsächlich aus: „Die menschliche Hand“ von Hermann Meyer, „Nilus und Aegyptus“ von A. Scheuchzer, ganz besonders aber eine größtentheils aus bisher unbenutzten Quellen geschöpfte Abhandlung von Jakob Vogel „Die französische Presse während des Jahres 1789“. Im ganzen dürfte der Zeitschrift, deren wissenschaftliche Gediegenheit wir bereitwilligst anerkennen, etwas mehr Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts zu wünschen sein; der ganze dritte Jahrgang enthält, wohlgezählt, nicht mehr als dreizehn Abhandlungen, was denn für den Geschmack des Publikums der Abwechselung offenbar zu wenig ist. Wie die Redaction in einer Anmerkung zur letzten Lieferung des vorigen Jahrgangs anzeigt, haben jetzt auch „namhafte befreundete Collegen der Universität Basel dem Unternehmen ihre thatkräftige Unterstützung zugesagt“ und wird damit hoffentlich etwas frischeres Blut in dasselbe kommen; die Zeit, wo der Journalismus sich allein in gelehrten Kreisen bewegte, ist nun einmal vorüber und wer vom Publikum gelesen und gewürdigt sein will, muß sich auch den Bedürfnissen desselben einigermaßen fügen.

Das Burgtheater zu Wien brachte zwei neue Lustspiele von Bauernfeld „Das Beispiel“ und „Welt und Theater“. Letzteres war schon vor einigen Jahren unter anderm Titel auf dem Karltheater gegeben, jetzt jedoch vom Dichter vollständig umgearbeitet worden; allein auch in dieser neuen Gestalt soll es beim Publikum kein Glück gemacht haben. Auf derselben Bühne fand kürzlich die funfzigste Aufführung von Frau Birch-Pfeiffer's „Grille“ statt; gewiß ein sprechender Beleg, wie an dieser „ersten Bühne Deutschlands“ die höhern Interessen der Kunst gepflegt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 13. | 24. März 1859.

Ein Dichterleben.

Von

Robert Prutz.

Die Hamletsnatur steckt tief im deutschen Volke; noch immer, trotz aller Erfahrungen aus alter und neuer Zeit und trotz alles Unheils, das unsere Unentschlossenheit und unser Mangel an Thatkraft seit Jahrhunderten über uns gebracht hat, sind und bleiben wir ein Volk von Träumern, ein unpraktisches, phantastisches Geschlecht, das überall zu Hause ist, nur nicht da, wohin es gehört. Unsere Historiker haben gut beweisen, daß, gleich den einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten, auch nur diejenigen Völker groß werden, die den Muth besitzen, den Augenblick zu ergreifen und den Dingen, wie sie eben sind, kühn und fest ins Antlitz zu schauen; unsere Poeten haben gut rühmen und preisen, daß die That das Höchste und daß einem starken und männlichen Willen nichts unerreichbar ist zwischen Himmel und Erde — zu den Eigenthümlichkeiten unserer Nation gehört auch dies, daß wir dergleichen Aussprüche nicht blos ohne Widerspruch mit anhören, nein, daß wir sie auch selbst im Munde führen und von ihrer Wahrheit aufs lebhafteste durchdrungen sind, ohne daß es uns doch gelingt, die von uns erkannte Wahrheit nun auch praktisch auszuführen und unsere Ueberzeugungen in unserm eigenen Leben zu verwirklichen. Wir klatschen unsern Poeten Beifall,

wir sind gerührt und erschüttert durch die Lehren und Warnungen unserer Historiker, wir schwören Stein und Bein, daß es ein wahres Elend, einer Nation anzugehören, die zwar alles versteht und alles weiß, aber nichts ausführt und nichts leistet — und damit gehen wir flugs wieder in unser beliebtes Schmollwinkelchen, sehen dem Zug der Wolken nach und phantasiren uns vor, wie angenehm es wäre und welche Helden wir sein wollten, wenn dies und jenes wäre und nicht wäre!

Und unsere Poeten selbst, wie steht es nur mit ihnen? Allerdings wird auch in der Poesie seit einiger Zeit viel gesprochen von einer Kunst der Wirklichkeit, auch hier ist es allmählich zu einem Axiom geworden, daß der Poet nicht blos in der Welt der Empfindungen und des Gemüths, sondern daß er auch in der Welt der Wirklichkeit zu Hause sein und das Leben, das er schildern will, auch praktisch bewältigt haben müsse. Allein wie viel fehlt auch hier wieder, daß die Einsicht zum Entschluß, der Entschluß zur That wird! Noch in diesem Augenblick, trotz alles Geredes vom Realismus der Kunst und daß der Poet erst etwas erlebt haben müsse, bevor er im Stande ist zu dichten — hier, nehmt einen angehenden Dichter, ein poetisches Gemüth, wie deren bei uns ja auf allen Straßen zu Dutzenden umherlaufen und laßt ihm die Wahl, ob er einige Jahre hindurch darauf verzichten will, einen Vers zu schreiben oder doch drucken zu lassen, dafür aber Gelegenheit haben, mitten in der Fülle der Wirklichkeit zu stehen, Menschen und Dinge kennen zu lernen, die Tiefen der Wissenschaft zu ergründen und die Höhen der Leidenschaft zu erklimmen — oder aber er soll sich nach wie vor einspinnen dürfen in seine Phantasieen, einsam in seinem Dachstübchen hocken, die Welt nur aus Büchern kennen lernen, dafür aber volle Freiheit haben zu dichten und zu träumen — und gebt Acht, ob nicht regelmäßig von hundert neunzig sich für das letztere entscheiden werden!

Auch wäre es unrecht, den einzelnen Dichter verantwortlich zu machen für eine Schwäche, die vielmehr ein Erbtheil des ganzen Volkes ist. Auch die Kunst, diese wahre Sonne des Lebens, deren heiterer Strahl überall, wohin er fällt, ein fröhliches Sprossen und Keimen erweckt, gestaltet sich unserm umflorten Auge nur allzu oft zur dämmernden Mondnacht, in der wir thatlos, hoffnungslos dahinschmachten; auch die Schönheit, diese wahre Mutter der Thaten, das göttliche lebenspendende Weib, wird für uns zur arglistigen Sirene, die, uns mit weichen Armen umstrickend, uns Blut und Leben aussaugt und uns als vorzeitig gewelkte Greise mit sich hinabreißt in das öde Reich der Schatten. In diesem Sinne fordert die Kunst unter uns noch heute unzählige Opfer; nicht blos die Freiheit, auch die Schönheit hat ihre Schlachtfelder, auch hier wird Blut vergossen, auch hier dampfen Leichen, auch hier geht der

Tod gleich einem Schnitter durch die Saat und gerade die stärksten und hoffnungsreichsten Halme knickt er am ersten.

In die lange Reihe dieser Opfer gehört auch ein junger österreichischer Dichter, mit dessen Leben und literarischem Nachlaß Alfred Meißner uns kürzlich bekannt gemacht hat: „An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moritz Reich. Herausgegeben von Alfred Meißner" (Prag, Bellmann). So einfach dies Dichterleben ist, so denkwürdig ist es auch; die allgemeine Krankheit unsers Volks, dieser Hang zur Thatlosigkeit, diese Neigung, der Wirklichkeit der Dinge aus dem Wege zu gehen und sich in eine Welt der Träume und Phantasieen einzuspinnen, tritt uns in der Leidensgeschichte dieses Poeten in wahrhaft erschütternder Weise entgegen — besonders deshalb so erschütternd, weil Moritz Reich die Krankheit, an der er litt, selbst so vollständig kannte, ja weil sie bei ihm Hand in Hand ging mit einem körperlichen Siechthum, das die Kraft des strebsamen Jünglings verzehrte und weil er, trotz aller Einsicht in seinen Zustand, doch so wenig im Stande war, das körperliche wie das geistige Leiden von sich abzuschütteln. Die vom Herausgeber mitgetheilten Briefe, in denen Moritz Reich sich über sich selbst ausspricht, zeigen deutlich, wie unheilbar auch dies letztere, dies geistige Siechthum war. Moritz Reich wußte sehr genau, worauf es in der Kunst wie im Leben ankam, er wußte, daß mit dem Hinbrüten und Träumen nichts gethan und daß nur dem der Kranz beschieden ist, der ihn sich zu erkämpfen weiß. Allein ihm fehlte die Kraft, diese Einsicht nun auch in die Wirklichkeit seines eigenen Lebens zu übertragen und in Handlungen fruchtbar zu machen; er klagte und jammerte über das Elend seiner Lage, aber jedesmal, daß ihm eine Möglichkeit geboten ward, dieselbe zu ändern, verschmähte er sie; wiewol Jude von Geburt, liebte er doch die Kette, die ihn drückte, wie nur irgendein Deutscher sie lieben kann. Zugestanden, daß in diesem Falle die geistige Schwäche noch erhöht ward durch die körperliche und daß die Krankheit, welche an Moritz Reich nagte, einen sehr nahen und sehr wesentlichen Antheil hatte an dieser Thatlosigkeit, mit der er sich selbst dem Untergang weihte, ja mit der er sozusagen sich sterben ließ bei lebendigem Leibe, sodaß der Selbstmord, der die Tage des Unglücklichen endete, nur gleichsam die äußerliche Bestätigung des voraufgegangenen geistigen Todes war — das alles zugegeben, so bleibt doch noch immer genug des Tragischen in dem Schicksal dieses Dichters, was ihn zum Typus einer Krankheit macht, an der unser gesammtes Zeitalter leidet, ja die von Urzeiten her an unserm gesammten Volke nagt und die noch heute, offen und heimlich, auf dem Markt der Literatur und in der Stille des einsamen Poetenstübchens, unzählige Opfer fordert. Stände Moritz Reich allein oder gehörte sein Schicksal wenigstens zu den Seltenheiten unter uns, so könnte man ein bloßes

persönliches Unglück darin sehen und den Zufall beklagen, der ein so wohlmeinendes und liebenswürdiges Talent so stiefmütterlich behandelte. Aber wie Moritz Reich in den Armen der Muse dahinsiecht, wie die Kunst für ihn zum Vampyr wird, der sein Herzblut trinkt und das Mark des frischen blühenden Jünglings verzehrt, so geht es in diesem Augenblick noch Unzähligen in unserer Mitte; noch unzählige junge liebenswürdige Talente zehren sich auf und gehen unter in Thatlosigkeit und unbefriedigter Sehnsucht, weil sie die Brücke nicht finden können, die aus der Welt des Ideals in die Welt der Wirklichkeit führt, weil ihre Schwingen nicht stark, ihr Muth nicht fest, ihre Entsagung nicht groß genug ist, um die Enttäuschungen zu ertragen, welche die strenge Wirklichkeit der schmeichlerischen Phantasie bereitet, weil sie mit einem Wort Hamletsnaturen sind, ohne Kraft des Entschlusses und ohne Fähigkeit zur That.

Moritz Reich war 1831 zu Rokitnitz geboren, einem armen Städtchen an der böhmisch-preußischen Grenze, in einer waldigen und rauhen Gegend. Reich's Vater war Schächter und Vorsänger der kleinen jüdischen Gemeinde von Rokitnitz; arm wie er war, vermochte er für die Ausbildung des Sohnes nur wenig zu thun. Doch sandte er ihn auf das benachbarte Gymnasium zu Reichenau, wo Moritz Reich bis 1847 blieb. Als er aber von hier zur Universität nach Prag abging, vermochte der Vater ihn nicht mehr zu unterstützen, vielmehr sah der angehende Student, der in der That kaum noch den Knabenschuhen entwachsen war, sich darauf angewiesen, durch Stundengeben sich seinen Unterhalt selbständig zu erwerben. Aber gerade am Erwerbstalent fehlte es ihm. „Reich war“, sagt Alfred Meißner in Beziehung auf eine spätere Zeit von ihm, „Poet, nicht Journalist, er blieb arm.... Wie in seiner Erscheinung, so hatte er auch in seinem innersten Menschen nichts vom Juden, es fehlte ihm ganz und gar der praktische, erfinderische, schmiegsame Geist, der diesem Volke in so hohem Grade eigen und in unserm speculativen Jahrhundert jedem einzelnen seiner Glieder so wunderbar durchs Leben hilft. Reich war naiv, träumerisch und unpraktisch wie nur irgendein Deutscher.“

Dazu kam, daß sich bei ihm schon damals die ersten Anzeichen eines Lungenübels zeigten, das er von seiner frühverstorbenen Mutter ererbt hatte und dem bereits seine Schwester erlegen war. Alfred Meißner, der seine Bekanntschaft in den ersten Monaten des Jahres 1852 machte, schildert das Aeußere des jungen Dichters folgendermaßen: „Moritz Reich hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde, das Rafael von sich selbst als junger Mensch hinterlassen hat. Jedermann kennt den Kopf von träumerischem Ausdruck, der sich auf den Ellbogen stützt. Seine Gestalt war mittelgroß und von zartem Bau. Er trug langes braunes

Haar, seine Augen hatten ein schwärmerisches Feuer und über dem ganzen Gesicht war ein weicher, fast mädchenhafter Hauch ausgebreitet. Es war eine edle, freundlich gewinnende Physiognomie."

Allein hinter diesem zarten, mädchenhaften Aeußern schlummerte bereits der Keim einer tödlichen Krankheit und „einer der ersten Aerzte Prags", den er bei den ersten Anzeichen des Uebels um Rath befragt hatte, war unvorsichtig oder vielmehr unmenschlich genug, ihm mit dürren kurzen Worten die Beschaffenheit seiner Krankheit aufzudecken.

So, arm und verlassen und in Gedanken bereits einem nahen und gewissen Tode verfallen, faßte Moritz Reich den unseligsten Entschluß, den er unter diesen Umständen nur fassen konnte: einen Entschluß, der allerdings der Mehrzahl unserer jungen Poeten sehr nahe liegt und für ihre Phantasie viel Schmeichlerisches hat, während er doch in der That bei den meisten nur die Pforte wird zu einem raschen und kläglichen Untergange oder auch zu einer geistigen Verkümmerung, die noch weit kläglicher ist als der offenbare Untergang — er entschloß sich, das gewählte Fachstudium (welches es gewesen, wird uns vom Herausgeber nicht gesagt) ganz aufzugeben und allein für die Kunst und von der Kunst zu leben. Beides, wie gesagt, ist in den meisten Fällen gleich verderblich. Daß der Pegasus nicht taugt im Joche zu ziehen und daß es keine gefahrvollere und mühseligere Existenz gibt als die Existenz eines Dichters, zumal eines deutschen Dichters, der allein von seiner Feder leben will, das wird wol jeder ohne weiteres einräumen. Allein auch von diesen äußern Gefahren ganz abgesehen, bleibt der dem jugendlichen Gemüth so verführerische Entschluß, mit Umgehung der positiven Wissenschaften sich allein der Kunst zu widmen, immer ein höchst verhängnißvoller. Gerade der Poet, wegen des Uebergewichts, das Phantasie und Sinnlichkeit bei ihm behaupten, bedarf einer positiven Grundlage, gerade ihm ist es am nöthigsten, in dem sichern wohlbefestigten Boden einer bestimmten Wissenschaft zu wurzeln und von hier aus sich Nahrung zu suchen auch für seine Kunst; und wenn es nichts weiter wäre als der geistige Widerstand, die Energie, welche angewendet werden muß, eine bestimmte Masse positiver Kenntnisse zu bewältigen und sich in einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiete heimisch zu machen, so läge auch darin schon ein Vortheil für die Entwickelung des Dichters, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Doch wozu darüber noch viel Worte machen, da wir ja das Eine Goethe'sche besitzen von der Muse, die „das Leben zwar zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht"? Unsere jungen Dichter kennen dies Wort alle, sie kennen und bewundern es: aber da die Menschen nun einmal den verhängnißvollen Trieb haben, immer nur durch eigenen Schaden klug werden zu wollen und die Erfahrungen anderer in den Wind zu schlagen, so kehren sie sich nicht daran....

Auch Moritz Reich that es nicht; trotz der Mittellosigkeit seiner Lage und wiewol sein Talent noch völlig unerprobt war, verschmähte er gleichwol den Anhaltpunkt, welchen die Wahl eines bestimmten Berufs und die Beschäftigung mit einer bestimmten Wissenschaft ihm innerlich wie äußerlich geboten haben würde, um sich lediglich der Poesie zu widmen. Alfred Meißner erzählt hier einen rührenden Zug von Jugendfreundschaft und Jugendenthusiasmus, der es Moritz Reich für den Anfang möglich machte, seinen Entschluß auszuführen. „Reich", so erzählt Meißner, „hatte Freunde, Alters- und ehemalige Studiengenossen. Einer derselben, der ihm von Herzen zugethan und selbst ein poetisches Gemüth war, ging mit ihm einen seltsamen Bund ein. Er beschloß, ihn gewissermaßen durchs Leben zu tragen. Er wollte, da nach seinem Dafürhalten Reich durch seine Kränklichkeit unfähig war, durch Stundengeben für sich zu sorgen, diesen seinen Freund ernähren und mit allem Nothwendigen versehen. Er, selbst mittellos, gab fortan doppelt so viel Lectionen, die eine Hälfte für sich, die andere für den Freund, der sich inzwischen ungestört zum Schriftsteller ausbilden sollte."

Das ging denn seine Zeit, aber auch nicht länger: „Die Bürde", sagt Alfred Meißner, „ward endlich der Hingebung zu schwer, der Arm erlahmte" — Moritz Reich aber, theils um seine ökonomische Lage zu verbessern, theils um einen größern Schauplatz für seine poetischen Versuche zu gewinnen, begab sich im Herbst 1853 nach Wien.

Allein auch hier wieder wartete seiner nur eine Reihe von Enttäuschungen und ohne unbillig zu sein, kann man nicht einmal sagen, daß dieselben ganz unverdient waren. Der literarische Markt von Wien ist bekanntlich noch immer ein sehr bequemer, es gehört nur einiges Talent und einiges praktisches Geschick, ja oft sogar nur das letztere dazu, um zwar nicht Ruhm und Auszeichnung, aber doch seine leidliche Existenz zu finden. Allein gerade dieses praktische Geschick gebrach dem jungen Dichter, sogar er wollte es nicht haben; in sein Dachstübchen verschlossen, unter Noth und Entbehrungen, schrieb er mit rastloser Feder Gedichte, Dramen, Novellen, aber die reichen Mittel, welche eine Stadt wie Wien für die Entwickelung eines werdenden Dichters bietet, blieben von ihm unbenutzt, mitten in dem Gewühl der großen Stadt, zehrte er von den Erinnerungen seiner armen böhmischen Heimat und statt die Wirklichkeit zu beobachten und das Leben zu studiren, vertiefte er sich in die Träume seiner Kindheit. Ja als es Alfred Meißner's freundschaftlicher Fürsorge endlich gelungen war, ihm eine Hauslehrerstelle in einer jüdischen Familie in Prag zu verschaffen, „scheiterte das Vorhaben an dem starken Selbständigkeitsgefühl des jungen Menschen: er wollte lieber frei sein und darben, als gebunden sein und in sorgenfreien Verhältnissen leben".

Um diese Zeit kam auch der Herausgeber dieser Zeitschrift in einen gewissen Verkehr mit Moritz Reich und ich will diese Beziehungen, so unerheblich sie an sich auch sind, hier erwähnen, weil sie mir einiges für Moritz Reich Charakteristische zu haben scheinen und weil das Bild, das Alfred Meißner von ihm entwirft, dadurch vielleicht in einigen, wenn auch nur untergeordneten Punkten ergänzt werden kann. Wer je in Deutschland ein Blatt herausgegeben hat, besonders eins, das mehr oder minder an das belletristische Gebiet anstreift, der weiß auch, wie zahlreich bei uns das Geschlecht der angehenden Dichter und wie hartnäckig, wie unwiderstehlich diese angehenden Dichter sind, wo es sich darum handelt, durch Vermittelung einer Zeitschrift auf den Markt der Oeffentlichkeit zu gelangen. Auch Moritz Reich war unermüdlich in Zusendung von Beiträgen, die er im „Deutschen Museum" abgedruckt zu sehen wünschte. Und zwar sprach er diesen Wunsch mit einer Heftigkeit und Dringlichkeit aus, die den Verkehr mit ihm nicht ganz leicht machte. Die Beiträge selbst, die er einsandte, waren des verschiedensten Inhalts: kleine Novellen, ästhetische Reflexionen, Bücherbesprechungen, hauptsächlich aber Gedichte. In allen oder doch in den meisten sprach sich ein gewisses Talent aus, aber dies Talent war noch völlig roh und ungeschult; der Dichter hatte einen gewissen Drang, die Welt poetisch zu erfassen, aber der Drang konnte es noch nicht zur poetischen Gestaltung bringen, es fehlte dem innern Auge des Dichters noch an Klarheit und Sicherheit, er dichtete noch mehr nach seiner Lectüre als nach seinen Erlebnissen und auch die Form seiner Aufsätze und Gedichte war noch sehr ungleich und vernachlässigt. Mit einem Wort: die Einsendungen waren genügend, mich persönlich für den Verfasser zu interessiren, aber sie eigneten sich noch nicht für die Oeffentlichkeit oder doch wenigstens nicht für die Zeitschrift, welcher der junge Dichter sie übersandte. Sprach ich ihm das nun in meinen Antwortschreiben offen aus und erlaubte ich mir, ihn auf den einen oder andern Punkt aufmerksam zu machen, worin er mir gefehlt zu haben schien, so nahm der junge Poet das im ersten Augenblick mit großer Empfänglichkeit auf; jeder meiner ablehnenden Briefe hatte sofort einen neuen Brief von Moritz Reich zur Folge, in welchem er seinen Dank aussprach für die ihm ertheilten Winke und in den lebhaftesten, zum Theil überschwenglichsten Ausdrücken versprach, bei seinen nächsten Productionen Gebrauch davon zu machen. Kamen diese Producte dann aber an, so waren sie wieder genau ebenso wie die frühern; es fehlte diesem Dichter offenbar an aller Selbstkritik, eine träumerische Natur durch und durch, war er auch in seiner literarischen Production mehr einem Traumwandler als einem mit Bewußtsein schaffenden Künstler zu vergleichen.

In dieser Hinsicht sind mir besonders zwei kleine Erlebnisse im

Gedächtniß. Unter den zahlreichen Artikeln, welche Moritz Reich mir einsandte, befand sich namentlich eine Reihe von Reflexionen über Kunst und Leben, Welt und Menschen, kurz über alles und noch etwas, in einem etwas gespreizten jeanpaulisirenden Stil, der nur dazu beitrug, die Unklarheit und Unreife des Inhalts um so fühlbarer zu machen. Indem ich ihm diese Aufsätze zurückschickte, gestattete ich mir, ihn auf die Gefahren hinzuweisen, die mit einer derartigen Schriftstellerei verbunden wären, ich warnte ihn, sich dem weichen träumerischen Zuge seiner Natur allzu sehr hinzugeben und da der junge Dichter damals bereits in Wien lebte, so schlug ich ihm vor, statt jeanpaulisirender Reflexionen und Träumereien doch lieber Skizzen und Genrebilder aus der Wirklichkeit des wiener Lebens zu schreiben, diese sollten mir willkommen sein und würde ich, wofern sie nur sonst geeignet wären, sie gern in meiner Zeitschrift zum Abdruck bringen. Auch auf diesen Vorschlag ging Moritz Reich mit seinem gewöhnlichen Enthusiasmus ein; schon für die nächsten acht Tage kündigte er mir eine ganze Reihenfolge „Wiener Briefe“ an. Und richtig, sie kamen auch, diese „Wiener Briefe“, nur schade, daß von Wien und wiener Leben und Treiben nichts darin stand. Es waren genau wieder dieselben allgemeinen Reflexionen, dieselben jugendlich unklaren Träumereien, nur äußerlich angeknüpft an irgendein zufälliges Ereigniß des wiener Lebens, ein Concert, eine Theatervorstellung oder dergleichen: aber von dem Concert oder der Theatervorstellung selbst erfuhr man nichts und hätten die Briefe ebenso gut in Peking geschrieben sein können wie in Wien.

Vielleicht noch charakteristischer ist der zweite Fall. Moritz Reich hatte mir eine Reihe von Liebessonetten eingesandt; als Ueberschrift führten sie einen beliebigen Frauennamen, also etwa „An Ida“. Die Sonette selbst waren nicht ohne poetischen Werth, es sprach sich darin eine tiefe, glühende Leidenschaftlichkeit aus, der man das Selbsterlebte wohl anfühlte. Leider war die Form der Sonette wiederum in einer Art und Weise vernachlässigt, die um so unzulässiger, als bekanntlich gerade diese Gattung die alleräußerste Formenstrenge erfordert, und mußte ich daher auch diese Sonette an den Verfasser zurückschicken, wobei ich mich indeß bereit erklärte, sie abzudrucken, falls er sich nur entschließen möchte, die und die näher bezeichneten formalen Mängel zu beseitigen. Auch diesen Vorschlag nahm der Dichter bereitwilligst an, alle von mir bezeichneten Mängel sollten sofort verbessert werden und wirklich vergingen knapp acht Tage, bis ich die Sonette zurückerhielt. Aber worin bestanden die Verbesserungen? Der Dichter hatte die Ueberschrift „An Ida“ ausgestrichen und dafür einen andern Frauenzimmernamen, etwa „An Luise“ hingeschrieben, im übrigen war alles buchstäblich

geblieben wie es war, ja sogar dieselbe Abschrift war es, die er mir das erste mal eingesandt hatte!

Inzwischen war Reich's Zustand, äußerlich wie innerlich, immer trüber geworden. Einige von ihm verfaßte Novellen und andere Aufsätze waren zwar in verschiedenen Blättern abgedruckt worden, reichten jedoch weder hin, seine ökonomischen Verlegenheiten zu beseitigen, noch verschafften sie ihm jenen raschen und allgemeinen Ruf, den er sich vielleicht davon versprochen hatte. Ein Roman, an dem er schrieb, blieb unvollendet; ein Drama „Saul", das er im Winter 1855 verfaßt hatte, wurde ihm von den Intendanzen zurückgeschickt. Endlich gelang es Alfred Meißner, einen Verleger für die Sammlung von Novellen zu gewinnen, die jetzt nach seinem Tode unter dem Titel: „An der Grenze" ans Licht getreten ist. Allein zufällige Umstände verzögerten den Druck des Buchs und inzwischen war Reich's Krankheit bereits so vorgeschritten und auch sein Gemüth hatte sich bereits so verdüstert, daß er selbst an der Nachricht von dem bevorstehenden Erscheinen seiner Novellen keine Freude mehr hatte. „Um Ihnen", schreibt er an Alfred Meißner zurück, „wenigstens durch meine Aufrichtigkeit zu danken, welche bisher mir so viel Unglück angerichtet, mir fast alle meine Bekannten entfremdet und mich in den Verdacht eines Menschenfeindes gebracht hat, muß ich Ihnen bekennen, daß es gerade zu den Phänomenen meiner Gemüthskrankheit gehört, daß ich überhaupt fast nichts mehr empfinde und daß die ablehnende Antwort früherer Verleger mir ebenso wenig Schmerz als Ihr heutiges Schreiben eigentliche Freude verursacht hat. Ich bin schon innerlich zu sehr aufgerieben, zu tief in den Grund der Seele hinein verwundet, um noch zu empfinden... Das weiß Gott, ich hatte von Natur ein sehr dankbares Herz, das die geringste Wohlthat tief empfand, ohne äußerlich danken zu können; jetzt danke ich mit dem Munde, aber es ist ein leerer Dank! Ich habe eine entschiedene Abneigung gegen alle Bücher, mögen sie ernst oder belletristisch, philosophisch, historisch oder poetisch sein! Während ich noch vor wenigen Tagen meine Hände sehnsüchtig in die leere Luft ausstreckte nach einem freundlichen Händedruck und schon dadurch, als hätte sie ein Phantom ergriffen, eine leise Befriedigung in mich einkehrte, empfange ich jetzt fast gar keinen Eindruck von der Außenwelt .... Es ist arg, sich immer mit sich selbst beschäftigen müssen und verschlimmert den Zustand; auch fürchtete ich, mein letztes Schreiben werde Ihnen lästig fallen, da man jetzt im öffentlichen wie im Privatverkehr Sentimentalitäten so gründlich verlacht; allein, vielleicht weiß die Seele besser, was ihr gut thut. — — —"

In dieser trüben, lebenssatten Stimmung verließ Reich Ende Februar 1858 Wien; instinktmäßig zog es ihn in seine Heimat zurück, er

wollte sterben auf dem Boden seiner Heimat; wo seine Wiege gestanden, sollte auch sein einsames Grab sich wölben. Allein auch die Rückkehr in die Heimat war für den Unglücklichen wiederum von manchen harten und herben Enttäuschungen begleitet. Aus irgendwelchen Gründen zog er es vor, seinen Aufenthalt statt in Rokitnitz selbst in dem Wirthshause eines dicht in der Nähe gelegenen Dorfes zu nehmen. Der Wirth, der keinen Kranken im Hause haben mochte, vernachlässigte ihn geflissentlich; die Leute im Dorfe, die davon gehört hatten, daß er diesen und jenen von ihnen in Büchern abgeschildert, zürnten ihm und trugen sich mit bösen Klatschereien; ein Mädchen im Dorf, das er geliebt hatte und das gewiß nicht die letzte Veranlassung zu dieser Reise gewesen war, hatte sich von ihm abgewendet...

Und so wandte er sich, schiffbrüchig, getäuscht in allen Hoffnungen, vom Leben ab; er war müde geworden, so müde, daß er den Augenblick nicht abwarten mochte, wo die Natur ihn zur Ruhe gerufen hätte, so nahe derselbe ihm in der That auch war. Am 20. März verließ er plötzlich das Haus eines Freundes, zu dem er gezogen war, und ging dem Gebirge zu. Erst am 6. April ward er wieder aufgefunden — als Leiche; bei den „Schönen Fichten", einem Lieblingspunkt der Gegend, den er mehrfach in seinen Novellen sowie zuletzt noch in dem unvollendet gebliebenen Roman geschildert, hatte er sich den Tod gegeben, — „denselben Tod" (setzt Alfred Meißner hinzu) „wie Gerard de Nerval, eine Natur, die, ähnlich weich geartet, den Kampf mit der Zeit nicht zu bestehen vermochte."

Alfred Meißner hat uns auch den Brief aufbewahrt, mit welchem Reich von seiner Familie, deren Hoffnungen er so bitter täuschte, Abschied nahm. Der Brief ist tief erschütternd, vor allem durch die furchtbare Klarheit, mit welcher der Unglückliche seinen eigenen Zustand durchschaut; die Verzweiflung eines Poeten, der endlich, nach jahrelanger Selbsttäuschung, die Unzulänglichkeit seines Talents erkennt, das Furchtbare, Herz und Sinn Vernichtende, das darin liegt, dem ermüdeten Geist etwas abzwingen zu wollen, was derselbe schon nicht mehr im Stande ist zu leisten, ist wol noch nie in so nackter Wahrheit, mit so einfachen und doch so zermalmenden Worten ausgesprochen worden wie in diesem Briefe. „Schwach und reizbar wie ich war", schreibt der Aermste, „mußte ich meine Natur überspannen, um von der poetischen Production leben zu können; da aber geistiges und körperliches Hervorbringen aus einer und derselben Quelle fließt, schwächte ich dadurch auch meinen Leib, der dann nicht im Stande war, der auflösenden wiener Luft, der sitzenden Lebensweise und andern Einflüssen zu widerstehen. So kam es, daß ich mit der Zeit mein Schöpfervermögen nach und nach eingehen sah, was mich traurig und ärmer machte. Unnatürliche

Verhältnisse, in die ich gerieth, reizten mich zum Aeußersten, brachten eine ewige Unruhe in mein Gemüth und hinderten es, sich zu concentriren. Dazu konnte ich keinen Freund finden, tastete stets umher und fischte im Trüben. Meine Thätigkeit war keine geregelte, wiewol ich fleißig war. Jeder Postbrief, den ich erwartete, zehrte an meinem Leben. Die Unsicherheit meines Erwerbmittels machte mich stets an die Zukunft denken, anstatt ruhig die Gegenwart zu genießen. Als ich meine Naturkraft schwinden sah, strengte ich mein Denkvermögen aufs äußerste an, um auf dem Wege der Reflexion das zu erreichen, was nur aus dem Borne der Natur lauter fließt. Dann dichtete mein Verstand ins Leben hin, was nicht darin war und die Phantasie ward überspannt. ..."

Ja wohl, „der Verstand dichtet ins Leben hin, was nicht darin ist" — darin ist das ganze Unglück jener Poeten ausgesprochen, welche den Lorber des Dichters genießen wollen, bevor sie sich durch die Dornen des Lebens hindurchgeschlagen haben; es sind dieselben, in Betreff deren Merck dem jugendlichen Goethe, um ihn vor der enthusiastischen Freundschaft mit den Stolbergs zu warnen, jenes bekannte Wort zurief: „Dein Bestreben", sagte er, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug." — Und wenn es nur immer bei dem „dummen Zeug" bliebe! Allein nicht selten geschieht es, daß dieser poetische Irrweg auch zu sehr tragischen praktischen Zielen führt; die Stolberge endeten im geistigen Selbstmord — und Moritz Reich starb den Tod Gerard de Nerval's....

Ob Moritz Reich, von einem günstigern Schicksal getragen, sich zu einem bedeutendern Dichter entwickelt hätte? Alfred Meißner bejaht die Frage unbedingt und obwol die von ihm mitgetheilten Erzählungen „An der Grenze" das Maß belletristischen Mittelguts, wie es namentlich auf dem Gebiete der Dorfgeschichte jetzt so häufig gefunden wird, nicht eben überschreiten, so sind wir doch geneigt, uns seinem Urtheil anzuschließen. „Eine Strömung von Poesie", sagt er am Schluß seiner biographischen Einleitung, „geht durch alles, was Moritz Reich schrieb. Eine weiche, träumerische Natur, voll überquellender Empfindung, waffenlos gegen die Bosheit und die Misgunst der Menschen, ohne andere Erfahrung als die seines Herzens, verbrannte er rasch wie im reinen Sauerstoff und machte in ein paar Jahren ein Unglücksleben durch wie kaum die Unglücklichsten in Decennien. Wenn seine Gefühlswelt oft überhitzt, seine Phantastik grell und gewaltsam ist, wenn seine Menschen, in seinen spätern Erzählungen namentlich, dämonisch über ihr Maß hinauswachsen, dürfen wir nicht vergessen, welche Geier an ihm fraßen und wie jung und erfahrungslos er war. Seine Seele war keusch und rein

und lebte nur für die Kunst. Er hatte eine ideale Sehnsucht, die Höhen zu erfliegen, die nur erklommen werden können, und sein Herz brach, wie das eines jungen Adlers, aus Schmerz darüber, daß seine Schwinge durchschossen war...."

Dürfen wir nun wenigstens hoffen, daß Moritz Reich der letzte oder doch einer der letzten in dieser langen Reihe unserer literarischen Märtyrer gewesen sein und daß sein trauriges Beispiel andern zur Warnung gereichen wird? Nein, auch diese Hoffnung ist uns versagt. Einem kranken zerrütteten Organismus wird alles zum Gift, auch das an sich Gesundeste und Heilsamste. Solange unser Volk eines öffentlichen Lebens entbehrt, das gleichsam das Gegengewicht bildet gegen das einseitige literarische Dasein, das wir bisjetzt führen, solange wird es auch unserer Literatur nicht an derartigen Opfern fehlen; solange der Kranz des Poeten der einzige ist, der den Ehrgeiz unserer Jugend lockt, solange wird es auch solche geben, die nach diesem Kranze ringen, ohne ihn erreichen zu können, und die dann in diesem vergeblichen Ringen ihren Untergang finden. Die Schönheit allein ist nicht im Stande, das Dasein eines Volks würdig auszufüllen; erst im Bunde mit der Freiheit erzeugt sie jenes wahrhaft lebensfähige Geschlecht, aus dem die großen Männer der Geschichte und mit den großen Männern auch die großen Dichter hervorgehen. Bis dahin sollte jeder von uns sich wenigstens des Antheils bewußt werden, den er, Dichter oder Kritiker, Schriftsteller oder Leser, an den Opfern hat, welche unsere Literatur fordert, und statt sich in pharisäischem Hochmuth von dem Grabe des Selbstmörders abzuwenden, sollte er vielmehr an die Brust schlagen und tiefbeschämt ausrufen: „mea culpa! maxima mea culpa!"

Der Entwurf eines neuen Ehegesetzes in Preußen.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1859, S. 395 fg.)

II.

Bereits zu Anfang des Jahres 1855 hatte die Verwirrung, die wir in unserm ersten Abschnitt geschildert, eine solche Höhe erreicht, daß die Regierung sich genöthigt sah, den Kammern den Entwurf eines neuen Ehescheidungsgesetzes vorzulegen. Doch wurde durch diesen Entwurf der Knoten nicht sowol gelöst, als vielmehr durch die Schärfe einer einseitig mittelalterlichen Weltanschauung zerschnitten. Die Furcht vor einem Gesetze dieser Art hatte schon von Beginn der vierziger Jahre an wie ein Damoklesschwert über der öffentlichen Meinung geschwebt; unter den Mishelligkeiten, welche bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. ausbrachen und den Freudenhimmel trübten, der sich anfangs so verheißungsvoll über König und Volk aus-

gebreitet, hatte neben der Besorgniß vor einem puritanischen Sonntagsgesetz und ähnlichen Maßregeln kirchlicher Strenge die Furcht vor einem Ehegesetz, durch welches der humane Geist unsers Zeitalters verleugnet und ein bedenklicher Schritt rückwärts ins Mittelalter gethan würde, eine der ersten Stellen eingenommen. Wirklich war dieser Punkt an maßgebender Stelle der Gegenstand unaufhörlicher Erörterungen gewesen; allein theils die Schwierigkeit der Sache, theils der Argwohn, mit welchem das Publikum jedem dahin zielenden Schritte entgegensah, theils endlich ein gewisser Respect vor der Gesetzgebung des Landrechts, den die neuromantischen Bestrebungen der Gegenwart denn doch noch nicht gänzlich hatten entwurzeln können und der sich besonders in dem Widerstand der richterlichen Behörden äußerte: hatten der beabsichtigten Umwälzung des Eherechts immer neue Hindernisse in den Weg gestellt und hatte man sich daher begnügt, durch ein Regulativ vom Jahre 1844 nur das processualische Verfahren bei Ehescheidungen und damit diese selbst, wenn auch nicht dem Princip nach, doch factisch zu erschweren.

Jetzt hatte der Zwiespalt endlich eine Höhe erreicht, daß mit dergleichen Palliativmitteln nichts mehr auszurichten war und so entschloß die Regierung sich denn also zu Anfang der Session von 1855, mit dem Entwurf eines neuen Ehescheidungsgesetzes vor die Kammern zu treten. Dasselbe athmete, wie gesagt, einen entschieden mittelalterlichen katholischen Geist; der katholischen Ansicht von der Unauflösbarkeit der Ehe im Princip beipflichtend, ließ es von den bisher verstatteten Ehescheidungsgründen in der Hauptsache nur zwei stehen, nämlich den Ehebruch und die böswillige Verlassung, während es gleichzeitig in der Scheidung selbst eine Art von Zwischenstufe, eine Art katholischer Trennung von Tisch und Bett einzuführen versuchte. Es war damals freilich noch nicht jene chambre introuvable, durch die dann während der folgenden drei Jahre bis zur Bildung des gegenwärtigen Ministeriums und den unter seinem Einfluß erfolgten neuesten Wahlen die parlamentarischen Einrichtungen in Preußen zum Gespötte der Welt gemacht wurden. Doch hatte das Ministerium Manteuffel-Westphalen bereits in der Kammer von 1855 die entschiedene Mehrheit für sich und das täglich mehr zusammenschmelzende Häuflein der Linken kämpfte schon damals einen hoffnungslosen Kampf. Gleichwol gelang es dem Ministerium nicht, seine Vorlage bei den Kammern durchzubringen. Zwar das Herrenhaus trat derselben in der Hauptsache bei, in dem Hause der Abgeordneten dagegen stieß der Entwurf auf eine so heftige und allgemeine Opposition und zugleich gewann das Misvergnügen im Lande, trotz des gefesselten Zustandes, in welchem die Presse sich befand, einen so lebhaften Ausdruck, daß die Regierung sich gemüßigt fand, das Gesetz fallen zu lassen.

Jetzt nun, nach Verlauf von vier Jahren, während die Verwirrung sich immer mehr gesteigert und eine vollkommene Anarchie auf dem Gebiet des Eherechts platzgegriffen hat, wird dem Landtage ein neuer Entwurf vorgelegt. Die innere Politik Preußens ist seitdem eine völlig andere geworden oder wenigstens versichert man es uns; ein Ministerium hat die Leitung der Geschäfte übernommen, das die Parole „Recht und Gesetz" in sein Banner schreibt und von dem seine Freunde und Anhänger vorausverkündigen, daß es alles Unrecht wieder gut machen und alle Wunden heilen werde, welche das endlich beseitigte Manteuffel-Westphalen'sche System dem Lande geschlagen hat. Daß unter diesen Wunden eine der schlimmsten die Verwirrung der Begriffe und die Aufhebung aller festen Rechtsgrundsätze, welche im Punkt der Ehescheidung und der Wiederverheirathung Geschiedener bei uns platzgegriffen, dafür bedarf es keines Beweises und hat das Ministerium eine ganz richtige Einsicht bewährt, insofern es gerade diesen Punkt den ersten sein ließ, wo es seine heilende Hand anlegt.

Schade nur, daß das Heilmittel selbst nichts taugt. Ein so altes und hartnäckiges Uebel, das so tief hinabreicht in den ganzen Organismus unserer modernen Gesellschaft, kann nicht durch halbe Maßregeln curirt werden. Und doch trägt der Entwurf, mit welchem das gegenwärtige Ministerium vor den Landtag getreten ist, einen Charakter der Halbheit und Unentschiedenheit, der zu dem dringenden Ernst der Lage durchaus nicht paßt und der überhaupt auf die politischen Maßregeln, die wir uns von diesem Ministerium versprechen dürfen, kein besonders günstiges Licht wirft. Das Ministerium hat eingesehen, daß die Dinge in der jetzigen greulichen Verwirrung nicht bleiben können; es hat eingesehen, daß es einer herrschsüchtigen und dünkelhaften Geistlichkeit nicht länger verstattet werden kann, einen Staat im Staate zu bilden, während doch andererseits die Zeit vorüber ist, wo der Staat dem Gewissen der einzelnen Geistlichen durch Zwangsmaßregeln Gewalt anthun darf. Es hat unter diesen Umständen den einzigen Ausweg ergriffen, der in der That offen steht und auf den auch seit Jahren alle urtheilsfähigen Stimmen als auf die einzig mögliche Lösung der Verwickelung hingewiesen haben: den Ausweg der Civilehe, d. h. der kirchliche Charakter, den die Ehe bei uns bisher zum Schaden des Instituts wie der Kirche selbst getragen hat, soll aufgehoben werden oder soll doch nicht mehr wie bisher schlechthin verbindlich sein, vielmehr soll es der persönlichen Ueberzeugung und den persönlichen Bedürfnissen jedes einzelnen Paares überlassen bleiben, die kirchliche Trauung nachzusuchen oder nicht.

Dies der richtige Gedanke, der dem neuen Entwurf zu Grunde liegt. Leider nur hat den Urhebern desselben der Muth gefehlt, diesen Gedanken offen und unzweideutig auszusprechen und haben sie sich infolge

dieses Mangels in Unklarheiten und Widersprüche verwickelt, welche, sollte der Entwurf in der vorliegenden Form wirklich zum Gesetz erhoben werden, den chaotischen Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden, nur noch verschlimmern müßten. Der Entwurf will der Sache nach die facultative Civilehe einführen: das heißt, wie wir es soeben ausdrückten, es soll denen, welche eine Ehe zu schließen beabsichtigen, in Zukunft freistehen, ob sie die Betheiligung der Kirche nachsuchen wollen oder nicht. Es mag hier unerörtert bleiben, ob die facultative Civilehe dem Bedürfniß unserer Zeit wirklich entspricht und ob nicht sowol dem Begriff der Ehe wie dem Interesse des Staats und selbst auch dem Interesse der Kirche besser gedient würde durch Einführung der obligatorischen Civilehe, sodaß also, wie nach dem französischen Recht, die Erklärung vor der weltlichen Behörde der eigentlich entscheidende, der eigentlich bindende Trauungsact wäre, zu welchem alle gleichmäßig verpflichtet sind, während es dem Ermessen der einzelnen überlassen bleibt, ob sie nach diesem weltlichen Act, durch welchen die Ehe vollständige Rechtsgültigkeit erlangt hat, auch noch die kirchliche Trauung nachsuchen, der weltlichen Trauung durch die kirchliche noch eine höhere Weihe geben oder sich bei der erstern begnügen wollen. Es mag sein, daß für einen Theil der Bevölkerung, wenigstens in einzelnen Provinzen, eine solche zwangsweise Einführung der Civilehe noch etwas Anstößiges, die Gemüther Beängstigendes und Verwirrendes haben würde, obwol, glauben wir, diese Bedenken durch die Praxis bald würden beseitigt werden, da es ja jedermann ganz unbenommen wäre, direct aus dem Rathhaus in die Kirche zu fahren und dort zu der Bestätigung durch die weltlichen Behörden auch noch den Segen des Himmels zu erflehen; man würde bald einsehen, daß die Ehe durch die weltliche Bestätigung nichts an Kraft und Heiligkeit verliert, im Gegentheil, sie ist ja nur eine neue Weihe zu jener kirchlichen, die nach wie vor jedem unverwehrt bleibt, der sich ihrer bedürftig fühlt.

Allein wie gesagt, dies mag für den Augenblick unerörtert bleiben, so hätte doch jedenfalls der facultative Charakter der Civilehe, wie er dem Entwurf zu Grunde liegt, auch klar und deutlich darin ausgesprochen werden müssen. Dies ist jedoch keineswegs geschehen. §. 1 des Entwurfs spricht mit nackten und unzweideutigen Worten aus, „daß zur bürgerlichen Rechtsgültigkeit der Ehe die priesterliche Trauung durch einen Geistlichen erfordert wird, welcher zur Führung eines mit öffentlichem Glauben versehenen Kirchenbuchs berechtigt ist“. Nach dieser ganz bestimmten und unzweideutigen Erklärung kommt dann §. 2 nachgehinkt: „Es kann jedoch die Ehe mit bürgerlicher Rechtsgültigkeit auch vor dem Richter geschlossen werden.“ Was für eine wunderliche Art ist das,

Gesetze zu formuliren! Gesetze müssen jederzeit klar und bündig gefaßt sein und die Fälle, um die es sich handelt, mit möglichst kurzen und bündigen Worten darlegen. Hier aber lag die klare und bündige Fassung so nahe, daß eine wahre Kunst dazu gehörte, sie nicht zu treffen; man brauchte nur einfach zu sagen: eine bürgerlich rechtsgültige Ehe kann in Preußen in Zukunft auf zweierlei Art geschlossen werden, nämlich entweder durch priesterliche Trauung oder durch Erklärung vor dem Richter, und steht es im Belieben jedes einzelnen Paares, auf welchem von beiden Wegen es die Rechtsgültigkeit der Ehe erlangen will.

Aber freilich, so nahe diese einfache und bestimmte Fassung liegt und so unwillkürlich sie sich einem jeden aufdrängt, so durfte der Entwurf sie dennoch nicht wählen, weil es ihm gar nicht um Klarheit und Entschiedenheit zu thun ist, sondern vielmehr um das Gegentheil; er sucht gleichsam sein eigenes Princip vor sich selbst zu verschleiern, dem Buchstaben nach führt er zwar die facultative Civilehe ein, in der That aber ist es nur eine Nothcivilehe, d. h. Gesetz und Regel bleibt auch nach diesem Entwurf noch die priesterliche Trauung und die Ehe durch Erklärung vor dem bürgerlichen Richter bleibt nur als Nothbehelf für solche Fälle gestattet, wo die priesterliche Trauung aus irgendwelchen Gründen nicht zu erlangen steht. Es lautet nämlich §. 2 vollständig: „Es kann jedoch die Ehe mit bürgerlicher Rechtsgültigkeit auch vor dem Richter geschlossen werden, wenn die priesterliche Trauung versagt worden ist oder die Brautleute erklären, dieselbe nicht in Anspruch nehmen zu können.“ Wahrlich, der Verfasser dieses Entwurfs scheint beim alten Talleyrand in die Schule gegangen zu sein, er zeigt ein eigenthümliches Talent darin, seine Worte auf Schrauben zu stellen und die Sprache nicht zur Feststellung und Aufhellung, sondern zur Verdunkelung seiner Absichten zu benutzen. Ein Gesetz, wir wiederholen es, muß vor allem klar und präcis gefaßt sein, wo aber läßt sich eine unklarere und ungenauere Fassung denken als diese? Wenn die Brautleute erklären, die priesterliche Trauung nicht in Anspruch nehmen zu „können“! Wie naiv dies „können“ sich anhört und doch steckt ein ganzes Arsenal von Schlingen und Fallstricken dahinter, womit eine böswillige Praxis die wohlthätige Absicht des Gesetzes (an die wir ja gern glauben) verhindern „kann“. Das Gebiet des Könnens ist weit; wann ist der Fall eingetreten, wo ein Brautpaar die priesterliche Trauung nicht in Anspruch nehmen kann? Welche priesterliche Trauung ist es, deren Versagung einem Brautpaare das Recht erwirbt, sich vor dem bürgerlichen Richter trauen zu lassen? Die Trauung durch den Geistlichen derjenigen Gemeinde, zu welcher das Brautpaar gehört? Oder überhaupt durch einen beliebigen Prediger? Im Wortlaut des Gesetzes ist davon nichts enthalten und wenn ein scrupulöser Richter dem die bürgerliche Trauung nachsuchenden

Brautpaar erwidert: suche nur erst, du wirst schon einen Prediger finden, der dich traut und wenn es nicht anders ist, nun so reise nach Gotha — was soll, was kann das Brautpaar antworten? Wie soll, wie kann es beweisen, daß es wirklich keinen Prediger hat finden können? Und wann ist seiner Versicherung, daß die priesterliche Trauung versagt worden, Glauben zu schenken? Unter welchen Formen, mit welchen Beweismitteln ist sie abzugeben, um rechtsverbindliche Kraft zu erlangen? Das alles sind Lücken in dem Gesetz, die unter Umständen zu ebenso viel Wolfsgruben werden können, den Sinn des Gesetzes selbst darin zu versenken: Lücken, die um so bedenklicher sind und eine um so gerechtere Verwunderung erregen, als die Aenderung eines einzigen Wortes genügt hätte, sie zu beseitigen — man setze statt können wollen: wenn die Brautleute erklären, die kirchliche Trauung nicht in Anspruch nehmen zu „wollen", und der Knoten ist auf einmal gelöst. Aber nein, das eben wollten die Urheber des Entwurfs nicht, sie wollten der Kirche nicht den Stuhl vor die Thür setzen, sie wollten sich noch den frommen Schein bewahren, und wenn sie dem Hochmuth der Geistlichkeit auch leider ins Fleisch schneiden mußten, so wollten sie es doch möglichst zart und mit möglichst gutem Anstand thun. Allein mit solchen Halbheiten macht man keine Gesetze, die Bestand haben, noch führt man damit jene neue Aera herauf, von der die Anhänger und Freunde des jetzigen Ministeriums uns soviel zu erzählen wissen.

III.

Nun läßt sich zwar mit Sicherheit annehmen, daß diese und ähnliche Mängel des Entwurfs durch die Berathung im Hause der Abgeordneten — vom Herrenhause reden wir nicht, da zehn gegen eins zu erwarten steht, daß das Gesetz hier fürs erste überhaupt nicht durchkommen wird — werden beseitigt werden. Allein auch der übrige Inhalt des Gesetzes ist nicht dazu angethan, ihm oder seinen Urhebern die Sympathien des Publikums zu erwecken. Beinahe der einzige Punkt des Entwurfs, welchem man vollständig und ohne Vorbehalt beistimmen kann, ist §. 11, durch welchen die Ehehindernisse wegen Ungleichheit des Standes in allen Landestheilen, wo deren noch bestehen, aufgehoben und alle entgegenstehenden allgemeinen und besondern Vorschriften des Allgemeinen Landrechts außer Kraft gesetzt werden. Der Fortbestand dieser Bestimmungen, angesichts der Verfassung, die alle Standesunterschiede für aufgehoben erklärt, war eine Anomalie, die aller Logik Hohn sprach und deren Entfernung um so nöthiger, als sie praktisch, bei Erbschaftsfragen und ähnlichen Gelegenheiten, zuweilen zu den himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten Veranlassung gab, ja den Richter, der sich an den Buchstaben des Gesetzes gebunden sah, geradewegs dazu nöthigte. Auch daß sich in Zukunft kein junger Mann in Preußen vor vollendetem

18. Lebensjahre verheirathen darf, wird schwerlich irgendjemand für eine unstatthafte Einschränkung der persönlichen Freiheit ansehen; das Heirathen ist eben für Männer, nicht für Knaben, und so mögen die Heirathslustigen sich gedulden, bis sie ihre Knabenschuhe abgelegt haben.

Dagegen unterliegt wiederum der ganze zweite Titel des Entwurfs den gegründetsten Bedenken. Derselbe handelt von den Ehescheidungen und hebt eine beträchtliche Anzahl von Ehescheidungsgründen auf, die bisher durch das Allgemeine Landrecht zugelassen waren. Es befinden sich darunter Gründe, die nicht nur für die Praxis unentbehrlich sein dürften, sondern durch welche die Ehescheidung auch dem Begriff nach vollständig gerechtfertigt ist. Ueberhaupt steht es damit, wie mit aller Gesetzmacherei, nämlich daß nicht das Gesetz die Sitte, sondern die Sitte das Gesetz macht und daß es ein ganz vergebliches Bemühen ist, mit dem abstracten todten Buchstaben der concreten Fülle des Lebens entgegenzuarbeiten. Gewiß ist es höchst beklagenswerth, daß die Zahl der Ehescheidungen und also auch die Zahl der unglücklichen Ehen noch immer von Jahr zu Jahr zunimmt: aber werden unglückliche Ehen etwa dadurch glücklicher, daß man sie für unlösbar erklärt? Oder ist eine geschiedene Ehe nicht tausendmal besser und nützt der öffentlichen Sittlichkeit tausendmal mehr als die erzwungene Fortsetzung einer unglücklichen? Man suche den sittlichen Sinn des Volks überhaupt zu heben und zu kräftigen, man verbreite und befördere nach Kräften Bildung, Wohlstand und bürgerliches Behagen, und ganz gewiß wird auch die Zahl der Ehescheidungen sich vermindern, nämlich weil die Zahl der unglücklichen Ehen sich vermindert. Dies letztere aber dadurch erreichen wollen, daß man die Ehescheidungen erschwert, also ein Uebel dadurch beseitigen, daß man es verewigt, das heißt denn doch gewiß die Sache am falschen Flecke anfassen. Wir wollen den leichtfertigen Ehescheidungen wahrhaftig nicht das Wort reden, gerade so wenig wie der leichtfertigen Schließung von Ehen. Allein der Mensch ist einmal ein unvollkommenes und gebrechliches Wesen und darum können auch die bestgemeinten menschlichen Pläne und Veranstaltungen misglücken. In allen andern menschlichen Beziehungen ist diese Gebrechlichkeit unserer Natur und daher auch die Möglichkeit eines Irrthums anerkannt und deshalb auch die Möglichkeit offen gelassen, den begangenen Irrthum zu verbessern. Und nur in dieser wichtigsten und folgereichsten aller menschlichen Beziehungen sollte das nicht der Fall sein? Und nur hier sollte es immer erst eines groben Vergehens wie Ehebruch oder bösliche Verlassung bedürfen, um von den Folgen des Irrthums befreit zu werden? Eine vernünftige Gesetzgebung, eine Gesetzgebung, die nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, sondern den Erscheinungen der Wirklichkeit ehrlich ins Auge sieht — und nur eine solche Gesetzgebung verdient den Namen einer vernünf-

tigen — wird dafür Sorge tragen, daß in jedem einzelnen Falle die Lösung der Ehe der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Prüfung unterliegt, sie wird allenfalls durch eine absichtliche Langsamkeit des Verfahrens und wiederholte Sühneversuche zu verhindern suchen, daß nicht jede leichtfertige Aufwallung oder jede vorübergehende Laune sofort zur Scheidung der Ehe führen kann, die Scheidungsgründe selbst aber wird sie eher vermehren als vermindern, weil sie sich bewußt ist, mit der abstracten Theorie doch niemals die Fülle des Lebens erschöpfen zu können und weil es daher wünschenswerth, ja nothwendig ist, einem verständigen Richter Raum zu lassen auch für solche Fälle, die in dem Gesetz nicht buchstäblich vorhergesehen sind und die doch eine gesetzliche Remedur erfordern.

Statt dessen spricht der neue preußische Entwurf das Fortbestehen der Ehe unter Umständen aus, die doch das Wesen der Ehe innerlich vernichten. So namentlich die hartnäckige Versagung des ehelichen Beisammenlebens, welche das Allgemeine Landrecht mit gutem Fug als zulässigen Scheidungsgrund aufführt. Die Ehe ist eben nicht blos eine geistige, sie ist zugleich eine leibliche Gemeinschaft, die Ehegatten können auf letztere unter Umständen freiwillig nach Uebereinkunft verzichten, wo dieselbe dagegen einseitig verweigert wird und wo keine Geduld, keine Zärtlichkeit, keine liebevolle Bewerbung im Stande ist, diese Gemeinsamkeit wiederherzustellen, da fehlt nothwendig auf der einen oder der andern Seite diejenige vollständige Hingebung, die in der That das Wesen der Ehe bildet, da besteht also auch keine Ehe mehr, und der Richter, der die Ehe scheidet, spricht nur die Lösung eines Verhältnisses aus, das in sich unwahr und unhaltbar geworden.

Und wie in diesem, so in allen übrigen Punkten des Entwurfs, der in dieser ganzen Partie wiederum nur ein Product jener Nachgiebigkeit und Schwäche gegen die Anmaßungen des Pfaffenthums ist, von der wir schon oben sprachen; um das Geschrei des Pfaffenthums — das bekanntlich nicht blos unter dem Talar wohnt — gegen die beabsichtigte Einführung der Civilehe einigermaßen zu dämpfen, gibt man ihm im Punkt der Ehescheidung nach, man opfert dem kirchlichen Vorurtheil so und so viel Scheidungsgründe und hofft sich damit im übrigen die Freundschaft oder doch wenigstens die Duldung der Kirche zu erkaufen.

Vergebliches Bemühen! Im Punkt der Wahrheit und des Rechts gibt es kein Markten und Feilschen und darum mögen die Vertreter des preußischen Volks sich wohl vorsehen, was sie thun, bevor sie die wohlerwogenen und durch eine langjährige Praxis bewährten Scheidungsgründe des Allgemeinen Landrechts aufgeben, um dafür eine Civilehe zu erkaufen, die noch dazu in der Gestalt, wie der Entwurf sie einführt ein sehr verkrüppeltes und unzulängliches Ding ist. Vorsicht ist zu allen Dingen gut, die Strömungen im politischen Leben wechseln und

so kann es auch gar leicht geschehen, daß über kurz oder lang in Preußen wieder einmal eine Zeit der Reaction kommt, welche die Civilehe, die ja selbst jetzt von den Urhebern des Entwurfs offenbar nur mit Widerwillen zugelassen wird, aus der Gesetzgebung wieder hinauswirft; dann würden wir zwar die landrechtlichen Scheidungsgründe verloren, aber nicht einmal den dürftigen Vortheil gewonnen haben, welchen die jetzige Einführung der Civilehe gewährt.

Wir nennen diesen Vortheil aber dürftig, weil das Gesetz die bürgerliche Trauung nicht als vollkommen gleichberechtigt und ebenbürtig mit der kirchlichen darstellt und weil überhaupt, wie wir früher ausgeführt haben, die ganze Art und Weise, wie das Gesetz über die Civilehe sich ausspricht, an großen Unklarheiten und Zweideutigkeiten leidet, also auch die Möglichkeit großer Misbräuche offen läßt. Mache uns niemand den Vorwurf, die Dinge schwärzer zu sehen als nöthig und die heitere Atmosphäre des Vertrauens, die augenblicklich in Preußen herrscht, mit unbegründetem Argwohn zu trüben. Eine Civilehe mit Wenn und Aber haben wir auch schon vor diesem Entwurf in Preußen gehabt, sie besteht noch in diesem Augenblick für die Dissidenten; ich brauche noch in diesem Augenblick nur meinen Austritt aus der Landeskirche zu erklären, um zur bürgerlichen Trauung zugelassen zu werden. Das hört sich sehr schön an, aber wie hatte die Sache sich praktisch unter dem abgetretenen Ministerium gestaltet? Man ließ mich einfach nicht dazu kommen, meinen Austritt aus der Kirche zu erklären; man nahm meine Erklärung nicht an oder stellte ihr doch tausend Schwierigkeiten in den Weg, bis ich, ermüdet und verdrossen, selbst davon abstand; man hetzte und verfolgte die Dissidenten dermaßen und gab sie einer derartigen polizeilichen Willkür preis, daß bald niemand mehr den Muth hatte, sich als Dissident zu bekennen. Wer schützt uns, daß es mit den Bestimmungen dieses neuen Gesetzes nicht früher oder später ebenso geht? Wer gibt uns Sicherheit, daß nicht wieder einmal eine Zeit kommt, wo man die Unklarheiten und Unbestimmtheiten des Gesetzes benutzt, das Gesetz selbst zu umgehen?

Und endlich, was nützt es überhaupt, einen landrechtlichen Scheidungsgrund nach dem andern gleichsam mit der Schere wegkneipen und den Raum, innerhalb dessen eine Scheidung gesetzlich zulässig ist, immermehr verengern, solange die Gesetzgebung doch neben dem Ehebruch noch die Hinterthür der böslichen Verlassung offen läßt? Man frage nur bei unsern Richtern und Advocaten nach, um zu erfahren, welche Dehnbarkeit dieser Begriff der böslichen Verlassung hat und wie oft dieselbe als letztes Auskunftsmittel benutzt wird, um eine Scheidung herbeizuführen, wo alle andern gesetzlichen Motive versagen. Indem man die meisten übrigen Scheidungsgründe aufhebt und neben dem Ehebruch im

wesentlichen nur noch die bösliche Verlassung stehen läßt (und diese zu entfernen, hat doch selbst das Herrenhaus in seinen Berathungen von 1855 nicht gewagt), wird man nur dies erreichen, daß zwei Ehegatten, die geschieden zu sein wünschen, noch vorher voneinander laufen, ja sie werden — wie schon jetzt in zahlreichen Fällen geschieht — sich über das Voneinanderlaufen gütlich arrangiren, um die Scheidung desto sicherer zu erreichen. Es ist wahr, dieser Ausweg, so bequem und sicher er ist, wird in vielen, sogar in den meisten Fällen nur den Wohlhabenden offen stehen, den Armen, die nicht die Mittel besitzen, zwei Haushaltungen zu führen, die eine etwa in Berlin und die andere in Paris oder Rom, werden ihr Elend ertragen müssen, obwol doch gerade in den ärmern und daher auch gewöhnlich ungebildetern Ständen fortgesetzte und unerträglich gewordene eheliche Zerwürfnisse am ersten zu den übelsten Folgen, zu Verbrechen und Untergang führen können. Aber soll es denn wirklich ein verschiedenes Gesetz geben für den Reichen und den Armen? Wer kann das Elend einer zerrütteten Ehe verhältnißmäßig eher ertragen, wo lassen die unseligen Folgen desselben sich minder sichtbar machen, namentlich auch für die Kinder, bei dem Wohlhabenden, dem die ganze Welt offen steht, oder bei dem Armen, von seiner Hände Arbeit Lebenden, der für die ganze Familie oft nur Eine Stube, Eine Kammer, Ein Bett hat, für den der ärmliche Herd die einzige Heimat ist und dem in vielen Fällen mit dem verlorenen Ehe- und Familienglück zugleich alle und jede Möglichkeit des Glücks verloren geht? Und dann diese Collusionen, zu denen der Paragraph wegen der böslichen Verlassung benutzt wird, sollten sie der Würde des Gesetzes wol wirklich angemessen sein? Oder bricht nicht ein Gesetz, das zu solchen Ausflüchten nöthigt, eben dadurch über sich selbst den Stab?!

Wir schließen mit einer Bemerkung, die zwar vielen höchst ketzerisch und barbarisch erscheinen wird, die wir aber doch nicht zurückhalten wollen, weil sie uns die Sache vollständig zu treffen scheint. Wozu dieses ganze Sturmlaufen gegen die Scheidungsgründe des Allgemeinen Landrechts? Woher dieses ganze Bemühen, die Ehe auf dem Wege der Gesetzgebung dem katholischen Begriff derselben anzunähern? Um die zarten Gewissen unserer Geistlichen zu schonen; damit ja keiner unserer Priester in die Lage komme, ein Paar trauen zu müssen, wo vielleicht der eine oder der andere Theil aus Gründen geschieden ist, die zwar das Gesetz als gültig anerkennt, nicht aber die Kirche. Nun denn, wir wollen nicht an das triviale: „Dessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe" appelliren, es wäre gleich unwürdig für beide Theile, für den Staat sowol wie für die Kirche; Folgendes aber scheint uns unzweifelhaft. Staat und Kirche sind bei uns für den Augenblick noch nicht vollständig gesondert; was sein sollte oder was künftig einmal sein wird,

das kümmert uns hier nicht, wir reden nur von dem was ist und da steht es denn fest, daß eine vollständige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, wie etwa in Nordamerika, bei uns zur Zeit nicht existirt. Der Staat ist bei uns überhaupt nicht wie in Nordamerika ein bloßes nothwendiges Uebel, das um so erträglicher ist, je weniger es sich bemerklich macht: nein, der Staat ist bei uns eine sittliche Gemeinschaft, er ist — oder sollte doch sein — die wirklich gewordene Allgemeinvernunft, und können wir somit, ohne der Vielregiererei im mindesten das Wort reden zu wollen, allerdings nicht umhin, dem Staat eine gewisse pädagogische Wirksamkeit gegenüber seinen Angehörigen und somit auch ein gewisses Aufsichtsrecht über alle vernünftigen und sittlichen Zwecke des öffentlichen Lebens sowie über die Mittel zur Erreichung derselben zuzusprechen. Zum allerwenigsten wird er das Recht haben, nach Kräften alles zu verhindern, was diesen vernünftigen und sittlichen Zwecken entgegenarbeitet und damit den Bestand des Staates selbst gefährdet. Dieses Recht nimmt er auch gegenüber der Kirche und ihren Vertretern, den Geistlichen ein. Daß eine Kirche überhaupt existirt, ist, wie wir in unserm ersten Artikel nachwiesen, lediglich dem Staat zu danken; ohne Staat keine geordnete bürgerliche Gemeinschaft überhaupt und also auch keine Kirche. Auch den einzelnen Geistlichen und denen, die es werden wollen, erweist der Staat sich mehr oder minder hülfreich; er hat auf seine Kosten Anstalten gegründet und erhält sie, auf denen die angehenden Theologen sich eine entsprechende wissenschaftliche Bildung erwerben können, er erbaut und erhält einen großen Theil der kirchlichen Gebäude, ein großer Theil der Geistlichen bezieht durch ihn die Mittel ihrer Existenz, alle verdanken ihm Schutz, Ansehen, Sicherheit.

Für diese Dienste, welche der Staat der Kirche leistet, ist er ohne Zweifel berechtigt, auch gewisse Gegendienste zu fordern und die allerbescheidenste Gegenforderung besteht nun doch wol darin, daß die Kirche und ihre Diener sich enthalten, die vernünftigen und sittlichen Zwecke des Staats zu kreuzen, mit andern Worten, daß sie die Gesetze respectiren, welche der Staat zur Aufrechthaltung von Vernunft und Sittlichkeit gegeben hat. Darum, wer sich dem Beruf als Diener der Kirche widmen, wer die Unterstützung genießen und den Schutz beanspruchen will, welchen der Staat der Kirche und ihren Vertretern gewährt, der prüfe sich auch zuvor in seinem Gewissen, ob er im Stande sein wird, den Forderungen des Staats zu genügen oder nicht, und ergibt sich ihm das letztere oder gehen ihm, während er bereits sein geistliches Amt bekleidet, Gesichtspunkte auf und werden Ueberzeugungen in ihm wach, die es ihm unmöglich machen, den Vorschriften des Staats zu genügen — nun so ist es ja doch ganz einfach, daß er sich auf den Boden seines Gewissens zurückzieht und einer Thätigkeit entsagt, die ihm nur die Wahl

läßt, entweder seinen Ueberzeugungen oder den Gesetzen des Staats ungehorsam zu werden. Was würde man von einem Richter denken, der sich weigerte, ein gewisses Gesetz zur Anwendung zu bringen, weil er es nicht für vernünftig oder zweckmäßig hält? Käme ein Richter wirklich in den Fall einer solchen Weigerung, so würde er gewiß keinen Augenblick zögern, seiner Ueberzeugung seine Stellung zum Opfer zu bringen, niemals aber würde es ihm einfallen, vom Staat zu verlangen, daß er sein Gesetz aufhebt, weil es ihm, dem Richter, nicht behagt, dasselbe anzuwenden. Warum besitzen unsere Prediger, die doch sonst so gern von Marthyrien und Opferungen sprechen, diesen Opfermuth nicht? Warum hört man wol so häufig von Geistlichen, welche diesen Gesetzen des Staats den Gehorsam verweigern, aber so selten von solchen, die ihrer Ueberzeugung ihre Kanzel opfern? Der Staat, in diesem Falle der preußische Staat, hebt seine Geistlichen auch nicht mit der Matrosenpresse aus, wer bei uns Geistlicher wird, wird es freiwillig, er hat zum voraus die Gesetze und Vorschriften gekannt, welche der Staat von den Geistlichen beobachtet wissen will, und hat er sie nicht gekannt, so ist es eben seine Schuld; ignorantia juris non excusat. Gefallen ihm nun diese Gesetze hinterdrein nicht, gut, der Staat zwingt ihn nicht, etwas zu thun oder zu lassen, was Ueberzeugung und Gewissen ihm verbieten, wohl aber sollten Ueberzeugung und Gewissen ihm selbst die Einsicht erschließen, daß er in einem solchen Falle freiwillig seinen Platz zu räumen, nicht aber aus persönlichem Eigensinn einen Conflict heraufzubeschwören hat, der die gesammte Ordnung des Staats und damit auch der Kirche selbst erschüttert. Seltsame Gewissenszartheit dieser geistlichen Herren! Sie wollen sich nicht nach dem Staat, aber der Staat soll sich nach ihnen richten; sie selbst haben keine Lust zu Märtyrern zu werden, aber Vernunft und Gewissen ihrer Mitmenschen auf das Marterholz zu spannen und in unzählige glückliche Existenzen Zwiespalt, Verwirrung und Unheil zu bringen, darauf kommt es ihnen nicht an!

Und der Staat? Was thut der Staat dabei? Er macht Gesetze über Gesetze und wo ein kleiner Papst mit den Augenbrauen zuckt, da ist der Staat gleich bei der Hand und bittet demüthigst um Entschuldigung, daß er auch noch zu existiren wagt. Ist es da noch ein Wunder, daß die Ansprüche unserer Priesterpartei immer größer und unersättlicher werden und daß alle Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit von seiten des Staats den Riß nur immer ärger macht? Der Staat ermanne sich, er komme endlich wieder zum Bewußtsein seines Rechts und seiner Pflichten, er rufe den herrschsüchtigen Geistlichen sein Entweder Oder zu — und wir werden ja sehen, wie viel Märtyrer die Kirche unserer Tage auch hervorzubringen im Stande ist.

Literatur und Kunst.

Deutsche Literatur in Ungarn und Siebenbürgen.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung für das patriotisch fühlende Herz des Deutschen ist die ausdauernde Treue und Anhänglichkeit, welche die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, zum Theil unter den schwierigsten Verhältnissen, dem großen Mutterlande bewahren. Während der Deutsche sonst nur allzu sehr geneigt ist, sich fremden Sitten und Einflüssen zu fügen, haben die Deutschen in den ebengenannten Ländern nicht nur ihre Nationalität treu bewahrt, sondern sie lassen es sich auch ernstlich angelegen sein, durch Pflege von Literatur und Wissenschaft im Zusammenhang mit der Entwickelung des deutschen Geistes zu bleiben. Vor allem ist es die eigene Geschichte, es sind die eigenen Sitten und Zustände, mit deren Erforschung die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen sich beschäftigen, ohne Zweifel in dem richtigen Gefühl, daß gerade hier die stärksten und gesundesten Wurzeln ihres Zusammenhangs mit dem Heimatlande liegen und daß ein Volk niemals geistig sinken und verkümmern kann, solange seine eigene Geschichte ihm in lebendigem Bewußtsein bleibt. Besondere Verdienste hat sich in dieser Beziehung der Director des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg, G. D. Teutsch erworben, ein Mann, der seinen Namen mit Recht führt, insofern seine literarische Thätigkeit vorzugsweise dahin gerichtet ist, den deutschen Sinn und das deutsche Vaterlandsgefühl seiner Landsleute lebendig zu erhalten. Die von ihm herausgegebene „Geschichte der siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk" (Kronstadt, Gött) ist, soweit dieselbe uns vorliegt, ein höchst löbliches Unternehmen; auf gründlicher und selbständiger Forschung beruhend, trifft sie den für das größere Publikum geeigneten Ton recht glücklich und wenn der Darstellung auch hier und da eine etwas größere Leichtigkeit und Frische zu wünschen wäre, so wird das doch ersetzt durch den gesunden und kräftigen Patriotismus, der sich auf jeder Seite des Buchs ausspricht.

Von demselben Verfasser erschien ferner eine gelehrte Abhandlung aus einem Gebiet, das dieser Zeitschrift für gewöhnlich ziemlich fern liegt, nämlich dem kirchenrechtlichen Gebiet, auf die wir aber dennoch hier aufmerksam machen wollen, weil sie in genauem Zusammenhang mit den sonstigen patriotischen Bestrebungen des Verfassers steht: „Das Zehntrecht der evangelischen Landeskirche A. C. in Siebenbürgen. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung" (Schäßburg, Habersang). Das Zehntrecht, das der evangelischen Geistlichkeit in Siebenbürgen seit Jahrhunderten zustand und das nicht nur einen bedeutenden Theil ihrer Einkünfte sicherte, sondern das auch vielfach zu gemeinnützigen Zwecken in Kirche und Schule diente, ist derselben theils durch die Ansprüche der katholischen Geistlichkeit (seit 1722), theils durch den Fiscus, theils durch die politischen Umwälzungen der neuern Zeit mannichfach verkürzt worden, bis endlich der siebenbürgische Landtag von 1848 dasselbe sogar völlig aufhob, und wiewol die kaiserliche Regierung diesem Beschluß ihre Bestätigung versagte, so ist es doch bis zur Stunde nicht gelungen, diese Angelegenheit gesetzlich zu ordnen und namentlich eine Ent-

schädigung für diejenigen Zehntabgaben festzustellen, welche infolge der neuern für den Gesammtstaat Oesterreich erlassenen Gesetze als aufgehoben zu betrachten sind. Dies zu erlangen ist der Zweck der vorliegenden Schrift, welche überall den ruhigen, leidenschaftslosen Ton einer rechtsgeschichtlichen Deduction innehält und sich durchweg auf zweifellose historische Thatsachen stützt. Angehängt ist ein umfangreiches „Urkundenbuch", welches mit dem goldenen Freibrief König Andreas' II. vom Jahre 1224 beginnt und mit einer Eingabe der evangelischen Geistlichkeit A. C. in Siebenbürgen vom Januar 1858 schließt; dasselbe enthält manche nicht unwichtige Thatsachen, deren Kenntniß auch dem weltlichen Historiker von Interesse sein wird.

Eine kleine Gelegenheitsschrift, herausgegeben zum besten der Abgebrannten in Bistritz unter dem Titel „Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart" (Hermannstadt, Steinhaußen) verbindet mit der Geschichte gleichzeitig die Literatur- und Culturgeschichte. Auch hier wieder müssen besonders die Beitäge von G. D. Teutsch, die Geschichte der Stadt Bistritz betreffend, hervorgehoben werden. Andere Aufsätze verbreiten sich über die Sitten der siebenbürger Sachsen, über ihre Sagen, ihre Volkslieder ꝛc.; so klein das Schriftchen ist, so sollten die Freunde der deutschen Culturgeschichte, insbesondere der Sagengeschichte es sich nicht entgehen lassen, sie werden darin manche dankenswerthe Bereicherung des Materials finden, die sie anderwärts vergeblich suchen.

Ebenfalls auf das Gebiet der Literatur- und Sittengeschichte führen uns „Die deutschen Weihnachtsspiele aus Ungarn. Geschildert und mitgetheilt von Karl Julius Schröer. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt" (Wien, Keck). Der Verfasser machte sich, wenn wir nicht irren, zuerst durch eine 1853 erschienene „Geschichte der deutschen Literatur" bekannt: eine etwas leichtfertige Arbeit, die er seitdem durch gründliche Specialforschungen zur deutschen Mythologie und Sagengeschichte glücklich in Vergessenheit gebracht hat. Zur vorliegenden Arbeit wurde er durch Karl Weinhold's treffliche „Weihnachtsspiele und Lieder" veranlaßt. In der Nähe seines Wohnorts Presburg, eine Stunde Wegs davon entfernt, auf einer zur Insel Schütt gehörigen Vorinsel, liegt das der Familie Pálffy gehörige Dörfchen Oberufer. Hier, unter einer aus Katholiken und Protestanten gemischten Bevölkerung finden von alters her alljährlich in der Zeit vom ersten Advent bis heiligen Dreikönigstag, und zwar regelmäßig Sonn- und Feiertags, dramatische Spiele statt, an denen Katholiken und Protestanten sich gleichmäßig, sowol als Zuschauer wie als Acteure, betheiligen. Die Aufführungen, die gewöhnlich schon um 3 Uhr nachmittags beginnen und zwei Stunden dauern, aber nach Umständen, wenn sich das entsprechende Publikum findet, sofort wieder angefangen und so lange fortgesetzt werden, wie jemand zusehen will, bestehen jedesmal aus drei Theilen: erstlich ein Stück von Christi Geburt, also ein eigentliches Weihnachtsspiel, dann ein Stück von Adam und Eva (sogenanntes Paradeisspiel), endlich ein Fastnachtsspiel, wobei noch allerhand Lieder und Gesänge zugegeben werden. Im Besitz sämmtlicher drei Spiele befindet sich seit 1827 ein Bauer des Dorfs, aus einer angeblich „aus dem Reich" stammenden Familie, der schon als Knabe den Engel Gabriel gespielt und dann von seinem Vater, welcher „Lehrmeister der Spiele" war, diese selbst nebst den dazu gehörigen auf

Kosten der Spieler angefertigten Costümen ꝛc. geerbt hat. Das Fastnachtsspiel, das sich „Schuster und Schneider“ betitelt und eine scherzhafte Charakteristik dieser Handwerke enthält, ist dem Herausgeber erst nach Abfassung seines Buches zu Händen gekommen und daher von ihm nur auszugsweise mitgetheilt worden. Von dem Weihnachtsspiel und dem Paradeisspiel dagegen liefert er einen vollständigen Abdruck, begleitet von gründlichen Erläuterungen, die insbesondere den Zusammenhang dieser Spiele mit den anderweitig bekannten Ueberresten unserer ältern dramatischen Literatur nachzuweisen und festzustellen suchen. Vorzüglich interessant ist dabei die Beziehung auf Hans Sachs, welchen die ungenannten Verfasser der beiden Spiele jedenfalls gekannt haben, da er zum Theil wörtlich von ihnen benutzt worden ist; das Paradeisspiel hat sogar die Hälfte der Verse mit Hans Sachs gemein. Außerdem werden noch einige verwandte Spiele sowie einige Weihnachts-, Dreikönigs- und ähnliche Lieder mitgetheilt. Das Ganze ist ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Geschichte unsers ältern Dramas, durch welchen der Herausgeber sich gerechten Anspruch auf den Dank aller Literaturfreunde erworben hat.

Aber nicht blos Geschichte und Literaturgeschichte, auch die deutsche Philosophie, die in Deutschland selbst kaum noch eine Zuflucht hat, findet in Siebenbürgen eifrige und liebevolle Bearbeiter. Als Beweis dafür liegt uns vor die „Vierteljahrsschrift für die Seelenlehre. Herausgegeben von Heinrich Neugeboren“ (Kronstadt, Gött). Dieselbe soll sich dem in frühern Jahren von Friedrich Eduard Beneke, dem Begründer der Seelenlehre als Naturwissenschaft, dessen im Winter 1856 erfolgtes tragisches Ende mit Recht so allgemeine Theilnahme erregte, herausgegebenen „Archiv für die pragmatische Psychologie oder die Anwendung der Seelenlehre auf das Leben“ gewissermaßen als Fortsetzung anschließen: wie es denn überhaupt die Absicht der neuen Zeitschrift ist, der Beneke'schen Psychologie, als deren begeisterter Anhänger der Herausgeber sich bekennt und die, wie wir aus seinen Mittheilungen erfahren, überhaupt in Siebenbürgen einer großen Verbreitung genießt, als Organ und Mittelpunkt zu dienen. Können wir auch die maßlose Bewunderung, welche der Herausgeber dem Andenken seines dahingeschiedenen Lehrers widmet, nicht überall theilen, so verdient doch das begeisterte Streben des Hrn. Neugeboren und seiner Mitarbeiter die lebhafteste Anerkennung und wünschen wir daher dem Unternehmen, dessen uns vorliegendes erstes Heft die besten Hoffnungen erweckt, ein glückliches Gedeihen.

ph.

Correspondenz.

Aus Hamburg.

Ende Februar 1859.

B. Unsere Stadt, welcher man einseitig ein materielles Streben und eine gewisse Stumpfheit gegen geistige Interessen fast allgemein vorzuwerfen pflegt, sucht augenblicklich dem übrigen Deutschland den Beweis zu liefern, daß sie besser als ihr Ruf ist. Die Agitation für die endgültige Ordnung unserer Verfassungsangelegenheit und die Agitation für Gewissensfreiheit bilden gegenwärtig das Thema leidenschaftlicher Unterhaltung in allen hamburger Kreisen. Ich erlaube mir, für heute nur über die letztgenannte Bestrebung zu berichten. Im Herbst des vorigen Jahres bildete sich hierselbst ein Comité zur Förderung der Gewissensfreiheit, welches zunächst eine Reihe von Vorträgen veranlaßte, um die Stimmung des Publikums in Bezug auf die Frage der Gewissensfreiheit zu sondiren. Das Resultat fiel über alle Erwartung günstig aus. Den im größten Lokale Hamburgs gehaltenen Reden wohnte ein höchst gebildetes Auditorium von durchschnittlich nahezu 2000 Männern und Frauen bei, welche ihre Bestimmung zu den von der Tribüne gesprochenen Worten durch jubelnden Applaus zu erkennen gaben. Hr. Dr. Anton Rée entwickelte in seinem ersten Vortrag am 15. November des vergangenen Jahres den Gedanken, daß eine volle Gewissensfreiheit das einzige Mittel sei, den trennenden Einfluß der für Deutschlands Einheit so verderblichen Glaubenszwistigkeiten und Confessionsspaltungen gründlich zu beseitigen. In drei fernern Reden führte er diesen Gedanken näher aus, und suchte zugleich den Nachweis zu liefern, wie eine Gefahr für den Staat und die öffentliche Moral durch die Bewilligung einer solchen Freiheit durchaus nicht zu fürchten sei. Hr. C. Volckhausen schilderte in einer zusammenhängenden Reihe von Vorlesungen mit historischer Treue den gegenwärtig von seiten des Staats geübten Gewissensdruck, gab einen Ueberblick über die Kämpfe für Gewissensfreiheit in Vergangenheit und Gegenwart, und widerlegte mit logischer Klarheit die Ansicht, daß ein Glaubenszwang für das Volk nothwendig sei. Vom Standpunkte des orthodoxen Glaubens vertheidigte Hr. Professor Baumgarten aus Rostock das Recht der Gewissensfreiheit. Er erklärte es für einen entschiedenen Gewinn, wenn die Kirche von allen befreit würde, die der Staat wider ihre Ueberzeugung äußerlich an sie fesselt; er sah ein trauriges Zeugniß für das geringe Selbstvertrauen des heutigen Glaubens in der Anwendung weltlicher Zwangsmittel zu seinem Schutze, und forderte mit Nachdruck, daß die Kirche jedes andere Mittel als die Gewalt sanfter Ueberredung verschmähe. Am 21. Februar schloß Dr. Rée den Cyklus der angekündigten Vorträge mit einem Rückblick auf den Inhalt der seitherigen Reden. Er wies darauf hin, wie den Vertretern der rücksichtlich des Glaubens verschiedensten Richtungen das Wort ertheilt worden sei, und wie nur aus einem gemeinsamen Wirken aller Parteien der Sieg der Gewissensfreiheit hervorgehen könne. Demgemäß forderte der Redner zum Anschluß an den vom Comité gegründeten „Verein zur Förderung der Gewissensfreiheit“ auf, dessen Statut beim

Ausgange an sämmtliche Zuhörer vertheilt ward. Zweck des Vereins ist, zur Förderung der Gewissensfreiheit dahin mitzuwirken, daß diese im Sinne der §§. 14—21 der Deutschen Grundrechte verwirklicht werde. In diesen Paragraphen ist bekanntlich die vollständigste und unbedingteste Gewissensfreiheit (gleich der erste Paragraph lautet: „Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit; niemand ist verpflichtet, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren") ausgesprochen: in einem solchen Umfang, daß uns heutzutage ganz traumhaft dabei zu Muthe wird, wenn wir denken, daß solche Sätze in Deutschland wirklich einmal Gesetzeskraft gehabt haben — wenn auch freilich nur auf dem Papier... Aber der neugebildete Verein für Gewissensfreiheit will sich mit diesem letztern eben nicht begnügen; die Principien, die er vertritt, sollen, wenn auch nur auf dem Wege langsamer und allmählicher Fortbildung, doch endlich ganze und volle Wahrheit werden. Zu diesem Ende wird er sich zunächst mit Erläuterung und Verbreitung der den erwähnten Paragraphen zu Grunde liegenden Principien der Gewissensfreiheit durch Wort, Schrift und Förderung der dazu geeigneten Institute und andern Einrichtungen beschäftigen. Für das aus sieben Mitgliedern bestehende Comité haben die Herren Dr. A. Rée als Präses, C. Volckhausen als Vicepräses und F. W. Vieling als Kassenführer unterzeichnet; als Secretär des Vereins fungirt Hr. Adolf Strodtmann. Die Thätigkeit des Vereins wird vor der Hand eine lediglich agitatorische sein. Wie wir vernehmen, gedenkt derselbe vorherrschend auf die Presse und durch diese auf die öffentliche Meinung zu wirken. Daß es sich bei alledem nicht etwa um ein fanatisches Parteistreben handelt, geht aus einer Reihe von Thesen hervor, welche dem Vereinsstatut angehängt und offenbar für Anhänger der verschiedensten Glaubensrichtungen berechnet sind. Dieselben lauten wörtlich folgendermaßen:

„1) Unzweifelhaft haben die confessionellen Spaltungen und Glaubenszwistigkeiten von jeher die Einheit unsers Gesammtvaterlandes in bedauerlichster Weise gehemmt. 2) Das geeignetste Mittel, den trennenden Einfluß dieser Spaltungen und Zwistigkeiten gründlich zu beseitigen, ist die volle Gewissensfreiheit. 3) Als die Verwirklichung dieser ist derjenige Zustand zu betrachten, in welchem jeder, ungehindert von Staat und Gesellschaft, seinen Ueberzeugungen in Glaubenssachen leben kann. 4) Selbstverständlich darf von der genannten Freiheit keinerlei Richtung von der streng orthodoxen bis zur entschieden unkirchlichen ausgeschlossen sein. 5) Eine solche Gewissensfreiheit würde auch der Fortentwickelung, sage man des sittlichen, sage man des religiösen Lebens, oder sage man beider, sei es innerhalb der Kirchen, sei es außerhalb derselben, einen mächtigen Aufschwung geben. 6) Eine solche Gewissensfreiheit würde namentlich einerseits die Offenheit und Geradheit in unserm Leben, diese Grundbedingung zur Bildung fester Charaktere, andererseits die Achtung vor andern, von den unsern abweichenden Ueberzeugungen wesentlich fördern."

Aus dem Königreich Hannover.

März 1859.

H. Endlich einmal befinde ich mich in der angenehmen Lage, Ihnen von etwas anderm Bericht erstatten zu können als von dem unaufhaltsamen Drängen der Reaction, uns auch die letzten Errungenschaften des verflossenen Jahrzehnds zu rauben oder zu verkürzen. Ja, es bietet sich mir sogar die seltene Gelegenheit dar, dem Benehmen unserer Kammern den vollsten Beifall zu zollen. Nicht allein in Hannover, sondern im ganzen Deutschland hat die patriotische Aufforderung derselben an die Regierung, Oesterreich im Falle eines Krieges die Unterstützung des Bundes zuzusichern, den lautesten Nachhall gefunden. Hier waren beide Häuser einig, wie verschieden auch sonst ihr Standpunkt bei vielen früher behandelten Fragen gewesen war. So schroff sich auch die beiden Parteien des Volkshauses, Ministerielle und Antiministerielle, stets gegenüberstanden — bei dieser deutschen Sache hörte alle Spannung, alle Feindschaft auf. Wie Ein Mann erhob sich die Zweite Kammer zur Annahme des von Schatzrath Ostermeier gestellten Antrags. Auch hier war es Hr. von Bennigsen, der den Gefühlen, welche alle ohne Unterschied beseelten, den entsprechenden Ausdruck zu geben wußte. Er erinnerte daran, daß Parteikämpfe seit Jahren die Mitglieder der Kammer geschieden hätten, Kämpfe, die ihnen wichtig genug erschienen, die aber verschwindend klein wären den gemeinsamen Zielen und Gefahren des deutschen Vaterlandes gegenüber. Aus der Enge und Trivialität und dem persönlichen Hader, die solche politische Streitigkeiten in den kleinen Verhältnissen eines deutschen Mittelstaats zu oft kennzeichnen, gelte es hier, sich zu einem kräftigen und reifern Leben emporgetragen zu fühlen und eine politische Probe abzulegen, daß sie durch diese Parteikämpfe nicht stumpf geworden wären für die gemeinsamen deutschen Bestrebungen. Leider besäßen wir kein deutsches Parlament, um der Stimme des Volks den klaren und entscheidenden Ausdruck zu verleihen.

Dieser Beschluß kann zugleich als eine passende Antwort an den „Constitutionnel" gelten, welcher den früher in der Ersten Kammer betreffs eines Pferdeausfuhrverbots gefaßten Beschluß, durch den der ursprüngliche Antrag des Gutsbesitzers von Alten allerdings etwas abgeschwächt wurde, für einen Uebergang zur Tagesordnung erklärte. Daß er diese Antwort verstanden hat, beweist einer seiner neuesten Artikel, in dem er sich höchst geringschätzend über das Auftreten Hannovers ausläßt, dasselbe das „enfant terrible des Deutschen Bundes" nennt und von dem „Brummen einer Schmeißfliege" spricht. Sowol seine spöttischen als die beschwichtigenden Aeußerungen der „Patrie" beweisen hinlänglich, wie unerwartet und störend den Franzosen die nationale Erregung in Deutschland gekommen ist.

Vor einigen Tagen hat unsere Regierung ein Pferdeausfuhrverbot erlassen. In den vertraulichen Sitzungen, verlautet es, haben die Stände eine Million für etwaige Kriegsbereitschaft bewilligt. Gerüchte melden sogar, daß Hannover beim Bunde die Kriegsbereitschaft beantragen werde. Doch scheint diese Nachricht verfrüht zu sein, zumal da infolge des wunderlich-naiven „Moniteur"-Artikels vom 5. März und der Entlassung des kriegslustigen Prinzen Napoleon die Friedenshoffnungen und — die Börsen wieder aufgelebt sind. Indeß werden wir uns durch Redensarten nicht einlullen lassen, sondern auf

unserer Hut sein. Wie sich aber auch die Verhältnisse gestalten mögen, Hannover wird auf alle Eventualitäten physisch und moralisch besser gerüstet sein als 1803 und unsere Truppen werden sich nicht wieder auf Geheiß einer unschlüssigen, muthlosen Regierung wie damals zurückzuziehen haben, um schließlich ohne Schwertstreich die Waffen zu strecken. Dazu ist jetzt die Regierung zu entschlossen, das Nationalgefühl im ganzen Lande zu stark entfacht.

Auch in unserer Hauptstadt hat es an Theaterdemonstrationen nicht gefehlt. Julius Rodenberg hat sechs patriotische Lieder unter dem Titel „Deutsche Antwort auf die welsche Frage" gedichtet. In den hannoverschen Zeitungen folgt ein vaterländisches Gedicht dem andern. Die „Zeitung für Norddeutschland", das Hauptorgan unsers Landes, hat von Anfang an trotz ihrer Sympathien für die italienischen Nationalitätsbestrebungen eine entschiedene Haltung zu Gunsten des österreichischen Bruderstamms den imperialistischen Eroberungstendenzeu gegenüber eingenommen.

Bei dieser allgemeinen Spannung auf die nächste Entwickelung der Weltbegebenheiten sind die Verhandlungen unserer Kammern um so mehr in den Hintergrund getreten, als die jetzigen Debatten nicht gerade von allgemeinem Interesse sind. Die bedeutendsten Vorlagen sind jetzt erledigt; manche Differenzen der beiderseitigen Beschlüsse harren indeß noch der Ausgleichung, die freilich, selbst in verstärkten Conferenzen, nicht immer gelingen will. Das Adelshaus feiert allerdings oft mehrere Tage hintereinander, tritt auch bisweilen zusammen, um nach fünf Minuten wieder auseinander zu gehen, weil die Tagesordnung erschöpft ist. Bei der bekannten Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit, mit der es die meisten Vorlagen zu absolviren pflegt, ist eine so kurze Sitzungszeit wol erklärlich. Zu bewundern ist es hingegen, daß die Abgeordneten des Volkshauses durch die Länge der Zeit und die fortwährenden Wiederholungen der Debatten über einen Gegenstand, über den bei unsern Conferenzeinrichtungen meistens fünfmal discutirt wird, nicht vollkommen abgespannt sind, und besonders, daß die Opposition noch immer so rüstig und schlagfertig ist wie im Anfange und daß der stete Kampf sie in ihrem fast resultatlosen Widerstande nicht hat erkalten lassen. Die Wähler, besonders aus dem Bauernstande, haben freilich dafür gesorgt, daß es den unermüdeten Vorkämpfern an Zeichen der Anerkennung nicht fehle. So haben kürzlich von kalenbergischen Bauern Hr. von Bennigsen und Rebecker jeder einen silbernen Becher erhalten mit den Inschriften: „Dem Abgeordneten R. von Bennigsen, dem Edelmann ohne Vorurtheile, dem Vorkämpfer der Landessache in trübster Zeit", und: „Ihrem Freunde Redecker, dem Feinde aller Vorrechte, dem Vertreter des Bürgerthums in Stadt und Land". Aus der beifolgenden Adresse an Bennigsen heben wir als charakteristisch für die Gesinnung der ländlichen Bevölkerung die Worte hervor, daß er „die großen Gedanken des Jahres Achtundvierzig, des vielgeschmähten, von Freund und Feind unvergessenen, zu neuer Anerkennung gebracht habe". Die „Neue Hannoversche Zeitung", welche die Dank- und respective Mistrauensadressen (letztere an die ministeriellen Deputirten) so gern herabzusetzen und ihre völlige Werthlosigkeit zu behaupten liebt, schweigt natürlich bei solchen Manifestationen der in der ländlichen Bevölkerung herrschenden Stimmungen. Es ist allerdings richtig, daß Unterschriften von Adressen

wol ohne Mühe zu haben sind; aber wer da weiß, wie lange sich der Bauer besinnt, ehe er überhaupt ein Stück Geld, geschweige denn für Geschenke ausgibt — der wird auch den Werth solcher Dankbezeigungen zu schätzen und dieselben als ein erfreuliches Zeichen zu würdigen wissen für das Interesse, das jetzt der Bauernstand, welcher in unserm Agriculturstaate den hervorragendsten Theil der Bevölkerung bildet, an den öffentlichen Fragen nimmt und an denjenigen Vertretern, die insbesondere einer freien und selbständigen Entwickelung der Landgemeinden das Wort geredet haben.

Notizen.

Zu den zahlreichen Jubiläen, die uns im Lauf dieses Jahres bevorstehen, gesellt sich auch ein politisches Erinnerungsfest, das der patriotische Sinn der Gegenwart hoffentlich nicht unbemerkt vorübergehen lassen wird: nämlich die funfzigjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Ferdinand von Schill in den Straßen von Stralsund, kämpfend für die Ehre des deutschen Namens, unter dänischen Säbelhieben seine edle und männliche Seele aushauchte (31. Mai 1809). Rudolf Gottschall in Breslau hat von diesem Erinnerungsfest Veranlassung genommen, sein Trauerspiel „Ferdinand von Schill", das zuerst Ende der vierziger Jahre erschien und damals auf verschiedenen Theatern mit lebhaftem Beifall gegeben ward, „auf strengerer historischer Grundlage und zu größerer Bühnenwirksamkeit" umzuarbeiten. Das diesergestalt umgearbeitete Stück würde jedenfalls ein passendes Festspiel zur Feier jenes denkwürdigen Tages sein und wünschen wir daher sowol im Interesse der Sache wie des strebsamen Dichters, der jede Art von Aufmunterung verdient, daß recht viele deutsche Theater diese Gelegenheit, die so vielfach misbrauchte Bühne auch einmal zum Schauplatz großartiger geschichtlicher Erinnerungen zu machen, benutzen mögen.

Am jüngstverwichenen 15. Februar waren es hundert Jahre, seit Friedrich August Wolf, der Vater der modernen classischen Philologie, das Licht der Welt erblickte. Der Tag ist in den gelehrten Kreisen Deutschlands verschiedentlich gefeiert worden; so namentlich in Berlin und Breslau. An letzterm Orte hielt Professor Friedrich Haase, der würdige Schüler Reisig's, die Festrede, in welcher er die Verdienste des unsterblichen Mannes und sein Verhältniß zur Gegenwart beleuchtete. Gleichzeitig wurde ein Stipendium begründet, das Wolf's Namen führen und zur Unterstützung unbemittelter Studirender der Philologie dienen soll. Auch die Gründung dieses Stipendiums ist das Werk des Professors Haase, der dasselbe mit rastlosem Eifer und nicht ohne bedeutende persönliche Opfer gefördert hat. — Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß dem Vernehmen nach Professor Bernhardy in Halle mit einem Leben F. A. Wolf's beschäftigt ist. In der That ist hier noch eine Lücke auszufüllen, da die Biographie Wolf's von seinem Schwiegersohn Körte, die 1833 erschien, ein durchaus ungenügendes Werk ist, einige kleinere hierher gehörige Schriften von Hanhart, Gottholdt ꝛc. aber den Gegenstand bei weitem nicht erschöpfen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1859.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Freiheit der Hauptvölker.

Ein Vademecum für ihre Verehrer.

Von
Arnold Ruge.

I.

Die nationale, die gesellige, die bürgerliche, die sociale, die geistige Freiheit, — wer sie nicht besitzt, muß um sie werben, wer sie besitzt, muß alles thun, sie nicht zu verlieren. Es ist daher eine große Angelegenheit für alle, sich darüber klar zu werden, was diese Formen der Freiheit besagen? wo sie sich verwirklicht finden und wie? wo sie fehlen und weshalb?

Wenn wir die obigen fünf Namen der Göttin aussprechen, so haben wir alle ihre andern Titel mitgenannt; jedermann wird gleich wissen, wo er die Preßfreiheit, die Freiheit der Wissenschaft, die Redefreiheit, die Versammlungsfreiheit, die religiöse Freiheit, die Jagdfreiheit, die

Handelsfreiheit, die Gewerbefreiheit, die Freiheit des Bodens, die Associationsfreiheit und dergleichen zu suchen hat. Die fünf Hauptnamen der Freiheit sind aber unendlich vielen Misdeutungen ausgesetzt, vornehmlich dadurch, daß die eine Art blind hervorgehoben und die andern dagegen herabgesetzt werden. So machen es vorzüglich diejenigen, die sich gerade nach einer besondern Freiheit stark sehnen. Man hat neuerdings die geistige Freiheit in Deutschland verachtet um der bürgerlichen oder politischen willen; man hat sich in Frankreich die politische Freiheit entreißen lassen, weil man vor allen Dingen die sociale im Kopf hatte; man hat in England über der religiösen Freiheit die gesellige verloren, und benutzt die bürgerliche Freiheit nicht dazu, die Geistesfreiheit zu erobern. Fast scheint es, als schlössen die verschiedenen Arten der Freiheit einander aus, und oberflächliche Beobachter werden sogleich bereit sein, die bürgerliche Freiheit nur bei englisch-amerikanischer Bildung für möglich zu erklären, die Geistesfreiheit nur bei deutscher Staatlosigkeit und politischer Unfreiheit, weil es allerdings noch nicht abzusehen ist, welche Nation alle Formen der Freiheit vereinen werde.

Frei ist das sich selbst bestimmende Wesen, wenn es dies mit und nach der Vernunft thut; das Volk wie der einzelne gelangt nämlich nicht zur wirklichen Selbstbestimmung, ehe es zur Vernunft kommt, die sein Selbst ist.

1. Von der nationalen Freiheit.

So ist freilich für ein Volk die nationale Freiheit oder die Unabhängigkeit von andern Völkern sehr wesentlich; und man hat allerdings Recht, auf die erste Bedingung aller Selbstbestimmung, auf die individuelle Existenz, auf das unabhängige Dasein, großen Werth zu legen. Polen kann, da es zerrissen und als Volk getödtet ist, nichts anderes vor der Hand wünschen und wollen, als wieder ins Leben zu treten; Italien, das sich von außen beherrscht und bestimmt sieht, kann natürlich nichts anderes in den Vordergrund seiner Seele drängen als die Unabhängigkeit, die nationale Freiheit. Eigenthümlich ist unsere, der Deutschen Lage. Es ist eine Art Russenthum, in dem wir uns befinden; wir beherrschen andere, ohne uns selbst zu regieren. Freilich sind wir in nationaler Freiheit noch einen Grad unter den Russen. Kein Russe dient einem fremden Volk, Millionen Deutsche thun es: die Elsässer, die Lothringer, die Luxemburger, die Lauenburger, die Holsteiner, die Helgoländer, die Ostseeprovinzler in Rußland und die Colonisten in russischen Städten und Steppen, von den Deutschen in Amerika, Australien, England, Ungarn und der Türkei gar nicht zu reden. Der Deutsche hat offenbar wenig Sinn für „nationale Unabhängigkeit", da er um der äußerlichsten Vortheile willen selbst nach den Ländern der Barbaren und in die Wildniß auswandert. Oder sollte man ihm zu Hause so

stiefväterlich begegnen, daß er fast überall besser daran wäre? Wir wollen die Thatsache indessen nicht erklären, nur feststellen. Dennoch ist es wahr, die Deutschen sind ihrer Mehrzahl nach national frei, obgleich, als Volk genommen, sie dies in dem Grade nicht sind wie die Engländer und Russen.

Die Russen und Engländer sind ja Ein Volk und keine russische und keine englische Völkerschaft dient einem fremden Volke. Beide bilden sich auch ein gut Stück darauf ein, beide herrschen aber über andere Völker.

Die Völker, die ein starkes Gewicht auf diese nationale Freiheit legen, haben die Eigenheit, daß sie zwar selbst nicht von fremden beherrscht sein wollen (fremde Dynastien lassen sie sich gefallen), daß sie es aber ganz in der Ordnung finden, andere zu beherrschen. Dies kommt daher, daß bei der Frage nach der nationalen Unabhängigkeit bis jetzt noch nicht die Rede davon ist, alle Nationen unabhängig zu machen, sondern nur davon, wie eine jede ihre Existenz mit Gewalt, sei es auch mit Verschlingung einer andern Existenz behaupte.

Vernünftig ist in diesen Verhältnissen das Sichbehaupten gegen die Gewalt, nicht das Behaupten und Fortsetzen der Gewalt. Das erstere, der Unabhängigkeitskrieg, führt zur Freiheit, das letztere zur Eroberung. Die Anstrengung für die Unabhängigkeit von außen gibt in der Regel auch Selbstgefühl im eigenen Hause. Thut sie es aber nicht, so bläht sich das Selbstgefühl des unabhängig gewordenen Volks nach außen auf und erzeugt den Eroberungsgeist, den Feind der Gerechtigkeit, den Anbeter des Raubes und der Gewaltthat.

Völker, die nur national frei sind, müssen daher als gefährliche Nachbarn betrachtet werden. So war es mit Rußland vor seinen innern Reformversuchen, so ist es jetzt mit dem französischen Kaiserreich. Erobernde Freistaaten sind dies immer darum, weil sie Sklaven halten und mehr Sklaven machen wollen. Eine befreiende Eroberung ist von der ersten Französischen Republik angekündigt worden, eben weil sie keine Sklaven machen, sondern sie abschaffen wollte; weil aber die Eroberung immer Gewaltthat bleibt, so erzeugte sie sogar mit dieser ausdrücklichen Absicht dennoch die reine Tyrannei und die reine Gewaltthätigkeit und Räuberei des Bonapartismus.

Die nationale Freiheit allein ist nichts werth; wenn ein dummes Volk sagt: „aber ich muß doch existiren", so kann man ihm mit Recht antworten: „ich sehe nicht ein warum?" Nicht daß ein Volk existirt, sondern wie es existirt, wie es die Aufgabe der Menschheit, frei zu werden, löst, das ist die Frage. Es ist überhaupt nur nöthig, daß ein Volk, d. h. ein politischer Körper (populus) sich frei bestimmen könne

und nicht eines andern Sklave sei. Sonst ist es eine wunderliche Phantasie, die Staaten nach Nationalitäten zerreißen zu wollen. Die Unabhängigkeit der Volksgenossen kann ebenso gut eine cantonale oder provinzielle als eine staatliche sein; oft, wie in Nordamerika und Großbritannien, ist nicht einmal eine solche Unabhängigkeit der Volksgenossen nöthig oder thunlich.

So reicht die Schweiz ganz gut mit der cantonalen Unabhängigkeit der Franzosen, Italiener und Deutschen aus (nur der Haß zwischen Ober- und Unterwallis ist ein Beispiel, daß bei verschiedener politischer Parteifärbung das Nationalitätsgefühl noch Oel ins Feuer gießt, sonst greifen die Parteien entschieden über die Sprachen hinüber). Daß die Schweiz sich nach den Sprachen trennen wollte und eine Neigung hätte, an Deutschland, Frankreich und Italien sich anzuschließen, davon ist keine Spur vorhanden. Nicht die sprachlich nationale Unabhängigkeit, die Souveränetät und die bürgerliche Freiheit ist dem Schweizer theuer. Welche Sprache er auch spreche, der Schweizer nennt das Schweizerthum seine Nationalität.

In Nordamerika kann nun vollends nicht von der Absonderung nach Sprachen die Rede sein. Die ganze philologische Staatenmacherei ist, sobald man eine freie Res publica hat, einfacherweise abgeschmackt; man muß im Gegentheil die verschiedenen Völker föderiren und schließlich Bundesregierungen im großen haben, wie sie die Schweiz im kleinen hat und Nordamerika in einem Maßstabe, der zum Vorbilde für unsern Continent gelten kann.

In Staaten, deren Verfassung frei ist, tritt nothwendig an die Stelle des Nationalgefühls das Staatsgefühl.

Diese Staaten nennen sich Völker und ihren Patriotismus nennen sie Nationalgefühl, Nationalstolz, Nationalität, und mit Recht. So die Schweizer, die Amerikaner, die Engländer.

Die philologische, ja sogar die Rassennationalität wird durch politische Freiheit politische Nationalität, und die thörichte Abstraction, daß nur zusammengehören könne, was die gleiche Sprache spricht, wird durch die gleiche bürgerliche Freiheit überwunden. Die Sprache ist freilich nothwendig zur Verständigung über die gemeinsamen Angelegenheiten: aber die Sprache ist noch nicht Eingewöhnung in die Selbstregierung freier Männer, die Sprache ist Theorie, die Freiheit die Aufrechterhaltung und Ausübung einer vernünftigen und ehrenhaften Theorie, und jede Culturſprache verständigt sich leicht mit der andern auf dem Gebiete des freien Staats, um so leichter, wenn beide von derselben Familie sind. Wir sehen das ja vor uns.

Ist die eine der Sprachen nur Lokalsprache oder keine Cultursprache, so wird sie ganz natürlich von der Staats- und Cultursprache beherrscht.

Mit der bürgerlichen Freiheit und deren Formen sowie mit ihrem reichern Bildungsgehalt beherrscht das Englische — selbst aus Deutsch und Französisch gemischt — natürlich das Wallische, Galische und Irische. Dagegen ist in der Schweiz Deutsch und Französisch auf gleichem Fuß und das Italienische tritt nur zurück wegen der Unbedeutendheit seines Cantons. Von dem Romanischen der Graubündtner dagegen ist nicht die Rede, sie lassen sich nur Deutsch vernehmen, wenn sie im Rathe des Bundes zu sprechen haben: denn ihr Dialekt hat nur eine lokale Geltung. Noch merkwürdiger ist in der Schweiz die Erscheinung, daß die Schweizer, die in allen deutschen Cantonen denselben Schweizerdialekt sprechen, in allen öffentlichen Versammlungen, selbst in großen Volksversammlungen unter offenem Himmel, sich nur der hochdeutschen Schriftsprache bedienen, die auch auf der Kanzel und in den Gesangbüchern sowie in den Schulen herrscht.

In der Schweiz kann man sich darüber belehren, welche Hindernisse der allgemeinen Mittheilung zum Behufe einer gemeinsamen Cultur und Politik zu überwinden waren und wie dies im Laufe der Jahrhunderte mit vieler Schonung und mit richtigem Takte zu Stande gebracht worden. Der Anschluß an die deutsche und französische Geistesentwickelung mit Beibehaltung des altgermanischen freien Selbstregiments hat die Schweiz zu dem gemacht, was sie ist, zu einem beneidenswerthen Wohnort gebildeter und freier Menschen.

Wie verhält sich nun die philologische zu der politischen Nationalität in Deutschland?

Die ganze philologische Grille, uns alles Deutschredende, etwa vom Ohio bis nach Odessa oder auch nur in Mitteleuropa von Jütland bis Siebenbürgen aufpacken zu wollen, kommt daher, daß wir der Sprachnationalität noch keine politische Nationalität entgegenzusetzen haben. Nun ist es schon schwer genug, verkommene und verfaulte Philister an politische Selbstthätigkeit zu gewöhnen und aus Chinesen Engländer zu machen, es ist schon schwer genug, den Staat frei zu machen; dazu bürden uns nun die Reichsschreihälse noch die Kleinigkeit auf, alle europäischen Staaten, mit Ausnahme der Türkei, Schwedens und Englands, von ihren deutschen Provinzen zu befreien und das ganze deutsche Sprachgebiet in Mitteleuropa zu erobern, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“. Sie legen neuerdings weniger Gewicht auf die deutschen Provinzen unter russischer und französischer Herrschaft; aber wenn der Klang der deutschen Zunge aus Riga, Strasburg und Metz entbehrt werden kann, warum muß denn der Oesterreicher und der Holsteiner, der Luxemburger und der Lauenburger dabei sein? Die Antwort liegt auf der Hand: weil man selbst mit dem unvernünftigen Verlangen „alle Deutsche“ wieder zu einem

Staate zu vereinigen, von einer gewissen politischen Möglichkeit, vom Deutschen Bunde, und nicht ganz ins Blaue von der deutschen Sprache ausgeht. So wird selbst diese unpolitische Partei gezwungen, in dieser Sache von der Politik auszugehen. Nun ist aber der Deutsche Bund bei allem guten Willen keine ernstliche politische Existenz; es ist unmöglich, neben dem europäischen Gewicht von Oesterreich und Preußen den Bund mit Oesterreich und Preußen zu einer politischen Schöpfung zu erheben. Wenn aber Oesterreich und Preußen zusammengehen, können sie natürlich den Bund leicht mit sich fortreißen. Den Bund verwirklichen hieße Oesterreich und Preußen, Dänemark und Holland auflösen oder wenigstens von allen vieren das Echtdeutsche aussondern und nun einen neuen Bund aus dem neuen Stoff bilden. Dies ist nur scheinbar leichter, als auch noch von Rußland und Frankreich das Deutsche auszuscheiden und ein neues Deutschland aus „allen Deutschen“ zu bilden.

Der Fehler dieser Partei der Nationalen ist, daß sie nicht an die wirklichen Staaten, sondern an eine Scheinexistenz, den Bund, den Schatten des alten Reichs anknüpfen wollen. Sie sind einfach Widersacher unserer neuesten Geschichte und ignoriren unsere ganze Entwickelung. Die Reformation, die Literatur, die Philosophie gelten ihnen nichts gegen ihre Phantasie von der großen Nation der 44 Millionen; mit ihrem Nationalitätsgeschrei sind sie die erbittertsten Feinde der Nation. Unsere Nationalität ist nicht das rücksichtslose Gemisch von allem, was eben deutsch spricht: sondern nur was Theil hat am freien deutschen Geist, ist wahrhaft deutsch, nur dies geistig freie Deutschthum ist zur Herrschaft berufen.

Und da tritt uns denn sogleich der Widerspruch zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland entgegen.

Der Deutsche hat die Reformation gemacht, die Oesterreich bekämpfte, er hat dafür geblutet im Dreißigjährigen Kriege, und während Oesterreich für die Jesuiten zu Felde lag, hat der Deutsche denn doch endlich, wenn auch nur mit dem Schweden im Bunde, die geistige Freiheit, die Fahne Luther's, den Grund unserer ganzen gegenwärtigen Bildung behauptet, welche das ausmacht, wodurch sich die Deutschen vor allen Völkern der Erde auszeichnen, in Wahrheit also das Charakteristische der Nation, ihre Nationalität ist.

Die Oesterreicher haben sich von dieser infolge des Westfälischen Friedens gebildeten deutschen Nationalität selbst ausgeschlossen. Sie sind unter dem Bann des Priesters geblieben, sie haben wol lichte Augenblicke gehabt, aber sie sind immer wieder in ihre geistige Sklaverei zurückgesunken; die Reaction hinter Joseph II. und das Concordat hinter Anno Achtundvierzig werden uns nicht Lügen strafen. Die Oesterreicher sind nicht ohne Talent, aber ohne die Schule der letzten zwei Jahrhun-

derte. Sie haben sich selbst das Maul verbunden und haben große Lust, allen Leuten, die sie erreichen können, denselben Dienst zu erweisen; sie brummen dafür ihre Musik, treiben Medicin, allenfalls Mathematik und Naturwissenschaften, aber nicht im Traume fällt es ihnen ein, daß gut Essen und Trinken, gute Musik und jesuitisch verdorbene Schulen keine richtigen Deutschen erzeugen.

Diesen Riß zu verkleistern ist unmöglich, noch dazu, da die Oesterreicher neuerdings sogar den Hochmuth haben, sich für die ersten zu halten; aller Patriotismus von 1813 und 15 reicht dazu nicht aus, nur wer sich absichtlich blind macht gegen die Thatsachen, kann von einer Ausgleichung des Bildungszwiespalts zwischen Oesterreich und Deutschland träumen, ohne vorher ganz Oesterreich zu reformiren und ihm mindestens eine Generation Zeit zum Nachholen des Versäumten zu gönnen.

Auch ist es gänzlich unwahr, daß nur die habsburger Dynastie die Oesterreicher auf dieser untergeordneten Stufe der Bildung zurückhält. Ueber die Politik der Regierung seit den Ferdinanden steht das Urtheil der Geschichte fest: jetzt aber ist das Unheil den Oesterreichern zur andern Natur geworden, und der Ungar sowol als der Wiener verachtet und haßt die ganze neuere Entwickelung*), sowol die Folgen der

*) Wie unbegründet diese Behauptung ist und daß im Gegentheil in der heutigen österreichischen Bevölkerung, besonders aber unter der studirenden Jugend ein ungemein reger geistiger Trieb und ein heißes Verlangen nach den Schätzen deutscher Wissenschaft und Bildung lebt, ja daß gewisse Entwickelungen unserer neuesten Geschichte vielleicht nirgends in ganz Deutschland mit solcher Theilnahme und solcher sehnsüchtigen Erwartung begleitet werden als eben in dem vom Verfasser so gering geachteten Oesterreich — das weiß jeder, der im Lauf der letzten Jahre nur irgend Gelegenheit hatte, das heutige Oesterreich kennen zu lernen. Der Verfasser des obigen Aufsatzes ist bekanntlich in dieser Lage nicht; seit zehn Jahren im Exil lebend, hat er nothwendig den unbefangenen und richtigen Blick für manche Zustände der Heimat einbüßen müssen. Ueberhaupt wird der Leser gutthun, sich bei der Lectüre des Aufsatzes fortwährend zu erinnern, daß er in der Verbannung geschrieben ist; manche allzu schroffe und einseitig klingende Urtheile werden dadurch das Anstößige, das ihnen beim ersten Anblick anhaftet, hoffentlich verlieren. Was namentlich die fast fanatische Art und Weise betrifft, mit welcher unser geistvoller und witziger Freund seinerseits den Fanatismus der „Reichsschreihälse" bekämpft, so wird es erlaubt sein, daran zu erinnern, daß der Verfasser ehedem selbst deutscher Burschenschafter war und als solcher redlich mitgeschwärmt hat für die Herrlichkeit des alten Reichs; man haßt aber bekanntlich nie ingrimmiger und unversöhnlicher, als wo man bei andern die Einseitigkeiten und Irrthümer wiederfindet, von denen man sich selbst — und vielleicht nicht ohne schmerzliche Kämpfe — freigemacht hat. — Wenn der Verfasser hier endlich mit so beredten Worten für die Ausschließung Oesterreichs und die Bildung eines „Kleindeutschland" mit Preußen als Mittelpunkt eifert (eine Entwickelung, beiläufig bemerkt, in der auch wir persönlich noch immer das einzige Heil der Zukunft, den einzig möglichen Ausweg aus der jetzigen trostlosen Verwirrung erblicken): so ist nur zu bedauern, daß der Verfasser diese

Reformation als die Principien der Revolution. Fragt nur Graf Pulsky und den Gouverneur Kossuth, die echte wiener Stadtkinder sind, ob nicht alle Philosophen verrückt und die französischen Politiker gegen die ungarischen bedauernswürdige Thoren sind, besonders die Socialisten.

Mit der Barrikaden- und Schlachtenpopularität, welche sich die Oesterreicher erworben haben, läßt die reactionäre Gesinnung, die Feindschaft der Oesterreicher gegen die deutsche und die französische Nationalität, d. h. gegen das denkende Volk der Reformation, und gegen die praktischen Humanisten des 18. und 19. Jahrhunderts, wodurch die Franzosen sich einen neuen Charakter geschaffen, sich nicht wegrenommiren. Tapferkeit und Begeisterung sind gerade dort in Oesterreich 1848 so überraschend und so achtungswerth, so liebenswürdig und so bedeutend erschienen, weil sie die wahre Ergänzung zu der nur theoretisirenden Freiheit zu sein den Anschein hatten. Aber sie enthalten kein Princip und gerade der Mangel an Einsicht in die Macht des Princips hat die österreich-ungarische Bewegung erfolglos gemacht, erfolglos für die Rettung der deutschen sowol als der ungarischen Freiheit in jener Zeit. Nicht Ungarn, nicht die national-ungarische Sache, die Sache der ganzen politischen Bewegung jener Zeit, das war die Frage. Als Heer der Demokratie, da, wo diese wirklich Princip und historisches Erzeugniß war, in dem eigentlichen Deutschland, wären die Ungarn etwas Weltbewegendes gewesen; auf Ungarn beschränkt, erstickten sie in der slawisch-österreich-russischen Wüstenei des Geistes. Die Beschränkung der Ungarn auf Ungarn war österreichischer Provinzialgeist; das ganze Nationalitätstreiben der Ungarn ist es. Denn wer sind die Magyaren? Die herrschende Völkerschaft in Ungarn; also ist Ungarn ebenso eine Zusammenwürfelung von Völkerschaften als Oesterreich selbst; kann man Oesterreich Klein-Europa nennen, so kann man in Ungarn Klein-Oesterreich finden. Wären die in Oesterreich herrschenden Deutschen frei denkende und handelnde Menschen, wären sie wahre Deutsche, so hätten die Magyaren wahrlich keinen Anspruch darauf, ihnen die Herrschaft abzufordern; die Herrschaft im Namen der Freiheit wird überhaupt nicht abgefordert, denn sie ist weiter nichts als Aufrechterhaltung der existirenden und Schöpfung der noch nicht existirenden Selbstbeherrschung. Mit seiner Entwickelung zur Freiheit ist Ungarn ja doch immer auf Deutsch-

---

Ansicht nicht schon damals hegte, als er mit seinen politischen Freunden auf der äußersten Linken in Frankfurt saß; hätte diese Partei damals nicht mit Gewalt — ja recht eigentlich mit Gewalt: denn ihr Herz war ja doch nicht dabei — die Sache Oesterreichs zur ihren gemacht und sich mit Hand und Fuß gegen das Zustandekommen „Kleindeutschlands" gestemmt — man erinnere sich an Welcker's Antrag vom 12. März 1849 und sein Schicksal in der verhängnißvollen Debatte vom 17.—21. März — wer weiß, ob nicht damals schon manches anders gekommen wäre.... R. P.

land angewiesen, so gut wie Oesterreich. Oder wollen die Magyaren uns weismachen, daß es ein Gewinn wäre, wenn sie ganz Ungarn magyarisirten und sich von der europäischen Entwickelung absonderten? Haben doch die Magyaren kein Wort weiter für sich anzuführen, als daß sie mehr als die österreichische Regierung den Principien des 19. Jahrhunderts anhängen. Nicht für ihre Nationalität, sondern für das Auflösen ihrer Nationalprätensionen in ein freies Ungarn, nicht für die Gründung, sondern für die Aufhebung des Magyarenthums haben sie selbst alle Welt zu interessiren gesucht.

Wie dem aber auch sei, ob sie die Herrschaft der Magyaren oder die Freiheit Ungarns wollen, die Thatsache wird niemand verkennen, daß sie unter allen Umständen das Schicksal Oesterreichs zu theilen haben. Wie sollte es auch kommen, daß die Völkerschaften Ungarns sich plötzlich von den übrigen Stämmen Oesterreichs, die ganz ähnlicher Art sind, abzusondern im Stande wären?

Die Frage ist allerdings: was sollen diese Völkerschaften mit sich anfangen, wenn der gegenwärtige militärische Druck aufhört? Aber gerade diese Frage ist es, welche wir ihrer eigenen Weisheit oder ihrem eigenen Instinct überlassen und um alles in der Welt nicht zu einer deutschen machen müssen. Sie wird auch nicht dazu werden, so gut wie Oesterreich 1848 seine eigene Bewegung hatte, in der die Widerhaarigkeit der rohen Völkerchen wahrlich keine unbedeutende Rolle spielte.

Die Oesterreicher sind so tief unter die Barbaren eingedrungen, daß sie nothwendig ihre Entwickelung, die Ausgleichung der rohen Völkerchen, mit denen sie verwachsen sind, mitzumachen haben. Die kleinen Natiönchen haben der reinen Sprachnationalität keine andere, weder eine politische noch eine religiös-wissenschaftliche entgegenzusetzen. Die Magyaren sind die einzigen, die eine Ausnahme bilden und, wie wir oben schon bemerkten, deswegen auch auf ihre politische Freiheit allein den Accent legten. Was die übrigen betrifft, so könnte nur ein Thor sich ihrem kindischen Wunsche, ihren Dialekt zur Cantonalstaatssprache zu erheben, widersetzen. Wird diese Thorheit nicht begangen, so werden diese Cantönchen sich leicht verbünden und schon darum zusammenbleiben, weil sie nirgends anders hinkönnen oder auseinanderfahren, sofern ein stärkerer Magnet sie anzieht, wie dies mit der Lombardei der Fall sein wird.

Die Lombardei ist von Oesterreich erobert worden, sie wird von ihm beherrscht. Diese Fremdherrschaft muß sie mit Selbstbeherrschung vertauschen wollen. Diese österreichischen Italiener verhalten sich daher ganz anders zu Italien als die österreichischen Deutschen zu Deutschland. Die Oesterreicher sind in Oberitalien die herrschende Rasse, nicht weil sie die höher begabte sind, sondern obgleich sie es nicht sind. Sie

sind aus dem Deutschen Reich heraus in diese Lage gekommen, und ihnen kann Italien wahrlich noch weniger Segen bringen, als es dem Deutschen Reiche gebracht hat, es kann sie aber alle Tage ins Verderben stürzen, es ist eine Blöße, die Oesterreich nicht decken kann.*) Je weiter die Dinge sich in Europa entwickeln, desto unmöglicher wird diese unnatürliche Lage, deren Schroffheit und Gewaltsamkeit jedermann, nur den Oesterreichern nicht einleuchten.

Wenn nun aber zunächst Deutschland sich dem österreichischen Adler entzieht und ihm dann Italien entzogen wird, was wird geschehen? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der thörichten Expansionspolitik eine Concentration folgen, gerade wie dies in Rußland geschehen ist. Geschieht dies, so bleibt Wien immer ein Mittelpunkt für die österreichischen Völkerschaften, während Wien nie der Mittelpunkt irgendeiner rein deutschen Staatenbildung werden kann. Wien gäbe seine Stellung auf und verlöre seine Bedeutung, wenn die deutsch-österreichischen Provinzen sich zu Deutschland schlügen und die magyarischen Plane auf ein losgerissenes Ungarn ausgeführt würden. Nur durch den Zusammenhalt Oesterreichs, nicht durch seine Zersplitterung lassen sich die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen retten. Der Deutsche hat in Oesterreich immer eine gute Stellung zu erwarten, während der Deutschösterreicher in Deutschland stets nur eine untergeordnete Rolle spielen würde. Wer kann es für möglich halten, daß Wien und die Deutschösterreicher ihre eigene Abdankung wünschen und beschließen würden und warum? Blos um der Ehre des deutschen Namens willen?

Deutschland hat für die Deutschösterreicher nicht, wie Italien für Mailand und Venedig die Kraft eines Magnets; im Gegentheil, Wien und Deutschösterreich würden versuchen ein Magnet für Deutschland zu werden, und dies ist die Gefahr, die uns von dieser Seite droht. Es sind sozusagen österreichische Elemente genug im eigentlichen Deutschland, um mit dem österreichischen Deutschland zusammen eine gefahrdrohende Macht der Reaction zu bilden.

Der Mensch interessirt sich wesentlich nur für Freiheit und für Knechtschaft. Freiheit ist mein Wille gegen den fremden Willen, dafür werde ich mich oft genug interessiren; Knechtschaft ist mein Wille über den fremden Willen, das reizt jeden, der einen eigenen Kopf hat und der darüber das Recht der andern Köpfe vergißt. Wenn also in Deutschland so viel von der Größe des alten Reichs, von der Herrschaft

*) Daß das „Deutsche Museum" diese Ansicht nicht theilt, vielmehr den Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Oberitalien (wenn auch natürlich nicht in der gegenwärtigen Art und nach dem gegenwärtigen politischen System) als eine Nothwendigkeit für Deutschland betrachtet, ist den Lesern der Artikel, die wir kürzlich unter der Ueberschrift „Zur Situation" brachten, zur Genüge bekannt. D. Red.

Deutschlands über andere Völker die Rede ist, so ist das nichts anderes als das (wenn auch großentheils unverstandene und unbewußte) Gelüste aller derer, welche die Menschen knechten helfen und dafür bezahlt werden. Dabei erlebt man denn sofort, daß die Menschen sich zum Knechten anderer für ganz erbärmliche Bezahlung dingen lassen und ihr widriges Amt desto unausstehlicher ausüben, je ärgere Hungerleider sie sind.

Diejenigen, welche der Freiheit Deutschlands seine Größe entgegensetzen, sind Verräther seiner Freiheit und gehören zu der Sklavenhalterpartei. Sie denken und fühlen zu niedrig, um daran zu glauben, daß mit lauter freien Leuten ein Auskommen wäre, sie können sich ihre Bequemlichkeit nicht ohne einen Bedientenstall und nicht ohne eine Bedientenstelle darin denken.

Das deutsche Volk ist entschieden in zwei Nationalitäten zerfallen, in die österreichische und in die des sogenannten „Reichs". Das österreichische Deutschland ist eine Auswanderung unter die Barbaren und diese Barbaren sind nicht von ihm verdaut worden, werden es auch nicht werden, solange Oesterreich nicht das eigentlich befreiende Culturelement des Deutschen in Bewegung setzt, um jene Völker zu gewinnen, sondern sie einfach in Dummheit und Sklaverei erhalten und in der Hand behalten will. Daß dabei immer einige Sklaven zu Herren werden, ändert im wesentlichen nichts. Selbst die Provinzen Oesterreichs, die rein von slawischen Elementen sind, haben die Knechtschaft der Jahrhunderte so übel empfunden, daß sie jetzt den Eindruck einer niedern Rasse machen. Man halte den Tiroler gegen den Schweizer, den Steiermärker gegen den Italiener. Sie erst mit Norddeutschen zu vergleichen, wäre ungerecht.

Die eigentlich deutsche Nationalität, das außerösterreichische Deutschland, hat seine Sklaven vollständig verdaut und vom Katholicismus nur noch einige unhaltbare Reste übrig gelassen. Das Merkmal eines Deutschen im wahren Sinne des Wortes ist, daß er an Lessing glaubt und nicht dem Jesuitengeneral, sondern dem Doctor Luther folgt, d. h. daß er die Wissenschaft als freie entscheidende Macht und die geistige Bewegung der Nation seit Luther nicht nur, sondern seit Lessing anerkennt. Wer Lessing nicht anerkennt oder gar der Aufklärung den Aberglauben als eine wünschenswerthe Poesie entgegensetzt, und dann mit Mozart und Beethoven gegen unsere Tribünen der Wissenschaft und Geistesfreiheit zu Felde zieht, der gehört nicht zur deutschen Nation oder er weiß nicht, was er sagt und thut. Selbst die beste Musik kann den Mord des Geistes nicht hinwegorgeln und die Welt wäre eine Hölle, wenn sie es könnte.

Das wirkliche reelle, reine Deutschland, von dem man spricht, wenn man Deutschland mit Bewunderung und Achtung nennt, hat seinen Cha-

rakter zu behaupten und auf der Grundlage seiner geistigen Freiheit die politische zu erwerben. Es kann unmöglich die Arbeit der Jahrhunderte aufgeben und um der philologischen Nationalität willen eine Verbindung eingehen, wodurch es zur Zähmung des Donaugesindels heruntersinken und die Fortführung seiner eigenen Befreiung für lange Zeit aus den Augen verlieren würde.

Bliebe uns gar nichts mehr zu wünschen übrig, wäre die Freiheit, deren sich unsere großen Männer rühmen können, überall in Fleisch und Blut übergegangen, hätten wir nicht noch die größten Anstrengungen zu machen, um unser Leben mit unserm Denken, unsere Wirklichkeit mit unserm Ideal in Einklang zu setzen, so möchten wir vielleicht im Stande sein, die Bildung eines Nationalkörpers aus allen Ländern des alten Reichs zu unternehmen, obgleich die Anmaßung des alten Reichs, den Herrn der Welt zu spielen, immer noch eine Gefahr auf unserm Wege sein würde; denn die Nationen wollen „den Herrn der Welt" nicht mehr dulden, sie wollen alle auf gleichem Fuße miteinander verkehren.

Man kann es nicht genug wiederholen: die Nationalität ist ein Product der Geschichte und die Geschichte hat ihre Verdauungskraft nicht zu überschätzen. Wir Deutsche haben namentlich nicht das alte Reich zu wiederholen. Seine Auflösung ist es, was uns unsern gegenwärtigen Charakter gegeben hat. Wir, die wir das Reich aufgelöst haben, wir müssen zusammenhalten und unsere befreiende That bis zur Vollendung fortführen; wir müssen unsere Aussonderung festhalten, nicht unsern Charakter für ein charakterloses Amalgam mit unsern ältesten und unversöhnlichsten Gegnern aufgeben.

Das von Oesterreich losgerissene Reich, das alte religionsfreie Deutschland, hat zunächst noch unerhörte Schwierigkeiten in sich selbst zu überwinden. Der eine Theil nennt religiöse Freiheit jetzt geistige Freiheit und rechnet sie von Lessing an, der andere nennt religiöse Freiheit Gleichstellung der Confessionen und rechnet sie vom Westfälischen Frieden an. Beide Theile, die Partei der Toleranz und die Partei der wissenschaftlichen, d. h. gleichmäßigen Fortbildung aller, durch die Schule und Universität, beide Theile würden sich so ziemlich die Wage halten, besonders wenn Baiern mit in dem vereinigten Deutschland sein soll. Auf diese Baiern hat das Licht der freien Entwickelung fortwährend geschienen; es hat sie nicht erleuchtet — welch ein Wunder sollte dies nach der staatlichen Vereinigung mit uns bewirken? Ja, wenn man ihnen statt des Biers Nektar und Ambrosia geben könnte und sie den Tausch nicht zurückwiesen?

Also das eigentliche Deutschland hat an seiner innern Reaction vollkommen genug zu verdauen, es braucht sich nicht noch erst das ganze österreichische Völkerchaos aufzuladen.

Für Deutschland war der Dreißigjährige Krieg ein nationaler gegen das spanisch-jesuitische Princip; der Siebenjährige Krieg war ein nationaler, weil er den Helden der Aufklärung noch einmal gegen die Kroaten und Panduren behauptete; der Freiheitskrieg war ein nationaler, weil der freie Norden ihn mit Begeisterung focht, während Oesterreich an diesem Aufschwunge keinen Theil nahm. Die Bewegung von 1848 endlich ergriff auch Oesterreich. Aber jetzt trat ein eigenthümlicher Kampf in Oesterreich hervor: die sprachlichen und volksthümlichen Unterschiede verdunkelten und erstickten in Oesterreich die eigentliche Freiheitsfrage. Dagegen war auch 1848 unsere Bewegung wieder entschieden national, sie war völlig frei von provinziellen Reibungen und die Eine Frage: Selbstregierung oder Despotie? wurde, wie wir uns noch alle erinnern, überall gleichmäßig erörtert und — dann militärisch abgebrochen, versteht sich nur, um bürgerlich wieder zu beginnen, sobald die Thorheit eines solchen Abbrechens hinlänglich zum Bewußtsein kommt, wie wir dies soeben in Preußen erlebt haben.

In Oesterreich läßt sich dies nicht so leicht thun. Die Bewegung von 1848 war im ganzen außerösterreichischen Deutschland einfach eine Fortführung der Prämissen, die unsere Geschichte uns gab. Wir traten nur die Erbschaft unserer Väter an, während die armen Oesterreicher die Erbschaft ihrer Väter los zu werden suchen mußten. Sie haben kaum damit beginnen können. Ihre Schulen blieben was sie waren, ihre Pfaffen suchten nicht einmal das Weite. Es war alles Ein Herz und Eine Seligkeit, Beelzebub umarmte die Engel des Lichts, um sie nachher desto sicherer in den Abgrund zu stürzen.

Die alle Welt überraschende wiener Revolution hat die ganze Nationalitätsfrage 1848 in ein schiefes Licht gestellt. Die wiener Barrikaden haben den Oesterreichern in der Phantasie vieler Leute Ebenbürtigkeit mit den Deutschen errungen. Diese Phantasie ist ungemein schädlich, sie kommt niemand zugute als der österreichischen Politik, die uns immer mit dem Unmöglichen zum besten hat und uns so um das Mögliche bringt. So ist der Bundestag nichts, als eine bare Unmöglichkeit; ganz das Nämliche war das Frankfurter Parlament, sobald die Oesterreicher zugelassen wurden, die natürlich kein Mandat hatten, eine Verfassung zu schaffen, sondern nur gegenwärtig waren, um sie zu verhindern. Und als vollends die reactionäre Partei den Reichsverweser, d. h. die abgeschmackte Erinnerung des alten Reichs mit Oesterreich an der Spitze durchgesetzt hatte, war das Parlament getödtet; hatte es doch zum Ueberfluß beschlossen, dieser Reichsverweser brauche seine Beschlüsse nicht auszuführen!

Wenn irgendetwas, so zeigt die letzte Bewegung in Deutschland die Unmöglichkeit, das Reich unter Oesterreich wiederherzustellen. Es ohne

Oesterreich und ohne österreichische Suprematie wiederherzustellen, hieß sogleich Oesterreich beleidigen. Mit dieser Beleidigung mußte man aber anfangen, statt damit aufzuhören. Wir werden niemals über den Bundestag hinauskommen, wenn wir uns nicht darüber klar werden, daß die deutsche Nation sich vor allen Dingen von Oesterreich zu sondern hat:

Schwört nicht zu Oestreich, wenn ihr's könnt vermeiden!

Alles, was sich von Oesterreich sonderte, wurde frei; so die Schweiz so Holland — und beide haben darin eine eigene Nationalität gefunden. So sind auch wir frei, sofern wir uns von Oesterreich losgerissen haben, so sind wir es nicht, sofern wir noch mit ihm zusammenhangen. Der Deutsche Bund ist der Ausdruck der Unmöglichkeit unserer politischen und nationalen Entwickelung.

Der falsche Begriff von deutscher Nationalität ist der Bundestag in Patriotismus übersetzt und nun vollends diese darmstädter Erfindung, „die Vertretung des Volks beim Bunde"?!

Doch genug! Nicht eher wird die philologische Grille aus den Köpfen verschwinden, als bis wir eine freie Staatsgemeinschaft haben, deren Mitglied zu sein keine Schande und kein Nachtheil, sondern eine Ehre und in jeder Hinsicht ein Vortheil ist. Ich sage ohne Bedenken, daß Preußen uns dies leisten wird, wenn es ehrlich auf dem Wege fortgeht, den es mit der Regentschaft eingeschlagen, wenn es wirklich zum Aufheben des Polizei- und Militärregiments gelangt.

Der Uebergang von militärischer Willkür zur bürgerlichen Freiheit und zur ehrlichen Verwirklichung des Gesetzes ist eine so große Revolution, daß sie vielen unglaublich erscheint, und solange so erscheinen wird, als die Armee und die Polizei nicht lokalisirt werden.

Natürlich war es eine Schande, einem Volke anzugehören, das von Soldaten geknechtet wurde und noch mehr, da diese Soldaten seine eigenen Söhne waren. Dies war sozusagen unter dem Affen, da bei den Affen doch mindestens die Alten das Regiment führen. Dagegen ist diese Schande kein Hinderniß gewesen, eine gesellige und eine geistige Freiheit auszubilden, wie man sie bei andern Völkern nicht leicht findet.

Wider den Materialismus.

Die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge in der Naturwissenschaft.

Von

Johann Schucht.

In Nummer 46 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre ist ein Bericht über die Versammlung der Naturforscher in Karlsruhe abgedruckt und darin eine Skizze des Vortrags mitgetheilt, welchen Hr. Professor Virchow aus Berlin bei dieser Gelegenheit gehalten. Da hierbei einige der wichtigsten Resultate der materialistischen und mechanischen Naturansicht ohne weiteres als Lehrsätze aufgestellt worden, so wird es den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unerwünscht kommen, wenn ich diese Ergebnisse hier einer Prüfung unterwerfe. Bereits an einem andern Orte (im dritten Bande der von Romberg herausgegebenen Zeitschrift „Die Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert") habe ich die Streitfragen des einseitigen Materialismus und Idealismus ausführlich kritisirt, die mechanische Erklärungsweise der Lebensvorgänge jedoch weniger beachtet; ihr mögen denn die nachstehenden Zeilen gewidmet sein, und zwar bevorworte ich dabei ausdrücklich, daß ich die von Hrn. Professor Virchow ausgesprochenen Ansichten hier lediglich vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt betrachten und beurtheilen werde.

Ein großer Theil jener empirischen Naturforscher, zu denen auch Hr. Virchow gehört, bemüht sich, den Geist und das Leben der Menschheit sowie die sämmtlichen Lebensvorgänge des Thierreichs nur als eine Erscheinung der mechanischen und chemischen Thätigkeiten zu erklären. Das Leben und Denken ist, dieser Auffassung zufolge, nur das Resultat der mechanischen Bewegung und des chemischen Processes im Organismus. „Nichts", sagte dieser Empiriker, „nöthigt uns, ein selbständiges Lebensprincip anzunehmen, die heutige Naturwissenschaft kennt nur Vorgänge und Thätigkeiten der pflanzlichen und thierischen Organismen."

Das klingt nun sehr gut und gewiß wird jeder Philosoph und Naturforscher dieser Ansicht gern beitreten, wenn die Lebenserscheinungen aller Individuen dadurch wirklich hinreichend klar erkannt und erklärt werden können. Zu dem Ende muß jedoch erst deducirt und definirt werden, wie und auf welche Weise aus den mechanischen und chemischen Thätigkeiten das Leben und Denken erzeugt wird; wir wollen die Lebensvorgänge der thierischen Organismen nicht blos beschrieben, wir wollen sie erklärt wissen, dies ist das Ziel, das Philosophie und rationale Naturwissenschaft gleichmäßig zu erringen streben.

Dabei ergibt sich denn sofort, daß diese Herren schon über den Begriff der mechanischen Bewegung entweder eine sehr irrthümliche oder doch

wenigstens eine sehr unklare Ansicht hegen. Bekanntlich haben sich schon viele Menschen vergeblich bemüht, eine Maschine zu construiren, die sich selbst treibt und eine immerwährende Bewegung ohne menschliche Hülfe hervorbringt. Nichtsdestoweniger haben Naturforscher wie Büchner — nämlich wenn man diesen noch unter die Naturforscher rechnen darf — den Organismus häufig mit einer Maschine verglichen. Allein sie haben dabei offenbar übersehen, daß ja alle unsere Maschinen und Automaten vom denkenden Geiste construirt sind und fortwährend von einem solchen regulirt werden müssen, wenn ihre Thätigkeit erhalten werden soll. Eine fortwährende Bewegung, ohne denkenden Regulator, läßt sich gar nicht herstellen, nur das lebende Individuum vermag sich selbst zu bewegen vermöge seines Willens. Wenn nun diese Mechaniker die Thätigkeiten der Organismen, wie das Anreihen der Zelle an Zelle, das Assimiliren und Ausscheiden der Stoffe, als mechanische und chemische Processe darlegen, so vergessen sie hierbei, daß alle diese chemischen Substanzen nur im lebenden Organismus unter der denkenden Leitung des Lebens hervorgebracht werden. Niemals aber erzeugen die anorganischen Stoffe unter sich die organischen Materien; dies vollbringt stets nur das Leben im Organismus.

Die Chemiker haben oft versucht, aus den anorganischen Materien, wie Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Calcium, Magnesium, Silicium ꝛc. organische Materien zu bilden, wie es durch die Pflanzen und Thiere geschieht. Aber es ist ihnen unmöglich, daraus Kleber, Stärkemehl, Eiweiß, Zucker und andere Pflanzenstoffe zu erzeugen, geschweige denn, daß es ihnen gelänge, Fleisch, Blut, Knochen, Fett und andere organische Bestandtheile des thierischen Organismus daraus hervorzubringen. Alles was sie vermögen beschränkt sich darauf, die anorganischen Elemente wieder in andere anorganische Elemente zu verwandeln, wie Wasser zu Sauerstoff und Wasserstoff, Ammoniak zu Stickstoff und Wasserstoff, Kieselerde zu Silicium und Sauerstoff ꝛc.; niemals jedoch können sie daraus die Pflanzenmaterien erzeugen, noch weniger die thierischen Bestandtheile des Organismus. Vielmehr, wie von Liebig hinreichend klar bewiesen ist, werden aus allen diesen chemischen Processen mit den anorganischen Elementen nur dann organische Materien erzeugt, wenn sie unter die Herrschaft des Lebens im Organismus aufgenommen worden.

Die Mechaniker sagen ferner: Nur zu Einem ist die Naturwissenschaft gezwungen, sie muß die Nothwendigkeit der Form für das belebte Wesen anerkennen und daher erblickt sie den Repräsentanten der organischen Form in der Zelle. Aber was ist denn das für eine Kraft, welche die anorganische Materie zu einer Zelle formt? Doch wol nichts anderes als das formbildende Leben als Denken?

Nein, erwidert man uns, dies Bilden der formlosen Materien zu Formen und organischen Stoffen geschieht durch die Naturgesetze. Aber was ist ein Gesetz? Doch wol eine Bestimmung, eine Schranke für eine Kraft, der dadurch eine Lage, Bahn und Gestalt angewiesen wird, die sie nicht überschreiten kann. Aber alle Gesetze, die wir uns selbst geben und die wir im Universum erblicken, sind ja nicht etwa so mechanische Formen und Gefäße, sondern es sind rein logische Bestimmungen, die von einer Denkthätigkeit gesetzt worden. Nach welchen Gesetzen werden nun die anorganischen Materien der Atmosphäre und der Erde zu organischen Stoffen der Pflanzen und Thiere gebildet? Nach den bekannten mechanischen und chemischen Mischungen geschieht es wahrlich nicht. Denn wie schon erwähnt, sind wir außer Stande, aus Kohlenstoff und Wasserstoff durch Mischung Eiweiß zu erzeugen, wie es im thierischen Organismus geschieht, sondern alles, was wir damit hervorbringen, ist nur eine andere anorganische Materie. Mithin folgt auch hieraus wieder, daß nur das formenbildende Leben den anorganischen Proceß in den organischen erhebt und hierdurch die formlosen anorganischen Materien zu organischen Materien und zu den kunstvollsten Organismen bildet. Hierbei reiht sich denn freilich ganz mechanisch Zelle an Zelle und die Mischung der Stoffe sowie das Ausscheiden und Assimiliren geht völlig mechanisch und chemisch weiter. Allein auch hierzu mußte der erste Impuls doch immer erst von einer anregenden Thätigkeit ausgehen. Warum wollt ihr diese Thätigkeit denn nicht als selbständige Lebenskraft gelten lassen, da doch aus den Mischungen der anorganischen Materien weder eine selbständige Bewegung noch eine organische Form mit ihren Stoffen erzeugt wird?! Und was für eine Kraft ist das denn, die das Anreihen der Zellen und ihre Verwandlungen zu consistenten und flüssigen Materien so logisch leitet und regulirt, daß eben nur das erzielte Resultat hervorgeht und kein anderes? Woher kommt es, daß aus den Zellen einer bestimmten Thiergattung auch immer nur diese erzeugt wird und keine andere? Und wer setzt dem Anreihen der Zellen stets die erforderlichen Schranken, daß sie sich nicht in das Kolossale und Formlose anhäufen, sondern daß nur diese bestimmte wohlorganisirte Menschengestalt aus ihnen hervorgeht? Kann dies alles wirklich durch blinde, leblose mechanische und chemische Mischungen hervorgebracht werden? Unmöglich! Früher sagten die Materialisten, die ganze Gestalt des Organismus liege in dem Ei präformirt. Aber heute, wo man weiß, daß eine einfache ganz kleine Zelle mit ihrer durchsichtigen Flüssigkeit nie einen Menschen als Embryo en miniature enthält, sondern daß ein solcher erst durch vielfache Zellenanfügungen entsteht, heutzutage sollte man doch endlich einsehen und erkennen, daß dieses Zellenconglomerat, welches zu dem kunstvollen Organismus construirt wird, nur durch eine

bildende Denkthätigkeit fortwährend symmetrisch und zweckmäßig regulirt werden muß, wenn keine Misgestalt daraus hervorgehen soll, was durch unregelmäßige Stoffanhäufungen ganz unzweifelhaft geschehen würde, wenn nicht eben der denkende Logos stets das regulirende Princip in diesen Bildungsvorgängen wäre. Aber selbst wenn der Embryo als Keim in der Zelle vorhanden wäre, was durchaus nicht der Fall ist, so müßte er doch auch in dieser Urgestalt von dem bildenden Lebensprincip construirt sein. Ist nun dieser kunstvolle Organismus fertig ausgebildet und verrichtet seine Thätigkeiten, wie Gehen, Athemholen und die Assimilation und Ausscheidung so mechanisch wie unsere Maschinen — nach dem Vergleich der Materialisten — so wissen wir ja doch hinreichend klar, daß auch eine solche Maschine einer treibenden Thätigkeit bedarf, wenn nicht ein Stillstand eintreten soll, und daß diese treibende Thätigkeit zugleich auch von einem vernünftigen Denken fortwährend regulirt und geleitet werden muß, weil eine blinde Thätigkeit wild wie die Ströme des Meeres und das Wehen der Stürme dahinbrausen würde, ohne den Lebenszweck zu erreichen.

„Die spiritualistische Kraft in den lebenden Wesen“ — lesen wir in dem eingangs citirten Aufsatz S. 724 — „hat man häufig in Analogie mit den Erscheinungen der Körperwelt aufgefaßt, und das Geistige für einen zusammengesetzten Organismus nach Art des Körpers gehalten.“

Das ist, mit Respect zu sagen, eine Unwahrheit. Oder welcher Naturphilosoph hätte das je gethan? Nur von Mechanikern und Materialisten wird so etwas behauptet, wenn sie alle Functionen des Lebens, wie Empfinden, Denken und Wollen als verschiedene Aussonderungen der Gehirnthätigkeit, als Ausdünstungen der chemischen Processe der Materie betrachten. Alle Philosophen und Naturforscher dagegen, die nebst der Materie auch den Geist als die gestaltende und belebende Kraft gesetzt haben, statuirten dieses Lebensprincip jederzeit als eine einfache Geistesthätigkeit. Die Geschichte der Philosophie belehrt uns, wie dieses Princip im Verlauf der Jahrtausende immer tiefer in seiner Geistigkeit erkannt wurde. Denn selbst diejenigen Philosophen, die wie Platon und Leibniz das Geisterreich sich von lauter Monaden bevölkert dachten, charakterisirten doch auch diese Monaden noch als einfache geistige Wesen. Dagegen haben schon in frühester Zeit Anaxagoras und Aristoteles den Geist als denkenden Logos, welcher das Chaos der Materie bewege, gestalte und belebe, charakterisirt, und ausgesprochen, daß dieses weltgestaltende Princip nur reines Denken und Wollen sei, welches sich in seiner weltbildenden Thätigkeit als Energie kundgebe und als Lebensprincip in der Materie manifestire.

In einer physiologischen Abhandlung über die Sinnesorgane und ihre Functionen habe ich folgende Sätze über die Geistesthätigkeit in den

Individuen aufgestellt und durch Beispiele bewiesen; hier möge es genügen, nur die erstern zu wiederholen. Das hochwichtigste Resultat der Physiologie unserer Zeit besteht darin, daß wir jetzt ganz zuverlässig wissen, daß alle diese wahrgenommenen Eindrücke, alle Nervenaffectionen, welche durch die Außendinge bewirkt werden, in dem Centraltheile der Sinnesnerven, im Gehirn empfunden, erkannt und danach die Vorstellungen gebildet werden, über welche das Denken urtheilt und seine Schlußfolgerungen zieht. Hiernach ergibt sich, daß die Nerven nur gleichsam die elektrischen Gehirnleiter bilden, welche alle Eindrücke blitzschnell an ihr Gehirnsensorium leiten und alle von da ausgehenden Gegenwirkungen nach der objectiven Welt führen. Was man also unter Seele versteht, das ist reines Leben, dem die Eigenschaft des Wahrnehmens und Erkennens als wesentliches Attribut beigelegt wird. Die Seele ist keine Substanz, die erkennt und wahrnimmt: denn dies vollbringt sie durch ihre Organe, die Sinne: sondern die Seele ist lauter thätiges Leben, reine Geistigkeit, deren Grundeigenschaft und Charakter darin besteht, alles das wahrzunehmen, was in ihr Bereich kommt. Die Seele ist das Wahrnehmen und Erkennen selbst; im Centrum des Gehirns wohnend, empfängt sie die Berührungen ihrer Sinne mit der Außenwelt durch ihre dahin führenden Nervenfäden und diese empfangenen Eindrücke hört sie als Töne, erblickt sie als Lichtstrahlen, fühlt sie als Bebungen und Stöße. Sowie also die Materie reale Körperlichkeit, fühlbare Ausdehnung ist und hierin der Grund ihrer Existenz besteht, so ist das Leben reines Sehen, Wahrnehmen und Erkennen; darin besteht der Grundcharakter seiner Existenz, das Leben ist demnach lauter erkennende Geistigkeit. — In der That läßt sich der psychologische Act des Wahrnehmens und Erkennens auf eine andere Art nicht begreifen und erklären; die Materialisten, die alles auf körperliche Art und Weise zu definiren versuchen, kommen dabei in Absurditäten und Widersprüche aller Art. Wir wissen, daß es noch nicht hinreichend ist zum Sehen, daß ein Bild in dem Auge vielfach gespiegelt wird und zuletzt auf der Nervenhaut erscheint, sondern der Nerv muß den von diesem Bilde erhaltenen Eindruck auch nach dem Centralpunkt des Gehirns fortleiten, wenn die Seele das Bild, welches im Auge gespiegelt wird, erkennen soll. Denn das Bild im Auge sowie die Luftschwingungen im Ohre können vollständig stattfinden, aber die Seele vernimmt sie nicht, wenn ihr Nerv dazwischen zerstört ist und die Ueberleitung bis zu ihr nicht vollführen kann. In diesem Falle können die Schwingungen und die Spiegelungen nicht wahrgenommen und erkannt werden; folglich ist es auch nicht möglich, daß sie durch bloße materielle Erregungen ein Wahrnehmen und Erkennen zu erzeugen vermögen, wenn das wahrnehmende

und erkennende Princip nicht vorhanden ist. Man muß also das Wahrnehmen und Erkennen als eine selbständige Lebensthätigkeit setzen, welch in und mit der Körperlichkeit lebt und wirkt. Diese Lebensthätigkeit, welche in und durch die Individuen webt und wirkt, benennen wir im Complexus als Seele. Wir müssen sie annehmen und können sie nicht ableugnen, weil ohne sie die psychologischen Thätigkeiten und organisch-chemischen Erscheinungen ganz unverständlich und nicht zu erklären sind. Liebig bezeichnet diejenigen als Dilettanten, die aus mechanischen und chemischen Acten das Leben als Resultat hervorgehen lassen; der Mangel ihrer Kenntnisse der organischen und anorganischen Vorgänge, sagt er, verleitet sie zu ihren geistlosen Ansichten und kindischen Meinungen. Lächerlich ist es auch, wenn diese Mechaniker und Materialisten das Leben als eine Subsumtion der Sinneseindrücke betrachten, wenn sie behaupten, das Leben und Denken sei das Resultat aus der Summe aller Gefühle und Empfindungen. Die Sinnorgane sind nur die Werkzeuge, durch welche das Leben die empfangenen Eindrücke als Gefühl, Gehör, Geruch, Geschmack und Sehen wahrnimmt vermittelst der zu ihnen führenden Nerven und dem darauf leitenden Fluidum, das wie ein elektrischer Strom die objectiven Berührungen der Außenwelt zu dem Centralpunkt des Gehirns zurückleitet und ebenso von da aus, als dem Lebenssitz, das Wollen des Individuums durch die Glieder vollbringt.

In der obenangeführten Abhandlung, Seite 725, wird ferner gesagt: „Man kann nicht behaupten, daß eine bestimmte Idee der Construction des Organismus vorstehe, wie die Idee des Baumeisters dem Aufbau eines Hauses.“ Hiergegen muß erwidert werden, daß in der Natur die Idee des Organismus nicht erst abstract gedacht und dann durch die Materie in die Wirklichkeit gebildet wird, sondern das ideenbildende Denken ist ja eine der Materie immanente Kraft — ohne die Materie selbst zu sein — welche zugleich im Proceß der ideenbildenden Thätigkeit die Idee zur Wirklichkeit durch die Materie bildet. Niemals aber darf man die Materie und die immanente ideenbildende Denkkraft als identisch setzen, wie es das Identitätssystem that, sondern wie Aristoteles und Spinoza als Bewegendes und Bewegtwerdendes, als Gestaltendes und als Gestaltloses, welches gestaltet wird und seine Form durch das Gestaltende empfängt, und als Denken und Ausdehnung. Das ideenbildende Denken der Welt macht sich nicht erst einen Grundriß und einen Plan wie der menschliche Geist, sondern alle Gedanken und Ideen werden sogleich im Entstehen durch die Materie in der Wirklichkeit realisirt. Es würde gar nichts Absurdes, kein Widerspruch und keine Lächerlichkeit sein, wenn wir dieses Leben in seiner Thätigkeit, diese Gedanken und Ideen bildende Kraft, welche die anorganischen Materien zu Organismen gestaltet und darin lebt und webt — ich sage, wenn wir diese lebende Geistigkeit als

das feinste ätherische Fluidum charakterisiren wollten, welches alle Materien des Universums zu durchdringen vermag und sie dadurch beherrscht, regiert und zu den millionenfachen Gestalten der Weltkörper bildet.

Durch die Annahme eines solchen idealen und realen Princips, welche sich nicht feindlich gegenüberstehen, aber auch nicht identisch, sondern gleichsam als ein absolutes Wesen verbunden sind, von dem wir eine Analogie an uns selbst durch die Verbindung von Leib und Seele haben, können wir alle Erscheinungen des Weltalls vollkommener und einleuchtender erklären als durch die Ansicht der Materialisten, welche nur eine Materie aufstellen, die sich durch mechanische und chemische Thätigkeiten aus dem todten Ansichsein zum lebenden und denkenden Fürsichsein emporpotenziren soll. Es ist ganz unerklärlich und unergründlich, wie aus einem solchen leblosen, blinden und gedankenlosen Chaos der Materie ein Leben und Denken durch mechanische und chemische Bewegungen entstehen soll. Und diese wunderbaren Organismen, in denen das tiefste logische Denken eine Zweckmäßigkeit, eine Harmonie und Weisheit erblickt, sollen durch todte Gesetze erzeugt sein! Aber welche Kraft setzte ihnen diese Gesetze als Grenzen? Und was ist das für eine Kraft, für ein Wesen, das diese wunderbaren Weltsysteme in ihrer logischen Anordnung mit den trillionenfachen Creaturen ehrfurchtsvoll anstaunt, bewundert und darin die höchste logische Denkthätigkeit erblickt?! Ist es nicht das geistige Leben? Und kann dies wirklich nur eine Ausschwitzung des Gehirns sein? Oder entsteht es nur durch den Verdauungsproceß und durch die Verzehrung des Stoffs, wie das Feuer und Licht durch das Verzehren des Sauerstoffs, wie die Materialisten behaupten?!

Aber alle diese mechanischen Bewegungen, diese chemischen Processe und Verzehrungen oder Verwandlungen der Stoffe müssen ja doch auch erst einen Impuls von einer thätigen Kraft erhalten, sonst versinken sie wieder in das Gleichgewicht und gehen zur Ruhe, sodaß wir also auch hier genöthigt sind, mit dem alten Aristoteles ein bewegendes Prius zu setzen, einen ersten Beweger, der bewegt und nicht bewegt wird. Und sollen diese in Bewegung und in Verwandlung versetzten anorganischen Materien zu zweckmäßigen Organismen gestaltet werden, so müssen wir, wie es schon Aristoteles that, dieses bewegende Princip als das höchste logische Denken charakterisiren, das diese Stoffe zu so bewunderungswürdigen Individuen gestaltet und sie beseelt und belebt bis zur selbsteigenen Denkthätigkeit, um sich sodann in der Religion und Philosophie als erzeugte Creaturen des absoluten Wesens zu erkennen. In den untersten und niedrigsten Organismen kann sich das Leben nur als dumpfes Fühlen manifestiren; in höher organisirten Thieren gibt es sich als Gefühl und Empfindung kund, und in dem vollkommensten Wesen

gelangt es zum Denken und zur Selbst- und Weltkenntniß. Dies wird durch die Stufenreihe der Organisationen bedingt, welche als viele realisirte Gedanken zu betrachten sind, die das große Ideensystem des Weltalls bilden. Nach dieser skizzirten Andeutung des Weltprincips gedenke ich zu seiner Zeit ein philosophisches System als Idealrealismus zu veröffentlichen. Hier will ich schließlich noch einige Aussprüche der Materialisten kritisiren.

„Wir sind", heißt es in dem mehrfach angeführten Bericht, „nicht berechtigt, von uns auf die Welt und von der Welt auf uns zu schließen." Was heißt das?! Und welch ein Widerspruch wäre das?! Sie wollen nicht auf die Welt schließen und betrachten doch das Leben und Denken nur als ein Product und Resultat der wechselseitigen mechanischen und chemischen Thätigkeiten zwischen der Welt und den Individuen?!

Weiterhin lesen wir ebendaselbst: „Ueber den Act der Schöpfung des Organischen wissen wir nicht das Mindeste; wir können mithin auch kein Urtheil darüber haben, sondern wir wissen nur, daß eine Kette der einzelnen Organismen von Mutter und Kind seit langer Periode besteht. Vom gegenwärtigen Augenblicke aus können wir nicht auf die Vergangenheit Schlüsse ziehen. Man muß sich bei dem Mangel unserer Kenntnisse beruhigen und die Grenze des Wissens anerkennen." Das ist eine Art der Bescheidenheit, die jeden wissenschaftlichen Forscher tief verletzen muß. Wir sollen also nicht denken und urtheilen über das, was gestern war, und nicht schließen auf das, was morgen sein wird! Und doch haben wir in allen Zweigen der Wissenschaften durch solches Zurückdenken und Urtheilen und durch ein Schließen von gegebenen Thatsachen auf noch unbekannte Phänomene die größten und mächtigsten Entdeckungen gemacht. Unsere ganze Astronomie, eine der exactesten Wissenschaften, ist zuerst nur dadurch entstanden, daß man ahnte, die Sonne, oder die Erde und die andern Sterne bewegten sich; später schloß man auf eine rotirende Bewegung und so beobachtete und schloß man weiter und weiter und stellte Berechnungen an, bis durch Kopernicus, Kepler, Newton und andere die Astronomie als eine exacte Wissenschaft ausgebildet wurde, die so zuverlässig und so evident in ihren Resultaten ist, daß sie die Erscheinungen viele Jahre vorher auf die Secunde voraussagt; ja sie schließt auf das Vorhandensein noch anderer, aber noch nicht gesehener Planeten und rechnet sogar ihre eigene Umlaufszeit sowie die Bahn um die Sonne aus. Und siehe da, die vorhergesagte Ceres und der vorausberechnete Neptun erscheinen an der Stelle, wo sie gesucht werden; ihre Umlaufszeit und die Bahn um die Sonne stimmen genau mit den Berechnungen überein. Und nach solchen großartigen Thaten des menschlichen Forschergeistes sollen wir nicht

auf vergangene und künftige Ereignisse schließen dürfen?! Wahrlich, hätten wir jener Vorschrift wirklich gehorcht und die Grenzen unsers Wissens niemals überschritten, so wäre noch heute überhaupt keine Wissenschaft vorhanden.

Denken wir ferner nur an den Entwickelungsgang der Philologie. Zuerst ahnte man, daß wol mehrere Sprachen miteinander näher verwandt sein möchten, man schloß es aus dem Entwickelungsgang der Culturgeschichte, bis es dann in neuester Zeit durch zahlreiche Beispiele zur evidenten Gewißheit erhoben ward, daß alle die Sprachen wie Griechisch, Latein, Gothisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, Englisch und die slawischen Idiome nur die Tochtersprachen des uralten Sanskrit und Zend sind, welche in vorgeschichtlicher Zeit in Asien eine Sprache unter einem Volke, die Arier, bildeten, die sich nun durch die Abtrennung und Auswanderung der jüngern Generationen im Verlauf der Zeit in verschiedene Dialekte verwandelten, welche gleich den Zweigen ihre Wurzeln noch im Sanskrit haben. Dieses Resultat wurde erst geahnt, erschlossen und durch Auffindung der Uebereinstimmung in den vielen Wurzelwörtern, sowie in den Conjugationen, Declinationen und selbst sogar in der Metrik, zur evidenten Wahrheit herausgestellt.

Also weil wir nur eine Kettenfolge von Generationen hinter uns haben, sollen wir nicht auf den Zustand schließen, daß noch keine menschlichen Wesen auf der Welt existirten?!

Besäßen wir die Geologie als Wissenschaft noch nicht, hätten wir auch noch nicht die geringste Kenntniß von dem Bau und Bildungsproceß der Erde, so könnten wir doch schon nach unserer Geschichte der Geistescultur schließen, daß es einmal eine Zeit gab, wo die Menschheit erschaffen wurde, die sich nun zu jener Geisteshöhe in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts emporgebildet hat. Durch die Geologie und Astronomie aber wissen wir zuverlässig gewiß, daß alle Planeten, ja alle Weltkörper in einem immerwährenden Bildungsproceß befangen sind, gleich den Lebensvorgängen der Pflanzen und Thiere; und wir wissen auch, daß es einst einen Zustand der Erde gab, wo nicht einmal Pflanzen existiren konnten, noch weniger Thiere. Ebenso wissen wir, daß in gewissen Zeitaltern nur erst niedere Pflanzenarten, dann höhere Gattungen und endlich die Thiere, zuletzt aber die Menschen erzeugt wurden. Diese wissenschaftlichen Resultate sind nicht etwa blos durch Hypothesen und Schlüsse hervorgebracht, sondern die aufgegrabenen Reste der vorweltlichen Thiere und Pflanzen bestätigen, was zuerst allerdings nur geahnt und geschlossen wurde. Und nach solchen glorreichen Erfolgen des denkenden Geistes konnte noch in dem obenangegebenen Berichte auf S. 725 gesagt werden: „Wir wissen nur, daß eine Kette der

einzelnen Organismen von Mutter und Kind seit langer Periode besteht; vom gegenwärtigen Augenblicke aus können wir nicht auf die Vergangenheit Schlüsse ziehen"?! Gewiß war es ein unbewachter Augenblick, wo ein Mann, der übrigens als naturwissenschaftlicher Beobachter eine so hohe und mit Recht gefeierte Stellung einnimmt wie Professor Virchow', sich verleiten ließ, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, angesichts der unermeßlichen Resultate, welche die Wissenschaften bisher hervorgebracht haben, in einer Versammlung von Gelehrten solche Worte zu sprechen.

Und darum, hoffe ich, werden auch die Leser dieser Zeitschrift unsere Polemik weder ungerecht noch überflüssig finden. Wenn Männer von geringen wissenschaftlichen Kenntnissen und untergeordneter Bildung uns vorreden wollen, unser ganzes Leben und Denken sei nur das Resultat des Vegetationsprocesses, ähnlich den Ausdünstungen des Körpers, nun, so kann man die Achseln dazu zucken und sich damit trösten, daß diese Leute eben nichts gelernt haben und es nicht besser verstehen. Wenn dagegen ein Mann wie Virchow, eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges, dasselbe thut, dann allerdings scheint es uns ganz am Ort, auf das Verkehrte dieses Beginnens aufmerksam zu machen und das Truggewebe darzulegen, dem derartige Sätze ihren Ursprung verdanken. Nur das Leben als logisches Denken und als ideenbildende Thätigkeit ist die formende Kraft und die alles bewegende und beherrschende Macht in dem Stoffwechsel der Materie; nur die logisch denkende Lebensthätigkeit hebt die anorganischen Stoffe in den chemisch-organischen Proceß und bildet daraus die wunderbarsten Organismen, welche von ihr durchdrungen und zu einem Fürsichsein beseelt und belebt werden.

König Jakob I. von England und Hamlet, Prinz von Dänemark.

Die Geschichte kennt wenige Fürsten, welche ein so tragisches Geschick gehabt haben wie König Jakob I. von England in der ersten Hälfte seines Lebens. Als er wenige Monate alt war, ward sein Vater, Lord Darnley, meuchelmörderisch umgebracht; kaum drei Monate später schloß Jakob's Mutter, die bekannte Maria Stuart, Königin von Schottland, einen neuen Ehebund mit Lord Bothwell.

Schon vorher war von einem großen Theil der Nation ein Argwohn genährt worden, als ob Darnley gemeinsam von Bothwell und der Königin Maria ermordet sei. Die unziemliche Eile, mit welcher jetzt das Bündniß zwischen Maria und Bothwell abgeschlossen ward, machte den Argwohn zur Ueberzeugung: eine Ueberzeugung, die dann auch später

durch zahlreiche Zeugnisse sowie durch die Geständnisse untergeordneter Theilnehmer der Mordthat zur Gewißheit erhoben worden ist. Es kam dazu der allgemeine Glaube, als ob Maria Stuart damit umgehe, ihrem eigenen Sohne die Krone zu entziehen, um sie Bothwell zuzuwenden: und so brach denn ein Aufstand aus, durch den nicht nur Bothwell gezwungen ward, aus Schottland zu fliehen, sondern der auch zur Folge hatte, daß Maria Stuart selbst erst abgesetzt und eingekerkert, dann aber, nachdem sie aus dem Gefängnisse entsprungen war, genöthigt wurde, eine Zuflucht auf englischem Boden zu suchen.

Inzwischen war Jakob, 13 Monate alt, unter dem Namen Jakob V. an Stelle seiner Mutter zum König von Schottland ausgerufen worden. Er ward in der Ueberzeugung erzogen, daß seine Mutter die Mörderin seines Vaters sei; kaum war er durch Aufhebung der bis dahin bestandenen Regentschaft im 12. Lebensjahre zum Vollgenuß der königlichen Gewalt gelangt, so unternahm er es, die Ermordung seines Vaters an allen, die daran theilgenommen hatten, zu rächen, und er führte dies Rachewerk in der That mit der größten Strenge durch, namentlich durch Hinrichtung des Lord Morton, eines der ersten Männer Schottlands, im Jahre 1581. Allein die Haupturheberin des Mordes konnte seine Rache bei alledem nicht erreichen — seine eigene Mutter. Doch das Schicksal übernahm die Rache statt seiner. Maria Stuart wurde damals von der Königin Elisabeth gefangen gehalten; wenige Jahre später, als Jakob eben sein 20. Lebensjahr erreicht hatte, bestieg sie das Schaffot. Allerdings hatte König Jakob bei Elisabeth Schritte gethan, dies entsetzliche Ende vom Haupte seiner Mutter abzuwenden: doch waren diese Schritte keineswegs von der Energie und dem Nachdruck begleitet gewesen, den die Umstände geboten, vielmehr bleibt die Schwäche und Unentschlossenheit, welche Jakob bei dieser Gelegenheit zeigte, als ein Schandfleck auf seinem Namen haften.

Die Lage eines Sohnes, der in dem Weibe, das ihn geboren, die Mörderin des Mannes sehen muß, der ihn erzeugte, ist jedenfalls eine der furchtbarsten, welche die menschliche Phantasie ersinnen kann. Die Dichter des Alterthums haben dieselbe mit Vorliebe behandelt, in jenen zahlreichen Dramen, welche die Sage vom Orest und der Rache, die er für den Mord Agamemnon's nahm, behandeln. Unter den Neuern hat, soviel wir uns erinnern, nur Einer gewagt, einen ähnlichen Stoff auf die Bühne zu bringen: aber dieser Eine ist Shakspeare und das Stück, in dem er es gethan, ist „Hamlet", die tiefsinnigste und zugleich die populärste unter allen Tragödien des unsterblichen Briten.

Die Fabel dieses Dramas hat Shakspeare bekanntlich einer Erzählung des Saxo Grammaticus entnommen, welche ihm wahrscheinlich durch eine im Jahre 1564 gedruckte Novellensammlung bekannt gewor-

den war. Wann Shakspeare zuerst den „Hamlet" bearbeitet, hat sich bisher trotz aller angewandten Mühe nicht feststellen lassen; die im Jahre 1603 erschienene Ausgabe des „Hamlet" ist nach der Angabe des Titelblatts gegen die frühere verloren gegangene Ausgabe um ein Drittel vermehrt; ein bereits im Jahre 1587 erwähntes Trauerspiel „Hamlet" rührt, wie man allgemein annimmt, nicht von Shakspeare, sondern von einem nicht bekannten Dichter her (siehe Gervinus, „Shakspeare", III, S. 242).

Wie Hamlet das tiefsinnigste und zugleich beliebteste Stück des Dichters ist, so hat dasselbe auch von jeher die meisten Auslegungen und Erklärungsversuche erfahren. Es ist nicht unsere Absicht, die Zahl dieser Versuche zu vermehren: wohl aber scheint es uns von Interesse, auf eine historische Parallele hinzudeuten, welche, dünkt uns, aus den ebenerzählten Umständen sich unwillkürlich aufdrängt.

Diese Umstände waren zu Shakspeare's Zeit, zu der Zeit, da „Hamlet" über die Breter ging, jedermann in England bekannt; konnte die Aehnlichkeit, die zwischen ihnen und der Fabel des „Hamlet" besteht, den Zuschauern jener Zeit, konnte sie König Jakob selbst entgehen? Oder mußten sie nicht durch das ganze Stück, namentlich aber durch die Erzählung von der Ermordung von Hamlet's Vater durch seine Mutter und von der so rasch nach dem Morde folgenden Wiedervermählung der letztern sich unwillkürlich erinnert fühlen an die Ermordung Darnley's durch Maria Stuart und an deren so verhängnißvoll gewordene Vermählung mit Bothwell? Ja mußte nicht Shakspeare selbst, als er den „Hamlet" schrieb, diese Verwandtschaft zwischen der Fabel seines Dramas und der Geschichte König Jakob's sich fühlbar gemacht haben?

Es scheint uns unmöglich, diese Frage zu verneinen. Der Proceß der Maria Stuart, die Verhandlungen des Parlaments, auf Grund deren dasselbe zu wiederholten malen ihre Hinrichtung bei der Königin Elisabeth beantragt hatte, bei welcher Gelegenheit die Ermordung des Lord Darnley und Maria Stuart's skandalöse Verheirathung mit Lord Bothwell vielfach öffentlich erörtert worden waren, hatten doch unter den Augen Shakspeare's stattgefunden, der seine erste Bearbeitung des „Hamlet" jedenfalls wenige Jahre nach dem Tode der Maria Stuart verfaßte. Unmöglich kann Shakspeare, der einen so großen Theil der Geschichte Englands dramatisch behandelt, ja der in seinem „Macbeth" in die fernste Zeit der schottischen Geschichte zurückgegriffen hat, für das größte Drama, das in seinem Vaterlande unter seinen Augen vorging, während es gleichzeitig ganz Europa in Bewegung setzte — unmöglich, sage ich, kann er für dies furchtbare Drama blind gewesen sein, besonders da die Jugendgeschichte seines eigenen Königs (denn bekanntlich be-

stieg König Jakob V. von Schottland nach dem Tode der Elisabeth im Jahre 1603 als Jakob I. den Thron von England) sich darin abspielte.

Im Gegentheil, selbst an persönlichen Beziehungen zu König Jakob und seinen Jugendschicksalen scheint es uns dem Stücke nicht zu fehlen. Wenn der Geist von Hamlet's Vater sich beklagt, daß er im Schlafe ermordet sei, ohne nur Zeit zur Beichte gehabt zu haben, wem von den damaligen Zuschauern mußte es dabei nicht einfallen, daß auch Lord Darnley ganz ebenso im Schlaf überfallen und ermordet worden war? Oder wenn in dem Stück wiederholt hervorgehoben wird, daß zwar Hamlet's Vater ein Apoll an Schönheit, sein Bruder dagegen häßlich wie die Nacht (Act I, Scene 5; Act III, Scene 3), wer mußte sich dabei nicht erinnern, daß auch Darnley einer der schönsten Männer seiner Zeit, Bothwell dagegen von seltener Häßlichkeit gewesen war?

Man beachte ferner, daß in der Erzählung des Saxo Grammaticus der Charakter Hamlet's als der eines entschlossenen thatkräftigen Kriegers erscheint, der mit raschem Entschluß seine Reise nach England benutzt, ein Heer zu sammeln, mit welchem er seinen Oheim besiegt, den Mord seines Vaters rächt und den Thron von Dänemark wiedererobert. Dagegen schildert Shakspeare, der sonst nicht so leicht und niemals ohne zureichenden Grund von seinen Quellen abweicht, seinen Hamlet zwar als gelehrt, witzig, liebenswürdig, aber als im höchsten Grade schwach und unentschlossen. Wer könnte hier die Parallele mit König Jakob verkennen? Auch König Jakob war gelehrt, witzig, nicht ohne Geschmack für Dichtkunst, wie namentlich die Gunst beweist, die er Shakspeare erzeigte: daneben aber durchaus unentschlossen und ein Mann ohne Energie und ohne Thatkraft, ein Zauderer und Träumer wie — nun ja, wie Hamlet....

Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als hätte Shakspeare bei seinem „Hamlet" die Absicht gehabt, die Jugendgeschichte König Jakob's auf die Bühne zu bringen und die alte Sage von dem Dänenprinzen wäre für den Dichter nur eine bequeme Maske gewesen, den eigentlichen zeitgeschichtlichen Stoff darunter zu verstecken: etwa nach Art jener allegorisch-politischen Romane, die wenige Jahre nach Shakspeare's Tod, ebenfalls noch zu König Jakob's Zeit, 1621 mit der „Argenis" des Barclay entstanden, um sich von da ab rasch über die gesammte Literatur Europas zu verbreiten und lange Zeit eine Lieblingsgattung derselben zu bilden. Nein, was wir behaupten oder was uns doch in hohem Grade wahrscheinlich dünkt, ist lediglich dies, daß Shakspeare mit dem Instinct des Poeten die verwandten Züge herausfand zwischen der alten dänischen Sage und jener blutigen Tragödie, die sich soeben vor seinen Augen abgespielt hatte, und daß diese Verwandtschaft ihm auch bei Ausarbeitung seines Stücks, vielleicht ihm selbst unbewußt, vorschwebte

und ihm gewisse Züge eingab, auf die er vermuthlich ohne dies nicht gekommen oder die ihm doch nicht mit solcher Lebendigkeit entgegengetreten wären. Nicht weil er darin ein geeignetes Seitenstück zu der tragischen Jugendgeschichte König Jakob's sah, entschloß er sich, die Geschichte vom Hamlet poetisch zu bearbeiten: was ihn zuerst zu diesem Stoffe hinzog, waren ohne Zweifel die gewaltigen poetischen und namentlich dramatischen Motive, die demselben innewohnen. Allein diese Motive selbst wären ihm allem Vermuthen nach nicht so deutlich aufgegangen, sie hätten nicht mit dieser Kraft auf ihn gewirkt, hätte er nicht in der Geschichte Hamlet's jene furchtbare Tragödie wiedergefunden, deren Zeuge er soeben gewesen war; Hamlet, der edle, liebenswürdige, aber unentschlossene und thatenarme Hamlet hätte vielleicht nicht diese Lebenswahrheit gewonnen, noch spräche der Geist des gemordeten Vaters in so erschütternden Tönen zu unserer Seele, hätte damals nicht ein Hamlet leibhaftig auf dem Throne Schottlands gesessen oder wäre nicht Lord Darnley's blutiger Schatten, gleich einem ruhelosen Geist, noch in der Erinnerung der Zeitgenossen umgegangen.

Unter allen Umständen konnten die Erinnerungen, welche durch die Aufführung des „Hamlet“ in König Jakob erweckt wurden, nur von höchst schmerzlicher Beschaffenheit sein und gehörte daher auf seiten Shakspeare's gewiß ein nicht geringer Grad von Kühnheit dazu, daß er den schon unter der Königin Elisabeth geschriebenen „Hamlet“ gerade im ersten Jahre der Regierung König Jakob's neu herausgab. Allein man weiß ja auch sonst, mit welcher Unbefangenheit Shakspeare bei der Wahl seiner Stoffe zu Werke ging und wie wenig er sich scheute, den Höflingen Anstoß zu geben. Den „Hamlet“ neu herauszugeben, in demselben Jahre, da König Jakob, dieser Hamlet der Geschichte, den Thron bestiegen, war ein Wagstück, allerdings: aber doch kein größeres, als der Dichter bereits unter der Regierung der Königin Elisabeth unternommen, indem er Heinrich VIII., den Vater der Königin, in vollster Porträtähnlichkeit auf die Breter gebracht und mit allen seinen Fehlern und Gebrechen freimüthig dargestellt hatte.

Und das ist dann gewiß nicht der letzte Grund der Verehrung, die wir nicht blos dem Dichter, sondern auch dem Menschen Shakspeare zollen, dieser männliche Muth und diese Unbekümmertheit um die Gunst der Großen, die sein ganzes Wesen durchdrang und die ihn namentlich auch bei der Wahl der von ihm bearbeiteten Stoffe leitete —

> He was a man, take him in all for all
> I shall not look upon his like again.

Sg.

Literatur und Kunst.

Militärische Literatur.

Von Wilhelm Schulz-Bodmer, einem Autor von freisinniger und selbständiger Denkungsart, die sich auf den verschiedensten Gebieten der Literatur, auf dem Felde der Militärwissenschaft, der Politik, der Philosophie, der Naturwissenschaften rc. durch zahlreiche Schriften einen geachteten Namen erworben hat, erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens". Es liegt eine eigenthümliche Ironie des Schicksals darin, daß dies Werk, die Frucht langjähriger und sorgfältiger Studien, gerade im gegenwärtigen Augenblick ans Licht tritt. Der Verfasser versucht einen Gedanken weiter auszuführen, den er bereits in seiner vor einigen Jahren erschienenen „Militärpolitik" geäußert und der überhaupt gleichsam das A und O seiner gesammten militärwissenschaftlichen Schriftstellerei bildet: die Nachtheile zu erweisen, welche den modernen Staaten aus den stehenden Heeren erwachsen. Die stehenden Heere sind nach der Darstellung des Verfassers die eigentlichen Quellen aller jener Uebel, an denen die Welt in diesem Augenblick noch leidet; die stehenden Heere abgeschafft und statt ihrer jene allgemeine Volkswehr eingeführt, über welche er sich ebenfalls in der „Militärpolitik" des Nähern ausgesprochen und siehe da, es würde keinen Despotismus und also auch keine Revolutionen, es würde keine Armuth und Noth, keine unfruchtbare Arbeit und kein Proletariat, keine sittliche und geistige Verwilderung mehr geben. Der Schilderung dieser Nachtheile und Gefahren sind der dritte, vierte und fünfte Abschnitt des Werks als der eigentliche Kern desselben gewidmet. Eingeleitet wird dasselbe durch einen geschichtlichen Rückblick auf Entstehung und Wachsthum der ständigen Bewaffnung in Europa; der Verfasser charakterisirt darin die neuere Zeit als die Zeit der militärischen Frondienste; während sonst überall im gebildeten Europa, selbst in Oesterreich die Frondienste aufgehoben und abgelöst sind, erhält der Staat vermittelst der stehenden Heere seine waffenfähige Mannschaft in einem Zwangsdienst, der weit härter ist, weit tiefer in die Selbständigkeit des einzelnen eingreift und im allgemeinen weit schmerzlichere Wunden schlägt als alles zusammengenommen, was das Mittelalter jemals an Frondienst geleistet und gelitten hat. Es schließt sich hieran eine sehr sorgfältig gearbeitete Statistik des Heerwesens der Gegenwart, wobei die Hauptstaaten Europas nach Wehrverfassung, Dienstzeit, militärischen Strafgesetzen, Verpflegung und Sold rc. einzeln durchgegangen und schließlich die Kosten berechnet werden, welche die ständige Bewaffnung den Staaten Europas auferlegt. Und doch sind diese directen Kosten noch lange nicht die schlimmsten, noch viel größer sind die mittelbaren Nachtheile, welche das Volkswohl dadurch erleidet, daß eine so große Anzahl der rüstigsten und arbeitsfähigsten Männer zum uniformirten Müßiggang verurtheilt und in der freien und fruchtbaren Entfaltung ihrer Kräfte behindert wird. Der Darstellung

dieser nationalökonomischen und finanziellen Nachtheile sowie der moralischen, politischen und socialen Verbrechen und Gefahren, die sich daraus entwickeln, sind die beiden nächsten Abschnitte gewidmet. Auch hier gründet der Verfasser seine Folgerungen durchweg auf genaue statistische Angaben, soweit nämlich in diesen Dingen eine statistische Genauigkeit möglich ist. Beispielsweise wollen wir anführen, daß der Verfasser die Verluste, welche der letzte orientalische Krieg von 1854—56 mit sich geführt hat, auf 6200 Millionen an directen Kriegskosten abschätzt, wovon 5500 auf diejenigen Mächte kommen, die sich an dem Kriege unmittelbar betheiligten, 700 Millionen aber auf die übrigen, die es bei bloßen Rüstungen bewenden ließen. Dazu kommt dann der Verlust an Menschenleben, den der Verfasser auf 715,600 taxirt, was nach der Berechnung des Verfassers einem Kapitalverlust von beinahe 1600 Millionen Francs gleichkommt. Den anderweitigen directen Kriegsschaden durch Plünderungen, Feuersbrünste, Zerstörungen ꝛc. berechnet er, freilich nur aufs Gerathewohl, zu mehr als einer Milliarde Francs. Noch ungleich größer jedoch sind die indirecten Kriegsschäden, die durch Verminderung der Arbeitskraft, durch Hemmung der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, ferner durch das Sinken der Werthpapiere ꝛc. entstanden sind. Alles zusammengenommen, ergibt sich ein Schaden in runder Summe von beinahe achtzehn Milliarden Fr. oder siebenhundertzwanzig Millionen Pf. St., das heißt mit andern Worten: die arbeitende Bevölkerung, männliche wie weibliche, von ganz Europa zu hundert Millionen und den täglichen Erwerb des Arbeiters zu durchschnittlich einem Franc angenommen, hat jeder dieser Arbeiter 180 Tage lang gleichsam in der Frone arbeiten, er hat seine Arbeit wegwerfen und auf die Frucht seines Schweißes verzichten müssen, damit nur der binnen 28 Monaten angerichtete Kriegsschaden wieder ersetzt sei. Dasselbe Exempel läßt sich auch so ausdrücken, daß jede der circa 49 Millionen Familien, von denen Europa bewohnt ist, einen Kriegsschaden von 360 Fr. (circa 120 Thlr. preußisch) erlitten oder die Summe als unfreiwillige Kriegssteuer hat beitragen müssen, damit Russen und Türken mit den Westmächten sich in der Krim die Köpfe blutig schlagen konnten.

Allerdings ein haarsträubendes Exempel, das einen wol begierig machen kann, die Vorschläge zu vernehmen, mit denen der Verfasser dem Uebel der stehenden Heere und allen ihren unseligen Folgen abzuhelfen gedenkt. Mit der Entwickelung dieser Vorschläge beschäftigt sich der sechste Abschnitt dieses Werks: „Reform des Heerwesens zur Bewahrung des innern und äußern Friedens“. Der Verfasser spricht darin den Friedensvereinen sowie den völkerrechtlichen Schiedsvereinen das Wort. Die Hauptsache bleibt immer, wie schon angedeutet, die Verwandlung der stehenden Heere in Volksheere, unterstützt und vorbereitet durch eine allgemeine militärische Jugenderziehung, in der Art etwa, wie sie in der Schweiz stattfindet, die überhaupt das militärische Ideal des Verfassers ist. Allein so wohlgemeint die Absichten des Verfassers ohne Zweifel sind und mit so viel Sachkenntniß er dieselben verficht, so zweifeln wir doch, daß er damit bei den Männern vom Fach viel Anklang finden wird. Man kann dem Verfasser alles zugeben, was er über die ökonomischen und moralischen Nachtheile der stehenden Armeen sagt, so bleibt nichtsdestoweniger der Zwang der Noth, dem sich kein einziger

Staat entziehen kann. Die politische Lage Europas, ja der modernen Welt überhaupt ist nun einmal eine so complicirte, das Fundament, auf dem sie beruht, ist ein so künstliches, daß wir die stehenden Armeen für den Augenblick nicht entbehren können. Das Beispiel der Schweiz, soviel Verlockendes es hat und so gern der Verfasser sich darauf beruft, paßt doch nicht ganz, weil die Lage der Schweiz sowol in geographischer wie in politischer Hinsicht eine ganz besondere ist, mit der kein anderer europäischer Staat sich vergleichen kann. Dasselbe gilt, wennschon im verringerten Maße, auch von England, das der Verfasser ebenfalls mit Vorliebe behandelt und dem er nicht abgeneigt ist, in Betreff der Militärverfassung nächst der Schweiz den ersten Rang anzuweisen: eine Ansicht, der schwerlich irgendeine praktische Militärperson beipflichten wird. Auch England hat theils in seiner Insellage, theils in dem Umstand, daß es seine bewaffnete Macht meistens nur außerhalb Europas gegen verhältnißmäßig uncultivirte Gegner zu verwenden hat, endlich in der Blüte seines Handels und seines Volksreichthums Hülfsquellen und Vortheile, deren sich kein anderer europäischer Staat erfreut, und kann daher für England ein System gut sein, bei dem andere Staaten nothwendig zu Grunde gehen müßten.

Damit soll jedoch von weitem nicht gesagt sein, als hätten wir es in dem Buche mit müßigen Utopien und Träumereien zu thun. Gewiß liegt in dem Vorschlag des Verfassers, die stehenden Heere völlig aufzulösen und die Gesammtheit des Volkes zur Landesvertheidigung — denn von Angriffskriegen könnte dann keine Rede mehr sein — heranzubilden, ein großer und fruchtbarer Gedanke, nur ist die Zeit zur Ausführung desselben noch lange nicht reif und am wenigsten dürfte der gegenwärtige Augenblick, wo der Zunder eines europäischen Kriegs eben in lichte Flammen emporschlagen will, dazu geeignet sein. Das Buch ist somit mehr als eine Kritik der Gegenwart zu betrachten, ein Samenkorn vorgeschrittener Erkenntniß, geworfen in den undankbaren Boden dieser Zeit, um dereinst vielleicht in der Sonne der Zukunft zu reifen. In dieser Beschränkung aufgefaßt, verdient das Buch die lebhafteste Anerkennung und darf sowol dem Kenner wie dem Laien als eine vielfach belehrende und anregende Lectüre empfohlen werden. Zur nähern Begründung dieser Empfehlung wollen wir hier mittheilen, was der Verfasser über das Institut der preußischen Landwehr äußert. Die preußische Landwehr ist bekanntlich in neuerer Zeit der Gegenstand sehr widersprechender Beurtheilungen gewesen; während die einen sie als die unentbehrliche Grundlage zur Macht und Größe des preußischen Staats betrachten, erblicken andere darin eine unverhältnißmäßige Last, die obenein den militärischen Zwecken nicht einmal völlig entspricht. Der Verfasser verkennt nicht, daß auch die letztere Ansicht manches für sich hat; er gehört nicht zu denen, welche die Welt überreden möchten, die großen Erfolge der Jahre 1813 und 14 seien allein und lediglich durch die Landwehr erreicht worden und die Linie sei nur so gewissermaßen mitspaziert; er weiß, daß die ruhmvollen Leistungen, welche die preußische Landwehr damals wirklich vollbracht, unter Umständen und Verhältnissen vollbracht worden sind, die sich seitdem wesentlich verändert haben. Allein auch die Lichtseiten der preußischen Einrichtung entgehen ihm nicht. „Der nicht hoch genug anzuschlagende Vorzug der Wehrverfassung Preußens", sagt er S. 296, „ist es, daß es unter

allen Großstaaten des Festlandes der einzige ist, der sein Militärsystem nach dem maßgebenden Hauptzwecke der Vertheidigung geordnet, der ebendarum auf ehrsüchtige Uebergriffe gegen Nachbarstaaten und auf verbrecherische Eroberungskriege im voraus verzichtet hat. Die Einführung des preußischen Landwehrsystems in allen Staaten des europäischen Festlandes wäre zugleich eine Bürgschaft für die dauernde Erhaltung des europäischen Friedens und folgeweise für ein gedeihlicheres Aufblühen des Wohlstandes der Nationen. Auf den Grund statistischer Vergleichungen mußten überdies — im Verhältnisse zu den Staaten mit Conscriptionen — alle physischen, moralischen und socialen Einflüsse des preußischen Heerwesens als bei weitem günstiger bezeichnet werden. Auch das ist nicht zu übersehen, daß zwar der militärische Staatsaufwand Preußens groß ist, daß hingegen die jährlichen Arbeitsverluste durch militärische Präsenz im ganzen bedeutend geringer sind als in den Conscriptionsstaaten. Jener beträchtliche Staatsaufwand hängt wesentlich mit einer wol für die große Masse der stehenden Armee allzu lange dauernden activen Dienstzeit zusammen. Aber in dieser Richtung sind nach besserer Sicherstellung des europäischen Friedens, allmähliche Aenderungen und Ersparnisse leicht ausführbar. Im Hinblick auf die ruhmvolle Erhebung im Jahre 1813 werden sich ja Regierungen und Abgeordnete des preußischen Volks zeitig genug erinnern, daß sie die Rettung aus der Noth nicht der jahrelangen abstumpfenden Dressur zu den Künsten des Exercirplatzes und zum gedankenlosen soldatischen Gehorsam zu verdanken hatten, sondern dem zweckmäßig geordneten und geleiteten, aber zugleich dem freiwilligen Aufschwunge der gesammten streitbaren Bevölkerung. Sie werden es dem Auslande gegenüber ins Auge fassen, daß Preußen zu seiner Vertheidigung nach vollständiger Entwickelung des Landwehrsystems über eine zum Felddienst verwendbare Truppenmacht von mehr als 800000 Mann, daß es in Verbindung mit Deutschland über mehr als zwei Millionen zu verfügen hätte; also über eine Streitmacht, deren Bewältigung durch die stehenden Armeen Rußlands und Frankreichs, selbst wenn sich diese zu einem Angriff verbänden, mindestens ebenso undenkbar wäre als etwa die Bewältigung der Schweiz durch die stehende Armee eines Königreichs Sardinien. Für die von der französischen Conscription einmal erlösten Deutschen wäre es vielmehr eine leichte Arbeit, die Vermessenheit ihrer sogar von allen Seiten andringenden Feinde gebührend zu züchtigen. In ihren Beziehungen zum Deutschen Bund und zu Oesterreich werden es die preußischen Staatsmänner nicht verkennen, daß der preußische Staat zu der in Deutschland ihm gebührenden Stellung nicht eher gelangen kann, bis der ganze wehrkräftige Theil des deutschen Volks auch wirklich zur Landwehr geworden ist. Denn bis dahin wird Oesterreich mit seiner größern stehenden Armee nothwendig ein politisches und militärisches Uebergewicht haben, obgleich es mit einer geringern Bevölkerung als Preußen am Deutschen Bunde theilnimmt. Alle wohldenkenden Preußen, die ein Herz haben für ihr preußisches und deutsches Vaterland, die auf ein selbständiges Urtheil nicht verzichten mögen, werden also ihre Stimme dafür erheben, daß man durch ein wohlfeileres und wirksameres Wehrsystem der Steigerung eines improductiven Staatsaufwandes zeitig genug vorbeuge; daß man Preußen und Deutschland in den Stand setze, nach dem wahren Maße ihrer Kräfte am großen Welt-

verkehr theilnehmen zu können; daß man die deutsche Industrie und den deutschen Ackerbau, der in den stehenden Armeen nutzlos beschäftigten Hände von Hunderttausenden nicht länger beraube. So würde man bald zu einem Sparsystem im Frieden gelangen, wodurch es so gut in Preußen wie in England möglich würde, die militärischen Dienste im Kriege nach ihrem vollen Preise und nach Maßgabe der von der Landwehr alsdann zu fordernden Opfer belohnen zu können."

Was der Verfasser dagegen gleich darauf über die deutlichen Zeichen einer zunehmenden Abneigung gegen das bisherige Heerwesen sagt, die sich sogar auch in Preußen kund geben sollen, unbeachtet der bessern Stellung, welche der preußische Soldat in Friedenszeiten einnimmt, so beruht das großentheils auf Misverständnissen und Uebertreibungen; Betrügereien und Unterschleife bei der Aushebung, wie die am Rhein und in der Provinz Sachsen vorgekommenen, haben sich eben zu allen Zeiten zugetragen, es sind, wie wir den Verfasser aus genauester Kenntniß der preußischen Militärverhältnisse versichern können, ganz vereinzelte Vorgänge, die mit einer angeblichen Umänderung in der Stimmung des Volks nicht das Mindeste zu thun haben und daher auch durchaus nicht zu den Schlüssen berechtigen, welche der Verfasser daran knüpft. Angehängt sind dem Buche eine Reihe statistischer Tabellen, die eine vergleichende Uebersicht über den Bestand der Mannschaft in den verschiedenen Heeren und Kriegsmarinen, über Dienstzeit, Sold, Militärbudgets, Bevölkerungen und Staatsschulden &c. gewähren; dieselben bilden eine höchst dankenswerthe Zugabe, die namentlich dem militärischen Leser, der sonst nicht leicht Gelegenheit hat, diese Dinge auf einem Blatte beisammen zu finden, sehr willkommen sein wird.

Ueber einige andere Neuigkeiten derselben Gattung beschränken wir uns auf nachstehende kurze Bemerkungen. Den Preis darunter verdient unzweifelhaft die „Geschichte der Infanterie. Von W. Rüstow" (2 Bde., Gotha, Scheube). Der Verfasser ist anerkannt als einer der ersten Autoritäten seines Fachs; selbst seine politischen Gegner, deren er nicht wenige zählt, müssen sich dem Uebergewicht seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns beugen. Von beiden hat er in dem vorliegenden Werke neue und glänzende Proben geliefert; mit einer seltenen Beherrschung des Materials verbindet dasselbe eine Präcision und Knappheit des Ausdrucks, die wir nicht besser bezeichnen zu können glauben, als indem wir sie eine echt militärische nennen. Das Werk zerfällt in zwei große Abschnitte; die ersten drei Bücher behandeln die Alte Zeit und das Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Kriege, während das vierte Buch dem Fußvolk des 17. Jahrhunderts, das fünfte und sechste aber demjenigen des 18. und 19. Jahrhunderts gewidmet ist. In jenen ist es besonders Gustav Adolf, mit dem der Verfasser sich ausführlich beschäftigt, hier dagegen Leopold von Dessau, Friedrich der Große und Napoleon. Den Schluß bilden Aussichten in die Zukunft, in welchem die Wiederherstellung einer einzigen Infanterie verheißen und noch sonst manch militärisch wie politisch bedeutsames Wort gesprochen wird. Einen besondern Werth erhält das Buch noch durch die zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitte; dieselben beschränken sich auf das Nöthigste, dienen jedoch in ihrer klaren und sachgemäßen Ausführung wesentlich zum Verständniß.

Einen bisher nur wenig berücksichtigten Gegenstand der modernen Kriegsgeschichte behandelt „Das Norddeutsche Bundes-Corps im Feldzuge von 1815. Mit besonderer Rücksicht auf die kurhessischen Truppen. Nach handschriftlichen Originalien und andern Quellen bearbeitet von C. Renouard, Hauptmann a. D. Mit zehn Beilagen und einer Uebersichtskarte" (Hannover, Rümpler). Der Truppentheil, mit dessen Specialgeschichte der Verfasser sich hauptsächlich beschäftigt, bildete bekanntlich einen Hauptbestandtheil, sozusagen den Kern des norddeutschen Bundescorps. Im Verein mit den Contingenten anderer kleiner deutschen Staaten hatte es die Bestimmung, einen Theil der Festungen an der Maas und in den Ardennen einzuschließen und nach Umständen zu belagern. Den kurhessischen Truppen fiel dabei der schwierigste Theil der Aufgabe zu, eine Aufgabe, die zwar keine Gelegenheit bot zu großen weltbewegenden Thaten, die aber doch die ganze soldatische Tüchtigkeit in Anspruch nahm und bei der daher auch der alte mit Recht gepriesene Kattenmuth vielfache Veranlassung fand, sich aufs neue zu bewähren. Der Verfasser, dem zahlreiche theils gedruckte theils ungedruckte Quellen zu Gebote standen, hat eine sehr gründliche und fleißige Arbeit geliefert und auch die Darstellung ist gewandt und fließend. Besonders erfreulich war uns der frische männliche Sinn, der das Ganze belebt; der Verfasser ist nicht nur ein guter Hesse, er ist auch ein guter und patriotischer Deutscher, ein Feind alles leeren Formelkrams, begeistert für die Ehre seines Standes, aber ein entschiedener Gegner jenes Gamaschendienstes und jener leeren Spielereien, die nur allzu oft den wahren soldatischen Geist ersetzen sollen. In diesem Sinne schließt der Verfasser sein Buch mit der nachstehenden kräftigen Apostrophe: „Darum weg", ruft er, „mit den Resten einer unfruchtbaren Pedanterie! Weg mit den taktischen Spielereien des Paradeplatzes! Weg endlich mit dem mechanischen unbewußten Handeln selbst des gemeinen Mannes! Dafür mögen wir aber gekräftigt sehen die moralische Selbständigkeit, den thatenlustigen Willen, die Hingebung für des Vaterlandes und des Fürsten Wohl, vor allem aber für die nationale Würde Deutschlands!"

Denselben frischen und männlichen Geist athmet auch ein zweites gleichzeitig in demselben Verlag erschienenes Buch desselben Verfassers „Aus dem Leben des Offiziers. Anschauungen und Urtheile betreffs militärischer Verhältnisse und Leistungen". Es ist eine Reihe vermischter Aufsätze, in denen der Verfasser, ohne sich an eine ganz strenge Ordnung zu binden, die wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse in dem dienstlichen und außerdienstlichen Leben des Offiziers bespricht. Auch hier zeigt der Verfasser denselben männlichen und vorurtheilsfreien Geist und dieselbe Abneigung gegen alle Pedanterie, wie in dem vorhin besprochenen Buche. Vortrefflich ist namentlich, was er über die wissenschaftliche Ausbildung des Offiziers sowie was er über den militärischen Corpsgeist sagt; auch der Abschnitt über die militärische Erziehung des Soldaten, wobei mit Recht das größte Gewicht auf die Kameradschaft gelegt wird, enthält viel Treffendes. Das Ganze ist eine Lectüre, welche jeden, der das Denken überhaupt nicht verlernt hat — und leider auf dem Paradeplatze verlernt es sich zuweilen — unwiderstehlich zum eigenen Nachdenken anregt und wünschen wir dem Buche daher recht viele

und recht aufmerksame Leser, besonders unter dem Offizierstande, der eine solche Anregung und Auffrischung wol gebrauchen kann.

Schließlich sei hier noch erwähnt „Die Schlacht bei Leuthen. Eine Jubelschrift von Dr. Adolf Müller. Mit einem Schlachtenplane“ (Berlin, Schulze). In Wahrheit zwar gehört das Buch weniger der Kriegsgeschichte als der allgemeinen Geschichte an und auch in letzter Beziehung ist es von keiner Erheblichkeit. Der Verfasser, der in gewissen berliner Kreisen ein Art von Lokalkenntniß besitzt, und der sich deshalb, wie es scheint, verpflichtet glaubt, keinen denkwürdigen Tag der preußischen Geschichte ohne eine besondere Gelegenheitsschrift vorübergehen zu lassen, hat schon früher einige ähnliche Schriftchen über die Schlacht bei Prag, die Schlacht bei Roßbach ꝛc. veröffentlicht. Auf selbständige Studien machen diese Schriftchen sämmtlich keinen Anspruch, vielmehr besteht ihr ganzes Verdienst in einer gewissen Popularität des Vortrags, die aber noch häufiger Trivialität als Popularität ist. Diesmal ist es hauptsächlich das bekannte Werk vom Professor Kutzen in Breslau, das dem Verfasser als Quelle gedient hat. Neues sucht man somit in dem Schriftchen vergeblich, es müßte denn etwa die vom Verfasser gemachte und bei jeder Gelegenheit starkbetonte Entdeckung sein, daß der alte Fritz ein sehr gottesfürchtiger Herr gewesen und seine Siege hauptsächlich deshalb erfochten, weil er ein Freund Gottes und der Natur war und überall Gottes Sache im Auge hatte — oder wie es Seite 20 heißt: er fühlte sich nur als Werkzeug in der Hand Gottes, er wußte, daß Gott seinen Engeln über den Menschen Befehl gibt, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, aber nur so lange sie auf seinen Wegen wandeln. — Das Büchlein ist zum Jubelfest der Schlacht bei Leuthen, also bereits vorigen Herbst, noch vor Rücktritt des Ministeriums Manteuffel-Westphalen geschrieben. Das mag diesen Kanzelton, in welchem hier über Friedrich den Großen gesprochen wird, denn schon erklären; hoffentlich, wenn der Verfasser uns dieses Jahr wiederum mit einer Gelegenheitsschrift erfreut, wird er alsdann aus einer andern Tonart singen. v. B.

Bildende Kunst.

Das „Bilder-Brevier der dresdener Galerie. Von Julius Hübner. Mit Originalradirungen von H. Bürkner und andern“ (Dresden, Kuntze), über das wir in Nr. 47 des „Deutschen Museum“ von 1857 berichteten, hat beim Publikum solchen Anklang gefunden, daß Herausgeber und Verleger sich zur Veröffentlichung einer zweiten Folge entschlossen haben. Dieselbe schließt sich innerlich wie äußerlich der frühern Abtheilung aufs genaueste an und können wir daher auch jene empfehlenden Worte, mit denen wir den Anfang des Unternehmens begrüßten, in Betreff dieser zweiten Folge nur wiederholen. Es sind wiederum 25 Perlen der dresdener Galerie, die uns in kleinen, dennoch höchst saubern und meistentheils auch recht charakteristischen Nachbildungen vorgeführt werden. Auch diesmal finden sich alle Schulen sowie alle Richtungen darin vertreten, von Rafael angefangen, dessen berühmte „Heilige Cäcilie“ Hr. Bürkner vortrefflich wiedergegeben hat, bis hinunter zu Franz van Mieris' bekanntem „Atlaskleid“ und dem „Zahnarzt“ von Honthorst. Am reichsten sind, den Schätzen der dresdener Galerie

sowie ohne Zweifel auch dem persönlichen Geschmack des Herausgebers entsprechend, die Italiener vertreten; außer dem schon genannten Rafael'schen Gemälde begegnen wir Correggio (Madonna mit Heiligen), Schule des Leonardo da Vinci (Herodias), Andrea del Sarto (Opfer Abraham's), Tizian (Lucrezia Borgia), Paul Veronese (Anbetung der Könige), Guido Reni (Semiramis und Ecce Homo), Carlo Dolci (Herodias) ꝛc. Die spanische Schule wird durch eine vortreffliche Madonna von Murillo sowie durch einen heiligen Franciscus von Zurbaran repräsentirt. Von van Eyck erhalten wir eine Maria von Heiligen umgeben, ganz in dem strengen architektonischen Geschmack des Meisters. Einen ähnlichen strengen und keuschen Charakter athmet eine Maria mit dem Kinde aus der altdeutschen Schule: Maria wehrt dem Jesuskinde die Fliegen ab, während im Hintergrunde kleine, kaum sichtbare Engel beschäftigt sind, das Haus zu ordnen und zu schmücken; rechts und links St.-Antonius und St.-Sebastian. Von Hans Holbein dem Jüngern sehen wir ein vorzügliches Porträt, das lange Zeit für eine Arbeit Leonardo da Vinci's gehalten ward, neuerdings jedoch für ein Werk Holbein's und zwar für das Porträt des Goldschmieds Morrett erkannt worden ist. Die holländische Schule wird durch Rubens, Metsu, ferner durch die schon genannten Honthorst und Mieris sowie durch eine Landschaft von Jakob Ruysdael vertreten; den Schluß bildet eine Landschaft von Claude Lorrain. Dazu kommen dann noch ein in Holzschnitt ausgeführtes Titelblatt, das jedoch nur eine Wiederholung des dem ersten Bande beigegebenen ist, und der Tod Tizian's nach einer Zeichnung von Hübner. Die Radirungen rühren theils von H. Bürkner, theils von F. Seiffert her; zwei Landschaften sind von C. Krüger gearbeitet. Sämmtliche Platten scheinen nach Photographien gefertigt, an die sie zum Theil auch in der Behandlung erinnern. Diese Blätter sind nun wiederum wie im ersten Bande von einem poetischen Commentar aus der Feder des Herausgebers begleitet; jedes einzelne Gemälde wird durch ein dazu gehöriges Sonett theils nach seinem Gutgedenken erläutert, theils in seinen Beziehungen zum Künstler sowie zur Kunst im allgemeinen poetisch verherrlicht. Sind diese Sonette auch gerade keine poetischen Meisterwerke, so finden wir doch manchen zarten und lieblichen Gedanken, manche schöne und innige Empfindung darin ausgesprochen und auch die Form ist meistentheils recht wohl gehandhabt. Als Probe mag das nachstehende Schlußgedicht, zum Tode Tizian's gehörig, dienen.

Schon neun und neunzigmal sah er ihn wieder,
Den Frühling, über die Lagune schweben,
Ein rüst'ger Greis, noch voller Mark und Leben,
Da wirft der neun und neunzigste ihn nieder.

Und wär' es nicht die Pest, die gift'ge Hyder,
Die ganz Venedig füllt mit Angst und Beben,
Der Alte hätte sich noch nicht ergeben,
Noch nicht geschlossen seine Augenlider.

„Wie?“ zürnt er laut, „so mitten noch im Lernen
Will man mich von der Schule schon entfernen?
Kaum kann ich allenfalls ein Auge malen,

Der Seele Bild in Iris' feuchten Strahlen!
Wie manche Tafel mußt' ich mir verderben,
Bis ich's gefaßt! Nun hab' ich's — und muß sterben!“

Bei dieser Veranlassung wollen wir gleich noch auf die soeben erschienene fünfte Lieferung der „Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht" (Leipzig, F. A. Brockhaus) aufmerksam machen. Mit dieser Lieferung liegt das Werk nun, das mit einer bei solchen Unternehmungen seltenen Regelmäßigkeit erscheint, zur Hälfte vor und können wir nur wiederholen, was wir schon früher mehrfach geäußert haben: nämlich daß dasselbe der deutschen Kunst zur Ehre gereicht und des erlauchten Namens, den es an der Spitze trägt, vollkommen würdig ist. Daß bei einer derartigen Reproduction allbekannter und allbeliebter Charaktere nicht jedes Blatt jeden Beschauer gleich anspricht, versteht sich von selbst; der individuelle Geschmack und die persönliche Neigung, die bekanntlich sehr verschieden sind, haben dabei einen bedeutenden Spielraum. Im ganzen jedoch glauben wir, wird die Mehrzahl des Publikums sich mit den hier beliebten Auffassungen einverstanden erklären, ja einzelne Blätter können geradezu als Muster gelten, weshalb auch darstellende Künstler, die mit dem Einstudiren Schiller'scher Rollen beschäftigt sind, diese Galerie nicht außer Acht lassen sollten. Ein solches Musterblatt ist in der vorliegenden Lieferung vor allem der Kapuziner aus „Wallenstein's Lager", gezeichnet von Pecht; die so nahe liegende Versuchung zur Caricatur ist hier aufs glücklichste vermieden, ohne darum dem Drastischen des Eindrucks etwas zu vergeben. Auch die Griechin aus dem „Geisterseher" (von A. von Ramberg) ist ein gelungenes Blatt, wogegen in Bertha von Brunneck (nach einer Zeichnung von Pecht) der Ausdruck des Kraftvollen, Herbjungfräulichen wol durch etwas mehr Grazie in der Haltung hätte gemindert werden können. Eröffnet wird die Lieferung durch das Porträt Schiller's und seiner Gemahlin, beide von Pecht. Schiller's Kopf — beide Figuren sind als Kniestück ausgeführt — ist charakteristisch und treu, in der Haltung der Figur dagegen vermissen wir nicht nur die historische Treue, sondern dieselbe hat auch etwas Theatralisches, das uns zu der Natur dieses Dichters sehr wenig zu passen scheint. Charlotte von Lengefeld, mit dem spitzen Hütchen auf dem Ohr, in leidenschaftlich bewegter Haltung dahinschreitend, ist ein sehr pikantes Bild: allein abgesehen davon, daß Bildung und Ausdruck des Gesichts nur wenig Uebereinstimmung mit den sonst bekannten Porträts zeigen, so dürfte gerade das Pikante dieses Bildes mit dem mehr reichen, träumerischen Charakter Charlottens einigermaßen im Widerspruch stehen. Die Stiche von Raab, Fleischmann, Gonzenbach, Nordorf und Schultheiß sind sämmtlich vortrefflich und auch der Text leistet zur Genüge, was man von dergleichen Commentaren zu fordern pflegt. R. P.

Correspondenz.

Aus London.

März 1859.

—r. Wie im vorigen Jahre mit der indischen Bill, so hat jetzt mit der Reformbill das Toryministerium es verstanden, niemand, nicht einmal seine eigene Partei zu befriedigen, und einen allgemeinen Sturm des Unwillens damit gegen sich heraufbeschworen. Es ist überflüssig, auf die Abfassung dieser Bill näher einzugehen, da sie unter keinen Umständen durchgehen wird und sie somit nur ein ganz vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen kann. Zwei Mitglieder der Regierung selbst sind wegen dieser Bill aus dem Cabinet geschieden und die ganze liberale Partei hat sich unter Lord John Russell geeinigt, das Ministerium zu stürzen. Da die Tories und Liberalen über eine ziemlich gleiche Anzahl von Stimmen im Unterhause verfügen, werden die Radicalen unter der Führung von Bright den Ausschlag geben und es unterliegt keinem Zweifel, daß in dieser Frage Bright gegen die Regierung auftreten wird. Das Ministerium hält die Masse seiner Anhänger nur mit der Drohung einer Parlamentsauflösung zusammen; es ist jedoch sehr die Frage, ob bei dem Geiste allgemeiner Opposition, der sich auch bereits im Lande gegen die Regierungsbill kund gibt, Graf Derby es wagen wird zu einer Auflösung zu schreiten. Es ist freilich sicher, daß bei einer Neuwahl der Abgeordneten die Regierung durch Bestechung, Stellenvergebung ꝛc. etwa dreißig bis vierzig weitere Anhänger ihrer Partei ins Unterhaus wird einschmuggeln können; aber dennoch wird ihr wahrscheinlich die Opposition im Lande über den Kopf wachsen. Was der Agitator Bright mit all seinem Talente und Eifer nicht zu Wege bringen konnte, hat jetzt die schlechte Bill der Regierung bewirkt — nämlich ein allgemeines Interesse für die Reformfrage, und eine einstimmige Verdammung des Toryministeriums.

Unter den Debatten, welche bisher im Unterhause stattgefunden haben, war eine der interessantesten die über die indischen Finanzen. Nachdem die Seapoyrevolte endlich unterdrückt scheint und die Suprematie der Engländer in ihrem östlichen Reiche wiederhergestellt ist, drängt sich der Kostenpunkt der ganzen Affaire der Aufmerksamkeit auf. Die Auseinandersetzungen des Staatssecretärs für Indien, Lord Stanley, eines der vielversprechendsten und talentvollsten jungen Politiker, wurden im Unterhause und im Publikum mit allgemeiner Bestürzung aufgenommen. Es ergibt sich daraus, daß schon eine Reihe von Jahren vor dem Ausbruch der Empörung die indischen Revenüen ungenügend gewesen waren, die Ausgaben der Regierung zu decken; daß aber das Deficit sich nach und nach immer verminderte und man sich somit der Hoffnung hingab, es bald genug verschwinden zu sehen. Im Jahre 1853 betrug es 2 Millionen Pf. St., 1856 aber nur noch 200,000 Pf. Außerdem waren in dieser ganzen Zeit alljährlich 2 Millionen Pf. auf öffentliche Bauten verwandt worden, von denen gewiß die Hälfte reproductiv war. Wäre daher der Friede ungestört geblieben, so hätte man wahrscheinlich in den Jahren 1857 und 1858 ein sehr zufriedenstellendes Budget erwarten können. Nun kam aber die Meuterei der Seapoys dazwischen, welche

zu ihrer Unterdrückung höchst bedeutende Summen in Anspruch nahm und außerdem die Thatsache enthüllte, daß die Verwaltung, wie sie bis zum Jahre 1857 bestanden hatte, vollkommen ungenügend war, und daß, wenn überhaupt das Budget jemals auf den frühern Status reducirt werden kann, dies sicherlich erst nach einer langen Reihe von Jahren möglich sein wird.

Die Wiedereroberung des indischen Reiches hat in der That den Engländern ziemlich viel Geld gekostet. Die militärischen Ausgaben betragen 18 Millionen Pf. mehr, als sie gewesen sein würden, wenn alles in Ordnung geblieben wäre; außerdem sind wenigstens 5 Millionen Pf. durch Plünderung der öffentlichen Kassen verloren gegangen und durch die Unmöglichkeit, während der Unruhen im empörten Lande Steuern einzukassiren. Die Empörung hat daher der Regierung allein 23 Millionen Pf. St. gekostet, ungerechnet den Schadenersatz, den sie an Privatleute für die von ihnen erlittenen beträchtlichen Verluste bezahlt hat. Von dem Deficit kommen 3 Millionen auf öffentliche Bauten, und es ist einigermaßen schmeichelhaft für den englischen Nationalstolz, daß die Regierung zu einer Zeit, wo fast ganz Europa das Ende der englischen Herrschaft in Indien für gekommen hielt, den Muth hatte, so beträchtliche Summen auf Bauten zur Verbesserung desselben Landes zu verwenden, welches ihnen kaum noch zugehörte. Würde das indische Budget jetzt wieder auf denselben Stand zurückgehen, auf dem es vor der Empörung war, so würde man hier glauben, noch leidlich davongekommen zu sein, denn man hatte sich auf bedeutende Opfer zur Unterdrückung der Revolte gefaßt gemacht. Aber das, was fast alle Kosten gemacht hat, besteht jetzt fort, wie es während der Empörung selbst der Fall war; es ist dies die Stärke des europäischen Heeres, welches gegenwärtig in Indien stationirt ist. Vor dem Ausbruch der Revolte standen 45000 Engländer in Indien; jetzt ist man genöthigt, dort eine Armee von mehr als 90000 Mann zu halten, und gewiß wird man noch nicht sobald daran denken können, diese Zahl beträchtlich zu reduciren. Das Deficit wird daher in Indien, wie es seit lange in Oesterreich der Fall gewesen, chronisch und vielleicht permanent werden. Wie soll es gedeckt werden? Lord Stanley erklärte, daß in den Civilausgaben der indischen Regierung keine Ersparniß möglich ist; daß das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen (33 Millionen) und den Ausgaben (45 Millionen) nur dann wiederhergestellt werden könne, wenn die englische Herrschaft wieder so consolidirt sei, daß man keiner großen europäischen Truppenmassen mehr benöthigt oder bis ein Netzwerk von Eisenbahnen und Telegraphen eine schnelle Concentrirung von Truppenkörpern ermöglicht. Dies sind aber entfernte und vielleicht trügerische Hoffnungen, und wenn nicht schnell Mittel gefunden werden, die Lücke auszufüllen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Anleihe, welche die Regierung jetzt verlangt, für jedes folgende Jahr nöthig sein wird, bis der indische Credit so gesunken ist, daß niemand mehr borgen will.

Die Frage, ob durch Vermehrung der Einkünfte den finanziellen Schwierigkeiten abgeholfen werden könne, wurde von Lord Stanley verneint. Drei Fünftel von der ganzen indischen Revenu rühren von der Grundrente her. Fünf Millionen Pf. St. bringt das Opium ein; aber auf dieses Item kann man sich nicht allzu fest verlassen, da einmal Schwankungen der Ernte und des Handels einen übeln Einfluß haben können, und der ganze Handel jeden

Augenblick von der chinesischen Regierung vernichtet werden kann. Würde morgen ein Edict von Peking den Chinesen den Bau des Mohns in China gestatten, so würde der fünfte Theil der Einkünfte der indischen Regierung verloren gehen. Auch die Accise und die Salzsteuer können nicht erhöht werden; es bleiben daher nur zwei Punkte übrig, nämlich neue Steuern aufzulegen und der Profit von öffentlichen Bauten; aber damit der letztere beträchtlich sei, braucht man Zeit und Geld, und auch von neuen Steuern läßt sich nicht viel erwarten. Obwol den Grundbesitz und die Armen fast ausschließlich die Steuerlast trifft, hat man es doch noch nicht dahin bringen können, eine Steuer zu erfinden, welche die zahllosen eingeborenen Kapitalisten etwas in Contribution setzen könnte.

Der gegenwärtige Stand der indischen Staatsschuld ist nicht so beunruhigend wie der der Revenuen. Die Schulden betragen etwa 80 Millionen Pf. St, wovon 60 Millionen in Indien selbst erhoben sind; und von dieser Summe fallen 35 Millionen auf die Anglo-Indier, 25 Millionen auf die Eingeborenen. Um der augenblicklichen Noth abzuhelfen, hat Lord Stanley eine Anleihe von 7 Millionen vorgeschlagen, und die betreffende Bill ist in der zweiten Lesung durchgegangen; aber die einzige Garantie, welche die Regierung den Muth hatte zu verlangen, waren die indischen Revenuen selbst; und bei der gegenwärtigen Stimmung des Unterhauses wagte Lord Stanley nicht die kitzliche Frage zu berühren, ob es nicht das beste sei, daß der englische Schatz die Garantie für die indische Anleihe übernimmt. Das Unterhaus will nichts davon wissen, obwol es keinem Zweifel unterliegen kann, daß früher oder später England die Garantie übernehmen muß. Würde Indien bankrott, so müßte dies den Credit des Landes, welches in Kalkutta herrscht, gefährden und endlich die Herrschaft der Engländer in Indien ganz zerstören. Wahrscheinlich würde dann der Staatssecretär für Indien eines Abends dem Unterhause die Mittheilung machen, daß infolge unvorhergesehener Umstände er nicht im Stande gewesen sei, die für die Ausgaben erforderlichen Revenuen zu erheben; daß er aus Mangel an Geld die Militärmacht habe so verkleinern müssen, daß die Autorität der Königin nicht habe aufrecht erhalten werden können, daß die Eingeborenen sich empört haben und kein Kapitalist einer Regierung borgen wolle, deren Tage gezählt seien; daß eine ungeheure Menge englischen Blutes und Goldes nöthig sein würde, um Indien wieder zu erobern und daß er sich genöthigt sähe, nun zum letzten male zu wiederholen, daß nur der Credit der englischen Regierung die englische Herrschaft in Indien verlängern und das Leben der Colonisten retten könne, welche, von England dazu angeregt, sich unter Hindus und Mohammedanern niedergelassen haben. Natürlich würde dann nur Eine Stimme darüber sein, daß man Indien um jeden Preis halten müsse. Die Kosten würden dann zu einem enormen Betrage anschwellen und man würde die Krise nur verschoben, aber nicht vermieden haben.

Vom Mittelrhein.

9. März 1859.

O. S. Am Aschermittwoch sollte man eigentlich noch nicht vom Fasching schreiben; Uebersättigung oder unbefriedigte Enttäuschung sind da leicht noch

vorherrschend. Das gilt allerdings vollkommen, weil im gewöhnlichen Laufe der Dinge der Carneval, und zwar diesmal einer der längsten im ganzen Jahrhundert, von den grauen Fasten abgelöst wird. Aber unsere Gegenwart kennt ja überhaupt kaum mehr feste Gewohnheiten und stabiles Herkommen, Ueberraschung beherrscht das Leben und ich glaube, man bringt deshalb so wenig fertig, trotzdem daß jeder einzelne seine Aufgaben verdoppelt sieht, weil man neben den regelmäßigen Geschäften die Unregelmäßigkeiten des alltäglichen Lebens ebenfalls zu überwinden, oder sich ihnen zu accommodiren hat. Doch genug Fastenbetrachtung! Unser Fasching hatte dies Jahr etwas von der Walpurgisnacht; die Natur schon so weit vorgeschritten und das Wetter so mild, wie sonst oftmals kaum beim Uebergange des April in den Mai, die Narrheitslust selber urplötzlich losgelassen, fast dämonisch aufjauchzend und wie die Walpurgisnacht umschwirrt von allerlei höllischen Drohungen — ja fast buchstäblich gesprochen: denn der odenwälder Bauer läßt es sich nicht nehmen, daß der wilde Jäger kaum ein paar Tage vor dem Fastnachtssonntage mit verderbendrohendem Geschrei und seinem ganzen ersichtbaren Gefolge aus dem Rodenstein über das ganze Gebirge hingefahren sei. Selbst die aufgeklärt lächelnden Rheinpfälzer haben etwas davon gehört, wenn sie es natürlich auch nicht eingestehen wollen.

Ihre Leser werden am Ende sagen, so hätte ich falsch berichtet, als ich vor ein paar Wochen schrieb, daß der rheinische Carneval kein rechtes Leben entfalte und die Vorbereitungen für den eigentlichen Fasching nur deshalb viel von sich schreiben ließen, weil das Publikum nicht in der Stimmung sei, daran zu denken. Und dennoch habe ich wahr berichtet. Die Tollheit des Jubels erwachte urplötzlich, als am Vorabend des Faschingssonntags die Telegraphen aus Paris die große Botschaft klirrten, die ganze Welt habe wieder den olympischen Gedankenkreis und die erhabenen Weltbeglückungsplane des großen Napoleoniden misverstanden, unsere patriotische Besorgniß sei Täuschung, unsere Pferde- und Haferausfuhrbedenken seien deutsche Kleinlichkeit gewesen. Dazu klirrte von der andern Seite her der Telegraph, die zollvereinte Rücksichtszartheit habe ihre Bedenken überwunden und endlich ein Verbot gegen die Pferdeauswanderung erlassen. In Frankfurt flogen zugleich die vorsichtigen Börsenpapiere vor Freude hoch in die Höhe. Sollte sich da die alte Faschingslust, die trotz allem und allem in den Gliedern geprickelt hatte, nicht plötzlich von ihren Banden befreien und nun nur desto toller ausschlagen? Man mußte es sehen, um es zu glauben, welche Völkerwanderung der losgelassenen Lust zu Fuß, zu Wagen und zu Dampfwagen sich urplötzlich den Hauptresidenzen des Prinzen Carnevals, dem goldenen Mainz und dem dreihundertundzweiundsechzig Tage langweiligen Manheim zuwälzte. Selbst in den Städten, welche seit Jahren sogar diese kurze Unterbrechung ihrer Nüchternheit abgeschafft hatten, stahlen sich diesmal nicht blos maskirte Kinder als wehmüthige Erinnerungen an die ehemalige Unbefangenheit öffentlicher Lust schämerlich an den Häusern hin, von einem verwandtschaftlichen Krapfenherd zum andern, nein, die ganze Bevölkerung war wieder in die Erinnerungen ihrer Jugend zurückgekehrt und trieb mit wie ohne Maske die fast vergessene Faschingstollheit. Noch niemals habe ich am Rhein einen so vollkommen oberitalienischen Win-

ter erlebt wie diesmal; noch niemals hat mich der hiesige Fasching so auffallend an vormärzliche Carnevalstage jenseit der Alpen gemahnt.

Trotz alledem darf man nicht denken, daß der Rheinländer die drohenden Wetter der politischen Atmosphäre nun plötzlich vergessen habe. Er besitzt nur besser als manche andere deutsche Stämme das Talent, sich dem Moment hinzugeben. Die ernsten Publicisten thaten getreulich ihre Pflicht und riefen in die Faschingstollheit hinein: Ihr tanzt auf einem Vulkan. Thut nichts, scholl es ihnen entgegen, hinsichtlich unserer patriotischen Pflichterfüllung haben wir ein gutes Gewissen, für die drei Faschingstage reicht die Assecuranz des „Moniteur" gegen einen Ausbruch und am Aschermittwoch stehen wir wieder beim vollen Ernste der Lage. Das ist vollkommen wahr. Man hat von manchen Seiten dem süddeutschen Publikum und namentlich dem Rheinlande vorgeworfen, es übertreibe die Besorgniß vor französischer Gefahr und schieße über das Ziel hinaus. Ich will nicht darüber aburtheilen, ob die Verschiedenheit der Gesichtspunkte mitten in Deutschland und dicht an der französischen Grenze, aus großstaatlichen Verhältnissen heraus und in kleinen, unschlüssigen Staatskörpern, ohne unmittelbare, tägliche Beziehungen zum unergründlichen Nachbarregiment und in täglichem, stündlichem Verkehr mit ihm — ob diese Verschiedenheit der Gesichtspunkte ganz ohne Einfluß auf die Gemüthsruhe bleiben kann. Man soll, auch wenn man recht hat, in öffentlichen Dingen und entscheidenden Momenten, wo es auf festes, einheitliches Zusammenhalten ankommt, am wenigsten die kleinen Empfindlichkeiten herausfordern, am wenigsten eine verletzende Superiorität angeblichen Besserwissens wie eine angestammte Domäne geltend machen. Tüchtig und echt patriotisch ohne Makel hat sich der rheinländische allgemeindeutsche Patriotismus bewährt — dies kann man ihm sicherlich nicht absprechen. Und er thut dies, indem er sich recht wohl bewußt ist, daß, selbst wenn heute die öffentliche Meinung das Napoleonidenschwert wirklich in die Scheide zurückzwingt, über lang oder kurz doch das Rheinland den ersten Stoß kriegerischer Entscheidungen auszuhalten und aufzuhalten haben wird. Man darf sagen, darauf hat jedermann sein Leben gerüstet, und zwar nicht erst seit der pariser Neujahrsgratulation, sondern bereits weit länger. Hier sah man es herankommen an tausend und abertausend kleinen Zeichen, die sich nicht in den Zeitungen schreiben, ja selbst nachträglich ebenso wenig schildern lassen wie die Wolkenformen, an denen die alten Schäfer und Jäger frühmorgens das Gewitter des folgenden Abends vorausbestimmen. Es waren nicht etwa blos die politischen, volkswirthschaftlichen und sonst genugsam durchgeredeten Gründe, welche das Rheinland so widerhaarig gegen feste Rheinbrücken-, Literatur-, Bilder-, Fabrikmarken- und Waarenstempel-Schutzverträge mit dem imperialistischen Frankreich machten: es lag in der Atmosphäre und liegt noch darin, ebenso wie die Ueberzeugung vom rheinländischen Kriegsschauplatz der Zukunft. Nach Frankreich hinüber fasert sich dagegen ein Verbindungsfaden nach dem andern auf, und die industrielle Selbständigkeit des Rheinlandes, welche sich tagtäglich mehr entwickelt, verringert naturnothwendig gleichzeitig die innern Zusammenhänge mit dem Nachbarleben unter der Herrschaft eines Princips, welches die natürlichen Voraussetzungen seiner internationalen Beziehungen in jedem Augenblicke zu Gunsten der Legitimirung dynastischer Traditionen verleugnet.

Soll ich Ihnen am Schlusse des Winters von den gewohnten ästhetischen Vergnügungen, von Theatern und Concerten erzählen? Das Virtuosenthum scheint gottlob! seinem Ende zuzueilen; wir sind diesen Winter weniger als sonst davon heimgesucht worden, wogegen Orchester- und Vokalconcerte selbst in den kleinern Städten eifriger betrieben werden als ehedem. Auch darf man es wol nicht blos Mode nennen, daß die Programme durchschnittlich ernster und würdiger auftreten, daß deutsche Compositionen vorherrschen und die Manie für concertirende Unnatur eines nur sogenannten Liedes sowie für italienisches Ariengeschnörkel beinahe schon zum schlechten Ton gehört. Und das Theater? Das rheinländische hat seit 10 und 20 Jahren überhaupt aufgehört, in der Theaterwelt zu zählen, da Manheim und Karlsruhe ihr wirklich gediegenes Kunstleben in aller Stille pflegen; aber Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, der kleinern Bühnen gar nicht zu gedenken, haben kaum noch einen Winter erlebt, in welchem hinsichtlich der Darstellung so Ungenügendes geleistet wurde wie diesmal. Dies nicht aus Mangel an Novitäten, sondern wirklich aus auffallendem Mangel an darstellenden Talenten. So kann man auch wirklich von keinem einzigen Repertoirestück reden, welches seine Repertoirestellung dem dramatischen Interesse verdankt; das „Testament des Großen Kurfürsten", „Anna-Liese", „Heinrich von Schwerin" u. s. w. machten ihr Glück fast ausschließlich durch die patriotischen Demonstrationen, welche an ihre Kraftstellen geknüpft wurden. Und dies um so mehr, als bekanntlich einige kleinere Höfe die zarte Rücksicht auf das imperialistische Gelüst nahmen, entweder derartigen Stücken ihre Bühnen zu verschließen oder deren Wiederholung zu untersagen, damit das Publikum nicht kund gebe, es liebe seine Heimaterde und werde seine Gauen vor Melac'schen Mordbrennereien zu schützen wissen. Kennen Sie die Geschichte vom Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Busch steckt und nun meint, der Jäger werde ihn nicht sehen, da er sich anstellt, als sähe er den Jäger nicht? Sie passirt nicht blos in der Saharah.

Aus Prag.

Mitte März 1859.

—ß. Endlich hält die politische Schaukel, deren Schwankungen uns seit drei Monaten soviel unangenehme Indigestionen verursacht haben, für einen Augenblick still und ich benutze die eingetretene Pause zu einer flüchtigen Umschau auf dem geselligen und literarischen Gebiete unserer Stadt. Prinz Carneval hat dem Aschenmann Platz gemacht: doch weder mit dem Flitterstaat des Prinzen noch mit dem Sack des Aschenmanns ist es diesmal so ernstlich gemeint wie wol in frühern Jahren, ja fast hat es den Anschein, als wären die beiden so bedeutungsvollen Jahresabschnitte Carneval und Fasten, die sonst ein grauer Tag allgemeinen Katzenjammers gleich einem Grenzstein zu trennen pflegt, für diesmal ineinander verschwommen — der Carneval war nicht ganz so froh, die Fastenzeit ist nicht ganz so trüb wie sonst. Ein anderer maître de plaisir wollte diesmal den Tanz anordnen: allein seine Arrangements haben Fiasco gemacht und nun schiebt er die Schuld auf das Orchester, das die Tänzer in Verwirrung gebracht haben soll, dasselbe Orchester, dem er selbst den Takt angegeben und das keine

Note spielen, keine Melodie anstimmen darf, die nicht vorher seine Censur passirt! Warum gesteht er nicht lieber ein, daß die double chaine, welche Deutschland geschlossen, ihm die Tanzlust denn doch einigermaßen verdorben und daß er sich überzeugt hat, es fehle dem schwerfälligen Deutschen zu der Polka française, die er ihm beibringen wollte, ebenso sehr an Talent wie an Neigung?!

Kein Wunder, wenn nach so übel verbrachtem Carneval die Fastenzeit für diesmal minder streng gehalten wird; hat man doch keine Buße zu thun für übermäßige oder unerlaubte Freuden, die man genossen. Zu bedauern bleibt nur, daß die bloße „Aufforderung zum Tanz“ uns bereits mehr gekostet hat als die verschwenderischsten Lustbarkeiten uns jemals hätten kosten können. Es liegt in der allgemeinen Beschaffenheit unserer materiellen Interessen, daß dieselben von jeder politischen Schwankung auf das innigste berührt werden, als ein ganz besonderes Misgeschick aber haben wir es zu betrachten, daß die Kriegsbefürchtungen gerade in die ersten Lebenstage unserer finanziellen Umgestaltung gefallen sind. Dadurch hat diese ebenso junge wie zarte Pflanze eine Störung erlitten, die um so gefährlicher ist, als sie dieselbe gerade in ihren ersten Keimen getroffen hat. Zwar hat die Bank ihre Baarzahlungen nicht wieder eingestellt und auch die Zölle konnten in Noten österreichischer Währung gezahlt werden: dennoch ist das Gespenst der Agiotage, dieses Schreckgespenst für Handel und Gewerbe, bereits wieder emporgetaucht. Allerdings nicht, wie man im Auslande zu glauben scheint, aus Mangel an Vertrauen; da die Bank bereitwillig jede Summe Silbers gegen Noten ausgibt, so kann von Mistrauen keine Rede sein. Wohl aber spielt hier der Patriotismus mit. Infolge der Calamität hat man einsehen gelernt, welche Folgen der Silberexport für Oesterreich hat und es gilt nun für unpatriotisch, wenn jemand der Bank Silber entziehen will. — Dazu gesellt sich noch das Sinken der österreichischen Staatspapiere. Je tiefer dieselben fallen, in desto größern Massen werden sie auf den auswärtigen Börsen ausgeboten, um nie wieder auf den österreichischen Markt zurückzukehren. Da der Erlös den Besitzern aber nur in auswärtigen Wechseln zugeführt werden kann, so steigt infolge des großen Bedarfs der Curs der Devisen und damit natürlich auch der Curs des Silbers. Dies ist der Schlüssel zu dem Räthsel, daß bei uns die Solvenz der Bank parallel läuft mit der Agiotage.

Während aber derartige Calamitäten sofort ihren störenden und hemmenden Einfluß auf Handel und Gewerbe ausüben, schreiten auch die Mittel zur Förderung unsers Verkehrwesens nur langsam vorwärts. Der Bau der Böhmischen Westbahn ist wiederum auf die lange Bank geschoben und auch die Südnorddeutsche Verbindungsbahn, obwol sie bereits bis Reichenberg befahren wird, dürfte ihren Zweck, eine kürzere Verbindungsstraße zwischen Berlin und Wien herzustellen, schwerlich vor Ende des laufenden Jahres erreichen.

Aus unserm socialen Leben habe ich Ihnen zunächst von einem freudigen Ereigniß, nämlich von dem Erstarken des Gemeinsinns unter unsern Studirenden zu berichten. Den äußern Anlaß dazu bot eine Studentenversammlung, welche die Behörde aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes des hiesigen Lesevereins deutscher Studirender gestattete. Ein Verbot, in den Gängen

der Universität zu rauchen, das wenige Tage darauf vom Rector magnificus unterzeichnet am Schwarzen Brete erschien und verschiedene zum Theil ziemlich beißende Gegenplakate zur Folge hatte, trug nur dazu bei, die Verbrüderung unter den Studirenden noch fester und inniger zu machen. Möge es dem studentischen Gemeingeist, der auf diese Weise im Erwachen begriffen ist, denn gelingen, sich immer edlern und würdigern Zielen zuzuwenden; es würde dies ohne Zweifel das sicherste Mittel sein, den wissenschaftlichen Geist der Universität selbst zu heben und gewisse Einflüsse abzuwehren, deren üble Folgen sich leider immer deutlicher zeigen.

Unser Stadttheater wird mit Ende der diesjährigen Saison behufs seines Umbaues geschlossen und das neuerrichtete prachtvolle Sommertheater bereits am Ostermontage eröffnet werden. Unter den Neuigkeiten der letzten Wochen treten besonders die französischen Demimondestücke in den Vordergrund; Uchard's „Fiammina", Dumas' „Natürlicher Sohn" und Scribe's „Feenhände" lösten einander ab, letzteres mit solchem Glück, daß es noch immer bei ausgeräumtem Orchester gespielt wird. Dagegen hat Redwitz' „Philippine Welser", die einzige deutsche Novität von Belang, die wir zu sehen bekamen, ein Stück, das bei allen sonstigen Mängeln doch in Betreff der Charakteristik und der Diction manches recht Löbliche bietet, bei uns eine sehr ungünstige Aufnahme gefunden. Zum Theil war dies wol die Schuld einer Anzahl von Zuschauern aus gewissen Kreisen, welche das Theater für gewöhnlich nur sehr selten besuchen, diesmal aber in Masse erschienen waren, um eine Demonstration für den „frommen" Dichter herbeizuführen. Auch ein Inserat, angeblich von Hrn. von Redwitz selbst an ein hiesiges Blatt eingesendet, in welchem er dem Publikum unter anderm mittheilte, daß König Ludwig von Baiern ihm zu dem glücklichen Erfolg seines Stücks habe gratuliren lassen, wirkte ungünstig auf die öffentliche Meinung, und so haben Kritik und Publikum das Stück gleichmäßig fallen lassen. — Die Concertsaison wurde mit einer Aufführung zum besten armer Mediciner eröffnet, in welchem Hans von Bülow aus Berlin, bekanntlich der Schüler und Schwiegersohn Liszt's, mitwirkte. Aber wenn sich der Schüler darin auch, was den Punkt der Virtuosität betrifft, als Meister zeigte, so konnten wir doch dem Concerte selbst, das zugleich eine Demonstration für die Zukunftsmusik sein sollte, nur wenig Geschmack abgewinnen. Richard Wagner hatte dazu ein Fragment seines neuesten noch unvollendeten Werkes „Tristan und Isolde" eingesendet, angeblich weil seine Werke nirgends besser verstanden und gewürdigt werden als bei uns in Prag. Inzwischen glauben wir, würde Hr. Wagner gut thun, dieses „Verständniß" und diese „Würdigung" nicht allzu hoch anzuschlagen; es ist eben nur die große Menge, die bei uns die Mode der Zukunftsmusik mitmacht, man glaubt seine eigene vorgeschrittene Bildung zu beweisen, indem man die Zukunftsmusik beklatscht und fröhnt der Eitelkeit, indem man der Kunst zu dienen vorgibt. Der Kern unserer Musiker und Musikkenner beharrt consequent in seiner Opposition gegen die Wagner'sche Richtung und läßt es auch nicht an Versuchen fehlen, der eingerissenen Geschmacksverwirrung unsers Publikums durch vermehrte Pflege der classischen Musik entgegenzuarbeiten.

In literarischen Kreisen macht ein Pamphlet von sich sprechen, das hier vor kurzem erschienen ist und das sich zur Aufgabe stellt, Gutzkow's

„Zauberer von Rom", der auch hier viel und mit Interesse gelesen wird, kritisch zu vernichten. Der Inhalt der Broschüre selbst ist unbedeutend und das Ganze offenbar mehr von niedriger Parteileidenschaft als von einer aufrichtigen ästhetischen Ueberzeugung dictirt. Mehr Beachtung verdient eine politische Broschüre, die hier unter dem Titel „Eine deutsche Antwort auf die italienische Frage" ebenfalls aus dem Bellmann'schen Verlag hervorgegangen ist. Der ungenannte Verfasser tritt den Phrasen der französischen Lohnschreiber männlich entgegen und insofern verdient sein Unternehmen alle Anerkennung. Wenn er dagegen behauptet, die Friedensbestrebungen ruhten lediglich auf falschverstandenen materiellen Interessen, so vermögen wir ihm nicht beizustimmen. Die materiellen Interessen, welche dringend zur Erhaltung des Friedens mahnen, scheinen uns im Gegentheil sehr wohl verstanden zu sein und eine sehr aufmerksame Beachtung zu verdienen. Käme es jetzt zu einem Kriege, so würden alle innern Reformen aufs neue in eine unbestimmte Ferne verschoben und wir hätten die traurige Aussicht, nach wie vor in dem gegenwärtigen Provisorium zu verharren. Daß der gegenwärtige Zustand aber auf die Dauer unhaltbar ist, namentlich in Betreff der confessionellen Verhältnisse, darüber ist wol jedermann im klaren, dem überhaupt ein Einblick in die österreichischen Verhältnisse offen steht.

Daß das hier erscheinende „Oesterreichische Morgenblatt" zum zweiten male zu erscheinen aufgehört, haben Sie bereits gemeldet. Der böhmische Schriftsteller Fritsch, der vor einiger Zeit politischer Rücksichten halber nach der Festung Dees in Siebenbürgen internirt wurde, hat die Erlaubniß zur Auswanderung nach Amerika erhalten.

Notizen.

In München starb ein Veteran der Kunst, der einundneunzigjährige Bildhauer Konrad Eberhard, einer der Mitbegründer der neuen classischen Richtung der Bildhauerkunst, die zu Anfang des Jahrhunderts aufkam und deren nächstes und hauptsächlichstes Verdienst in der Beseitigung des akademischen Zopfes bestand. Konrad Eberhard, ein jüngerer Bruder des 1837 verstorbenen Bildhauers Franz Eberhard, war 1768 zu Hindelang im Algau aus einer Familie geboren, in welcher die Kunst von altersher einheimisch war. Auch Konrad Eberhard machte sich frühzeitig durch Andachtsbilder bemerkbar, die er meistens in Gemeinschaft mit Vater und Bruder ausführte; das Talent, das sich darin aussprach, bestimmte den Kurfürsten Clemens von Trier, dem angehenden Künstler die Mittel zu einem zweijährigen Aufenthalt auf der Akademie zu München zu gewähren. Noch ungleich wichtiger für seine künstlerische Entwickelung wurde ein mehrjähriger Aufenthalt in Rom, zu welchem er 1806 von dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern veranlaßt ward. Der Genius der Antike, der eben damals durch Thorwaldsen zu neuem Leben erweckt worden war, ergriff auch Konrad Eberhard; mit welchem Erfolg, das beweisen noch heute seine „Musen mit dem Amor", sein „sitzender Faun mit dem jungen Bacchus", seine „Leda mit dem Schwan" und andere Meisterwerke, welche die könig-

lichen Sammlungen in München und der Umgegend schmücken. Im Jahre 1816 zum Professor der Bildhauerei an der münchener Akademie ernannt, kehrte er in dieser zweiten Hälfte seines Lebens vorzugsweise zu jenen religiösen Gegenständen zurück, die ihn schon als Knaben beschäftigt hatten; als besonders gelungen sind darunter zu nennen das Monument der Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche zu München, die Kolossalstatuen des Erzengels Michael und des heiligen Georg vor dem Isarthore ebendaselbst, die Denkmale der Bischöfe Sailer und Wittmann im Dom zu Regensburg ꝛc. Im Jahre 1834 in Anbetracht seines hohen Alters von seiner Professur entbunden, lebte er noch eine lange Reihe von Jahren geistig und körperlich rüstig, bis endlich die zunehmende Schwäche des Alters seinem künstlerischen Streben Stillstand gebot. — Auch ein Veteran der Wissenschaft ist kürzlich heimgegangen, der durch seine zahlreichen geographischen Schul- und Handbücher bekannte Johann Günther Friedrich Cannabich. Im Jahre 1777 zu Sondershausen geboren und in den Jahren 1794—97 zu Jena zum Theologen herangebildet, erhielt er 1807 das Rectorat an der Stadtschule zu Greußen. Im Jahre 1819 wurde er als Pfarrer nach Niederbösa, 1835 in gleicher Eigenschaft nach Bendeleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen versetzt. Im Jahre 1848 in Ruhestand getreten, zog er sich nach seiner Vaterstadt Sondershausen zurück, wo er bis an seinen Tod verweilte. Unter seinen Schriften erfreute sich besonders das „Lehrbuch der Geographie" einer großen Verbreitung; zuerst 1816 erschienen, war es das erste geographische Werk, welches auf die durch die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 eingetretenen Veränderungen in den Abgrenzungen der verschiedenen Staatengebiete Rücksicht nahm. Zwei Jahre später erschien seine „Kleine Schulgeographie", die ebenfalls zahlreiche Auflagen erlebte und den Namen des Verfassers fast sprichwörtlich machte.

Im Verlag von F. Schulze in Berlin erscheint seit Neujahr eine „Neue Evangelische Kirchenzeitung. Auf Veranstaltung des deutschen Zweiges des Evangelischen Bundes herausgegeben vom Licent. H. Meßner, Inspector des königlichen Dom-Candidaten-Stifts in Berlin". — Auch aus Dorpat wird das Erscheinen eines neuen theologischen Journals: „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche" angekündigt. Dasselbe erscheint, ein seltenes Phänomen in Rußland, mit vollständiger Befreiung von geistlicher und weltlicher Censur und soll dazu dienen, eine lebendigere Verbindung der lutherischen Kirche im russischen Reiche mit der evangelischen Kirche Deutschlands zu unterhalten.

Gustav Freytag hat sein seit längerm erwartetes neues Drama vollendet; dasselbe behandelt einen Stoff aus der altrömischen Geschichte und führt den Titel: „Die Fabier". — Professor Th. Rötscher in Berlin hat eine neue Sammlung Kritiken und Abhandlungen (Leipzig, Engelmann) herausgegeben. Dieselbe enthält kritische Aufsätze über die Rachel, Frau Ristori, Frl. Seebach, Hrn. Dawison und Frau von Bärndorf; ferner Bemerkungen über einige Shakspeare'sche Stücke und dramaturgische Abhandlungen vermischten Inhalts.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 15. 7. April 1859.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von
Robert Prutz.

I.

„Aus dem Leben eines Taugenichts" — wem von unsern Lesern fiele dabei nicht sofort die gleichnamige Erzählung von Joseph von Eichendorff ein, dieses Kleinod unserer neuromantischen Literatur? Wer sähe ihn nicht leibhaftig vor sich, den treuherzigen Müllerssohn mit dem ewig lächelnden Gesicht, die Geige unterm Arm und den Mund voller Lieder, wie er in dem dunkelrothen Schlafrock des Chaussee-Einnehmers auf gut Glück in die Welt läuft, immer der Nase nach, tief hinein in das schöne Land Italia, vorüber an jenen verschlafenen Brunnen und jenen dampfenden Höhen, die Eichendorff so vortrefflich zu schildern weiß und die daher auch in seinen Dichtungen so regelmäßig wiederkehren?

Und doch müssen wir den Leser bitten, jede Erinnerung an den Eichendorff'schen Taugenichts hier beiseite zu lassen; der Taugenichts, mit dem wir uns auf den nachstehenden Blättern beschäftigen wollen, hat von Poesie und Romantik blutwenig an sich, es ist kein figürlicher, sondern im Gegentheil ein sehr realer Taugenichts, eins jener verdorbenen Genies, an denen unsere Literatur von jeher so reich gewesen und die auch heute, in dem Zeitalter der Dampfwagen und Paßkarten, noch nicht völlig ausgestorben sind. Wir sprechen von Friedrich Karl Laukhard: ein Name,

den die wenigsten unserer Leser wol jemals vernommen haben, während sein Träger doch, mit all seiner moralischen und physischen Unsauberkeit, zu den eigenthümlichsten Gestalten aus dem letzten Drittel unsers 18. Jahrhunderts gehört.

Schon neulich, in dem Aufsatz „Ein Dichterleben“, da wir das tragische Schicksal eines jungen Poeten unserer Gegenwart besprachen, deuteten wir auf die zahlreichen Opfer hin, welche unsere Literatur bis auf diese Stunde fordert. Am beträchtlichsten mußte die Zahl dieser Opfer natürlich in derjenigen Epoche sein, da sich die Kunst bei uns am freiesten und glücklichsten entwickelte, in der Epoche unserer classischen Dichtung. Den sieggekrönten Helden derselben geht eine andere Schar zur Seite: bleiche verkümmerte Gestalten, die vorzeitig herabgestiegen sind zu den Schatten, bevor es ihnen noch vergönnt war, das Ziel, dem sie nachtrachteten, zu berühren.

Auch diese bleichen verkümmerten Schatten gehören nothwendig mit in den großen Siegeszug, in welchem die Kunst in unserer classischen Epoche sich dahinbewegt; sie sind gleichsam die Ueberwundenen, die Sklaven, die vor dem Triumphwagen der Schönheit dahergetrieben werden und die selbst noch mit ihren Narben und Wundenmalen die Macht ihrer Ueberwinderin feiern helfen. Es ist falsch, wenn wir die Geschichte unserer siebziger und achtziger Jahre nur in dem Glanz unserer classischen Dichtung erblicken; wo viel Licht, ist nothwendig auch viel Schatten, und so gehören auch diese dunkeln Partien mit zu dem Verständniß der damaligen Zeit. Denn eben in jenen siebziger und achtziger Jahren wurde der Grund gelegt zu jenem Dienst der Schönheit, in welchem wir uns dann zwei ganze Menschenalter hindurch so wohl gefühlt, dem die größten und erhabensten Geister der Zeit als Priester angehört haben und der erst in diesen neuesten Tagen von dem ernstern Dienst des Vaterlandes und der Geschichte anfängt verdrängt oder doch in diejenigen Schranken zurückgeführt zu werden, die ihm gebühren. Aus der Geschichte der Religionen aber wissen wir, wie derselbe Dienst, der sich bei den Griechen als heiterer Venusdienst gestaltete, in seinen ersten Anfängen und bei den unfreien Völkern des Orients die Gestalt eines blutigen Götzendienstes angenommen hatte; derselbe Altar, den die Griechen mit Rosen bekränzten und auf dem sie die Werke eines Skopas und Praxiteles erhöhten, dampfte ehemals, bei den Barbaren des Morgenlandes, von Blut und wurde durch Menschenopfer, Verstümmelungen und Schändungen verherrlicht. Ganz ähnlich die Entwickelung unserer modernen Kunst; auch sie war zuerst eine blutbefleckte, menschenmordende Astaroth — und erst unsern neuen Hellenen, ich meine den classischen Dichtern unserer Goethe-Schiller'schen Epoche, war es vergönnt, die

Göttin in reiner, wahrhaft göttlicher Gestalt zu verehren und die ganze Nation zu ihrem milden, menschlichen Dienste zu gewöhnen.

Zu diesen Opfern am Altare der Schönheit gehört auch der Held dieser Blätter; er selbst freilich ein sehr unschönes, sehr häßliches Opfer. Laukhard ist weder Künstler noch Gelehrter. Er ist zwar bei allen möglichen und auch einigen unmöglichen Wissenschaften durch die Schule gelaufen und hat sich in einem bunten und abenteuerlichen Lebenslauf eine ebenso bunte und abenteuerliche Masse von Kenntnissen zusammengetragen. Allein er selbst legt niemals den geringsten Werth darauf, er macht nirgends den mindesten Anspruch, Mann der Wissenschaft oder der Gelehrsamkeit zu sein, vielmehr ist er ganz zufrieden gestellt, wenn seine zusammengestoppelten Kenntnisse ihm nur das elende Stück Brot abwerfen, dessen er zum täglichen Leben bedarf — und allerdings auch die sehr große Menge von Bier und Branntwein, die ihm zum Leben beinahe noch nöthiger ist als das tägliche Brot. Laukhard ist auch Schriftsteller, sogar ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, der sich in dieser Hinsicht dreist mit den renommirtesten Vielschreibern seiner Zeit messen darf. Allein auch mit seiner Schriftstellerei verhält es sich genau wie mit seiner Gelehrsamkeit: auch auf sie legt er selbst nicht das mindeste Gewicht, auch sie betreibt er ganz eingestandenermaßen lediglich als ein Handwerk, dessen Boden leider nicht einmal golden ist und das er von Herzen gern mit einem beliebigen andern vertauschen würde, wenn sich nur die Gelegenheit dazu finden wollte und wenn er selbst nur zu etwas anderm fähig wäre. Laukhard ist unter die Schriftsteller gegangen, weil man ihn nirgends anders haben wollte, genau in demselben verzweifelten Humor und mit derselben sich selbst preisgebenden Frivolität, mit der er einige Jahre früher, von Schulden und Elend aller Art bedrängt, unter die Soldaten gegangen war — ebenfalls blos, um das armselige bischen Leben zu fristen!

Aber wenn nicht Künstler noch Gelehrter, nicht Dichter noch Schriftsteller, was gibt diesem wüsten Gesellen denn das Recht, sich hier einzudrängen in die Spalten einer Zeitschrift, die doch immer nur der „guten Gesellschaft“ der Literatur geöffnet sein sollen? Oder richtiger gesagt, wer gibt uns das Recht und welch ein absonderlicher Einfall ist das, hier das Gedächtniß eines Menschen zu erneuen, der, ohne den geringsten Anspruch auf künstlerische oder literarische Bedeutung, nur allein merkwürdig ist durch die wüste Abenteuerlichkeit, in welcher sein Leben zerfließt, sowie durch die Masse von Ausschweifungen und Thorheiten, in denen er kläglich untergeht? Die Mehrzahl der Laukhard'schen Schriften ist nicht nur nicht werth, daß sie jemals geschrieben wurden, sondern es befinden sich auch Bücher darunter, die unserer Literatur zur offenbaren Unehre gereichen und die der Freund der Bildung und der

Sittlichkeit nur mit Bedauern ihr unheimliches Dasein in den Schlupfwinkeln unserer Leihbibliotheken kann fortführen sehen. Wäre es denn nicht besser, sie dieser schmuzigen Verborgenheit zu überlassen? Ist es nicht genug, daß angehende Studenten und Schüler, deren jugendliche Lüsternheit dieser Lectüre noch allein nachtrachtet, sich ihren ästhetischen Magen — und oft noch mehr — daran verderben? Ja zugegeben, daß dieser Aufsatz vielleicht nur eine Warnungstafel sein soll, gibt es nicht eine ganze Menge gefährlicher und anstößiger Dinge, die dadurch, daß man vor ihnen warnt, erst recht verderblich werden?

Es hat seine Richtigkeit, Laukhard ist weder Künstler noch Gelehrter und auch seine Schriftstellerei ist stets nur das Kind seiner Noth gewesen, sogar in den meisten Fällen ein recht verkrüppeltes, recht unsauberes Kind. Allein schon durch diese negative Eigenschaft, schon dadurch, daß er, bei einer unleugbaren Lebendigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes und auch bei so vielen Kenntnissen und formalem Talent, als eben hinreichend war, eine Rolle in der Literatur seiner Zeit zu spielen — gerade dadurch, sage ich, daß er bei alledem weder in der Wissenschaft noch in der Kunst seine Befriedigung findet, ja daß er mitten in der am meisten ästhetischen Epoche unserer Geschichte sich mit dämonischem Behagen wahrhaft wälzt in der allerunästhetischsten Roheit und Liederlichkeit — schon dadurch gewinnt Laukhard eine wenn auch traurige, doch geschichtliche Bedeutung.

Denn auch Laukhard steht mit dieser seiner tollen Liederlichkeit keineswegs allein; das hat er selbst empfunden und ausgesprochen, ja dies Bewußtsein, nur der Tollste der Tollen, der Verlorenste unter den Verlorenen zu sein, gibt ihm einen gewissen verruchten Stolz, eine gewisse diabolische Schadenfreude, die ihre Wunden unter anderm auch darum so frech aufdeckt, weil sie sehr wohl weiß, daß die andern eben auch keinen Grund haben, mit ihrer Gesundheit groß zu thun. Wie er sich schon als junger Mensch mit noch nicht zwanzig Jahren von den Gießener Studenten als Professor der Zotenreißerei und Meister in jeglicher Art von Gemeinheit proclamiren ließ, so setzte er auch in der Folge seinen Stolz darein, nur der dux gregis, der Häuptling und Anführer einer ganzen verlumpten und verlorenen Generation zu sein.

Aber das Traurigste dabei und zugleich das historisch Denkwürdige ist, daß er in der That guten Grund dazu hatte und daß die zahlreiche Genossenschaft, deren er sich rühmte, durchaus keine Erfindung von ihm war. Es ist die Kehrseite zu jener glänzenden ästhetischen Bildung, die sich zu derselben Zeit in Goethe und Schiller entfaltete; in eben diesen Jahren, da die Nation von ihren Dichtern mit den zartesten Blüten, den süßesten Früchten der Schönheit überschüttet ward, da Goethe auf dem classischen Boden Italiens das Geheimniß des Maßes und der

künstlerischen Beschränkung fand und da auch Schiller aus den wüsten Anfängen seiner Jugend, die selbst noch das Gepräge sittlicher Zerrüttung zum Theil sehr deutlich an sich tragen, sich ebenfalls zu classischer Reinheit emporarbeitete — in eben diesen Jahren steckte die Mehrzahl der deutschen Jugend und zwar der studirenden, also gerade der gebildetsten und einflußreichsten Jugend, genau in demselben Schmuz, der uns an Laukhard so tief anekelt — vielleicht nicht ganz so tief und in den meisten Fällen bei weitem nicht so lange: aber immerhin, ein Stück solchen schmuzigen Weges lag damals in der allgemeinen Entwickelungsbahn der deutschen studirenden Jugend und mußte der Regel nach von jedem, von dem einen leichter, von dem andern mühsamer, von diesem rascher, von jenem langsamer, durchgemacht werden.

Für diese Schattenseite unserer literarischen Entwickelung nun ist das Leben Laukhard's, in dem die ganze Verlassenheit und Verlorenheit der damaligen Jugend sozusagen ihren Gipfel erreicht, höchst denkwürdig und lehrreich. Denn derselbe zeigt nicht nur, wie oberflächlich die damalige ästhetische Bildung noch war und wie wenig sie die Masse des Volks durchdrungen, geschweige denn sittlich veredelt und gehoben hatte: sondern er weist auch sehr deutlich auf den Punkt hin, wo der eigentliche letzte Grund des Uebels lag und wo auch jeder künftige Heilungsversuch anknüpfen muß. Literatur und Kunst allein können ein Volk niemals auf die Dauer weder groß noch glücklich machen; wie schon der einzelne Mensch, um wahrhaft Mensch zu sein und sich eines richtigen menschlichen Daseins zu erfreuen, eines wohlgeordneten Gleichgewichts körperlicher und geistiger Kräfte bedarf, der gesunden Seele im gesunden Leib, so muß auch der literarischen und künstlerischen Blüte einer Nation, wenn dieselbe wahrhaft dauernd und fruchtbar sein soll, die Blüte des politischen, des praktischen Lebens zur Seite gehen. Das ist der wahre wunde Fleck unserer classischen Poesie sowie überhaupt unserer ganzen modernen Wissenschaft und Bildung bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, daß den ausgezeichneten Dichtern und Gelehrten die ausgezeichneten Bürger und Staatsmänner, den großen Büchern die großen Thaten fehlen, ja daß im Gegentheil unsere Geschichte um so ruhmloser und erbärmlicher wird, je vollere Kränze wir auf den Feldern der Wissenschaft erwerben. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn, unsere Dichter und Gelehrten selbst für diese Einseitigkeit und Krankheit unserer Entwickelung verantwortlich zu machen; hat ja doch im Gegentheil niemand mehr darunter gelitten, wenn auch der Mehrzahl nach ohne es zu wissen, als gerade sie. Die Schuld ist eine gemeinsame, die ganze Nation hat Antheil daran — und darum wird es auch der unverdrossenen und immer erneuten Anstrengung der ganzen Nation bedürfen, dieselbe zu tilgen.

Laukhard, der an der Poesie seiner Zeit vorübergeht, als ob sie nicht existirte, den die Wissenschaft anekelt, dem sogar die handwerksmäßige Gelehrsamkeit, die er selber treibt und von der er lebt, nicht mehr gilt als eine hohle Nuß— aber siehe da, für die Praxis des Lebens hat er Sinn, Neigung und sogar, wenn wir die Verhältnisse erwägen, ein gewisses Geschick; Wissenschaft und Kunst lassen ihn kalt, für sämmtliche Philosophen, todte wie lebende, gibt er keinen Pfifferling, die ganze Republik der gebildeten und schönen Geister, auf welche seine Zeitgenossen so stolz sind, ist ihm höchstens gut genug, einen pöbelhaften Witz darauf zu machen — aber die Ereignisse der Geschichte, die politischen Constellationen und Begebenheiten seiner Zeit, aber diese junge Französische Republik, deren Geburtswehen soeben Europa erschüttern — siehe da, die interessiren ihn, die werfen den ersten Strahl von Bewußtsein und Thätigkeit in sein vom Qualm der Kneipe umnebeltes Gemüth und regen den von Ausschweifungen erschlafften, unter Trunk, Spiel und Liederlichkeit stumpfgewordenen Mann zu einer Art von Leidenschaft, einer Art von sittlichen Pathos an.

Freilich ist auch diese Leidenschaft noch immer sehr unrein, auch dieses Pathos noch immer mit sehr trüben und unsaubern Elementen gemischt; ein von innerer Fäulniß so angefressener, so verzehrter Baum konnte unmöglich wieder zur Blüte kommen, selbst wenn auch dies Reis des politischen Interesse und der öffentlichen Theilnahme, das so spät noch auf ihn gepflanzt ward, an und für sich gesünder und kräftiger gewesen wäre als es war.

Aber wenigstens den Punkt, wo die allgemeine Krankheit der Zeit lag und wo daher auch ihre Heilung zu suchen, deutet Laukhard sehr richtig an. Versetzt diesen jungen Menschen mit diesem unverwüstlichen Humor, der jetzt freilich zu sehr nach Branntwein duftet, als daß ein gebildeter Geschmack sich an ihm ergötzen könnte, mit dieser Gabe, sich in jeder Lage zurechtzufinden, freilich auch die schmachvollste und erniedrigendste nicht ausgenommen, mit dieser Behendigkeit und diesem praktischen Geschick, mit dem er den Studenten und Magister mit dem Musketier, den Musketier mit dem Spion, den Spion mit dem Deserteur, den Deserteur wieder mit dem Soldaten, den Soldaten mit dem Schriftsteller, den Schriftsteller mit dem Abenteurer, den Abenteurer mit dem kleinen Beamten, den kleinen Beamten mit dem Prediger, den Prediger mit dem Vagabunden vertauscht, ohne freilich in allen diesen verschiedenartigen Stellungen irgend auf die Dauer auszuhalten oder irgendetwas Erkleckliches zu leisten, nur den Abenteurer und den Vagabunden ausgenommen — versetzt ihn, sage ich, aus der trüben theologischen Atmosphäre, in welcher er aufwächst, aus dieser erbärmlichsten Kleinstaaterei, diesen Bestechungen und Bedrückungen, die schon früh-

zeitig sein Gefühl für Recht und Unrecht ersticken und ihn daran gewöhnen, daß alle Menschen zuletzt doch nur Lumpe sind und daß man daher auch selbst am gescheidtesten thut, sich sein Leben so lumpenmäßig bequem und so lustig einzurichten wie möglich — versetzt ihn ferner aus dem Schmuz des damaligen Studentenlebens und der Geistlosigkeit und kleinlichen Habsucht, durch welche die Mehrzahl seiner akademischen Lehrer sich auszeichnete — versetzt ihn aus dem allen von Jugend auf in ein großartiges, freies und thätiges Gemeinwesen, das ihn schon frühzeitig in seine strenge Zucht nimmt und mit der Schärfe des für alle gleichen Gesetzes seinem studentischen Uebermuthe Zügel und Gebiß anlegt, öffnet ihm statt der Hörsäle und Kneipen die große Bühne der Welt und gebt seinem abenteuernden Sinn in die Ferne Raum, sich an etwas Tüchtigem und Nützlichem abzuarbeiten, macht mit einem Wort statt des Manns der Kanzel und der Feder, für die er nun einmal nicht taugte, einen Mann aus ihm der That und des Handelns: und wenigstens die Möglichkeit muß man zugeben, daß unter so veränderten Umständen dieser jetzt so verlorene und verlumpte Wüstling ein ganz nützliches und brauchbares, vielleicht sogar ein ausgezeichnetes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft geworden wäre. Schlimmeres zum mindesten hat Laukhard in seinen jungen Jahren nicht gethan als ein gutes Theil jener französischen und englischen Staatsmänner, die nach einer wüsten Jugend und mitten im Taumel der niedrigsten Zerstreuungen plötzlich an den öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes gleichsam erwachten und deren Namen die Geschichte alsdann für ewige Zeit in ihre Blätter eingetragen hat. Laukhard ist vielleicht mit schlechterm Geschmack — denn auch die Liederlichkeit muß sich nach der Decke strecken — aber doch nicht eigentlich liederlicher noch sittlich verdorbener gewesen als jene; nur daß ihm die lebendige Geschichte fehlte, welche die andern zum Bewußtsein brachte und jener große politische Schauplatz, auf welchem sie sich aus den Ausschweifungen und Verirrungen ihrer Jugend wieder zurechtfinden konnten.

Aber wie? wird man sagen, brach die Geschichte denn nicht mit Donnergeräusch auch in Laukhard's Leben hinein? War er nicht Zeitgenosse der Französischen Revolution? Und wenn wirklich noch der Keim zu etwas Größerm und Besserm in ihm steckte, welche Zeit konnte geeigneter sein, denselben zu entwickeln als diese, die aus Pastetenbäckern und Trommelschlägern Marschälle und Fürsten und aus einem Unterlieutenant ohne Rang und Namen einen Kaiser von Frankreich und Beherrscher von halb Europa machte?!

Der Einwand wäre gegründet, wenn nicht erstlich Laukhard zu der Zeit, als die politische Umwälzung Europas auch unser Vaterland erreichte, bereits weit über die Mitte der Mannesjahre hinaus — und wenn er nicht zweitens ein Deutscher gewesen wäre. Der allgemeine

Fluch unserer einseitigen, blos literarischen Entwickelung lag auch auf ihm, und sogar um so schwerer auf ihm, je weniger er seine Kraft zusammengehalten hatte und je tiefer er in sittlicher Hinsicht bereits gesunken war. Es ist dies noch ein Punkt, in Betreff dessen Laukhard's Leben beachtenswerth und denkwürdig ist, und wahrlich nicht der unerheblichste: er gibt uns ein Beispiel von der sittlichen Zerfahrenheit und Fäulniß sowie von der geistigen Ohnmacht, in der gerade die Durchschnittsmasse der Nation sich beim Hereinbrechen jener großartigen politischen Ereignisse befand. Wir Deutsche überreden uns immer noch gar zu gern, es wäre zur Zeit der Französischen Revolution bei uns eigentlich alles ganz gesund und in guter Ordnung gewesen; nur allenfalls die politischen Verhältnisse, namentlich die schlechte Einrichtung des Reichs geben wir preis, aber nur um uns desto mehr auf die sittliche Unverdorbenheit der Nation, auf ihre Treue und Keuschheit und Biederkeit zu steifen, welches alles erst durch die verwünschten Ohnehosen soll verdorben worden sein — gerade wie auch die Ereignisse des Jahres achtundvierzig von gewissen schwachsinnigen Schwätzern noch immer blos den Franzosen, Polen und Juden in die Schuhe geschoben werden. Nach einem so tragischen Beispiel innerster Zerrüttung, wie es einer der größten und edelsten Geister dieser Epoche — wir meinen Georg Forster — gegeben hat, bedürfen und verdienen diese Prahlereien mit der angeblichen Gesundheit und Tüchtigkeit der deutschen Nation im Grunde gar keine Antwort mehr. Zum Ueberfluß indeß wollen wir doch an dasjenige erinnern, was sich in Deutschland unmittelbar nach dem Hereinbruch der Französischen Revolution ereignet hat, an diese unübersehbare Menge von Meineiden, Käuflichkeiten und Nichtswürdigkeiten jeder Art, die sich von da ab bis zum Jahre dreizehn fortsetzen und selbst auch dieses Jahr in gewissen Regionen noch überdauern oder wol gar erst in ihm recht zur Blüte kommen, von der Uebergabe von Mainz und dem Rastadter Gesandtenmord und dem Baseler Frieden an bis zu jenen Rheinbundsfürsten, die bei französischen Ministern, ja bei Thürstehern und Maitressen französischer Minister um die Fortdauer ihrer Duodezexistenz bettelten, und wiederum von diesen herunter bis zu jenen preußischen Generalen, die den Franzosen die Schlüssel der ihnen anvertrauten Festungen bis vor das Thor hinaus entgegentrugen, nicht zu sprechen von jener allgemeinen sittlichen Entwürdigung, jenem wahren Wetteifer der Prostitution, der damals auch das Heiligthum des deutschen Familienlebens ergriffen hatte und die vielgerühmte deutsche Treue und Keuschheit zum Gespött der fremden Eroberer machte. Ein so furchtbares, so allverbreitetes Uebel kann nicht auf einmal entstehen; schon seit langem muß der Organismus sehr krank, sehr faul gewesen sein, in dem sich auf einmal eine so entsetzliche Eiterbeule öffnen konnte.

Es sind dieselben Ursachen, welche in Frankreich die Revolution erzeugen und die bei uns den Untergang des Reichs und die schmachvollen Jahre der Fremdherrschaft veranlassen: nämlich der sittliche Verfall des Volks selbst, seine Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten, seine Duldsamkeit, ja noch mehr, sein hündisches Entgegenkommen gegen alles Unrecht und alle Schlechtigkeit, die ihm von oben her zugemuthet ward. Der ganze Unterschied liegt darin, daß die Französische Revolution activ, die unsere passiv gewesen ist; die Laster der Franzosen waren wenigstens glänzend und erfüllten mit ihrem Ruf zum mindesten die Welt — unsere hielten sich im Dunkeln, kleine, unansehnliche, spießbürgerliche Laster, von denen wir selbst kaum wußten, die aber darum nicht minder schrecklich aufbrachen und sich nicht minder furchtbar gerächt haben an uns und unsern Kindern.

Sei hier noch ein Wort gestattet über die Quellen, aus denen wir die Geschichte unsers „Taugenichts" geschöpft. Dieselben fließen außerordentlich reichlich und vollständig, namentlich in einer Selbstbiographie, die an Offenherzigkeit und Vollständigkeit der Bekenntnisse nichts zu wünschen läßt: „F. C. Laukhard's, vorzeiten Magister der Philosophie und jetzt Musketiers unter dem von Thadden'schen Regiment zu Halle, Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben und zur Warnung für Aeltern und studirende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland." Die beiden ersten Bände erschienen zu Halle im Jahre 1792. Doch gaben die Abenteuer, welche Laukhard unmittelbar darauf in dem bekannten Champagnefeldzug erlebte, ihm Stoff zu einer Fortsetzung, welche unter dem besondern Titel: „F. C. Laukhard's, Magister der Philosophie, und jetzt Lehrer der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle, Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich", in drei Bänden zu Leipzig 1796—97 erschien. Einen sechsten Band (wiewol er in der That nur als fünfter bezeichnet ist, indem nämlich der dritte in zwei Abtheilungen erschienen war), fügte er noch im Jahre 1802 hinzu; derselbe erschien ebenfalls zu Leipzig: „F. C. Laukhard's, Magister der Philosophie und Sprachmeister zu Halle, Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben."

Eine Fortsetzung haben wir sodann in einem Buche zu erkennen, das sich selbst zwar eigentlich als Roman kundgibt, auch nicht von Laukhard in Person geschrieben, sondern nur herausgegeben sein soll: „Wilhelm Stein's Abenteuer. Beschrieben von ihm selbst und herausgegeben von Friedrich Christian Laukhard", (2 Thle., Altenburg und Leipzig 1810): wobei der falsche Vorname (Christian statt Karl) offenbar nur ein Druckfehler ist. Denn nach anderweitigen zuverlässigen Merkmalen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier nicht nur mit

einem eigenen Buche von Laukhard, sondern auch der Hauptsache nach mit Abenteuern aus Laukhard's eigenem Leben zu thun haben. Namentlich gilt dies von der letzten Hälfte des Buchs, aus der wir über die sonst so dunkle Periode seines nachhalleschen Lebens eine zwar nicht vollständige und authentische, doch genügende Aufklärung erhalten. Die Vorrede dieses Buchs ist unterschrieben von Veitsrod im Saardepartement im August 1809. Von da ab aber verschwindet Laukhard's Spur. Die im Jahre 1811 erschienenen „Vertrauten Briefe eines alten Landpredigers an einen seiner jüngern Amtsbrüder" (ebenfalls zu Leipzig erschienen), welche ihm im „Gelehrten Deutschland" von Meusel, Band 18, S. 480, beigelegt werden, haben wir nicht selbst zu Gesichte bekommen können und vermögen daher auch nicht zu beurtheilen, was sich daraus etwa für sein späteres Leben schließen läßt. Doch dürfte der Verlust auf keinen Fall von Erheblichkeit sein.

Und in dieser Verborgenheit und Unbekanntschaft geht sein Leben auch zu Ende; selbst für sein Todesjahr (1822) haben wir kein anderes Zeugniß finden können als wiederum nur Meusel's „Gelehrtes Deutschland" (Bd. 20).

Außerdem aber liegt noch eine außerordentliche Menge von Romanen, Anekdotensammlungen, Streitschriften und Pamphleten aller Art vor. Da Laukhard's Schriftstellerei kaum auf ein anderes geistiges Kapital begründet war als auf die Erinnerungen und Abenteuer seines Lebens, so kehren dieselben auch regelmäßig in allen diesen Schriften wieder und haben wir uns daher weit eher wegen Ueberfluß als wegen Mangel an Nachrichten zu beklagen.

Und nun endlich zu unserm Helden selbst.

Friedrich Karl Laukhard wurde geboren im Jahre 1758 in Wendelsheim, einem Orte in der Unterpfalz, der zur damaligen reichsunmittelbaren Grafschaft Grehweiler gehörte. Sein Vater, ebenfalls aus der Pfalz gebürtig, war Prediger des Orts und auch der Sohn verlebte den größten Theil seiner Jugend bis zum Abgang zur Universität theils in dem väterlichen Dorfe, theils zu Dolgesheim, Grünstadt und andern kleinen Orten der Pfalz.

Es ist das ein glückliches Stück Land, recht ein Lieblingskind der Natur, diese Pfalz, mit ihren weiten fruchtbaren Ebenen, ihren rebengeschmückten Hügeln, ihren kleinen, muntern Städtchen, vor allem aber mit dieser lebhaften, leichtentzündlichen Bevölkerung, welche dieselben bewohnt. Man merkt es ihr noch heutzutage an, dieser pfälzer Bevölkerung, daß Gott Bacchus ihre Landschaft zum Lustaufenthalt gewählt hat; es ist diesem pfälzer Blut, das sich so rasch und lustig durch die Adern treibt, viel junger Wein beigemischt, der denn nach Gelegenheit

auch ein wenig braust und schäumt und Köpfe und Hände unruhig macht. Auch die Nähe Frankreichs, dessen liebenswürdiger Leichtfertigkeit der Pfälzer sich innerlich fast verwandter fühlt als dem schwerfälligen, träumerischen Deutschen, hat noch immer nicht von ihrem Einfluß verloren. Auf eine höchst tragische Weise hat sich beides noch im Jahre neunundvierzig bei der bekannten pfälzer Revolution bewahrheitet, die eins der trübsten Blätter unserer neuesten Geschichte bildet, gerade weil sie so lächerlich und thöricht war.

Zu Laukhard's Zeiten indeß war die Lage der Pfalz noch viel eigenthümlicher und darum auch ihr Charakter noch viel hervorstechender. Es war dies gesegnete Stückchen Erde so recht eine Musterkarte von allem Unsinn und aller Verkehrtheit, welche das damalige deutsche Reich in sich beherbergte, in geistlichen sowol wie in weltlichen Dingen. Nirgends war die Kleinstaaterei so zur Caricatur getrieben als hier; nirgends gab es so viele reichsfreie Grafen und Barone, die oft kaum hatten, wovon sie am nächsten Morgen satt werden sollten und die sich doch alle redlich ihre Schlösser und Gärten, ihre Kammerdiener und Köche, Stallmeister und Jäger, Sänger und Schauspieler, Maitressen und Günstlinge hielten, als müßte es nur so sein.

Darum war aber auch die Willkür und Gewaltthätigkeit des Regiments kaum irgendwo ärger als in der Pfalz. Der Druck des Despotismus unterscheidet sich dadurch von allem andern Druck, daß er um so lästiger wird und um so empfindlicher schmerzt, je kleiner die Kraft ist, welche ihn in Bewegung setzt. Und von solchen kleinen Tyrannen, wie gesagt, wimmelte die Pfalz, und jeder von ihnen hatte wiederum seine Helfershelfer und Unterbeamten, die das arme Volk mit Nadelstichen bearbeiteten und ihm mit tausend nichtswürdigen kleinen Künsten das letzte Mark aus den Knochen, den letzten Heller aus dem Beutel preßten. Erst zu ihrem eigenen, dann zu ihres Fürsten Vortheil. Die Käuflichkeit der Aemter war allgemein und ebenso allgemein auch die Käuflichkeit der Beamten; von Recht und Gesetz war keine Rede, der Richter sah nicht nach den Acten, sondern nur nach dem Geldbeutel der Parteien; Laster und Unrecht, dem nur eine stets gefüllte Kasse zu Gebote stand und das nur hübsch freigebig war gegen diejenigen, die es hätten bestrafen sollen, konnte nicht allein ungestraft, sondern auch mit Ehren alt werden, und brauchte sich nicht einmal vor den Blicken des Publikums zu verbergen. O in der That, die süddeutschen Regierungen aus den Jahren acht- und neunundvierzig hatten gut klagen über den unruhigen Geist dieser Bevölkerung und daß sie durch nichts, durch Güte so wenig wie durch Gewalt, weder durch göttliche noch weltliche Gesetze, in Ordnung zu halten. Dieselben vergaßen dabei nur, mit welcher systematischen Consequenz Jahrhunderte hindurch daran gearbeitet worden ist, in diesem Volke alles Rechts-

bewußtsein und alle Ehrfurcht vor dem Gesetze zu ersticken; sie vergaßen, daß der Staat hier Jahrhunderte hindurch niemals in seiner schützenden Majestät, sondern immer nur in seinem gefährlichsten Zerrbild, als der allgemeine Deckmantel aller persönlichen Habgier und Schlechtigkeit, erschienen ist. Aus solcher Saat mußte denn freilich solche Frucht hervorgehen; die Reichsfreiherren und geistlichen Regenten des 17. und 18. Jahrhunderts, welche die Pfalz zu einem einzigen großen Wildgarten ihrer Lüste und Gewaltthätigkeit machten, haben — wenn es erlaubt ist, so Kleines mit so Großem zu vergleichen — die pfälzer Revolution vom Jahre neunundvierzig ebenso gut mit verschuldet, wie Ludwig XIV. und seine Maitressen die Französische Revolution vom Jahre neunundachtzig.

Und ebenso zerrissen und zersplittert wie das Land, ebenso durcheinander gewürfelt und zersplittert war auch das religiöse Bekenntniß. Katholische, reformirte und lutherische Ortschaften grenzten nicht nur unmittelbar aneinander, sondern auch die Bevölkerung der einzelnen Orte war häufig aus allen drei Bekenntnissen gemischt; in vielen Fällen wohnten die verschiedenen Geistlichen Haus an Haus und konnten sich täglich auf jedem Schritt und Tritt, den sie thaten, aufspüren und beobachten. Das hätte denn wol nirgends zu viel Gutem geführt und auch nicht in unsern jetzigen aufgeklärten, toleranten Zeiten; wie nun erst gar damals und in der Pfalz.

Denn daß die Pfalz dazumal in der allgemeinen Bildung um ein Beträchtliches gegen das übrige Deutschland zurückstand, das war schon seit Gottsched's Zeiten ein öffentliches Geheimniß, das die Pfälzer selbst nicht in Abrede zu stellen wagten. Besonders die Schulen, diese eigentlichste und unerlaßlichste Grundlage jeder volksthümlichen Bildung, waren im elendesten Zustande, sowol was die Kenntniß der Lehrer als auch was ihre Sitten anbetraf. Laukhard, der das Fegefeuer dieser Schulen ebenfalls durchgemacht hat, gibt eine ausführliche und anschauliche Schilderung davon. Danach waren sämmtliche Schulen, mit Ausnahme des Gymnasiums zu Grünstadt, dem selbst Laukhard's böse Zunge „verschiedene brave und gelehrte Männer“ zuerkennt, katholische, reformirte und lutherische, sammt und sonders das „rechte Gegentheil eines vernünftigen Unterrichts. Für die katholische Jugend war Meister Canisius“ (Laukhard meint ohne Zweifel den berühmten Peter Canisius oder, wie er mit seinem eigentlichen Namen hieß, de Hont, geb. zu Nymwegen 1521, gest. in dem von ihm gestifteten Jesuitenseminarium zu Freiburg in der Schweiz 1597, und seinen auf Befehl des Kaisers Ferdinand abgefaßten Großen und Kleinen Katechismus, der seit seinem ersten Erscheinen in den Jahren 1554 und 1564 zu demselben Ansehen in der katholischen Kirche gelangte, wie Luther's Kleiner Katechismus in

der evangelischen, und auch noch jetzt vielfach benutzt wird) „mit Pater Mathäus Vogel's Erläuterungen das Orakel der Religion. Das Latein erlernte man aus Emanuel Alvari's“ (er meint den Emanuel Alvarez, geb. auf der Insel Madeira 1526, gest. als Rector der Collegien zu Coimbra und Evora 1582, ebenfalls ein Jesuit, und seine drei Bücher „De institutione grammatica“, die zuerst 1574 zu Dillingen, der bekannten Niederlage der Jesuiten, erschienen und sich lange Zeit, selbst noch bis in das vorige Jahrhundert, in classischem Ansehen erhielten, wenigstens in katholischen Schulen) „trefflichen Rudimenten und aus einigen verstümmelten Autoren. Die Geschichte ward aus einem Lehrbuche vorgetragen, wo auf der einen Seite im abgeschmacktesten Latein und auf der andern im fürchterlichsten Deutsch die Begebenheiten nach wahren jesuitischen Grundsätzen mit einer Menge Fabeln und Verdrehungen erzählt waren. Ganz früh suchte man den zarten Gemüthern allen nur möglichen Haß gegen Ketzer und recht regen Abscheu gegen Neuerungen profaner Literatur, Lesung protestantischer Bücher u. s. w. einzutrichtern. Kam daher so ein Mensch aus einer pfälzischen katholischen Schule, so war er“ (es ist natürlich noch immer Laukhard, dem wir nacherzählen, und der Leser muß dem Laukhard'schen Stil mindestens ebenso viel zugute halten wie seinem Leben) „craß wie ein Hornochse und unwissend in allen nöthigen Kenntnissen; sprach aber doch Latein. Aber was für Latein?!“

„Die pfälzischen lutherischen und reformirten Schulen“, fährt Laukhard fort, „sind noch zehnmal elender. Da dociren nicht einmal Leute, die ein Bissel Latein verstünden, und daher kommt es, daß die Schüler, wenn sie die Universität beziehen sollen, weder den Cornelius übersetzen noch ein griechisches Verbum analysiren können ..... Die Schulmeister ahmen überhaupt im Pfälzischen ihrem Herrn Pfarrer nach, legen sich auf die faule Seite und auf das Saufen, sehr wenige treiben etwas Musik und Rechenkunst, andere Wissenschaften und Kenntnisse sind ihnen böhmische Dörfer.“

Was es mit diesem Vergleich der pfälzer Schulmeister mit ihren Predigern auf sich hat, darüber geben uns denn nun sofort die vielfachen Schilderungen, welche Laukhard von den Geistlichen seiner Heimat entwirft, katholischen wie evangelischen, einen ebenso deutlichen wie traurigen Aufschluß, selbst wenn wir auch von Laukhard's Berichten wiederum ein nicht Unbeträchtliches für Uebertreibung und Entstellung abrechnen. Wie alle übrigen Aemter und Anstellungen, so wurden auch die Pfarrstellen, besonders die lutherischen, und unter ihnen gerade wieder die bestbesoldeten, regelmäßig, wie eine erledigt war, an den Meistbietenden verkauft oder ordentlich versteigert. Laukhard's Vater selbst war zwar so glücklich gewesen, nicht nur eine der besten Stellen, son-

dern diese auch „ohne einen Kreuzer Ausgabe dafür" zu erhalten. Dies war aber eine ganz besondere Ausnahme, die auch Laukhard selbst sich nur aus irgendwelchen ganz absonderlichen persönlichen Gründen zu erklären vermochte, indem das Erzbisthum von Mainz, unter dessen Patronat die Pfarre zu Wendelsheim stand, es sonst von alten Zeiten her als einen unverbrüchlichen Grundsatz befolgte, jede gute protestantische Pfarre niemals anders als auf dem Wege des Verkaufs fortzugeben.

Freilich gab es solcher guten Pfarren unter den lutherischen nicht viele. Die einträglichen Kirchengüter, welche die Lutheraner ehedem in der Pfalz besessen, waren denselben von den Katholiken in Gemeinschaft mit den Reformirten abgenommen worden: sodaß nun, wie Laukhard sagt, „die armen lutherischen Geistlichen seit der Zeit blos von dem leben müssen, was ihre Pfarrkinder ihnen aus Gnade und Barmherzigkeit geben wollen". Da nun aber der pfälzer Bauer selbst nicht viel hatte und also auch nicht viel geben konnte, so waren die Predigerstellen der Mehrzahl nach ungemein schlecht und die Inhaber derselben hatten oft kaum das liebe Brot. „Was das aber auch", fährt Laukhard fort, „für Pastöre sind! Kaum kann man sich, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, des Weinens oder des Lachens enthalten, wenn man so einen pfälzischen lutherischen Gottesmann einhertreten sieht, mit einem alten verschabten Rock, der ehedem schwarz war, nun aber wegen des marasmus senilis, wie Dr. Bahrdt von seinem Hut sagt, ins Rothe fällt — mit einer Perrüke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friseurs gekommen ist, — mit Hosen, die den Hosen eines Schusters in allem gleichkommen, sogar in Absicht des Glanzes, und mit Wäsche, wie sie Bootsknechte tragen."

Mit diesem kläglichen Aeußern stand bei der Mehrzahl auch das Innere, ich meine, die geistige Bildung und Aufklärung, in nur allzu richtiger Harmonie. Laukhard versichert, daß sich die „allercrassesten Ignoranten" darunter gefunden, „welche kaum ihren Namen lateinisch schreiben und lesen können". Auf Universitäten seien sie zwar gewesen, bei der schlechten Vorbildung jedoch, mit der sie dahin gekommen, hätten sie auch da nichts lernen können, und der gänzliche Mangel an Büchern, „einige alte Schunken" und Postillen ausgenommen, welche vom Vater auf den Sohn forterbten, verbiete ihnen auch weiter zu studiren. „Aber wenn man ihnen", setzt Laukhard hinzu, „auch Bücher geben wollte, so würde ihre crasse Orthodoxie, welche allemal bei Dummköpfen crasser ist als bei Gelehrten, nebst ihrer natürlichen Trägheit sie hindern, einen Gebrauch von einem guten Buche zu machen." Von den reformirten und katholischen Predigern sagt er nur, daß sie nicht viel besser seien, was nämlich ihre Sitten und Kenntnisse betrifft,

„ob sie gleich besser gekleidet gehen, bessere Weine trinken, und der guten Atzung wegen auch dickere Bäuche haben als die lutherischen“.

Wie nun bei solchen Hirten das geistige Wohl der Gemeinden sich befand und welchen Einfluß das Beispiel dieser Prediger auf Bildung und Sitten ihre Beichtkinder haben mußte, das begreift sich ohne weitere Ausführung. Sie lebten meist im allerbittersten Haß und den allerwiderwärtigsten Kämpfen miteinander; der gegenseitige Vorwurf des Unglaubens und der Ketzerei war überall an der Tagesordnung und ebenso auch die Proselytenmacherei. Denn bei dieser wundersamen Durcheinandermengung der verschiedenen Bekenntnisse war es hierzulande etwas ganz Uebliches, die Religion zu wechseln, wie man sonst Rock oder Mütze wechselt; wie man anderwärts aus Desperation unter die Soldaten ging (Laukhard selbst wird uns dafür noch ein Beispiel bieten), so ging man hier in verzweifelten Lagen, wenn man vor Schulden nicht mehr aus oder ein wußte, wenn man vom Amt cassirt werden sollte, oder in andern ähnlichen Fatalitäten, von den Lutherischen zu den Katholiken, von den Katholiken zu den Reformirten und umgekehrt; es war keine Seele so schäbig und schmuzbeladen, daß sie nicht noch immer bei der einen oder andern Religionspartei ihren Käufer gefunden hätte.

Nur in einem einzigen Punkte fanden die sonst so eifersüchtigen und misgünstigen Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse sich friedlich zusammen: das war im Punkt der Liederlichkeit. Wein und Weiber, diese beiden schlimmsten Lockspeisen des Teufels für schwache Seelen, sind kaum jemals ärger gemisbraucht worden als von den Geistlichen der damaligen Pfalz. Die skandalösesten Ehebruchs- und Verführungsgeschichten waren in den dortigen Predigerhäusern etwas ganz Gewöhnliches; die Gemeinden selbst drückten in den meisten Fällen bereitwillig ein Auge zu oder machten die Sache doch erst dann anhängig, wenn sie aus irgend andern frivolen Gründen mit ihren Geistlichen in Streit gerathen waren und deren Entfernung oder Demüthigung wünschten. Und auch dann hielt es in der Regel noch schwer für sie, die Bestrafung der Schuldigen wirklich zu erreichen, da man höhern Orts auf dergleichen Bagatellen nicht viel gab und, wie schon erwähnt, ein zu rechter Zeit geöffneter Beutel auch wol noch krummere Dinge gerade zu machen pflegte.

Aber das Allerverderblichste war doch der Wein, dessen Misbrauch nach Laukhard's Versicherung überhaupt das charakteristische Laster der damaligen Pfalz war. Namentlich von den lutherischen Geistlichen, also gerade den ärmlichsten und kümmerlichsten, weiß er in dieser Hinsicht nicht Böses genug zu erzählen. „Da sitzen sie“, sagt er, „in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern tractiren, saufen sich voll und prügeln sich mitunter sehr erbaulich.“ Von einem gewissen Pfarrer, den er nach

Wohnort und Namen bezeichnet, erzählt er, daß derselbe einst so viel Prügel in der Schenke bekommen, daß er drei Wochen lang nicht habe predigen können. „In einem andern Lande", setzt er hinzu, „würden dergleichen Skandale auf verdrießliche Consequenzen stoßen, aber in der Pfalz nimmt man es so genau nicht."

Ja selbst die allergröbsten und allergemeinsten Verbrechen fanden sich damals unter der pfälzer Geistlichkeit vertreten. Laukhard erzählt von einem katholischen Pfarrer Valentin zu Münster bei Creuznach, der ehemals in Grehweiler Hofkaplan gewesen und sich von dem dortigen Hofprediger Herrenschneider beleidigt glaubte. Um seiner Rache genugzuthun, begab er sich eines Winterabends in den Schloßgarten und schoß eine Flinte mit gehacktem Blei durch das Fenster der Herrenschneider'schen Wohnung ab, gerade als der Hofprediger mit seinen Kindern zu Tische saß; ersterer wurde nur an der Schulter verwundet, seine zweite Tochter dagegen, ein Mädchen von elf oder zwölf Jahren, wurde von einem Stück Blei ins Herz getroffen und starb auf der Stelle. Valentin's Thäterschaft wurde entdeckt; doch kam er dem Richter zuvor, indem er sich selbst vergiftete. Sein Leichnam „mußte über vier Wochen auf der Erde liegen bleiben, weil die pfälzische Justiz ihren gewöhnlichen Schneckengang auch hierbei ging; endlich verdammte ihn die Kammer zu Wetzlar nebst zwei Universitäten zu einem Begräbniß unter dem Galgen". Ein gewisser Homann, Prediger zu Kriegsfeld, von dem wir in der Folge noch mehr hören werden, stahl einst dem Grafen von Grehweiler eine goldene Tabatière. „Der Graf wurde den Verlust gewahr und sagte ganz kalt zu Homann: «Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Prise aus meiner Dose.» Dieser wollte sich entschuldigen, der Graf aber griff ohne weiteres nach der Beinkleidtasche und entdeckte die Dose. Sofort rief er den Bedienten herbei, welcher die Dose herausholen und den Pfarrer zum Schlosse hinausführen mußte."

Die Freiheit der Hauptvölker.

Ein Vademecum für ihre Verehrer.

Von

Arnold Ruge.

II.

2. Von der geselligen Freiheit.

Die gesellige Freiheit besteht darin, daß im Verkehr der Menschen, wo sie zur Erholung, auf Reisen, in Gesellschaften, auf Bällen, an öffentlichen Orten, in Versammlungen zu gemeinsamen Zwecken zusammenkommen, der Anspruch und die Gewährung der Gleichheit allein auf dem Grunde der Bildung und des guten Betragens beruhen.

Diese Anerkennung eines jeden mit seinem Anspruch auf gute Sitte, die ihm zugute kommt, solange er sie zeigt, ist in der That eine große Tugend. Sie herrscht noch in ausgedehnterm Maße in Italien als in Deutschland. Man findet in dieser Beziehung in Italien und Deutschland eine Leichtigkeit der Selbstbeherrschung in jeder Gesellschaft, die sogar den Gedanken unmöglich macht, daß irgendeine Sittenpolizei von außen in den Privatverkehr eingreifen könne — versteht sich, solange nicht irgendein Gelüste des Despotismus ins Spiel kommt. Das Schicklichkeitsgefühl ist ein vollkommen genügendes geselliges Gewissen. Seine Verletzung kommt natürlich vor, hauptsächlich durch aristokratische Ausschweifung, wird aber immer durch die Gesellschaft in Masse aufrecht erhalten.

Dagegen wird in Frankreich an öffentlichen Orten das Schicklichkeitsgefühl oft sehr stark verletzt, weshalb eine eigene Art Schicklichkeitspolizei nöthig gefunden wurde. So war es wenigstens unter Ludwig Philipp. Die Sucht der Franzosen, die gesellige Freiheit in unschickliche Ausgelassenheit zu verwandeln, bezieht sich vorzüglich auf den Geschlechtspunkt und ist darum nur desto widerwärtiger. Sie sind allerdings alle Heuchelei losgeworden; aber es ist ein nationaler Uebelstand, daß ihre Aufrichtigkeit diese schamlose Bloßstellung hervorbringt.

Wenn man diesen einen zarten Punkt unberührt läßt, wenn man die Franzosen bewegen kann, es zu thun, so wird man in Frankreich allgemein eine freie, vernünftige Geselligkeit finden, die ebenso sehr als die deutsche auf der einen Bedingung der Bildung und des guten Betragens beruht. Ja, man darf wohl sagen, daß die Franzosen zuerst eine Schule der Liebenswürdigkeit gebildet haben, für die wir ihnen Dank schuldig sind.

In England muß man diese deutsche und französische Freiheit nicht

suchen. Es ist ganz dem Zufall überlassen, ob man gut oder schlecht behandelt wird, wenn man in irgendeinen Verkehr mit Unbekannten tritt.

Grobheit und Rücksichtslosigkeit zu erwarten und sich dagegen vorzusehen, ist daher das Sicherste. Findet man einen, der leichte, freundliche Sitten hat und ein verbindliches Betragen zeigt, so schließt man gleich, er müsse wol auf dem Continent herumgekommen sein. In den englischen Theatern beträgt sich der Pöbel wie Pöbel, pfeift, schreit und macht das Haus unanständig; in den Wirthshäusern sondern sich die Leute, auch wenn keine breternen Verschläge gemacht sind, streng voneinander ab. Von der freien sichern Sitte des Continents hat man keinen Begriff. Selbst wenn Klassen eingerichtet sind, wie auf den Eisenbahnen, thut jeder in der ersten Klasse, als gehöre er allein dahin; in der zweiten, als gehöre er eigentlich in die erste und fahre nur einmal aus Versehen in der zweiten; erst in der dritten Klasse sind die Leute unbefangen und haben im ganzen das richtige gesellige Princip, daß jeder willkommen ist, der sich willkommen zu machen weiß. Das Wort Gentleman verdient hier eine kleine Erörterung. Wenn ein Arbeiter außer Brot ist, so sagt er: „I am a gentleman, I have no work." Außerdem ist es aber der Ehrentitel für einen Mann von anständigen Sitten, und für ungezogene Schulknaben gilt es als der ehrenrührigste Vorwurf: „You do not behave like gentleman"; während für junge Damen diese höchste Ehre darin besteht, „to be quite ladylike". Einmal fuhr ich im Parliamentary train (die Meile 1 P. by Acte of Parliament) von Brighton nach London. Ein starker Pächter (Farmer) mit ledernen Gamaschen saß mit den Beinen auf der gegenüberstehenden Bank (eine gewöhnliche selbstquälerische Bequemmacherei); dort hatte ein junger Mann von anständigem Aussehen Platz zu nehmen. „But, Sir", redete er den Pächter an, „You do not behave like a gentleman!" Der Pächter nahm seine Füße herunter, aber das Uhrwerk seines Zorns und eines unerschöpflichen beißenden Witzes war aufgezogen. Er war ohne Zweifel mit den persönlichen Verhältnissen des jungen Menschen unbekannt; nichtsdestoweniger machte er ihn zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters während einer Fahrt von mehr als zwei Stunden. Jedes Wort, das der Arme sprach, wurde aufgegriffen und mit einer wahrhaft höllischen Rachsucht, ja mit einer Genialität rachsüchtiger Begeisterung in ein beißendes Witzwort auf den „young gent, just escaped from his mothers care" verwandelt. Endlich rief eine Stimme am andern Ende des Wagens: „Here are some ladies, Sir, who consider, that now you have taken your full revenge, and that it may be enough!" Ohne sich zu besinnen, fuhr unser Farmer drein: „Ladies? I know of no ladies here, we are altogether four and two penny donkeys here" (4 Sh. 2 P. ist der Preis des Parlia-

mentarhzugs von Brighton nach London). Aber der „four and topny donkey" wollte mit Gewalt ein Gentleman sein, während er doch die Ladies mit seinen 4 Sh. 2 P. wegdemonstrirte.

Im ganzen hatte er mit der Berufung auf das Geld recht. Wer Geld genug hat, um sich vom Geschäft zurückzuziehen, ist ein Gentleman; dann aber reicht dieser Maßstab doch wieder nicht aus, und man hat allerlei Geschäftsleute für Gentlemen erklärt, die Aerzte, Gelehrten, Professoren, Künstler und versteht sich die Prediger.

Der exclusive Charakter des Engländers ist eine große gesellige Untugend, zu deren Entschuldigung man nur anführen kann, daß allerdings die niedern Klassen sehr häufig mehr dem Princip der Natur als dem der Cultur huldigen. Warum? Weil es an Schulen fehlt und viele ganz auf der Straße aufwachsen.

Diese Roheit macht sich auch bei Wahlen und öffentlichen Versammlungen geltend. Man hält sie mit Unrecht für Kraft- und Freiheitsgefühl. Sie ist so gut im Lager des Rückschritts als in dem des Fortschritts und bedeutet nichts anderes als einfache Ungezogenheit.

Ist sie zur politischen Freiheit nöthig? Gewiß nicht; im Gegentheil, die Disciplin ist dazu nöthig; und je weiter die Engländer in der politischen Freiheit vorrücken, desto entschiedener tritt auch die Disciplin und das gute Betragen ein, desto mehr verschwinden Trunkenheit und Rauferei, von Boxen und von Hahnengefechten gar nicht zu reden. Selbst die ärgsten Widersacher der niedern Klassen wagen es nicht mehr, ihre anständige Haltung bei öffentlichen Gelegenheiten in Zweifel zu ziehen, und wissen sehr wohl die zweideutigen Charaktere, die in londoner Tumulten auftreten, von den ehrlichen Leuten zu unterscheiden.

Die gesellige Freiheit, sage das gebildete Betragen der Deutschen und Franzosen, ist keine Folge eines knechtischen Zustandes, sondern ein Zeichen freier Sitte und guter Erziehung; und die gesellige Freiheit ist so wenig ein Hinderniß der bürgerlichen, daß sie sich in ihr, wenn auch für ernstere Zwecke, doch als die nämliche Erscheinung der freien sich selbst regelnden Sitte nur wiederholt.

Die geistige Freiheit, die des denkenden Menschen, die wirkliche Wissenschaft und die Fähigkeit, sie zu erlangen, könnte man also denken, erzeuge beides, gesellige Freiheit (Freiheit und Vernunft im Betragen) und bürgerliche Freiheit (die eingelebte Sitte freier Bürger in Besorgung ihrer gemeinsamen, der öffentlichen Angelegenheiten). Daß einer Takt, Geschmack und feste sowol als sichere Gewohnheiten hat, um sich im Privatverkehr immer als einen freien und gesitteten Menschen zu zeigen, erfordert aber ebenso wohl eine eigene Erfahrung und eine Gewöhnung nach dem Geschmack eines ganzen Kreises von Menschen, als die Sicherheit des geeigneten Betragens im öffentlichen Verkehr eine eigene Schule

des öffentlichen Lebens verlangt. Und umgekehrt, für die politische Freiheit ist die eingelebte Sitte ebenso unerlaßlich, als für die gesellige Freiheit die Gewöhnung zu dem Betragen eines Menschen, der in jedem andern den Gleichen achtet, wenn er ihm mit der gleichen guten und anerkannten Sitte begegnet.

Aber beides fließt eben darum nicht ohne weiteres aus der geistigen Freiheit, aus dem Denken des freien Geistes, weil alle die kleinen Förmlichkeiten, Aeußerlichkeiten, Pedantereien, Moden und Gebräuche, auf denen gesellige Freiheit im Privatverkehr und bürgerliche Freiheit im öffentlichen Leben beruhen, bei der Freiheit des Denkens oder bei der wissenschaftlichen Behandlung der Probleme im Gebiet der Natur und des Geistes ganz aus dem Gesichte verloren werden. Wir finden deshalb häufig, daß große Denker und Forscher gesellig und politisch ungezogen und roh sind. So, um nur eins anzuführen, ist Hegel's Betragen in seiner Vorrede zum „Naturrecht" gegen Fries sowol gesellig als politisch völlig unfrei, es ist häßlich und eines freigesinnten sowol als eines feinfühlenden, d. h. gesellig freien Mannes ganz unwürdig, und keine Empfehlung für das Buch.

Die geistige Freiheit kann man Hegel wahrlich nicht absprechen; aber er hat dafür gesorgt, daß wir an seinem Beispiel lernen sollten, wie wenig dieses höchste Gut dazu dient, einen Menschen gesellige und bürgerliche Freiheit zu lehren. Warum aber leistet die geistige Freiheit dies nicht? Sie verleitet leicht zu dem Hochmuthe, beides als eine Sache äußerlicher Disciplin gründlich zu verachten und denen zu überlassen, die nur durch Abrichtung, nicht durch Entwickelung frei werden können. Dies ist ein sehr gefährlicher Irrthum. Die Abrichtung ist keinem zu erlassen. Das Abschleifen der Roheit und das Austreiben der Willkür muß gesellig und politisch mit jedem Individuum vorgenommen werden, und der große Kreis, in den jeder eintreten will, muß ihm keine Eintrittskarte geben, wenn er nicht zu seiner Sitte abgerichtet ist. Diese Strenge ist keine Pedanterei, sie ist Nothwehr gegen die Verbrecher, die wie der Frevel beim Homer auf den weichen Köpfen der Menschen umherwandeln und den heiligen Geist ihrer Sitte und ihrer Ehre, wodurch sie gleich und frei werden, mit Füßen treten wollen. Ihnen sagt die Gesellschaft (die private und die republikanische): „Verachte uns, aber gehorche uns! Denke was du willst, aber unterwirf dich unserer Sitte!"

Nicht also die wissenschaftliche Freiheit, nicht die geistige Bevorzugung, rein menschlich zu dichten, zu denken und zu fühlen, hat die Deutschen gesellig frei gemacht.

Ihre gesellige Freiheit hat den gleichen Ursprung wie die der Franzosen. Weil die politische Erziehung, die Gewöhnung zu den freien,

d. h. festgeregelten Formen des öffentlichen Verkehrs, ganz und gar fehlte, so hat man sich zum Ersatz mit aller Macht auf die Gewöhnung zur Freiheit im Privatverkehr geworfen und die geselligen Tugenden der liebenswürdigen Franzosen und der gemüthlichen Deutschen entwickelt.

Beides, das gemüthliche Behagen und der Genuß liebenswürdigen Betragens wird dadurch erreicht, daß jeder mehr die Ansprüche, Wünsche und Rechte der andern als seine eigenen im Auge hat. Thut dies jeder ehrlich, so entsteht eine gemüthliche Sicherheit im Verkehr; thut es jeder mit Humor und mit dem Witz, daß ihm dieses Betragen doch sofort selbst zugute kommt, so macht er sich liebenswürdig. Eine Französin ist liebenswürdig, sobald sie nur will, eine Deutsche unterbricht sich darin nicht, wenn sie einmal empfunden hat, welchen Schatz sie an der Liebenswürdigkeit besitzt, sie wird die Koketterie, liebenswürdig zu sein, sobald sie nur will, nur dann verstehen, wenn sie den französischen Tic hat. Was wir Gemüthlichkeit im Verkehr nennen, ist das gesicherte Wohlbehagen, die ungestörte gesellige Gesundheit. Um nicht ungerecht zu werden, muß man wol zugeben, daß es deutsche Französinnen und französische Deutsche gibt, und daß es nichts Langweiligeres auf der Welt gäbe als Frauenzimmer ohne Koketterie.

Die Abrichtung des Adels zur Etikette, das reine Hundethum der Convenienz, ist hier zu erwähnen. Dadurch wird die gesellige Liebenswürdigkeit so hohl, daß sie als Ballstaat für die Gesellschaft angelegt und zu Hause dann gewöhnlich mit dem störendsten Négligé vertauscht wird. Die Abrichtung ist allerdings nothwendig, sie darf aber nicht bis zur hündischen Dressur gehen. Diese läßt die Roheit immer wieder durchbrechen, während die menschliche Eingewöhnung des einzelnen in die freie Sitte eines freien Kreises ihm zur andern unwandelbaren Natur wird und alle Uebelstände des Zwanges, alle Controversen über den Anstand überflüssig macht. Das Leben in diesen Formen des geselligen Verkehrs ist alsdann gemüthlich, wenn es nicht die Arbeit selbst, sondern eine Erholung von einer genügenden Arbeit aller ist. Ein Mensch, der nicht gehörig mit Arbeit gesättigt ist, wird unter allen Umständen unausstehlich und kann nur mit der härtesten Dressur oberflächlich im Zaume gehalten werden. Die Müßigen erfinden sich daher abgeschmackte Arbeit, wie Jagen, Reiten, Fischen oder was es sonst sei, statt der wirklichen Ueberwindung reeller Hindernisse der menschlichen Freiheit, wären es auch nur ökonomische, auf die wir später zurückkommen.

Aus eben dem Grunde, warum die Beherrschung der philosophischen Probleme und die Selbstbestimmung des Menschen in der Bewegung des Denkens keine gesellige Freiheit erzeugt, im Gegentheil den Men-

schen eher dagegen abstumpft und gleichgültig macht, eben darum erzeugt sie auch keine politische Freiheit.

Da wir keine politische Freiheit besitzen, so wäre dies für uns Deutsche eine Sache, die sich von selbst versteht, wenn man uns ohne weiteres die geistige Freiheit zugestände. Die übrigen Völker können dies nicht thun. Sie kennen den ganzen Gegenstand nicht, der, wie wir schon oben behauptet, den nationalen Unterschied, die Nationalität des eigentlich deutschen Deutschland ausmacht; sie wissen nicht, wovon die Rede ist, wenn man von geistiger Freiheit spricht, und da dies auch eine nicht unbedeutende Anzahl Deutscher nicht zu wissen scheinen, so wollen wir jetzt etwas näher darauf eingehen.

3. Von der geistigen Freiheit.

Wenn ein Volk keine pfaffenfreie Erziehung hat, kann es nicht zum selbständigen Denken kommen. Der Pfaffe ist der gedankenlos geschulte Verbreiter seines Glaubens; diese Schulung geht so weit, daß sie ein gewisses Raisonniren gegen die Vernunft und gegen die Unsicherheit alles Wissens erzeugt (der irische Bischof Berkeley ist das merkwürdigste Beispiel davon), immer mit Ausnahme des pfäffischen Raisonnements, das versteht sich. Dies Verhältniß ist wesentlich katholisch, eine Sklaverei des Geistes, die von den Kirchenautoritäten commandirt wird. Davon abzuweichen ist Verbrechen und wo die Autorität nicht gebrochen ist, wird dies Verbrechen (das theologische Verbrechen „die Sünde") natürlich auch bestraft. In England ist die Strafe theologischer Verbrechen (der Blasphemie vornehmlich) noch ganz neulich vorgekommen, im ganzen aber ist der englische Katholicismus den Händen „der Autoritäten" entschlüpft und in die Gemüther der gläubigen Gemeinde gefallen; in England also handhabt die öffentliche Meinung das Ketzerrichteramt und zwar in der durch alle möglichen Sekten und die Juden abgeschwächten Kirche. So ist es in England in der Ordnung, irgendeiner persuasion anzugehören (selbst die Mormonen werden nicht verfolgt), aber wider die Ordnung, keiner von allen anzugehören. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glaubte, diese immermehr überhandnehmende Anarchie sei geistige Freiheit oder in dieser Anarchie habe die öffentliche Meinung der Gläubigen keine Macht und Gewalt. Die Persuasion, der Glaube ganz im allgemeinen ist das Gemeinsame aller Sekten, und diesen Zauberkreis der buntesten Pfaffenerziehung zu verlassen, und der Persuasion oder Denomination die Wissenschaft entgegenzusetzen „would hurt the feelings of every sensible person in the united kingdom". „Wäre der Geist nicht frei, so wär' es ein großer Gedanke, daß mit frommem Gefühl jeder sich selber beherrscht." Auch das Papstthum ist in England in Selfgovernment aufgelöst. Diese

Auflösung ist nun freilich nicht die richtige; denn das ganze Unternehmen, den Geist zu constituiren, der Ueberzeugung und dem Denken gesetzliche oder conventionelle Schranken zu setzen, ist ein verkehrtes. Die richtige Auflösung des Papstthums ist die wissenschaftliche Entwickelung, es ist nicht „die freie Forschung in der Schrift", sondern „die freie Forschung in Natur und Geschichte", es ist nicht der englische, sondern der deutsche Protestantismus oder vielmehr dessen Entwickelung zur unbestrittenen Suprematie der Wissenschaft.

Die katholischen Völker, die Engländer nicht ausgenommen, denken gar nicht, weil sie die Wissenschaft dem Pfaffenregiment unterordnen, oder, wenn sie auch von diesem Regiment abfallen, immer noch fortfahren, als Pfaffen zu raisonniren, d. h. immer nachplappern, was diese Autoritäten ihnen als positive Wahrheiten aufbinden oder was noch ärger ist, ein ausländisches vor Jahrtausenden verfaßtes Buch zur Norm ihres ganzen Denkens machen, das Denken über dieses Buch selbst aber ausschließen oder einfach unterlassen und folglich das Buch gedankenlos lesen.

In diesem Falle sind die Engländer mit der Bibel. Und da sich eine so unnatürliche Leserei auf die Länge nicht halten läßt, so hat sich eine Sekte, Denomination, gebildet, die sich Secularisten nennt und einfach den Boden aller andern Sekten verlassen hat. Dies ist nun wiederum keine Freiheit; es ist nur Empörung gegen die Bibel und deren Wächter, die Geistlichen, mit denen die Secularisten fortwährend große öffentliche Disputationen halten und fortwährend Streitschriften wechseln. Die Empörung ist das Streben nach Unabhängigkeit, eine chronische Empörung erreicht aber auch nicht einmal die Befriedigung, daß sie den Druck los wird. In diesem Falle verwandelt sich der positive Pfaffe einfach in den negativen; und der ist vorläufig nicht viel besser als sein Gegner. Er stellt sein eigenes Credo auf, „ich denke so und so" und wer mir nicht beitritt, ist „ein Pfaffe". Wir haben dies erlebt; das beste Beispiel des atheistischen Fanatismus ist Karl Heinzen, der in seiner philosophischen Unschuld in jedem einen Verräther erblickt, der sich mit der natura deorum noch zu schaffen macht, von seinem kleinen Katechismus, „Der Emancipation der Weiber" und „Dem Materialismus" gar nicht zu reden.

Der Abfall und selbst die Unabhängigkeit von der Bibel und den Ueberlieferungen der Theologen ist daher noch keine geistige Freiheit.

Zur Freiheit des Geistes gehört die Kenntniß und Erkenntniß der Entwickelung des menschlichen Geistes, und sie ist ohne die Disciplin der Philosophie nicht möglich.

Die Bibel richtig zu beurtheilen und die Dogmen der Geistlichen nicht für mehr zu nehmen, als sie sind, beides ist nur eine Specia-

lität. Nicht nur dieses Buch, nicht nur dieses System, sondern alle wesentlichen Bücher und Systeme muß man verdaut haben, um sich wirklich geistig frei und sicher zu fühlen. „Frei sein ist nichts, frei werden ist der Himmel.“ Die geistige Freiheit ist der letzte Gewinn der Geschichte, und jeder hat sie mit einem nicht geringen Aufwande von Anstrengung sich von neuem zu erwerben.

Die positiven Systeme, sowol die der Welterklärung, der Naturwissenschaften oder Naturphilosophie, als auch die der Weltgestaltung, der Geschichte, der Kunst und des wissenschaftlichen Denkens, des Systematisirens, — diese Arbeit ist viel schwieriger als die des phantastischen Systematisirens der Orientalen und als die französisch-deutsche Verneinung dieser Phantasien. Diese Verneinung war darum nicht minder nothwendig, nur freilich wird man dadurch die Orientalen und ihr System noch lange nicht los. Ja, diese orientalischen Phantasien kehren als vorhistorische Welterklärung, als historischer Sauerteig und, um es rundheraus zu sagen, als nationale Beschränktheit der Mehrzahl der jetztlebenden Völker wieder, klopfen an die Thür des Historikers und des Religionsphilosophen und nehmen als begriffene Phantasien von neuem ihren Platz im Systeme ein, ich meine, in der Philosophie der Geschichte.

Sie einfach zu verneinen und ihnen diesen Platz im Systeme zu misgönnen, ist der Zustand der fanatischen Unabhängigkeitserklärung, den die Theologen Atheismus nennen, der vielleicht eine Weile selbst diesen Namen annimmt, dann aber zunächst zur Naturphilosophie, die er Materialismus nennt, fortgedrängt wird, weil der menschliche Geist nothwendig zur Welterklärung getrieben wird und in der einfachen Verneinung der phantastischen Welterklärung keine Befriedigung finden kann, folglich, bei diesem Punkte angelangt, eine wissenschaftliche fordert. Es versteht sich von selbst, daß die Naturphilosophie allein ebenso wenig ausreicht, daß sie also von der Geistesphilosophie ergänzt werden muß. Die Naturforscher, die dies leugnen, sind wissenschaftlich unzurechnungsfähig.

Die positiven Systeme, der ganze Umfang des menschlichen Denkens und Schaffens, ist nicht Eines Menschen Werk. Wenn auch Einer diese Arbeit unternimmt und den großen Abriß des gewaltigen Ganzen vor den Augen der Welt aufstellt, wie dies der Philosoph thut, so versteht es sich von selbst, daß er nur die Arbeit der Jahrhunderte ordnet und begreift, daß er genug gethan hat, wenn er das System aufstellt, zu dem seine Zeit ihm das Material gab, daß er nur ebenbürtig ist, wenn er der wirkliche Sohn seiner Zeit ist, daß also, wie Hegel anzuführen pflegt, „immer die Füße derer schon vor der Thür stehen, die ihn hinaustragen werden.“ „Wer Großes leisten will, muß sich

beschränken", citirt Goethe aus Helvetius, d. h. er muß etwas Bestimmtes in der geschichtlichen Entwickelung leisten wollen.

Die Philosophie, auch die der absoluten Freiheit des Geistes, kennt ihre Schranken — denn die Entwickelung der Geschichte ist ihr Begriff —; die Phantasie der Orientalen kannte ihre Schranken nicht, denn sie weiß nichts von der Geschichte.

Welches Volk kennt diese Freiheit des Geistes, gewährt durch positiv-wissenschaftliche Systeme der Welterklärung und der Weltgestaltung? Das einzige, das sie anerkennt, die Deutschen. Alle andern Völker verwerfen sie mit der größten Entschiedenheit; nur die Franzosen befinden sich in einer eigenen Lage. In der Empörung, auch gegen den Orientalismus, haben sie das Aeußerste geleistet; aber sie fangen jetzt erst an, sich mit der freien geistigen Entwickelung Deutschlands ernstlich zu beschäftigen, — sie sich anzueignen oder gar sie fortzuführen, ist ihnen noch nicht gelungen, obgleich wir mit Freuden zugeben, daß alle Bedingungen zu einer solchen Entwickelung vorhanden sind. Wir brauchen nur an Proudhon zu erinnern, der zu seinem dialektischen Talent nur den praktischen Sinn des Politikers brauchte, um ein Reformator, oder nur den rein theoretischen Sinn des Gelehrten, um ein Philosoph zu sein.

Doch die Hauptsache ist hier nicht irgendein fähiger Franzose, sondern die Anlage des französischen Volks, d. h. daß für den französischen Geist die Aufgabe der positiven Systeme, der wissenschaftlichen Welterklärung und der Weltgestaltung nach Principien existirt.

Beides existirt für den Engländer und Amerikaner nicht. Sie kennen nur das orientalische System, die jüdische Phantasie, wenn es sich um Welterklärung, und nur die ökonomischen Interessen, wenn es sich um Weltgestaltung handelt. Alle Ausnahmen — und es gibt sehr ehrenwerthe — erklären sich aus französisch-deutscher Erziehung, gehen aber selbst dann bisjetzt nur bis zur Empörung gegen den Orientalismus oder bis zu seiner Ignorirung à la Bacon fort. Eine Bewegung dieses wesentlich niederdeutschen Volksschlags durch Principien haben wir seit der religiösen Revolution nicht wieder erlebt, und diese Bewegung hat sich bisjetzt erhalten, wodurch im Lauf der Jahrhunderte der orientalische Hintergrund völlig assimilirt und national geworden ist.

Nicht eine unwissenschaftliche Anlage ist der Grund, weswegen die Engländer an der Oberherrschaft der Wissenschaft und an den rein theoretischen Problemen keinen Geschmack finden: man zeige ihnen, daß die Untersuchung ökonomisch oder gesellig benutzt werden könne, und sie werden alles Genie dafür entwickeln, das nöthig ist: aber für nutzlose und brotlose Künste, Kenntnisse und Erkenntnisse werden sie hartnäckig

dieselbe Verachtung zeigen wie der holländer oder der bremer und hamburger Krämer.

Dabei ist ein Umstand hervorzuheben. Wie geht es zu, daß die armseligsten Notizen, ägyptische und syrische Fratzen, indische und chinesische Sitten, philologische Spitzfindigkeiten und abstruser Calcul z. B. in astronomischen Dingen den Engländer mehr interessiren als der Begriff von irgendetwas, sei es auch nur vom Licht, von der Sonne, von der Erde? Wie geht es zu, daß er die Wißbegierde, was irgendetwas in Wahrheit sei, gar nicht hegt, dagegen aber eine große Neugier für leere begrifflose Notizen zeigt? Alles Begreifen nennt er useless speculation; alle Notizen useful knowledge, während es doch leicht einzusehen ist, daß diese knowledge ohne alle Einsicht sehr häufig nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich ist, während alle wirkliche Einsicht immer schlechthin nützlich, befreiend und befriedigend wirkt.

Man könnte vermuthen, diese Männer des Handels und des Handelns hätten einen Abscheu vor dem Begriff der Sache, weil das immer ein Umweg und ein Aufenthalt ist, durch den man von dem sofortigen Hantieren der Sache abgehalten wird... „Was brauch' ich zu wissen, was die Krankheit ist, wenn ich sie nur curiren kann?" Der Engländer geht daher bei dem Arzt und bei dem Juristen in die Lehre, wie beim Drechsler. Die allgemeine Vorbildung — das Gymnasium — und die wissenschaftliche Behandlung aller gelehrten Berufsgegenstände — die Universität — kennt er nicht. Seine Universitäten sind Pensionate für die Aristokratie und den Klerus, d. h. den aristokratischen Klerus der Staatskirche.

Hierin — und diese Institute sowie die ganze Privat- und Sektenerziehung der Engländer sind unverbesserlich — liegt die Schwierigkeit für das englische Volk, zur Geistesfreiheit, ja auch nur zu einem Interesse daran zu gelangen. Um so rührender sind die Anstrengungen derer, die als Autodidakten und Schüler Deutschlands deutsche Anschauungen über diesen allerhöchsten und wichtigsten Gegenstand zu verbreiten suchen. Sie haben das ganze englische Mittelalter, diesen conservirten Katholicismus und Feudalismus gegen sich; und es ist offenbar, daß England selbst durch den Puseyismus und die Ohrenbeichte nicht zu einer wirklichen Reformation, d. h. zu protestantischen, sage jetzt: rein wissenschaftlichen Schulen und Universitäten kommen wird. Die Examinationen in Masse, die jetzt angefangen haben, verdienen hier kaum erwähnt zu werden.

Daß die Franzosen dazu kommen werden, läßt sich hingegen nicht bezweifeln, es müßte denn sein, daß sie bonapartistisch ausgerottet würden, was nicht so leicht ist, als manche Leute sich einbilden.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an Adolf Schults.

Es ist in diesen Tagen eben ein Jahr geworden, seit wir durch die Trauernachricht von dem plötzlichen Hinscheiden Adolf Schults', des liebenswürdigen und strebsamen Dichters, der so manches schöne und innige Lied gesungen und der auch unserm Blatte Jahre hindurch ein treuer und theilnehmender Mitarbeiter gewesen, überrascht wurden. Ebenso lange und sogar noch etwas länger liegen auf unserm Büchertisch die beiden letzten Veröffentlichungen des Dichters, einer kritischen Besprechung harrend: nämlich die dritte vermehrte Auflage der „Gedichte" (Iserlohn, Bädeker) und „Der Harfner am Herd. Ein lyrischer Cyklus" (Weimar, Böhlau). Zufällige Umstände haben diese Besprechung bisjetzt zurückgehalten und benutzen wir die Wiederkehr jenes ernsten Tages um so lieber dazu, das Versäumte nachzuholen, als eine kritische Anzeige jener beiden Werkchen sich von selbst zum ehrenden Nachruf für den dahingeschiedenen Dichter gestaltet.

Allerdings wäre es eine unwürdige Uebertreibung, wollten wir behaupten, daß der Tod dieses Poeten eine unersetzliche Lücke im deutschen Parnaß gerissen oder daß sein Name bestimmt sei, noch in späterer Zeit unter den Sternen unserer Literatur zu glänzen. Wohl aber, wenn ein anmuthiges und liebenswürdiges Talent, wenn sorgfältige und gewissenhafte Benutzung desselben, wenn Fleiß, Ausdauer und Treue, verbunden mit einer tapfern und männlichen Gesinnung, einigen Anspruch darauf haben, in der dankbaren Erinnerung der Zeitgenossen fortzuleben: so ist dies bei Adolf Schults der Fall, und meinen wir daher mit dem verspäteten Kranz, den wir heute auf seine vorzeitige Gruft legen, eine Pflicht nicht nur gegen den Dahingeschiedenen, sondern auch gegen unsere Zeit selbst zu erfüllen, die wahrlich nicht reich genug ist an Männern wie Adolf Schults, um ihr Andenken nicht mit Liebe und Dankbarkeit zu pflegen.

Adolf Schults, ums Jahr 1815 geboren, war in der Gegend von Elberfeld zu Hause, in jenem gesegneten Wupperthale, das ebenso sehr durch seine Industrie wie durch seine Frömmigkeit (und letztere soll ja in vielen Fällen auch nur eine Art von Industrie sein) im Ruf steht, in jenem anmuthigen Hügellande, das zwischen der westfälischen Ebene und den malerischen Ufern des Rhein mitteninne liegt. Dem entsprechend war auch in dem poetischen Charakter dieses Dichters hauptsächlich das Anmuthige ausgedrückt; er besaß weder die Kraft und Energie wie etwa Ferdinand Freiligrath, dieser echte Sohn der Rothen Erde, noch hatte die Natur ihm jenes leichte Blut und jene sinnliche Frische mitgegeben, durch welche die Poeten des Rheinlands sich auszeichnen. Die Bewohner des Wupperthals sind ein wohlmeinender, tüchtiger Mittelschlag, betriebsam und stetig, mit einem mehr häuslich bürgerlichen als historisch poetischen Horizont, und dieser Naturanlage seiner Stammgenossen entsprach auch die poetische Eigenthümlichkeit unsers Dichters, der ebenfalls mehr für die Idylle als für das Epos, mehr für das häuslich Behagliche als für das Heroische berufen war.

Wenn Adolf Schults sich nichtsdestoweniger im Lauf der vierziger Jahre zuerst durch politische Lieder bekannt machte, so that er damit nur, was

jene Sturm- und Drangperiode von jedem angehenden Dichter nothwendig verlangte. Auch die epischen Versuche, die er späterhin folgen ließ („Martin Luther", 1853 und „Ludwig Capet", 1855) beweisen mehr die Strebsamkeit des Dichters und seine Empfänglichkeit für die Richtungen seiner Zeit, als daß sie ein wirkliches episches Talent bekundeten. Der eigentliche Beruf dieses Dichters war vielmehr das Haus, der heimische Herd mit seinen kleinen stillen Freuden, seinen süßen Sorgen und Entbehrungen, seinen noch süßern Genüssen, die er mit großer Wahrheit und Innigkeit in wahrhaft poetischem Lichte zu schildern wußte. Und ganz gewiß hat das Haus dasselbe Recht auch in der Poesie wie der Staat und die Geschichte. Nur einer kranken Zeit gleich der unsern, der das politische Bewußtsein so lange gänzlich abhanden gekommen war, konnte es begegnen, in der Politik die einzige Sphäre der Kunst zu erblicken: wie es ja überhaupt nur ein Nachklang unserer bureaukratischen Vielregiererei war, wenn selbst unsere angeblichen Liberalen noch bis vor kurzem nicht übel Lust bezeigten, dem Staat den Menschen zu opfern. Blicken wir nach England, das ja sonst so vielfach das Ideal unserer politischen Hoffnungen ist! Hier ist neben dem freiesten und selbständigsten Staatsleben zugleich das engste und innigste Familienleben; dem Engländer sind sein Land und sein Haus gleich theuer, er liebt eins im andern und um des andern willen, und würde der Fanatismus, mit welchem wir der Politik alle übrigen menschlichen Beziehungen zum Opfer bringen, ihm gewiß ebenso unverständlich sein wie dem Gesunden die leidenschaftliche Aufregung des Fieberkranken.

Für Adolf Schults aber hatte die traute Stille des Hauses noch einen ganz besondern Werth: nämlich weil sie zugleich der Tempelraum war, in welchem er der Muse, dieser höchsten Göttin seines Lebens, dienen konnte. Adolf Schults war zum Kaufmann erzogen und verdankte diesem Beruf seine bürgerliche Existenz. Nur war dazumal die Poesie der Kaffeeballen und Syrupfässer noch nicht erfunden, man wußte noch nicht, wie zuträglich die dumpfe Comptoirluft der Blume der Kunst und der Schönheit, und auch Adolf Schults erblickte in seinem kaufmännischen Beruf nur einen traurigen Zwang der Nothdurft, eine Kette, die ihn wund rieb und die er daher so oft wie möglich von sich abzustreifen suchte. Nirgends gelang ihm das besser als eben in dem Asyl des Hauses, an dem bürgerlich bescheidenen Herde, dem er den Schweiß seiner Tage opferte, um sich dafür Nächte poetischen Entzückens und poetischen Schaffens einzutauschen. Aus den biographischen Notizen, die gleich nach Schults' Tode erschienen, wissen wir, wie sehr der Zwiespalt zwischen dieser Prosa des Berufs und seiner poetischen Neigung an seinem Herzen nagte und wie dieser Zwiespalt es eigentlich gewesen ist, was die Kraft des rüstigen Mannes gebrochen und ihn einem vorzeitigen Grabe entgegengeführt hat. Auch in den beiden vorliegenden Sammlungen vernehmen wir nicht selten einen Ton der Wehmuth und der verhaltenen Klage, der auf ein verborgenes Weh hindeutet; der Dichter ist müde gehetzt, er sehnt sich nach Ruhe, und selbst der Tod, dessen eisiger Athem ihn näher und näher streift, verliert für ihn einen Theil seiner Schrecken, indem er sich erinnert, daß der Tod zugleich der allgemeine Friedensstifter und das Grab nur die Pforte zur ewigen Ruhe ist.

Und doch sind das nur vorübergehende Anwandlungen, denen der Dichter

sich rasch wieder entreißt. Die Mehrzahl seiner Gedichte, besonders aus der spätern Zeit, athmet im Gegentheil einen frischen fröhlichen Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf die Zukunft; welche Entbehrungen und Kämpfe das Leben dem Dichter auch auferlegt und wie viel goldene Hoffnungen es ihm zerstört hat — die Lust des Frühlings, die Pracht des sommerlichen Sternenhimmels, das goldene Naß der Rebe muß ihm ja doch bleiben und ebenso der Kuß der Geliebten, die ihm als treues, kampferprobtes Weib zur Seite steht, das süße Lallen und Schmeicheln der Kinder, die ihn, „Gottessegen siebenfach", umgeben und in deren fröhlich blühender Jugend er reichen Ersatz für alle Unbilden des Schicksals findet. Daher diese Innigkeit, mit der er das Glück des Hauses preist, daher diese jubelnde Vaterfreude, mit der er auf die lockigen Häupter seiner Kleinen herniederschaut, daher auch diese Treue und Hingebung, diese Wahrheit und Tiefe der Empfindung, mit der er die Auserwählte seiner Jugend feiert, dieselbe, die jetzt alle Sorgen und Lasten des Lebens mit ihm theilt und deren weiche tröstende Hand noch immer eine Blume der Freude um seine alternde Stirne zu flechten weiß. Von den sieben Büchern, in welche die „Gedichte" zerfallen und unter denen wir auch jene „Lieder aus Wisconsin" wiederfinden, welche den Namen des Dichters zuerst in weitern Kreisen bekannt machten, verdient das fünfte mit der Ueberschrift „Zu Hause" offenbar den Preis. Mit besonderer Rührung wird man darin die „Gedichte in der Krankheit" lesen, vorzüglich den hoffnungsreichen Nachklang, in welchem der Dichter, angeweht vom Hauch der nahen Genesung, sich eine neue Jugend verspricht — ach, es war nur jenes trügerische Abendroth, das wir so oft auf der Wange der Todkranken erblicken und das nicht selten um so prächtiger leuchtet, je näher sie selbst dem Grabe sind.

Dasselbe Thema, nur noch ausgeführter, behandelt auch „Der Harfner am Herd". „Siebenfacher Segen" führt uns in die wimmelnde Kinderstube des Dichters und lehrt sie uns kennen, eins nach dem andern, die blondlockigen Mädchen und Buben, die alle so verschieden geartet und doch dem Vaterherzen so gleichmäßig theuer sind. In dem Abschnitt „Neue Jugend" spricht der Dichter die Hoffnungen aus, mit denen er seine endliche Genesung von schwerer Krankheit begrüßt; wir wissen jetzt, wie trügerisch dieselben waren und daß dieser neue goldene Schimmer, in welchem der Dichter seine Zukunft erblickte, nur ein letztes Aufflackern seiner Lebensflamme war, die sich eben in diesem Aufflackern nur um so rascher verzehrte. Im letzten Abschnitt „Leid und Lust" wendet der Poet sich vorzugsweise an die treue Gefährtin seiner Leiden und Freuden, noch einmal läßt er die guten und bösen Stunden der Vergangenheit an sich vorüberziehen — wie sparsam auch jene, wie reichlich diese ihm gemessen waren, immerhin, er ist doch ein Liebling des Schicksals gewesen: denn er hat als Dichter gelebt und empfunden und so hat auch die Zukunft nichts, was ihn schrecken könnte!

Und so, in dieser stolzen schönen Lebensfreudigkeit, eine echte Dichternatur, die mit ihrem innern Gold alle Armuth und Bedürftigkeit der Außenwelt zu verklären weiß, ist er dahingegangen in voller Manneskraft, reich an Hoffnungen und Entwürfen. Uns aber hat er seine Lieder nachgelassen und wenn sich auch, wie gesagt, nichts darunter befindet, was seinem Namen Anspruch auf Unsterblichkeit verleiht, so sind doch einzelne Stücke darunter,

namentlich aus dieser Welt des Hauses und der Familie, die niemand ohne die innigste Theilnahme lesen wird. Auch nicht in späterer Zeit: denn wir fürchten nicht, daß jemals in Deutschland eine Zeit kommen könnte, wo die Heiligkeit des Hauses und das Glück der Familie, diese eigentlichsten Pfeiler unsers deutschen Lebens, in Misachtung gerathen werden; solange aber ein Aelternherz noch höher klopft beim Anblick seiner Kinder oder solange es einem glücklichen Ehepaar noch vergönnt ist, mit den Flammen seiner Jugend die Glut seines häuslichen Herdes zu schüren, solange werden auch diese Lieder noch ihre dankbaren Verehrer finden. — Die Gruft eines Dichters kann man nicht besser schmücken als mit den Kränzen, die er sich selbst gewunden, und so wissen wir auch diesen Nachruf nicht würdiger zu schließen als mit nachstehenden Proben, denen wir nur noch den Wunsch hinzufügen, daß sie den hier besprochenen Sammlungen selbst recht zahlreiche und aufmerksame Leser verschaffen mögen.

Staubige Bibel, du Erbtheil mein.

Staubige Bibel, du Erbtheil mein,
Mir vom Vater gelassen!
Nimmer bis heute fiel mir's ein
Mich mit dir zu befassen.

Staubige Bibel! im alten Schrein
Lagst du vergessen, verloren!
Siehe! da hat mein Töchterlein
Dich zum Schemel erkoren!

Abends, wenn die Kinder mein.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leis' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wol mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

Gottessegen siebenfach.

Gottessegen siebenfach
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schön'rer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei —
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send', o Sonne, den hellsten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß sie wachsen und gedeih'n,
Meine blühenden Sieben!

Gönn', o Erde, den freiesten Raum
Allen zum Entfalten,
Daß sie reihen sich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

Flatterten um die Schläfe mir.

Flatterten um die Schläfe mir
Jüngst nicht braune Locken?
O, sagt an, wer streute hier
Denn die weißen Flecken?

Will mir schon den Winterschnee
Dieser Reif verkünden?
Träumte doch mir kaum, ich steh',
Noch in blühenden Gründen!

War der Jüngste dazumal
Aller meiner Genossen,
Als wir in dem Blütenthal
Unsern Bund geschlossen!

Weh! nach jenem Blütenbaum
Forscht mein Auge vergebens: —
O, wie kurz, wie kurz der Traum
Eines Menschenlebens!

R. P.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

März 1859.

Lgrn. Lassen Sie mich heute, wo alles überschwankt, überschweift und übergreift, Napoleon III. nach Italien und selbst nach Deutschland, Rußland ins Mittelmeer und bis Villafranca, auch einen Augenblick über die Grenzen meines Berufs hinausspazieren. Es gilt, in sämmtlichen Organen des Fortschritts, selbständiger Mannhaftigkeit und erprobter Treue gegen die Ideen unserer Jugend, Eintracht zwischen den Köpfen aufrecht zu erhalten, die noch auf ihren Rümpfen stehen, Einklang zwischen den Gemüthern zu bewahren, die noch süßen Weines der Begeisterung voll sind in der zweckmäßigen „Todtenkammer", die uns umgibt.

„Ich hab' einen Freund, der Schriftsteller ist", beginnt Karl Immermann eins seiner launigsten Gedichte, „Das schreibende Haus". Also ich hab' einen Freund, der Schriftsteller ist, Schriftsteller von gutem Namensklange, der sich seit zwanzig Jahren interesselos interessirt, und selbst im Exil nicht die heitere Laune verlor, welche das Zeichen gehärteten Geistes und gedanklicher Ueberzeugung ist. Ach, so vieles, was wir seit zehn Jahren unter dem Aushängeschild des deutschen Liberalismus, Constitutionalismus und anderer Muse lesen mußten, schmeckte nach „marktverkaufter, vertauschter Waare", sah sich auf die größte Entfernung an wie untergeschobene Wechselbälge in der leergewordenen Wiege deutscher Literatur und Kritik. Unser Freund verlernte selbst über dem gerechten Zorn ob dieser Zigeunerei und Wahrsagerei für Geld und gute Worte sein sardonisches Lachen nicht, und wenn er von Zeit zu Zeit von seinem Kaukasus-Kreidefelsen ein Stück losbröckelte, um es in die Bude von Plundersweilen zu schleudern, so gab es gehörig Scherb' und Stück; die Zigeuner kauerten dann ängstlich über ihren zusammengestohlenen Schätzen, sie vor der Berserkerwuth des geistreichen Grobians zu schirmen.

Heute aber ist unser Freund ernstlich böse, melancholisch ärgerlich, melodramatisch stutzig. Er beschwert sich über mehr als ein deutsches Organ, wir lassen dahingestellt, ob auch über das „Deutsche Museum"; er grollt und brummt über Nichtverständniß der politischen Lage, über Nichtaufnahme von verschiedenen Vierundzwanzigpfündern, über Chauvinismus, Teutonis-

mus, Arndtianismus, barbarischen Nationalismus. Die Krankheit der Muße hat auch ihn befallen, ihn den beständig Gesunden, dem die ewigen Epigramme durch die Glieder sich bewegten. Was ficht ihn an, was hat er, worüber schmollt er?

Er kann nicht vertragen, daß Oesterreich in seinem Hader mit Frankreich die deutsche Stimmung unter seinen Bundesgenossen zählt, daß das Mistrauen unsers großen Vaterlandes wider den Nachbarn mit dem bösen Blick, wider den Jettatore, scheinbar der Erhaltung des habsburgischen Staaten- und Völkercomplexes zu gute kommt. Er sieht in dem großen Oesterreich nichts Germanisches, Culturförderndes, Sympathetisches für das übrige Deutschland; er ereifert sich, schäumt von „Slawen", wird wild und spricht von „Barbaren". Die Wahl zwischen Frankreich und Oesterreich macht ihm keinen Augenblick Kopfzerbrechen, und da er als echter Hellene von Kopf und Herz den Solonischen Satz von der Parteiergreifung nicht loswerden kann, so meint er, Frankreich gehe jedenfalls für die Freiheit los. Oesterreich aber — nun, das folgt ja von selbst, was dann Oesterreichs Stellung ist und was sich daraus für das protestantische Norddeutschland ergibt.

Die süddeutschen und hannoverschen Demonstrationen schneiden ihm tief in die Seele, er arbeitet an der Neutralität Preußens aus allen Kräften seines Verstandes und Gemüthes; er gibt zu verstehen, mit Frankreich würden wir immer fertig, wäre nur erst die österreichische Präponderanz aus der Welt. Nicht Frankreich, sondern Oesterreich habe uns seit 1850 Daumenschrauben angelegt; das zweite Empire in Frankreich sei etwas Transitorisches, das Bleibende aber sei Oesterreich so lange man es stark erhalte; diese Erhaltung von seiten des protestantischen Staatsbewußtseins sei daher die größte Thorheit, ein Wühlen in den eigenen Eingeweiden, ein sentimentaler Selbstmord.

Wir glauben unserm Freunde in dieser Erzählung nichts Fremdes untergeschoben zu haben, wir hoffen, er wird sich in dem Porträt uncarikirt wiederfinden. Jedenfalls aber scheint er uns die europäische Lage, deren Nothwendigkeiten und Anforderungen bedeutend zu verkennen. Wer in aller Welt begeistert sich denn in Deutschland für Oesterreich, wer schwärmt für den alten Kaiser und für das Reich, wenn er dem gallischen Hahn die Krallen und Zähne weist? Daß bei aller Aufregung, bei allem Feuer, in dem Eisen geschmolzen wird, auch Schlacken abfallen, daß Blindheit, ja Dummheit mit unterlaufen, wenn ein ganzes Volk Entschlüsse faßt, das ist selbstredend. Nicht alle Griechen bei Marathon waren Muster des antiken Ideals; bei den Thermopylen starben auch Feiglinge; in den deutschen Befreiungskriegen stürmten Tausende von Freiwilligen freiwillig-gezwungen mit, die Hosen mit gelber Furcht wattirt. Was thut das, und wer kann das hindern? Für Oesterreich, heißt in dem gepredigten Kreuzzuge noch lange nicht wegen Oesterreichs, ja mit Oesterreich heißt noch nicht einmal für Oesterreich! Oesterreich war das erste Opfer, welches sich der Adler von Boulogne in Mitteleuropa ausersah; nachdem man ihm den mineralogischen Krieg wider die Steine von Sewastopol hatte hingehen lassen, weil Rußland als der intimste Feind Deutschlands betrachtet wurde, und weil kein Mensch etwas dawider haben konnte, daß zwei Raubthiere sich bis auf die Schwänze

auffraßen, rückt das kaiserliche Programm uns jetzt bedenklich näher auf den Leib.

Zu dem höchst störenden Einfluß auf die Donaugebiete, wo in letzter Instanz doch nur für Rußland gearbeitet wird, gesellt sich jetzt die Sehnsucht nach Beherrschung der italischen Halbinsel. Läßt man auch diesen Streich ruhig ausführen, ist Oesterreich so ziemlich unschädlich gemacht: wer steht für eine plötzliche Schwenkung Bonaparte's nach der wiener Hofburg zu, um mit dem versöhnten Oesterreich das protestantische Staatsprincip selbst in die Enge zu treiben? Oesterreich hat dann mittlerweile Rachegelüste wider Preußen aufgespeichert, wie Rußland sie gegen Oesterreich ansammelte, und dann beginnt der dritte Act des friedseligen Empire, um und durch Belgien gegen Preußen! Oesterreich reibt sich die Hände wie jetzt Rußland, und Eine Schwäche macht sie alle schadenfroh. Was Bonaparte will, was er seit 1851 auf Schritt und Tritt verrathen hat, das ist die Austilgung der letzten Erinnerung an 1789, die „Principien von 1789" sind jedoch gar nichts anderes als das protestantische Staatswesen überhaupt, als die Selbstbestimmung des Bürgers und Menschen. Wenn Oesterreich über so viele „Slawen" und „Barbaren" herrscht, ei, so ist vielleicht die Centralisation, die mechanische Büreaukratie dort am Platze; jene Völker sind wahrscheinlich augenblicklich noch nicht anders zu behandeln; die Reaction in Oesterreich war eine natürliche, gegebene. Aber in Frankreich hat sich seit 1851 etwas himmelweit Verschiedenes zugetragen: Bonaparte hat sich zum Todtengräber jeder Selbstbestimmung aufgeworfen, und die hungerigen Börsenwölfe, die feigen Actienseelen in ganz Europa haben nichts gemerkt, nichts merken wollen. Er rettete ja auch ihre Coupons, rettete alle Couponsverschnittenen in ganz Europa.

Bonaparte hat den letzten Rest von freiem Unternehmungsgeist, von Verantwortlichkeit jeder Arbeit und jedes Kapitals zur Ruhe bestattet; er hat aus Staatsmitteln alle Deficits der Eisenbahngesellschaften gestopft, alle Contracte umgestoßen, vom Abend auf den Morgen umgemodelt, jeglichen Gelddurst gestillt und die faulenden Gewissen mit goldenen Ketten an seinen Staatswagen gefesselt. O civitatem venalem! hat er gesagt, ich ersticke sie im Durst nach Habsucht, ich entmanne sie auf der Jagd nach den „niedrigsten Interessen": dann gehört das Reich und die Herrlichkeit mir; ihr letztes Bulletin lassen sie gedankenlos fallen, weil sie die letzte Dividende festhalten müssen. Obendrein werde ich sie verhöhnen, ihnen die „niedrigen Interessen" an den Kopf werfen, sie mit Spott und Geisel in den Krieg jagen, der zur Erhaltung meines Regiments unentbehrlich ist. Sie müssen mir helfen mit Votirungen von Budget und Armee, mit Zahlung von „demokratischen" Anleihen, die große Unterwühlung jedes freien Gedankens, jeder persönlichen Initiative über die Grenze tragen, den höllischen Zirkel immer weiter ausbreiten. Wir nennen es Rettung von Staat, Familie, Moral, Religion und Eigenthum; die Blödsinnigen lächeln, sobald sie abgefüttert sind; die Eigensinnigen werden in ganz Europa unter kriegsgerichtliche Aufsicht gestellt, und am Ende aller Enden sendet mir Oesterreich noch gar seine höchsten Hausorden, daß ich es wider sein Wissen und Willen in meinen Rettungsplan eingeschlossen!

Der wahre Feind sitzt daher nicht in Oesterreich, dessen Neubau erst auf französischer Grundmauer möglich ward; der Feind sitzt in Frankreich, sitzt in der jesuitischen Politik, deren Quadrivium Machiavelli umfaßte, deren Trivium aber Ignaz Loyola heißt. Sieht unser Freund jetzt, daß es noch etwas über Oesterreich hinaus gibt, daß die wahre Sünde wider den Heiligen Geist nicht in der gemeinschaftlichen Sache mit Oesterreich besteht, daß das protestantische Staatsbewußtsein sich unendlich höher stellen muß als auf den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich?

Wir lasen soeben den letzten Moniteur-Artikel über Deutschland; ja, der „Moniteur" stellt sich über Deutschland, über alles, dem noch Kraft und Zorn im Blute rollt. Kind, ich will dir nichts thun, spricht der Wolf zu Rothkäppchen, ich ehre und liebe dich sogar. Ich bin dir „sympathetisch". Aber laß die Flausen weg, reize mich nicht! ich hätte dich längst fressen können, schon seit 1851, aber ich that es nicht aus angeborener Gutmüthigkeit. Drück' dich beiseite, ich habe es blos mit Oesterreich zu thun, hältst du fein still, so soll es dein „Vortheil" sein. Sieh' nur, wie fein ich mit Preußen umspringe, ich suche es eben zu neutralisiren. Diesem Beispiele folge nur hübsch, dann bekommst du „Frieden" und gebackene Aepfel, fürs Zünglein gut, fürs Herz gesund!

Gedenkt unser Freund in dieses Wolfseisen zu gehen, in diese Bärengrube zu fallen? Wir hoffen nicht. Seien wir diplomatisch in diplomatischer Zeit; Lord Cowley ist ein großer Diplomat, England sagt es, Frankreich wiederholt es, alle Journale repetiren es im Chor. Nun, Lord Cowley soll bei seiner Abfahrt von Wien gesagt haben: „Wer diesen Krieg anfängt, wird alle gegen sich haben!" Wir können keinen Krieg gebrauchen, im Namen aller höhern Interessen, im Namen des mühsam angebahnten Fortschritts, im Namen jeglicher Entwickelung aus zehnjähriger Stagnation heraus! Wohlan, wer jetzt den Krieg anzündet, den werfe man mit Feuerleitern todt! Kurz und gut! Das ist unser Motto. „Auf ihn, er ist von Ulm!"

Aus London.

März 1859.

—r. Meiner neulichen Schilderung der politischen Situation lasse ich heute einen Bericht über die Neuigkeiten des englischen Büchermarkts folgen. Zwar von großer Erheblichkeit sind dieselben nicht. Ueber Carlyle's „Friedrich den Großen" haben Sie Ihren Lesern bereits Mittheilung gemacht. Ich erlaube mir daher nur Ihre Aufmerksamkeit auf ein nicht uninteressantes nachgelassenes Werk von Horace Walpole zu richten, das unter dem Titel „The last Journals of Horace Walpole" in zwei Bänden jetzt zum ersten male von Dr. Doran herausgegeben ist. Diese Journale bilden eine Fortsetzung von Walpole's „Memoiren der Regierung König Georg's III.", einem Werk, welches nur bis zum Jahre 1771 ging. Die gegenwärtige Sammlung umfaßt die Jahre 1772—83, worin der amerikanische Unabhängigkeitskrieg und das sonderbare Ministerium von Lord North fallen, wovon wir aus den Erzählungen Walpole's viel Neues und Interessantes erfahren. Horace Walpole war ein feiner Beobachter und seine gesellschaftliche Stellung erlaubte ihm zu einer Zeit hinter die

Coulissen zu sehen, wo die bloßen Zuschauer des politischen Dramas außerordentlich wenig von dem verstanden, was vorging. Er war mit den ersten Staatsmännern jener Zeit bekannt und mit einigen befreundet. Er haßte übrigens fast alle Menschen und wenn er anfängt, einen Charakter zu schildern, so kann man sicher sein, daß er ihn nach einigen Hin- und Herreden in einer der beiden Kategorien: Dummkopf oder Schurke unterbringt; die Bitterkeit sieht aus jeder Kritik selbst wirklich bedeutender Männer hervor. Aus dem activen Leben zurückgezogen, von einer Clique bewundert, gefürchtet und gehaßt wegen der Geschicklichkeit, mit welcher er Epigramme verfertigte, fand er eine angenehme Beschäftigung darin, zu Nutz und Frommen der Nachwelt zeitgenössische Skandalosa aufzuspeichern; in der That ist fast sein ganzes Buch aus Gesellschaftsklatsch zusammengetragen. Er selbst gibt an, daß er diese Tagebücher ursprünglich für sein eigenes Amusement geschrieben habe. Einen Probirstein für ihre Wahrhaftigkeit haben wir nicht, da die einzige ausführliche Geschichte dieser Jahre, die des Lord Mahon, hier in den meisten Fällen im Stich läßt. Walpole verabscheute in gleicher Weise die Männer der verschiedensten Parteien und von den verschiedensten Stellungen. Denken wir einen Moment, daß er seine bitterste Galle über den König und die Schotten ausgießt, so sehen wir uns unmittelbar nachher genöthigt einzugestehen, daß er Lord North, Shelburne, Chatham und Burke noch schlechter behandelt. Von dem Historiker Lord Lyttelton sagt er: „Da er mehr zwischen den Parteien geschwankt als sie verrathen hatte, da er wirklich ein gutes Herz besaß und mit eingefleischter Würde gottgefällige Manieren zur Schau trug, achtete ihn die Welt für einen weisen und geraden Mann, und wurde darin noch bestärkt durch das Mitleid und den Vergleich mit dem abscheulichen Charakter seines Sohnes, dem jedes ehrenhafte Princip und Gefühl fehlte, und dessen Undankbarkeit, Ausschweifung, Extravaganz, Ehr- und Schamlosigkeit nur darauf bedacht zu sein schien, seinen Vater zu betrüben, die Menschheit anzuekeln und sich selbst zu schänden."

Die londoner Gesellschaft in jener Zeit beschreibt Walpole als versunken in Lust und Ausschweifung und regiert von schottischen Emissären. Er sah alles im schlimmsten Lichte, nirgendwo Tugend oder Ehrlichkeit. Lord Chatham verhöhnt er wegen seiner Versuche, sich noch im hohen Alter an die Macht anzuklammern; von dem Bischof von London, Terrik, erzählt er, er habe nicht ins Oberhaus kommen und sich über wichtige religiöse Fragen äußern können, weil er Gäste bei sich zur Tafel geladen habe. Ebenso wie die Hochkirchmänner verfolgt er die Dissenters. Von Wesley, „dem hinterlistigen Patriarchen der Methodisten", erzählt er, daß er, um seinem Patron Lord Dartmouth zu gefallen, eine Adresse an die Colonien geschrieben habe, die nie an ihren Bestimmungsort habe gelangen können, in der Hoffnung, dafür zum Generalsuperintendenten oder Bischof ernannt zu werden. Von Charles Fox erzählt Walpole, daß er einst wegen Schulden eingesteckt werden sollte und daß, als sein Vater, Lord Holland, dies erfuhr, er sagte: „Das freut mich, dann wird der Junge doch einen Abend zu rechter Zeit zu Bette gehen." Die Duellwirthschaft, welche im England unserer Tage vollkommen ausgestorben ist, stand damals in ihrer Blüte. So erwiderte der Erzbischof von York, der im Oberhause wegen einer von ihm gehaltenen Predigt der Servilität beschuldigt war, auf diese Anklage: er müsse freilich

als Christ und Bischof Unrecht dulden, aber alles habe seine Grenzen und wenn derartige Beleidigungen noch einmal vorkämen, so würde er die Unverschämtheit zu züchtigen wissen. Eine andere amusante Geschichte ist die folgende: Hutchinson, Provost von Dublin, hatte einen Streit mit Tisdale, dem Staatsprocurator von Irland, und sandte ihm eine Herausforderung, nachdem er ihn vorher mit Grobheiten überhäuft hatte. Tisdale lehnte ein Duell ab, indem er erklärte, daß er 73 Jahre alt wäre, gleichwol sei dies aber nicht der Grund seiner Weigerung, sondern der Umstand, daß der etwaige Ausgang des Streites den Parteien ungleiche Urtheile bringen würde. „Denn", sagte er, „wenn ich Hutchinson niederschieße, so habe ich nur das Vergnügen, ihn zu tödten; wenn er aber mich erschießt, so bekommt er außerdem noch meine Stelle als Staatsprocurator, worauf er die Anwartschaft hat." Originell ist auch der Proceß wegen Lord Foley's Testament. Dieser Herr, dessen Söhne verzweifelte Spieler waren, hinterließ die Hauptmasse seines Vermögens seinem Enkel und seinen beiden Söhnen nur eine Leibrente. Die Söhne, welche auf den Tod ihres Vaters gewartet hatten, um ihre Spielschulden zu bezahlen, versuchten durch eine Parlamentsacte das Testament über den Haufen zu werfen; und die fashionable Gesellschaft, welche es für sehr hart hielt, daß zwei junge Edelleute der nobeln Passion des Spielens entsagen sollten, übte einen so bedeutenden moralischen Druck aus, daß die betreffende Acte fast im Parlamente durchgegangen wäre. Charles Fox, der Führer der Liberalen und Reformer, an den die Söhne Lord Foley's 40000 Pf. St. im Spiele verloren hatten, verwendete seinen ganzen gesellschaftlichen und parlamentarischen Einfluß, um die erwähnte Rechtsverletzung zu sanctioniren.

In seiner Weise hatte Walpole auch Patriotismus; die Form, welche dieses Gefühl bei ihm annahm, war Haß gegen den König und ein warmes Interesse für die Whigaristokratie, welche den langen Kampf mit Georg III. zu bestehen hatte. Eine starke, manövrirende und diplomatisirende Regierung ist Walpole ein Greuel. Im Charakter Georg's III. war ein Element, welches seine Freunde bedächtige Klugheit und seine Feinde kalte Heuchelei nannten, und dies Element benutzt Walpole, um dem König bei allem, was er sagte und that, die schlechtesten Motive unterzuschieben. Von der Hartnäckigkeit des Königs, nach so vielen Niederlagen doch auf der Unterjochung Amerikas zu bestehen, sagt Walpole: „Es war für einen König von Parlamentswahl eine Erztollheit, alle Unterhandlungen auf eigene Faust abzulehnen; es ergibt sich aber daraus, wie sehr diese rebellische Puppe an ihre Rechte glaubte". Keine Gelegenheit läßt Walpole vorübergehen, ohne darauf hinzuweisen, daß der König zum Despotismus und beständigem Lug und Trug geneigt war. In den spätern Jahren, welche diese Journale umfassen, hatte Walpole die Genugthuung, den Monarchen, den er haßte, gehörig gestraft zu sehen. Er erzählt, wie der Prinz von Wales der Quälgeist seines Vaters wurde, wie der Herzog von Cumberland den jungen Prinzen in Ausschweifungen stürzte; wie Onkel und Neffe sich weigerten, die Anwesenheit des Königs auf der Jagd anzuerkennen; wie der Prinz die Levers von Fox besuchte und bei Gott schwur, daß der König zur Coalition treten solle, möge er wollen oder nicht, und wie der König in seiner Verzweiflung zu Lord Hertford sagte, daß er jeden Morgen wünschte,

80 oder 90 Jahre alt oder todt zu sein. So offenkundig und groß war die Noth des unglücklichen Monarchen, daß Walpole eine Art verächtlichen Mitleids für ihn durchblicken läßt. Uebrigens waren die Motive, welche Walpole leiteten, das Schlechteste von Georg III. zu sagen und zu schreiben, nicht ausschließlich politischer Natur. Er hatte Privatursachen, den König zu hassen; dies war hauptsächlich die Affaire mit der Heirat des Herzogs von Gloucester, wobei Walpole sich eigenthümlich benahm. Der Herzog von Gloucester, Bruder Georg's III., vermählte sich im geheimen mit einer illegitimen Tochter des Sir Edward Walpole, Bruders von Horace. Der König war wüthend darüber, nicht blos wegen der Heirat an und für sich, sondern auch weil sie unmittelbar auf die Vermählung des Herzogs von Cumberland mit der Mistreß Horton folgte — ein Ereigniß, welches den König so irritirte, daß er ausrief, der Herzog hätte lieber Ehebruch mit allen verheiratheten Frauen in England treiben sollen. Solange die Heirath des Herzogs von Gloucester noch nicht fest bestimmt war, erzählt Horace, widersetzte er sich dem Plane, da er voraussah, daß Unannehmlichkeiten für beide Theile die Folge davon sein würden; er lehnte, wie er sich ausdrückt, jeden Antheil an der Ehre oder Schande seiner Nichte ab. Im Jahre 1772 aber erhielt Sir Edward Walpole einen Brief von seiner Tochter, worin ihm diese mittheilte, daß sie bereits seit sechs Jahren an den Herzog von Gloucester verheirathet sei. Horace war von dem Stile dieses Briefes so entzückt, daß er sein Benehmen gegen seine Nichte durchaus änderte. Wahrscheinlich spielte dabei der Gedanke eine Rolle — wiewol er selbst einen solchen Verdacht verächtlich abweist, daß er nun Onkel eines der Glieder der königlichen Familie geworden war; aber seine glühende Bewunderung für den Stil „dieses unnachahmlichen Briefes" wie er ihn nennt, ist so aufrichtig, daß man wol zu der Annahme geneigt werden kann, daß der ausgezeichnetste Stilist jener Zeit eine menschliche Rührung bei der Entdeckung fühlte, daß das Talent in der Familie weiter ging. Von dieser Zeit an war er ein eifriger Parteigänger des Ehepaars, welches vom Hofe ausgeschlossen und daher in beträchtlichen Schwierigkeiten war. Man machte endlich ein Arrangement der Art, daß der König dem Paare eine bedeutende Jahresrente aussetzte, dahingegen aber auf seiner Weigerung bestand, die Herzogin bei Hofe zu empfangen. In allen Unterhandlungen, welche diesem Arrangement vorausgingen, sieht Walpole nichts als Heuchelei, Verrath und Kleinmüthigkeit auf der Seite des Königs. Im ganzen muß man sagen, daß die Geschichte jener Zeit nach den Tagebüchern Walpole's ziemlich so bleibt wie sie war, obwol eine Menge neuer Details darin gegeben sind. Außer der ebenerwähnten Heirathsgeschichte, welche neu ist, fällt einiges Licht auf die Intriguen, welche dem Falle des Lord North vorausgingen und folgten; auch einige bedenkliche Passagen in Burke's Leben werden als solche bestätigt. Der Historiker jener Periode wird diese Memoiren unentbehrlich finden; besonders interessant aber sind sie dadurch, daß sie den Charakter ihres Verfassers in helles Licht setzen.

Ein kleineres historisches Werk, das aber viel Interessantes liefert, ist kürzlich in Edinburgh herausgekommen, unter dem Titel: „An inquiry into the evidence relating to the charges brought by Lord Macaulay against William Penn. By John Paget, Esq." Dies Buch ist eins unter den vielen,

welche die Genauigkeit und Unparteilichkeit Macaulay's in ein etwas schiefes Licht setzen. Macaulay hat einige der größten Namen in der englischen Geschichte gebrandmarkt, und wenig Tadel dafür gefunden. Er hat die Engländer zu überreden gesucht, daß einer ihrer besten Generale, der Herzog von Marlborough, ein Ungeheuer von Geiz, Egoismus und Perfidie war. Außerdem aber hat Macaulay die Charaktere untergeordneter Größen angegriffen und demolirt und unter diesen William Penn. Kuno Fischer's Buch über Baco ist ziemlich das erste gewesen, das zur Vertheidigung des großen Philosophen erschien, und für Marlborough hat sich kaum eine Stimme erhoben. Nun war aber, zum Unglück für Macaulay, Penn ein Quäker und die Quäker verstehen keinen Scherz, wenn einer ihrer Gemeinschaft angegriffen wird. Eine Menge Widerlegungen von Macaulay's Anklagen gegen Penn sind daher erschienen und haben bedeutend dazu beigetragen, das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit des großen Historikers zu erschüttern. Macaulay hat hier in der letzten Zeit ausnehmend an Popularität verloren, besonders weil er sich immer hartnäckig geweigert hat, es anzuerkennen, daß er im Irrthum war. So hat Impey bewiesen, daß eine Menge von Unrichtigkeiten im Macaulay's „Essay über Warren Hastings" sich vorfinden; Jardine hat 72 authentische Fälle von applicirter Tortur in einer Zeit gesammelt, in welcher nach Macaulay die Folter gar nicht mehr in Anwendung kam. Nie hat Macaulay seine Irrthümer zurückgezogen und auch all seine Anklagen gegen Penn aufrechterhalten. So wird ihm denn hier nachgewiesen, daß er einmal ein ganz anderes Individuum, das mit William Penn in gar keiner Verbindung stand, einen Mr. George Penne, für den großen Quäkerapostel nimmt und in den meisten übrigen Anklagen die Quellen entweder verdreht oder nicht gehörig gekannt hat.

Notizen.

In Rom starb Aloys Flir, ein geborener Tiroler, dessen Name auch außerhalb seiner Heimat in literarischen und politischen Kreisen mit Achtung genannt ward. Flir war 1805 als der Sohn eines Müllers bei Landeck geboren. Anfangs beabsichtigte er in Wien Medicin zu studiren, verließ jedoch das kaum begonnene Studium, um sich in Brixen der Theologie zu widmen. Im Jahre 1833 zum Priester geweiht, wurde er bald darauf zum Professor der classischen Philologie und Aesthetik an der Universität Innsbruck ernannt. Hier eröffnete sich ihm bald ein bedeutender und fruchtbarer Wirkungskreis; mit einer seltenen Beredsamkeit begabt, dabei selbst ein poetisches Gemüth, wußte er seinen Schülern eine lebhafte Begeisterung für die Herrlichkeit der alten Kunst einzuflößen. Im Jahre 1848 in das frankfurter Parlament gewählt, erwarb er sich auch hier allgemeine Anerkennung; namentlich in der italienischen Frage zeigte er sich als ein beredter und tapferer Vertheidiger Deutschlands und seiner Rechte. Im vorigen Jahre wurde er auf den Vorschlag der österreichischen Regierung als Auditor S. Rotae nach Rom berufen und hier ereilte der Tod den noch rüstigen, von Gesundheit strotzenden Mann. Als Schriftsteller hat er sich namentlich durch

ästhetische Abhandlungen sowie durch historische Novellen, unter denen „Die Mannharter" sich durch genaue Schilderung des Volkslebens besonders auszeichnen, bekannt gemacht; auch war er ein vieljähriger Mitarbeiter der augsburger „Allgemeinen Zeitung", die ihm einen ehrenden Nachruf widmet.

Die neulich erwähnten „Predigten aus der Gegenwart. Von Dr. Karl Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha", haben soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig die Presse verlassen; es sind im ganzen achtundzwanzig Predigten und geistliche Reden, eingeleitet durch eine ausführliche Ansprache an die Leser, in welcher der Verfasser den gegenwärtigen Zustand der Predigt und ihre Bedeutung für das Leben einer ebenso scharfen wie geistvollen Kritik unterwirft; wir werden auf das inhaltvolle Buch, das gewiß nicht verfehlen wird, in den weitesten Kreisen Aufsehen und Theilnahme zu erregen, demnächst des genauern zurückkommen. Von Dr. Emil Ruth in Heidelberg, unserm geschätzten Mitarbeiter, ist eine „Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft" (Leipzig, G. Mayer) erschienen: gewiß ein höchst zeitgemäßes Thema. Werthvolle Beiträge zur genauern Kenntniß der italienischen Zustände liefert auch der soeben bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienene erste Band der „Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Kenntniß Italiens und seiner Bewohner von Otto Speyer". Der Verfasser hat einen Zeitraum von vollen sechs Jahren unter den günstigsten Verhältnissen in verschiedenen Gegenden Italiens zugebracht; von den hier mitgetheilten Schilderungen waren einige schon früher theils im stuttgarter „Morgenblatt", theils auch im „Deutschen Museum" abgedruckt. Im Verlag von O. Spamer in Leipzig werden Dr. Eduard Vogel's „Entdeckungsreisen in Central-Afrika. Nach authentischen Quellen herausgegeben von Hermann Wagner. Mit vielen Illustrationen, Karten u. s. w." erscheinen. Dem Herausgeber sind die Briefe und handschriftlichen Aufzeichnungen Vogel's sowie eine Menge sonstiger Originaldocumente zur Verfügung gestellt worden und darf man daher ebenso gründlichen wie interessanten Aufschlüssen über die Leistungen und Schicksale dieses jüngsten Märtyrers der Wissenschaft entgegensehen.

Dem Händelverein in Leipzig, der sich bekanntlich die vollständige Herausgabe von Händel's Werken vorgesetzt hat, ist vom König von Hannover eine jährliche Unterstützung von 1000 Thlrn. zugesichert worden und zwar soll dieselbe für die ganze Dauer der Veröffentlichungen gezahlt werden. Diese Unterstützung ist um so höher anzuschlagen, als das Unternehmen leider beim Publikum bisher nicht die Unterstützung gefunden, welche man sich versprochen hat; namentlich hat England, wo doch Händel's Name übrigens in so hohem Ansehen steht, sich gegen das deutsche Unternehmen bisjetzt sehr ablehnend gezeigt. Jetzt nun, nachdem durch das Geschenk des Königs von Hannover das Zustandekommen des Werks in der Hauptsache gesichert ist, wird sich hoffentlich auch die Theilnahme dafür vergrößern und sollten insbesondere die zahlreichen Gesang- und Musikvereine Deutschlands sich diese Gelegenheit, einem der größten deutschen Meister ihre Huldigung darzubringen, nicht entgehen lassen.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 14. April 1859.

Gedichte.

I. Zwei Gedichte.

Von
Heinrich Pröhle.

1. Die Einwanderung der Magyaren.

Von Sonnenaufgang kamen, aus Asias Gefild,
Die feurigen Magyaren so kriegerisch und wild,
Den Säbel in der Rechten, mit Hüten rund und breit;
Der weise König Almos gab ihnen das Geleit.

Auf des Gebirges Gipfel, den Stab nur in der Hand,
Da wies der weise König ins schöne Ungarland,
Und als der tapfere Arpad um Vaters Segen bat,
Hat er gehört von Almos dort diesen klugen Rath:

„O Sohn, der Boten sende jetzt eine kleine Zahl
Nach wohlerprobter Sitte hinab ins weite Thal,
Daß Erde sie und Wasser dir holen kühn herauf;
Das schließt dir Ungarns Triften als rechtem Herrscher auf."

Und als die Boten kamen zur Eb'ne schön und reich,
Da streckten sie die Hände zum Boden alsogleich.



Mit langgewund'nen Hörnern doch setzten sich zur Wehr
Zehn mächt'ge Ungarstiere und brüllten dumpf und schwer.

Im tiefsten Innern bebte da jede Creatur,
Das Rößlein auf der Heide, der Mensch auf seiner Flur,
Die Vöglein in den Lüften erbebten nah und fern,
Da Erde ward genommen für den zukünft'gen Herrn.

Drauf neigten sich die Boten zur vielgekrümmten Theiß,
Das Wasser da zu schöpfen auf königlich Geheiß,
Obgleich mit krummen Hörnern und brüllend vor Verdruß
Sich schien zur Wehr zu setzen auch Theiß und Donaufluß.

Doch Arpad auf dem Berge empfing der Herrschaft Pfand,
Das Wasser in den Krügen, die Erde im Gewand.
Der weise Almos aber sprach scheidend zu dem Sohn:
„Fest steh' im Ungarlande nun der Magyaren Thron!

„Die Sonne, deren Aufgang ihr saht in Asia,
Wie glänzt sie auf den Pußten von Ungarn fern und nah!
Sie bäckt euch Weizenbrote und keltert euren Wein:
Die Gottheit des Magyaren drum sei die Sonn' allein!

„Doch hört, es wohnt im Westen ein Volk so wunderbar!
Ihr sollt's daran erkennen: sein Zeichen ist ein Aar.
O staunt: ihr Gott ist höher als selbst der Sonnengott,
Ihr Kaiser schon ist größer als aller Erdenspott.

„Weh' euch, wenn mit dem Scepter euch Kaiser Heinrich schlägt!
Erquickt drum mit Melonen, die Ungarns Boden trägt,
Mit dunklem Traubenblute, das euer Gott gewährt,
Dies Volk und seinen Kaiser, so oft er es begehrt. —

„O rothe Ungarheide, die manche Schlacht verheißt!
Wie schaut dort bunte Reiter mein ahnungsvoller Geist:
Wie glänzt die Schnur am Dolman! Sie geben Türkenblut
Als Labetrunk zu schlürfen der Heidevögel Brut.

„Seid tapfer, o Magyaren! und mehret eure Zahl!
Mich aber laßt nun steigen nach Osten in das Thal.
Wenn westlich färbt die Heide der erste blut'ge Schein,
Dann laßt mich ostwärts wandern zum Lichte still und rein.“

Durch Arpad nun geleitet ins Land zog ein die Schar
Mit dunkeln Feueraugen und schwarzem Lockenhaar;
Von Cymbeln und von Geigen scholl eine Weise schwer,
Als über Ungarns Heiden zog ein Magyarenheer.

Als eben auf die Pußte die Sonne brannte heiß,
Wie lockt' aus Rebenhügeln so freundlich da die Theiß!
Wo Tokay ward gegründet, stand der Mayaren Tisch
Mit dem Tokayerweine, mit Früchten, Wild und Fisch.

Sie zogen muthig weiter zur Donau an den Stein,
Drauf Arpad schwang den Degen und rief: „Dies Land ist mein!“
Er schwang ihn nach vier Winden hin über Heid' und Au';
Da fischte der Magyare in Donau, Sau und Drau.

Da schwangen die Seikosen sich auf das wilde Roß,
Das durch die Heideblumen hin wie ein Vogel schoß;
Da würzten Ungarhirten an Feuern fern und nah
Die fette Mast der Eicheln mit rother Paprica.

Das Heiderößlein zittert; die Pußte selber dröhnt,
Wenn unter seinem Joche der Stier von Ungarn stöhnt.
Die Weizenfelder lachen. In Zauberweisen klagt
Die Geige durch die Pußte bis neu der Morgen tagt.

Schon wechseln Krieg und Frieden, Musik und Waffenklang;
Da zieht der weise Almos allein noch mit Gesang.
Vom Waldgebirg hernieder war ohne Rast und Ruh
Am Stabe er geschritten nach Sonnenaufgang zu.

Er schreitet unverdrossen im Sonnenblumenkranz,
Indeß in Ungarn wechselt Gefecht und Hochzeitstanz.
Heil ihm, der zu dem Lichte die Heimatstraße weiß!
Die Morgensonne preisend nach Osten zieht der Greis.

2. An Friedrich von Raumer.

(Nach Lesung der „Geschichte der Hohenstaufen“.)

Du edler Greis mit Weisheit so hoch von Gott begabt,
Dein Buch von Hohenstaufen, wie hat es mich gelabt:
Ein Wunderkrug voll Weines, wenn rings der Sturmwind brüllt
In dem Kyffhäuser-Keller zum Hochzeitsfest gefüllt.

Herr Friedrich Barbarossa, von Kaisern unerreicht!
Dem Hohenstaufenschicksal kein and'res Schicksal gleicht.
Den Manfred seh' ich schreiten, auf seinem Helm den Aar;
Seh' nach der Schlacht ihn suchen den Tod und die Gefahr.

Nicht halfen da die Geiger, die höher einst geehrt
Das Haus der Hohenstaufen als manchen Ritter werth.
Und selbst der „Fels der Rosen“, wo Freunde ihn verscharrt
Er gab dem Feind ihn wieder so treulos und so hart.

Der Hohenstaufenmundschenk Occursius allein,
Er schenkt' ihm vor dem Tode nochmals von echtem Wein:
Es schenkt' ihm voll und voller der Greis mit Jugendmuth,
Hat doch den Trank verschüttet; das war sein eig'nes Blut.

Noch gold'nern Wein nur führte, als Herr Occursius,
Der Küfer von Bologna, — den König Enzius.
Schon trug in einem Fasse er ihn aus Kerkersnacht,
Als ihn sein Gold verrathen: der blonden Locken Pracht.

Bolognas Mauern wachten nun schärfer über ihn,
Um die einst Kaiser Friedrich ein Ringlein wollte zieh'n,
Ein Ringlein edlen Silbers, wenn man ihn gäb' als Lohn,
Den König von Sardinien, ihn, seinen liebsten Sohn.

Sie legten nach dem Tode ein prächt'ges Scharlachkleid
Dem König an und gaben ein Scepter ihm zur Seit'.
O, kehrten Todte wieder, von Thränen hergebannt!
Dann schritt' er mit der Krone noch heute in sein Land. —

Schon zog mit den Gefährten der junge Konradin
Gleichwie zu einer Schlachtbank zum dunkeln Apennin.
Wie Rauch da sollt' er schwinden; sogar sein Siegeslauf,
Er hielt nicht zu Neapel die Hand des Henkers auf.

Da kam aus hohen Lüften ein Aar mit stolzem Muth
Und zog den rechten Flügel durch dieses Jünglings Blut;
Danach im Wartburgsforste einst hielt' er nächt'ge Ruh',
Dann flog den Bogenfenstern er des Kyffhäuser zu.

Wol schloß man eine Säule von rothem Porphyrstein
Zu Konradin's Gedächtniß in ein Kapellchen ein;
Wol rief da von Neapel ein Glöcklein ernst und hehr
Dem Geist der Hohenstaufen; doch kehrt' er nimmermehr.

Doch ob die rothe Säule von Porphyr auch zerbrach,
Die Hohenstaufen leben bei unsres Blutes Schlag.
Ist auch zerstört das Kirchlein: für ihren Todesschmerz
Wird immer zur Kapelle ein jedes deutsche Herz.

II. Drei Lieder.

Von

A. Galster.

1. Singe!

Wenn den Allumfanger Aether
Dicht bedeckt ein Wolkenheer,
Läßt er Blitze glühen, sprühen,
Malt sich heiter dann im Meer.

Und du weichst dem wilden Drange?
Willst in Qualen untergeh'n?
Singe nur! und im Gesange
Wirst du fröhlich aufersteh'n!

2. Nach dem Regen.

Von des Himmels Angesichte
Ist die Wolke nun gebannt,
Und es lacht im jungen Lichte
Wiederum das weite Land.

Von des Regens weicher Kühle
Dampfen Wiese, Wald und Flur,
Und ich fühl's: durch meinen Busen
Weht der Athem der Natur.

3. Lüftchen, das den Hain umsäuselt.

Lüftchen, das den Hain umsäuselt
Und des Hügels grünen Hang,
Nimm auf deine helle Schwinge
Meiner Lieder leichten Klang.

Weh' ihn über weite Fluren
Zu der fernen Liebsten Ohr!
Trag' ihn dann zum blauen Aether
Mit dem Lerchenlied empor!

III. Zwei Lieder.

Von

Nina von Waldburg.

1. Bitte.

O nach dem hellen Sterngefunkel,
O nach der gold'nen Sonnenpracht,
Gib meinem Herzen nicht dies Dunkel,
Und nicht die stille bange Nacht!

O tödte mich, wenn deine Gluten
Mit schnöder Asche sich bedeckt,
Laß langsam nicht ein Herz verbluten,
Das du zum Leben erst erweckt!

2. Schicksal.

Das Leben ist ein banger Traum,
Die Freuden flieh'n wie Nebelschaum!
Und trifft dich heut' ein Sonnenstrahl,
So trifft dich morgen Noth und Qual.

Und hast ein Röslein du gepflückt,
Wird eine Lilie dir geknickt;
Drum häng' dein Herz allein an das,
Was ewig bleibt ohn' Unterlaß.

IV. Lieder der Liebe.

Von

Paul Erhard.

1.

Unter Nebeln, trüb und bleich,
Keimten diese Lieder;
Blicke du nun sonnengleich
Lächelnd auf sie nieder.

Ließen ohne Luft und Licht
Ihre Köpfchen hängen;
Strahl von deinem Angesicht
Wird die Knospen sprengen.

Wie den winterlichen Strauch
Lenz mit Blüten krönet,
Also durch dein Lächeln auch
Wird mein Lied verschönet:

Daß es duftend, neubelaubt
In die Höhe dringet,
Sich wie Epheu um dein Haupt,
Dein geliebtes schlinget! —

Alles, was ich kann und bin,
Ist auf dich gerichtet:
Und so nimm die Lieder hin,
Die du selbst gedichtet.

2.

Vieles hast du mir gegeben,
Vieles, Liebste, dank' ich dir,
Neu erschloß mein herbstlich Leben
Sich durch dich in Frühlingszier.
Doch durch eine hast von allen
Gaben du mich hochbeglückt:
Daß die Lieder wieder schallen,
Die als Jüngling mich entzückt.

Liederarm, mit stummem Munde,
Einsam blickt' ich niederwärts;
Vögel sangen in der Runde,
Doch mir machten sie nur Schmerz.
Denn mir rief mit tausend Zungen
Nah und ferne Flur und Wald:
Deine Lieder sind verklungen,
Armer Mann, nun bist du alt!

Da, wie sich aus Felsenklippen
Donnernd reißt ein Silberquell,
So der Kuß von deinen Lippen
Oeffnete die meinen schnell;
Durch des Lebens Dornenwüste
Geh' ich singend meinen Pfad,
Was ich irrte, was ich büßte,
Alles wird zur Liedersaat.

Selig, wen im Festgeleite
Führt der Muse treue Hand!
Götter wandeln ihm zur Seite,
Ungeseh'n und unerkannt;

Nur der Dichter, stolzen Ganges,
Wird der heil'gen Nähe kund,
Auf den Flügeln des Gesanges
Schwebt er in der Götter Rund.

Holde Muse meiner Lieder,
Meines Lebens Festgedicht,
Neige denn auch heute wieder
Mild dein lächelndes Gesicht!
Nimm zurück, was du gegeben,
Alles, Liebste, ist ja dein,
Meine Lieder wie mein Leben,
Und so soll es ewig sein!

3.

Meine Seele fliegt empor,
Neigt sich über deine Kissen,
Flüstert leise dir ins Ohr,
Was allein wir beide wissen:

Von den Nächten warm und lind,
Wenn mit Wangen wie die Rosen,
Sich mein süßverschämtes Kind
An mich schmiegt mit holdem Kosen;

Von den Küssen feucht und warm,
Tausend jetzt und tausend wieder,
Während mein verweg'ner Arm
Fest sich rankt um deine Glieder;

Von dem Stammeln leis und laut
In der mitternächt'gen Stunde,
Wenn du, eine sel'ge Braut,
Hängst an meinem heißen Munde.

Aber von den Thränen auch,
Die vom Antlitz ich dir küsse,
Und es sind wie Frühlingshauch
Deine Thränen mir, das wisse.

Gleiches Recht und gleiche Pflicht
Gönnt die Liebe ihren Treuen;
Wehre mir die Thräne nicht,
Soll dein Lächeln mich erfreuen.

Wenn sich Herz dem Herzen gibt,
Gibt sich's ganz für alle Zeiten;
Hab' ich einmal dich geliebt,
Lieb' ich dich für Ewigkeiten.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von

Robert Prutz.

II.

So also stand es damals in der Pfalz mit Lehrern und Predigern; nun rechne man dazu noch den Einfluß, welchen das benachbarte Frankreich mit seinen lockern Sitten und seiner lockern Literatur, die gerade zu jener Zeit auf dem Gipfel äußerlicher Vollendung, zugleich aber auch auf dem Gipfel der Frivolität und Sittenlosigkeit stand, auf diese verwahrloste Bevölkerung ausüben mußte. In der That beschränkte sich dieser Einfluß keineswegs auf die höhern Stände allein, die ihr Geld oder richtiger das Geld ihrer armen Bauern in Strasburg oder Paris verpraßten und ihre Söhne meist in französischen Regimentern dienen ließen, während die jungen Damen in französischen Klöstern und Pensionen erzogen wurden: sondern derselbe erstreckte sich auch bis auf den Bürger- und den Bauernstand herab, indem es auch hier für eine Nothwendigkeit der Erziehung galt, wenigstens ein bischen Französisch plappern zu können, so barbarisch dasselbe zumeist auch war. Auch lieferte die Pfalz zum Entgelt für die vielen verdorbenen Friseurs und Putzmachermädchen, die Frankreich damals als Lehrer und Jugenderzieher nach Deutschland spedirte, wie noch jetzt nach Rußland, eine Menge Abenteurer, die sich als Soldaten, Kammerdiener, Krämer, Speculanten aller Art wohl oder übel in Frankreich durchhalfen und dann heimgekehrt durch ihr böses Beispiel die vaterländischen Sitten nur noch mehr verderben halfen.

Auf diese Art vermischte sich denn mit der Unbildung und dem Aberglauben, der ursprünglich in der Pfalz zu Hause war, noch französische Freigeisterei und Modebildung der schlechtesten Sorte. Besonders in den adelichen Familien der Pfalz liefen diese beiden Elemente, oft auf die barockste Weise, in- und durcheinander; selten wurde bei der gelecktesten äußerlichen Zierlichkeit und einem gewissen oberflächlichen Anstrich von Bildung soviel innere Roheit und Verworfenheit der Sitten gefunden. Ein illustres Beispiel dafür ist jener Baron Holbach, der bekannte Genosse und Mäcen der französischen Encyklopädisten, dem von einigen auch die Verfasserschaft des berüchtigten „Système de la nature" (1770) zugeschrieben wird. Derselbe war 1723 in Heidesheim in der Pfalz geboren und repräsentirt mit seinem fürstlichen Reichthum, den er sich als französischer Generalpächter erworben, sowie mit der Lockerheit seiner Sitten, durch die es ihm gelang, selbst im damaligen Paris eine Autorität der feinen Lebensart und des weltmännischen Ge-

schmacks zu werden, endlich auch mit der frivolen Bildung und diesem kindischen Atheismus, den er sich in der Schule der Encyklopädisten angeeignet, gleichsam die Blüte und äußerste Spitze der damaligen pfälzer Ritterschaft. Daß es auch Ausnahmen gab, versteht sich von selbst und würde schon der eine Name von Gagern beweisen, der ebenfalls der reichsunmittelbaren Ritterschaft der Pfalz angehörte. Doch machten dergleichen Ausnahmen die allgemeine Regel nur desto merkbarer: und diese war leider, wie wir sie soeben geschildert haben.

Wir wollen dies noch durch einige namhafte Beispiele bestätigen, die wir den Laukhard'schen Jugenderinnerungen entnehmen und aus denen man den damaligen Rechts- und Bildungszustand der Pfalz gründlicher kennen lernen wird als aus den ausführlichsten Besprechungen. Wir bemerken dazu, daß Laukhard's Erzählungen keineswegs allein stehen, sondern durch andere unverdächtige Zeugnisse ergänzt und bestätigt werden.

Besonders gilt dies von der Geschichte seines nächsten Landesherrn, des Grafen von Grehweiler, die allerdings einem Roman ähnlicher sieht als einer wahren Geschichte, auch von Laukhard in spätern Jahren als Roman bearbeitet worden ist, dennoch aber auf dem sichersten historischen Grunde beruht. Das Erstaunen der Leser wird sich vielleicht etwas verringern, wenn sie sich erinnern wollen, daß auch die haarsträubende Fabel der Schiller'schen „Räuber“ keine Fabel, sondern ebenfalls der Hauptsache nach auf einem geschichtlichen Ereigniß beruht, das sich im Schos einer pfälzer Adelsfamilie zugetragen haben soll.

„Der Graf von Grehweiler“, erzählt Laukhard, „hatte ungefähr nur vierzigtausend Thaler Einkünfte, führte dabei jedoch einen fürstlichen Hofstaat, hielt sogar Haiducken und Husaren, eine Bande Hofmusikanten, einen Stallmeister, Bereiter und noch viel anders unnöthiges Gesindel. Dazu gehörte nun Geld und seine Einkünfte reichten nicht zu. Mit neuen Auflagen durfte er die Unterthanen aus Furcht vor dem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, nicht belästigen. Es blieb also nichts übrig als Schulden zu machen. Damit ging es anfangs auch recht gut; da es indeß mit dem Zurückzahlen im Gegentheil sehr schlecht ging, so fand sich bald niemand mehr, der dem Grafen zu borgen Lust hatte.“

Man half sich nun auf andere Weise: man nahm Geld auf die Dorfschaften auf und nöthigte die Unterthanen, sich als Selbstschuldner zu unterschreiben. Auf diese Art wurde nach und nach eine Summe von fast einer Million Gulden aufgeborgt.

Und auch dabei noch liefen die größten Spitzbübereien mit unter. Laukhard erzählt von einem angeblich zwischen Bockenheim und Monsheim belegenen Walde von 500 Ackern im Umfang, welcher an den Grafen von Lamberg in Mainz verpfändet ward, während doch in

der ganzen Gegend keine Staude zu sehen war, geschweige denn ein Wald. Die Diener des Grafen, von denen Laukhard eine ganze Reihe namhaft macht, fanden natürlich ihre Rechnung dabei, und ebenso die zahlreichen Juden und andere Helfershelfer, die ihre Hände dabei im Spiele hatten.

Endlich aber, da die Schulden des Grafen sich immermehr häuften und vom Bezahlen immerweniger die Rede war, verloren die ältern Gläubiger die Geduld und forderten ihr geliehenes Geld zurück.

Da kamen denn die unglaublichsten und unerhörtesten Dinge an den Tag; man hatte Schulknaben verleitet, die Namen ihrer Väter unter die Schuldbriefe zu schreiben, auch wol auf eigene Faust Namen hingeschrieben, die gar nicht existirten, und solcher Stücke mehr. Das alles bewog nun die Gläubiger, ihre Zahlung mit Ungestüm zu fordern, darunter namentlich auch den schon genannten Grafen von Lamberg in Mainz, den sein gräflicher College mit einer nicht existirenden Waldung so übel angeführt hatte. Aber dieser Graf von Lamberg war zugleich kurmainzischer Staatsminister; als solcher ließ er durch einen seiner Amtsverwalter einige von den Unterthanen des Grafen von Grehweiler nebst drei Juden, die ebenfalls bei der Sache betheiligt waren, auf mainzer Gebiet locken, daselbst anhalten und nach Mainz ins Gefängniß bringen, wo sie über fünf Jahre festgehalten wurden!

Der Graf von Grehweiler selbst hielt sich bei diesem Vorfall ganz ruhig; nur seine Grafschaft zu verlassen wagte er nicht mehr.

Endlich kam denn eine kaiserliche Commission, welche (wie Laukhard sich ausdrückt) die ganze Wirthschaft untersuchte. Dieselbe machte den Anfang damit, daß sie den Herrn Grafen nebst seinen Bedienten festsetzen ließ; doch hatten die meisten seiner Helfershelfer sich schon vorher aus dem Staube gemacht. Nach mehreren Jahren erfolgte das Endurtheil durch Joseph II. Die Unterthanen, welche ihre thörichte Fügsamkeit so weit getrieben, die Schuldbriefe ihres Herrn zu unterschreiben, wurden von der Bezahlung losgesprochen, der Graf dagegen als Betrüger auf zehn Jahre nach der Festung Königstein bei Frankfurt gebracht, auch sammt seinem Bruder Ludwig, der also bei diesen saubern Unternehmungen wol mitbetheiligt war, der Herrschaft für verlustig erklärt, sodaß dieselbe an eine Nebenlinie überging. Selbst die fußfälligen Bitten seiner Tochter, einer vermählten Gräfin von Ortenburg, waren vergeblich, der Kaiser blieb standhaft bei dem einmal gefällten Spruch und der Graf hat seine zehn Jahre richtig absitzen müssen.

Aber wie neu, wie unerhört war auch diese kaiserliche Strenge! wie viele solcher Geschichten mochten unentdeckt geblieben sein! wie wenige endlich, selbst entdeckt, hatten einen Joseph zum Richter gefunden!

Wir lassen auf dies Gemälde eines pfälzer Regenten einige Schil-



derungen pfälzer Geistlicher folgen; wem an unserer Probe noch nicht genügt, der findet bei Laukhard eine kaum übersehbare Galerie ähnlicher und zum Theil noch schlimmerer Bilder beisammen.

Das Dorf Udenheim, drei Stunden von Mainz, gehörte einem Baron von Köth zu Mainz, der katholisch war, sich wenig um seine lutherischen Pfarrer kümmerte und die Bauern fortjagte, wenn sie mit einer Klage wider dieselben einkamen. In diesem Dorfe war nun ein lutherischer Prediger, Thiels mit Namen; derselbe war, wie Laukhard es nennt, „nicht recht kapitelfest: er war eben kein vollständiger Narr, aber doch ein Hasenfuß, bei dem es stark rappelte. In solchen Anfällen lief er dann im Dorfe herum, prügelte die Jugend und fluchte wie ein Landsknecht." Seine Schwester, welche ihm die Wirthschaft besorgte, jagte er von sich und drohte sie zu erstechen, wenn sie ihm je wieder vor Augen käme; einen Amtmann seines Patrons, der ihm Vorhaltungen wegen seines wüsten Betragens machen wollte, regalirte er ebenfalls mit Ohrfeigen. In die Kirche kam er gar nicht mehr; ein abgesetzter Schulmeister aus der Nachbarschaft, der ehedem ein bischen Theologie studirt hatte, versah seine Dienste.

Von dem Dosendieb Hohmann ist schon oben die Rede gewesen. Derselbe machte als Pfarrer zu Kriegsfeld so viel dumme und grobe Streiche, daß sich das Consistorium endlich entschließen und seine Absetzung aussprechen mußte: worauf Hohmann dann als Bettler im Lande umherlief. Sein Nachfolger wurde ein gewisser Ernesti, ein getaufter Jude aus dem Waldeckschen, der sich jedoch dermaßen dem Trunk ergab und so unzüchtig lebte, daß die Bauern ihn ebenfalls beim Consistorium verklagen mußten. Allein Ernesti kam ihnen zuvor; er kehrte, nach einem in der damaligen Pfalz üblichen Ausdruck, „den Magen um", das heißt, er wurde katholisch: wofür ihm die Kapuziner zu Alzey zu einer einträglichen Gerichtshalterstelle verhalfen, in der er „seine Bubenstücke als Rechtgläubiger ungescheut und ungeahndet fortsetzen konnte".

Daß die Edelleute ihre Geistlichen, katholische wie evangelische, gebrauchten, Trinkwetten mit berühmten Säufern auszumachen, war etwas ganz Gewöhnliches und eine Hauptbelustigung selbst vornehmer geistlicher Würdenträger. Und ebenso gewöhnlich war es auch, daß die geistlichen Kehlen den Sieg behaupteten und selbst die gefürchtetsten Gegner mannhaft zu Boden tranken. Ja diese Trinkkämpfe der Geistlichen blieben nicht einmal ein bloßes Vergnügen der Aristokratie, sondern sogar auch die Bauern und die eigenen Gemeinden nahmen theil daran. „Wenn die Bauern oder Bürger", erzählt Laukhard in den „Neuen Caricaturen und Anekdoten zur Erbauung und zum Nasenrümpfen", die er unter dem Namen Anselmus Rabiosus des Jüngern 1802 zu Berlin erscheinen ließ: I, S. 143, „in den Weinhäusern zusammen zechten,

unterhielten sie sich oft über die Versoffenheit ihrer Pfaffen, und ich weiß, daß sich die Katholiken und Lutheraner zu Kreuznach einst derb zerprügelt haben, weil letztere behaupteten, ihr Inspector könne mehr vertrinken" (wir mildern hier absichtlich die Derbheit der Laukhard'schen Ausdrücke) „als der Pater Concionator im Karmeliterkloster; welches die Katholiken nicht zugaben und dem Pater Concionator die Ehre des Mehrtrinkens zuerkannten." Auch hatte nach derselben Quelle jeder seinen Ekelnamen, bei dem die meisten bekannter waren als bei ihren richtigen Namen; Laukhard führt ein langes Verzeichniß derselben auf, Langhals, Gänsehals, Mistkäfer, Magister Werkmaul, Grubenschlungs, Papelmannchen 2c. sind noch lange nicht die schlimmsten darunter. Höchst wichtig ist auch die weitere Bemerkung, die er daran anschließt, nämlich daß die Geistlichen am Rhein beim Ausbruch der Französischen Revolution sehr wohl eingesehen hätten, daß sie als Geistliche einer sehr traurigen Zukunft entgegengingen und sich deshalb in den Freiheitswirbel geworfen hätten, weit ärger (man denke nur an den Einen Eulogius Schneider zu Strasburg, der zu den furchtbarsten Terroristen gehörte, welche die Geschichte der Französischen Revolution überhaupt kennt) als selbst die Bedrücktesten unter der übrigen Bevölkerung (ebendas. S. 144).

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir auf diese Art das Terrain sowie die geistige Atmosphäre kennen gelernt, in welcher Laukhard aufwuchs, zu diesem selbst zurück. Sein väterliches Haus schützte ihn gegen die Einflüsse der letztern nicht vollständig, so tüchtig und wohlmeinend sein Vater auch war. Es ist dies ein hübscher Zug an Laukhard und zeigt, daß das Menschliche doch nicht ganz in ihm zu Grunde gegangen war, daß er, trotz seiner sonst so bösen Zunge und trotz seiner Lust am Gemeinen und Anstößigen, doch stets mit soviel Ehrerbietung und Dankbarkeit von seinem Vater spricht.

Daß derselbe lutherischer Pfarrer zu Grehweiler war, haben wir bereits erzählt. Er hatte in seiner Jugend sehr fleißig studirt und besonders die Wolf'sche Philosophie zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Auch hatte die Wolf'sche Metaphysik, wie er selbst in spätern Jahren seinem Sohn vertraute, ihn dahin gebracht, daß er die Hauptsätze der lutherischen Lehre bezweifelte. Seine Zweifel wuchsen, je emsiger er die Dogmen seines Compendiums auch noch als Prediger durchstudirte und sie mit den Sätzen seiner Lieblingsphilosophie verglich; endlich „fiel er gar auf die Bücher des berüchtigten Spinoza, wodurch er ein vollkommener Pantheist ward" („Lebensbeschreibung", I, S. 3).

Doch war er mit seinen ketzerischen Meinungen sehr zurückhaltend; er vermied es überhaupt soviel wie möglich, über Religion zu sprechen und machte selbst keinen Versuch, seinen Sohn zu seiner Ansicht zu bekehren, bei dem es freilich, was wenigstens den Unglauben anbetraf,

auch wol kaum erst nöthig gewesen wäre. Auch in allen übrigen Stücken war er ein mäßiger und besonneuer Mann, der auf Lauterkeit und Anstand der Sitten weit mehr hielt, als es sonst von seinen Collegen in der Pfalz zu geschehen pflegte. Mit seinem Patron, dem Grafen von Grehweiler, gerieth er in häßliche Streitigkeiten, weil er bei Gelegenheit der berüchtigten Anleihe den Bauern seiner Gemeinde von Unterzeichnung ihres Namens abgerathen hatte. Auf des Grafen Betrieb wurde eine Anklage wegen fleischlicher Vergehen wider ihn erhoben, die seine zeitweilige Suspension zur Folge hatte; doch wurde er bald darauf unschuldig befunden und in den vollen Genuß seines Amtes wieder eingesetzt. Auch stand er bei Hoch und Niedrig in allgemeinster Achtung; die Landgräfin Henriette, Schwester der Gemahlin Friedrich's des Großen, stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihm und auch der Fürst Moritz von Salm-Kyrburg nebst seiner Gemahlin Luise hielt freundschaftlichen Umgang mit ihm.

Nur eine einzige Schwäche hatte der übrigens so vortreffliche und achtbare Mann; wenigstens macht sein Sohn nur diese Eine namhaft. Nämlich er war ein großer Verehrer der Alchemie und wollte durchaus Gold machen. „Ein gewisser Musje Fuchs, welcher um das Jahr 1760 wegen Geldmünzerei und anderer Hallunkenstreiche in Schwaben gehangen wurde, hatte ihn mit den Geheimnissen dieser edlen Kunst bekannt gemacht." Trotz der leisen und lauten Vorstellungen, welche seine Frau dagegen erhob, laborirte er frischweg und jagte viel schönes Geld durch den Schornstein. An einem bankrotten Apotheker und großen Trunkenbold aus der Nachbarschaft hatte er einen treuen Gehülfen. Derselbe wohnte bei ihm im Pfarrhause und half ihm nicht nur treulich laboriren, sondern schaffte auch alle möglichen alten Bücher herbei, welche neuen Aufschluß in der edeln, leider nur so undankbaren Kunst versprachen. Erst in seinem hohen Alter, wenige Jahre vor seinem Tode, stellte der alte Laukhard seine fruchtlosen Bemühungen ein, ohne indeß selbst von ihrer Fruchtlosigkeit überzeugt zu sein; noch im Jahre 1787, bei dem letzten Besuch, den sein Sohn ihm als Gefreiter des von Thadden'schen Regiments von Halle aus machte, behauptete er, daß die Goldkocherei allerdings eine ausführbare Kunst sei, das Ueble bei der Sache sei nur, daß man so viel Lehrgeld geben müsse und doch für alles Geld keinen erfahrenen Lehrmeister haben könne (a. a. O., S. 8). Wer gedenkt hierbei nicht des Freidenkers Bahrdt, der Christus und seine Jünger zu einer Art Freimaurerorden machte und dabei ebenfalls auf den Stein der Weisen losdocterte und Geister bannte und nach Schätzen grub? Oder des milden, gottesfürchtigen Semler, des berühmtesten Theologen seiner Zeit, den gleichwol weder seine Gelehrsamkeit noch seine Gottesfurcht hinderten, ebenfalls den Stein der Weisen zu suchen?

Auch das rationalistische 18. Jahrhundert hatte sein Mittelalter noch nicht ganz überwunden und der ketzerische Bahrdt und der fromme Semler und der Spinozist Laukhard, der in allen andern Stücken so besonnene und nüchterne Mann — gleichviel, sie müssen ihm sämmtlich ihren Tribut abstatten.

Von seiner Mutter erwähnt Laukhard wenig mehr, als daß sie eine Enkelin des berühmten strasburger Rechtsgelehrten und Alterthumsforschers Schilter gewesen, dessen „Thesaurus" (1726) noch jetzt bei allen Freunden des deutschen Alterthums in wohlverdientem Ansehen steht. Nur die Bemerkung läßt er noch einfließen, „daß sie, wie alle Weiber, ihre kleinen und großen Mängel gehabt habe". Doch ist dabei zu beachten, daß die Mutter, da Laukhard dies schrieb, noch am Leben war und daß er, einer gelegentlichen Andeutung im zweiten Bande zufolge, kurz zuvor einige Streitigkeiten finanzieller Natur mit ihr gehabt hatte.

Auf keinen Fall hat sie viel Einfluß auf die Erziehung des Knaben gehabt. Dieselbe lag vielmehr beinahe ausschließlich in den Händen einer unverheiratheten Schwester seines Vaters, die in dem Laukhard'schen Hause lebte. Diese Tante ist für unsern Laukhard sehr verhängnißvoll geworden; nicht nur, daß sie ihn durch jene blinde Zärtlichkeit verhätschelte, welche sich fast immer einzustellen pflegt, wo ein unverheirathetes Frauenzimmer einen Knaben erzieht, sondern sie steckte ihn auch mit ihren eigenen sehr unweiblichen Lastern an und führte ihn schon als Kind in Mysterien ein, die ihm besser zeitlebens wären verschlossen geblieben.

Nämlich diese gute Tante war ebenfalls eine ausbündige Verehrerin des Bacchus; sie mochte wol denken, was Prediger und Mönche sich so offenkundig verstatteten, könne auch für ein Frauenzimmer gerade keine Sünde sein. Sie ließ es nicht dabei bewenden, sich ab und zu „schnurrig zu machen", sondern auch stärkere Opfer und gründlichere Niederlagen scheute sie nicht. Vergebens schloß Laukhard's Vater, wenn er mit seiner Frau über Feld ging, den Keller zu und ließ der Tante blos ihr Bestimmtes: sie machte die Entdeckung, daß eins der Kellerfenster nur mit einem leichten hölzernen Gitter verwahrt war, welches sich ohne große Mühe wegnehmen ließ; nun knüpfte sie den kleinen Friedrich Karl an ein Seil, ließ ihn in den Keller hinab, ließ sich von ihm die Kellerthür öffnen und revidirte dann ihre geliebten Fässer nach Herzenslust. Aber natürlich mußte der kleine Helfershelfer auch seine Belohnung haben; schon ihre Gutmüthigkeit und Liebe zu dem Knaben hätte es ja gar nicht anders zugelassen. So berauschte sie sich denn nicht blos selbst, sondern auch den kaum sechsjährigen Knaben leitete sie dermaßen zum Trunke an, daß derselbe nach seinem eigenen Eingeständniß schon in der zartesten Jugend zum — Säufer wurde. „Oft", erzählt er

(I, S. 12), „war ich durch den Trunk meiner Sinne beraubt; und dann entschuldigte mich meine Tante, wenn ja die Aeltern nach mir fragten, durch Vorgeben: daß mir der Kopf weh thäte, daß ich schon schliefe u. s. w." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Laukhard's ganzer spätere Untergang hauptsächlich durch diese unselige Leidenschaft seiner Tante verschuldet worden ist; mehr noch als jede andere Art der Ausschweifung wurde der Trunk der Dämon, der ihn mit feurigem Arm umklammert hielt, und ihn auch dann nicht losließ, als er seinen Durst nicht mehr mit Pfälzerwein stillen konnte, sondern seine Zuflucht zu „der achtzehnjährigen Schnapsbulle" (VI, 277) seiner halleschen Zechgenossen nehmen mußte.

Uebrigens versichert Laukhard zu wiederholten malen, daß die so höchst unweibliche Neigung seiner Tante in der damaligen Pfalz durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen und daß auch noch zu der Zeit, da er seine Selbstbiographie schrieb, die Zahl der Trinkerinnen, welche selbst „die Mannspersonen im Trinken übertreffen", daselbst sehr groß sei — mit wie viel Recht oder Unrecht, müssen wir hier natürlich unerörtert lassen.

Und was die Tante begonnen, setzten Hausleute und Gesinde fort. Großknechte und Mägde nahmen den lüsternen Knaben in die Schule und ebenso vorzeitig wie zu den Opfern des Bacchus, wurde er auch in die Geheimnisse der Liebe eingeweiht.

Aus beiden Stücken mag man schließen, wie wenig der Vater sich um die Erziehung des Knaben kümmerte. Endlich, in seinem achten oder neunten Jahre, wurde er in eine Art Erziehungsinstitut gethan, welches ein Inspector Kratz in Dolgesheim hielt und das, wenn auch in kleinerm Umfange und auf durchaus orthodoxer Grundlage, doch im übrigen viel Aehnlichkeit mit dem spätern Bahrdt'schen Philanthropin zu Heidesheim gehabt zu haben scheint. Kratz' Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen erkennt Laukhard an: „Er wußte viele Vocabeln, war stark in der Grammatik, und konnte ganze Reden des Cicero wörtlich hersagen." Im Unterricht dagegen „war er ein rechter Orbilius, der immer cum baculo et annulo dastund und seinen Schülern das Zeug eingerbte; wenn er tückisch war, fluchte er wie ein Landsknecht und gab uns immer die garstigsten Zunamen: Flegel, Esel, Schlingel, Büffel, Ofenlochsgabel, Hache — waren die gewöhnlichen Titel, womit er uns begrüßte; und darauf pflegte eine derbe Prügelstrafe zu folgen....." (I, 27, 30).

Zwar mag die Veranlassung dazu mitunter ziemlich nahe gelegen haben; nach Laukhard's eigenem Zugeständniß waren die Zöglinge, vierzehn an der Zahl, „meistentheils übelgezogene Jungen", die nicht blos ihre Lehrer, sondern namentlich auch die Bauern des Dorfes auf alle erdenkbare Weise plagten und peinigten. Den kleinen Friedrich Karl

hatten sie anfangs „als einen kleinen Buben behandelt, der ihren Comment nicht verstünde und den sie also in die Lehre nehmen müßten". Aber sie wurden bald inne, wie sehr sie sich geirrt hatten. „Ich fing an, das praktisch zu zeigen, was ich in Wendelsheim theoretisch gelernt hatte: und da sahen die dolgesheimer Jungen, daß ich in manchen Stücken noch hätte ihr Lehrmeister sein können. Ich ward jetzt der Theilnehmer an allen ihren Vergnügungen und bald die Seele der Gesellschaft. Kein Lumpenstreich wurde ausgeführt — Mosje Fritz war dabei und nicht selten der Anführer...." (I, 28).

Bei alledem war es ihm selbst wie „einem Baugefangenen, der nach zehn Jahren saurer Festungsarbeit wieder frei wird", als sein Vater, der inzwischen die böse Geschichte mit dem Grafen von Grehweiler glücklich überstanden hatte, ihn nach ungefähr anderthalb Jahren wieder nach Hause zurückholte. Der schon früher begonnene verhängnißvolle Lehrcursus bei Großknecht und Viehmagd wurde nun aufs vergnüglichste wieder aufgenommen und auch die Tante, „deren Neigung zu mir durch meine lange Abwesenheit viel hatte leiden müssen", nahm ihn noch mehr als vorher in ihren Schutz. Ja sie bot jetzt selbst die Hand zu allen tollen und wüsten Streichen, in denen der heranwachsende Bursche sich versuchte, und führte somit ihr Erziehungswerk consequent in demselben Geiste fort, in dem sie es begonnen, unbekümmert um das unausbleibliche Resultat.

Endlich mochten dem alten Laukhard denn doch die Augen aufgehen und so brachte er den ungefähr dreizehnjährigen Sohn auf das schon erwähnte Gymnasium zu Grünstadt. Hier, im Unterricht braver und tüchtiger Männer, unter denen Laukhard besonders den Professor Seybold namhaft macht, ohne Zweifel derselbe, dessen „Kurzgefaßte Mythologie" nebst andern ähnlichen Hand- und Lehrbüchern sich noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch der Schulen erhalten hat (geb. 1747, Professor zu Jena 1771, Conrector zu Speier 1772, Director zu Grünstadt seit 1776, gest. 1804 als Professor an der Universität zu Tübingen), verweilte Laukhard bis zu seinem sechzehnten Jahre und erlangte, wenigstens nach seiner Versicherung, im Lateinischen, Griechischen und Französischen, wie auch in der Geschichte, Erdbeschreibung, Mathematik so viel und noch mehr Kenntnisse, als seine Landsleute zu haben pflegten.

Leider indeß war auch dieser Aufenthalt nicht ohne Unterbrechung; ein Beinbruch, der anfangs schlecht geheilt worden, gab ihm Veranlassung, auf längere Zeit in das älterliche Haus zurückzukehren. Sein Vater hatte damals einen gewissen Weichselfelder bei sich, theils zur Erziehung des jüngern Sohns, theils zur Beihülfe bei seinen alchymistischen

Versuchen, da er den hülfseifrigen Apotheker kurz zuvor durch den Tod verloren hatte. Doch zeigte Weichselfelder sich zur Goldmacherei ebenso ungeschickt wie zur Erziehung; das Unglück war nur, daß der alte Laukhard zwar das erstere bemerkte und beklagte, das andere aber nicht Weichselfelder hatte in Jena Theologie studirt; später war er Pfarrer geworden in einem Dorfe der Pfalz, hatte jedoch wegen unbändigen Trinkens und anderer Ausschweifungen das Amt in kurzem wieder aufgeben müssen. Er hatte sich darauf nach Gießen begeben und daselbst angefangen, medicinische Vorlesungen zu hören. Allein kaum so weit gekommen, daß er ein Recept schreiben konnte, und ohne die Mittel, seine Studien fortzusetzen, ging er auf gut Glück in die Welt, salbaderte und quacksalberte in den kleinen Herrschaften am Rhein und am Main umher, die für dergleichen Künste einen überaus günstigen Schauplatz boten und kam endlich durch eine unbedachte Empfehlung als Erzieher und chemischer Amanuensis in das Laukhard'sche Haus. Seine völlige Kenntnißlosigkeit in den Schulwissenschaften, ein wenig Französisch abgerechnet, kann Laukhard nicht kräftiger bezeichnen, als daß er ihn „den ehemaligen Professoren an dem (Bahrdt'schen) heidesheimer Philanthropin" an die Seite setzt.

Noch viel trauriger indeß war es mit seinen sittlichen Eigenschaften bestellt; er war beinahe täglich betrunken, machte auf den benachbarten Dörfern in den Schenken allerhand Excesse, prügelte sich mit den Bauern, lief den Mägden nach u. s. w. Laukhard's Ruin wurde durch ihn vollendet. Weichselfelder machte ihn zu seinem Vertrauten und Mitgenossen seiner schamlosen Streiche, welche von der Tante ebenso in Schutz genommen wurden wie die Ausschweifungen des Neffen. Auch hier kam Laukhard's Vater erst dahinter, als es zu spät war; der Sohn wurde nach Grünstadt zurückgebracht, doch viel zu spät, als daß noch etwas an ihm zu retten gewesen wäre.

Denn selbst die erste Liebe, die erste wenigstens, die nicht ausschließlich sinnlicher Natur, sondern wenigstens mit einer Art gemüthlicher Regung verbunden war, vermochte dies nicht mehr.

Der Gegenstand derselben war ein fünfzehnjähriges Mädchen, eine Amtmannstochter aus der Nachbarschaft, von Laukhard selbst in seiner Lebensbeschreibung, in einem Anfall von Scham und Ehrerbietung, dergleichen ihm nicht häufig begegnet, nur mit ihrem Vornamen Therese bezeichnet. „Sie war ziemlich hübsch, aber katholisch, und zwar streng jesuitisch-katholisch, wie ihre ganze Familie." Laukhard lernte sie auf einem Jahrmarkt kennen, im Herbst 1774, ein halbes Jahr bevor er die Universität beziehen sollte. Die Bekanntschaft war rasch gemacht und ging ebenso rasch in zärtliche Vertraulichkeit über; mitten in seiner tiefsten Verlumptheit gesteht Laukhard doch noch ein, daß „jene drei oder

vier Monate, welche er in diesem Umgange zubrachte, die seligste Zeit seines Lebens gewesen" (I, 47).

Als angehendem Studenten war ihm der Zutritt in die Familie nicht verweigert worden; selbst der alte Amtmann wollte ihm wohl. Bald jedoch entdeckte derselbe das Verhältniß und da kam es nun freilich zu heftigen Erörterungen. Den meisten Anstoß nahm der Alte an der Verschiedenheit der Religion; nimmermehr solle „seine Tochter sich mit einem Menschen behängen, der nicht ihres Glaubens wäre".

Aber war denn dies Hinderniß gar nicht aus dem Wege zu räumen? Eine Base der Geliebten, die in der Nachbarschaft, nahe bei Kreuznach, wohnte, übernahm die Vermittelung; sie lud die Liebenden heimlich zu sich und Therese nahm ihren Friedrich Karl ins Gebet, noch ein gut Stück eifriger als das Gretchen in Goethe's „Faust" ihren Heinrich.

Und jedenfalls mit besserm Erfolg. Laukhard versprach nicht nur, sich die Sache mit dem Religionswechsel in Ueberlegung zu ziehen, sondern kaum nach Hause zurückgekehrt, ging er auch sofort an die Ausführung seines Versprechens. Er setzte sich mit einem katholischen Pfarrer in der Nachbarschaft in Verbindung; auch ein Kapuziner, Pater Hermenegild von Alzey, that seine Hände ins Spiel. Die beiden Biedermänner bewiesen Laukhard gründlichst sowol die Mängel und Widersprüche seines alten Glaubens als die Vorzüge des neuen; auch sei man bereit, wenn er dem guten Vorsatz getreu bleiben und denselben öffentlich bekennen würde, ihn auf der Universität Heidelberg etwas Rechtes lernen zu lassen und ihm mit der Zeit auch eine Versorgung zu verschaffen. „Und so würde schon alles gut werden." Auch durfte er einstweilen bereits mit seinem Mädchen unter dem Auge des Vaters vertraut umgehen, durfte sie herzen und küssen, „ohne daß er uns je etwas anderes gesagt hätte als: Leutchen macht, daß ihr nicht in wüste Mäuler kommt" (I, S. 56).

Und das war unserm Laukhard eben recht. Denn es hieße seine Art und Weise sehr verkennen, wollte man annehmen, daß die Liebe allein ihm dermaßen zu Kopf gestiegen und daß nur die Leidenschaft für seine Therese ihn für den Gedanken eines Religionswechsels so empfänglich gemacht. Mindestens ebenso großen Antheil daran hatte seine Gemächlichkeit; es war ihm ein ganz erwünschter Gedanke und paßte vollkommen zu der Art, wie er schon damals über seine Zukunft dachte, sich ohne eigene Arbeit und Anstrengung von einflußreichen Gönnern und Freunden möglichst bequem durchs Leben tragen zu lassen, ob nun als Katholik oder als Protestant, als Türke oder Heide, das war Laukhard vollkommen gleichgültig, wenn nur das Leben selbst recht hübsch reichlich und bequem war. Er selbst stellte noch in seinen alten Tagen Betrachtungen darüber an (I, S. 57), wie schade es eigentlich

gewesen, daß das schöne Project damals nicht zu Stande gekommen; „seine gute Versorgung“, meint er, „hätte ihm nicht entgehen können, da er ein Neubekehrter gewesen, welches in der Pfalz von jeher eine große Empfehlung gewesen und leider noch ist“. Und auch sein Vater, „dem im Herzen alle Kirchensysteme gleich waren“, würde, wenn der Schritt einmal geschehen, sich wol wieder mit ihm ausgesöhnt haben.

Und doch war es gerade der Widerspruch des Vaters, an welchem das ganze Vorhaben scheiterte. Laukhard hatte seinen katholischen Freunden bereits versprochen, nicht auf eine protestantische Universität zu gehen, sondern sofort beim Austritt aus der Schule katholisch zu werden und ohne weitere Rücksicht auf seinen Vater, mit Unterstützung einiger angesehener, reicher und eifriger Katholiken, in Heidelberg die Rechtswissenschaft zu studiren. Allein eines guten Tags kam der alte Laukhard zufällig über den Schreibtisch seines Sohnes, fand die Briefe und schriftlichen Rathschläge der Pfaffen und entdeckte auf diese Art das ganze Geheimniß. Seinen leidenschaftslosen, aber um so ernsthaftern und eindringlichern Vorstellungen gelang es, Laukhard „das Vernunftwidrige zu zeigen, worin er verfallen würde, wenn er die geringere Thorheit des Lutherthums gegen die größere des Papstthums vertauschen wollte“.

Und falls diese Gründe nicht fruchten sollten, hatte er noch einen andern zur Hand, der einem Menschen wie Laukhard allerdings sehr einleuchten mußte: nämlich gestützt auf seine größere Welterfahrung, gab der Vater ihm „nicht undeutlich zu verstehen, daß er seine Absicht ohnehin nicht erreichen würde, wenn er auch seinen Sektennamen oder seine Confession verändern sollte“.

Um die Geschichte dieser ersten Liebe hier gleich auf einmal zu Ende zu bringen, bemerken wir, daß Laukhard seine Hoffnungen bei alledem noch nicht völlig aufgab. Kaum auf der Universität angelangt, war mit das erste, wozu er seine neue akademische Freiheit benutzte, daß er heimlich eine Reise nach Manheim machte, wo die Geliebte sich damals aufhielt, und hier die scheinbar abgebrochene Verbindung wiederanknüpfte; zu einem bestimmten Entschluß indessen kam er auch damals nicht. In dieser Ungewißheit, eine echte Studentenliebschaft, schleppte das Verhältniß sich noch eine Reihe von Jahren hin, freilich ohne daß Laukhard sich dadurch sehr gebunden gefühlt hätte. Das arme Mädchen dagegen, wiederum der gewöhnliche Verlauf solcher Verhältnisse, verkümmerte darüber; noch am Ende der achtziger, als Laukhard, damals schon Musketier im Thadden'schen Regiment, ein richtiger verlorener Sohn, nach langen Jahren einen Besuch im älterlichen Hause machte, traf er sie unvermählt, hatte aber doch wenigstens so viel Schamgefühl, daß er ihr nicht unter die Augen zu treten wagte.

Zum bevorstehenden Congreß.

I.

So sind die halbentblößten Schwerter denn also bis auf weiteres in die Scheide zurückgekehrt und noch einmal soll die friedliche Feder des Diplomaten versuchen, den Knoten zu lösen, den das Eisen bereit war zu zerhauen. Die fünf Großmächte sind übereingekommen, jene italienischen Angelegenheiten, welche die Ruhe Europas so gründlich zu zerstören drohen, auf einem demnächst zusammentretenden Congreß noch einmal zum Gegenstand friedlicher Erörterung zu machen. Der Vorschlag zu diesem Congreß soll von Rußland ausgegangen sein oder vielleicht auch haben die übrigen Mächte, gleichsam zur Entschädigung für die Niederlagen, welche Rußland in dem orientalischen Kriege erlitten, dem russischen Cabinet absichtlich die Ehre überlassen, auch einmal als Friedensstifter vor Europa aufzutreten. Frankreich, wird hinzugesetzt, hat den Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit angenommen und auch England und Preußen haben ohne Zaudern zugestimmt. Nicht dasselbe wird in Betreff Oesterreichs gemeldet; es soll, wie die Zeitungen berichten, seine Zustimmung an Bedingungen geknüpft haben, über die zum Theil noch in diesem Augenblick verhandelt wird und über deren Annahme oder Ablehnung sich daher noch nichts Gewisses sagen läßt. Inzwischen ist es im hohen Grade unwahrscheinlich, daß Oesterreich den Muth haben sollte, sich dem Andringen der sämmtlichen übrigen Großmächte zu widersetzen; es würde damit eine Verantwortlichkeit auf sich laden, die mit dem möglichen Gewinn, welchen es aus der sofortigen Eröffnung des Kriegs ziehen könnte, in keinem Verhältniß stehen würde. Vielmehr läßt sich schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß Oesterreich sich in Betreff der von ihm gestellten Bedingungen schließlich nachgiebiger zeigen wird, als die Haltung der österreichischen Presse für den Augenblick noch erwarten läßt und wird der beabsichtigte Congreß somit allem Vermuthen nach zu der vorgeschlagenen Zeit — also in den letzten Tagen des April — eröffnet werden.

Eine andere Frage ist, was er zu Stande bringen wird und was Europa sich überhaupt von diesem Versuch, den schwerbedrohten Frieden durch Vermittelung eines Congresses aufrecht zu erhalten, verspricht. Auf den ersten Theil der Frage kann natürlich zur Zeit noch nicht entschieden geantwortet werden; was dagegen den zweiten Punkt betrifft, so hat die öffentliche Meinung sich darüber allerdings bereits ausgesprochen und zwar in einer Weise, die auch für die erste Hälfte der Frage nur wenig Tröstliches in Aussicht stellt. Die Börse, sonst so bereit, sich von jedem kleinsten Sonnenlächeln erwärmen zu lassen, beharrt in ihrer frostigen und mistrauischen Stimmung. Der Ausbruch eines Kriegs, wenn

auch zunächst nur zwischen Oesterreich auf der einen und Frankreich und Sardinien auf der andern Seite, würde selbst in dieser lokalen Beschränkung dem Wohlstand Europas und namentlich Handel und Gewerbe die schmerzlichsten Wunden versetzen; noch aufs tiefste erschüttert von den Nachwehen der letzten großen Handelskrisis, bedarf der europäische Verkehr vor allem des Friedens und selbst die günstigsten Chancen, welche der Ausbruch eines Kriegs in der ebenangedeuteten — in Wahrheit freilich unmöglichen — Beschränkung für einzelne Gegenden und einzelne Handelszweige eröffnen würde, könnten doch immerhin nicht die Verluste aufwiegen, welche der Gesammtheit daraus nothwendig erwachsen müßten. Die Börse, als Repräsentant des Handels im weitesten Sinne gefaßt, hat also keinen Grund, eine Störung des europäischen Friedens zu wünschen oder derselben auch nur mit gemischten Erwartungen entgegenzusehen. Nichtsdestoweniger hat sie die Nachricht von dem bevorstehenden Zusammentritt eines europäischen Congresses mit einem fortdauernden Weichen der Papiere beantwortet, und das ist denn unter den obwaltenden Umständen ein deutliches Zeichen, daß wenigstens die Handelswelt, die Welt der Geldmänner und Speculanten, nur ein geringes Zutrauen zu den Erfolgen des beabsichtigten Congresses hat.

Aber nicht blos im Publikum herrscht dies Mistrauen, sondern auch die Cabinete selbst scheinen es zu theilen, vor allem diejenigen, die bei dem ganzen Streit am nächsten betheiligt sind: Oesterreich und Frankreich nebst dem mit letzterm verbündeten Sardinien. Weder Oesterreich noch Frankreich haben den mindesten Stillstand in ihren kriegerischen Rüstungen eintreten lassen; angesichts des Congresses, durch welchen der Zwist beigelegt werden soll, setzen sie ihre Rüstungen unverändert fort, ja dieselben werden sogar noch mit erhöhtem Eifer betrieben, besonders auf seiten Oesterreichs, gleich als wäre von Congressen und Vermittelungsversuchen keine Rede und der Ausbruch des Kriegs stände jeden Augenblick zu erwarten. In Betreff Sardiniens soll Oesterreich zwar als Vorbedingung des Congresses die Forderung gestellt haben, daß dasselbe entwaffne; indessen da Oesterreich seinerseits fortfährt, immer größere Streitkräfte in Oberitalien zu versammeln und also die Grenzen Sardiniens immer entschiedener zu bedrohen, so kann von einer Gewährung des österreichischen Verlangens natürlich keine Rede sein und zeigt die ganze Forderung nur, wie wenig Oesterreich selbst an die Erhaltung des Friedens glaubt oder, was dasselbe ist, wie wenig es sich von den Resultaten eines Congresses verspricht, an dessen Zustandekommen ihm deshalb auch überhaupt nichts gelegen ist. Auch ein Theil der deutschen Bundesstaaten fährt fort in jenen Maßregeln der Kriegsbereitschaft, zu denen die Kammern der betreffenden Länder die erfor-

derlichen Millionen mit seltener Einstimmigkeit bewilligt haben; selbst von einer Armirung der Bundesfestungen wird gesprochen, ja sogar Preußen, das bisher eine so vorsichtig reservirte Stellung beobachtete, soll in der Stille beschäftigt sein, seine Armee für den Kriegsfuß vorzubereiten. Also auch hier dasselbe Mistrauen wie im Publikum, auch hier der Congreß sozusagen todt und begraben, bevor er noch überhaupt zur Welt gekommen ist.

Und freilich, sehen wir auf die Geschichte der Congresse zurück und fragen wir, was dieselben in frühern Zeiten für die Wohlfahrt und Ruhe unsers Welttheils geleistet haben, so ist dies allgemeine Mistrauen nur allzu sehr gerechtfertigt. Im größern Publikum hört man häufig die Meinung äußern, als wären die Congresse eine specifische Frucht des 19. Jahrhunderts. Dies ist nur zum Theil richtig. Congresse, das heißt also politische Berathungen zur Ordnung gemeinsamer Angelegenheiten, an denen die Bevollmächtigten mehrerer verschiedener Staaten (oder unter Umständen auch die Häupter der Staaten selbst) mit gleichen Rechten und gleichen Befugnissen theilnehmen, hat es gegeben, solange überhaupt ein ausgedehnterer Völkerverkehr stattfindet und seitdem es Angelegenheiten gibt, welche, sei es in feindlichem, sei es in freundlichem Sinne, verschiedene Völker gleichmäßig interessiren.

Doch treten die Congresse in älterer Zeit nur vereinzelt auf und erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, also seit dem Zeitalter der Reformation, wo die europäischen Staaten, unter dem bewußten Einfluß der Ideen, überhaupt anfingen, aus ihrer mittelalterlichen Isolirtheit herauszutreten und sich zu jener Völkerfamilie zu entwickeln, welche Europa in diesem Augenblick bewohnt — erst seit dieser Zeit bilden die Congresse einen allgemein anerkannten und üblichen Bestandtheil in dem Apparat der europäischen Politik. Es läßt sich von Mitte des 16. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart eine fast ununterbrochene Reihe von Congressen verfolgen; alle Fragen, welche die europäische Politik während der letzten drei Jahrhunderte beschäftigt haben, sind regelmäßig auf Congressen und ähnlichen Versammlungen (denn der Name thut dabei natürlich nichts zur Sache) verhandelt worden, sodaß eine Geschichte der europäischen Congresse zugleich eine Geschichte unsers Welttheils selbst sein würde.

Doch ist dabei ein wesentlicher Unterschied zu bemerken. Nämlich alle Congresse, die bis zur Beendigung der großen Napoleonischen Kriege oder mit andern Worten bis zur Stiftung der Heiligen Allianz abgehalten wurden, hatten immer nur den Zweck, bereits ausgebrochene Streitigkeiten zu beendigen; die ultima ratio der Könige hatte immer bereits ihre Rolle gespielt, Ströme Blutes waren vergossen, Länder und Städte verwüstet worden, bevor man daran dachte, die friedlichen Künste

der Diplomatie zu Hülfe zu rufen. Die ältern Congresse bis zur Stiftung der Heiligen Allianz sind sämmtlich Friedenscongresse, die einen voraufgegangenen Krieg zu Ende bringen sollten; man entschloß sich zum Congreß erst, weil man des Kriegs satt war. So z. B. der berühmte Congreß zu Münster und Osnabrück zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, der endlich zu dem Westfälischen Frieden, dieser Grundlage des modernen Staatsrechts, führte. Dieser Congreß, der den furchtbarsten und langwierigsten Krieg beenden sollte, der jemals im Herzen Europas gewüthet hat, war selbst nicht nur einer der wichtigsten und folgereichsten, sondern auch der langwierigsten Congresse, die jemals abgehalten worden sind. Die Einleitungen dazu wurden bereits 1641 getroffen: doch vergingen noch drei Jahre, bevor der Congreß wirklich zusammentrat und auch dann noch bedurfte es einer vierjährigen mühevollen Arbeit, bevor der Friedensschluß unterzeichnet und die Aufgabe des Congresses als gelöst betrachtet werden konnte (24. October 1648): sodaß der Congreß also im ganzen nicht weniger als sieben Jahre dauerte, genau so lange, wie Friedrich der Große bedurfte, um die Angriffe von ganz Europa siegreich zurückzuschlagen und Preußen den Platz im Rath der europäischen Großmächte zu sichern, den das Genie des großen Königs ihm erobert hatte.

Anders die Congresse, die sich nach dem Jahre 1815 versammelten, oder doch wenigstens ein Theil, sogar der größere Theil derselben. Diese Congresse tragen einen wesentlich prophylaktischen Charakter, d. h. während die Congresse der ältern Zeit nur einen bereits ausgebrochenen Krieg beendigen wollten, liegt der Mehrzahl der Congresse aus den letzten vierzig Jahren vielmehr der Gedanke zu Grunde, den Ausbruch eines Kriegs überhaupt zu verhindern und die vorliegenden Störungen und Mishelligkeiten des politischen Lebens auf dem Wege friedlicher Verständigung zu beseitigen. Es braucht nicht erst erinnert zu werden, in wie nahem und nothwendigem Zusammenhange dieser Gedanke mit dem Grundgedanken der Heiligen Allianz im allgemeinen steht. Die Heilige Allianz proclamirte bekanntlich die Grundsätze des Christenthums zugleich als die obersten Grundsätze der Politik; statt des Egoismus und der Eroberungssucht, welche bis dahin die Politik der Staaten geleitet hatte, sollten fortan Humanität und Bruderliebe, diese Grundpfeiler für den Verkehr der einzelnen, auch den gegenseitigen Verkehr der Staaten bestimmen, die Diplomatie mit ihren Ränken und Listen, ihren Geheimnissen und Intriguen sollte ein für allemal beseitigt werden und an ihre Stelle die einfache, allen verständliche, allen gleich ersprießliche Satzung der Nächstenliebe und der allgemeinen Wohlfahrt traten. Diesen durch die Heilige Allianz verkündeten und gleichsam zum Staatsgrundgesetz von Europa erhobenen Principien entsprach es vollkommen,

daß bei etwa entstehenden Irrungen zwischen den verschiedenen Staaten nicht sofort zum Schwert gegriffen wurde, sondern daß die Staaten vielmehr friedlich zusammentraten, um die vorhandenen Mishelligkeiten auf dem Wege gemeinsamer Berathung und Verständigung beizulegen, und stehen insofern, wie gesagt, die zahlreichen Congresse, die dann im Laufe der letzten vierzig Jahre, besonders aber in der nächsten Zeit nach Gründung der Heiligen Allianz stattgefunden haben (in die fünf Jahre von 1818—22 fallen nicht weniger als sechs europäische Congresse) mit der Heiligen Allianz selbst im allernächsten Zusammenhange.

Schwieriger dürfte es sein, dem großen und edeln Gedanken, der diesen — wie wir sie nannten — prophylaktischen Congressen zu Grunde liegt, diejenige Anerkennung zu verschaffen, die ihm vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus gebührt, zumal bei dem lebenden Geschlecht, bei dem die Heilige Allianz und ihre Wirksamkeit übrigens in so schlechtem (und doch nicht unverdientem) Gedächtniß steht. Auch kann es uns natürlich nicht einfallen, die Anwendung zu vertheidigen, welche die Heilige Allianz von jenen Principien machte und die denn so ungefähr auf das Gegentheil von dem hinauslief, was in den Principien selbst verkündet war. Humanität und Bruderliebe hatte man zum Wahlspruch der europäischen Politik gemacht, in der That aber war dieselbe nur auf Gewaltthätigkeit und Knechtung der Völker gerichtet; das Christenthum führte man im Munde und dem Pfaffenthum diente man; die Fürsten vertrugen sich wie die Brüder, es ist wahr, doch nur um ihre Unterthanen desto sicherer im Zaume zu halten. Die Congresse aber, bestimmt, die Greuel des Kriegs von Europa abzuwehren und ein neues goldenes Zeitalter, einen Zustand ewigen Friedens herbeizuführen, die Congresse benutzte man lediglich als ein Werkzeug der Cabinete gegenüber den Völkern. Wo irgend im dermaligen europäischen Völkerleben ein Samenkorn der Freiheit aufkeimte, wo irgendeine Nation Miene machte, an ihren Ketten zu rütteln oder wo, auch ohne solche äußerliche Veranlassung, das System allgemeiner Unterdrückung und Verdumpfung, das damals über das Festland von Europa gebreitet lag, noch eine Lücke zu haben schien, flugs war man mit einem Congresse bei der Hand, um die Mittel zu berathen, wie die Völker zu bändigen und wie die Burg des allgemeinen Despotismus noch immer mehr zu befestigen. Auf den Congressen jener Zeit feierte die Restauration ihre eigentlichen Orgien; es war die große europäische Feuerpolizei, mit der jeder Funke eines nationalen Lebens im Entstehen wieder ausgelöscht ward. In diesem Sinne haben die Namen Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach, Verona sich dem Gedächtniß der Welt unauslöschlich eingeprägt und das Mistrauen und die Abneigung, mit der das Publikum jedem neuen dieser prophylaktischen Congresse entgegensieht, ist insoweit nur allzu begründet.

Bei alledem aber darf auch hier wiederum der Misbrauch, den man mit einem an sich großen und richtigen Gedanken getrieben hat, uns nicht verleiten, den Werth dieses Gedankens selbst zu unterschätzen. Man kann, sich an die Schwäche der menschlichen Natur und die Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen erinnernd, in Zweifel darüber sein, ob es möglich sein wird, den Krieg jemals völlig abzuschaffen und jenes Zeitalter eines ewigen Friedens herbeizuführen, von dem die Philosophen seit Jahrtausenden träumen und mit dem auch die Phantasie der Völker nicht müde wird sich zu beschäftigen. Allein selbst zugegeben, daß Kriege und ähnliche gewaltsame Umwälzungen dem Völkerleben auf die Dauer so nothwendig und so unerlaßlich sind wie Gewitterstürme und Erdbeben dem natürlichen Leben unsers Planeten, und daß daher ein ewiger allgemeiner Frieden in der That in das Reich der Träume gehört: so wird doch jedermann damit einverstanden sein, die gewaltsamen Erschütterungen so sehr zu beschränken und den Frieden so lange zu sichern, den gestörten aber so rasch und mit so glimpflichen Mitteln wiederherzustellen wie nur immer möglich. Mag der Krieg im einzelnen Fall auch unvermeidlich sein, das Ziel der Weltgeschichte bleibt doch immer der Friede, nicht der Krieg, und darum ist auch jede Entwickelung des Völkerrechts und jede neue politische Einrichtung, welche auf Sicherung des Friedens und Erschwerung des Kriegs hinarbeitet, als ein Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit selber zu betrachten. Rohe Menschen und rohe Völker schlagen auf einander los, bevor sie noch ein Wort gewechselt; der Gebildete vermeidet überhaupt allen Streit und kann er ihn nicht ganz vermeiden, so sucht er sich doch in Güte zu verständigen, er tauscht die Meinungen aus, legt seine Gründe dar, hört und prüft die Beschwerden des andern; bleibt auch das ohne Erfolg, nun allerdings, so greift auch er zur Waffe, aber auch dann noch wird er den Kampf so rasch wie möglich zu beendigen suchen und auch der Kampf selbst wird ein Gepräge des Ehrenhaften, ein Gepräge gegenseitiger Achtung und Anerkennung tragen, von dem rohe Menschen und rohe Völker keine Ahnung haben.

Ein solcher Versuch, den Ausbruch eines Kriegs nach Möglichkeit zu beseitigen und der Vernunft und der Sitte jenes Uebergewicht im Leben der Völker zu verschaffen, das bis dahin nur allzu lang von der rohen Gewalt behauptet wurde, sind nun auch die Congresse in jenem vorhin besprochenen vorbeugenden Sinne und müssen dieselben daher auch, trotz ihrer Abstammung von der Heiligen Allianz und wiewol sie bisher meistens nur zur Unterdrückung der Völker und ihrer Rechte benutzt worden sind, als ein Fortschritt in der Geschichte der Menschheit oder, wo dies zu viel wäre, doch wenigstens als ein hoffnungsreicher Keim der Zukunft betrachtet werden. Es sind gleichsam die Amphiktyonen-

gerichte der alten Griechen. Auch die alten Griechen hatten bekanntlich ihr religiös-politisches Bundesgericht, welches außer seinen religiösen Zwecken vorzugsweise die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens und die gegenseitige Sicherung der völkerrechtlichen Beziehungen im Auge hatte. Auf dem heiligen Boden von Delphi, gleichsam unter den Augen des delphischen Gottes, dieses reinsten und vollkommensten Typus altgriechischer Art und Weise, tagten die Abgeordneten der hellenischen Völkerschaften, indem sie öffentliche Streitigkeiten schlichteten, die Klagen der Unterdrückten anhörten, Verbrechen straften und so über ganz Griechenland jenen Gottesfrieden verbreiteten, der sonst nur den heiligen Bezirk von Delphi erfüllte. Es ist wahr, das griechische Amphiktyonengericht hat den Verfall Griechenlands auch nicht aufzuhalten vermocht, nicht einmal alle Kriege von Griechen gegen Griechen hat es verhindern können, ja das größte und wichtigste Ereigniß, das sich an das Andenken dieses großen Friedensgerichts knüpft, ist selbst nur ein Krieg, der sogenannte Phokische oder Heilige Krieg, der nicht weniger als zehn Jahre währte (355—346 v. Chr.) und durch den der Verfall Griechenlands nicht unwesentlich befördert ward. Aber bei alledem bleibt es doch ein großer und schöner Gedanke, würdig des menschlichsten Volkes, das die Geschichte kennt, dies Amphiktyonengericht, das wie ein großer Familienrath die Streitigkeiten der verschiedenen griechischen Völkerschaften friedlich beizulegen und die rohe Gewalt des Schwertes durch das heilige Ansehen des Gesetzes zu überwinden suchte. Es ziemt unserer Zeit, die sich ja so gern eine vorzugsweise humane nennt, dieses glorreiche Beispiel der alten Hellenen zu erneuern, und dazu sind denn die modernen Congresse ein nicht unwesentlicher Schritt: nämlich die ersten Anfänge eines Amphiktyonengerichts, das sich ebenso über ganz Europa verbreiten und die Staaten der gebildeten Welt vor seinen Richterstuhl fordern soll, wie das Gericht zu Delphi die griechischen Völkerschaften versammelte.

Literatur und Kunst.

Von jenseit des Rhein.

„Von jenseit des Rhein?" wird der Leser halb gelangweilt, halb unwillig fragen. „Also gewiß wieder eine jener officiösen Broschüren, mit denen die Staatsweisheit an der Seine dem beschränkten Verstand der Deutschen zu Hülfe kommt und in denen uns bewiesen werden soll, daß alles Heil und alle Wohlfahrt sowol für Europa im allgemeinen wie namentlich für uns Deutsche allein von dem kaiserlichen Frankreich zu erwarten steht und daß wir daher gar nichts Besseres thun können, als uns Hals über Kopf an Frankreich anzuschließen und das demüthige Gefolge seiner Triumph-

züge zu bilden? Wir sind dieser Ermahnungen und Zurechtweisungen satt, besonders in einem Augenblick, wo der Wolf, der unter dem Schafpelz steckt, sich bereits so deutlich verrathen hat und wo bald überhaupt nicht mehr mit Broschüren und Zeitungsartikeln, sondern nur mit Kugeln und Bajonneten gekämpft werden wird.“ Aber nein, diesmal hat die patriotische Ungeduld den Leser auf eine falsche Fährte geführt: das Buch, das uns da von jenseit des Rhein zugeflogen kommt, hat mit der Politik nichts zu schaffen, im Gegentheil, es ist eine Friedensbotschaft, ein rührender Beweis, wie die getrennten Nationalitäten in demselben Moment, da eigene wie fremde Schuld sie zu blutigem Kampfspiel gegeneinander hetzt, auf dem Gebiet des Geistes, in den ewig heitern Regionen der Kunst sich friedlich zusammenfinden. In Zeiten wie die gegenwärtigen, wo man nahe daran ist, zum Schwert zu greifen, werden die Worte nicht allzu vorsichtig gewogen und so sind auch in der deutschen Presse hier und da Stimmen laut geworden, welche an den so schmählich geraubten Elsaß und das verlorene Lothringen erinnern und nicht undeutlich zu verstehen geben, daß, sollte es jetzt wirklich zum Kriege zwischen Frankreich und Deutschland kommen, möglicherweise auch die Zeit gekommen sein könnte, diesen alten noch immer nicht gelöschten Posten in Rechnung zu stellen und ein Gebiet zurückzuerobern, das ehedem zu den Perlen des deutschen Reichs gehörte und das namentlich auch in der Entwickelnng des deutschen Geistes (man denke nur an Johannes Tauler auf der einen oder an Sebastian Brant und Fischart auf der andern Seite sowie an die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts) eine so hervorragende Stelle einnimmt. Damit wird es nun wol freilich noch einige Weile haben; das französische Nationalgefühl ist so alt und wohlbefestigt wie das deutsche jung und unsicher ist und auch Elsaß und Lothringen sind von diesem altbefestigten französischen Nationalgefühl dermaßen durchdrungen und angefüllt, daß sie schwerlich Neigung haben werden, ihre Zusammengehörigkeit mit dem französischen Reich gegen die Ehre zu vertauschen, einem der dreißig deutschen Bundesstaaten anzugehören. In der Politik sind wir Deutschen, wie auch die momentane Lage Frankreichs beschaffen sein mag, doch immer noch Anfänger und werden unsere junge Heißsporne daher wohlthun, ihre Erwartungen in diesem Punkt einigermaßen zu beschränken. Was jahrhundertelange Ohnmacht verloren und preisgegeben hat, das wird nicht durch den jugendlichen Enthusiasmus einiger Wochen oder einiger Monate zurückerobert. Allein wenn Elsaß und Lothringen uns auch politisch für ewig verloren sind, so hindert das doch nicht, daß nicht in diesen ehemals deutschen Landschaften noch ein Rest deutscher Sitte und deutscher Denkungsweise übrig geblieben wäre. Das Band der Sprache ist nicht stark genug, die politischen Unterschiede, die Unterschiede der bürgerlichen Rechte und Gewöhnungen aufzuheben, wohl aber genügt es noch immer, eine gewisse Gemeinsamkeit des Dichtens und Denkens herzustellen; wir gehören verschiedenen Staaten an und werden von verschiedenen Gesetzen beherrscht, aber derselbe Laut der Muttersprache tönt hier wie drüben in das Ohr des Neugeborenen, wir bilden uns an denselben literarischen Mustern, wir lesen dieselben Bücher, wir verehren und bewundern dieselben Dichter und Schriftsteller. Auf diesem Felde liegen unsere Siege und Eroberungen, hier dürfen wir hoffen, daß ein gewisses Etwas vom deutschen Stolz und deutschen

Nationalgefühl auch noch die Brust des französisch gewordenen Elsässers durchzuckt, ja indem wir dies Gebiet immermehr zu befestigen und zu erweitern suchen, arbeiten wir möglicherweise zugleich einer dereinstigen Ausgleichung der politischen Gegensätze vor, so wenig sich auch für den Augenblick noch über die Gestalt sagen läßt, in welcher dieselbe alsdann auftreten wird.

Als ein Denkmal dieser geistigen Zusammengehörigkeit, doppelt interessant durch die Zeitumstände, unter denen es erscheint, begrüßen wir das bei J. B. Geng in Kolmar erschienene „Pfeffel-Album. Gaben elsässischer Dichter, gesammelt von Theodor Klein. Mit dem Porträt Pfeffel's". Wie die öffentlichen Blätter vor einiger Zeit meldeten, geht man im Elsaß mit dem Plane um, dem deutschen Fabeldichter Pfeffel in Kolmar, seinem Geburtsort, ein Denkmal zu errichten. Das Unternehmen hat etwas Befremdliches, wenn wir lediglich die Stellung ins Auge fassen, welche Pfeffel in der Gesammtheit der deutschen Literatur einnimmt. Es ist das eine ohne Zweifel sehr ehrenwerthe, sehr löbliche Stellung, aber doch nicht von der Art, daß sie ihm ein Recht gäbe auf eine Auszeichnung gleich der beabsichtigten. Pfeffel hat sich vorzugsweise durch seine Fabeln bekannt gemacht. Und zwar cultivirte er die Fabel zu einer Zeit, wo dieselbe die literargeschichtliche Bedeutung, welche sie in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Vorläuferin unserer classischen Dichtung in Anspruch nimmt, längst wieder eingebüßt hatte, und darf den Pfeffel'schen Fabeln insofern nicht einmal der historische Werth beigelegt werden, der z. B. den Gellert'schen trotz der inzwischen eingetretenen großen Veränderung des Geschmacks zukommt. Auch ist es zwar richtig, daß Pfeffel sich durch Milde und Liebenswürdigkeit der Gesinnung, durch Anmuth der Form und Lebhaftigkeit des Vortrags auszeichnet: allein so löblich diese Eigenschaften auch sind, so reichen sie doch ebenfalls nicht hin, ihm einen hervorragenden Platz unter den Dichtern des 18. Jahrhunderts zu sichern, einen Platz, der die Errichtung eines öffentlichen Denkmals rechtfertigte. Allein ganz anders stellt die Sache sich, wenn wir Pfeffel nicht sowol von dem allgemeinen Standpunkt der deutschen Literatur, als vielmehr von dem lokalen Standpunkt seiner nächsten Land- und Stammesgenossen aus betrachten. Für uns Deutsche ist Pfeffel nur ein anmuthiger und fruchtbarer Fabeldichter, für die Bewohner des Elsaß ist er zugleich ein Repräsentant jener geistigen Gemeinsamkeit, welche sie noch immer mit Deutschland, dem Mutterlande ihrer Sprache und ihrer Bildung verknüpft; das Denkmal, das dem blinden Fabeldichter errichtet werden soll, ist zugleich eine Huldigung, dargebracht dem deutschen Geist und der deutschen Literatur, die ihr siegreiches Banner weit über die politischen Grenzen hinausträgt und die äußerlich Geschiedenen innerlich wieder zusammenführt. Ferner aber war Pfeffel für den Elsaß noch mehr als ein bloßer Dichter, er war zugleich ein Muster praktischer Sittlichkeit und Bürgertugend, ein Muster edelster Humanität und reinster Menschenliebe, wie sie zu allen Zeiten im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben verdient. Mit kaum zwanzig Jahren des Gesichts gänzlich beraubt, trug er dies harte Los nicht nur mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, sondern er wußte ihm auch noch die Möglichkeit einer gedeihlichen und segensreichen Wirksamkeit abzugewinnen. Trotz seiner Blindheit grün-

dete Pfeffel in Kolmar ein Erziehungsinstitut für die protestantische Jugend, das lange Jahre hindurch eine Pflanzstätte der edelsten Sitte war und dem zahlreiche Jünglinge, insbesondere aus dem Elsaß selbst, ihre geistige und sittliche Bildung verdankten. Und auch späterhin, als die Stürme der Französischen Revolution ihn nöthigten, sein Erziehungshaus zu schließen, hörte er doch nicht auf, für seine Mitbürger thätig zu sein. Namentlich stand er seit 1803 als Präsident an der Spitze des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar und auch in dieser Stellung sowie überhaupt in allen öffentlichen und persönlichen Beziehungen hat er durch seinen Fleiß, seine Umsicht und die fleckenlose Lauterkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters aufs segensreichste gewirkt.

Und diese segensreiche Wirksamkeit hat denn auch an dem Denkmal, das dem Dichter errichtet werden soll, gewiß nicht den kleinsten Antheil; aus ihr erklärt sich die Verehrung, mit der Pfeffel's Name noch jetzt im Elsaß genannt wird und die sich denn auch in dem vorliegenden Album, dessen Reinertrag für das Pfeffel-Denkmal in Kolmar bestimmt ist, kund gibt. Zum Theil sogar auf etwas überschwengliche Weise, wie z. B. gleich in dem vom Herausgeber verfaßten Prolog. Derselbe beginnt mit einer Erinnerung an das Schöne und Große, was der Elsaß ehedem zu den Schätzen der Literatur beigesteuert hat, und bittet um Nachsicht und Theilnahme für die jüngern Sanggenossen, die sich so edlen Vorgängern anzuschließen wagen:

Auch an des Rheinstroms linken Borden
Und an des Wasgaus grünem Hang
Erklingt es hell von Liederworten,
Erschmettert jubelnder Gesang;
Auch da erglüht für alles Schöne
Das Herz und gibt's im Klange preis,
Bald laut wie Glockenhochgetöne
Und bald wie Harfgelispel leis.

Es lauschte freudig manch Jahrhundert
Dem Minnesang, dem Meistersang;
Und freudig auch, wennschon verwundert,
Lauscht uns're Zeit demselben Klang.
Er hat sich keck emporgeschwungen,
Wie's Vöglein sich vom Ast erschwingt:
Verzeiht, wenn nur in deutschen Zungen
Er euch an Ohr und Herz erklingt!

Auch wenn Pfeffel selbst angeredet und ihm nachgerühmt wird:

Du hast das Banner vorgetragen
Der edeln Dichterschar am Rhein
In fernen, längstvergang'nen Tagen,
Und sollst auch heut' die Losung sein,
Wo uns, den spätern Sanggenossen,
Ums gleiche Banner noch geschart,
In tausend jungen Blütensprossen
Ein neuer Lenz sich offenbart.

so möchte zwar ein Kenner der Literaturgeschichte das wol nur in sehr beschränktem Sinne zugeben und dürfte der Ruhm, der rheinischen Dichterschar das Banner vorgetragen zu haben, vielmehr noch andern, bedeutendern historischen Persönlichkeiten zugesprochen werden müssen. Doch mag man es sich immer noch als Ausdruck persönlicher Bewunderung gefallen lassen; wenn dagegen in den Schlußworten des Gedichts den Pfeffel'schen Dichtungen eine „ewige" Dauer zugesprochen, ja wenn er selbst ein „unendlich großer Dichtergeist" genannt wird, so ist das doch eine etwas stärkere Uebertreibung, als selbst der begeistertste Lokalpatriotismus sich sollte zu Schulden kommen lassen.

Ueberhaupt muß man die ganze Sammlung mehr nach Ursprung und

Absicht als nach ihrem positiven Werthe beurtheilen. Sie zerfällt in zwei größere Abtheilungen, von denen die erste Gedichte von verstorbenen, die zweite von noch lebenden Elsässern enthält. Unter den erstern befinden sich einige Reliquien von Pfeffel selbst; darunter eine scherzhafte Epistel an Schlosser in Emmendingen, Goethe's Schwager, in welcher auch des Goethe'schen Verse Erwähnung gethan wird. Interessant sind die Gedichte von K. F. C. Pfersdorf, geboren zu Buchsweiler 1769, gestorben ebendaselbst 1847: zwar nicht durch ihren Inhalt, aber doch durch ihre Entstehung, insofern sie zum Theil während der Schreckensherrschaft in den pariser Gefängnissen, im Angesicht des drohenden Schaffots geschrieben sind. Auch unter den Gedichten noch lebender Verfasser bildet das Dilettantische bei weitem die Mehrzahl; es ist Poesie fürs Haus, die in culturhistorischer Hinsicht, insoweit sich das Fortleben deutschen Geistes und deutscher Bildung kund gibt, wol ganz interessant, dagegen in poetischer Hinsicht ohne Werth ist. Selbst von den Brüdern Adolf und August Stöber, die ja sonst wol die deutsche Poesie des Elsaß vorzugsweise vertraten, haben wir schon Besseres gelesen als die hier mitgetheilten Stücke. Dagegen enthalten die „Denksteine" von Friedrich Otte, eine Reihe von Sonetten, in denen er berühmte Persönlichkeiten der elsässer Literatur und Wissenschaft feiert, manchen hübschen und sinnigen Gedanken und auch sein Gedicht „Das Todtengericht" athmet einen schönen poetischen Schwung. Als Curiosität sind uns die Gedichte von Theodor Parmentier, gegenwärtig als Hauptmann beim Geniewesen in Paris lebend, aufgefallen, es ist der Gemahl der berühmten Violinspielerin Therese Milanollo. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Anfang April 1859.

NO. Sie sind unzufrieden mit mir wegen der Pause, die ich wiederum in meinen Berichten habe eintreten lassen. In der That war es schon vor längerm meine Absicht, an Sie zu schreiben, schon zu Anfang des vorigen Monats, bei Gelegenheit jenes erlauchten Tauffestes, das hier mit so allgemeinem Jubel gefeiert ward. Ja ich hatte es mir mit besonderer Vorliebe ausgemalt, wie hübsch es sein müßte, gerade am Abend dieses festlichen Tages, während draußen die Straßen in einem Lichtmeer schwammen und Gassen und Plätze widerhallten von freudigem Tumult, die Feder des Berichterstatters zu ergreifen; es müßte, dacht' ich mir, etwas übergehen von der allgemeinen festlichen Aufregung in meine für gewöhnlich so trockenen Berichte und ihnen eine frischere Färbung verleihen, als das geschäftige Einerlei des Residenzlebens mit seiner ewigen Unruhe und seiner genußlosen Hast sonst wol aufkommen läßt. Nun, die Illumination am 7. März war sehr glänzend, beinahe ebenso glänzend wie die vorjährige beim Einzug des prinzlichen Paares, und auch die Stimmung des Publikums war laut und freudig; warum ich es dennoch unterlassen habe, Ihnen zu schreiben? Weil

an der allgemeinen Freude doch noch etwas mangelte, weil unter den unzähligen Flammen und Flämmchen, die an allen Enden leuchteten, doch gerade die hellste und prächtigste fehlte, diejenige, auf die man am sichersten gerechnet hatte und die man daher jetzt auch am schmerzlichsten vermißte: die Sonne einer allgemeinen Amnestie. Der Glaube an dieselbe war im hiesigen Publikum allgemein verbreitet, auch die Zeitungen hatten ganz laut und ganz unzweideutig davon gesprochen; noch am Tage vorher brachten die öffentlichen Blätter eine Mittheilung, wonach bei der Verwaltung des hiesigen Stadtvogteigefängnisses bereits der Befehl angelangt sein sollte, die betreffenden Gefangenen am nächsten Morgen zu entlassen. Die Nachricht war so detaillirt und trat mit solcher Gewißheit auf, daß niemand an der Wahrheit derselben zweifeln konnte; sogar die Stunde, wo die Gefangenen entlassen werden sollten, war angegeben. Gleichwol verlief der ganze festliche Tag, die Carrossen der Taufgäste rollten vom Schloß und wieder zurück, der Abend brach herein und Tausende und aber Tausende von Lampen wurden angezündet — aber die so gewiß erwartete Amnestie blieb aus und ist, wie Sie wissen, auch bis zu diesem Augenblick ausgeblieben. — In einer großen Stadt wie Berlin kann auch der aufmerksamste und gewissenhafteste Berichterstatter nur immer nach dem urtheilen, was er eben sieht und erfährt; soweit aber diese meine persönlichen Erfahrungen reichen, so muß ich allerdings sagen, daß das Ausbleiben der Amnestie ein Wermuthtropfen in den Becher der Freude gewesen, welcher an diesem Tage so lustig schäumte, und daß der allgemeine Jubel sich ohne diese plötzliche Enttäuschung noch viel lebhafter und herzlicher geäußert haben würde. In unsern Zeitungen freilich werden Sie von der einigermaßen ernüchterten und niedergedrückten Stimmung, welche sich infolge dessen des Publikums bemächtigte, nichts verspürt haben. Doch ist das nur ein neuer Beweis dessen, was ich Ihnen neulich von der allgemeinen Leisetreterei und der schönthuerischen Sentimentalität schrieb, die hier seit einiger Zeit üblich geworden ist. Der Berliner bewegt sich, wie die Bewohner großer Städte überhaupt, gern in Extremen; während er sonst verrufen ist weit und breit wegen seines alles begeifernden Witzes und seiner unzufriedenen, spöttischen Laune, gefällt er sich seit einiger Zeit darin, alles im rosenfarbensten Lichte zu sehen und vor lauter Gemüthlichkeit und Vertrauen rein weg aus der Haut zu fahren. Der Grund der Erscheinung liegt nahe: alle übrige Welt ist in diesem Augenblick voll Sorge und Mistrauen, der Berliner aber will immer etwas Apartes haben, darum stellt er sich gerade jetzt, als ob der Himmel ihm voll lauter Geigen hinge und als wären Furcht und Argwohn gänzlich aus seinem Wörterbuche gestrichen.

Allein bekanntlich sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten und auch das Ausbleiben der so sicher erwarteten und so gewiß verkündigten Amnestie hat hier einen weit tiefern und unbehaglichern Eindruck hervorgebracht, als man nach den Aeußerungen der hiesigen Presse vermuthen möchte. Die größern Organe derselben haben, obwol sie vorher ebenfalls mit ins Horn gestoßen und den Erlaß der Amnestie auf Stunde und Minute vorausgesagt hatten, von dem Ausbleiben derselben überhaupt keine Notiz genommen, mit einziger Ausnahme der „National-Zeitung“. Allein gerade der Artikel, in welchem dieses Blatt das Ausbleiben der Amnestie besprach, ist ein recht

deutliches Merkmal der wunderlich sentimentalen süßlichen Stimmung, die gegenwärtig hier verbreitet ist; die „National-Zeitung", die von frühern Zeiten her im Rufe steht, den Dingen ziemlich nahe auf den Leib zu rücken, äußerte sich bei dieser Gelegenheit in einem so dunkeln und orakelhaften Tone, der Aufsatz, in welchem sie die Amnestiefrage besprach, war in so viel Phrasen und Redensarten gewickelt und schritt in einem solchen Schleppkleide demüthigster Redensarten einher, daß er dem richtigsten Gothaer würde zur Ehre gereicht haben. Ueberhaupt, um dies beiläufig zu bemerken, scheint die „National-Zeitung" durch den bekannten Umschwung, der in unsern Regierungsverhältnissen eingetreten ist, einigermaßen aus ihrem Fahrwasser gekommen zu sein; sie möchte die alte süße Gewohnheit der Opposition nicht ganz aufgeben und möchte sich doch auch für etwaige Eventualitäten das Spiel nicht im voraus verderben. Das gibt denn ein seltsames Hin- und Herschwanken, sozusagen eine Standpunktlosigkeit, die niemand weniger kleidet als ein Blatt, das so lange Zeit ein so bedeutendes Gewicht auf die unerschütterliche Festigkeit seiner Principien gelegt hat. Doch gilt dies mehr von der Haltung des Blattes im allgemeinen; einzelnen praktischen Fragen gegenüber zeigt es noch immer eine große Entschiedenheit und Tüchtigkeit der Gesinnung, wie denn namentlich die Artikel, welche die „National-Zeitung" in Betreff unsers neuen Ehegesetzentwurfs aus der Feder des Oberhofpredigers Dr. Schwarz in Gotha brachte, die allgemeinste Sensation erregt und den entschiedensten Einfluß auf die Stimmung des Publikums ausgeübt haben. Desto consequenter ist die Haltung, welche die „Volks-Zeitung" beobachtet. Es ist merkwürdig, wie dies kleine Blatt sich in die Höhe gearbeitet hat und zu welcher Macht in unserm öffentlichen Leben es allmählich geworden ist; auch ist es das gelesenste von allen hiesigen politischen Blättern, selbst die „Tante Voß" hat es bereits überflügelt und auch für die „National-Zeitung" droht es allmählich eine nicht ungefährliche Concurrentin zu werden.

Aber um nochmals auf die Amnestie zurückzukommen, so ist es allerdings richtig, und fast jede Zeitungsnummer, die wir im Laufe dieser Wochen in die Hand nahmen, beweist es, daß unausgesetzt zahlreiche Einzelbegnadigungen erfolgen und daß fast kein Tag vergeht, wo nicht einem oder den andern unserer politischen Gefangenen in diesem oder jenem Theile des Landes die Sonne der Befreiung und der Heimkehr zu den Seinen leuchtet. Allein wenn damit zuletzt auch factisch dasselbe Resultat erreicht wird wie durch eine allgemeine Amnestie, so brauche ich doch gewiß nicht erst auszuführen, welch ein Unterschied in Betreff der öffentlichen Stimmung und des Nationalgefühls dabei obwaltet und wie sehr es in dieser Hinsicht zu beklagen ist, daß die Räthe der Krone nicht für gut befunden haben, auf den Erlaß einer Amnestie zu bestehen. Welche Gründe der Pietät und der Bescheidenheit sie dabei geleitet haben mögen, das Resultat ist immerhin kein glückliches. Jene Einzelbegnadigungen verlaufen sich unbemerkt wie der Rhein im Sande, während eine Amnestie nicht blos ein preußisches, nein, ein allgemeines deutsches, ein europäisches Ereigniß gewesen sein und überall den günstigsten Eindruck gemacht haben würde. Gerade aber im gegenwärtigen Moment, wo die preußische Politik übrigens der Gegenstand so zahlreicher Angriffe und Verdächtigungen ist, würde ein solches Ereigniß von

unschätzbarem Werthe gewesen sein; die Sicherheit der innern Verhältnisse, welche Preußen dadurch bekundet hätte, würde auch Vertrauen und Hoffnung auf seine äußere Politik erweckt haben, es wäre doch wieder einmal in einem Punkte seines hohen Berufes eingedenk gewesen, der Vorkämpfer Deutschlands zu sein zu allen edlern und großen Zielen, die stolzen Prophezeiungen, mit denen die Freunde der gegenwärtigen Regierung den jüngst erfolgten Systemwechsel begleiteten, wären doch wenigstens in Einem Punkt gerechtfertigt worden, wir hätten dem spöttischen Naserümpfen und Kopfschütteln unserer Nachbarn doch wenigstens eine Thatsache entgegenzusetzen gehabt...

Allein es ist das nun einmal die Art und Weise unserer gegenwärtigen Regierung, daß sie das Gute erstrebt und thut, mit derselben verdrossenen Miene und demselben ablehnenden Schweigen, wie andere das Böse thun. Die freisinnigen und volksthümlichen Absichten unsers dermaligen Cabinets sind außer Zweifel, und ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung bereits manches Löbliche geschehen, manches altverjährte Unrecht abgestellt, manche neue zweckmäßige Einrichtung eingeführt ist; ich erinnere beispielsweise an die veränderten Normen, welche in Betreff des Dissidentenwesens aufgestellt worden sind, sowie an das Verfahren der Regierung in den Wahlangelegenheiten u. s. w. Doch würden alle diese Schritte einen ungleich größern und günstigern Eindruck machen und dem allgemeinen Bewußtsein einen viel frischern und kräftigern Schwung verleihen, wenn sie erstlich nicht mit einem solchen Anschein von Verdrossenheit und wenn sie zweitens mehr im Zusammenhang, mehr aus einem öffentlich aufgestellten und consequent durchgeführten Princip heraus erfolgten. Ich verkenne nicht die Bescheidenheit, die in dem Verfahren unserer Minister liegt; allein ohne an ein bekanntes Goethe'sches Wort erinnern zu wollen, glaube ich doch, daß die persönliche Bescheidenheit hier zurücktreten müßte vor dem wohlverstandenen Bedürfniß des Volks, das nothwendig eines kräftigen sittlichen Hebels, einer durchgreifenden patriotischen Anregung bedarf, wenn es aus seiner gegenwärtigen rosenfarbenen Stimmung, seiner Hoffnungs- und Vertrauensseligkeit, nicht ebenso rasch wieder ins Gegentheil umschlagen soll. Auch ist es wol nicht die Bescheidenheit allein, welche das Ministerium diesen Weg wandeln läßt, sondern gewiß haben, abgesehen von den neulich angedeuteten höhern Einflüssen, auch die bureaukratischen Elemente, die in demselben noch immer ziemlich stark vertreten sind, einen nicht unwesentlichen Antheil daran und bin ich in dieser Hinsicht begierig zu erfahren, welche Wirkung der Rücktritt des Ministers Flottwell, den man jetzt wieder mit großer Gewißheit als unmittelbar nach dem Schluß des Landtags bevorstehend ankündigt, auf die Haltung des Ministeriums haben wird.

Einstweilen, wie gesagt, hängt der Himmel hier noch immer voll Geigen, namentlich auch in Betreff der vom übrigen Deutschland so hart angegriffenen äußern Politik unsers Cabinets. Sie kennen natürlich die Erklärung, welche das Ministerium am 9. vorigen Monats in den Kammern abgegeben hat; so nichtssagend dieselbe in der That auch ist und so wenig sie der Stellung entspricht, welche bei einem so drohenden europäischen Conflict ein Staat einnehmen müßte, an dessen Spitze der alte Fritz einst sagte, daß ohne seine Zustimmung in Europa kein Kanonenschuß abgefeuert werden dürfe, so ist sie doch nicht blos von den Kammern selbst, sondern auch vom

Publikum mit allgemeinster Befriedigung vernommen worden. Ich weiß, daß ich mit dem, was ich jetzt sagen werde, den Gegnern Preußens nur neue Waffen in die Hände gebe; allein die Wahrheit über alles, und so kann und darf ich auch nicht verschweigen, daß die Stimmung des hiesigen Publikums nicht nur, allen Anzeichen zum Trotz, noch immer ungemein friedfertig, sondern daß sie auch einem Kriege in österreichischem Interesse entschieden abgeneigt ist. Diese Abneigung besteht nicht blos bei Beamten und Gewerbtreibenden, wo sie als ein Ausfluß abstracter Friedensliebe ganz erklärlich wäre, sondern sie erstreckt sich auch sogar auf die Armee. Auch die Armee, der es doch sonst ziemlich gleichgültig zu sein pflegt, woher ein Krieg kommt und wofür er geführt wird, wenn es nur überhaupt Krieg, d. h. Avancement gibt, verhält sich gegen den Gedanken eines Krieges, der sie zum Bundesgenossen Oesterreichs machen würde, entschieden ablehnend; selbst hier, wo doch sonst jede Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Krieges mit Enthusiasmus aufgenommen wird, gibt man sich noch immer das Ansehen, an die Erhaltung des Friedens zu glauben. Die Tage von Warschau und Bronzell haben danach, scheint es, doch tiefer gegriffen und schlimmere Wunden gefressen, als man gemeiniglich glaubt. Auch können unsere Offiziere es der österreichischen Diplomatie noch immer nicht vergessen, daß sie vornehmlich es war, die den Siegesflug der preußischen Adler in Schleswig-Holstein hemmte und uns nöthigte, gleich Besiegten von einem Boden zu weichen, der mit so edlem Blute erkämpft war.

Inzwischen bleibt der Trost, daß die Geschicke mächtiger sind als die Entschließungen der einzelnen; volentem fata ducunt, nolentem trahunt....

Notizen.

Durch den in der Nacht vom 1. zum 2. April zu Potsdam erfolgten plötzlichen Tod des Generalmajors außer Diensten Kurd Wolfgang von Schöning hat die preußische Armee einen ihrer gebildetsten Offiziere, die preußische Geschichtschreibung, insbesondere die preußische Kriegsgeschichte einen ihrer fleißigsten und gediegensten Bearbeiter verloren. Der Verewigte war 1789 aus einem alten, in Pommern und der Mark seit Jahrhunderten angesessenen Geschlecht geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im berliner Cadettenhause, worauf er 1806 als Fähnrich in die Armee eintrat, gerade zeitig genug, um noch die unglückliche Schlacht bei Auerstädt mitzumachen. Auch an den Hauptschlachten der Befreiungskriege nahm er persönlichen Antheil. Beim Friedensschluß zum Hauptmann befördert, wurde er 1820 Adjutant des Prinzen Karl von Preußen, in dessen Begleitung er verschiedene größere Reisen nach Rußland, Italien u. s. w. machte. Im Jahre 1827 mit dem Charakter eines Oberstlieutenants aus dem Militärdienst geschieden, wurde er zum Hofmarschall des Prinzen Karl ernannt, in welcher Stellung er beinahe dreißig Jahre, bis zum Sommer 1856 verblieb. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er mit den in Gemeinschaft mit seinem Bruder gearbeiteten „Geschichtlichen Nachrichten von dem Geschlechte von Schöning und dessen Gütern“, die 1830 erschienen. Als Militärschriftsteller versuchte

er sich zuerst mit der 1835 veröffentlichten „Geschichte des dritten Dragonerregiments“, der sich nun in rascher Folge zahlreiche ähnliche Werke anschlossen; die vorzüglichsten darunter sind: „Leben des Generalfeldmarschalls von Schöning“ (1836); „Leben des Feldmarschalls von Natzmer“ (1837); „Die Generale der kurbrandenburgisch-preußischen Armee von 1640—1840“ und „Geschichte des Regiments der Garde-du-Corps“, beide 1840. Im Jahre 1842 folgte die „Geschichte des Blücher'schen (fünften) Husarenregiments“, der sich seit 1844 eine dreibändige „Geschichte der preußischen Artillerie“ anschloß. Sein Hauptwerk jedoch und einer der werthvollsten Beiträge zu der so vielfach bearbeiteten Geschichte des Siebenjährigen Krieges ist sein unter Benutzung der Originalcorrespondenz Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Heinrich und seinen Generalen bearbeitetes Werk „Der Siebenjährige Krieg“, das 1851 und 52 in drei Bänden erschien; ein vierter Band, der 1854 ans Licht trat, behandelt anhangsweise den „Bairischen Erbfolgekrieg“. In Anerkennung dieser rastlosen und gediegenen literarischen Thätigkeit wurde er 1856 zum Historiographen der preußischen Armee ernannt: ein Titel, der, wenn wir nicht irren, ausdrücklich für ihn geschaffen ward. Seitdem lebte er, vielfach mit literarischen Arbeiten und Studien beschäftigt, in der Zurückgezogenheit in Potsdam, wo er sich schon 1843 eine reizende Villa hatte erbauen lassen; sein Tod erfolgte ohne vorausgegangene Krankheit, ihm selbst und seinen zahlreichen Freunden unerwartet. — In Greifswald starb der Senior der dortigen Universität, der Professor der Mathematik und Physik, Dr. Tillberg, in dem hohen Alter von 82 Jahren. Tillberg stammte noch aus der sogenannten „Schwedenzeit“, wie er denn selbst ein geborener Schwede war; in frühern Jahren ein fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller, lebte er schon seit langem von allen Geschäften entfernt.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben der seit längerm mit Ungeduld erwartete achte Band der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ von K. A. Varnhagen von Ense; derselbe ist von der Nichte des Verewigten, Fräulein Ludmilla Assing in Berlin, aus dessen Nachlaß herausgegeben worden und enthält außer einer Anzahl früher veröffentlichter Charakteristiken und Kritiken drei vollständig neue Abschnitte aus den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, nämlich „Ungarn 1809“; „Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810“ und „Wien und Baden. 1834.“ In letzterm Abschnitt ist jene Schilderung Metternich's enthalten, auf welche von den Zeitungen im voraus aufmerksam gemacht ward. F. W. Hackländer gab eine neue Sammlung vermischter Erzählungen unter dem Titel „Krieg und Frieden“ (2. Bde., Stuttgart, Krabbe) heraus. Von Karl von Holtei's „Vierzig Jahre“ wird von Trewendt in Breslau eine neue theilweis umgearbeitete und abgekürzte Ausgabe (sogenannte Volks-Ausgabe) angekündigt; der sehr billige Preis, zu welchem dieselbe erscheint, sowie die Unterdrückung einzelner Stellen, die in der ersten Ausgabe nicht mit Unrecht Anstoß erregten, wird hoffentlich dazu beitragen, das vortreffliche Werk, das nicht nur einen sehr werthvollen Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte bildet, sondern auch durch die Unmittelbarkeit und Frische der Darstellung mit zu dem Besten zählt, was unsere Memoirenliteratur aufzuweisen hat, in recht viele Hände zu bringen.

Auf dem wiener Burgtheater sind Paul Heyse's „Sabinerinnen" gegeben worden, jedoch mit entschieden unglücklichem Erfolg. Dagegen soll Laube's „Montrose oder der schwarze Markgraf" sowie ein romantisches Drama „Tristan" von Joseph Weiler, einem bisher völlig unbekannten Autor, in Breslau eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Dasselbe wird aus München von der daselbst stattgefundenen ersten Vorstellung eines neuen Lustspiels von Alexander Ringler „Triumph der Liebe" gemeldet. In Karlsruhe ging der in Berlin durchgefallene „Iffland" der Frau Birch-Pfeiffer über die Breter, jedoch ohne Wirkung. Die pariser Zeitungen und Correspondenzen fließen über von den Triumphen, welche Meyerbeer mit seiner langerwarteten neuen Oper „Die Wallfahrt nach Ploermel" davongetragen. Der Componist, 1792 geboren, steht jetzt im 67. Lebensjahr; gleichwol soll sein neues Werk an jugendlicher Frische und Fülle der Melodien sich dem Besten an die Seite stellen, was er jemals geleistet, und hofft man, daß dieser glänzende Erfolg, den der Meister mit der „Wallfahrt nach Ploermel" davongetragen, ihn bestimmen wird, auch mit der „Afrikanerin" hervorzutreten, die angeblich schon seit einem halben Menschenalter vollendet ist und deren Namen ebenso lange, gleich der Seeschlange, von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern auftaucht. Das Hoftheater zu Berlin soll bereits Anstalten machen, das in Paris mit soviel Beifall aufgenommene neue Werk zur Aufführung zu bringen und wird sich dann ja zeigen, wie viel von diesen pariser Triumphen wirklich begründet ist und wie viel davon jener Reclame angehört, die Meyerbeer so trefflich zu benutzen versteht.

Das Germanische Museum in Nürnberg hat soeben seinen fünften Jahresbericht, die Ergebnisse des Jahres 1858 umfassend, veröffentlicht. Derselbe bestätigt das rasche und kräftige Aufblühen, in welchem die Anstalt seit einiger Zeit begriffen und das um so erfreulicher ist, mit je größern Schwierigkeiten der verdiente Gründer desselben anfangs zu kämpfen hatte. Die Zahl der Staatsregierungen und städtischen und andern Corporationen, welche dem Germanischen Museum theils einmalige, theils laufende Beiträge und Geschenke zugewandt haben, hat sich auch im verwichenen Jahre wiederum ansehnlich vermehrt; ebenso die Theilnahme der Privatpersonen sowie die Zahl der Stiftungen und Geschenke an Büchern und andern Gegenständen für die Sammlungen des Museums. Die gesammte Einnahme belief sich auf beinahe 18000 Gulden, was eine Mehreinnahme gegen das Vorjahr um 3000 Gulden ergibt. Das Archiv vermehrte sich durch Schenkung um 313 Urkunden, die Bibliothek um 2368 Bände (wobei zu bemerken, daß nicht weniger als 388 deutsche Buchhandlungen ihre Verlagsartikel, soweit dieselben sich für die Zwecke des Museums eignen, demselben zum Geschenk machen), die Kunst- und Alterthumssammlung um 7580 Nummern. Die wichtigste Erwerbung des Jahres war jedoch die Erlangung eines festen Wohnsitzes in der Karthause in Nürnberg. An den Ausbau derselben sind bereits über 17000 Gulden verwandt und noch fehlt an der veranschlagten Bausumme ein Beträchtliches, insbesondere zum Ausbau der schönen großen Karthäuserkirche, welche von W. Kaulbach durch ein großartiges Frescogemälde geziert wird. Doch läßt die Theilnahme, die sich bisher so lebhaft gezeigt hat, einen weitern glücklichen Fortgang hoffen. Der Gesammtbestand

der Museumssammlungen betrug am Schlusse des Jahres bereits über 160000 Stück, wobei Abschriften und Repertoriensammlung sowie die Depots des Museums nicht mitgezählt sind.

Albert Traeger, der sich bisher hauptsächlich als talentvoller Lyriker bekannt gemacht, hat die Herausgabe eines „Leipziger Sonntagsblatt. Zur Unterhaltung für alle Stände" übernommen; dasselbe erscheint als Beilage zum Leipziger Tageblatt und ist, nach den uns vorliegenden Nummern zu urtheilen, wesentlich belletristischen Inhalts. Robert Giseke in Leipzig, bekanntlich Herausgeber der „Novellenzeitung", hat die Redaction des Feuilletons der in Dresden erscheinenden „Sächsischen Constitutionellen Zeitung", das bisher von Julius Hammer redigirt ward, übernommen. Feodor Wehl, Herausgeber der Hamburger „Jahreszeiten", redigirt gleichzeitig das Feuilleton der „Reform", einer der verbreitetsten unter den hamburger Zeitschriften. In Breslau ist eine „Breslauer Montags-Zeitung" ans Licht getreten; die Redaction führt Dr. Max Kurnik, bekannt durch seine kritischen und belletristischen Leistungen.

In den Tagen vom 10. bis 13. März fand in Berlin eine Versammlung deutscher Bühnenvorstände statt. Die Zahl der theils persönlich, theils durch Vollmacht vertretenen Bühnen belief sich auf 19, darunter die Hoftheater von Berlin, Hannover, Kassel, Karlsruhe, Weimar, ferner die Theater von Prag, Breslau, Stettin ꝛc.; den Vorsitz führte der Intendant des berliner Hoftheaters, Hr. von Hülsen. Unter den gefaßten Beschlüssen dürfte der wichtigste die Abfassung eines Entwurfs zu einem allgemeinen deutschen Theatergesetze sein, das später von den einzelnen Bühnenvorständen bei den Regierungen und dann durch diese beim Deutschen Bundestag eingereicht werden soll. Auch beschloß man die Herausgabe eines Jahrbuchs der deutschen Bühne, das zum Vortheil der in Berlin begründeten Versorgungsanstalt für deutsche Schauspieler erscheinen soll. Dagegen hat man sich veranlaßt gesehen, in zwei nicht unwichtigen Punkten früher gefaßte Beschlüsse zurückzunehmen. Bekanntlich hatten die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins auf der 1857 zu Dresden abgehaltenen Versammlung desselben die Verpflichtung eingehen müssen, inskünftige kein Geschäft mehr durch Vermittelung der Theateragenten — deren Beseitigung ein Hauptzweck des Vereins — abzuschließen. Doch hat diese Bedingung sich als unpraktisch bewährt, namentlich den Stadttheatern gegenüber, und ist dieselbe daher vorläufig bis zum Jahre 1860 außer Kraft gesetzt worden. Ferner hatte man, um die Agenten womöglich überflüssig zu machen, die Einrichtung eines Geschäftsbureau beliebt, welches jedoch keine wirklichen Geschäfte abschließen, sondern nur Nachweisungen ertheilen sollte und zwar diese kostenfrei. Von dieser Einschränkung hat man jetzt ebenfalls Abstand genommen und wird das in Berlin befindliche Geschäftsbureau des Deutschen Bühnenvereins von jetzt ab auch Engagements und ähnliche Geschäfte abschließen, bei denen es sich gleich den bisherigen Theateragenten einen gewissen, allerdings sehr ermäßigten Procentsatz ausbedingt.

Von Heinrich Pröhle, der soeben von Mühlheim an der Ruhr, wo er bisher als Gymnasiallehrer lebte, nach Berlin übersiedelt, steht demnächst ein Band „Gedichte“ sowie eine Sammlung seiner kleinern in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten zu erwarten. Von Theodor Mundt befinden sich zwei Bände „Italienische Zustände“ unter der Presse, die Frucht einer italienischen Reise, welche der Verfasser im vorigen Sommer unternommen hat. Emil Brachvogel, der Dichter des „Narciß“, soll mit einem mehrbändigen Roman beschäftigt sein, hoffentlich wird derselbe genießbarer ausfallen als sein „Friedemann Bach“.

Zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Freiherrn von Stein hatten sich bekanntlich gleichzeitig drei Vereine gebildet, in Westfalen, Berlin und Nassau. Die beiden erstern hatten sich schon früher vereinigt; jetzt hat auch der Vorstand des nassauer Vereins auf einer zu Heidelberg unter dem Vorsitz Heinrich's von Gagern abgehaltenen Versammlung den Beschluß gefaßt, sich mit dem westfälisch-berliner-Verein in Verbindung zu setzen und läßt sich von dieser gemeinsamen Wirksamkeit für das endliche Zustandekommen des Denkmals, das eine alte Ehrenschuld des deutschen Volks zu sühnen bestimmt ist, nur das Beste hoffen. — Zur Erinnerung an die Schlacht von Minden, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig mit den verbündeten Engländern und Braunschweigern die Franzosen unter dem Marschall Contades aufs Haupt schlug und deren Jubelfest am 1. August dieses Jahres gefeiert wird, soll auf einer Berghöhe in der Nähe der Stadt Minden ein Denkmal, bestehend in einer gothischen Spitzsäule, errichtet werden; die Kosten des Denkmals sind durch patriotische Beiträge der Einwohner und der Umgegend der Stadt Minden zusammengebracht worden.

Ueber den literarischen Verkehr Frankreichs, namentlich über die Bücherausfuhr aus Frankreich, theilt die augsburger „Allgemeine Zeitung“ auf Grund einer im „Journal de Genève“ enthaltenen Correspondenz nachstehende interessante Notizen mit. Trotz des Verfalls, in welchem die französische Literatur sich in diesem Augenblick unleugbar befindet, wurden im Jahre 1857 noch immer für mehr als eine Million Thlr., genauer für 3,700000 Fr. an Büchern aus Frankreich ausgeführt. Davon kamen auf die Schweiz 600000 Fr., auf ganz Deutschland mit Inbegriff Oesterreichs 940000, auf Spanien 500000, auf Rußland 270000 Fc.; die Vereinigten Staaten verbrauchten für 480000, Mexico für 600000, Peru für 330000 Fr. französischer Bücher, sodaß also fast die Hälfte des Absatzes über den Ocean gegangen ist, Mexico und Peru aber mit ihren 8—9 Millionen Einwohnern fast ein Drittel des Ganzen und nur für 10000 Fr. weniger als ganz Deutschland und Oesterreich mit ihren 70 Millionen Einwohnern verbraucht haben; ein sprechendes Zeugniß für die literarische Cultur und die Art der Bildung, deren jene ehemaligen spanischen Colonien sich erfreuen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken
eines weltlichen Mannes.
Dichtungen von
Karl Egon Ebert.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerm Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen „Gedichte" (Stuttgart, Cotta), durch sein Heldengedicht „Wlasta" und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Auffinden des Echten und Rechten und der Kampf gegen das Unechte und Nichtrechte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken", die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Varnhagen von Ense, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderm: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der «Frommen Gedanken» aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern, begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen: dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein sittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von
Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.
Gezeichnet von **Pecht**, gestochen von **Raab und Fleischmann.**

Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der «Schiller-Galerie.»

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.
Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

«**Schiller-Galerie**» von **F. Pecht** und **A. von Ramberg**

entnommen, jedoch in bedeutend vergrössertem Format. Von diesem Prachtwerk liegt jetzt mit den fünf ersten Lieferungen (zu 1 Thlr. 6 Ngr.) die erste Hälfte vor; die noch fehlenden fünf Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen, und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 17. 21. April 1859.

Zum bevorstehenden Congreß.

II.

Der Vergleich zwischen unsern modernen Congressen und dem Amphiktyonengericht der alten Griechen, mit dem wir unsern neulichen Artikel schlossen, wird vermuthlich bei der Mehrzahl unserer Leser ein ungläubiges Lächeln hervorgerufen haben. Wohlan denn, hier ist eine andere historische Parallele, die allerdings minder schmeichelhaft, aber dafür um so passender ist: nämlich die Concilien der ältern christlichen Kirche. Was die Congresse für die moderne Zeit, das waren, entsprechend der Stellung, welche die Kirche in jenen frühern Jahrhunderten einnahm, die Concilien für die Welt des Mittelalters: und wenn, wie wir neulich sagten, eine Geschichte der europäischen Congresse zugleich eine Geschichte der modernen Zeit überhaupt sein würde, so würde es auch nicht schwer halten, eine Geschichte des Mittelalters zu schreiben, bei welcher die verschiedenen Concilien, die im Lauf desselben abgehalten worden, als leitende Gesichtspunkte und Momente der Entwickelung dienten. Wie unsere heutigen Congresse bestimmt sind, die Schäden und wunden Stellen im politischen Leben Europas zu beseitigen und dem Ausbruch größerer Uebel wenn möglich vorzubeugen, so hatten auch die Concilien des Mittelalters die Bestimmung, die Wunden und Schäden der Kirche zu beseitigen oder doch wenigstens die Mittel festzusetzen, durch welche diese Heilung herbeigeführt und die Entstehung größerer

und gefährlicherer Krankheiten verhindert werden sollte. Und da nun dazumal die Kirche der allgemeine Träger der Entwickelung war und Staat und Gesellschaft als dienende Glieder in sich schloß, so darf man behaupten, die Welt des Mittelalters habe ihre Gestalt in letzter Instanz durch die Beschlüsse der Concilien empfangen, wodurch denn die Aehnlichkeit mit unsern modernen Congressen, die ebenfalls die Lage der Welt bestimmen, nur noch deutlicher hervortritt.

Man unterscheidet ferner an den Concilien wie an den Congressen ein Princip aristokratischer Absonderung neben einem ebenso stark ausgeprägten Princip der Gleichheit. An den europäischen Congressen, wie sie im Lauf der letzten Decennien so vielfach stattgefunden, haben niemals alle europäischen Staaten theilgenommen, sondern immer nur eine beschränkte Anzahl derselben, die sogenannten Großmächte, gleichsam die Aristokratie der europäischen Staatengesellschaft, von den kleinen Staaten aber nur diejenigen, welchen der Zutritt von eben diesen Großmächten gestattet ward. Ganz ebenso nahmen an den Concilien nur in der frühesten Zeit, da dieselben noch auf bestimmte einzelne Landschaften und Kirchensprengel beschränkt waren, alle Bischöfe und Aeltesten der Gemeinden statt; von da an jedoch, wo diese Provinzialconcilien sich zu den sogenannten ökumenischen oder allgemeinen Kirchenversammlungen entwickelten, also von der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, von da an war der Zutritt zu den Concilien nur den Bischöfen der Kirche sowie denjenigen geistlichen Orden und Körperschaften verstattet, denen dies Recht ausdrücklich verliehen worden. Es ist also in beiden Fällen eine Aristokratie, es sind Pairs, dort die Pairs der Kirche, hier die Pairs von Europa, welche die Beschlüsse fassen und deren Entscheidungen die misera plebs sich unterwerfen muß. Unter diesen Pairs selbst aber herrscht nun, wie es eben der Begriff der Pairschaft (Pairs, pares, die Gleichen) mit sich bringt, die vollkommenste Gleichheit. Es gehört zur Voraussetzung eines jeden politischen Congresses, daß die Theilnehmer desselben auf der Basis vollständigster Gleichberechtigung verhandeln und ebenso waren auch die Mitglieder der Concilien sämmtlich gleichberechtigt; selbst der Papst, dies höchste Oberhaupt der Christenheit, hatte zwar die formelle Leitung der Concilien in Händen, im übrigen jedoch war auch er den Beschlüssen des Concils unterworfen und soviel Anstrengungen auch von den Päpsten gemacht wurden, diese oberste Autorität der Concilien umzustoßen oder zu umgehen, so erreichten sie diesen Zweck doch nicht, vielmehr wurde bekanntlich noch auf dem berühmten Concil zu Konstanz (1414) ausdrücklich der Grundsatz ausgesprochen, daß ein allgemeines christliches Concil über dem Papste stehe. Man kann somit die Concilien auch als die Selbstregierung der mittelalterlichen Kirche bezeichnen, wie die Congresse, wenigstens ihrem Begriff

nach, die friedliche Selbstregierung der europäischen Staatenfamilie sind oder doch sein sollten.

Eine andere interessante Bemerkung ist, daß genau zu derselben Zeit, wo die Congresse in die Höhe kommen, die Concilien zu Ende gehen; genau um dieselbe Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die ersten Congresse zur Verhandlung politischer Angelegenheiten stattfinden, wird jenes Concilium zu Trient zusammengerufen, das nicht nur trotz seiner fast zwanzigjährigen Dauer (1545—63) unverrichteter Sache auseinander ging, sondern das auch das letzte geblieben ist, das überhaupt stattgefunden. Sehr natürlich: die Kirche hatte eben aufgehört, der allgemeine Träger der Entwickelung zu sein, das Steuer der Geschichte war in andere Hände übergegangen, mit dem Mittelalter selbst war auch die mittelalterliche Allgewalt der Kirche überwunden und auf ihren Trümmern erhob sich eine neue weltliche Macht, die Macht der staatlichen und politischen Interessen, diese eigentliche Kirche der modernen Zeit, die nun ebenfalls wieder ihre Concilien abhält, nur daß sie jetzt nicht mehr Concilien, sondern Congresse heißen.

Aber die Aehnlichkeit geht noch weiter und erstreckt sich noch auf einen sehr düstern, sehr hoffnungslosen Punkt: die Concilien des Mittelalters sind ohne dauernde Frucht für die Gestaltung der Kirche geblieben und auch unsere Congresse haben für die Gestaltung unsers politischen Daseins nichts von dem gehalten, was man von ihnen erwartet und wozu sie berufen worden, vielmehr gilt von beiden der triviale Spruch: „Viel Geschrei und wenig Wolle." Mit welcher Sehnsucht blickte nicht die Christenheit des 14., 15. und 16. Jahrhunderts auf jene Kirchenversammlungen, welche, so hoffte man, alle Schäden und Auswüchse des kirchlichen Lebens heilen und die Kirche selbst in gereinigter und verbesserter Gestalt herstellen sollte! Wie oft, wie schmerzlich erklang nicht der Ruf nach einem allgemeinen christlichen Concil, das jene Reformation an Haupt und Gliedern vornehmen sollte, der die Kirche so dringend bedurfte! Und als man endlich diesem Ziele ganz nahe zu stehen schien, als die bisherigen formellen Hindernisse beseitigt waren, als das Concil zu Konstanz es ausgesprochen hatte, daß auch die Autorität des Papstes der allgemeinen Autorität eines christlichen Concils sich beugen müsse — war es da wirklich ein Concil, war es da wirklich eine Versammlung gelehrter Bischöfe und Prälaten, durch welche dem Elend der Kirche ein Ende gemacht und die so dringend nöthige Reformation herbeigeführt ward? Jedermann weiß die Antwort: nicht ein Concil war es, sondern die männlich entschlossene That eines schlichten Mönches, eines Bergmannssohnes, eines Mannes aus dem Volke, der wir jene Reformation verdanken, welche sich sodann vom kirchlichen Gebiete über sämmt-

liche Gebiete menschlichen Wollens und Könnens verbreitete und in der wir noch heute den Beginn einer neuen weltgeschichtlichen Epoche feiern.

Die Anwendung davon auf die politischen Congresse und ihre Bedeutung für das Leben der Völker liegt nahe. Die gelehrten Bischöfe und Prälaten haben dem Verfall der Kirche nicht abgeholfen und so wird die politische Krankheit unserer Tage auch nicht von unsern gelehrten (oder auch ungelehrten) Diplomaten und Staatsmännern geheilt werden, die Concilien haben der Kirche nichts genutzt und so werden die Congresse auch den Völkern nichts nutzen, sondern dort wie hier wird die Heilung immer nur der kräftig männlichen That und dem selbständigen Auftreten der Völker selbst vorbehalten bleiben.

Daher denn auch der geringe Glaube, das Mistrauen, um nicht zu sagen die Schadenfreude, mit welcher das europäische Publikum den Anstrengungen der Diplomaten zusieht. Allen Respect vor ihrem guten Willen: aber daß dieser gute Wille nicht hinreicht, die Thaten herbeizuführen, das haben unzählige Beispiele bewiesen und hätte es dazu gar nicht erst der traurigen Erfahrungen bedurft, welche die Welt wiederum mit dem jüngsten Pariser Frieden und den sich daran knüpfenden Pariser Conferenzen gemacht hat. Es gehört wirklich ein eigenthümlicher Muth dazu, der Welt von einem Congreß die Beilegung der gegenwärtigen so überaus gefährlichen Krisis zu versprechen, nachdem der Friede, den die europäischen Diplomaten uns vor drei Jahren zusammengebraut haben, schon jetzt wieder so kläglich in Trümmer zu fallen droht, ja nachdem die Diplomaten nicht einmal gegenüber einem solchen Duodezvölkchen wie die Rumänen im Stande gewesen sind, ihre Beschlüsse aufrecht zu erhalten, sondern auch hier wieder müssen sie selbst ihre eigenen Todtengräber machen.

Die Concilien des Mittelalters sind fruchtlos geblieben, die mittelalterliche Kirche, trotz aller ihrer Macht und Herrlichkeit, ist zu Grunde gegangen, weil sie sich absperrten gegen die Strömung der Zeit und das Volk mit seinen Hoffnungen, seinen Wünschen und Bedürfnissen von sich ausschlossen; die Concilien und mit ihnen die Kirche, statt selbst das Werk der Reform in die Hand zu nehmen, machten nur immer neue Ketzer, Huß wurde verbrannt und Luther in Bann gethan. Möchten unsere heutigen Diplomaten, die noch immer glauben, mit einem Congreß ein heilendes Pflaster für jede Wunde zu haben — und wo ein Volk in seinen heilig beschworenen Rechten gekränkt wird und wo Habsucht und Ehrgeiz und Gewalt und Hinterlist den Zunder allgemeiner Kriege und Empörungen ausstreuen, thut nichts, wir halten einen Congreß, wir unterschreiben Protokolle und Erklärungen und alles ist wieder gut — möchten doch unsere Diplomaten sich an diesem Beispiele spiegeln! Möchten sie, so lange es noch Zeit ist, ein Mittel finden, der heißen und wohlberechtig-

ten Sehnsucht der Nationen gerecht zu werden! Möchten sie vor allem nicht immer und immer wieder in den echt hierarchischen Irrthum zurück verfallen, als ob sie es sind, welche die Geschichte machen! Den Concilien hieß jeder, der die Schäden der Kirche aufdeckte, ein Ketzer und für Ketzer war der Scheiterhaufen; unsern Diplomaten heißt jeder, der auf die Unhaltbarkeit unserer politischen Zustände hinweist, ein Rebell, und für Rebellen ist das Exil, das Zuchthaus und die Begnadigung zu Pulver und Blei. Und endlich ist die Kirche doch an den Ketzern zu Grunde gegangen und der Ketzer Luther hat eine neue Welt geschaffen, durch welche die Welt der Kirche aus den Angeln gehoben ist....

Wenn aber diese Wünsche zu weit gehen sollten, so möchte ein anderer, der lediglich die augenblickliche Lage der Welt ins Auge faßt, desto näher liegen und desto mehr Anspruch auf Berücksichtigung haben. Jeder Congreß ist, wie wir ausgeführt haben, seinem Begriff nach ein Schiedsgericht, zu einem Schiedsgericht aber, wenn es wirklich etwas ausrichten soll, gehört wesentlich zweierlei: erstens daß die betreffenden Parteien den Willen haben, sich dem Spruch des Schiedsgerichts zu fügen und zweitens, daß, wo dieser Wille fehlt, die Schiedsrichter selbst die Macht in Händen haben, ihren Spruch nöthigenfalls mit Gewalt zur Ausführung zu bringen. So verfuhr das Amphiktyonengericht der Alten und so muß auch noch heutigen Tags jeder Congreß verfahren, der mehr sein will als ein bloßer Schatten und mehr thun, als blos den feindlichen Parteien Zeit zur Vervollständigung ihrer Rüstungen verschaffen. Welch Schauspiel aber bietet Europa in diesem Augenblick? Frankreich und Sardinien auf der einen, Oesterreich auf der andern Seite fahren unausgesetzt in ihren Rüstungen fort, ja sie haben dieselben angesichts des Congresses und als ob sie ihren Unglauben an die Resultate desselben gar nicht deutlich genug zu erkennen geben könnten, sogar noch verdoppelt, während diejenigen Mächte, welche recht eigentlich zu Schiedsrichtern in dieser Angelegenheit berufen sind, also England und Preußen mit dem vereinigten Deutschland (denn die Stellung, die Rußland in dieser Angelegenheit einnimmt, ist bekanntlich eine höchst zweideutige) bis zur Stunde weder Hand noch Fuß rühren. Und doch könnte der beabsichtigte Congreß nur dann von Wirkung sein, wenn gerade diese neutralen Mächte, welche die Vermittlerrolle übernommen haben, den entschiedenen Willen kund geben, den Frieden um jeden Preis, also nöthigenfalls auch um den Preis eines allgemeinen Kriegs aufrecht zu erhalten.

Und so führt auch unsere heutige Betrachtung uns wieder zu demselben Resultat, mit dem wir schon unsern neulichen Artikel „Zur Situation" schlossen: nämlich daß jede Macht, die in diesem Streit eine Vermittlerrolle übernehmen will, auch entschlossen und fähig sein muß, ihren Worten allenfalls mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben.

Insoweit schließen wir uns vollständig den Stimmen an, die so laut und zum Theil so vorwurfsvoll von Süddeutschland nach Preußen hinüberdringen: Preußen und Deutschland rüste, es rüste aus aller Macht und mit allem Ernst, wenn auch nicht zum Schutze Oesterreichs, so doch zum Schutze des bedrohten Friedens und der gefährdeten Wohlfahrt von ganz Europa, es rüste im Namen der deutschen Einigkeit und Ehre, im Namen der deutschen Zukunft und aller jener Hoffnungen, die für uns noch im Schos der Zeiten schlummern! Es ist wieder einmal einer jener verhängnißvollen Momente eingetreten, an denen die preußische Geschichte so reich ist, wieder einmal reicht die Zukunft uns ihre Sibyllinischen Bücher hin — es wäre jammervoll, wenn der große Moment auch diesmal wieder nur ein kleines Geschlecht finden sollte...

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von

Robert Prutz.

III.

Kehren wir jetzt in den Frühling des Jahres 1775 zurück. Es war dies der Zeitpunkt, wo Laukhard, noch nicht siebzehn Jahre alt, aber längst schon in den Vorgeschmack aller studentischen Freuden eingeweiht, die Universität beziehen sollte. Die Wahl derselben war auf das benachbarte Gießen gefallen, die gewöhnliche und auch wol vorschriftsmäßige Universität der damaligen pfälzer Jugend, namentlich der Theologen, die hier eine weniger durch ihre Gelehrsamkeit als durch ihre Rechtgläubigkeit berühmte Facultät fanden. Der Vater, der dem Frieden in Betreff des Religionswechsels wol noch nicht recht trauen mochte, begleitete ihn selbst dahin. Noch unterwegs ließ er Laukhard freie Wahl, ob er Jura oder Theologie studiren wollte, führte ihm aber freilich auch zu Herzen, daß er als Protestant in der Pfalz wenig oder gar keine Aussicht auf eine juristische Anstellung habe. Laukhard, der, wie wir wissen, Heidelberg und die katholischen Gönner noch immer im Kopfe trug und diese ganze Reise nach Gießen in der That nur als ein Zwischenspiel betrachtete, quälte sich mit keiner langen Wahl, sondern ließ sich die Theologie gefallen — er dachte ja doch nicht lange dabei zu bleiben! — Mit solcher innern Lüge und Unwahrheit fing dieser junge Mann einen Lebensabschnitt an, mit dem sonst auch in die trockensten und dürrsten Gemüther wenigstens ein Morgenschimmer von jugendlicher Begeisterung, von edeln und großen Vorsätzen zu fallen pflegt!

In Gießen angelangt, ließ er sich denn also „bei der theologischen

Facultät immatriculiren und seinen Hut nach der neuesten Mode zustutzen. Sodann suchte er sich aus dem Lectionskatalog einige Collegien aus, pränumerirte sie, kaufte die Compendien, stattete seinen Besuch auf den Dörfern ab und verschaffte sich einen neuen Flausch mit rothem Kragen und Aufschlägen". Sein Vater hinderte ihn nicht lange; er gab ihm noch gute Lehren in Menge und reiste nach Hause.

Allein was nützen die besten Lehren bei einem Menschen wie Laukhard, und auf einem so schlüpfrigen, so gefährlichen Terrain, wie das damalige Gießen war? Mag die Universität auch in wissenschaftlicher Beziehung nicht ganz so unbedeutend und auch die sittliche Verworfenheit des gießener Studentenlebens nicht ganz so groß oder wenigstens nicht ganz so allgemein gewesen sein, wie Laukhard es schildert — groß genug war die eine wie die andere jedenfalls. An der Spitze der Universität stand der Kanzler Koch (geboren 1732, gestorben 1808): berühmter Jurist und Weltmann, aber, wenn wir Laukhard trauen dürfen, ein unruhiger und intriguanter Kopf, der auch seine akademische Herrschaft nicht sowol nach den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit, als nach persönlichen und oft ziemlich unlautern Neigungen und Abneigungen führte. — Von der theologischen Facultät haben wir bereits gesprochen; die berühmtesten Namen in ihr waren der Dogmatiker Benner, Bechtold, der Orientalist Schulz, ein Schüler von Michaelis in Göttingen ꝛc. Doch war der Ruhm dieser Männer etwas zweideutiger Natur, indem sie wenigstens ihre Bekanntschaft beim größern Publikum erst durch die Gehässigkeit und Heftigkeit erlangt hatten, mit der sie kurz zuvor den Ketzer Bahrdt aus ihrer Mitte herausgebissen. Auch von den übrigen Facultäten entwirft Laukhard eine höchst klägliche Schilderung. Die Philologie war fast nur durch den bekannten und wegen seiner Leichtfertigkeit übelberüchtigten Gießener oder Theorien-Schmid, den Herausgeber des „Leipziger Musenalmanach" und anderer ähnlicher belletristischer Unternehmungen, vertreten. Wiewol Professor der Eloquenz, war Schmid doch nicht einmal der lateinischen Grammatik mächtig; seine Vorlesungen über lateinische Classiker bestanden lediglich darin, daß er die gedruckten Anmerkungen früherer Erklärer vorlas. Ueber griechische Schriftsteller wurde vollends gar nicht gelesen, auch nicht über einen einzigen. Der spätere Professor Roos (geboren 1757, seit 1780 Lehrer am Pädagogium, seit 1784 Professor an der Universität zu Gießen, Verfasser verschiedener historischer Schriften, auch Uebersetzer des Terenz und Mitherausgeber der großen „Frankfurter Encyklopädie", gestorben zu Gießen 1804) las damals als Student für sich den Homer und andere griechische Autoren „und die Studenten sahen ihn als ein Monstrum der Gelehrsamkeit an. Ebenso", setzt Laukhard hinzu, „ging es mir, weil ich Xenophon's «Kyropädie» und den «Anakreon» las".

Nicht viel besser sah es in der Philosophie und der Geschichte aus, also gerade diejenigen Wissenschaften, welche im Verein mit dem Alterthum Kopf und Herz des studirenden Jünglings am meisten aufklären und erwärmen sollen. Geschichtliche Collegia kamen fast gar nicht zu Stande: „Der Geschmack war einmal verdorben; wer seine Brotlectionen gehört hatte, fragte viel nach derlei Nebensachen." — Das paßt freilich auch noch auf andere Orte als Gießen und noch auf andere Zeiten als das Jahr 1775.

Beinahe der einzige, welcher Laukhard einigen Respect abnöthigte, war der berühmte Jurist Höpfner, später Geheimrath zu Darmstadt (1743—97) und auch dem größern Publikum sowol aus dem Merck'schen „Briefwechsel" als auch aus dem dritten Bande von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" bekannt; auch Mitherausgeber der damaligen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Doch kam Laukhard gerade mit diesem, dessen feine, reizbare Natur sich überhaupt in dem wüsten gießener Treiben sehr unbehaglich fühlte, in die allerwenigste Berührung.

Dieser wissenschaftlichen Armuth und Dürre (denn was Laukhard ferner über die sittlichen Gebrechen der meisten damaligen Professoren und ihrer Familien, ihren Neid, ihre Habgier, ihre Liederlichkeit zc. erzählt, übergehen wir mit Absicht) entsprach nun auch die gesellige und sittliche Beschaffenheit des dortigen Studentenlebens; es war, nächst Jena und vielleicht noch über Jena hinaus, die roheste und liederlichste Universität im damaligen Deutschland. Wir wissen wiederum aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit", auf welche unangenehme Weise diese Roheit des gießener Studentenlebens sich selbst während des kurzen Besuches geltend machte, den Goethe im Jahre dreiundsiebzig, also kurz vor Laukhard's Ankunft, gemeinschaftlich mit Merck von Wetzlar aus bei Höpfner abstattete und wie namentlich Merck, von Haus aus ein Todfeind aller akademischen Roheit, durch die gießener Studenten in einen Unwillen und eine Aufregung versetzt ward, die Goethe „wirklich leidenschaftlicher findet, als es einem gesetzten Manne geziemt" („Werke", Bd. 26, S. 171 der Kleinen Ausgabe). Der Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll verdarben ihm jede Art von gutem Humor; auch brach er deshalb den Besuch in Gießen rascher ab, als es ursprünglich die Absicht gewesen. Goethe meint zwar (a. a. O.), diese ausgelassenen Studenten wären ihm selbst ganz recht gewesen: „Ich hätte sie auch wol als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können." Doch muß er ebenfalls zugestehen, daß „die akademischen Bürger nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Roheit gefielen".

Woher diese Roheit rührte und worin sie bestand, davon entwirft uns Laukhard ein nur allzu ausführliches und allzu plastisches Gemälde;

wir mildern wiederum die Ausdrücke nach Möglichkeit, fürchten aber doch, daß unsern Lesern noch manches ein wenig zu derb sein wird.

„Zu meiner Zeit“, erzählt Laukhard („Lebensgeschichte“, I, 93), „waren ungefähr 250 Studenten in Gießen.... Sie waren meistens Landeskinder, doch befanden sich auch viele Pfälzer, Zweibrücker und viele andere darunter. Der Ton der Studenten oder Bursche war ganz nach dem jenaischen eingerichtet; die vielen relegirten Jenenser, welche dahin kamen, um auszustudiren, machten damals das fidele Leben der Brüder Studio von Jena in Gießen zur Mode. Zudem ist auch Gießen so recht der Ort, wo man auf gut Mosellanisch“ (d. h. nach Art der Mosellaner, eines damaligen Studentenordens) „hausiren kann. Das Maß Bier, ein volles rheinisches, kostet zwei Kreuzer oder sechs Pfennig sächsisch. Freilich ist es jämmerliches Bier; aber es füllt doch den Bauch und macht endlich — übermäßig getrunken — den Kopf heroisch.... Auf den Stuben wird selten gejubelt, vielmehr setzt man sich ins Bierhaus und zecht auf Rechnung. Das ist auch die Ursache, warum alle Kneipen und Bierschenken, wo sonst Bursche hingehen, zu allen Zeiten voll Studenten sind.... Weinhäuser besucht man seltener. Wer nun ein honoriger Bursche heißen wollte, ging des Abends wenigstens in eine dieser Bierkneipen, zechte bis zehn oder eilf Uhr, und schob hernach ab....“

„Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen: so wurde von Burschenaffairen discutirt und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhards-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Compendium im Manuscript da war....“

„In Gießen sind die Commerse erlaubt: wir haben mehrmals auf der Straße commersirt und das Ecce quam bonum zur großen Freude der gießener Nymphen hingebrüllt.... Man stellt sich also leicht vor, daß die Commerse bei den täglichen Saufgelagen der Studenten sehr frequent werden gewesen sein: und so war es auch wirklich. Ich habe oft vierzehn Tage nacheinander alle Tage einem Hospiz oder einem commersirenden Saufgelage beigewohnt.“

„Die Hauptbestandtheile eines damaligen gießener Burschen oder Renommisten findet man in einer Beschreibung, welche man der poetischen Laune des Hrn. Hild von Saarbrücken zu danken hat. Ich will sie meinen Lesern mittheilen. Die Verse sind zwar elend, aber man kann doch hinlänglich daraus ersehen, was für Eigenschaften man von einem honorigen gießener Burschen gefordert hat. Man höre nur:

> Wer ist ein rechter Bursch? — Der, so am Tage schmauset,
> Des Nachts herumschwärmt, wetzt — —
> Der die Philister schwänzt, die Professores prellt,
> Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt;

Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamage rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegiret.
Das ist ein firmer Bursch: und wer's nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Collegium,
Was ist das für ein Kerl? — Das ist ein Drasticum....

„Schlägereien sind in Gießen gar nicht selten. So klein die Universität ist, soviel Balgereien fallen vor: manchmal haben sie einen gefährlichen Ausgang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und dies alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verrathen werden. In diesem Fall ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber, hieb damit einige mal ins Pflaster und schrie: Pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition und die Raufer kamen aufs Carcer und so hatte der Spaß ein Ende."

Wir übergehen, was Laukhard weiter von den bösen Sitten der damaligen Studenten erzählt, von ihren thörichten Ordensspielereien, von der geflissentlichen Unsauberkeit ihrer Tracht, von ihrem systematischen Krieg mit Pedellen und Häschern, von den Unflätigkeiten, mit denen sie jedes ehrbare Frauenzimmer insgeheim und öffentlich verfolgten, sodaß kein anständiges Mädchen damals auf der Promenade erscheinen durfte ꝛc.; schon das Mitgetheilte ist hinreichend, eine Vorstellung zu geben von der Barbarei und Roheit, die damals auf deutschen Universitäten grassirte, und im Vergleich mit der auch der wildeste Burschenstreich der heutigen Zeit gottlob immer noch ein sehr mädchenhaftes Ansehen hat.

Und diese Roheit und Barbarei fand nun an Laukhard einen sehr eifrigen Schüler. Er versichert zwar, nebenher auch die Collegia fleißig besucht und auch zu Hause allerhand gelehrte und nützliche Studien getrieben zu haben. Doch fällt es einem schwer, an diesen Fleiß zu glauben, wenn man andererseits die Beschreibung dieser unaufhörlichen Trinkgelage, dieser Raufereien und Tollheiten liest, an denen Laukhard den lebhaftesten Antheil nahm. Bald war er bekannt als eins der wildesten und sittenlosesten Mitglieder der Universität; bei allen leichtfertigen und schmuzigen Streichen war Laukhard voran, das Carcer war ihm ein sehr vertrauter Aufenthalt und auch mit der Relegation wurde er wiederholentlich bedroht.

Aber diese Rolle des Ausbundes und Erzliederlich gefiel ihm gerade; sie schmeichelte seiner Eitelkeit und trieb ihn zu immer gröbern, immer tollern Streichen. Noch in seinen Selbstbekenntnissen merkt man es ihm

an, wie dieser Glanz seiner Studentenjahre den gebrochenen, verkümmerten Mann innerlichst erwärmt und befriedigt; wie mag dieser Stachel unseligster Eitelkeit nun nicht erst den Achtzehnjährigen vorwärts getrieben haben! Bald war ihm Gießen ein zu enger Schauplatz, sein Licht darauf leuchten zu lassen; selbst die mehrmaligen Ferienreisen in die Heimat, wo er dann, nach Studentenart, etwas ganz Erkleckliches zusammenrenommirte zum Schrecken der armseligen Philister, die ihn als Kind gekannt und die er als Kind gefürchtet hatte, genügten ihm nicht, sondern er machte eigene Excursionen in die Universitätsstädte der Nachbarschaft, nach Marburg, Jena, Mainz, Heidelberg ꝛc. Heutzutage, wo uns der Dampfwagen in vierundzwanzig Stunden von einem äußersten Ende Deutschlands zum andern bringt und wo auch schon unsere Studenten allmählich nach Paris und Rom in die Ferien reisen, wollen dergleichen Reisen freilich nichts sagen; dazumal aber, bei den grundlosen Wegen, den schlechten Posten und der geringen Beweglichkeit des Publikums war ein Student, der, gleich Laukhard, seine sechs, acht, zehn und mehr deutsche Universitäten gesehen hatte, allerdings ein halbes Meerwunder und durfte schon auf einigen Respect Anspruch machen, wenn auch zunächst nur in studentischen Kreisen.

Doch war, was er sah, überall nur die partie honteuse; er hatte einen instinctmäßigen Treffer für alles Ordinäre und Unsaubere. In dieser Einschränkung indessen, als Kehrbilder des damaligen akademischen Lebens, sind seine Schilderungen höchst interessant und verdienen noch heute von jedem, der die deutschen Zustände jener Epoche näher kennen lernen will, beachtet zu werden. „Die Universität Marburg“, erzählt er „Lebensgeschichte“, I, 167, „habe ich einige mal besucht und da sowol den Burschencomment als auch einige Gelehrte kennen gelernt. Die Universität war damals sehr schwach: sie hatte kaum 180 Studenten, deren Comment elend genug war, nämlich burschikos zu reden. Die Studenten waren meist Landeskinder, und man hielt sie in gar strenger Zucht.... Als ich von Gießen aus da war, machten die marburger Studenten eine Figur, wie ungefähr die Schüler auf dem halleschen Weisenhause. Sie waren den gießener Studenten nur darin ähnlich, daß sie derb Bier trinken und schnapsen konnten. In Kleidern gingen sie etwas galanter als die Gießener; dafür wußten sie aber auch keinen Comment.“

Dagegen war Jena, damals der Mutterherd des akademischen Logen- und Verbindungswesens, auch in jeder andern Beziehung das Eldorado eines Studenten wie Laukhard. Es war seine Lieblingsuniversität, zu der er auch in spätern Jahren immer und immer wieder besuchsweise zurückkehrt; er wird nicht müde, die Wohlfeilheit des dortigen Lebens, die herzliche Gastfreundschaft der jenaischen Studenten und die

Biederkeit ihrer Sitten zu rühmen. Wir setzen, gleichsam als Quintessenz seiner jenaischen Erfahrungen, eine Bemerkung von ihm über das damalige Jena her, die für beide Theile, für Jena wie für Laukhard selbst, charakteristisch ist (a. a. O. 192): „Der Ton der Jenenser behagte mir sehr: er war blos durch mehrere Roheit von dem der Gießner unterschieden. Der Jenenser kannte keine Complimente: feine Sitten hießen Petitmäterei, und der derbe Ton gehörte zum rechten Comment. Dabei war der Jenenser nicht beleidigend grob oder impertinent; vielmehr zeigte sich viel Trauliches und Dienstfertiges in seinem Betragen.“ Auch das mag nicht unerwähnt bleiben, daß Laukhard bei der Rückkehr in Weimar einen Besuch abstattet — bei wem? bei Wieland! Poesie und Wissenschaften waren sonst Laukhard's Sache nicht. Er hatte zwar von Gießen aus auch Wetzlar besucht, das damals im ersten vollen Glanze seiner Werther'schen Berühmtheit stand und wo die empfindsamen Seelen in öffentlicher feierlicher Procession zum Grabe des jungen Jerusalem zogen, um daselbst Lieder zu singen und Lobreden zu halten auf den Selbstmord. Laukhard hatte von einer derartigen sentimentalen Anwandelung nichts gespürt, im Gegentheil, er verspottet sie und weiß dafür desto mehr von den wetzlarer verrufenen Häusern und Winkelkneipen zu erzählen. Aber Wieland, den großen Wieland, den Dichter der „Komischen Erzählungen“ und Herausgeber des „Deutschen Merkur“, nein, den wagt er doch nicht vorbeizugehen!

Wenig tröstlich sind ferner die Schilderungen von Mainz und Heidelberg, welches letztere (unsere Leser erinnern sich, daß der gegenwärtige Glanz der Rupertina erst aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts herstammt) er nur kurzweg die „verrostete“ Universität nennt. In Mainz läßt die katholische Geistlichkeit weder wissenschaftliches noch studentisches Leben aufkommen. Auch „steckt die Stadt voller Kaufleute, voll reichen Adels und voll vornehmer Geistlichkeit. Da herrscht Pracht und Ueppigkeit in vollem Maße, und der Student, der nicht mitmachen kann, gafft und staunt so eine hochwürdige Excellenz oder gar Gnaden an, und fühlt seine eigene Vernichtung so sehr, daß er sich's gar nicht einfallen läßt, selbst etwas vorzunehmen, um sich zu erheben. Nebenher sind die Professores wie unter dem Zuchtmeister. Sagt einer etwas auf dem Katheder, das vielleicht dem oder jenem geistlichen Herrn misfällt: wie ein Blitz ist die Sache beim Vicariat, und der Professor hat Spectakel.“ Auch in Heidelberg hielt der pfäffische Einfluß jede andere Regung nieder; der „Comment war elend“, die Studenten unterschieden sich in Absicht der Aufführung wenig von Gymnasiasten, es fehlte ihnen das sonst bei Studenten gewöhnliche freie und unbefangene Wesen. Schlägereien waren, zu Laukhard's lebhaftem Bedauern, gar nicht Mode; statt dessen spielten die Studenten Ball, gingen auf Stelzen, suchten

Vogelnester, spielten mit sogenannten Weinschrötern (oder Heupferdchen), die sie zusammenjochten und an ein kleines Wägelchen spannten und dergl. mehr. Einen Trost gab es indessen auch hier: „Der Wein ist sehr wohlfeil da und die Leute saufen wie die Bürstenbinder.“

Auf diese Art war das übliche akademische Triennium vergangen, bevor Laukhard selbst noch recht wußte wie; er machte noch den zu seiner Zeit hochberühmten Auszug der gießener Studenten vom Jahre siebenundsiebzig mit und rüstete sich dann zu Ostern 1778, nach Hause zurückzukehren. Der Vater, versichert er, wäre mit seinen Kenntnissen recht wohl zufrieden gewesen; nur zum Zeichen dieser Zufriedenheit und damit Laukhard sich theils noch in den Orientalien befestige, theils aber auch damit er seine Sitten verbessere, „welche in Gießen ganz verwildert waren“ (I, 247), beschloß er, ihn noch auf ein Jahr nach Göttingen zu schicken.

Göttingen nämlich „stand schon damals in dem Rufe sehr feiner Sitten“. Es galt als ein ganz besonderer und ganz einziger Vorzug dieser Universität, daß der Student daselbst Gelegenheit hatte, in Umgang mit Familien zu kommen. Laukhard freilich will diesen Vorzug nicht als solchen anerkennen. Da es hier nicht selten geschehe, daß Professoren die Studenten auf ihren Stuben besuchten (er stichelt wol auf die glänzenden Schmausereien, die von den zu Göttingen studirenden Grafen und andern großen Herren gegeben zu werden pflegten und bei denen sich denn auch wol Professoren einfanden): so gehöre es freilich wol zum guten Ton, dergleichen Einladungen ab und zu zu erwidern. Doch komme nicht viel dabei heraus und auch die göttinger Damenwelt, behauptet er, sei nicht gerade geeignet, zur Bildung der Studenten beizutragen und ihre Sitten zu veredeln.

Was dagegen auch Laukhard imponirte, das war dieses Sternenheer berühmter und ausgezeichneter Namen, das damals den wissenschaftlichen Horizont der Universität Göttingen verklärte, in einem solchen Grade, daß alle übrigen Universitäten Deutschlands dagegen in Dunkelheit verschwanden. Walch, Böhmer, Klaproth, Pütter, Baldinger, Richter, Michaelis, Heyne, Feder, Lichtenberg, Kästner, Gatterer, Schlözer — in der That, schon ein einziger von ihnen wäre hinreichend gewesen, einer Universität Glanz und Ansehen zu verleihen!

Doch kam es Laukhard, wie wir zur Genüge wissen, auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht sehr an; eine minder gelehrte, minder berühmte, aber lustigere Universität wäre ihm lieber gewesen. Nun war zwar das damalige Göttingen auch lustig genug, sogar noch mehr als lustig; die einzelnen Fahrten und Abenteuer, welche Laukhard von seinem göttinger Aufenthalt erzählt, beweisen, daß auch hier, bei aller äußerlichen Feinheit und Politur der Sitten, wenigstens in manchen Re-



gionen, auch eine wahrhaft haarsträubende Roheit und Verworfenheit herrschte. Aber die Studentenschaft war reich, war vornehm, die in Göttingen üblichen studentischen Vergnügungen bei aller Roheit kostspielig; Laukhard konnte nicht so mitmachen, wie er gern gewollt hätte, konnte „nicht ausreiten, ausfahren, nach Kassel reisen, alle Tage en Wichs erscheinen“ — mit einem Wort, er mußte im Dunkeln bleiben und konnte nicht jene Rolle des Renommisten und Hauptbahns spielen, in der er sich in Gießen, zu seinem Verderben freilich, aber auch zu seiner großen Befriedigung gefühlt hatte. So verlief ihm das Jahr ziemlich einförmig und er war im Grunde froh, da er zum zweiten male von der Universität nach Hause zurückkehren durfte (Ostern 1779).

Da war er denn also zum zweiten male — aber was nun beginnen!? Jetzt erst, in diesen Jahren seiner Candidatenschaft, da er sich um ein Amt bewerben und durch ein ordentliches, gesittetes Benehmen sich das Wohlwollen des Publikums zu eigen machen sollte, jetzt erst zeigte sich, daß es mit seinen Kenntnissen doch wol lange nicht so gut, mit seiner sittlichen Beschaffenheit dagegen weit schlimmer bestellt war, als der redliche Alte geglaubt hatte. Auch in der Pfalz, im Hause seines Vaters und in den benachbarten Dörfern und Städtchen, wo er sich beschäftigungslos umhertrieb, setzte er das wüste Leben fort, das ihm seit Gießen zur andern Natur geworden war; er ging auf die Jagd, lief aus einer Schenke in die andere, hielt sich Mädchen, spielte und fluchte und hatte überall die verrufensten und nichtsnutzigsten Gesellen aller Stände zu Duzbrüdern und Freunden. Namentlich gerieth er auch in Kreise, in denen die Voltaire'sche Frivolität für den höchsten Inbegriff aller menschlichen Weisheit galt. Zu seinen Zoten und Flüchen, durch die er bald auch in der Pfalz dieselbe traurige Berühmtheit erlangte wie in Gießen, eignete er sich nun noch die Spöttereien und schnöden Witze der Encyklopädisten und ihrer Schüler an. Bald war er wegen seines Atheismus und seiner Gotteslästerei ebenso verrufen wie wegen seiner Ausschweifungen und Liederlichkeiten: und wenn man bedenkt, daß dies gerade in derselben Zeit war, wo die bekannte Bahrdt'sche Katastrophe in Dürkheim hereinbrach, so wird man sich vorstellen, mit welchem Abscheu die guten Pfälzer diesen Menschen betrachteten, der ja auf dem besten Wege war, ein zweiter Dr. Bahrdt zu werden!

Der Vater gab sich alle ersinnliche Mühe, ihm in irgendein geistliches Amt, oder wenn es auch nur als Schulmeister wäre, unterzubringen. Wirklich erreichte er es, daß der verlorene Sohn hier oder da, auf elenden oder sonst mislichen Stellen, als Vicarius angenommen ward. Aber jedesmal betrug Laukhard sich so, daß die Leute froh waren, ihn wieder loszuwerden. Auch außerhalb der Pfalz, im Darmstädtischen und anderwärts, verwandte der Vater sich für ihn. Allein Lauk-

hard hatte dafür gesorgt, daß sein Ruf schon über die Grenze des Vaterlandes hinausgedrungen war, und so blieb auch hier alle Mühe vergeblich.

Wie Laukhard selbst das ertrug? Je nun, mit dem heitersten Humor von der Welt. Er schmauste und zechte, spielte und wettete, solange er etwas hatte: und wenn er nichts mehr hatte, borgte er oder lag leichtfertigen Freunden auf der Tasche. Er selbst berichtet namentlich von einem Baron von F., der so recht ein Musterbild abgibt zu jenem leichtsinnigen, frivolen und dabei durch und durch liederlichen pfälzer Adel, wie wir ihn in der Einleitung dieses Aufsatzes geschildert haben. Laukhard selbst weiß das Kapitel, in welchem er diesen Baron von F. zum ersten mal einführt, nicht treffender zu überschreiben als: „Ein Schuft wird mein Patron". Und die nähere Schilderung beweist, daß das Wort, wie hart immer, doch in diesem Falle nicht zu hart. Hr. von F. war „zwar katholisch der Profession nach, aber seiner Praxis zufolge war er ein Freigeist; zwar mehr aus Leichtsinn und Spottsucht, wie viele dergleichen Helden, denn auch der Unglaube hat seine blinden Anbeter, als aus Grundsätzen. Dieser F. war ein eingemachter Wüstling, der ganze Tage bei Wein und in Gesellschaft feiler Dirnen, nach denen er ohne alle Delicatesse jagte, zubrachte. Zoten reißen und fluchen waren seine schönen Künste: und seine einzige Wissenschaft, da er von allen Kenntnissen entblößt war, bestand darin, daß er Tag und Nacht Mädchen nachlief. Sonst war er ein ganz guter Mensch, d. h. ganz so, wie wollüstige und kneipliederliche Leute zu sein pflegen: sie theilen mit was sie haben, und freuen sich, wenn sie für ihr Geld einen Cirkel gleichgesinnter Menschen errichten können, die ebenso ausschweifen und tolliren als sie." (I, 344 und 345.)

Die erste Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Exemplars hatte Laukhard zu einem Zeitpunkt gemacht, den er selbst zu den schrecklichsten seines Lebens rechnet. Mit unsaglicher Anstrengung, durch Benutzung aller möglichen Hintertreppen und Bestechungen, hatte sein Vater es durchgesetzt, daß er zu einer Conrectorstelle in Darmstadt (zum Theologen war und blieb er nun einmal verdorben) designirt wurde. Laukhard hatte schon das Decret des Landgrafen in der Tasche; es kam nur noch auf eine Prüfung an, die dem angehenden Conrector zwar auch sehr unerwartet und unangenehm kam, die er aber, von seiner Gelehrsamkeit überzeugt wie er war, auch wol noch zu überstehen hoffte. Aber die Sache fiel anders aus; Laukhard, gegen den eben damals wieder eine Masse der skandalösesten Gerüchte auftauchte, wurde zurückgewiesen.

Das kam denn doch selbst durch Laukhard's dicke Haut; es war die letzte Karte gewesen, auf die er seine Zukunft gesetzt und nun

war ihm auch diese fehl geschlagen. „Unstätt und flüchtig und fast wie Kain, durchirrte er aus Langeweile und Unlust gegen das Daheimsitzen die ganze umliegende Gegend.... Oft saß er ganze Nächte in den Bauernkneipen und räsonnirte mit den besoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten ihn immer gern schwatzen und da er in jener Gegend für einen Gelehrten passirte, so schätzten sich's fast alle für eine Ehre, wenn er bei ihnen saß und mit ihnen zechte. Dieses Betragen schwächte seinen Credit bei dem geistlichen Stande noch mehr und er sank so sehr in seiner eigenen Achtung, daß seine Freunde .... ihn oft und angelegentlich baten, anders und besser zu werden, wenigstens den Besuch der Wirthshäuser einzustellen. Allein es half nichts; er ästimirte sich selbst nicht mehr ..... seine Lebensart war anderer Natur und er ließ sich zu den gemeinsten Geschöpfen herab."

In dieser Lage also lernte er den Herrn von F. kennen. Das erste, wodurch er sich demselben empfahl, war, daß er sich ihm zum Unterhändler antrug bei einem hübschen Mädchen der Nachbarschaft, einer Predigerstochter, auf die der Baron sein Auge geworfen. Bald hatten die verwandten Seelen sich gefunden. Baron von F. nahm Laukhard völlig zum Gesellschafter und Vertrauten an, vielleicht auch nur zum Hanswurst und Agenten in jenen schmuzigen Geschäften, von denen wir soeben eine Probe gegeben. Genug, Laukhard lebte bei ihm herrlich und in Freuden. Er machte mit ihm kostspielige und abenteuerliche Reisen, bald nach Würzburg, bald nach Metz und Luneville. Ueberall waren die Hauptabsichten der Reisenden auf die rohesten Genüsse und Zerstreuungen gerichtet und Laukhard hatte Gelegenheit, sich eine Ortskenntniß in gewissen Sphären zu erwerben, die wahrhaft bewundernswerth genannt werden muß.

Mitunter freilich gab es auch nüchterne oder mäßige Augenblicke, in denen Laukhard in sich ging und an seine Zukunft dachte. Doch auch dafür wußte er Rath: einem so gereisten, so gewitzigten jungen Mann konnte es ja unmöglich fehlen und eine glückliche Heirath mußte früher oder später alles wieder ins Gleiche bringen. Noch zu Ende seines gießener Aufenthalts, noch während seines Verhältnisses zu Theresen, auf einer jener studentischen Reisen, von denen wir eben erzählt haben, hatte er große Lust verspürt, eine nicht mehr ganz junge, aber recht wohlhabende Brauers- und Bierschenkerswitwe, die sich in sein glattes Gesicht vergafft hatte, zu ehelichen, blos weil er da nichts hätte zu lernen und zu arbeiten brauchen („Lebensgeschichte", VI, S. 100 fg.): und es hatte des ganzen väterlichen Ansehens bedurft, um ihn von diesem — mindestens gesagt — sehr unjugendlichen Vorhaben zurückzubringen. Auch jetzt, trotz seines abscheulichen Rufes, hoffte er noch immer durch die Schürze sein Glück zu machen — und wenn nicht durch

die Schürze allein, nun gut, dann mochte die Kapuze helfen. Mitten aus dieser bodenlosesten Versunkenheit heraus scheute er sich nicht, noch einmal mit seiner ersten Jugendliebe, der Therese, anzuknüpfen; die Pfaffen ermunterten und versprachen wie ehedem, und Laukhard würde den entscheidenden Schritt ganz gewiß vollbracht haben, wenn nicht diesmal sein Patron, der Baron von F., sich dagegengesetzt hätte. Obwol selbst Katholik und ein dreifach gesottener Sünder, hatte er doch wenigstens noch so viel Ehrgefühl, um das Nichtswürdige eines Religionswechsels aus derartigen Motiven zu empfinden; er drohte seine Hand von Laukhard abzuziehen, wenn er das Project nicht aufgäbe — und Laukhard gab es auf.

Mittlerweile jedoch hatte die väterliche Sorgfalt noch immer nicht geruht. Zwar den verlorenen Sohn in der Pfalz oder in der Rheingegend unterzubringen, war keine Möglichkeit; aber war die Welt nicht weit? Konnte der Sohn sich nicht noch bessern? und in einer andern Gegend und unter fremden Menschen, die von seiner Schande noch nicht wußten, noch immer ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden?

Der Alte hatte also an den berühmten Semler nach Halle geschrieben, die Leuchte der damaligen lutherischen Theologie und zugleich eins der wohlwollendsten und reinsten Herzen, die jemals unter einem Professor- und Priesterkleide geschlagen. Seiner Aufsicht, seinem Rath wollte er den Misrathenen übergeben; an seiner Hand und unter seinen Augen sollte er ein neues Leben beginnen. Auch galt die Universität Halle schon damals als die beste Zucht- und Abrichteanstalt angehender Theologen; wenn Laukhard sich hier nicht besserte, so gab es für ihn überhaupt keine Besserung mehr auf Erden.

Semler hatte sich bereit erklärt; er hatte dem verdorbenen Candidaten sogar Wohnung und Tisch auf dem Waisenhause verschafft, wofür derselbe bei der lateinischen Schule Unterricht geben sollte. Im Herbst 1781 traf Laukhard in Halle ein; die väterlichen Ermahnungen Semler's und Nösselt's, der eben damals das Prorectorat verwaltete und ihn aufs neue unter die akademischen Mitbürger aufnahm, interessirten ihn nicht halb so viel als das Treiben der Studenten, das damals auch in Halle ziemlich roh und widerwärtig war. Er gibt in seiner „Lebensbeschreibung“, II, 103 fg., ausführliche Schilderung davon und stellt nicht uninteressante Vergleiche mit Gießen, Jena, Göttingen ꝛc. sowie mit dem benachbarten Leipzig an, die wir hier indeß übergehen müssen. Auch in Halle gab es damals berühmte und ausgezeichnete Lehrer, wenn auch nicht in der Zahl und der Gleichmäßigkeit wie in Göttingen; so Semler und Nösselt unter den Theologen, Nettelblatt und Woltär unter den Juristen, Goldhagen, Meckel, Sprengel unter den

Medicinern, Eberhardt, Karsten, Forster unter den Philosophen. Ein neues und besonders glänzendes Gestirn ging der Universität einige Jahre später (1783) in Friedrich August Wolf auf; die geniale Kraft dieses gewaltigen Mannes erzwang sich in kürzester Frist auch unter den halleschen Studenten, so wenig dieselben an diese Blitze des Genius und zugleich diese Strenge der Anforderungen gewöhnt waren, volle Anerkennung und brachte die philologischen Studien auf eine Höhe, die sie bis dahin kaum in Göttingen unter Heyne's ruhmvollem Scepter gehabt hatten. Den meisten Verkehr unterhielt Laukhard mit Semler; seine Schilderung von ihm ist nicht ohne Interesse, ja die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit dieses vortrefflichen Mannes leuchtet auch selbst noch durch die Uebertreibung hindurch, mit der Laukhard undankbar genug ist, seine kleinen Einseitigkeiten und Schwächen zu schildern.

Das ging nun die erste Zeit recht gut; Laukhard hörte fleißig Collegia, hielt seine Lectionen auf dem Waisenhause, veranstaltete Repetitorien für Studenten und hielt sich wenigstens äußerlich mit leidlichem Anstand; wurde er auch mitunter in schlechten Häusern betroffen oder gab sonst öffentliches Skandal, so war doch der ehrwürdige Semler ein milder und leichtgläubiger Richter und suchte auch das Schlimmste immer noch zu vertuschen und auszugleichen. Auf seinen Rath promovirte Laukhard zu Anfang 1783; nach damaliger Sitte erhielt er dadurch das Recht Vorlesungen zu halten, wiewol er sich zunächst nur auf die schon erwähnten Repetitorien sowie auf Lectionen in alten und neuen Sprachen, Geschichte rc. beschränkte.

Zur selben Zeit versuchte er sich auch als Schriftsteller. Schon 1780 hatte er in göttinger Verlag einige lateinische Gedichte und Epigramme erscheinen lassen; wir haben uns die kleine Schrift nicht verschaffen können, vermuthen jedoch, daß er weniger den Virgil oder Horaz als den Martial und Petronius sich wird zum Muster genommen haben. Ein paar Abhandlungen über den Pfalzgraf Ruprecht (1783) und Jordanus Brunus (1784) waren akademische Gelegenheitsschriften; ein „Abriß der römischen Geschichte“ (ebenfalls 1783) sollte ihm als Leitfaden bei seinen Vorlesungen dienen. Bedeutender, zwar schwerlich nach seinem innern Werth, wohl aber als Merkmal der Richtung, die seine Schriftstellerei inskünftige hauptsächlich annehmen sollte, war ein Roman, den er gleichfalls zu Ostern 1784 vollendete: „Baldrian Weitmaul“. Der Titel scheint hinlänglich zur Charakteristik des Buchs; es war eine plumpe Satire auf gewisse pfälzer Persönlichkeiten, durchwürzt mit Unflätereien und Plattheiten der gröbsten Art. Die Facultät, welche damals die Censur in Halle übte, nahm daher auch Anstoß, das Buch, das Laukhard für den Verlag eines halleschen Winkeldruckers geschrieben hatte, passiren zu lassen; man stellte ihm die Wahl, entweder sein

Manuscript zurückzuziehen, oder die beabsichtigten Vorlesungen aufzugeben, indem ein Mensch, der solche Bücher schreibe, nicht werth sei, Vorlesungen unter Autorität und gleichsam im Namen der Akademie zu halten.

Laukhard wollte weder das eine noch das andere, und hatte dabei allerdings das formale Recht auf seiner Seite. Dennoch mußte er sich zuletzt fügen, der Roman blieb ungedruckt; die vorgefallenen Zänkereien aber hatten, wie man sich denken kann, seiner Stellung zur Universität von vornherein eine solche Richtung gegeben, daß an ein vernünftiges Einverständniß und damit an eine ersprießliche Wirksamkeit gar nicht zu denken war.

Und auch Laukhard's persönliche Haltung war nicht geeignet, das Verhältniß zu verbessern. Kaum daß er den Magistertitel glücklich erlangt und sich damit von der Semler'schen Aufsicht und der Dienstbarkeit des Waisenhauses zu etwas größerer Selbständigkeit hinaufgearbeitet hatte, als er nicht nur das alte nichtsnutzige Leben frisch von vorn begann, sondern es auch ganz mit der alten Oeffentlichkeit und Frechheit betrieb. So leichtfertig ein großer Theil der halleschen Studenten auch lebte, so war es die Universität doch noch lange nicht, unter der die meiste Liederlichkeit grassirte: die meiste und größte Liederlichkeit im damaligen Halle herrschte unter dem kleinen Bürgerstande. Verdorben durch den leichten Verdienst, den die Studenten boten, ahmten dieselben nur das Rohe und Anstößige der akademischen Sitten nach; gleich den Studenten lagen sie von früh bis spät in den Wirthshäusern, rechneten es sich zur Ehre Schulden zu haben, und zur noch größern sie nicht zu bezahlen. Außerdem trug auch der Schmuggelhandel, der damals allgemein in Halle betrieben ward, von Bürgern wie Studenten, Männern wie Frauen, Greisen wie Kindern, nicht wenig zum sittlichen Ruin der Bevölkerung bei. Unmittelbar vor den Thoren der Stadt lag die kursächsische Grenze, die nächstgelegenen Dörfer, Passendorf, Reideburg, Schlettau &c., die damals die allgemeinen Vergnügungsorte für Bürger und Studenten waren, lagen bereits auf sächsischem Gebiet; Kaffee, Taback und andere Waaren, von der fast unerschwinglichen preußischen Steuer befreit, waren dort um ein Erkleckliches billiger, und niemand machte sich ein Gewissen daraus, beim Nachhausegehen über die Grenze zu paschen, was die Taschen halten wollten.

In diese Kreise gerieth Laukhard; es war derselbe Zug der Eitelkeit und Renommisterei, der ihn früher zum Mentor der betrunkenen pfälzer Bauern gemacht hatte, und der zur selben Zeit auch Bahrdt an ganz ähnlichen Umgang kettete. Denn auch dieser lebte damals bekanntlich in Halle und trieb es, wenn nicht ganz so auffällig, doch in der Hauptsache nur wenig besser als Laukhard. Seltsamerweise jedoch

standen die beiden verlumpten Genies in keinem Verkehr miteinander, im Gegentheil sie vermieden sich, und bald sollte es sogar zur literarischen Fehde zwischen ihnen kommen. Doch davon später.

Laukhard's Lage wurde immer unerträglicher. Die Schulden häuften sich, niemand wollte ihm mehr leihen, selbst den braven Semler hatte er schon angeborgt; der Vater, vermuthlich durch Semler von seinem Rückfall in Kenntniß gesetzt, wollte nichts mehr von ihm wissen. Auch sein Bruder, der vor kurzem erst in Halle studirt und seine Fahrten getreulich mitgemacht hatte, zog sich von ihm zurück. Laukhard wußte nicht mehr aus noch ein; schon hatte er anvertrautes Geld unterschlagen, nicht mehr blos Verachtung und Schande, sondern auch die Strafe klopfte bereits an seine Thür.

Es war gerade in den Weihnachtstagen 1783. In dumpfer Verzweiflung lief Laukhard aus einem Wirthshaus ins andere, stürzte sich aus einem Rausch in den andern. Aber doch wurde er wieder auf Augenblicke nüchtern und die entsetzliche Frage: was nun? über die er sich in der Pfalz so leichtsinnig hinweggesetzt hatte, stand aufs neue in fürchterlicher Nacktheit vor ihm. In der ganzen weiten Welt hatte er keinen Menschen mehr, zu dem er seine Zuflucht nehmen konnte; schon hatte er seine Garderobe verkauft, sodaß er nichts mehr besaß, als was er auf dem Leibe trug; es fehlte ihm an Wäsche und sogar an Stiefeln; von Hause kein Brief, trotz seiner flehendsten Bitten und obwol es Weihnachten war — —

Wohlan denn: ein Ausweg stand noch immer offen — die Flucht? Aber ohne Geld, ohne Paß, aus einer damals wohlbewachten Stadt, wohin hätte er fliehen wollen?! Es gab damals noch keine Eisenbahnen, die den Bankrottirer oder Verbrecher im Nu für ein Geringes an die Küste bringen, und auch die Dampfschiffahrt nach Amerika war noch nicht erfunden....

Also vielleicht der Tod? der Tod durch eigene Hand?! Aber ein Mensch von der sittlichen Auflösung wie Laukhard fand selbst zu diesem äußersten Schritt der Feigheit nicht mehr den Muth in sich; wer mit sechzehn Jahren den Glauben abschwören und mit neunzehn eine alte Witwe zu heirathen sich entschließen kann, blos um sich ein gemächliches Leben zu bereiten, der wirft dies Leben nicht von sich, auch wenn er mit fünfundzwanzig am Bettelstabe steht.

Nein, Laukhard wählte einen andern Ausweg, der damals freilich in den Augen der Mehrzahl schlimmer war als Flucht oder Tod durch eigene Hand: — er ging unter die Soldaten.

Literatur und Kunst.

Jüdische Märtyrer aus alter und neuer Zeit.

Von J. M. Kayserling in Berlin, einem jüdischen Gelehrten, der bereits manchen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte seiner Glaubensgenossen besonders auf wissenschaftlichem Gebiete geliefert hat und dem die Leser auch bereits zu verschiedenen malen als Mitarbeiter dieser Zeitschrift begegnet sind, erschien soeben „Ein Feiertag in Madrid. Zur Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden" (Berlin, Springer). Ein eigenthümlicher Zufall hat es gefügt, daß das Schriftchen gerade in denselben Wochen ans Licht getreten ist, wo im preußischen Abgeordnetenhause die bekannten Debatten über die politische Stellung der Juden und deren Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit den Christen stattfanden. Schade, daß es schwerlich in die Hände der Herren Abgeordneten gedrungen ist; die Anhänger des mittelalterlichen Hepphepp, welche bei dieser Gelegenheit im Schose des preußischen Parlaments auftraten und unter dem Deckmantel des „christlichen Staates" der Humanität und Bildung des 19. Jahrhunderts ins Antlitz schlugen, hätten daraus lernen können, zu welchen furchtbaren Consequenzen es führt, wenn der Staat sich zum Organ religiöser Unduldsamkeit macht oder wenn überhaupt einmal der Grundsatz zugelassen wird, als könne und dürfe, ja vielleicht als müsse ein Mensch seines abweichenden Glaubens halber verfolgt und zur Rechenschaft gezogen werden. Die Judenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts in Spanien und Portugal bilden eins der dunkelsten und blutigsten Blätter der neuern Geschichte; unsere deutschen Hexenprocesse, welche die katholischen Geschichtschreiber uns Protestanten gern so hoch anrechnen, werden dadurch mehr als aufgewogen. Eins dieser düstern und blutbefleckten Blätter wird in dem obengenannten Schriftchen vor uns entrollt; der „Feiertag in Madrid", den der Verfasser uns schildert, ist eine jener Schreckensscenen, an welchen die neuere Geschichte Spaniens und Portugals so überaus reich ist, eins jener Glaubensfeste, jener Auto da Fés, wie sie ehedem auf der unglücklichen Halbinsel abgehalten wurden zum Ruhm der Kirche und zum Jammer der Menschheit. Das Auto da Fé, das die aus schwerzugänglichen Quellen geschöpfte sorgfältige und lebenswahre Schilderung des Verfassers uns hier gleichsam miterleben läßt, fand am 30. Juni 1680 unter der Regierung König Karl's II. von Spanien statt. Karl II., der Sohn Philipp's IV. und der lebenslustigen, aber frömmelnden Erzherzogin Maria Anna von Oesterreich, war ein durchaus schwacher, unfähiger Fürst; schon mit 19 Jahren war er verbraucht und hinfällig wie ein abgelebter Greis. Aber desto größer war sein religiöser Fanatismus, desto blinder der Gehorsam, den er der Kirche und ihren Werkzeugen zollte. Diesen Gehorsam zu bezeugen und den Eifer, den er der heiligen Sache seines Glaubens widmete, im hellsten Lichte leuchten zu lassen, veranstaltete er an dem genannten Tage ein Auto da Fé, das zu den größten und prächtigsten gehört, welche in den Jahrbüchern der Inquisition verzeichnet stehen. Unserm heutigem Gefühl fällt es schwer zu begreifen, wie man nur überhaupt den gewaltsamen Tod eines Mitmenschen zu einem Festtag machen kann; noch

unbegreiflicher ist es uns, welche Veranlassung König Karl II. zur Veranstaltung dieses Auto da Fé bestimmte. Dasselbe gehörte nämlich mit zu den Feierlichkeiten, durch welche der zwanzigjährige Fürst seine Vermählung mit einer französischen Prinzessin, der „jungen, liebenswürdigen, sanften und geistreichen“ Maria Luise von Bourbon, der Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, verherrlichte. Schon war der Becher der Freude fast geleert, Theater und Schauspiele, Hoffeste und Bälle, Turniere und Kampfspiele hatten sich gedrängt in buntem Wechsel, die junge Königin war festesmüde — da blieb noch eins übrig, die erfreuliche Begebenheit zu feiern und die junge Königin auf spanischem Boden zu bewillkommnen: ein Auto da Fé, eine Hinrichtung in Masse, ein Brandopfer, bei welchem die Scheiterhaufen der unglücklichen Juden als Hochzeitsfackeln in die Höhe loderten! Man denke nur diese Zusammenstellung: ein zwanzigjähriger König als Bräutigam, eine junge fremde liebenswürdige Fürstin, gewöhnt an den feinen Ton und den zierlichen Geschmack des damaligen französischen Hofes, ein fürstliches Beilager, umjauchzt von den Hoffnungen eines treuen und ritterlichen Volks, und zu alledem als letztes und äußerstes Prachtstück der Hochzeitsfestlichkeiten, gleichsam als letzter Trumpf, den die Macht und Herrlichkeit der spanischen Krone bei dieser Gelegenheit auszuspielen vermag, die blutigen Flammen des Scheiterhaufens und das Angstgeheul und die Todesseufzer einiger Dutzend zum Brandpfahl verurtheilter Juden! Meint man sich nicht in die Zeiten eines Nero zurückversetzt, der Christen, mit Werg und Pech umwickelt, bei lebendigem Leibe als Fackeln bei seinen kaiserlichen Gartenfesten verbrennen ließ? Und was ist zu halten von einem Christenthum und einer christlichen Kirche, welche Greuel dieser Art nicht allein zuließ, sondern sie sogar gebot und die Veranstalter mit dem Heiligenschein religiösen Verdienstes krönte?!

Freilich waren neben dem religiösen Fanatismus auch noch andere minder heilige Motive mit im Spiel: die Juden waren schon damals berufen wegen ihrer Reichthümer und so waren auch diese Scheiterhaufen, mit denen Karl II. die unglücklichen Bekenner des Alten Bundes verfolgte, zugleich eine Art von Goldschmelze, den erschöpften Staatsschatz des Königs zu füllen. „Karl“, sagt der Verfasser S. 6, „wollte Confiscationen, seinen leeren Staatsschatz mit dem Vermögen der verbrannten und des Unglaubens wegen bestraften Juden füllen, wollte durch Scheiterhaufen die im Lande ansässigen Judaisirenden, welche er nicht missen konnte, bewegen, ihm freiwillig schweres Geld zu bringen.... Es war ein Glaubensact; die finanziellen Bestrebungen versteckten sich unter den Deckmantel des Glaubens.“ Auch kann man den König nicht damit entschuldigen, daß er nur einen Irrthum seiner Zeit getheilt und nur wiederholt und mitgemacht habe, was von andern vor und neben ihm geschah. Allerdings war es auch schon früher am spanischen Hofe vorgekommen, daß fürstliche Hochzeiten und ähnliche festliche Gelegenheiten mit Auto da Fés begangen worden; als die junge Tochter Heinrich's II. von Frankreich 1560 nach Toledo kam, veranstaltete die Stadt als Hochzeitsfeier ein Auto da Fé, und bei Gelegenheit der Niederkunft Elisabeth's von Bourbon wurde in Madrid am 4. Juli 1632 der Scheiterhaufen für die Juden angezündet. Allein seitdem waren 48 Jahre vergangen, ohne daß, wie der Verfasser sich ausdrückt, „in Spaniens Hauptstadt die Flammen

der inquisitorischen Brandstätten und das Wehgeschrei der geopferten Juden gen Himmel gestiegen wären" und erst Karl II. — über dessen Leichenbefund, als er endlich zwanzig Jahre später zu seinen Vätern versammelt ward, der damalige englische Gesandte in Madrid wörtlich berichtete: „Das Herz des Königs war nicht größer als ein Taubenei und weich wie naßgewordene Kreide" — erst diesem so herzlosen wie schwachsinnigen Könige war es vorbehalten, das Publikum von Madrid mit diesem furchtbaren Schauspiel wieder bekannt zu machen.

Dasselbe verlief mit höchster Regelmäßigkeit und Feierlichkeit, wie ein richtiges Schauspiel eben verlaufen muß. Sobald der König seinen Beschluß gefaßt hatte, zog die Inquisition ihre grüne Fahne auf, die verschiedenen Inquisitionsgerichte des Landes wurden von der bevorstehenden Festlichkeit in Kenntniß gesetzt und aufgefordert, die vorräthigen Verbrecher ja bei Zeiten nach Madrid abzuliefern, die Minister und sonstigen Würdenträger der Krone aber sowie die fremden Gesandten wurden beordert und eingeladen, sich am bestimmten Tage in der Residenz einzufinden. Einen Monat zuvor, am 30. Mai, am Himmelfahrtstage, wurde das bevorstehende Fest öffentlich und feierlich verkündigt; ein Zug von 150 Geistlichen, alle zu Roß und in prächtigstem Schmucke, ritt durch die Straßen der Hauptstadt und verkündete auf den Plätzen derselben das bevorstehende Blutgericht. Noch weit prächtiger war der Zug, mit welchem vier Wochen später dieses selbst eröffnet ward. Hundert Kohlenbrenner, mit Piken und Musketen bewaffnet, eröffneten denselben einem alten Vorrecht gemäß; die ersten Edelleute des Reichs hatten sich ihnen angeschlossen. Die Reihe der Opfer begann mit 34 Bildern in Lebensgröße, getragen von den Henkern des Gerichts; es waren die Bildnisse solcher Juden, die sich entweder durch die Flucht gerettet hatten oder die während der Untersuchung im Gefängniß gestorben waren; die Ueberreste der letztern waren wieder ausgegraben worden und wurden von Dominicanermönchen in kleinen Särgen zur Seite des Zuges getragen. Dann erschienen 54 „Reos Judicantes con sambenito": das waren reuige Juden, denen die Todesangst das Versprechen abgepreßt hatte, ihrem Glauben zu entsagen und die christliche Kirche zu verehren; ihre Kleider sowie ihre hohen Mützen waren mit Kreuzen und Schlangen verziert, während sie in der Hand ein brennendes Wachslicht trugen. Endlich nahten auch diejenigen, welche entschlossen waren, die Treue und Festigkeit ihres Glaubens durch den martervollsten Tod zu besiegeln. Darunter ein noch nicht siebzehnjähriges junges Mädchen; als dasselbe die Königin erblickte, die an der Seite ihres Gemahls dem furchtbaren Schauspiele beiwohnte, auf einem prächtigen Gerüste, zu dessen beiden Seiten die unschuldigen Kinder der dem Tode Geweihten aufgestellt waren, gezwungen, die Hinrichtung ihrer Aeltern mit anzusehen, um demnächst wider ihren Willen zu Christen erzogen zu werden — als das junge Mädchen, sage ich, sich der Königin näherte, wagte sie es, sie anzureden und ihre Gnade anzuflehen. Das Judenmädchen war, wie der Berichterstatter hinzusetzt, „von wunderbarer Schönheit"; die Königin wandte ihr einen mitleidigen Blick zu, ihr Auge füllte sich mit Thränen, aber sie mußte dieselben zurückdrängen, damit ihr königlicher Gemahl sie nicht bemerkte, und ungehört und ungetröstet wankte das unglückliche Mädchen weiter. Ein anderer der zum Tode Verurtheilten, der während seines mehr-

jährigen Kerkerlebens das Sonnenlicht nicht geschaut hatte, rief, da er es auf seinem letzten Gange zum ersten mal wieder erblickte, voller Entzücken aus: „Wie ist es möglich, daß Menschen, welche diese herrliche Sonne betrachten, noch ein anderes Wesen als das verehren, von dem sie geschaffen worden!" Aber bei alledem blieb König Karl, der getreue Zögling der Inquisition, ungerührt; volle vierzehn Stunden, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wohnte er dem Feste ununterbrochen bei, ohne sich nur eine Minute Erholung zu gönnen oder die geringste Erfrischung zu sich zu nehmen. Als endlich die Abendmesse abgehalten, die Absolution ertheilt und der verhängnißvolle Moment gekommen war, ergriff der König selbst eine Fackel und zündete mit höchsteigener Hand den Scheiterhaufen an, auf welchem die Juden in Asche verwandelt werden sollten. „Die ganze Stadt", erzählt der Verfasser Seite 35, „war hell erleuchtet: eine solche Illumination war in Spaniens Königsstadt seit vielen, vielen Jahren nicht gesehen worden. Die Flammen des Scheiterhaufens schlugen lichterloh gen Himmel und unter Jubel und Freudengeschrei der wilden Menge bestiegen die Juden, die Nachtzeit als ihren ersten Morgen begrüßend, in jugendlicher Frische das Feuergerüst!" Die unglücklichen Opfer selbst starben mit bewunderungswürdigem Muthe: „mehrere stürzten sich selbst in die Flammen, andere ließen sich erst die Hände, dann die Füße abbrennen und ertrugen alles mit einer Ruhe, welche selbst den König erschütterte und ihn bedauern ließ, daß so feste Seelen, Menschen von solcher Energie nicht das Licht des Glaubens in sich aufnehmen wollten" (S. 39).

Solche Glaubensfeste werden nun freilich heutigen Tags nicht mehr veranstaltet: allein die geistigen und moralischen Martern, denen Bosheit und Unverstand das Volk der Juden unterwirft, sind damit noch keineswegs beendet. Kann man sie nicht mehr uns Leben bringen, so sucht man sie doch wenigstens um ihr angeborenes menschliches Recht zu verkürzen; werden keine Scheiterhaufen mehr angezündet, so schürt man dafür das Feuer des Spottes und des Hasses, das kaum minder empfindlich brennt als jene leiblichen Flammen. Es ist wahr, daß die Juden in vielen Fällen das Unrecht, das ihnen widerfährt, reichlich zurückgeben und daß der entsittlichende Einfluß, den Knechtschaft und Unterdrückung überall ausüben, sich auch in Betreff der Juden vielfach äußert. Doch sollte das, richtig verstanden, nur ein desto größerer Antrieb sein, den Juden vollständige Gleichberechtigung zu gewähren und den letzten Schatten bürgerlicher Unfreiheit von ihnen zu entfernen. Leider geschieht nur allzu häufig das Gegentheil; noch alle Tage müssen wir es erleben und selbst in den eingangs erwähnten Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses zeigte es sich wiederum, wie man vielmehr bemüht ist, die den Juden gewährten Rechte nachträglich durch allerhand Zweideutigkeiten und Spitzfindigkeiten wieder zu beschränken; selbst der entschieden ausgesprochene Wille wohlmeinender und erleuchteter Regenten ist nicht überall im Stande, das alte Vorurtheil zu brechen, und wie König Karl von Spanien, als Diener der Inquisition, sich herabließ, in eigener Person den Henkersknecht zu spielen, so werden noch heute die humanen und wohlwollenden Absichten der Regierenden durch die Unredlichkeit und die Habsucht ihrer Diener gekreuzt und hintertrieben. Ein denkwürdiges

Beispiel dafür bietet die soeben bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienene „Beleuchtung eines ministeriellen Gutachtens über die Lage der Juden im Königreich Polen. Veranlaßt durch kaiserlichen Willen und büreaukratische Willkür". Es wird darin ein Gutachten mitgetheilt, welches die königlich polnische Commission (Ministerium) des Innern in Bezug auf die Judengesetzgebung im Königreich Polen entworfen und dem Administrationsrath zur Bestätigung vorgelegt hat. Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Gutachtens erfahren wir in der Einleitung Folgendes. Im Jahre 1847 hatte das bekannte Haupt der englischen Judenschaft, Sir Moses Montefiore, sich beim Kaiser Nikolaus für seine Glaubensbrüder in Rußland und Polen verwendet, infolge dessen der ehemalige Staatsminister Turkull ein im Geiste der Humanität geschriebenes Memoire entwarf, das jedoch bis vor kurzem unbeachtet in den Archiven lag. Veranlaßt nun durch dieses Memoire, ferner durch Artikel in den ausländischen Zeitungen vom Jahre 1856, in welchen die traurige Lage der Juden im russischen und speciell im polnischen Reiche wiederholt besprochen wurde, hat das Comité für jüdische Angelegenheiten in Petersburg im Jahre 1857 die königlich polnische Regierung davon in Kenntniß gesetzt, daß es der allerhöchste Wille des Kaisers sei, die in Polen existirenden Judengesetze mit den in Rußland jetzt gültigen Bestimmungen sowie mit denen, die noch in der Folge auf die Vorschläge des Comité dort edirt werden dürften, in Einklang zu bringen, und daß demnach die warschauer Regierung ihr Gutachten darüber abgeben möge, inwiefern die betreffenden Gesetze eine Veränderung möglich oder nothwendig machten. Demzufolge ward in Warschau ein Ausschuß ernannt, zu welchem jedes Ministerium ein Mitglied lieferte und so entstand eine Arbeit, welche den Forderungen der Zeit und den edelherzigen Absichten Kaiser Alexander's II., wie der ungenannte Herausgeber sich ausdrückt, „einigermaßen Rechnung trug und den polnischen Juden eine Linderung ihres elenden Geschicks in Aussicht stellte". Allein gerade diese Linderung war es, was die russische Büreaukratie nicht wollte und was sie, selbst dem allerhöchsten Wunsch des Kaisers gegenüber, aus allen Kräften zu verhindern suchte. Die Denkschrift des Ausschusses wurde deshalb unter nichtigen Vorwänden cassirt und dieser selbst aufgehoben; statt seiner nahm die Commission des Innern selbst die Sache in die Hand, indem sie einen neuen Entwurf lieferte, welcher (wir bedienen uns wieder der Worte des Herausgebers) „die ganze Büreaukratie in ihrer Willkür, in ihrer moralischen Gesunkenheit und in ihren mittelalterlichen Anschauungen über Staatsökonomie in Form und Inhalt bekundete". Von diesem Entwurf oder wie der eigentliche Titel lautet: „Uebersicht der im Königreich Polen über Juden bestehenden Vorschriften, im Vergleich mit den in dieser Hinsicht im Kaiserreich herrschenden Gesetzen; sowie Bemerkungen über die Billigkeit oder Unbilligkeit der jetzigen Verwaltung jüdischer Angelegenheiten in Polen" erhalten wir in der vorliegenden Schrift einen vollständigen Abdruck, begleitet von Randbemerkungen, welche das Thörichte und Widersinnige der „Uebersicht" in zum Theil sehr scharfer Fassung hervorheben. Auf das Einzelne näher einzugehen, ist hier nicht der Ort und begnügen wir uns daher, im allgemeinen auf die Schrift aufmerksam zu machen und sie allen denjenigen,

welche sich für die Lage der Juden sowie überhaupt für das Schicksal der russischen Reformversuche interessiren, als eine ebenso lehrreiche wie anregende Lectüre zu empfehlen. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

8. April 1859.

NO. Damit Sie sehen, daß die Besserung, die ich Ihnen neulich gelobte, nicht blos in Worten besteht, greife ich heute schon wieder zur Feder. Im Hause der Abgeordneten findet eben die Debatte über den neuen Ehegesetzentwurf statt; der Zudrang ist ungemein, das Interesse außerordentlich und so liegt für mich die Versuchung nahe, Sie einmal einen Blick in unser gegenwärtiges parlamentarisches Treiben thun zu lassen. Doch erinnere ich mich, Ihnen schon in meinem vorletzten Briefe einen etwas ausführlichern Bericht über unsere geselligen und künstlerischen Zustände versprochen zu haben und so mögen die Kammerdebatten, über die Sie ja täglich durch die Zeitungen unterrichtet werden, sich noch einige Zeit gedulden.

Ich schrieb Ihnen neulich, daß unser geselliges Leben sich in diesem Winter ungewöhnlich einförmig und nüchtern gestaltet habe. Auch der Verlauf unsers sogenannten Carnevals hat diese Erfahrung bestätigt. Zwar die Subscriptionsbälle im Opernhause bewährten bis zum Schluß jene Anziehungskraft, die ich Ihnen in einem frühern Briefe schilderte. Desto matter und langweiliger waren die sonstigen öffentlichen Lustbarkeiten; es hatte wirklich den Anschein, als ob der Ernst der Zeiten, den man sonst hier so eifrig ist zu leugnen, sich gerade da am fühlbarsten machte, wo man es am allermeisten auf Scherz und Heiterkeit abgesehen hatte. Eine Ausnahme bildete das von dem bekannten Schauspieler Hrn. Ascher veranstaltete Narrenfest bei Kroll; doch war es eine Ausnahme, auf die man lieber verzichtet hätte. Hier war allerdings von ernster Stimmung nichts zu spüren, selbst der sehr gerechte Unwille, der durch die Art und Weise hervorgerufen ward, wie die Unternehmer des Festes sich ihrer Aufgabe entledigt, namentlich in ökonomischer Hinsicht, äußerte sich nur mit lachendem Munde. Es gab also allerdings des Jubels und der Tollheit genug, nur trug dieselbe leider zu sehr jenen eigenthümlich berlinischen Charakter, den der Berliner selbst nicht schlagender zu bezeichnen vermag als mit dem Namen des „höhern Blödsinns". Dieser „höhere Blödsinn" ist in der That sowol in ästhetischer wie in moralischer Beziehung ein sehr niedriges Gewächs. Schon den einzelnen Menschen erkennt man mit ziemlicher Sicherheit sowol an der Art und Weise wie, als an den Gegenständen über die er lacht, und auch für die Charakteristik einer ganzen Bevölkerung ist es gewiß nicht unwichtig, welche Art des Scherzes sie liebt und wohin der Flügel bacchischer Trunkenheit sie zu tragen pflegt. Bei uns in Berlin ist das ein sehr wüstes und sehr unsauberes Gebiet. Der richtige Berliner, so was der Berliner „wir Mädchen unter uns" nennt, kann nicht von Herzen vergnügt sein und fühlt sich von

seiner eigenen Freude nicht befriedigt, erstens solange er nicht unanständig sein kann und zweitens solange in dem Scherz noch irgendein Funke menschlichen Verstandes und menschlicher Bildung aufblitzt; nur wo er sich über alle Schranken des Anstandes und der guten Sitte hinwegsetzen darf oder wo der Humor die Maske grinsenden Blödsinns annimmt, nur da erst fühlt er sich wohl, da erst ist er in seinem Esse, da „amüsirt er sich jöttlich". Erscheint Ihnen dies Urtheil zu hart, so besuchen Sie nur einmal die Vergnügungsorte, auf denen unsere lebenslustige Jugend, insbesondere die Jugend unsers Mittelstandes sich umherzutreiben und auf denen sie den Gipfel ihrer Genüsse zu finden pflegt. Die „anständigen" Lokale machen hier in der Regel bald Bankrott, ja es gibt, von den geschlossenen Gesellschaften abgesehen, beinahe kein Lokal hier, das für Tanzvergnügungen und ähnliche Lustbarkeiten geöffnet wäre und in das Sie z. B. Ihre Frau oder Ihre erwachsenen Töchter mitnehmen könnten, Sie müßten denn etwa Fremde sein, die in diesem Punkt eine etwas laxe Moral haben und unter dem Deckmantel der Neugier und des culturhistorischen Zwecks sich manches gestatten, worauf der gesittete Berliner nothgedrungen verzichtet. Auch das Ascher'sche Narrenfest soll (denn gottlob! als Augenzeuge spreche ich diesmal nicht) jenen cynischen Charakter, den alle öffentlichen Vergnügungen hier so leicht annehmen, in hohem Grade an sich getragen haben. Eine politische Farce, die bei dieser Gelegenheit zur Aufführung gelangte, soll sogar Veranlassung zu einem diplomatischen Notenwechsel gegeben haben und dürfte wol mit der Grund sein, weshalb einigen andern Unternehmern, die ähnliche Feste veranstalten wollten, die dazu erforderliche polizeiliche Erlaubniß versagt worden ist. An wirklicher Lustigkeit hat unser Carneval darüber nichts eingebüßt, höchstens sind einige saure Heringe weniger verzehrt worden...

Auf unserer Hofbühne hat sich Unerhörtes zugetragen: sie hat im Laufe von vier Wochen drei neue Stücke zur Aufführung gebracht, darunter sogar — hören und staunen Sie! — eine neue Oper. Dieselbe führt den Titel „Die Braut des Flußgottes" und ist von Hrn. Conradi componirt, einem rüstigen Musiker, der als Musikdirector beim hiesigen Wallner'schen Theater angestellt ist. In dieser Stellung hat Hr. Conradi ein sehr glückliches Talent im Arrangiren von Couplets und andern ähnlichen Musikstücken bewiesen; die Melodien vieler unserer beliebtesten modernen Gassenhauer, alle jene witzig sein sollenden musikalischen Einfälle, mit denen unsere Helmerding und Genossen das Publikum entzücken, sind von ihm theils erfunden, theils wenigstens eingerichtet. Durch diese Compositionen hat Hr. Conradi sich eine gewisse Popularität beim hiesigen Publikum erworben und gewiß hat dieselbe mit dazu beigetragen, ihm den sonst so schwierigen und dornenreichen Weg auf die Breter unsers Opernhauses zu eröffnen. Doch hat sich bei dieser Gelegenheit wieder recht gezeigt, welch ein Unterschied es ist, gelegentlich einmal einen guten Einfall haben und ein wirkliches in sich abgeschlossenes Kunstwerk erschaffen. An guten musikalischen Einfällen ist Hr. Conradi nicht eben arm, allein eine Oper vermag er darum doch noch nicht zu componiren; „Die Braut des Flußgottes" enthält einige hübsche Melodien in jener leichten, freilich auch etwas trivialen Manier, in welcher der Componist zu Hause ist. Doch fehlt es dem Werk ebenso sehr an musikalischem Stil wie an dramatischem Leben und der Text,

den sich, wenn ich nicht irre, der Componist selber zurecht gemacht hat, trägt noch dazu bei, den Eindruck des Fragmentarischen, Zusammenhangslosen, den das Ganze hervorruft, zu vermehren. Demgemäß war auch die Aufnahme beim Publikum nur ziemlich kühl; selbst die zahlreichen Freunde, die Hr. Conradi in hiesiger Stadt besitzt und die sich denn auch alle richtig eingefunden hatten, vermochten dem Stücke nicht mehr als einen dürftigen succès d'estime zu verschaffen und auch dieser, fürchte ich, wird sich sehr bald abgenutzt haben.

Noch ungünstiger war der Erfolg der beiden andern Neuigkeiten, welche dem recitirenden Drama angehörten: Wilhelm Jordan's „Witwe des Agis" und „Auf der hohen Rast", dramatisches Gemälde von Robert Griepenkerl, dem Verfasser des „Robespierre" und der „Girondisten". Gegen die „Witwe des Agis" hat sich das hiesige Publikum sehr streng benommen; das Stück ist vollständig durchgefallen und zählt in diesem Augenblick schon zu den Leichen, denen kein Morgen der Auferstehung mehr tagt. Einigen Antheil an diesem unglücklichen Erfolge hat gewiß der Umstand, daß das Stück seit vielen Monaten auf dem Repertoire stand, bevor es endlich zur Aufführung gelangte. Frische Fische, gute Fische; es ist einer dramatischen Neuigkeit niemals gut, wenn das Publikum allzu viel Zeit gewinnt, sich zum voraus ein Urtheil darüber zu bilden, und wenn der Neuigkeit dann noch von auswärts ein so wenig empfehlender Ruf vorausgeht, wie es bei der „Witwe des Agis" der Fall war, so ist sie gerichtet, noch bevor sie das Licht der Lampen erblickt. Das Jordan'sche Trauerspiel besitzt unleugbar einige Vorzüge, durch die es die Mehrzahl dessen, was sonst wol heutigen Tags für das Theater geschrieben wird, überragt; der Verfasser gibt sich überall als ein Mann von Bildung und ernstem Streben zu erkennen, er verfolgt eine gewisse allgemeine Idee und auch die Sprache übertrifft bei weitem das herkömmliche Mittelgut unserer Bühnenfabrikanten. Allein bei alledem hat das Stück einen großen, einen unverzeihlichen Fehler — es ist langweilig, so langweilig, daß die Zuschauer schon im zweiten Acte in eine Art lethargischen Starrkrampfs geriethen, aus dem sie sich zum Schluß nur durch ein ironisches Gelächter wieder herausreißen konnten, was freilich in den Ohren des Dichters und seiner Freunde sehr übel geklungen haben muß. Nicht viel günstiger war die Aufnahme, welche dem „dramatischen Gemälde": „Auf der hohen Rast" zu Theil ward. Der Dichter ist darin vollständig herabgestiegen von jenem überprächtigen Kothurn, auf dem er in seinen frühern politischen Dramen wandelte, aber nur um in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen; das Stück ist über die maßen trivial, aller eigentlichen Handlung entbehrend, besteht es nur aus einer Reihe lose verbundener Scenen, die ohne allen innern organischen Zusammenhang sind; statt der dramatischen Effecte sucht der Verfasser lediglich durch theatralische Mittel zu wirken, Decorationen, Costüme, künstliche Beleuchtung, einfallende Musik ꝛc. müssen die fehlenden poetischen Motive ersetzen, es ist eine Birch-Pfeifferei im Bergmannsschurz und wie wir von Frau Birch-Pfeiffer Stücke haben, die ihr Glück nicht sowol den darin vorkommenden Rollen als den prächtigen Costümen verdanken, in denen die Schauspielerinnen darin auftreten, so hat auch an diesem Griepenkerl'schen Drama der Decorateur und der Theaterschneider mehr Antheil als der Poet. Der hiesigen Aufführung ge-

reichte es zum Vortheil, daß Ausstattung und Inscenirung in der That vortrefflich waren, wie unsere Intendanz denn überhaupt eine eigenthümliche Geschicklichkeit darin besitzt, mittelmäßige, ja schlechte Stücke vortrefflich auszustatten, während die Meisterstücke unserer classischen Dichter meistentheils in echten Bettleranzügen daherschleichen. Doch wird dieser Reiz der Ausstattung schwerlich genügen, dem Griepenkerl'schen Stück ein längeres Leben zu verschaffen und hat somit die Zahl jener dramatischen Nieten, in deren Ziehung unsere Intendanz ebenfalls eine so merkwürdige Virtuosität besitzt, sich wiederum um eine vermehrt.

Unsere Vorstadttheater haben gleichfalls nichts von durchgreifender Wirkung gebracht. Hr. Wallner ist zwar noch immer unermüdlich in Vorführung zahlloser Novitäten, doch ist bisjetzt noch keins jener Zugstücke darunter gewesen, mit denen seine Unternehmung bisher soviel Glück hatte und muß er daher noch immer von Zeit zu Zeit zu dem „Gebildeten Hausknecht" und „Berlin wie es weint und lacht" zurückgreifen: zwei unaussprechlich erbärmliche Possen, von denen gleichwol die letztere bereits nahe an 200 male gegeben ward. In der Friedrich-Wilhelmsstadt spielt seit einigen Wochen der berühmte londoner Mime Phelps mit einer englischen Gesellschaft. Hr. Phelps, die Seele des Ganzen und in England selbst anerkannt als einer der vorzüglichsten Shakspearespieler unserer Tage, ist bisjetzt als Othello, König Lear, Hamlet, Shylock und Macbeth aufgetreten. Ich selbst habe ihn nur in der zweiten der genannten Rollen gesehen und muß allerdings bekennen, daß, hat man einmal gewisse Sonderbarkeiten des Vortrags überwunden, namentlich eine gewisse einförmige Rhetorik, die jedoch mehr eine nationale Eigenthümlichkeit als ein Fehler des Darstellers zu sein scheint, sein Spiel große und erschütternde Momente darbot. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß ich nicht in einem einzigen Moment so ergriffen und so mit fortgerissen worden bin wie etwa von Ludwig Devrient oder Eßlair in derselben Rolle. Die hiesige Journalistik, die ja bekanntlich für die englische Allianz schwärmt, hat auch den englischen Mimen mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und wird Hr. Phelps sich jedenfalls über eine zu geringe Einnahme an Zeitungsruhm nicht zu beklagen haben. Mit besonderm Lobe muß noch anerkannt werden, daß die Schauspieler, in deren Gesellschaft Hr. Phelps auftritt, bei weitem besser sind als z. B. die Bande, mit welcher die Rachel umherzog; die Vorstellungen gewinnen dadurch eine Rundung und Vollständigkeit, die den Eindruck des Ganzen weit über den der bloßen Curiosität erhebt. Gleichzeitig spielt im Concertsaale des Königlichen Schauspielhauses eine französische Schauspielertruppe, sodaß es uns also wenigstens an Mannichfaltigkeit der dramatischen Genüsse nicht fehlt. Doch ist die französische Truppe höchst unbedeutend, die Preise sind übermäßig hoch, das Lokal unbequem und der Besuch daher nur sehr spärlich.

Auch unsere Concertsaison ist diesmal nicht so ergiebig gewesen wie wol in frühern Jahren. Von fremden Virtuosen haben bisher eigentlich nur zwei einen mehr als gewöhnlichen Erfolg gehabt: der wiener Pianist Leopold von Meyer, dessen süßlich-tändelnde Manier ganz dem Modegeschmack unserer vornehmen Welt entspricht, die Hrn. von Meyer daher auch unter ihren besondern Schutz nahm, und das geigenspielende Geschwisterpaar Ferni. Letztere sind in der That ein Phänomen, das an die Schwestern Milanollo,

die Brüder Eichhorn und ähnliche musikalische Wunder erinnert. Der Beifall, den sie hier finden, ist ganz außerordentlich, was sich unter anderm auch darin zeigt, daß sie bereits über zwanzig Concerte gegeben haben und daß der Kroll'sche Saal, der sonst für gewöhnlich völlig verödet steht, jedesmal, so oft sie spielen, überfüllt ist.

Notizen.

„Dem Andenken Christian Friedrich Wurm's, Professor der Geschichte am Akademischen Gymnasium in Hamburg" (Hamburg, Perthes-Besser und Mauke) ist der Titel einer kleinen von Dr. Schleiden in Hamburg zusammengestellten Schrift, auf die wir alle Freunde des Verewigten aufmerksam machen; sie finden darin ein ziemlich reichhaltiges Material zur Lebensgeschichte des verdienten und leider so früh verstorbenen Publicisten, nämlich biographische Notizen, ein Verzeichniß seiner sämmtlichen durch den Druck veröffentlichten Arbeiten, die Reden, welche Dr. Geffken, Professor Petersen und Dr. G. Rießer zu seinem Andenken gehalten haben, nebst einem zuerst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten Nachruf. Eine ausführliche Biographie nebst einer Auswahl aus dem reichhaltigen und wohlgeordneten Briefwechsel des Verstorbenen wird in Aussicht gestellt. — Auch dem kürzlich verstorbenen Mosevius in Breslau ist ein kleines biographisches Denkmal von der Hand eines ungenannten Freundes errichtet worden: „Erinnerungen an C. Th. Mosevius" (Breslau, Kern). Es ist eine mit liebevoller Sorgfalt ausgeführte Skizze, die das Bild des Verewigten in klaren und ansprechenden Zügen wiedergibt.

In Dresden war neu „Heinrich der Löwe" von Franz Nissel, in Leipzig „Die Brautschau Friedrich des Großen" von Julius Bacher und Brachvogel's „Mondecaus". Letzterer soll ziemlich angesprochen, die beiden erstern Stücke dagegen nur geringen Anklang gefunden haben. Dasselbe Schicksal soll auch der Oper „Diana von Solange" von einem bekannten erlauchten Componisten auf dem Hof-Operntheater in Wien zu Theil geworden sein.

In den letzten Tagen des März feierte die königliche Akademie der Wissenschaften zu München das hundertjährige Erinnerungsfest ihrer Gründung. Von den zahlreichen Jubelschriften, welche bei dieser Veranlassung erschienen sind, machen wir namhaft: G. M. Thomas, „Francisci Petrarcae Aretini carmina incognita", enthaltend 114 bisher unbekannte Sonette nebst einer bisher ebenfalls unbekannten Canzone des Dichters, sämmtlich vom Herausgeber unter den handschriftlichen Schätzen der bairischen Hof- und Staatsbibliothek entdeckt; L. Spengel, „Dexippi philosophi Platonici in Aristotelis categorias dubitationes et solutiones", hier zum ersten mal veröffentlicht; M. J. Müller, „Philosophie und Theologie von Averroes", einige Abhandlungen des berühmten arabischen Philosophen, nach einem Codex des Escurial zum ersten mal in der Ursprache herausgegeben; L. Seidel,

„Untersuchungen über die Lichtstärke der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn"; Th. Chr. Tafel, „Theodosii Meliteni Chronographios" nach einer münchener Handschrift vervollständigt und verbessert herausgegeben; Fr. Kunstmann, „Die Entdeckung Amerikas nach den ältesten Quellen geschichtlich dargestellt." Letzterer Schrift ist ein „Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerikas", gezeichnet von Fr. Schleicher, mit erläuterndem Text von Fr. Kunstmann, K. von Spruner und G. M. Thomas beigefügt, nach Originalien, die sich gleichfalls in den münchener Sammlungen befinden und durch deren Veröffentlichung die Wissenschaft der Erdkunde und ihre Geschichte eine höchst dankenswerthe Bereicherung erhält.

Friedrich Kapp, der seit zehn Jahren als Flüchtling in Nord-Amerika lebt und auf dessen kürzlich erschienenes Werk über den General Steuben wir demnächst ausführlicher zurückkommen werden, ist mit einer „Geschichte der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten" beschäftigt. Dieselbe soll drei Bände umfassen, deren erster die Zeit von 1683 bis zum Ausbruch der Unabhängigkeitskriege enthalten wird; die Motive zur Auswanderung in dieser Zeit sind vorwiegend religiöser und socialer Beschaffenheit, ihr Ziel ist hauptsächlich Pennsylvanien. Der zweite Band wird den Antheil darstellen, welchen die Deutschen an der Befreiung Nord-Amerikas genommen; der Charakter dieser Epoche ist ein wesentlich politischer. Der dritte Band endlich wird die Geschichte der deutschen Einwanderung nach Beendigung der großen europäischen Continentalkriege erzählen, also aus einer Zeit, wo religiöse, sociale und politische Motive gleichmäßig wirksam sind. Bei dem Umfang des Gebietes, welches dieser dritte Band behandeln wird, sowie bei der Schwierigkeit der Aufgabe hat der Herausgeber sich mit verschiedenen Mitarbeitern verbunden, welche persönlich in den Staaten wohnhaft sind, deren Einwanderungsgeschichte sie zu schreiben übernommen haben, sodaß bei ihnen überall die genaueste Lokalkenntniß vorausgesetzt werden darf. Der Druck des ersten Bandes soll wennmöglich mit dem Jahre 1860 beginnen und wird das Unternehmen bis dahin hoffentlich genügende Unterstützung finden, namentlich auch im Mutterlande, das ja keine Gelegenheit versäumen sollte, das Band, das die Ausgewanderten mit der alten Heimat verknüpft, immermehr zu befestigen oder es doch wenigstens vor gänzlicher Auflösung zu bewahren.

Freunde und Kenner der Literaturgeschichte machen wir aufmerksam auf das bei Dümmler und Asher in Berlin erscheinende „Jahrbuch für romanische und englische Literatur. Unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor an der Universität zu Marburg". Der Jahrgang erscheint in vier Heften von zusammen 30 Bogen; aus dem reichen Inhalt der bisher veröffentlichten drei Hefte heben wir hervor „Die englischen Mysterien" von A. Ebert; „Die Reimkunst der Troubadours" von Karl Bartsch; „Ueber den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern in der neuesten Zeit, mit besonderer Beziehung auf die Werke von Fernan Caballero" von Ferd. Wolf ꝛc.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 18.** | 28. April 1859.

Ein Menschenfreund.

I.

Wenn man unsere Frommen vom jüngsten Datum, die Apostel der Innern Mission sammt den übrigen Generalpächtern des Glaubens hört oder die Geschäftigkeit sieht, mit der sie, überall hin- und herhuschend gleich jenen schwarzen Käfern, denen der Volksmund allerhand spöttische Beinamen gegeben hat, ihre Tractätlein vertheilen und ihre Collecten in alle Häuser schicken: so möchte man sich fast zu dem Glauben verführen lassen, als hätte es auf Erden noch nie so edle, aufopfernde Herzen gegeben, und christliche Barmherzigkeit und Bruderliebe wäre erst mit ihnen in die Welt gekommen.

Und doch ist das keineswegs der Fall. Wir wollen den Werth dessen, was von der Innern Mission und ähnlichen Vereinen in praktischer Beziehung geleistet wird, nicht herabsetzen, noch überhaupt die geräuschvolle Thätigkeit, welche unsere Frommen vom Handwerk um sich verbreiten, einer nähern Prüfung unterwerfen. Gewiß aber ist, daß es schon vor ihnen warmfühlende und aufopfernde Herzen gegeben, die es sich zur Aufgabe gemacht, das Elend ihrer Mitmenschen zu erleichtern, und daß die Welt nicht erst nöthig gehabt hat, auf die Ankunft unserer neuen Heiligen zu warten, um zu wissen, daß die Nackten kleiden und die Hungerigen speisen besser ist als Herr Herr sagen.

Ja gerade jenes Zeitalter der Aufklärung und der humanistischen Ideen, auf das unsere heutigen Frommen sich berechtigt halten, mit

soviel Geringschätzung herabzublicken als auf eine Zeit des Unglaubens und der sittlichen Verwilderung, hat auf diesem Gebiete des praktischen Christenthums eine Reihe der achtbarsten und bedeutendsten Erscheinungen hervorgebracht. Neben den glänzenden Gestalten unserer großen Dichter und Denker geht ein anderes, bescheidenes Geschlecht, das keine neuen Systeme schafft, keine unsterblichen Lieder dichtet, wohl aber in geräuschloser Verborgenheit Werke der Aufopferung und der Menschenliebe vollbringt und so gleichsam den praktischen Commentar bildet zu den großen humanen Ideen, welche unsere classischen Dichter verkünden. Das Zeitalter der Lessing, Herder, Goethe, Schiller ist zugleich das Zeitalter der Rochow, Pestalozzi, Dinter ꝛc.: alles Männer, denen bei aller sonstigen Verschiedenheit der Ansichten und Bestrebungen doch dies gemeinschaftlich ist, daß sie die Leiden ihrer Mitmenschen fühlen als wären es ihre eigenen und aus allen Kräften dahin arbeiten, durch Heranbildung eines neuen bessern Geschlechts, durch Hebung des Unterrichts und der Erziehung sowie durch Verbesserung der socialen Verhältnisse im allgemeinen die Menschheit selbst auf eine höhere Stufe zu erheben und sie so immer weiter zu führen auf jener Bahn ewiger Vervollkommnung, welche, nach dem stolzen Glauben jener Zeit, den eigentlichen Begriff der Menschheit bildet. Diese praktischen Humanisten waren freilich zum Theil sehr laue Bibelchristen, sie hielten keine Conventikelchen und kokettirten nicht mit dem Lamm und seinen Wunden: aber ihr Leben war darum nicht minder dem Dienst des Göttlichen gewidmet, ihr Herz nicht minder rein von Selbstsucht und Eigenliebe, ihr Glaube an das Ewige und Unvergängliche im Menschen nicht minder fest und siegesgewiß. Darum leben aber ihre Werke auch großentheils noch heute fort und selbst der Mehlthau unserer modernen Frömmigkeit ist nicht im Stande gewesen, die edeln Früchte, welche jene Männer in den Schos der Menschheit gestreut hatten, gänzlich zu vergiften und auszurotten.

An diese Zeit und ihre großherzigen Bestrebungen wurden wir erinnert, da uns kürzlich ein Büchlein in die Hände fiel, das bei seinem schlichten unscheinbaren Aeußern vermuthlich nur wenigen unserer Leser bekannt geworden sein wird und das doch einen nicht unwichtigen Beitrag zur nähern Kenntniß jener Epoche bildet: nämlich das unlängst erschienene „Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths W. von Türk" (Potsdam, Riegel). Wilhelm von Türk, geboren 1774, gestorben 1846 in Glienike bei Potsdam als preußischer Regierungs- und Schulrath a. D., ist auch einer jener praktischen Apostel der Humanität, an denen der Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert so reich ist; er gehört mit zu jenen zahlreichen Schülern Pestalozzi's, deren Herz sich an dem großen Beispiel ihres Meisters zu thätiger Menschenliebe erwärmte und die dann, über die verschiedensten Gegenden Deutschlands verstreut, dem

deutschen Volksunterricht sowie überhaupt der Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechts, nicht minder aber auch der Armenpflege und der Theilnahme am Schicksal der niedern Klassen, einen Aufschwung gaben und ein Leben einhauchten, dessen Spuren, wie gesagt, noch heute nicht ganz verwischt sind. Im Gegentheil, was die Zukunft auf diesem Gebiete leisten und welche Frucht endlich aus dem so vielfach umbrochenen und durchwühlten Boden unserer Tage hervorgehen wird, es wird — wir sind fest überzeugt davon — immer wieder an jene humanistischen Ideen unserer classischen Epoche anknüpfen müssen und Lessing und Schiller, Herder und Pestalozzi, nicht aber Wichern und das Rauhe Haus werden die Parole der Zukunft sein!

Was aber dem Leben Wilhelm's von Türk ein so besonderes Interesse verleiht, das ist, daß wir an ihm so recht sehen, welche erobernde Macht jenen Ideen innewohnte, sodaß selbst diejenigen, die ihnen ursprünglich fern standen, davon ergriffen und aus oberflächlichen zerstreuten Weltmännern zu thätigen und aufopfernden Menschenfreunden umgeschaffen wurden. Wilhelm von Türk, der sein Leben endet, indem er Schulen stiftet, Waisenhäuser gründet und die Thränen der Armuth trocknet, soweit seine Hand nur irgend reicht, verbrachte die erste Hälfte seines Daseins unter den glänzenden Nichtigkeiten des Hoflebens; Günstling eines regierenden Fürsten, mit einem ansehnlichen und einträglichen Amt betraut, entsagte er, nachdem einmal die Stimme seines Herzens erwacht, der Ruf der leidenden Menschheit mitten durch allen Glanz und alle Pracht der vornehmen Gesellschaft an sein Ohr gedrungen war, nicht nur diesen Vortheilen, sondern auch den noch viel günstigern Aussichten in die Zukunft, um sich als Schulmann und Erzieher dem Dienst der Menschheit zu widmen.

Wilhelm von Türk stammte aus einem kurländischen Adelsgeschlecht, das mit seinem Vater Otto Philipp von Türk nach Deutschland gekommen war. Der Vater war in herzoglich sächsisch-meiningensche Dienste getreten; er bekleidete zuletzt die Stelle eines Kammerpräsidenten und Obermarschalls. Seine Mutter war die jüngste Tochter des Freiherrn von Bibra auf Irmelshausen in Franken; sie war eine fromme, dabei hochgebildete Frau, welche von allen, die sie kannten, aufs innigste verehrt ward. — Wilhelm von Türk selbst ward 1774 geboren. Er war ein schwächlicher, ungesunder Knabe, den größten Theil seiner Kindheit mußte er, unter unaufhörlichen Schmerzen, in der Krankenstube zubringen. Kaum fünf Jahre alt, verlor er seine Mutter. Da die Verhältnisse des Vaters demselben nicht erlaubten, einen großen Haushalt fortzusetzen, so wurde Wilhelm gleich seinen Geschwistern, die er kaum kannte, bei verschiedenen Verwandten untergebracht. Er kam zu einem

mütterlichen Oheim, dem Oberjägermeister von Bibra in Hildburghausen. Elend, ein Bild des Jammers, mit offenen Wunden kam er bei demselben an, und wiewol die liebevolle Pflege, die er in dem wohlhabenden, gastfreien Hause fand, ihn bald wiederherstellte, so blieb er doch immer ein stilles schüchternes Kind, das sich am liebsten in der Einsamkeit mit seinen Blumen beschäftigte und über und über roth ward, sobald eine fremde Person es anredete. Gleichwol mußte er die ganze weltmännische Erziehung durchmachen, wie sie damals in vornehmen Familien üblich war; er mußte französisch plappern und tanzen lernen und auch von den Kinderkomödien, die gelegentlich bei Hofe aufgeführt wurden, durfte er sich trotz seiner großen Abneigung nicht ausschließen. Und freilich that diese hofmännische Erziehung ihm ganz besonders noth, da er ja voraus wußte, daß der Dienst an irgendeinem kleinen Hofe dereinst sein Schicksal sein würde. Was der heranwachsende Jüngling von dem höfischen Leben und Treiben der Zeit sah und hörte, machte ihn allerdings nicht sehr begierig nach diesem vergoldeten Elend, das seiner wartete; es war häufig die Rede von allerhand Kabalen und Intriguen und auch an einzelnen gewaltthätigen und tyrannischen Zügen fehlte es nicht. So z. B. wurde in dem Amte Heldburg das Wild gehegt: „Oft“, erzählt von Türk Seite 10, „zerstörte es die Ernten der armen Unterthanen und dennoch durften sie es nicht wegschießen oder auch nur verscheuchen. Viele verarmten, wurden Wilddiebe und mußten, wenn sie ergriffen wurden, zehn Jahre lang karren, sowie auf dem Rücken ein Bret mit einem Hirschgeweihe tragen. Dies“, setzt er hinzu, „empörte mich und es ward damals mein fester Vorsatz, ein Beschützer der Unterdrückten gegen tyrannische Behandlung zu werden.“

Im Jahre 1791, also mit 17 Jahren, bezog Wilhelm von Türk die Universität Jena, um daselbst die Rechte zu studiren. Mit seiner wissenschaftlichen Vorbildung war es außerordentlich schwach bestellt; einen lateinischen Prosaiker vermochte er allenfalls zu übersetzen, zur Lectüre eines Dichters dagegen reichte seine Kenntniß nicht aus, von der griechischen Sprache aber verstand er gar nichts. Auch sein Körper war noch immer schwach und ungeübt; er konnte weder reiten noch fechten, noch einen längern Spaziergang aushalten. Doch füllte er durch rastlosen Fleiß und angestrengtes Studium die Lücken seiner Bildung aus und auch sein Körper wurde durch zweckmäßige Uebungen mehr und mehr gekräftigt. Vom eigentlichen Studentenleben schloß er sich völlig aus, theils aus natürlicher Abneigung, theils wol auch aus Rücksicht auf seine schmalen Mittel. „Meine einzige und liebste Erholung“, sagt er, „bestand in dem Genuß, den die herrlichen Gegenden um Jena darbieten und in dem Umgange mit einigen vertrauten Freunden.“ Zu den letztern gehörte der spätere hochverdiente Oberpräsident der Provinz

Brandenburg, von Bassewitz, ein geborener Mecklenburger, ferner Novales, der bekannte Romantiker, der spätere meiningische Consistorialrath Mosengeil, ebenfalls als Schriftsteller bekannt, Karl August von Wangenheim, der berühmte würtembergische Minister und ehemalige Curator der Universität Tübingen ꝛc.

Nur eine einzige leichtfertige Neigung kreuzte das übrigens so eingezogene und fleißige Leben, das Wilhelm von Türk auf der Universität führte, das war die Neigung zum Kartenspiel. „Meine Leidenschaft", erzählt er selbst, „war so groß, daß ich mich unglücklich fühlte, wenn ich an einer Spielpartie nicht theilnehmen konnte, und daß ich diesen Zeitvertreib allen andern Beschäftigungen vorzog. Hätte ich mich früher gewöhnt gehabt, über mich selbst und meine Bestimmung nachzudenken, so wäre ich vielleicht zur Besinnung gekommen sein und würde mich dieser zeitraubenden Beschäftigung geschämt haben. Allein da ich gut und glücklich und jedermann gern mit mir spielte, so gab ich mich dieser Leidenschaft rücksichtslos hin."

Und doch sollte es gerade diese anscheinend so frivole und verderbliche Leidenschaft zu dem „königlichen L'Hombre" sein, die seinem Schicksal die erste glückliche Wendung gab.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von

Robert Prutz.

IV.

Wir haben Laukhard verlassen, als er, von Schulden gepeinigt, unfähig, sein Lebensschiff länger flott zu erhalten, im Begriff stand, sich als Soldat anwerben zu lassen. Um die ganze Schwere dieses Entschlusses zu begreifen, muß man einigermaßen bekannt sein mit dem Zustand der damaligen deutschen Armeen, besonders aber der preußischen. Von allen verachteten und geplagten Wesen war der Soldat damals, dank dem unglücklichen Werbesystem und der barbarischen Disciplin, bei weitem das verachtetste und geplagteste. Jeder Soldat galt ohne weiteres für einen verdächtigen Menschen, den sich niemand gern in die Stube kommen ließ; des Königs Rock, oder wie es damals hieß: zweierlei Tuch tragen, nicht wie heute eine Ehre, sondern das Aeußerste von Unglück und Elend, das einem Menschen widerfahren konnte, namentlich wenn er von irgend leidlicher Herkunft war; unter die Soldaten gesteckt zu werden, war die gefährlichste Drohung, die ein Vater seinem ungerathenen Sohne machen konnte, die Ausführung das Härteste, was

eine Familie über ihre unwürdigen Mitglieder verhängen konnte; man kam damals, wie in unsern Tagen die politischen Verbrecher in Oesterreich, erst ins Zuchthaus, dann unter die Soldaten. In der preußischen Armee namentlich gab es gewisse Regimenter, die sich durch die außerordentliche Strenge ihrer Disciplin einen wahren Ruf erworben hatten als Straf- und Besserungsanstalten für verlorene Söhne; so namentlich das von Kowalsky'sche oder sogenannte Strafregiment in Berlin, das noch jetzt als sprichwörtliche Bezeichnung im Munde des Volks lebt. Aber auch bei allen andern Regimentern der Armee herrschte eine Strenge der Disciplin, von der wir uns gegenwärtig gar keinen Begriff mehr machen können. Das eigentliche Commando führte der Stock, Flüche und Schimpfwörter der gemeinsten Art waren die Musik, an die das Ohr des Soldaten vom ersten Tage an gewöhnt ward wie an Signalhorn und Appell; selbst der alte Fritz, der seine Soldaten wahrhaftig nicht verweichlichte, mußte seinen Offizieren noch kurz vor seinem Tode durch öffentlichen Parolebefehl einschärfen lassen: „daß Seine Majestät keine Schweinehunde und Schwerenöthers im Dienst hätten, sondern ehrliche Soldaten, die daher auch nicht ohne Noth geschimpft werden sollten.“ Weil die Armee durch kein Band der Vaterlandsliebe und Ehre zusammengehalten ward, sondern theils aus zugelaufenen oder erkauften Ausländern, theils aus solchen Inländern bestand, die den Dienst wenigstens nicht gern und freiwillig aufgesucht hatten, so witterte man immer und überall Desertion; kein Soldat durfte ohne besondern Erlaubnißschein vor die Thore der Stadt, jeder mußte auf einem gewissen Fleck des Kopfes das Haar rasirt tragen, damit der wachthabende Unteroffizier sofort durch einen Griff unter die Mütze erkennen konnte, ob der scheinbar harmlose Spaziergänger nicht etwa ein weggelaufener oder im Weglaufen begriffener Kriegsknecht war. Dagegen wurden Concubinate und allerlei Schlechtigkeiten unter den Soldaten begünstigt, wie falsches Spiel, kleine Diebereien &c., alles in der Meinung, den Soldaten dadurch den Aufenthalt in der Garnison angenehm zu machen und sie am Weglaufen zu hindern.

Es war also in der That mehr als Flucht oder Tod, es war eine Verzichtleistung auf den letzten Schatten von Menschenrecht und Menschenwürde, als Laukhard am dritten Weihnachtstage 1783 im halben Branntweinrausch sich bei dem von Thadden'schen Regiment, als der damaligen halleschen Besatzung, meldete und um seine Aufnahme als Soldat nachsuchte. Die Offiziere selbst (es war ein Hauptmann von Müffling, mit dem Laukhard den Handel abschloß) machten anfangs Schwierigkeiten und suchten ihn von seinem Vorhaben zurückzubringen; das hallesche Publikum aber, das schon so viel tolle Streiche mit Lachen von ihm hingenommen hatte, fand diesen denn doch außer dem Spaß,

die meisten seiner bisherigen Freunde und Zechbrüder zogen sich von ihm zurück, die Straßenjungen der Stadt sangen Spottlieder hinter ihm her, die er mit beliebter Frechheit in seiner Lebensbeschreibung (II, 241) mittheilt, und liefen ihm nach und schrien und neckten ihn, wo er sich sehen ließ. Der ehrwürdige Semler dagegen richtete gleich am ersten Nachmittag „einen großen lateinischen Brief“ an ihn, worin er ihn ermahnte, sich nicht der Verzweiflung hinzugeben, trotz seines verzweiflungsvollen Schrittes, sondern den Glauben an die göttliche Gnade und Vorsehung festzuhalten — und auch die gelehrten Studien nicht ganz zu vernachlässigen. . . .

In der That jedoch war niemand von Verzweiflung weiter entfernt als Laukhard, nachdem er sich nur von dem ersten Schreck über seinen eigenen desperaten Schritt erholt hatte. Soldaten durften keine Schulden haben; wer ihnen dennoch borgte, der mochte sehen, wie er zu seinem Gelde kam, da es ein gerichtliches Verfahren wegen Schulden gegen Soldaten nicht gab, der Darleiher im Gegentheil noch von Glück zu sagen hatte, wenn er nicht dafür, daß er sein Geld an einen preußischen Soldaten verloren, auch noch obenein zur Verantwortung gezogen ward. Indem Laukhard unter die Soldaten ging, hatte er einen großen Riß gemacht durch alle Verschreibungen und Schuldscheine, die ihn von früher her bedrückten; der Magister Laukhard hatte sich vor seinen Gläubigern scheu beiseite drücken müssen, der Musketier Laukhard konnte ihnen dreist ins Gesicht lachen, ja sie mußten ihm noch Platz machen, wenn er gegangen kam, und durften nicht mucksen, selbst wenn er ihnen im Vorbeigehen den Elnbogen in die Seite rannte oder sie mit groben Redensarten verhöhnte, das „zweierlei Tuch“ deckte das alles zu, und bis ein Bürgerlicher für Beleidigungen Recht erhielt, die ihm von einem Soldaten widerfahren, mußte viel Wasser die Saale entlang laufen.

Und nicht blos seinen alten Verlegenheiten war er entrissen, sondern auch seine augenblickliche Existenz war gesichert. Wenigstens was das Nothdürftigste betraf; hungern mußte der preußische Soldat damals tüchtig, aber er war doch gesichert gegen das Verhungern. In der halleschen Garnison war es damals Sitte, daß immer zwei unverheirathete Soldaten bei einem verheiratheten untergebracht wurden, der ihnen Wohnung, Holz, Bett und Licht geben mußte, dafür aber den sogenannten königlichen Servis für seine Miethsleute einzog. Natürlich war die Unterkunft unter diesen Umständen meistentheils sehr schlecht, da der verheirathete Soldat seinen Gewinn möglichst groß zu machen suchte; es war gewissermaßen die äußerste Consequenz, der letzte Ausläufer von jenem Verpflegungs- und Bekleidungssystem, das damals übrigens bei der Armee befolgt ward und wonach der Oberst sein Regiment, der Major sein Bataillon, der Hauptmann seine Compagnie, und

so fort bis hinunter zur Corporalschaft, in Entreprise hatte. Allein immerhin, so war dem Soldaten doch ein Fleck sicher, wohin er sein Haupt legen konnte — und das war ein gut Theil mehr, als der Magister Laukhard sich bisher hatte rühmen können.

Auch fand sich Laukhard übrigens ganz leidlich in seinen neuen Stand. Er war zwar, nach seinem eigenen Eingeständniß, kein sehr geschickter Rekrut, und der Unteroffizier, der ihn zurechtdrillen sollte, hatte seine liebe Noth mit ihm. Dennoch wurde er von seinen Vorgesetzten mit weit mehr Schonung und Interesse behandelt, als einem gemeinen Soldaten sonst widerfuhr, besonders von den Offizieren des Regiments, die wol ihr ganz eigenes Behagen daran haben mochten, den gelehrten Herren der Universität einen der Ihrigen auf so eclatante Weise abspenstig gemacht zu haben. Vor einzelnen Verweisen und Strafen vermochte ihn freilich auch ihre Nachsicht nicht zu schützen. Laukhard war wahrhaftig nicht darum Soldat geworden, um jetzt auf einmal den Eingezogenen und Ordentlichen zu machen. Im Gegentheil, wir haben eben geschildert, welch ein Freibrief zu aller möglichen Ausschweifung der Soldatenrock zu jener Zeit war, und Laukhard benutzte diese Freiheit redlich; theils aus altem eingewurzelten Hang, theils auch wol um der öffentlichen Meinung zu trotzen und nun erst recht zu zeigen, daß er allerdings noch immer der Alte, trieb er seine wüsten Streiche jetzt in einem solchen großartigen Maßstabe, daß er wiederholentlich in Arrest gebracht, auch wol nach Gelegenheit „krumm geschlossen“ werden mußte.

Doch das waren dann einzelne trübe Stunden, die Laukhard zu dem bequemen Leben, das er jetzt übrigens führte, mit in den Kauf nehmen mußte. Er hatte bei seinem Eintritt nach damaliger Sitte ein ziemlich ansehnliches Handgeld erhalten, von dem er sich schon eine Zeit lustig machen konnte. Auch erhielt er, nachdem er die eigentliche Rekrutenzeit überstanden und die erste große Revue mitgemacht hatte, die Erlaubniß, den Privatunterricht, den er schon früher als Magister ertheilt, fortzusetzen. Eine eigenthümliche Ueberwindung gehörte allerdings dazu, und die fleißigsten und ehrbarsten Schüler werden es wol nicht gewesen sein, die sich vom Musketier Laukhard lateinische und französische Autoren erklären oder gar Repetitorien über Dogmatik oder andere theologische Gegenstände halten ließen. Aber dafür um so lustigere; schlechte Schüler, waren es doch gewiß sehr gute Zechbrüder, die in studentischer Gutmüthigkeit wol gar noch stolz darauf waren, ihnen letzten Heller mit solch einem alten bemoosten Haupte zu verjubeln.

Und endlich fing Laukhard auch gerade in dieser Zeit an, die schon früher versuchte Schriftstellerei mit ganz besonderm Eifer zu betreiben. Es stand gerade damals und gerade in Halle eine eigenthümliche Art

von Industrie in Blüte, zu deren Erklärung wir uns theils an die sehr lockern Zustände erinnern müssen, die zu jener Zeit überhaupt in Halle herrschten, theils auch an die Nachbarschaft Leipzigs, dieser Capitale des deutschen Buchhandels, deren glückliche Erfolge denn sehr leicht einen solchen Winkelverlag hervorriefen, wie er damals in Halle betrieben ward. Dieser Winkelverlag (wir denken dabei an Leute wie den „Kunst- und Buchhändler" Dreißig, sonst „grüne Mann" genannt, der einen Kram mit Seife, Papier, Siegellack ꝛc. führte, nebenher aber auch Flugschriften und Pamphlete der niedrigsten Gattung drucken ließ und überhaupt eine durch ihre Seltsamkeit und Schmuzereien stadtbekannte Persönlichkeit war; ferner an den damaligen Leihbibliothekar K. F. Bispinck, Laukhard's besondern Freund und Gönner, der sich nebenher auch als Schriftsteller versucht hat und als solcher sogar die Ehre genießt, in Meusel's „Gelehrtem Deutschland" zu prangen; über seine höchst abenteuerliche Jugendgeschichte s. Laukhard's „Leben", I, 372 fg. und andere mehr) beschäftigte sich hauptsächlich mit Stadtgeschichten und unsaubern persönlichen Angriffen; ferner auch mit Schriften über das deutsche, namentlich das hallesche Studentenwesen, über das in diesen Jahren eine eigene weitschichtige Literatur entstand; endlich auch mit der Verbreitung schlüpfriger Romane und ähnlicher Schriften. Auch Bahrdt's langjähriger Aufenthalt in Halle war für Entstehung und Blüte dieses Winkelverlags von großem Einfluß gewesen; es war gleichsam das literarische Proletariat von Halle, das sich dafür zusammenthat: und je ängstlicher die Universität ihre gelehrten Grenzen aufrecht erhielt und je sorgfältiger sie darauf paßte, alle belletristischen sowie überhaupt alle populären Elemente von sich auszuscheiden, je üppiger wucherte die Afterliteratur, die sich hier unter Dreißig's, Bispinck's und ähnlichen Bannern so recht auf eigene Hand zusammenthat.

Einer der eifrigsten und thätigsten Lieferanten für diesen Winkelverlag wurde nun auch unser Laukhard. Es ist immerhin bewundernswerth und zeigt, welche Beweglichkeit des Geistes und welches wenigstens äußerliche Geschick die Natur diesem so ganz gesunkenen Menschen mitgegeben hatte, wenn man sieht, welch eine außerordentliche Menge von Schriften derselbe in kürzester Zeit in die Welt setzte, und zwar unter Verhältnissen und Umgebungen, wo ein anderer kaum mehr die Kraft gehabt hätte eine Feder zu halten. Das meiste Glück von Laukhard's damaligen Schriften machten die „Beiträge und Berichtigungen zu Doctor Bahrdt's Lebensbeschreibungen in Briefen eines Pfälzers" (Halle 1789). Er war hier völlig in jenen saftigen persönlichen Ton eingegangen, den Bahrdt so meisterhaft handhabte: und da es sich zugleich um eine der anstößigsten und pikantesten Partien in Bahrdt's Leben handelte, nämlich um seinen Aufenthalt in der Pfalz und die Geschichte des heidesheimer

Philanthropins, so kann man so ungefähr denken, welches interessante Büchlein da zu Stande kam.

Der glückliche Erfolg, den er mit diesen Anekdoten und Persönlichkeiten erlangt hatte, gab nun auch höchst wahrscheinlich die Veranlassung zu seiner eigenen Lebensgeschichte; hatte sich schon aus Bahrdt's tollen Fahrten und Streichen solch interessantes Pamphlet zusammenbringen lassen, selbst ohne dabei den Vortheil des ersten Schrittes zu haben, was mußte sich nicht erst aus seinem eigenen, viel buntern, viel abenteuerlichern Leben machen lassen? Wenn sein Pasquill gegen Bahrdt (denn das war es in der That, und nicht blos gegen Bahrdt, sondern noch gegen eine ganze Menge anderer Leute, von denen hier die nichtswürdigsten Historien mit unvergleichlicher Unbefangenheit erzählt werden) ihm statt Verfolgung und Strafe sogar Geld und Ruf gebracht hatte, was konnte ihn hindern, seine eigene Schande wenigstens ebenso vortheilhaft zu verwerthen? Und stand ihm endlich nicht auch hier wieder Bahrdt's eigenes Beispiel vor Augen, der ebenfalls in der Selbstschilderung seines Lebens jeden Schleier der Scham abgeworfen und aus seiner eigenen Schande eine recht einträgliche Speculation gemacht hatte? Wozu Bahrdt, der berühmte Gelehrte, der Doctor der Theologie, der Märtyrer der Religionsfreiheit, sich nicht zu gut gehalten, dem fühlte sich der Musketier Laukhard auch gewachsen!

So wurde die Speculation denn gemacht, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Bispinck, in dessen Verlag 1791—92 die beiden ersten Bände der Lebensbeschreibung erschienen. Sie reichen bis Ende zweiundneunzig und beschäftigen sich hauptsächlich mit den akademischen Abenteuern des Verfassers; bei aller Weitschweifigkeit des Stils und aller Unsauberkeit der Gesinnung läßt sich gerade dieser Partie des Buches ein bedeutender geschichtlicher Werth nicht absprechen, als Quelle für die Geschichte des deutschen Studentenlebens in den siebziger und achtziger Jahren, das wir nirgends von so abschreckender Seite, aber auch nirgends so genau kennen lernen als hier. Auch die Geschichte, wie er Musketier ward, wird getreulich erzählt, und ebenso die Geschichte einer Reise, die er im Winter 1786 in die Heimat unternahm. Die Absicht seines Vaters bei dieser Reise war gewesen, den Sohn überhaupt zu Hause zu behalten und lieber die paar hundert Thaler Caution, die er behufs der Reise hatte für ihn stellen müssen, zu verschmerzen, als sein Fleisch und Blut noch länger unter dem preußischen Corporalstock zu wissen. Allein dermaßen hatte Laukhard sich bereits in diese verlumpte Existenz eingelebt und so sehr fühlte er selbst sich zu allem andern und Bessern verdorben, daß er von der wohlwollenden Absicht seines Vaters nichts wissen wollte und nach einigen behaglich zugebrachten Monaten ebenso

behaglich wieder in das alte hallesche Soldaten- und Magisterleben zurückkehrte.

Bald indeß sollten andere und wichtigere Ereignisse ihn aus dieser Behaglichkeit aufstören; nachdem er so lange ein bloßer Friedenssoldat gewesen und sich nur auf der Bärenhaut des Garnisonlebens gestreckt hatte, sollte er endlich auch die kriegerische Seite seines neuen Berufs kennen lernen. Nach dem Tode Joseph's II. kam es im Sommer 1790 zwischen Oesterreich und Preußen zu jenen bekannten Reibungen und Demonstrationen, die bald darauf zu dem ebenso bekannten Reichenbacher Congreß, diesem Vorspiel der Pillnitzer Convention und des Einmarsches nach Frankreich, führten. Auch das von Thadden'sche Regiment wurde damals mobil gemacht. Der Marsch ging über Berlin und Frankfurt, wo Laukhard denn reichliche Gelegenheit fand, die ihm eigenthümlichen Kenntnisse zu erweitern, besonders am erstern Orte, nach Schlesien, wo das Regiment in der Gegend von Hirschberg, nahe der böhmischen Grenze, seine Cantonnirungen bezog. Auf dem Rückmarsch, der wieder über Berlin ging, widerfuhr Laukhard in der Nähe von Guben die unerwartete Ehre, daß der Herzog von Braunschweig, derselbe, der seinen kriegerischen Ruhm bald darauf durch den Feldzug in die Champagne so hart erschüttern und endlich durch die Schlacht von Jena völlig einbüßen sollte, ihn sich vorstellen ließ. Es gibt uns dies einen Maßstab von dem Ruf, den Laukhard bereits damals, wo seine Lebensbeschreibung noch nicht einmal erschienen war, wegen seiner Abenteuer und Seltsamkeiten genoß; der Herzog wollte doch auch einmal den Musketier sehen, der früher als hallescher Magister Collegia gelesen hatte. Und siehe da, der Magister-Musketier wußte sich so geschickt zu benehmen, stand so verständig Rede über alles, wonach Se. Durchlaucht fragten, sprach namentlich auch solch fließendes und elegantes Französisch, daß der Herzog sehr befriedigt davon war, ihn später in Berlin in sein Palais kommen ließ, auch im nächstfolgenden Jahre die Dedication seiner Lebensbeschreibung annahm und sogar unterwegs auf dem Marsch nach der Champagne lateinische Briefe mit ihm wechselte.

Einige Monate später wurde es mit dem Kriege ernsthafter; im Frühjahr 1792 rüstete die preußische Armee zum zweiten mal, diesmal jedoch nicht gegen Oesterreich, sondern gegen das revolutionäre Frankreich, das in Folge der Pillnitzer Beschlüsse durch preußisch-österreichische Bajonnete zur Ruhe gebracht werden sollte. Anfang Juni trat auch das von Thadden'sche Regiment seinen Marsch an, mit ihm Laukhard, der noch immer gemeiner Musketier war.

Wiewol sich allmählich unter dem Soldatenrock etwas zu regen begann, das nicht nur weit über das sonstige Bewußtsein eines gemeinen Musketiers hinausging, sondern das auch mit der geistigen Indifferenz

und Erstorbenheit, in welcher Laukhard bis dahin gelebt hatte, in höchst bemerkenswerthem Widerspruche stand. Der Krieg gegen Frankreich war nichts weniger als populär. Noch ruhten im Schose dieses Kraters jene furchtbaren Blutströme und Greuelscenen, die gerade erst durch die Einmischung der Fremden zum Ausbruch gebracht werden sollten; es war noch wenig oder nichts vorgefallen von dem, was die Französische Revolution wenige Monate später zum Schreckbild von ganz Europa machte und namentlich in den gebildeten, den ästhetischen Kreisen des deutschen Publikums den entschiedensten Umschlag der öffentlichen Meinung hervorbrachte; noch war die Revolution der Hauptsache nach unbefleckt, noch schien sie nur das prächtig strahlende Morgenroth einer glücklichen und friedlichen Entwickelung, die sich in kürzester Frist ebenso glücklich und ebenso friedlich über den ganzen Welttheil verbreiten würde. Gleich als hätte es geahnt, was aus dieser Einmischung entstehen und welchen furchtbaren, welchen unüberwindlichen Zuwachs die Revolution gerade durch diesen Versuch gewaltsamer Unterdrückung erhalten sollte, sah das preußische Volk mit Misvergnügen den Beginn eines Krieges, von dem für Deutschland unter keinen Umständen viel Vortheil zu erwarten war, und der sogar nur unternommen schien, um auch die einheimischen Ketten hinterdrein desto fester und sicherer anziehen zu können. Selbst der Armee kam dieser Krieg nur zum Theil erwünscht. Die Fähnriche und Junker freilich, die sich noch nie hatten fremde Luft um die Nase wehen lassen, sowie einige der höchstgestellten Commandeure, die für sich eine Gelegenheit zu leichten Lorbern erwarteten, freuten sich des Krieges und mit ihnen alle Fanatiker der Reaction, die mit nächstem auf den Trümmern von Paris (man erinnere sich an die berühmte verhängnißvolle Proclamation des Herzogs von Braunschweig bei dem Einmarsch in Frankreich) ihre Rachefeste zu begehen hofften. Ganz anders dagegen die mittlern Grade, jene ältern Offiziere, die so ziemlich gewiß sein konnten, den Gipfel ihrer militärischen Laufbahn erstiegen zu haben und sich nur höchst ungern der mislichen Probe neuer kriegerischer Strapazen unterzogen; ganz anders auch der gemeine Mann, der die Mühseligkeiten des Feldlagers ebenfalls nur höchst ungern mit dem behaglichern Garnisondienst vertauschte. Diese alle fragten bald laut, bald leise, und jeder nach seiner Art, wozu dieser Krieg denn eigentlich solle; zugegeben auch, daß die Franzosen schlechte Kerle, so wäre es ja eben Schade um jeden Tropfen preußischen Soldatenbluts, der um solcher schlechten Kerle willen vergossen würde. Auch ärgerte man sich und konnte es mit dem Ruhm einer Armee nicht vereinigen, die diesen ihren Ruhm gerade auf Kosten Oesterreichs erworben hatte, daß man jetzt mit den Oesterreichern gemeinsam in das Feld ziehen und diese Weißröcke, die man so oft auf so berühmten Schlachtfeldern vor sich hergetrieben,

jetzt zu Kameraden und Zeltbrüdern annehmen sollte; der alte Fritz, meinte man, müsse sich ja im Grabe umkehren, wenn er das erführe....

Erwägungen dieser letztern Art konnten nun unserm pfälzer Landeskinde freilich nicht kommen. Aber desto abgeneigter war er dem Kriege aus politischen Motiven, desto mehr stand sein Herz — und vielleicht war es hier zum ersten mal, daß er überhaupt etwas wie ein Herz in sich verspürte — auf seiten dieser französischen Revolutionäre, zu deren Bekämpfung und Vernichtung er jetzt mit ausziehen mußte. Vom Schicksal (denn welcher Mensch schöbe nicht dem Schicksal in die Schuhe, was in Wahrheit nur seine eigene Schuld ist?) mishandelt, ausgestoßen zu den Parias der Gesellschaft, seit Jahren Augenzeuge und nächster Nachbar des gelehrten Hochmuths und der pfäffischen Heuchelei, die innerlich um kein Haar besser waren als er und die sich doch berechtigt hielten, ihn mit Fußtritten von sich zu stoßen — was war natürlicher, als daß Laukhard mit ganzer glühender Seele auf die Seite der Revolution trat und allen Haß, den er seit so vielen Jahren in sich gefressen, und allen Schmuz, der sich während dieses ganzen wüsten Lebens in ihm angesammelt, auf diese Aristokraten und Pfaffen schleuderte, die ja auch seine Feinde waren so gut wie Frankreichs?! Wir überschätzen Laukhard's Freisinn gewiß nicht, wir erkennen sehr wohl diese Ader von Gemeinheit und rohester Uebertreibung, die sich, wie durch sein ganzes Leben und Treiben, so auch durch seine Theilnahme für die politischen Begebenheiten seiner Zeit hinzieht. Allein daß er dieser Theilnahme überhaupt noch fähig, daß er, der doch sonst für ein Glas Branntwein oder eine Pfeife Taback zu so manchem zu bringen war, es nicht im Gegentheil vorzog, den Lobredner der Tyrannei zu machen, zu einer Zeit, wo dergleichen Lobreden auch schon ihre sehr anständige Taxe hatten, sondern daß er, unbekümmert um das Geschrei seiner Gegner sowie um die Gunst seiner fürstlichen Beschützer, die er sich dadurch verscherzte, vielmehr einer der ersten in Deutschland war, der auch das terroristische Frankreich noch zu vertheidigen und auch im Sansculotten noch die Spur der Menschlichkeit nachzuweisen wagte — das ist allerdings eine sehr großartige, sehr merkwürdige Erscheinung, nicht zwar für Laukhard selbst, den geben wir preis: wohl aber für das Wesen der Freiheit, die durch ihre bloße, vielleicht unverstandene Erscheinung selbst auch in einem so ausgebrannten, so völlig verlorenen Menschen wie dieser Laukhard noch einen Funken geistigen Interesses und sittlicher Theilnahme zu erwecken vermochte.

Aber der Gehorsam des Soldaten ist bekanntlich stumm und so durfte auch der Musketier Laukhard nichts merken lassen von den verpönten Gedanken noch von den reglementswidrigen Bemerkungen, die sich ihm schon auf dem Hinmarsch nach der Grenze, namentlich im Hessi-

schen sowie in den Städten am Rhein, aufdrängten, wo damals die Emigranten ihre nichtswürdige Wirthschaft trieben. Laukhard marschirte mit der übrigen Armee über Koblenz, Trier und Luxemburg nach Frankreich hinein, half Longwy und Verdun erobern, machte das sogenannte Drecklager (beim Dorfe L'entrée), dessen Gemälde uns Goethe verewigt hat, ingleichen die Kanonade von Valmy, nebst allen Schrecken jenes Rückzugs mit, der ein so furchtbares Gegenstück zu dem Manifest des Herzogs von Braunschweig bildete und auf dem die preußische Armee doppelt so viel Menschen und zehnmal mehr Ruhm einbüßte, als die blutigste Niederlage sie hätte kosten können. Laukhard hielt sich bei allen diesen Strapazen und Bedrängnissen besser, als man es dem ehemaligen Magister hätte zutrauen mögen. Der Herzog von Braunschweig hatte ihm aus besonderer Gnade für die ganze Dauer des Feldzugs doppelte Löhnung bewilligt; so lebte Laukhard denn möglichst flott, schoß und hieb um sich, wo er dazu commandirt ward, beschmauste die alten zahlreichen Freunde und Bekannten, die er in der Rheingegend hatte, unterhielt seine Kameraden durch schmuzige Geschichten und Lieder, die er für sie dichtete, und war übrigens, wie er selbst bekennt, als ein „Patriot" verrufen — das hieß nach damaligem Sprachgebrauch als einer, der nicht jeden Sansculotten ohne weiteres für einen Menschenfresser halten und von dem Ausgang des Krieges nichts Gutes für Preußen und Deutschland hoffen wollte.

Im Laufe des nächsten Feldzugs (1793) kam er mit vor Landau zu liegen, das sich damals bereits in den Händen der Franzosen befand. Das Belagerungscorps stand unter der persönlichen Leitung des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's III. Vielleicht deshalb, vielleicht aber auch, weil es den Preußen schon damals kein rechter Ernst mehr mit dem Kriege war, wünschte man die Einnahme der Stadt möglichst zu beschleunigen und dabei Arbeit und Menschen möglichst zu ersparen. Den 18. September hatte die Einschließung von Landau begonnen, und schon den 20. oder 21. September wurden Laukhard zuerst von einigen Offizieren seines Regiments, dann vom Prinzen Louis Ferdinand, der nachher bei Saalfeld ein verlorenes Leben durch einen glorreichen Tod sühnte, endlich gar vom Kronprinzen selbst Anerbietungen gemacht, sich als Spion und geheimer Unterhändler in die belagerte Stadt einzuschleichen. So fabelhaft dies der Mehrzahl unserer Leser klingen wird und so abenteuerlich Laukhard's eigene Erzählungen von dem Vorhaben allerdings auch sind, so ist es doch nicht möglich, an der buchstäblichen Wahrheit derselben zu zweifeln; er führt nicht nur alle Namen und Umstände aufs genaueste an, sondern er thut es auch öffentlich in einem Buche, das wenige Jahre später in Halle, mit preußischer Censur, sozusagen unter

den Augen des preußischen Hofs und des Kronprinzen selbst gedruckt ward, ohne daß er deshalb zur Verantwortung gezogen oder daß auch nur irgendetwas Wesentliches in seinen Angaben in Abrede gestellt oder berichtigt worden wäre.

Der Zusammenhang der Sache aber war dieser. Der Commissarius, den der Nationalconvent in das belagerte Landau entsendet hatte, war ein gewisser Dentzel, ein geborener Elsasser und von der Universität her mit Laukhard befreundet. Dies war, vermuthlich durch Laukhard selbst, in der Armee bekannt geworden und endlich auch dem Kronprinzen zu Ohren gekommen. Der Plan war nun, daß Laukhard, welcher, wie schon erwähnt, der französischen Sprache in ausgezeichnetem Grade mächtig und überdies als Franzosenfreund verschrieen war, scheinbar zum Feinde desertiren sollte. Einmal in die Stadt gelangt, sollte er seine Bekanntschaft mit Dentzel erneuern und diesen durch die bedeutendsten Geldanerbietungen zur Uebergabe der Stadt zu bewegen suchen; eine schriftliche Vollmacht, von der Hand des Kronprinzen selbst geschrieben, sollte als Bestätigung und Bürgschaft seiner Anerbietungen dienen. Wundersamer Schicksalswechsel, der unserm Laukhard mit einemmale über den Hals kam! Daß der ehemalige hallische Magister als Spion in eine französische Festung ging, das war noch das Wenigste davon. Aber daß der Genosse der Branntweinschenken und Hellerdirnen sich auf einmal in die Gesellschaft der Prinzen und Fürsten versetzt sah, daß die höchstgestellten Männer der Armee ihn, den Fuselduftenden, mit süßem Wein und Leckerbissen tractirten, ja daß dieser sonst so zurückhaltende, so schweigsame Kronprinz von Preußen ihn „lieber Laukhard" titulirte, ihm die Hand drückte und versicherte, ihn schon längst als einen vortrefflichen Menschen zu kennen — nicht wahr? das hieß doch noch ein Umschwung der Verhältnisse?! Und dürfen wir unserm alten Abenteurer wohl im Ernst böse sein, wenn er sich diese ungewohnten Liebkosungen zu Kopfe steigen ließ und einen Auftrag übernahm, der, trotz des patriotischen Mäntelchens, das man ihm umhing, doch in Wahrheit nicht mehr noch weniger als ein Schurkenstreich war?!

Wiewol, die Wahrheit zu sagen, der alte Schalk, der Laukhard, wol noch seine ganz eigenen und ganz geheimen Nebengedanken dabei haben mochte. Laukhard's preußische Begeisterung war sehr gering, seine Zukunft so ungewiß, daß er dreist jeden Preis auf jede Karte setzen durfte. Glückte der Plan oder kam er auch nur mit heiler Haut zurück, gut, so war ihm die Dankbarkeit des künftigen Königs von Preußen gewiß, und eine kleine lebenslängliche Pension das Wenigste, womit dieselbe sich äußern konnte. Fand er die Verhältnisse in Landau dagegen anders, als seine erlauchten Gönner und Rathgeber erwarteten — auch gut, so war es ja noch immer Zeit, aus dem Spaß Ernst zu machen und

wirklich zu diesen Franzosen überzugehen, die ihm ja im Grunde des Herzens ein gut Theil lieber waren als die Kameradschaft unter dem preußischen Stock!

Genug, am Morgen des 25. September wurde er vom Kronprinzen empfangen; noch am Abend desselben Tags erhielt er in einer zweiten Audienz die schon erwähnte eigenhändige Instruction. Die zweite Nacht darauf, vom 26. zum 27. September, geleiteten ihn zwei höhere Offiziere bis dicht an die französischen Vorposten; noch dreißig Schritte davon versteckten sich die Offiziere — sie konnten hören, wie Laukhard weiter vorschritt — wie die französischen Dragoner ihn anriefen — wie Laukhard sich als Ueberläufer bei ihnen meldete.....

Und in der That, wäre Laukhard wirklich gewesen, wofür er sich ausgab, er hätte sich keine bessere Aufnahme wünschen können. Vom Wachtposten, der ihn zuerst angerufen hatte, bis zum General Laubatière, dem er am folgenden Morgen vorgeführt ward, empfing ihn alles mit brüderlicher Herzlichkeit; man wünschte ihm Glück, dem Laude der Knechtschaft den Rücken gekehrt zu haben, stieß mit ihm an auf den baldigen Untergang aller Tyrannen, lobte die Klugheit seines Entschlusses und bewunderte die Fertigkeit und den guten Anstand, mit dem er sich im Französischen auszudrücken wußte. Auch allerhand verfängliche Fragen that man ihm oder wenigstens legte Laukhard sie seinen neuen Freunden in den Mund: wie viel Hiebe denn der preußische Soldat täglich bekomme? Ob ihr Commisbrot wirklich so über allen Glauben schlecht sei, wie man sage? Ob unter allen deutschen Fürsten noch ein einziger sei, der sich mit Friedrich dem Großen vergleichen lasse? Wie viel von diesen und ähnlichen Erzählungen wirkliche geschichtliche Wahrheit und wie viel tendenziöse Ausschmückung, müssen wir unentschieden lassen. Die Tendenz selbst ist allerdings sehr klar: indem er die Brüderlichkeit schildert, in welcher in der jungen republikanischen Armee, unbeschadet des militärischen Gehorsams, Offiziere und Gemeine lebten, indem er ihre einfache, aber gesunde und regelmäßige Kost rühmt, indem er endlich und ganz besonders die Menschlichkeit preist, mit welcher die Sansculotten ihre Gefangenen und Ueberläufer behandelten, will er damit ebenso viel Gegenbilder aufstellen zu dem, was in dieser Hinsicht in der preußischen und österreichischen Armee üblich war; er malt hier so hell, damit dem Leser der Schatten auf der andern Seite desto mehr in die Augen falle....

Allein wie zufrieden er übrigens mit seiner Aufnahme sein durfte, rücksichtlich dessen, was der eigentliche Zweck seiner Sendung war, machte er doch nur schlechte Fortschritte. Mit Lebhaftigkeit schildert Laukhard selbst — und diesmal, dünkt mich, dürfen wir ihm Glauben schenken — die Gewissensbisse, von denen er heimgesucht ward, indem

er sich angesichts dieser freundschaftlichen, ja herzlichen Aufnahme an die Absichten erinnerte, mit denen er herübergekommen. Diese, vor kurzem noch seine Feinde, die ihn jetzt wie Brüder empfingen, die ihren Bissen Brot, ihr Glas Wein mit ihm theilten, und das alles im Namen der Freiheit, die keinen Unterschied der Stände und auch keinen Haß der Nationen kennt — diese war er gekommen zu verrathen! Diese so keusche, so jugendfrische Republik sollte er durch schmuzige Geldanerbietungen beflecken! Diese so wohlthätige, so echt menschenfreundliche Revolution sollte er stürzen helfen, und nicht einmal in offenem, ehrlichem Kampfe, nein, sondern durch hinterlistig schleichenden Verrath!

Doch hatte er dem Kronprinzen einmal sein Wort verpfändet und so mußte wenigstens ein Versuch gemacht werden. Die Bekanntschaft mit Dentzel wurde erneuert; der französische Nationalrepräsentant und Commissarius des Convents hatte noch immer genug vom halleschen Bruder Studio beibehalten, um dem Verkehr bald jene trauliche und zugleich leichtfertige Färbung zu geben, die es Laukhard möglich machte, mit seinen Anerbietungen hervorzurücken. Anfangs lehnte Dentzel dieselben mit Entrüstung ab; späterhin jedoch — Laukhard's Erzählung ist aus begreiflichen Gründen in diesem Punkte selbst nicht recht klar — scheint er sein Ohr bereitwilliger hergeliehen zu haben: wozu außer der Furcht vor dem immer steigenden Terrorismus, der bereits seine eigenen Werkzeuge zu verschlingen anfing, hauptsächlich wol auch Dentzel's Eifersucht gegen den General Laubatière beitrug.

Aber noch bevor es zu irgendeinem Resultat gekommen, erregte Dentzel's fortgesetzter und intimer Verkehr mit dem preußischen Ueberläufer Argwohn bei der Besatzung; es kam zu einem Aufstande, bei welchem Dentzel wie Laukhard verhaftet wurden, und wenn Laukhard etwa noch nicht bedacht hatte, um was es sich bei der ganzen Unternehmung möglicherweise handelte, nämlich um seinen Kopf, so hatte er jetzt die Gelegenheit dazu.

Inzwischen gelang es ihm auch diesmal noch, sich glücklich herauszulügen. Auch Dentzel wußte sehr wohl, daß bei dem leisesten Geständniß nicht blos Laukhard's, sondern auch sein eigener Kopf verloren gewesen wäre, und unterstützte daher die Aussagen des Freundes nach Kräften. Doch mußte er, verfeindet mit dem General wie er war, noch einige Wochen länger in Haft bleiben als Laukhard, für den die Katastrophe sogar noch zum Gewinn ausschlug. Denn durch die gepflogenen Verhandlungen und Verhöre mit dem General und andern einflußreichen Personen näher bekannt geworden, hatte er Gelegenheit gehabt, sich denselben durch sein anstelliges und geschicktes Wesen, besonders auch durch seine Sprachfertigkeit zu empfehlen, und wurde nun auf mancherlei Art von ihnen unterstützt, auch zu kleinen Dienstleistun-

gen verwendet, die ihm denn allemal reichlich vergütet wurden. Zu den Preußen zurückzukehren, daran durfte er unter den obwaltenden Umständen und bei der argwöhnischen Aufmerksamkeit, die noch immer auf sein Thun und Treiben gerichtet war, freilich nicht denken. Auch erwartete man ihn in dem preußischen Lager nicht mehr; man glaubte — und traf damit, wie wir wissen, so ziemlich die Wahrheit — Laukhard werde wol aus dem Spiel Ernst gemacht haben, und des langen Wartens überdrüssig und da auch mittlerweile das Belagerungsgeschütz herangekommen war, gab der Kronprinz Befehl zum ernstlichen Angriff. Die Stadt wurde bombardirt und gerieth in große Bedrängniß. Doch noch zur rechten Zeit (22. December) gelang es der Moselarmee, sich mit der Rheinarmee zu vereinigen; am zweiten Weihnachtstage wurden die berühmten Weißenburger Linien erstürmt und schon am folgenden Tage war vor Landau kein Preuße mehr zu sehen.

Damit war denn auch für Laukhard jede Möglichkeit zur Rückkehr abgeschnitten und wohl oder übel mußte er sich entschließen, wenigstens bis zum Friedensschlusse, den man allerdings nahe glaubte, in Frankreich zu bleiben. Mit einem Paß als Deserteur versehen, wanderte er in das Innere Frankreichs. Der Raum gestattet uns hier nicht, ihn auf den Einzelheiten dieses abenteuerlichen Zuges zu begleiten, soviel Interessantes dieselben auch darbieten. Es war gerade der Höhepunkt der Schreckensepoche, von der Hinrichtung des Königs bis zum Sturze Robespierre's, während welcher Zeit Laukhard in Frankreich lebte. Er hielt sich abwechselnd in Strasburg, Auxonne, Dijon, Lyon, Valence, Vienne, Montpellier, Grénoble, Mâcon, Avignon auf, also in sehr verschiedenen Städten und Landschaften, versah auch die verschiedenartigsten Functionen, bald als bloßer Deserteur, bald als Gefangener (wegen der landauer Geschichte, die ihm noch zu zweien malen, in Dijon und Mâcon, hart an den Kragen ging), bald als Rechnungsführer, bald als Sprachmeister, bald als Maurer und Tagelöhner, am längsten als Krankenwärter in den Spitälern von Dijon und Lyon, und hatte auf diese Art; durch den beständigen Verkehr mit den untern Klassen des Volks und doch durch seine allgemeinere Bildung über dieselben erhoben, eine unvergleichliche Gelegenheit, die innern Zustände des damaligen Frankreich kennen zu lernen. Daß sein Blick sich dabei hauptsächlich wieder auf die niedere Sphäre, auf Verworfenheit, Schmuz und Liederlichkeit lenkte, versteht sich bei Laukhard von selbst, und ebenso auch, daß die Form, in der er seine Beobachtungen niederlegt, höchst roh und unsauber ist. Dennoch sollten Geschichtschreiber jener Epoche sich dadurch nicht abschrecken lassen, auch Laukhard's Buch zu studiren; sie werden manchen charakteristischen Zug darin finden, den sie anderwärts vergeblich suchen.

Und so hätte Laukhard sich dies Vagabondenleben ohne Zweck und Ziel schon gefallen lassen und wäre vielleicht für immer in Frankreich geblieben, hätten nicht seine halleschen Freunde, darunter namentlich der uns schon bekannte Bispinck, sich um seine Freilassung bemüht. Endlich wurden ihre Anstrengungen von Erfolg gekrönt; auf einen untergeschobenen dänischen Heimatsschein — denn als Preuße hätte man ihn nicht freigelassen — erhielt er die Erlaubniß, Frankreich zu verlassen.

Bei Basel betrat er zuerst wieder den deutschen Boden — und schon wenige Tage später finden wir ihn, den schwärmerischen Bewunderer der Französischen Republik, den Verächter und Feind der Emigranten, wieder als neuangeworbenen Rekruten der Emigrantenarmee oder des sogenannten Rohan'schen Corps. Die Erfahrungen indeß, die er hier machte und die seine frühern Beobachtungen in Betreff der Emigranten nur bestätigten, veranlaßten ihn eines guten Tags, da sein Hauptmann ihn in Geschäften nach Ettenheim schickte, einfach nicht wieder zu kommen, sondern statt dessen nach Offenburg zu gehen und sich daselbst frisch am Thor bei den schwäbischen Kreistruppen, Regiment Ludwig von Baden, anwerben zu lassen. Man sieht, wie Laukhard ehedem die Runde machte durch die deutschen Universitäten, so hatte er jetzt als Soldat nicht übel Lust, dasselbe mit den verschiedenen Armeen zu versuchen.

Durch die fortgesetzten Bemühungen seiner halleschen Freunde indeß wurde er nach einiger Zeit auch hier wieder ausgelöst, nachdem er es schon zum Corporal gebracht und mehrere male mit eigener Hand jenes berühmte Corporalstöckchen geschwungen hatte, das damals, wie bei allen europäischen Armeen, mit einziger Ausnahme der republikanisch-französischen, auch bei der deutschen Reichsarmee noch in voller Thätigkeit war.

Laukhard nahm seinen Weg über Frankfurt und das für ihn so verhängnißvolle Gießen, wo er das Studentenleben jedoch sehr im Verfall fand, wenigstens nach seinen Begriffen. Am 27. October 1795 wanderte er in Halle ein. Seine vornehmsten Aussichten für die Zukunft hatte er, und man muß gestehen nicht ohne einigen Schein des Rechts, auf den Kronprinzen von Preußen gesetzt, der ihn, wie unsere Leser sich entsinnen, persönlich zu der gefährlichen Expedition nach Landau veranlaßt und ihm dabei ausdrücklich die Sicherstellung seiner Zukunft versprochen hatte. Aber ob es nun Laukhard's Persönlichkeit war oder der schlechte Erfolg, den seine Sendung gehabt, oder ob (und dies ist uns das Wahrscheinlichste) der Kronprinz Grund hatte, sich an die ganze Affaire am liebsten gar nicht mehr erinnern zu lassen — genug, alle schriftlichen wie persönlichen Vorstellungen blieben insoweit fruchtlos, als kleine spärliche Geldgeschenke und allgemeine Vertröstungen für die Zukunft das

ganze Resultat derselben waren. Laukhard empfand diese Täuschung mit bitterm Grimm; selbst noch durch die gehaltene und vorsichtige Weise, mit der er an verschiedenen Stellen seiner Lebensbeschreibung über den Kronprinzen und sein Verhältniß zu demselben spricht (man vergleiche namentlich III, S. 13 fg.), leuchtet die Glut des Zorns in einer Art und Weise hervor, die Laukhard selbst mit einem gewissen sittlichen Pathos verklärt. „Ob ich gleich", sagt er, „noch immer überzeugt bin, daß ich nach der Aufopferung dessen, was ich hatte, indem ich mich, blos um dem Kronprinzen zu dienen und mich seiner Gnade zu empfehlen, in die Gefahr begab, mein Leben auf eine schimpfliche Art zu verlieren, allerdings auf einige Unterstützung zu hoffen das Recht hatte, so kann ich doch diesem vortrefflichen Herrn die Schuld nicht beimessen, daß ich ohne die versprochene Hülfe von seiner Seite bleibe und dadurch genöthigt bin, Männern lästig zu sein, welche blos Menschengefühl veranlaßt, mich in allen Stücken nach ihrem Vermögen zu unterstützen. Es gibt zwischen einem Fürsten, wie der Prinz von Preußen ist, und einem armen Teufel, wie ich bin, eine zu große Kluft: er kann sich nicht so tief herablassen, um meine Lage kennen zu lernen, und ich kann mich bis zu ihm nicht erheben, um ihn darüber zu belehren."

Und dann gleich darauf, wo er gegen den Vorwurf, heimlicher Republikaner zu sein und den geflissentlichen Lobredner der Franzosen zu machen, mit nahe liegender Beziehung auf den Prinzen sagt: „Das Verfahren der Franzosen gegen mich war edel, und unedel wäre es nun von mir, wenn ich von ihren Anstalten gegen meine Ueberzeugung schiefe Urtheile auftischen und Lügen einmischen wollte, um die ohnehin schon so verkannte und verhaßte Nation noch verhaßter zu machen."

Für einen Charakter, wie wir Laukhard kennen, war es vollkommen naturgemäß, daß er seinen Verdruß über diese getäuschten Hoffnungen in einem Meer von Liederlichkeiten zu ertränken suchte. Er selbst nennt den Winter, den er 1796 in Halle verbrachte, eine der wüstesten und tollsten Epochen seines Lebens; danach mag man sich einen Maßstab machen, wie dieser Winter gewesen sein muß. Ein Schritt eben dieser Desperation war es ohne Zweifel auch, als er sich plötzlich zu Anfang siebenundneunzig verheirathete. Seine Wahl traf ein Mädchen von niederm Stande: „Denn eine Mamsell oder Madam, ich meine ein Frauenzimmer mit einem Federhut und Schleppkleid, würde allerdings drei Kreuze vor mir gemacht haben, und ich würde gleichfalls vor jeder Madam oder Mamsell drei Kreuze machen." Er nennt das Mädchen nur nach seinem Vornamen Hannchen; es war eine Soldatentochter, der Vater stand bei der preußischen Demarcationslinie. So weit wären die Verhältnisse also gleich gewesen — und auf Bildung und Un-

schuld machte Laukhard, nach seinen bekannten Grundsätzen, ja selbst keinen Anspruch. Dennoch war die Ehe höchst unglücklich.

Aber auch eine in sich selbst glücklichere Ehe hätte müssen getrübt werden durch diese fortwährenden kläglichen Nahrungssorgen, mit denen der neue Hausvater, der aber deshalb sein Leben in Kneipen und Wirthshäusern keineswegs aufgab, zu kämpfen hatte. Schon durch den Kronprinzen in Landau von seiner preußischen Militärpflicht befreit, hatte er seine Magisterschaft wieder hervorgesucht und unterrichtete, wie vor dem Feldzug, in allerhand Sprachen und Wissenschaften. Doch warf diese Beschäftigung nur wenig ab, und auch das Herumschmarotzen bei Bürgern und Studenten, das er zu Zeiten völlig gewerbsmäßig trieb, nährte bestenfalls nur immer ihn, nicht aber Frau und Kinder.

So warf er sich denn, ermuthigt durch den Erfolg, welchen die früher erwähnte Fortsetzung seiner Lebensgeschichte hatte, der Schriftstellerei zum zweiten male und mit erneuertem Fleiß in die Arme. Die Zahl seiner Schriften, wie wir sie in der Fortsetzung von Jöcher, bei Meusel und andern verzeichnet finden, ist außerordentlich groß. Und doch sind diese Verzeichnisse bei weitem noch nicht vollständig, da er vieles unter fremdem Namen schrieb, besonders noch 1800 als Anselmus Rabiosus der Jüngere, ein nom de guerre, der auch noch von andern Publicisten jener Zeit geführt ward, vieles auch ganz ohne Namen, sodaß es schwer fällt, den eigentlichen Umkreis seiner schriftstellerischen Thätigkeit festzusetzen.

Doch ist auch das Meiste davon, wie wir schon früher sagten, von der Art, daß es getrost der Vergessenheit überlassen bleiben kann: und beschränken wir uns hier nur auf eine kurze Erwähnung desjenigen, was etwa in historischer oder culturhistorischer Hinsicht einige Ausbeute gewähren dürfte.

Das erste, womit er nach der Rückkehr aus Frankreich debütirte, war, nächst der Fortsetzung der Lebensgeschichte, ein Buch über die Reichsarmee, die er soeben bei den Schwaben hatte praktisch kennen lernen: „Die Reichsarmee in ihrer wahren Gestalt, oder Schilderungen der heutigen Reichsarmee nebst Winken über Teutschlands künftiges Schicksal." (Leipzig, 1796.) Diesem folgte im nächsten Jahre eine „Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache", die es noch im Jahre 1813 zu einer dritten Auflage brachte. 1798 gab er, außer einer Streitschrift gegen Degenhard Pott über dessen Sammlung der Bahrdt'schen Briefe, zwei Romane heraus: „Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus, den Joseph II. zehn Jahre ins Gefängniß nach Königstein schickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menschen respectiren zu lernen, zur Warnung für alle winzige Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner geschildert", und: „Annalen der Univer-

sität zu Schilda oder Volksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Teutschland, zur Auflösung der Frage, woher das viele Elend durch so manche Herrn Theologen, Aerzte, Juristen, Kameralisten und Minister." (Drei Theile.) Das erste ist, wie man schon aus dem Titel sieht, die auch von uns besprochene Geschichte des Grafen von Grehweiler; das andere ein nochmaliger Aufguß von Laukhard's akademischen Erfahrungen. Doch sind auch zahlreiche politische Elemente beigemischt; namentlich spielt unter der Maske des Fürsten Friedrich Karl zu Kolchis der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm II. eine Hauptrolle in dem Roman, während Prinz Moritz ohne Zweifel auf den Kronprinzen zu beziehen ist. Nur im Vorbeigehen bemerken wir, daß Friedrich Wilhelm II. und sein Verhältniß zur Lichtenau, den Rosenkreuzern rc. damals einer ganzen eigenen Gattung von Romanen das Dasein gab, von denen der „König Peter der Dicke von Kanonenland" wol das Berühmteste und auch wohl das Boshafteste sein dürfte.

In das Jahr 1799 fällt zunächst die Schrift über den Mosellaner- und Amicistenorden, sowie ein dritter Roman: „Franz Wolfsstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels". Von seinen spätern Schriften erwähnen wir nur noch den „Markis von Gebrian, oder Ränke und Schwänke eines französischen Emigranten", ein politisch-komischer Roman (zwei Bände, Leipzig, 1800), worin er seine Erfahrungen in Betreff der Emigranten niederlegte; ob ein schon 1797 angekündigter Roman desselben Inhalts: „Leben des Marquis von Vilançon", wirklich erschienen ist, vermögen wir nicht zu sagen. Im Jahre 1801 gab er ein „Bild der Zeiten oder Geschichte Europas von Karl dem Großen bis auf Bonaparte" heraus, sowie 1804 eine „Corella Donatini oder Geschichte einer empfindsamen Buhlerin", in der besonders die Polemik gegen die neuauftauchende romantische Schule ergötzlich ist, namentlich gegen Friedrich Schlegel's „Lucinde", die hier gewissermaßen travestirt werden soll.

Von diesen Jahren ab bietet Laukhard's Leben nichts Merkwürdiges mehr dar; ja er verschwindet bald darauf, wie wir bereits in der Einleitung bemerkten, in Unbekanntschaft und Dunkelheit. Schon in der Vorrede zum sechsten Bande der Lebensbeschreibung spricht er den Vorsatz aus, mit nächstem eine Reise in die Heimat und von da in das Innere Frankreichs zu machen, von der er den Lesern denn auch allerhand neue Abenteuer zu erzählen hofft. Doch ist diese Reisebeschreibung unsers Wissens nie erschienen. Im Jahre 1806 verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode mit solcher Gewißheit, das dieses Jahr auch in die meisten bibliographischen und literargeschichtlichen Handbücher als sein Todesjahr übergegangen ist und noch jetzt gewöhnlich so angeführt wird. Doch taucht er in Wahrheit noch einmal auf: und

zwar mit jenem „Wilhelm Stein", von dem ebenfalls schon in der Einleitung die Rede gewesen. Wir ersehen daraus und finden es auch durch andere Nachrichten bestätigt, daß er sich in der Gegend von Trier längere Zeit aufs abenteuerlichste umhergetrieben hat, auch eine Zeit lang sogar Prediger gewesen, aber in kürzester Frist mit Schimpf und Schande wieder weggejagt worden ist. Mit dem Jahre 1813, wo eine dritte Auflage seiner französischen Sprachlehre erschien, verschwindet aus unsern bibliographischen Hand- und Hülfsbüchern jede Spur von ihm. Selbst die Angabe, daß er am 28. April 1822 gestorben, beruht nur auf einer vereinzelten Notiz bei Meusel; weder der „Allgemeine Nekrolog der Deutschen" noch das Intelligenzblatt der damaligen halleschen „Literatur-Zeitung", dieser sonst so getreue und wachsame Buchhalter jedes irgend bemerkenswerthen Todesfalls, haben eine Zeile über das Ende dieses Mannes, der einst so viel von sich reden gemacht, der so viel Papier verdorben und den die „Literatur-Zeitung" selbst so oft und so derb gestriegelt hatte. Die Angabe im Heinsius'schen „Bücherlexikon" (im III. Bde.), wonach sein Todestag auf den 28. April 1832 fiele, ist ohne Zweifel nur ein Druckfehler.

In den Straßen von Halle dagegen sah man noch vor etwa zwanzig Jahren eine alte verschrumpfte Weibergestalt, die jedem Vorübergehenden unter leisem Gemurmel die zitternde Hand zum Almosen entgegenstreckte; es war Laukhard's Hannchen, die er einst in soldatischem Uebermuth geheirathet, mit der er dann so wenig glückliche Tage verlebt, die seiner so würdig gewesen war und die nun hier in kläglicher Verlassenheit einsam verkümmerte....

Literatur und Kunst.

Zur Kenntniß Italiens.

In der Noth erkennt man seine Freunde und auch was man an den Büchern hat, weiß man nicht eher, als bis man sie braucht. Wie reich ist unsere Literatur nicht, wenigstens dem Anscheine nach, an Schriften über Italien! Beinahe jeder von uns, der nach Italien reist, hält sich auch verpflichtet, seine Reiseeindrücke und Erfahrungen öffentlich mitzutheilen; es gibt bei uns der Schriften über Italien so unzählige, daß darin, sollte man meinen, jeder Standpunkt vertreten und jedes Bedürfniß befriedigt sein müßte. Und doch wie schmilzt dieser Reichthum zusammen, sobald wir die breitgetretenen Pfade verlassen, auf denen die große Heerschar der Touristen sich zu bewegen pflegt! Von unsern Schriften über Italien sind immer neunundneunzig aufs hundert von Dichtern, Künstlern oder Kunstfreunden, allenfalls auch von Philologen und Alterthumsforschern geschrieben; die Kunst in ihrer weitesten Ausdehnung ist das Feld, auf dem diese Schriftsteller

sich tummeln und von dem sie eifersüchtig jeden dürren Halm und jedes vergessene Blättchen abweiden, das der Vorgänger noch übrig gelassen hat. In diesem Sinne, sofern wir blos das ästhetische und künstlerische Interesse ins Auge fassen oder uns lediglich auf die große Vergangenheit des Landes und ihre Ueberreste beschränken, ist unsere Literatur über Italien allerdings überfüllt; fragen wir dagegen, wie es mit unserer Kenntniß seiner politischen und sonstigen öffentlichen Verhältnisse bestellt ist, prüfen wir uns, was wir über das Italien der Gegenwart, seine Menschen, Sitten und Einrichtungen wissen und sehen wir zu, was unsere vielgepriesene Literatur uns in dieser Hinsicht bietet, so werden wir in allen diesen Beziehungen nur allzu bald auf höchst empfindliche Lücken stoßen. Eines besondern Beweises für diese Behauptung bedarf es hier nicht, da wol jeder von uns gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo Italien im Begriff steht, eine so verhängnißvolle Rolle in der Entwickelung der europäischen Verhältnisse zu übernehmen, die Wahrheit derselben an sich selbst empfunden hat. Das Rom Cäsar's und Rafael's kennen wir alle, aber wie die heutigen Römer eigentlich leben, nach welchen Gesetzen sie regiert werden, welche Ansichten, Sitten und Gewohnheiten unter ihnen heimisch sind, davon erfahren wir während der zwei, drei Monate, die wir als Touristen in Rom leben und fast ohne Ausnahme in den Museen und Bibliotheken zubringen, freilich wenig oder nichts und auch die Mehrzahl unserer Bücher läßt uns darüber im Stich.

Eine rühmenswerthe Ausnahme machen die kürzlich erschienenen „Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner. Von Otto Speyer. Erster Band" (Berlin, Mittler). Das Buch, hervorgegangen aus einem genauen und gründlichen Studium des Landes und seiner Bewohner, konnte in keinem günstigern Momente kommen als eben jetzt, wo die allgemeine Aufmerksamkeit so überwiegend auf Italien und die italienischen Verhältnisse gerichtet ist. Es ist keine flüchtige Touristenarbeit, was wir hier erhalten, sondern die Frucht eines mehr als sechsjährigen Aufenthalts, während dessen es dem Verfasser vergönnt war, zahlreiche Bekanntschaften anzuknüpfen und sich in Land und Leute, in Sprache und Sitten vollständig einzuleben. Den größten Theil dieser Zeit verbrachte der Verfasser in Toscana, wo er als Erzieher eines jungen florentinischen Adelichen lebte; seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte er in Florenz, unternahm jedoch von hier aus häufige Ausflüge nach allen, auch den unbekanntesten Theilen des Landes, das er auf diese Weise gründlicher und vollständiger kennen lernte als wol jemals ein Fremder vor ihm. So vorbereitet und nachdem er schon im Sommer 1849 eine größere Reise durch Oberitalien gemacht hatte, verließ er im Frühjahr 1853 Toscana, um auch den Süden der Halbinsel kennen zu lernen. Rom wurde ein zweimonatlicher Aufenthalt gewidmet; ebenso lange verweilte der Reisende in Neapel und Sicilien. Die Beobachtungen, die er während dieser ganzen Zeit sammelte, waren zunächst und hauptsächlich auf ein möglich deutliches und vollständiges Bild von dem landschaftlichen Charakter des Landes, mit Einschluß seiner Naturproducte, seiner Sprache und Gebräuche gerichtet. Indem der Verfasser diesen Plan aber nach allen Seiten hin verfolgte und ins einzelnste ausführte, erweiterte sich ihm das, was ursprünglich auf ein bloßes Landschaftsbild angelegt war, zu einem vollständigen

Lebensbilde überhaupt. Der Boden Italiens in seiner natürlichen Bestimmtheit bildet zugleich den eigentlichen Boden für die Betrachtungen und Schilderungen des Verfassers: allein von diesem Boden aus und ihn nach allen Richtungen hin durchmessend, streift er zugleich hinüber in die verschiedenartigsten Gebiete des öffentlichen und häuslichen Lebens, der nackte Boden, wie die Natur ihn hingestellt hat, belebt und bevölkert sich gleichsam vor unsern Augen, wir sehen die Wandelungen, die Cultur und Geschichte mit ihm vorgenommen, wir lernen die Einflüsse kennen, die er auf die Bewohner geübt und die er wiederum von ihnen empfangen hat, wir stehen mit Einem Wort im Mittelpunkt des italienischen Lebens, das sich in freier natürlicher Fülle vor uns entfaltet und von dem wir, an der Hand eines so kundigen Führers, ein ebenso klares wie vollständiges Bild gewinnen. Nur Eine Richtung hat der Verfasser absichtlich, diese aber auch mit größter Strenge ausgeschlossen: das ist die Kunstkritik im eigentlichen Sinne, die ins einzelne gehende Beschreibung von Bildwerken und ähnlichen Denkmälern. Allein gerade nach dieser Seite hin haben die Vorgänger des Verfassers die Geduld der Lesewelt dermaßen erschöpft, daß wir ihm für diese Beschränkung, weit entfernt, darin eine Lücke seines Buchs zu sehen, vielmehr nur Dank wissen können. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich ausschließlich mit Toscana. Im ersten Abschnitt wird uns dieser „Garten Italiens" in allgemeinen Umrissen geschildert. Sodann lernen wir in einer Reihe „Florentinischer Bilder" die Hauptstadt selbst kennen, von wo wir demnächst eine Reihe von Ausflügen in die nähere und fernere Umgegend machen; wir verleben mit dem Verfasser eine „Villeggiatura zwischen Arno und Chiana", begleiten ihn auf einer „Klosterfahrt in den Apenninen", sowie auf einem „Ausflug in die toscanischen Maremmen", dem sich eine Reise „Von Florenz über Pisa und Lucca nach Genua" nebst einem „Ausflug in die nordwestlichen Gebirge von Toscana" anschließt; den Schluß machen „Bilder aus Livorno". Die Darstellung des Verfassers ist einfach und anspruchslos, aber leicht und anmuthig, sein Urtheil maßvoll und gerecht; wiewol er selbst im Vorwort sich von einer gewissen schwärmerischen Vorliebe für Italien nicht ganz frei spricht, so verfällt er doch nirgends in einseitige Bewunderung, weiß sich vielmehr überall eine Klarheit des Blicks und eine Selbständigkeit der Meinung zu bewahren, die ihm sofort das Vertrauen des Lesers gewinnt. Wir führen beispielsweise das Urtheil an, das er S. 303 über den italienischen Volkscharakter im allgemeinen fällt; im ganzen ist der Verfasser mit dergleichen allgemeinen Urtheilen sehr sparsam, was wir natürlich nur loben können, und verdient daher die gelegentliche Aeußerung eines so kundigen und vorurtheilsvollen Beobachters gewiß nur um so größere Beachtung. „Es ist", sagt er a. a. O., „nicht zu leugnen, daß die Italiener innerlich wie äußerlich zu viel für andere und zu wenig für sich selbst leben, womit ich sie jedoch keineswegs einer übertriebenen Nächstenliebe bezichtigt haben will. Es ist ein Schaden, der bei dem Volke als solchem erst seit seinem politischen Verfall um sich frißt. Seitdem Italien keine großen Geister mehr hervorbringt; seitdem seiner Künstler Namen nicht mehr jenseit der Alpen und des Meeres widerhallen; seitdem sein freies Staatsleben zu Grabe getragen ist: beschränken sich seine Bewohner darauf, andere Völker per fas et nefas zu der Anerkennung zwingen zu wollen, daß sie

auf dem Gebiet des Lebens, der Wissenschaft und Kunst von jeher die größten Männer gehabt, das Höchste geleistet, die erste Rolle gespielt hätten. Während andere Völker produciren, führen sie mühsam, gelehrt und leidenschaftlich den Beweis ihrer frühern Productivität. In ihrer Literatur begnügen sie sich nur allzu häufig, in wohlgefügten Sätzen und klingenden Versen das Ohr zu erfreuen und sich das Ansehen zu geben, als sagten sie etwas. Bei dem Geringsten, was sie thun, sieht man ihnen an, qu'ils posent devant l'Europe. Mit dem Groß- und Bewundernswerthsein ist es so ziemlich vorüber, desto ängstlicher bemühen sie sich, so zu scheinen; drängt die demüthige Ueberzeugung, fast durch alle Völker Europas überflügelt zu sein, gar zu gewaltig und unwiderstehlich auf sie ein, so machen sie es wie der verfolgte Strauß und stecken den Kopf in den Sand, als glaubten sie, wenn sie die verhaßten Thatsachen nur nicht mehr sähen, wären sie auch nicht länger wahr." Interessant ist auch, was er über den Einfluß des Dichters Alfieri sowie über das Auftreten der Ristori äußert. „Alfieri's Werke", heißt es S. 59, „sind noch heutzutage für die italienische Jugend weit weniger eine Quelle ästhetischen Genusses als ein Born, aus dem sie ihre Begeisterung für Freiheit und Vaterland schöpft, wie es ja auch des Dichters Wunsch und Wille gewesen. Uebrigens theilt Alfieri in Florenz das Schicksal manches andern großen tragischen Dichters: obgleich nicht nur hoch verehrt, sondern sogar von seinen etwas exclusiven Landsleuten über alle dramatischen Dichter aller Völker und Zeiten gestellt, wird er doch im allgemeinen wenig gelesen und die Darstellung seiner Stücke nur wenig besucht. Während man sich in die Uebersetzungen Dumas'scher, Soulie'scher und ähnlicher Spectakelstücke drängte, sodaß eine halbe Stunde vor dem Beginn kaum noch ein Stehplatz im Parterre zu erlangen war; während selbst des seligen Kotzebue seliges «Menschenhaß und Reue» (Misantropia e pentimento) noch ein großes Publikum fand: habe ich eine jetzt in Europa vielgefeierte Schauspielerin in der «Mirra» vor einem mehr als halbleeren Hause auftreten sehen. Freilich, der Name Adelaide Ristori's hatte von jeher einen guten Klang in Italien; aber sie als eine siegreiche Nebenbuhlerin der Rachel aufzustellen, war dem Auslande vorbehalten. Ja, die Akme ihres Ruhms auf der Halbinsel war bereits längst überschritten, als sie zuerst nach Frankreich ging, und ihre eigenen Landsleute werden nicht wenig über die Lärmtrompete von der Seine verwundert gewesen sein, die plötzlich dem erstaunten Europa ihren Namen als den der größten Schauspielerin der Gegenwart verkündete. Als im Jahre 1851 die Rachel in Florenz gastirte, wagte selbst der eingefleischteste Italianissimo nicht, ihr die Ristori an die Seite zu stellen; ja der Name der letztern ward kaum genannt, während alles für die Französin schwärmte. Nur hier und da in ihrer Lieblingsrolle als Maria Stuart, welches Stück ich übrigens auf den mittelmäßigsten Theatern Deutschlands besser geben sah, fiel ihr wol ein Bouquet vor die Füße. Wenn sie jetzt ihren triumphirenden Einzug in die Blumenstadt am Arno hält, wird sie freilich Gefahr laufen, unter Kränzen und Riesensträußen zu ersticken."

Leisten die „Bilder italienischen Landes und Lebens" somit mehr, als man von einem deutschen Buche über Italien für gewöhnlich erwarten darf, so ist dagegen ein anderes Buch derselben Gattung hinter den Erwartungen,

welche der Name des Verfassers uns erweckte, einigermaßen zurückgeblieben: „Torso und Corso. Aus dem alten und neuen Rom. Von Hermann Lessing" (Berlin, Springer). Der Verfasser ist bekannt als einer der witzigsten und liebenswürdigsten Feuilletonisten; seine Artikel in der berliner „National-Zeitung" und andern Blättern erfreuen sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls. Aber sei es, daß das vielbesuchte und vielbeschriebene Rom selbst für den Witz des berliner Feuilletonisten ein zu verbrauchter Gegenstand oder daß es umgekehrt noch immer zu groß und mächtig für ihn, genug, diese leichtskizzirten Schilderungen aus dem alten und neuen Rom machen im ganzen nur einen ziemlich blassen und oberflächlichen Eindruck und unterscheiden sich nur wenig von dem, was uns schon in hundert und aber hundert ähnlichen Büchern geboten ward. Ueber den etwas gesuchten Titel äußert der Verfasser selbst sich in der Vorrede folgendermaßen: „In diesem reichgegliederten Organismus, den die einstige Beherrscherin der Welten entfaltet, erschienen uns als die wesentlichsten charakteristischen Factoren: der Torso und der Corso. Wir verstanden unter Torso nicht allein jenes plastische Werk des Vatican, an dessen Ergänzung kein Künstler sich wagte, sondern jene unsterblichen, antiken Ruinen, die die sieben Hügel bedecken, diese nicht zu erschöpfende Trümmerstätte einer untergegangenen Welt; ihr gegenüber erscheint der Corso nur als ein buntes vorüberziehendes Schattenspiel, und über den Mikrokosmus des täglichen Genusses erheben sich die gewaltigen Todten. Aber selbst der Corso, der Repräsentant der Vergänglichkeit, zeigt eine Doppelnatur, durch die er zwei Welten verbindet. Die Procession, die auf ihm sich bewegt, ist nicht immer eine weltliche, oft trägt sie einen ernsten, feierlichen Charakter und beugt sich vor einem heiligen Gedanken." In der That jedoch trägt das Buch selbst von diesem Doppelcharakter nur wenig an sich; es sind eben Feuilletonskizzen, die sich in buntem Wechsel über die allbekannten und unvermeidlichen Stationen eines römischen Aufenthalts, über Capitol und Colosseum, über Künstler und Corso, über Bettler und Theater, Kirchen und Museen rc. verbreiten — und wir sagten bereits, daß der Feuilletonstil, mit soviel Gewandtheit der Verfasser ihn auch zu handhaben weiß, uns doch für diese Gegenstände nicht recht zu passen scheint. Neu war uns das Urtheil, das der Verfasser über die Engländer in Rom an Ort und Stelle fällen hörte und das wir, wenigstens in dieser Ausdehnung, noch niemals vernommen haben; es würde von Interesse sein, durch weitere unparteiische Zeugnisse zu ermitteln, wie viel davon auf Wahrheit beruht und wie viel dem alles vergrößernden Gerüchte angehört. „Die Söhne Albions, die in Rom eine gesellschaftliche Carrière machen wollen", erzählt der Verfasser S. 48, „sind gewöhnlich junge Leute, die mit einer angenehmen Persönlichkeit begabt sind. Sie lassen sich in die Salons einführen, knüpfen Bekanntschaft mit einflußreichen Priestern an, werden katholisch, und nun steht den Proselyten die ganze höhere Gesellschaft offen. Wenn dann der Meister So und So bei Processionen barhäuptig mit gesenktem Blick einhergeht, mehrmal im Tage in den Kirchen auf eine auffallende Art seine Andacht verrichtet, viel mit Prälaten und Monsignores sich blicken läßt, so gelingt es gewöhnlich den Insulanern, an deren Bekehrung der römischen Kirche soviel gelegen ist, eine vortheilhafte Heirat zu

schließen und der Engländer ist plötzlich ein Mitglied der römischen Aristokratie geworden, während er in seiner Heimat nur zum Mob gehörte. Sie dienen dann wieder zu Vogelfängern und blenden andere durch ihren Glanz. Es ist übrigens diese englische Speculation so bekannt, daß ich selbst einen Engländer in Rom traf, der fast mit keinem seiner Landsleute umging, weil sie ihm alle wie verdächtige Parvenus vorkamen." Höchst ergötzlich ist ferner, was der Verfasser von dem Inhalt eines frommen Tractätchens berichtet, das ihm bei seinem Austritt aus der Kirche Maria degli Angeli von einem colportirenden Bettler angeboten wurde. Das Blättchen enthält eine Rede Christi, die er an die heilige Elisabeth, Königin von Ungarn und die heilige Mathilde gerichtet haben soll und lautet in deutscher Uebertragung folgendermaßen: „Wisset, meine Theuern, 125 bewaffnete Soldaten dienten mir zur Bewachung, die Zahl meiner Henker war 23, sie gaben mir 30 Schläge auf den Kopf, 150 Fußtritte, zogen mich 23mal an den Haaren, und spieen mir 30mal ins Gesicht. Ich vergoß dabei 3,800430 Blutstropfen." Nun kommt die Nutzanwendung. „Wer jeden Tag sieben Paternoster und Ave Maria 12 Jahre hindurch betet, um das vergossene Blut zu sühnen, dem verspricht der Erlöser fünffachen Ablaß, vollständig von allen Sünden der Vergangenheit und Zukunft, ferner von der Strafe des Fegefeuers, dann die Gewißheit, daß, wenn er selbst die 12 Jahre nicht erlebt, sie ihm doch vollständig im Jenseits angerechnet werden; viertens soll der Betende wie ein Märtyrer betrachtet, der sein Blut für den Glauben vergossen hat (come si fosse martire e spargesse il sangue per la Santa Fede), und endlich wird seine Seele und die seiner Aeltern bis zur vierten Generation noch in besondern Schutz genommen werden. Wer nur dieses Tractätchen immer bei sich trägt, wird keines plötzlichen Todes sterben, weder im Wasser noch an einer bösen Krankheit, noch vom Blitz getroffen werden; auch wird er nie ohne Beichte aus dem Leben scheiden, seine Feinde werden ihm nicht schaden können. Nun aber kommt das Nonplusultra: „Selbst der Arm der Gerechtigkeit wird ihn nicht erreichen (sarà libero del poter della giustizia), und seine eigenen Missethaten, selbst sein falsches Zeugniß werden niemals böse Folgen nach sich ziehen. Die Frauen werden so schnell wie möglich gebären und keine Gefahr zu fürchten haben!"

Schließlich erwähnen wir hier noch eine kleine Schrift, welche den bekannten und verdienten Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes", Hrn. Joseph Lehmann zum Verfasser hat und die, ursprünglich in der ebengenannten Zeitschrift erschienen, gegenwärtig in einem zweiten vermehrten Abdruck vorliegt: „Deutschland, Oesterreich und Italien. Erinnerungsblätter an die im September 1858 in Triest stattgefundene Conferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen". Die Eile, mit welcher die Reise, über deren Veranlassung der Titel Auskunft gibt, zurückgelegt ward, verstattete freilich keine besonders neuen oder tiefgehenden Beobachtungen; was sich jedoch im Fluge erhaschen läßt, das wird uns hier in einer Reihe leichter und gefälliger Umrisse vorgeführt. Besonders schätzenswerth sind die eingestreuten statistischen Angaben und Bemerkungen über das österreichische Eisenbahnwesen sowie überhaupt über Handel und Gewerbe des Kaiserstaats. Was dagegen den politischen Standpunkt des Verfassers anbetrifft, so glauben wir kaum, daß er von vielen getheilt werden wird,

wenigstens nicht außerhalb Oesterreichs. Auch die Ausstattung des Büchleins ist sauber und ansprechend und wird dasselbe namentlich allen denen, welche Gelegenheit hatten, der triester Conferenz beizuwohnen, zu einer angenehmen Erinnerung dienen. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Anfang April 1859.

R.D. Schon seit geraumer Zeit haben Sie keine Berichte mehr aus unserer Kaiserstadt gebracht. Freilich mag es für ein Blatt von der allgemeinen Richtung des „Deutschen Museum" nicht leicht sein, hier einen geeigneten Berichterstatter zu finden, und ich selbst, indem ich mich anschicke, in diese Lücke einzutreten, fühle sehr wohl das Gewagte meines Unternehmens. Es ist im letzten Decennium bei uns viel die Rede gewesen von der deutschen Cultur, welche Oesterreich bestimmt sei nach Osten zu tragen. Einstweilen indeß, scheint es, hat sich unserer nur die Schlaffheit des Morgenlandes bemächtigt. Im Augenblick zwar ist die Stimmung hier sehr erregt, besonders wenn man dieselbe nur aus der Ferne, nur durch das Medium unserer mehr oder minder abhängigen Presse sieht. Wer jedoch etwas tiefer blickt, der kann sich auf die Dauer unmöglich darüber täuschen, daß das alles nur Blasen sind, die auf der Oberfläche treiben, während der Grund unsers öffentlichen Lebens gerade so versumpft ist und sich genau in derselben Stagnation befindet wie in der Glanzzeit des gemüthlichen „guten alten Wien". Und wie könnte es auch anders sein bei dem Druck, mit welchem die kirchlichen Vorgänge der jüngsten Zeit auf unserm geistigen Leben lasten? Das Traurigste dabei ist, daß die wenigsten unter uns von der eigentlichen Beschaffenheit unserer Zustände nur überhaupt eine Ahnung haben, im Gegentheil, sie denken noch wunder was sie sind und gerathen in die leidenschaftlichste Erregung, sobald man sie daran erinnert, daß draußen auch noch Leute wohnen und daß Wien sich noch immer gehörig zusammennehmen muß, bevor es im Stande sein wird, sich im Punkt des geistigen Lebens mit Berlin, Dresden und andern deutschen Städten in Eine Reihe zu stellen. Unsere angeblichen Patrioten wollen davon allerdings nichts hören und machen eben mit diesem falschen Patriotismus, der denn auch jedesmal sehr empfindlich zusammenzuckt, sobald er in auswärtigen Correspondenzen nach Verdienst gewürdigt wird, die Versumpfung und Mattigkeit unserer hiesigen Zustände nur noch immer ärger. Unsere Politiker führen immer nur das Wort „starkes, einiges Oesterreich" im Munde, unsere Literaten schwadroniren von einer „österreichischen Literatur", während beide gerade in dem gegenwärtigen Augenblick entschiedener denn je das deutsche Moment betonen müßten, womit natürlich noch kein „Aufgehen" Preußens oder Oesterreichs gemeint ist.

An zeitgemäßen Demonstrationen in den Theatern war bei uns im Laufe der letzten Wochen, wie Sie aus den Zeitungen wissen, die all dergleichen getreulich registriren, kein Mangel; doch wandelten dieselben

einträchtiglich einher neben den himmelstürmenden Siegen, die Frl. Dejazet hier erfocht und jetzt, bei Anbruch der italienischen Opernsaison bemühen sich diverse Journalisten, den welschen Füßen im voraus die Wege zu ebnen und jegliches Steinchen, das ihnen die politischen Ereignisse etwa entgegengewälzt haben möchten, edelmüthig fortzuräumen.

Der abgelaufene Fasching bot nichts Bemerkenswerthes. Die Bälle im „Sophiensaale" und „beim Sperl" waren gut besucht wie immer, die sogenannten Maskenbälle (Redouten) langweilig wie immer, die Festlichkeiten aber, die nach neuer Façon in den verschiedenen Pseudo-Künstlergesellschaften zum Vorschein kamen, waren dermaßen ohne Geschmack und Leben, daß sie einem diese Art von Festen füglich auf immer verleiden könnten. Diese Künstlergesellschaften sind hier seit zwei Jahren gleich Pilzen hervorgeschossen; wir haben eine „Aurora", einen „Hesperus", eine „Grüne Insel", aber in jeder empfängt man den Eindruck geistiger Unzulänglichkeit und Productionsunfähigkeit. Mittelmäßige Poeten lesen Balladen und Legenden vor, Hofschauspieler declamiren Gedichte von Halm (im besten Falle nämlich), Hofopernsänger und Sängerinnen singen Lieder; das trägt alles durchweg den Charakter einer „Akademie" und wird, weil ihm der geistige Nerv fehlt, in kürzester Zeit unleidlich. Mühselig zwängte sich endlich auch ein „Schiller-Comité" hervor, das bereits vor einem Jahre projectirt war, damals jedoch vornehmlich an der Theilnahmlosigkeit unserer hervorragenden wiener Dichter scheiterte; Grillparzer, den einige Schriftsteller zu Anfang des Winters aufgefordert hatten, die Sache in die Hand zu nehmen, lehnte die Sache, wie ich hörte, mit den Worten ab, er wolle von den Dingen „draußen" nichts wissen...

In den beiden Hoftheatern gab es Niederlagen auf Niederlagen. Das Burgtheater zuvörderst, das schon längst aufgehört hat, eine Bildungsanstalt und ein Brennpunkt deutschen Lebens in Wien zu sein, errang im sogenannten höhern Drama blos mit dem „Testament des großen Kurfürsten" einen anständigen Erfolg; „Ruth" von Ernst Ritter (pseudonym für Frau von Binzer), „Anna-Liese" von Hersch, „Drei Candidaten" von Schleich ließen das Publikum mehr oder minder kalt. Scribe's „Feenhände" füllten das Haus allerdings zu wiederholten malen, jedoch nur weil der Adel und die haute finance die in diesem Stücke übermäßig entfaltete Kleiderpracht sehenswürdig fanden, „Montrose, der schwarze Markgraf" von Laube aber hatte an seinem biedern, für das Fortkommen des Sohnes ernstlich besorgten Vater den besten Halt. Im Operntheater stellte sich als die einzige werthvolle Gabe der Saison der „Lohengrin" dar. Da hatte man wieder einmal Gelegenheit, der wiener Kritik so recht in ihre saloppe und possierliche Wirthschaft zu gucken; beinahe nur Hanslik und Debrois von Brugk, die hier überhaupt die einzigen tiefern Kenner der Musik sind, machten gegen das Princip der Zukunftsmusik Front, die andern gingen großentheils entweder aus einem Lager ins andere über, oder sie beschimpften sich gegenseitig. Ueberhaupt herrscht in der wiener Kunstkritik eine sittliche Unsicherheit und eine ästhetische Flachheit des Urtheils wie sonst in keiner Stadt Deutschlands. Es ist der völlige Thurmbau zu Babel; Hinz erklärt das Käthchen für eine „echt realistische" Gestalt, Kunz vindicirt dem Touristenbuche des Violinvirtuosen Hauser die Prädicate „herodotisch" und „taciteisch"; ein dritter

spricht von einer „Weltanschauung des Geistes“ im Gegensatze zu „jener der Sinne und des Herzens“; ein vierter faselt von „congruenten Chören und ingruenten Duetten“ rc. Und dann schreien sie an der Donau Zeter und Wehe, wenn preußische Journale ab und zu den österreichischen etwas am Zeuge flicken!

Aus Paris.

April 1859.

K. S. Ein Parlament, ein Parlament, ein Kaiserthum für ein Parlament! Das ist wol in diesem Augenblick der tiefinnerlichste Gedanke, der heißeste Wunsch der französischen Nation: ein Parlament, durch das sie ihren Willen ausdrücken und ihr Veto einlegen könnte gegen die kriegerischen Gelüste des Mannes, der alle Gewalt in Frankreich an sich gerissen hat, die berathende wie die ausübende — oder nein: dem vielmehr Frankreich selbst in einer Anwandelung von Angst und Schwäche alle Gewalt hingeworfen hat, um sodann Hosianna zu singen über die glücklich vollbrachte „Rettung der Gesellschaft“! Die historische Nemesis schreitet diesmal, so scheint es, mit der Schnelligkeit des Dampfes daher; die Strafe folgt dem Verbrechen auf dem Fuße. Denn ein Verbrechen ist und bleibt es, wenn eine Nation in einem Anfall von Trägheit und Entmuthigung ihre besten Institutionen, ihre werthvollsten Gewährleistungen über Bord wirft und ihr Schicksal geschlossenen Auges in die Hände der Gewaltherrschaft legt. So that Frankreich am 18. Brumaire, so hat es auch am 2. December gethan. Wie theuer es den 18. Brumaire bezahlte, weiß heute noch jedes Kind; wie hoch ihm der 2. December zu stehen kommen wird, weiß man allerdings zur Zeit noch nicht, das aber ist schon jetzt unzweifelhaft, daß Napoleon III. eine lebhafte Hinneigung zur Politik seines Onkels an den Tag legt und daß sein Wort Gesetz ist....

Was für eine Freude war es doch bei den von Angst Bethörten, den Kurzsichtigen, die sich absichtlich selbst verblendeten — was für eine Freude war das doch und wie haben sie geschmunzelt vor Behagen, als Ludwig Napoleon das bischen Freiheit in Frankreich, als er die Kammer, die Verfassung, die Gesetze durch Soldaten niederwerfen ließ und sich und seinen Willen an die Stelle der Nation setzte! Die Cabinete des Continents jubelten laut auf bei dem Ereigniß; in Wien hatte man den neuen 18. Brumaire nur eben abgewartet, um der französischen Constitution sofort die österreichische nachzuwerfen. In Frankreich selbst klatschten die Conservativen in besinnungsloser Freude sich die Hände wund, als sie die Rednerbühne und den ganzen übrigen Staatsapparat der Freiheit zertrümmert unter den Füßen des Imperators erblickten; sie vergaßen oder wollten nicht wissen, daß zwar die Freiheit ihre Gefahren hat, aber der Despotismus ist der Tod selbst. Nun freilich, da der „Retter der Gesellschaft“ sich entschlossen zeigt, aller Welt den Krieg zu erklären, da Handel und Gewerbe gelähmt sind und die papierenen Schätze der letzten Jahre zusammenschmelzen und vergehen wie Schnee an der Sonne, nun möchten sie wieder aufrichten, was sie mit soviel Genugthuung zu Boden werfen ließen, nun schlagen sie

heimlich an die Brust und seufzen — denn zu sprechen wagen sie ja längst nicht mehr — nach einem Parlament, ein Kaiserthum für ein Parlament!

Ludwig Napoleon will den Krieg, das steht fest. Aber warum will er ihn, er, dessen Natur sonst so entschieden zur Mäßigung neigt und der einen so stark ausgeprägten Hang zu ruhigem Genuß hat? Und warum gerade Krieg gegen Oesterreich?

Daß dem Kaiser der Franzosen die Unabhängigkeit oder gar die Freiheit Italiens wirklich am Herzen liegt oder daß die wirkliche oder angebliche Härte der österreichischen Herrschaft in Italien ihn in sittliche Empörung versetzt, das wird natürlich niemand glauben, der von der Geschichte der Gegenwart und namentlich von der augenblicklichen Lage Frankreichs auch nur die allerflüchtigste Kenntniß hat; das bekannte Witzwort von Berryer: „Je ne savais pas, que nous eussions tant de liberté pour en faire un article d'exportation", erledigt diesen Punkt so vollständig, daß es Thorheit wäre, noch eine Silbe darüber zu verlieren. Ebenso wenig ist es der traditionelle Kampf um den Einfluß in Italien, was Ludwig Napoleon die Waffen gegen Oesterreich in die Hand drückt. Das innerlich zerfahrene Oesterreich, das gerade genug mit sich selbst zu thun hat, steht dem compacten, in jeder Art nationalisirten Frankreich längst nicht mehr in jener drohenden Haltung gegenüber wie ehemals; die französische Garnison in Rom und die Allianz mit Piemont sind bei der jetzigen Lage der Dinge mehr als hinreichend, den französischen Einfluß in Italien zu sichern.

Und so ist denn das Motiv zu der so plötzlich erwachten Kriegslust Ludwig Napoleon's lediglich in den innern Angelegenheiten Frankreichs zu suchen. Ich weiß von Berathungen im Cabinet des Kaisers über Maßregeln, welche die Stimmung des Landes erheischt; sämmtliche Theilnehmer sind dabei gleichmäßig der Ansicht gewesen, daß ein größeres Maß von Freiheit, besonders von Freiheit der Presse für Frankreich nothwendig geworden, daß es aber rücksichtlich der Dynastie unmöglich sei, dasselbe zu gewähren. Aus diesem beängstigenden Dilemma meint man am besten durch Siegesbulletins herauszukommen, die man den Zeitungsabonnenten zu lesen gäbe. Polizeilichen Berichten zufolge schliefen während des orientalischen Krieges die politischen Leidenschaften besonders der untern Volksklassen in dem Maße ein, daß es für die Sicherheitsbehörde nach dieser Richtung hin fast gar nichts mehr zu thun gab, und so hält man denn das Mittel, das freilich ein heroisches ist, auch diesmal für probat. Oesterreich aber hat man sich dabei zum Gegner ausgesucht, weil, wie man behauptet, kein anderer Staat so unpopulär ist und keiner es so gründlich verstanden hat, ganz Europa, die Völker sowol wie die Cabinete, gegen sich zu stimmen. Oesterreich, hört man hier sagen, ist der unerbittliche Gegner aller zeitgemäßen Wünsche und Bedürfnisse; überall, wohin sein Einfluß reicht, sei es durch seine Bajonnete, sei es durch diplomatische Einwirkungen, hat es sich zum Protector des Rückschritts und der Verfinsterung aufgeworfen, überall hat es unter den Völkern Unwillen und Erbitterung erzeugt, die ganze neue Welt mit ihren Ideen, ihren Hoffnungen, ihren Kräften hat es sich zum Feinde gemacht. Die französische Regierung, an der das alte Sprichwort von dem Splitter im fremden und dem Balken im eigenen Auge sich bei dieser Gelegenheit glänzend bewährt, hatte von jeher in Oesterreich aufmerksame Agenten, die von allem, was im deutschen

Kaiserstaat bis auf den heutigen Tag vorgeht, getreuen Bericht erstatten. Man kennt hier alle jene gewaltthätigen und peinlichen Einzelheiten, die während des Kriegszustandes in Wien sich zutrugen; man weiß, welche Wirkungen der Abschluß des Concordats auf das geistige Leben Oesterreichs gehabt hat, welch ein Same der Unzufriedenheit und des Mismuths dadurch in die Bevölkerung gestreut und wie Oesterreich dadurch namentlich von dem deutschen Norden abgesondert worden ist. Selbst mit der bekannten österreichischen Amnestie, die durch ein kaiserliches Rescript verkündet ward, soll es sich, wie die französischen Agenten behaupten, nicht völlig so verhalten haben, wie man im Publikum glaubt; die Einzelheiten, welche in dieser Hinsicht mitgetheilt werden, treten mit solcher Bestimmtheit auf und sind zum Theil von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ich nicht umhin kann, hier wenigstens ein Pröbchen einzuschalten. Nach dem Wortlaut des kaiserlichen Rescripts sollte allen Flüchtlingen, welche um straffreie Rückkehr ins Vaterland nachsuchen würden, Verzeihung gewährt werden. Nun befand sich unter diesen Flüchtlingen auch ein Hr. Karady, ein Ungar, der sich niemals in politische Händel gemischt, sondern dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er Kossuth's Kinder unterrichtet hatte. Seine Gesundheit war erschüttert und die Aerzte verordneten ihm die Luft der Heimat als das einzig mögliche Mittel der Rettung. Fast sterbend flehte er die österreichische Regierung um dieses letzte Labsal seiner verschmachtenden Seele an, dasselbe wurde ihm jedoch verweigert und Hr. Karady starb auf fremder, wenn auch freier Erde, er liegt in England begraben....

Solcher Geschichten hat man hier noch mehr, man führt mit einem Wort ein vollständiges Sündenregister Oesterreichs und auch seine politische Vereinzelung, seine Eifersüchteleien mit Preußen und daß es mit Rußland gebrochen hat, ohne England zu gewinnen, ist darin nicht vergessen. Ebenso wenig seine materiellen Schwächen und Fehlgriffe. Mit großer Genauigkeit hat man es hier berechnet, daß Oesterreich, obgleich im Besitz der reichsten Länder Europas, seine Staatsschuld in mehr als 30 Jahren des tiefsten Friedens, von 1815—48, um mehr als eine Milliarde österreichische Gulden vermehrt hat: eine Last, die dann durch die nachfolgenden Ereignisse zu einer Art von Unendlichkeit angeschwollen ist, während Preußen und andere Staaten in demselben Zeitraum die Schäden des Staatsschatzes geheilt oder wenigstens um ein Bedeutendes verbessert haben. In demselben Maße aber, fährt man fort, wie Oesterreichs finanzielle Verlegenheiten sich steigerten, ließ es Handel, Industrie und Gewerbe verfallen; mit derselben Zähigkeit, mit der es sich auf geistigem Gebiete von allen Strömungen der Neuzeit absperrt, verschmähte es auch alle nationalökonomischen Verbesserungen und Erleichterungen, die sich anderwärts wirksam und förderlich erwiesen haben, ja noch heute und mitten im Frieden bestehen in Oesterreich die Zünfte fort, dieser thörichte Rest des Mittelalters, dieses eigentliche Alpdrücken für Handel und Gewerbe, das beinahe überall längst abgeschafft ist.

Zu diesen allgemeinen Motiven, aus denen man hier eine völlige Isolirtheit Oesterreichs folgert, sodaß also auch ein Krieg gegen dasselbe nur wenig Gefahren bieten würde, ist dann noch ein ganz besonderer Vorfall gekommen, der die feindselige Stimmung nur noch vermehrt hat. Bekanntlich fühlte die kaiserlich französische Regierung sich vor einigen Jahren

belästigt und beunruhigt durch die Freiheit, besonders die Preßfreiheit, die in Belgien herrscht, und ließ ihren Mismuth darüber den König Leopold in einer Weise fühlen, die nicht allein den klugen, umsichtigen Fürsten, sondern auch verschiedene europäische Cabinete, darunter auch das österreichische, aus ihrer Sorglosigkeit aufschreckte. In Folge dessen kam ein Schutzbündniß zwischen dem wiener und dem brüsseler Cabinet sowie die Heirath des Herzogs von Brabant mit einer österreichischen Prinzessin zu Stande. In den Tuilerien wurde dieser Schutz, welchen das absolutistische Oesterreich dem constitutionellen Belgien gewährte, sehr übel vermerkt und flugs knüpfte man, gleichsam als Paroli eines belgisch-österreichischen Bündnisses, engere Beziehungen mit Piemont an. Wohin dieselben geführt, liegt jetzt klar zu Tage; Frankreich und Piemont sind zu Schutz und Trutz aufs innigste verbunden und auf die österreichisch-belgische Heirath hat man mit einer französisch-sardinischen geantwortet....

Man muß nach alledem gestehen, daß Frankreichs Kaiser sich seinen Gegner mit kluger Berechnung ausgesucht hat und auch in der Art und Weise, wie er die Maske der Freundschaft mehr und mehr gelüftet, bis zu dem Punkte, wo beide Nationen jetzt stehen, die Hand am Schwert, gibt sich ein nicht geringes diplomatisches Talent zu erkennen. Mit der ihm eigenen Geduld hat Ludwig Napoleon schon vor Jahren allerhand diplomatische Feindseligkeiten gegen Oesterreich eröffnet, wozu das seit dem orientalischen Kriege eingetretene Verhältniß hinlängliche Gelegenheit bot. Die Reisen Napoleon's nach Osborne und Stuttgart im Jahre 1857 hatten hauptsächlich die Isolirung Oesterreichs zum Zwecke und wenn derselbe auch nicht erreicht wurde, weil die allzu deutlich hervortretende Absicht des französischen Kaisers die europäische Diplomatie zur Anwendung von Gegenmitteln herausforderte, so ließ Ludwig Napoleon sich doch nicht von seinem Vorhaben abbringen, vielmehr verfolgte er es mit ungeschwächtem Eifer und jener Heimlichkeit, die für das gesammte Thun und Treiben dieses Mannes so charakteristisch ist. Hier und da freilich, wie bei Gelegenheit einer Subscription für ein Denkmal Manin's oder des Processes gegen Orsini verrieth er sich selbst: doch wurden diese drohenden Anzeichen, die so vereinzelt auftraten, damals nur von wenigen in ihrer ganzen Bedeutung ermessen. Erst seit der famosen Neujahrsbegrüßung an Hrn. von Hübner ist die allgemeine Besorgniß vor einem Kriege zugleich mit dem Widerstand gegen denselben in Frankreich, in Europa erwacht. Von fremden Mächten ist Piemont die einzige, welche die bewaffnete Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten wünscht; möglich, daß auch Rußland, das seinen Haß gegen Oesterreich zum Princip erhoben hat, mit Schadenfreude den deutschen Kaiserstaat bedrängt sieht und Verwickelungen herbeiwünscht, die ihm nicht nur freiern Spielraum im Orient verschaffen, sondern auch Gelegenheit bieten würden, den eingebüßten politischen Einfluß in Europa zurückzuerobern. Doch ist letzteres bisjetzt lediglich eine Vermuthung, da das petersburger Cabinet sich in ein diplomatisches Schweigen hüllt, aus welchem es alle Bemühungen Frankreichs nicht herauszubringen vermögen, abgesehen davon, daß der von Rußland ausgegangene Vorschlag eines Congresses eher friedliche als kriegerische Neigungen kundgibt. In Deutschland dagegen rufen Presse, Kammern und Cabinete zu den Waffen, weil man

sich da noch sehr wohl erinnert, was es mit den Napoleonischen Befreiungsversuchen für eine Bewandtniß hat. England hat sich durch sein Parlament und durch seine Königin für die Heiligkeit der Verträge ausgesprochen, in Frankreich selbst aber protestiren alle Klassen der Bevölkerung gegen eine kriegerische Unternehmung, deren mögliche Vortheile zu den Opfern, welche sie erheischt, in gar keinem Verhältniß stehen.

Freilich kann diese protestirende Stimmung unter den Umständen, in denen Frankreich sich befindet, sich nicht äußern, aber ebenso wenig läßt sie sich ganz unterdrücken. Nicht nur in den herkömmlichen Berichten der Präfecten an das Ministerium des Innern wird von der Unzufriedenheit der Departements mit den kriegerischen Kundgebungen gemeldet, sondern auch die Auskünfte des Hrn. Delarue, des Generals der Gensdarmerie, welche sich auf die untersten Klassen der Bevölkerung beziehen, und die vom Kaiser eigens verlangt wurden, lauten dahin, daß von den Departements die Fortdauer des Friedens sehnlich gewünscht und dringend verlangt wird. In den Städten wurde die Einsprache gegen die kriegerischen Absichten der Regierung, welche seit Neujahr immer drohender hervortraten, trotz des herrschenden Drucks, laut bis zur Leidenschaftlichkeit; mehrere Handelskammern beschlossen, Petitionen zu Gunsten des Friedens an die Regierung zu richten, mußten davon jedoch abstehen, weil die Behörde ihnen das Recht bestritt, in politischen Angelegenheiten zu petitioniren oder überhaupt nur eine politische Meinung auszusprechen. Allein die Märkte, die Salons, die Bureaux, die Kaffeehäuser, die Fabriken und Werkstätten erheben sich einstimmig gegen die bewaffnete Einmischung Frankreichs in die italienischen Verhältnisse; der Kaiser will den Krieg, das Land will den Frieden.

Nun ist Ludwig Napoleon allerdings nicht der Mann, der öffentlichen Meinung hartnäckig sein Ohr zu verschließen, andererseits aber ist er auch nicht so geartet, ein Vorhaben, das er bereits soweit ans Licht treten ließ, so leichten Kaufs aufzugeben. Vertraut mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, mit dem Wankelmuth der Menge und der Unsicherheit ihres Urtheils, sowie mit den Mitteln, sie zu bewegen und zu lenken, hat er einen Feldzug mit der Presse unternommen, um die öffentliche Meinung für seine Plane zu erobern. Es ist wahrhaft wunderbar, was in dieser Beziehung im Laufe der letzten Monate alles versucht, welche Schwenkungen gemacht, welche Anläufe gewagt, welche Rückzüge angetreten wurden. Das Seltsamste jedoch bei der ganzen Sache besteht darin, daß der Hof mit seinen kriegerischen Plänen nicht allein die weitern Kreise, Bürger und Bauern, Städte und Dörfer gegen sich hat, sondern daß er in seiner nächsten Nähe, in seinen ergebensten Dienern, in Ministern und Senatoren, Staatsräthen und Abgeordneten unfügsame Gegner des kriegerischen Gedankens findet, Leute, die sich gegen den Krieg förmlich verschworen haben und ihm auf alle Weise und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel entgegenwirken. Selbst die Getreuesten der Getreuen, ein Persigny, Morny, Walewski, Fould &c. widerstreben der Politik ihres Herrn, infolge dessen sich in der hohen Sphäre zwei Luftzüge geltend machen, von denen die öffentliche Meinung im Handumdrehen nach den entgegengesetztesten Richtungen hin- und widergejagt wird.

Da auf dem Throne von Frankreich ein Herrscher sitzt, welcher selbst die Feder

zu führen weiß und liebt und die Allgewalt des Wortes begreift und anerkennt, und da es außerdem Regierungsorgane gibt, über welche die Minister nach Belieben verfügen, so zeigt der herrschende Zwiespalt sich auch in der amtlichen Literatur. Am 4. Februar erschien eine Broschüre, die bald europäischen Ruf erlangte: „L'Empereur Napoléon III. et l'Italie". Der Kaiser hatte dieselbe ohne Wissen seiner anerkannten Räthe von Hrn. Laguérronnière schreiben lassen; vom Kaiser eingegeben und verbessert, sprach sie bestimmt und nicht ohne Nachdruck den Gedanken aus, daß Oesterreich im Interesse der Civilisation und des Friedens, im Interesse Englands, Deutschlands und Frankreichs ganz und gar aus Italien verdrängt werden müsse. Allein statt der erwarteten Zustimmung zeigte ganz Europa sich erstaunt und entrüstet über die in der kaiserlichen Schrift ausgesprochene Theorie und erhob so laute und lebhafte Einsprache gegen diesen unumwundenen Angriff auf die „Heiligkeit der Verträge", daß der Urheber dieser Aufregung vor seinem eigenen Werk erschrak. Der Graf Walewski ließ von dem verfügbaren Correspondenten Sidney Renouf im Journal „Le Nord", welches französischen Regierungsinteressen zugleich mit den russischen dient, erklären, die Broschüre habe die Ansichten der französischen Regierung durchaus nicht ausgesprochen. Der „Moniteur" selbst führt zwei Sprachen; „Patrie", „Constitutionnel" und „Pays" widersprechen von Tag zu Tag einander und häufig sogar sich selbst. Von allen Seiten, aus der Ferne wie aus der Nähe, wurde der Kaiser bald im Namen der Religion, bald im Namen der materiellen Interessen, bald im Namen conservativer Ideen bestürmt, beschworen, angefleht, seine kriegerischen Absichten aufzugeben. Im Ministerrathe ist der Prinz Napoleon bekanntlich der einzige, welcher die Napoleonische Politik vertritt und man kennt gerüchtweise die heftigen Auftritte, zu denen es dabei zwischen dem kriegslustigen Prinzen und den leidenschaftlichen Vertretern der Friedenspolitik gekommen sein soll.

Das eine mußte dem Lenker Frankreichs nach der Wirkung, welche die ebengenannte Broschüre hervorgebracht hatte, jedenfalls einleuchten: nämlich daß man sich nicht so geradezu auf die Verträge von 1815 stürzen könne, um sie zu vernichten, weil man dabei Gefahr laufen würde, recht unsanft zurückgeschickt zu werden. Bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft in den Tuilerien, kurz nach dem Erscheinen der Broschüre, wurde in einem Kreise militärischer Notabilitäten über diese Tagesfrage gesprochen und die Herren hielten es, nach der Art dieser Menschen, für angemessen, gegen die Verträge von 1815 sehr hörbar zu eifern. Da näherte sich der Kaiser, zu dessen Ohre die Sprache seiner Kriegsobern gedrungen war, dem Kreise und sagte gelassen die Worte: „Tout doux, Messieurs, les traités de 1815 sont un plat, qu'il faut manger froid." Und auch dieser Witz war wieder ein Programm.

Die französische Diplomatie hörte demnach auf, die Verträge von 1815 als Grund eines gesuchten Streits zu benutzen; statt dessen wählte sie — wiederum mit großer Gewandtheit, man muß gestehen — zum Feldgeschrei: Aufhebung des Drucks, den Oesterreich auf die unabhängigen Staaten Italiens ausübt, Aufhebung von Verträgen, durch welche der Fortgang zum Bessern in Italien unmöglich gemacht wird und die Europa nicht unterzeichnet hat! Eine glückliche Idee, wie schon gesagt, durch die Frankreich möglicherweise nicht nur die beiden Cabinete von London und Berlin,

sondern auch die ganze liberale Welt, also mit andern Worten die öffentliche Meinung von Europa, auf seine Seite bringt. Und wirklich, dieselben Stimmen, welche sich eben noch gegen Bonapartistische Uebergriffe erhoben und mit Hinweisung auf den Anfang dieses Jahrhunderts vor einem Zug französischer Soldaten über die Alpen wie vor einer Gefahr für Deutschland, für Europa gewarnt hatten, sprachen sich zu Gunsten der neuen Forderung aus, welche Frankreich an Oesterreich stellte, und die italienische Frage hat damit einen neuen Charakter und eine neue Bedeutung erhalten.

In den Tuilerien hat man darauf gerechnet, daß Oesterreich die verlangten Zugeständnisse nicht wird machen wollen, nicht machen können, es wird lieber zum Schwerte greifen, als sich so trotzig gestellten, so tief an sein Leben greifenden Forderungen fügen. Dadurch aber würde Frankreich in die günstige Lage kommen, den Krieg unter Zustimmung der civilisirten Welt gegen Italiens Unterdrücker zu führen; steht dann nur das Glück den französischen Adlern bei, so lassen sich, denkt man, auch wol nachträgliche Forderungen durchsetzen, denen die Cabinete und die öffentliche Meinung sich unter gewöhnlichen Umständen wenig geneigt zeigen würden.

Auf Rußlands Vorschlag soll nun ein Congreß zusammentreten, um den Streit gütlich beizulegen. Wird Oesterreich nachgeben und, die Voraussicht Napoleon's täuschend, jeden Kriegsgrund beseitigen? Das ist die Frage, deren Beantwortung das gewerbtreibende Frankreich angstvoll entgegensieht. Es ist höchst merkwürdig, daß trotz des angekündigten Congresses das Kapital hier kein rechtes Vertrauen auf die Zustände gewinnen will; die Meinungen sind schwankend geworden wie die Verhältnisse; jeder sieht, was er sehen will und nur Eines ist jedem klar, nämlich daß bei dieser Abhängigkeit der Ereignisse von einem unbeschränkten Willen alles möglich und nichts vorauszusehen ist.

Darum noch einmal: ein Parlament, ein Kaiserthum für ein Parlament!!

Notizen.

Von München sind im Lauf der letzten Wochen zwei neue journalistische Unternehmungen ausgegangen, die voraussichtlich nicht verfehlen werden, auch in weitern Kreisen lebhafte Theilnahme zu erregen. Die eine ist die schon früher erwähnte „Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich von Sybel, ordentlicher öffentlicher Professor der Geschichte an der Maximiliansuniversität in München" (München, Literarisch artistische Anstalt). Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in Heften von 14—15 Bogen, von denen je zwei einen Band bilden. Das vorliegende erste Heft enthält erstlich eine Reihe von Abhandlungen „Zur Charakterisirung der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland" von Giesebrecht, Waitz, Ranke, Pertz und Droysen; ferner „Macaulay's Friedrich der Große" von Häusser; „Der Platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit" von E. Zeller; „Die Königinhofer Handschrift und ihre Schwestern" von Büdinger; „Graf Joseph de Maistre" von dem Herausgeber, nebst einer umfangreichen kritischen „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858". Gleichzeitig wurde die „Bairische Wochenschrift. Herausgegeben von K. Brater" versandt. Der Herausgeber hat sich in den jüngsten

parlamentarischen Kämpfen seines bairischen Vaterlandes durch seine freisinnige männliche Haltung einen durch ganz Deutschland geachteten Namen erworben und darf daher auch von seiner „Wochenschrift", die sich selbst als „ein Organ zur freimüthigen Besprechung der gemeinsamen deutschen und der innern Landesangelegenheiten" ankündigt, das Beste erwartet werden.

Die dresdener Schillerstiftung ist neuerdings in einem höchst erfreulichen Aufschwung begriffen; man will, so scheint es, das bevorstehende Jubiläum des Dichters nicht blos durch Festvorstellungen und Trinksprüche, sondern auch dadurch feiern, daß man ein Unternehmen fördert, das vor vielen würdig ist, sich mit Schiller's Namen zu schmücken. In Leipzig und Berlin haben zahlreich besuchte Vorlesungen zum besten der genannten Stiftung stattgefunden; in Weimar, wo bereits zu Anfang des Winters eine Reihe derartiger Vorlesungen gehalten ward, ist unlängst ein zweiter Cyklus abgehalten worden, der sich gleichfalls einer regen Theilnahme erfreute. Auch in Wien wurden Vorträge zu demselben Zweck beabsichtigt, das Unternehmen ist jedoch auf Hindernisse gestoßen, welche seine Ausführung unmöglich machten. Dagegen wird von seiten der Studirenden der wiener Universität ein „Album" vorbereitet, dessen Ertrag ebenfalls der Schillerstiftung zugute kommen soll.

Zu den zahlreichen patriotischen Kundgebungen, welche die letzten Wochen uns brachten, gehört auch der Vorschlag, in der Nähe von Bremen bei Elsfleth, an der Stelle, wo am 7. August 1809 der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und sein schwarzes Corps vom deutschen Boden weichend sich nach England einschifften, ein Denkmal zu setzen. Der Vorschlag, von Oldenburg ausgegangen, hat namentlich in Bremen, bei den dortigen reichen Kaufleuten lebhafte Zustimmung gefunden und dürfte somit an der Ausführung wol kaum zu zweifeln sein. — In Wien fand der Guß des für Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern, bestimmten Denkmals statt; es war nächst der münchener Bavaria der größte Guß, der bisjetzt in Deutschland unternommen worden, indem nicht weniger als 3000 Centner Metall dazu verwandt wurden. Das Denkmal selbst ist nach einem Modell von Fernkorn gearbeitet und soll auf dem äußern Burgplatz aufgestellt werden.

Nachdem das große Barth'sche Reisewerk („Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1845—59"; Gotha, J. Perthes) mit dem unlängst erschienenen fünften Bande vollendet vorliegt, beabsichtigt der Verleger in Uebereinstimmung mit dem Verfasser eine abgekürzte Ausgabe von demselben zu veranstalten. Dieselbe wird unter Barth's Mitwirkung von einem bewährten Gelehrten besorgt werden und alles enthalten, was, von eigentlich gelehrten Zwecken abgesehen, dem größern Publikum interessant und lehrreich ist. Dieser Auszug wird in zwei Bänden von zusammen 50—60 Bogen lieferungsweise zum Preise von 3 Thlrn. erscheinen und mit dem Porträt des Reisenden, 4 Ansichten in Farbendruck, vielen Holzschnitten und einer Uebersichtskarte von A. Petermann ausgestattet sein; die erste Lieferung soll im bevorstehenden Mai erscheinen, das Ganze aber bis Ende des Jahres in den Händen der Abnehmer sein.

In Nr. 14 dieser Zeitschrift wurde „Die Schlacht von Leuthen. Eine Jubelschrift von Dr. Adolf Müller“ besprochen und dabei der „Kanzelton“ getadelt, in welchem dasselbe sich über Friedrich den Großen äußere. Der Recensent belegte seinen Tadel durch einige Stellen des Büchleins und schloß mit der Bemerkung, dasselbe sei bereits vorigen Herbst, noch vor Rücktritt des Ministeriums Manteuffel-Westphalen geschrieben, vielleicht erkläre das die eigenthümliche Auffassung, welche Friedrich der Große darin erfährt und werde der Verfasser hoffentlich, wenn er uns etwa dieses Jahr wiederum mit einer Gelegenheitsschrift erfreue, alsdann einen andern Ton anschlagen. Gegen die in diesen Ausdrücken liegende „Verdächtigung“ hat der Verfasser der Schrift, Hr. Professor Dr. Adolf Schottmüller in Berlin, bei uns Protest eingelegt, indem er sich darauf beruft, daß er, „der Verfasser der «Schlacht bei Leuthen», eben derselbe Dr. Adolf Müller ist, der im Jahre 1856 die Schriften gegen Stahl und Hengstenberg herauszugeben gewagt hat“. — Eine andere Berichtigung, die wir jedoch nicht als solche anzuerkennen vermögen, ist uns von Hrn. Friedrich Heintzelmann, Pastor in Kloster Neuendorf bei Gardelegen, in seiner Eigenschaft als Verfasser von „Das deutsche Vaterland. In Reisebildern und Skizzen“ (Leipzig, Fleischer) zugegangen. Das genannte Buch hat in Nr. 51 unserer Zeitschrift vom vorigen Jahre in einer Correspondenz aus Dessau eine Besprechung erfahren, in welcher ihm verschiedene Unvollständigkeiten und Ungenauigkeiten in Betreff der anhaltinischen Herzogthümer zum Vorwurf gemacht werden. Gegen diese Vorwürfe hat Hr. Heintzelmann sich im Vorwort zu dem unlängst erschienenen dritten Bande seines Werks ausführlich zu vertheidigen gesucht; da die uns übersandte Berichtigung nur eine wörtliche Wiederholung des in diesem Vorwort Gesagten enthält und wir auch darin wenig oder nichts Thatsächliches haben finden können, so meinen wir unserer redactionellen Pflicht Genüge geleistet zu haben, wenn wir, den vollständigen Abdruck der uns übersandten Berichtigung ablehnend, diejenigen unserer Leser, die sich für den Gegenstand interessiren sollten, einfach auf jenes Vorwort verweisen.

Trotz des wenig ermuthigenden Erfolgs, welchen die bekannte münchener Preisausschreibung gehabt, hat der König von Baiern sich dennoch entschlossen, nochmals einen Preis von 200 Dukaten für das beste dramatische Werk, das zu diesem Ende bis November 1860 an das Kapitel des Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst eingereicht werden wird, auszusetzen. Doch ist diesmal die Bedingung dabei gestellt, daß der Stoff der concurrirenden Stücke der bairischen Geschichte entlehnt sein muß. Ferner wird hinsichtlich der Form der Vers als im allgemeinen wünschenswerth bezeichnet; doch soll für den Fall, daß die Beschaffenheit des Gegenstandes zu einer Behandlung in ungebundener Rede auffordert, die Anwendung der letztern ebenfalls gestattet sein. Die Entscheidung wird von einem durch den König zu ernennenden Preisgericht ausgehen und zwar in der Art, daß die Richter zunächst eine Anzahl der vorzüglichsten Stücke zur Darstellung vorschlagen, ihr letztes Urtheil aber erst, nachdem die Reihenfolge dieser Aufführungen geschlossen ist, unter Mitberücksichtigung des dabei erzielten Bühnenerfolgs abgeben.

Anzeigen.

Empfehlenswerthe Schulbücher
aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts (C.), Naturhistorischer Schulatlas. Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie. Für den methodischen Unterricht bearbeitet. 33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Graeser (K.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach Ahn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

——————, Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen. 8. Geh. 16 Ngr.

Möhl (G.), Theoretisch-praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der Französischen Sprache. 8. Geh. 15 Ngr.

Wendleng (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der Französischen Sprache. Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh. 20 Ngr.

Traut (H. T.), Deutsches Sprachbuch für deutsche Schulen. Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet. 8. Geh. 15 Ngr.

Wilde (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Müller (F.), Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 12 Ngr.

Snell (K.), Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Erster Theil: Gradlinigte Planimetrie von Karl Snell. Mit 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.
Zweiter Theil: Kreislehre und Ebene Trigonometrie von Karl Snell. Mit 4 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.
Dritter Theil: Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 1 Thlr.

Raumer (K. von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

——————, Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Staedler (G. L.), Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

☞ Die vorstehend aufgeführten Lehrbücher sind sämmtlich in zahlreichen Schulen eingeführt und werden bei Beginn des neuen Semesters den Schulanstalten bestens empfohlen.

Die Verlagshandlung ist gern bereit, Lehrern, die sich vor der Einführung der Bücher erst näher damit bekannt machen wollen, Gratisexemplare derselben zukommen zu lassen.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 19. 5. Mai 1859.

Die preußische Kriegsbereitschaft.

Also endlich! — Die „Preußische Zeitung“, bekanntlich das Organ des jetzigen preußischen Ministeriums, brachte vor einigen Tagen einen offenbar aus amtlicher Quelle geflossenen Artikel über die politische Lage, der in Kürze dahin lautet, daß das preußische Cabinet zwar die bisher übernommene Vermittlerrolle nicht aufgebe, vielmehr dieselbe auch jetzt noch mit allem Eifer fortzuführen gedenke; inzwischen hätten die Dinge eine Gestalt angenommen, welche es der Regierung zur Pflicht mache, für jeden Fall gerüstet zu sein und werde Preußen daher nicht nur beim Bundestag den Antrag auf Herstellung der Kriegsbereitschaft einbringen, sondern es sei auch bereits Befehl ertheilt worden, drei preußische Armeecorps sofort in Kriegsbereitschaft zu setzen. Das preußische, namentlich das berliner Publikum ist geneigt, in dieser Maßregel, welche scheinbar in Widerspruch steht mit dem bisherigen Gang unsers Cabinets, eine erste Frucht jenes Besuchs zu sehen, den Erzherzog Albrecht soeben beim berliner Hofe gemacht und der unsern Conjecturalpolitikern soviel zu schwatzen gibt. Wir hoffen, mit Unrecht. Daß Preußen auch jetzt noch nicht geneigt ist, den Anforderungen der süddeutschen Presse nachzugeben und durch Dick und Dünn mit Oesterreich zu gehen, das, dünkt uns, wird eben durch die obige Maßregel aufs neue bestätigt. Denn handelte es sich wirklich um eine unmittelbare Theilnahme Preußens an dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich,

oder wäre eine derartige Theilnahme auch nur für die nächste Zeit als wahrscheinlich angenommen, so wäre die Kriegsbereitschaft von nur drei Armeecorps natürlich bei weitem nicht ausreichend. Kriegsbereitschaft, haben wir uns sagen lassen, ist noch lange nicht Mobilmachung; bei der letztern wird die Landwehr eingezogen und alles Material, wie Pferde 2c. sofort auf den Kriegsfuß gesetzt, bei der Kriegsbereitschaft dagegen werden nur die Reserven eingezogen, die Mannschaften selbst werden nicht zusammengezogen, sondern bleiben in ihren bisherigen Garnisonen vertheilt und auch das Material wird nur in Bereitschaft gehalten.

Schon daraus sieht man, daß zwischen der angekündigten Kriegsbereitschaft und einer Mobilmachung, geschweige denn gar dem wirklichen Ausbruch eines Krieges in Preußen noch eine ziemlich weite Kluft ist. Was die Regierung jetzt thut, ist nur ein erster vorbereitender Schritt, eine bloße durch die Umstände gebotene Rücksichtnahme auf die immer drohendere Lage der Dinge; wollte die Regierung diese Rücksicht vernachlässigen, so würde sie sich einer großen Leichtfertigkeit nicht blos gegen die Sicherheit des eigenen Landes, sondern auch gegen das Ansehen schuldig machen, das Preußen im Rath der Großmächte zukommt und das sie ebenso zu schützen und ebenso aufrecht zu erhalten hat wie die Sicherheit unserer physischen Grenzen. Ja man kann im Gegentheil zweifelhaft sein, ob die Rücksicht auf das Ansehen und den Einfluß der preußischen Politik einen Schritt, wie er jetzt endlich gethan wird, nicht schon früher wünschenswerth gemacht hätte; das „Deutsche Museum" hat diese Ansicht in einer Reihe von Artikeln vertreten und sehen wir auch bis heute noch keinen Grund, unsere Meinung über diesen Punkt zu ändern. Indessen noch immer besser spät als gar nicht und so wollen wir diesen neuesten Schritt des preußischen Cabinets denn also mit freudiger Zustimmung und mit dem Vertrauen begrüßen, daß es auch fernerhin, unbeirrt durch die Lockungen vom Süden wie vom Westen, auf derjenigen Bahn fortschreiten wird, welche allein zum Heile Preußens und ganz Deutschlands führt. Die Vertheidigung der österreichischen Interessen für alle Fälle und um jeden Preis, wir wiederholen es, liegt auf diesem Wege nicht. Das System, welches Oesterreich — um von seinen Beziehungen zu Deutschland und speciell zu Preußen ganz zu schweigen — so lange Jahre hindurch in Italien verfolgt hat, läuft demjenigen, das in diesem Augenblick in Preußen herrscht und das überhaupt die einzig mögliche Grundlage für Preußens und Deutschlands Zukunft bildet, schnurstracks entgegen. Wir wollen und bedürfen die Freiheit, die Aufklärung, die Toleranz; Oesterreich will — und bedarf auch, wenigstens solange das jetzige System Bestand hat, während ein anderes doch für Oesterreich in seiner dermaligen Verfassung kaum denkbar ist — Oesterreich, sage ich, will und bedarf die Gewalt, die Ver-

finsterung, die Herrschaft der Pfaffen; wie käme Preußen dazu, das Blut seiner Söhne dafür zu vergießen?

Aber, sagt man, es ist eine Frage der Machtstellung für ganz Deutschland, daß Oesterreich seinen Einfluß in Italien ungeschmälert behält, sowie es eine Sache der deutschen Ehre und des unbefleckten deutschen Namens ist, daß keinem deutschen Staate ein Fuß breit Landes abgerungen werde, den er einmal besitzt, und zwar in Kraft von Verträgen besitzt, welche die Anerkennung ganz Europas für sich haben. Hierauf jedoch ist zu entgegnen erstlich, daß dieser Besitzstand für den Augenblick noch nicht bedroht ist; Ludwig Napoleon hat den versuchten Anlauf gegen die europäischen Verträge sofort wieder aufgegeben und beschränkt seinen Einspruch jetzt ausdrücklich nur auf diejenigen Tractate, welche Oesterreich auf eigene Hand mit den mittelitalienischen Staaten geschlossen und für die niemand eine Garantie übernommen hat, am wenigsten Preußen und der Deutsche Bund, sowie überhaupt auf den das Gleichgewicht Europas störenden, jede vernünftige Entwickelung der italienischen Zustände verhindernden und dadurch die Ruhe der europäischen Völkerfamilie gefährdenden Einfluß, welchen Oesterreich in Italien ausübt. Nun, und daß dieser Einfluß vorhanden ist, wer wollte es leugnen? Gewiß niemand, er müßte denn ganz und gar zur österreichischen Fahne geschworen haben. Damit ist denn auch sogleich die andere Frage erledigt, nämlich ob Deutschland nicht moralisch verpflichtet sei — denn von einer juristischen Verpflichtung kann gegenüber dem Wortlaut der Bundesacte natürlich keine Rede sein — die Stellung Oesterreichs in Italien, die ja eben ganz Deutschland zugute komme, nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ganz gewiß könnte der Einfluß, dessen Oesterreich in Italien genießt, den deutschen Interessen zugute kommen; wie derselbe jedoch factisch geübt wird und seit Decennien geübt worden ist, thut er gerade das Gegentheil und müssen wir daher unsere obige Behauptung wiederholen, daß es unter diesen Umständen thöricht, ja verbrecherisch wäre, wollten wir unser Geld und Blut für eine solche Sache dahingeben.

Andererseits jedoch läßt sich nicht verkennen, daß der Krieg, einmal zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochen, vollkommen unberechenbar ist. Es spricht sogar die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Krieg sich nicht auf Italien beschränken, sondern früher oder später sich auf den Boden Deutschlands hinüberspielen wird, dieses allgemeine europäische Schlachtfeld, wo seit Jahrtausenden alle großen Entscheidungskriege geschlagen sind. Daß Ludwig Napoleon bereits jetzt eine derartige Absicht hegt, glauben wir nicht; die vereinigte Macht Oesterreichs, Preußens und des Deutschen Bundes, möglicher-

weise noch durch die Flotten Englands verstärkt, ist denn doch eine etwas harte Nuß, an die sich wol so leicht niemand ohne dringende Noth heranwagt. Allein erstlich weiß noch niemand, welche Stellung Rußland in dem bevorstehenden Kriege einnehmen wird; eine Diversion Rußlands an unsern östlichen Grenzen würde Ludwig Napoleon einen Angriff auf die Rheingrenze wesentlich erleichtern. Zweitens aber läßt sich auch gar nicht berechnen, wie weit Ludwig Napoleon durch den Gang der Ereignisse, möglicherweise selbst gegen seinen Willen, mit fortgerissen wird. Der Sieg wie die Niederlage der französischen Waffen können hier gleich gefährlich werden. Beide können im französischen Volke eine Stimmung erzeugen, welcher der Kaiser nachgeben muß — nicht aus Nationalgefühl, nicht aus Eroberungssucht, sondern um seiner eigenen Existenz willen. In allen diesen Fällen würde Deutschland den ersten Stoß auszuhalten haben; und erfüllt daher Preußen, wie gesagt, nur seine Pflicht, indem es sich auf alle Möglichkeiten vorbereitet. Ja es möchte auch hier wieder zu überlegen sein, ob man nicht im Gegentheil noch eine größere und nachdrücklichere Rüstung wünschen sollte. Mögen die französischen Rüstungen auch nicht ganz so furchtbar sein, wie das Gerücht sie schildert, und mögen auch namentlich jene französischen Spione, welche die süddeutschen Blätter bereits in der Pfalz gesehen haben wollen, in das Reich der Fabel gehören: Thatsache ist jedenfalls, daß Frankreich eine ungewöhnliche Streitmacht beisammen hat oder doch in wenigen Wochen beisammen haben wird, die es nach Belieben entweder südwärts nach Italien oder ostwärts über den Rhein oder auch gleichzeitig nach beiden Punkten werfen kann.

Hören wir freilich unsere Bierhauspolitiker (die man jedoch keineswegs blos im Bierhause suchen muß, sondern die sich nach Umständen auch in sehr hohe und einflußreiche Kreise versteigen), so ist ja die preußische Wehrverfassung so über die maßen vortrefflich, daß das alles noch nichts zu sagen hat. Wozu hätten wir denn unsere Landwehr, unsere Eisenbahnen, unsere Telegraphen? Laßt den Franzosen nur herankommen, wir machen es wie der alte Fritz bei Roßbach, wir kochen uns noch ganz gemüthlich unsere Suppe, während der Feind sich bereits in Schlachtordnung stellt und, wenn es dann losgeht, eins zwei drei sind wir doch auf dem Fleck. Diesen Großsprechern, deren Zahl namentlich in Berlin Legion ist, dürfen nicht nur die Erfahrungen der Mobilmachung von Anno funfzig vorgehalten, sondern es muß ihnen auch gesagt werden, daß si[illegible] die Schne[illegible]keit unserer militärischen Einrichtungen und namentlich den [illegible] Eisenbahnen auf Zusammenziehung und Beförderung der [illegible] überschätzen. Es sind über diesen Punkt seitens [illegible] Kriegsministeriums bereits vor Jahren sehr [illegible] ist worden und es hat sich [illegible] daraus ergeben,

daß die Eisenbahnen zwar für die Zusammenziehung der Mannschaften, für Herbeischaffung von Kriegsmaterial und Lebensmitteln, Transport der Kranken und Verwundeten ꝛc. ein überaus schätzbares Hülfsmittel sind, daß dagegen, was die Beförderung größerer Truppenkörper betrifft, die Eisenbahnen nur eine sehr geringe Erleichterung darbieten und in vielen Fällen nicht einmal diese. Ein vollständig ausgerüstetes Armeecorps z. B., wohlverstanden mit Einschluß der Cavalerie und Artillerie, marschirt auf Strecken unter 40 Meilen noch immer schneller, als es mit der Eisenbahn transportirt werden kann, ganz abgesehen von dem heilsamen physischen und moralischen Einfluß, den der Marsch selbst auf die Truppen übt, gegenüber dem mehr oder minder demoralisirenden Eindruck, welchen der Transport auf der Eisenbahn hervorbringt. Auf Strecken über 40 Meilen, vorausgesetzt, daß die Eisenbahnen allein und lediglich für militärische Zwecke benutzt werden und daß auch überall das erforderliche Wasser sowie die nöthigen Transportmittel vorhanden sind — dies letztere namentlich ein Punkt, der noch großen Schwierigkeiten unterliegt — würde sich allerdings ein Unterschied zu Gunsten des Eisenbahntransports ergeben. Doch würde nach der Versicherung sachkundiger und unbefangener Militärs selbst unter den günstigsten Voraussetzungen ein vollständig ausgerüstetes Armeecorps z. B. von Königsberg bis Köln mit der Eisenbahn noch immer vier bis sechs Wochen gebrauchen, und mag man denn danach beurtheilen, ob die preußische Regierung gut thut, sich wenigstens einigermaßen beizeiten zu rüsten oder nicht. Der Krieg ist ein gar ernstes Spiel und es gehört eine unendliche Menge unendlich kleiner und mühsam zu berechnender Factoren dazu, wenn dasselbe zu einem glücklichen Ausgang geführt werden soll. Von einem kriegslustigen und waffengeübten Volke wie das preußische ist es ganz hübsch, wenn es sich vorstellt, ein Krieg werde allein mit Tapferkeit und patriotischer Begeisterung gewonnen. Noch hübscher aber ist es von der Regierung, wenn sie sich von dieser allgemeinen Begeisterung nicht mit fortreißen läßt, sondern, das Gewicht ihrer Aufgabe fühlend, sich beizeiten in den Stand setzt, dieselbe würdig und mit Nachdruck zu erfüllen. Auf diesem Wege ist die preußische Regierung jetzt; möge sie auch ferner darauf bleiben!

Die Freiheit der Hauptvölker.

Ein Vademecum für ihre Verehrer.

Von

Arnold Ruge.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1859, S. 481 fg. und S. 545 fg.)

III.

4. Von der politischen oder bürgerlichen Freiheit.

Wir haben von der Selbständigkeit des Volks, von der nationalen Freiheit, ferner von der Erziehung und Gewöhnung zum freien Verkehr der Privatpersonen, von der geselligen Freiheit, von der Erziehung und Gewöhnung des Volks durch Schulen und Universitäten zur wissenschaftlichen Freiheit, zum Wissen um des Wissens willen, gesprochen, d. h. von der geistigen Freiheit, in welcher die Wissenschaft und nicht der Codex der Pfaffen alle theoretischen Fragen entscheidet. Es leuchtet nun wohl ein, daß man auch zu einer gewissen Civilisation gelangen kann, wenn man Wissenschaft und Kunst nicht für souverän erklärt, sondern ihnen nur die Stellung bezahlter Hausmägde einräumt, und sie im Dienste der Kirche, des Staats und des gemeinsamen Lebens in Sklaverei erhält; auf der andern Seite, daß Wissenschaft und Kunst die Kirche ersetzen können, indem sie ihr System ersetzen; daß aber Wissenschaft und Kunst nicht im Stande sind, den Charakter des Bürgers und die Sitte zu erzeugen oder zu erhalten, vermöge welcher

1) der Bürger sich seine Angelegenheiten nicht aus der Hand nehmen läßt, vermöge welcher Sitte er

2) sein Recht selbst in Gesetze faßt, wenn die Sitte nicht ausreicht, und vermöge welcher er

3) sein Recht in eigener Person aufrecht erhält im Gericht, wenn es gebrochen wird.

Die bürgerliche oder politische Freiheit läßt sich nicht durch die Geistesfreiheit erzeugen, wie wir schon oben berührt haben. Das Versenken in die Theorie entfremdet vielmehr dem praktischen Leben, und wenn es gleich wahr ist, daß ein denkender Mensch leichter zu vernünftiger Ordnung zu bewegen sein wird als ein phantasirender Barbar, so ist zu bedenken, daß die Unbequemlichkeit, die Gemeinde-, Gerichts- und Staatsangelegenheiten selbst zu besorgen, sehr störend erscheint, wenn man, einmal von allen diesen Dingen entwöhnt, ihre Besorgung bezahlten Bedienten überlassen und das Selbstregiment aufgegeben hat.

Wer sich um seine Angelegenheiten nicht bekümmert und ihre Besorgung in fremde Hände gerathen läßt, der verliert das Interesse, die Einsicht und die Gewohnheit, die nöthig sind um als freier Mann zu

verfahren; er meint Herr zu sein, indem er Diener bezahlt, und wird des Dieners Diener, indem der ihm Recht, Gericht, Staat und Gemeinde verwaltet, wie's ihm beliebt und den armen **Herrn Volk** sogar zum Bezahlen seines Soldes hochmüthig zwingt und ihn überhaupt wie einen Geistesschwachen oder mindestens wie einen Unmündigen „mit beschränktem Unterthanenverstand" (der Bediente avancirt sich selbst zum „Oberthan" und übersetzt das Wort Minister nicht mit Staatsdiener, sondern mit Staatschef oder Staatslenker und -Herr) hin- und herschiebt, wie es ihm gefällt.

Der politisch Unfreie wird in Wahrheit kindisch. Er ist mit all seiner Wissenschaft und Kunst nichts als ein großer Junge, der noch immer mit der Ruthe des Examinators geängstigt und auf der Schulbank festgehalten wird, der unter allen Umständen noch immer unter der Fuchtel steht, und weder sagen, noch thun darf, was er für recht hält, sondern von seinen eigenen verwünschten Dienern, diesen sogenannten „Staats"dienern, wie eine elende Drahtpuppe gezogen und gelenkt wird.

Diese großen Jungen des Continents kommen daher dem Engländer sehr widrig vor, ehrlos, charakterlos, feige, ohne alle Anstelligkeit, sich selbst zu helfen, selbst nach einem Siege nur immer wieder nach mehr Soldaten, mehr Polizei und neuen Gefängnissen verlangend, und ganz von Gott verlassen, wenn es heißt: „So, nun macht alles selbst!"

„Wir? Wer sind wir? Wir sind ja nichts! Wir sind ja keine Staatsdiener, noch weniger der Souverän der Staatsdiener, der die große Kasse hat, und alle Soldaten commandirt." Die Philister! Daß sie die Staatsdiener, die große Kasse, die Soldaten und den Souverän selbst machen und alle diese Herrlichkeiten selbst besitzen und täglich neue hervorbringen, und lediglich um ihrer großen Trägheit und Dummheit willen hervorbringen, fällt diesen Gelehrten im Traume nicht ein, ja, es ist keiner gelehrt und beredt genug, um es ihnen begreiflich zu machen.

Dies und nichts anderes ist der Grund ihrer Sklaverei.

Zur politischen Unfreiheit gehört ein wesentlicher Mangel an Verstand auf beiden Seiten, sowol derer, die knechten, als die sich knechten lassen. Der Diener ist unsinnig, daß er lieber Diener und Bedrücker statt Herr und geknechtet als Mitglied eines freien Gemeinwesens sein will; der Soldat ist ohne allen Verstand, wenn er vergißt, daß er Bürger und den Gesetzen unterthan, nicht ihr Feind ist und wenn er dem Gefühl der Bitterkeit gegen wohlhäbige Bürger und dem Aerger über seine eigene ärmliche Lage nachgibt; warum zog er auch dieses glänzende Elend einem bessern Berufe vor? Die bewaffneten und unbewaffneten Diener, die das öffentliche Wesen in Beschlag nehmen und das Volk davon ausschließen, haben der großen Mehrheit nach am Hungertuch zu nagen

und sind sehr unverständig, dies Elend über sich und die Ihrigen zu bringen.

Derselbe Mangel an Verstand herrscht bei den politisch unfreien Bürgern. Ihre Knechtschaft ist überall freiwillig. Sie geben ihre gemeinsamen Geschäfte aus den Händen, um bequemer ihren Privatgeschäften nachgehen zu können. Diese Bequemlichkeit erkaufen sie mit der Unsicherheit ihres Rechts, ihrer Habe, ihres Lebens; jedenfalls mit dem Verlust ihrer Ehre, ihrer Selbständigkeit, ihrer Einsicht in die Gemeindeangelegenheiten, ihrer Mündigkeit und Männlichkeit. Wenn dieser Zustand durch mehrere Geschlechter fortgeht, so wird eine Gemeinheit und Niederträchtigkeit erzeugt, die von allen wahrhaft menschlichen und männlichen Eigenschaften sogar die Erinnerung verloren hat und nichts mehr will als das ehrlose Schlaraffendasein, das Ideal der Stockphilister.

Auch zu dieser Gemüthsverfassung wird der Mensch gewöhnt; und wenn seine Lage von Geschlecht zu Geschlecht dieselbe bleibt, so wird er dazu geboren; seine Haltung, sein Gesicht, seine Rede, alles wird hündisch; der stolze, aufrechte Mensch, der eine Ehre, einen Willen und Verstand von den Angelegenheiten des Landes hat, ist verschwunden, und es entsteht ein Gesindel, das die Peitsche nicht mehr entbehren kann, und wenn sie ihm ja einmal abhanden käme, sie sogleich selber wieder anfertigt und einem neuen Sklaventreiber in die Hand drückt.

Das Wesen der politischen Freiheit ist nicht diese oder jene Verfassungsurkunde, sondern der Verstand, daß man sich nichts über den Kopf wegnehmen läßt, sondern überall selbst zum Rechten sieht.

Und wie sich die Menschen zur Sklaverei gewöhnen, so haben sie sich auch zur bürgerlichen Freiheit zu gewöhnen. Im Lauf der Zeit werden sie dann dazu geboren; denn sie finden die Sitte vor, daß die Bürger ihre Angelegenheiten selber besorgen, sich selbst regieren und alle mögliche Unbequemlichkeiten gern ertragen, weil nur so und nicht anders das gemeine Wohl und jedes Mannes Recht, Ehre und Freiheit geschützt werden kann. Sie werden aber auch dazu erzogen. Denn sie haben sich in die ehrenwerthe Gesellschaft solcher freien Männer einzuleben und das Betragen eines würdigen Mitgliedes des Gemeinwesens in allen Formen zu lernen und zu beobachten.

Denen, die alle Erinnerung an politische Freiheit verloren haben, die sie durch Decrete, durch Regierungsmaßregeln, durch Personenwechsel, durch große Kraftentwickelung am Staatsruder suchen, die unter Freiheit nur die Tyrannei nach ihrem Kopfe verstehen, ist einfach der Vergleich mit der geselligen Freiheit zu empfehlen, die sie ja verstehen. Man übertrage die gesellige Freiheit und die strengen Regeln der guten Sitte im Privatverkehr auf die Sitten im öffentlichen Leben, man halte

unverbrüchlich auf ihre Beobachtung, man zwinge durch eifersüchtige Aufmerksamkeit jeden zum Innehalten der Regeln und Sitten, die das öffentliche Verfahren bei der gemeinschaftlichen Besorgung der Angelegenheiten des Gemeinwesens erfordert, und die sich sofort als nöthig von selbst einführen, sowie man nur wirklich zur Selbstregierung schreitet: und man ergreift ohne weiteres Besitz von der bürgerlichen Freiheit.

Allerdings müssen die Helden von der Feder und vom Degen — diese Diener der irdischen Vorsehung, die den Bürgern die Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten erst abnahmen und dann mit Gewalt wehrten — den Bürgern weichen, d. h. sie müssen selbst Bürger werden, und die Bürger müssen niemand mehr besolden, sondern selbst mit ernstlichen Opfern an Zeit und Geld ihre Angelegenheiten in die Hand nehmen.

Dies ist kein Decret und kein leeres Gesetz, es ist kein Stück Papier, sondern es ist ein reeller Rollenwechsel oder vielmehr es ist ein Auffangen der Auswüchse des Volkskörpers und, wenn es sein muß, ein Abschneiden eines faulen und schädlichen Auswuchses.

Thäte das Beamtenwesen auch weiter nichts, als daß es den Staatsbürgern die Geschäfte der Gemeinde, des Reiches und des Staats abnähme, so wirkte es schon schädlich: denn es bevormundete und verdummte sie. Es thut aber mehr, es unterjocht sie und macht sich selbst zu armseligen Hungerleidern, da der Staat nicht im Stande ist, diese ungeheure Masse, die zum Ersatz der allgemeinen politischen (Volks-) Thätigkeit nöthig ist, hinlänglich zu bezahlen. In Frankreich und Preußen gehen daher diese Hungerleiderposten bis zu den höchsten Stellen hinauf; 1000 Thlr., 1500 Thlr. wird für ein sehr gutes Gehalt angesehen. Es ist aber doch offenbar, daß es unzureichend ist. Eine Familie in Berlin, der weiter keine Erwerbsquellen offen stehen, kann damit nicht leben, wie es sich gehört. Sie muß das Nöthigste entbehren. In Frankreich ist es noch ärger. Wenn ein Professor am Collége de France 6000 Frcs. bekommt, und mindestens 12000 Frcs. braucht, um nur leidlich durchzukommen, wie existiren da erst die übrigen, die noch weniger bekommen?

Eine Nation schlägt sich sehr gering an, die sich zu einer so weit verbreiteten bettelhaften Existenz hergibt, nur um sich der Mühe des Schaffens, des Selbstsorgens, der Betriebsamkeit zu überheben, und dann die verhältnißmäßig wenigen noch zu unterdrücken, die den Nationalreichthum zu erschaffen übrig bleiben.

So bleibt alles in Sklaverei, der eine als Bettler, der andere als der von dem Bettlerheer Ausgesaugte.

Um dies Kapitel über die politische Freiheit denen nützlich zu machen, die sie nicht kennen und ohne Zweifel den Verdacht hegen, ich sei mit

ihnen in gleicher Lage, will ich erstens die Engländer und zweitens ihre politischen Formen für mich reden lassen. Selbst diejenigen, die das Aergste von den Engländern denken, wie Ledru Rollin und Bucher, sagen nicht, daß sie gegenwärtig keine politische Freiheit besäßen, sondern nur, daß sie auf dem besten Wege wären, sie zu verlieren. Und selbst diese Ansicht von dem Verfall Englands, d. h. von dem bevorstehenden Verlust seiner Freiheit und als Folge davon seiner Macht, wird sich als eine falsche erweisen, wenn man die Freiheit nur dort sucht, wo sie zu finden ist und wo jeder Engländer sie sucht, in seinem eigenen Mannesstolz und Selbstgefühl.

Der unabhängige Geist, das Selbstvertrauen (selfreliance), daß jeder von sich aus handelt, daß er dazu berufen ist und überall ohne ihn nichts ausgeführt werden kann — dies ist die Wurzel und der Trieb aller Einrichtungen. Die Einrichtungen werden diesen Geist nicht los; er läßt aber auch bevormundende Einrichtungen nicht aufkommen.

Da die Franzosen gerade das Gegentheil, nämlich die vollständigste Abhängigkeit der einzelnen von der Regierung, den gänzlichen Mangel an Selbstbestimmung und Unabhängigkeitssinn darstellen, so ist es interessant, einen Engländer über diesen Gegenstand zu hören. Ich wähle den geistvollen und gelehrten Buckle, dessen Einleitung zur „Geschichte der Civilisation in England“ mir eben in die Hände fiel, als ich das Obige niedergeschrieben hatte. Seine Schilderung des französischen Polizei- und Beamtenstaats ist der negative Ausdruck der freien politischen Anschauung des Engländers. Die positiven Früchte dieses Geistes will ich nachher erwähnen. Die Schilderung Frankreichs ist aber mehr oder minder die des ganzen Continents, der immer mit einem wahren Affentalent die Laster der Franzosen zu copiren weiß.

Buckle nennt den Geist „sowol der geistlichen als der weltlichen Autorität“ und Bevormundung „den protectionistischen“ und „dieser Geist“, sagt er, „ist durch Napoleon's Centralisation der Fluch der französischen Nation geworden“. „Denn“, so fährt er S. 571 fort, „durch die Centralisation haben die feudalen Begriffe von Unterordnung und Unterwerfung das barbarische Zeitalter, für das sie allein geeignet waren, weit überlebt. Ja, sie scheinen durch diese Verpflanzung in einen neuen Boden neue Kraft gewonnen zu haben. In Frankreich wird alles einem gemeinsamen Mittelpunkt zugeschoben, der alle politischen Functionen absorbirt hat. Alle Verbesserungen, alle Plane, selbst für die Verbesserung der äußerlichen Lage des Volks müssen die Genehmigung der Regierung empfangen; denn die örtlichen Behörden hält man für unfähig dazu. Damit untere Beamte ihre Gewalt nicht misbrauchen, hat man ihnen gar keine Gewalt gelassen. Die Ausübung unabhängiger Gerichtsbarkeit ist fast unbekannt.“

„Von der Regierung glaubt man, sie sehe alles, wisse alles und sorge für alles. Und um dieses ungeheuerliche Monopol durchzusetzen, hat man eine Maschine erfunden, die des Planes ganz und gar würdig ist. Das ganze Land ist mit einem unübersehbaren Schwarm von Beamten bedeckt (unter Ludwig Philipp wurde ihre Zahl auf 807030 Individuen angegeben), welche in der Regelmäßigkeit ihrer Hierarchie und in der Ordnung ihrer Abstufungen ein bewundernswürdiges Bild der feudalen Knechtschaft darstellen, die nun zwar aufgehört hat territorial zu sein, aber dafür persönlich geworden ist. In der That, das ganze Geschäft des Staats wird unter der Voraussetzung geführt, daß kein Mensch sein eigenes Interesse kennt und auch nicht im Stande sei, für sich selbst zu sorgen.

„So väterlich sind die Gefühle der Regierung, so besorgt für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen, daß sie sowol die außergewöhnlichsten als auch die allergewöhnlichsten Vorgänge des Lebens unter ihre Verfügung gezogen hat. Damit die Franzosen nicht unverständige Vermächtnisse machen, hat sie das Recht dazu beschränkt; und aus Furcht, daß sie ihr Eigenthum unrichtig vermachen möchten, erlaubt sie ihnen gar nicht, den größern Theil zu vermachen. Damit die Gesellschaft durch ihre Polizei beschützt werde, hat sie angeordnet, daß kein Mensch ohne Paß reisen soll. Und wenn die Leute wirklich reisen, treffen sie an allen Ecken den nämlichen Geist der Einmischung, der unter dem Vorwande, ihre Personen zu beschützen, ihre Freiheit in Fesseln legt. Und so groß ist ihre Angst, die Gesellschaft gegen Verbrecher zu beschützen, daß in den Gerichten, wenn ein Angeklagter auftritt, sich ein Schauspiel zeigt, welches wir in England, ohne zu prahlen, nicht eine einzige Stunde ertragen könnten. Man sieht einen hohen öffentlichen Beamten, von dem der Gefangene sein Urtheil empfangen soll, ihn ausfragen, um seine Schuld an den Tag zu bringen, ihn noch einmal fragen, ihn hin- und herfragen und sich nicht wie ein Richter, sondern wie ein Ankläger betragen: denn er macht gegen den unglücklichen Mann die ganze Autorität seiner richterlichen Stellung, die ganze Verschlagenheit seiner Profession, die ganze Erfahrung, die ganze Geschicklichkeit seines geübten Verstandes geltend. Dies ist vielleicht der bedenklichste Punkt von allen, worin sich diese Richtung des französischen Geistes zeigt; denn dadurch wird eine Maschine geschaffen, die der absoluten Gewalt zu allen ihren Zwecken zu Diensten steht; denn dadurch wird die Ausübung der Gerechtigkeit in Verruf und mit dem Gedanken der Unbilligkeit in Verbindung gebracht; und dadurch wird endlich die ruhige und gleichmäßige Haltung des Gerichts unmöglich, dieses System macht den Richter zum Advocaten und zur Partei.

„Aber so verderblich dies ist, bildet es nur einen Theil in einem

größern Ganzen. Denn zu der Methode, wodurch Verbrecher überführt werden, hat man eine ähnliche hinzugefügt, wodurch das Verbrechen verhindert werden soll. In dieser Absicht wird das Volk selbst bei seinen gewöhnlichsten Vergnügungen überwacht und sorgfältig beaufsichtigt. Damit sie sich nicht aus plötzlicher Uebereilung einander etwas zu Leide thun, werden Vorsichtsmaßregeln ergriffen, wie etwa ein Vater seine Kinder behütet. Auf ihren Jahrmärkten, in ihren Theatern, in ihren Concerten und wo das Publikum sonst zusammenkommt, sind immer Soldaten gegenwärtig, um darauf zu sehen, daß nichts Unrechtes vorgeht, daß kein unnöthiges Gedränge entsteht, daß niemand harte Worte gebraucht oder sich mit seinem Nachbar zankt. Und auch hier steht die Wachsamkeit der Regierung nicht still. Selbst die Erziehung der Kinder wird unter Staatsaufsicht gebracht, statt dem Urtheil der Aeltern und der Lehrer überlassen zu werden. Und der ganze Plan wird mit so viel Energie durchgeführt, daß, wie der Franzose als Mann nie sich selbst überlassen wird, so wird er als Kind nie ohne Aufsicht gelassen. Da man nun natürlich nicht voraussetzen kann, daß Erwachsene, die unter Vormundschaft stehen, ein Urtheil über ihre Lebensmittel haben, so hat die Regierung auch dafür gesorgt. Ihr scharfes Auge folgt dem Schlächter nach der Schlachtbank und dem Bäcker zum Ofen, ihre väterliche Hand untersucht das Fleisch, ob es auch schlecht sei, und das Brot, ob es auch sein Gewicht habe.

„So hat in Frankreich, wie in allen Ländern, wo das Princip der Bevormundung in Thätigkeit ist, die Regierung ein Monopol der ärgsten Art eingeführt, ein Monopol, welches sich in das Geschäft, ja in das Herz der Menschen drängt, sich in ihre täglichen Verrichtungen einmischt, sie mit diesem kleinlichen Geist der Einmischung beunruhigt, und was das Allerschlimmste ist, ihre eigene Verantwortlichkeit vermindert, und sie so um die Erziehung bringt, welche für viele Gemüther die einzige ist, daß sie fortdauernd gezwungen werden, für die Bedürfnisse ihrer Zukunft zu sorgen und sich daran gewöhnen, mit den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen.

„Die Folge von allem diesen ist gewesen, daß die Franzosen sich immer unfähig gezeigt haben, die politischen Functionen auszuüben; und selbst wenn sie im Besitze der Gewalt waren, nie im Stande gewesen sind, mit der Freiheit die Dauer zu verbinden. Eins von diesen Elementen hat immer gefehlt. Sie haben freie Regierungen gehabt, welche keine Dauer hatten, sie haben dauernde Regierungen gehabt, welche nicht frei waren. Vermöge ihrer furchtlosen Gemüthsart haben sie sich empört, und ohne Zweifel werden sie fortfahren, gegen eine so üble Lage sich zu empören, aber man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß noch einige Generationen vergehen werden, ehe solche

Anstrengungen glücken können. Denn kein Mensch kann frei werden, der nicht zur Freiheit erzogen ist. Und diese Erziehung wird nicht in Schulen gefunden und nicht durch Bücher erworben, sondern durch Selbstbeherrschung, durch Selbstvertrauen und durch Selbstregierung."

So weit Buckle, und es ist mir wahrlich lieb, daß ich ihn habe anführen können: denn auf Menschen, welche noch nie unter der Autorität der Polizeiquälerei herausgekommen sind, macht die Autorität einen großen, die Vernunft gar keinen Eindruck. Und Buckle's Autorität ist im ganzen die der englischen Nation und der englischen Praxis. Wenn Frankreich eine Revolution, wenn Preußen einen Fortschritt macht, so fragt der Engländer: „Haben sie die Pässe abgeschafft? Haben sie die Polizei lokalisirt? Haben sie die Armee nach Hause geschickt?" Wenn man ihm auf alle drei Fragen mit nein antwortet, so wird er sagen: „Da hätten sie sich die Mühe sparen können! Ist es nicht einerlei, ob Hinz oder Kunz mich an der Leine hat?"

Diese Anschauung erzeugt sich nothwendig, wenn man nicht so stumpfsinnig ist, daß man die kindische Ansicht des Continents von der Nothwendigkeit der Bevormundung und von der Nothwendigkeit der Soldatenspielerei auch unter den Erwachsenen in diesem freien Lande beibehält oder gar wie die Franzosen sagt: „En Angleterre il n'y a que de la liberté individuelle" — als wenn die Freiheit der einzelnen nicht alles und die Knechtschaft aller nicht gerade ihr Unglück wäre! Aber sie verstehen unter Freiheit, daß ihre Partei an der Regierung sei und nun die Freiheit habe, die andere auf ihre Weise zu beglücken „par exemple par la communauté des biens, ou par l'émancipation de la femme, ou par des grandes mesures sociales, ou par la guerre aux tyrans!" Denn nicht nur soll „die Regierung der Freien die Franzosen zur Freiheit maßregeln, sie soll auch noch den übrigen Völkern gegen ihre jetzigen Tyrannen beistehen und die neue, die wirklich beglückende Tyrannei, ausgeübt durch freie Leute, einführen".

Diese Eroberung der wohlgeölten französischen Regierungsmaschine ist ganz das Nämliche wie die Eroberung einer gutköpfenden Guillotine. Beide sind einfach abzuschaffen: wie keinem der Kopf mehr abgeschnitten, so werde er auch keinem mehr aufgesetzt, sondern jeder setze seinen eigenen Kopf auf und setze ihn innerhalb der gesetzlichen und geselligen Schranken durch. So handeln mündige und freie Leute; „die Franzosen aber" (und auch die Deutschen), sagt Buckle S. 576, „werden immer noch als Kinder behandelt und sind in politischen Dingen immer noch Kinder." Der Regierung muß die Gewalt genommen und nur die Geschäfte müssen ihr gelassen werden; wenn daher eine Regierung von freien Männern eingesetzt ist, die ihre kindischen Beglückungs- und Bestrafungsphantasien losgeworden ist, so hat sie im wesentlichen

nur das Geschäft, sich selber abzuschaffen, den ganzen Polizei- und Soldatenstall einzureißen, den Bürgern die Geschäfte und dem Volk die Gewalt zurückzugeben, d. h. selbst nur die Ideen der Zeit und den Willen der Nation auszuführen. Wie schwierig es ist, der Phantasie der polizeilichen Allmacht und Allgegenwart zu entsagen, wenn man an der Regierung ist, das haben wir genug erlebt; man muß es erst zu der Einsicht gebracht haben, daß dies in der That eine Phantasie und eine alle Kraft und Gewalt des Volks zerstörende, eine Pöbel und Gesindel erzeugende Phantasie ist, um es vorzuziehen, die Volksmacht, welche durch die einmüthige Anstrengung mündiger sich selbstbestimmender Menschen erzeugt wird, an die Stelle der Ohnmacht abgerichteter und commandirter Kinder zu setzen, um es vorzuziehen, die Geschäfte zu besorgen, die freie Menschen uns aufgetragen, anstatt einem rathlosen Haufen von Unmündigen und Geistesschwachen alles Mögliche vorzuschreiben und einzubläuen.

Doch dies heißt dem Blinden von der Farbe vorreden; wir können mit den Begriffen der Engländer die Begriffe des Continents nicht reformiren; glücklicherweise haben die wahrhaft haarsträubenden Greuel der Regierungs-, Polizei- und Soldatengewalt, die wir seit dem seligen Cavaignac erlebt, alle Welt auf die Vermuthung gebracht, daß das englische System denn doch wol dem französischen vorzuziehen sei und daß der Namenswechsel in Frankreich keinen Systemwechsel herbeigeführt habe, da ja der Republikaner Cavaignac, der alte Robespierre, der alte Bonaparte und der neue Bonaparte ganz den nämlichen Misbrauch von der Regierungsgewalt gemacht haben, nämlich recht viel Leute auf den Kirchhof zu schicken. Auf diese Weise ist ein Vorurtheil gegen die französische alles beglückende oder alles unglücklich machende Vielregiererei oder vielmehr Allesregiererei und ein Vorurtheil für das englische Selfgovernment, d. h. die Abschaffung der Allgewalt der Regierung, die Abschaffung der Beamtenhierarchie, die Abschaffung des Rechts, alle Leute wie Hunde zu commandiren, in die Gemüther der continentalen Menschen gekommen, obgleich sie noch sehr weit davon entfernt sind, ihre sklavischen Begriffe aufzugeben und die wahnsinnige Vielregiererei fahren zu lassen.

„Die Engländer sind das einzige freie Volk!" Freilich, weil sie die einzigen sind, die politischen Verstand und den Charakter von Männern haben, während der Continent durchaus seine Kinderschuhe nicht ausziehen und sein Gängelband, den Polizei- und Beamtenstaat, nicht wegwerfen will.

Das Vorurtheil für die Engländer als Politiker ist sehr wohlbegründet; um es wo möglich zum Begriff und zum Verständniß zu erheben, wollen wir die Formen ihrer Selbstregierung kurz hervorheben.

Die Engländer sind auch nicht im Schlafe zu ihrer Freiheit gekommen, sie ist in ihren bedeutendsten Punkten verhältnißmäßig sehr jung. So ist ohne Zweifel das Recht oder die Sitte, öffentliche Meetings (Versammlungen) zu halten, sich über alle möglichen Fragen von städtischem, staatlichem oder selbst auswärtigem Interesse zu berathen und darüber Beschlüsse zu fassen, um eine öffentliche Meinung hervorzubringen oder eine schon gebildete auszudrücken, von der höchsten Wichtigkeit. Es ist geradezu die Grundlage der Selbstbestimmung des Volks und der Politik — welches die einzig richtige ist —, daß die Regierung und das Parlament den kund und mächtig gewordenen allgemeinen Willen einfach in Gesetze zu fassen und danach zu verfahren haben. Nicht eher entsteht Politik im wahren Sinne des Worts, als bis die gesellschaftliche Ordnung ehrlich dazu verwendet wird, den Fortschritt der Civilisation, den die Arbeit des ganzen Volks macht, zu registriren; nicht eher ist dies möglich, als bis das Volk Organe hat, um sich über seine Angelegenheiten klar zu werden und auszusprechen. Dazu sind die Volksversammlungen nothwendig. Nun, und wie alt ist diese Sitte? Gerade neunzig Jahre, nicht mehr: denn wie Buckle, der eine wahrhaft Schlosser'sche Belesenheit besitzt, S. 395 citirt, so war nach Albemarle's „Memoiren Rockinham's" und nach Cooke's „History of party" und endlich nach Hallam's „Constitutional History ꝛc.", also nach der Versicherung dreier Zeugen, das erste öffentliche Meeting im Sommer 1769; „und jetzt, nämlich 1770", sagt Cooke, „finden sie alle Tage statt."

Nicht so fremd als Volksversammlungen sind den Polizeistaaten die Zeitungen, weil sie nicht direct das praktische Verhältniß zur Regierung haben, ihr Willensäußerungen des Volks zu wissen zu thun. Dennoch hat unter dem englischen Gesichtspunkt die Presse eine ähnliche Aufgabe als die Volksversammlungen. „Im Jahre 1696 waren die Zeitungen noch wöchentlich; erst unter der Königin Anna erschienen Tagesblätter, und 20 Jahre nach dem Tode der Königin Anna wurde die Presse, zum ersten mal in der Weltgeschichte, zum Ausdruck der öffentlichen Meinung gemacht; und ein Mitglied des Unterhauses, Danvers, klagte im Jahre 1738 über «das Regiment der Presse». «Mit mehr Hochachtung», sagt er, «wird ihr Gewäsch aufgenommen als Parlamentsacten; und die Gedanken eines dieser Sudler haben mehr Autorität bei der Menge als die Ansicht des besten Politikers im Königreich!»" (Buckle ebendaselbst aus der „Parl. Hist.")

Endlich die Freiheit der Presse, mit der erst ihre wahre Macht beginnt, ist von noch viel neuerm Datum. Die verruchte Polizei, die Inquisition, die den Gedanken in der Geburt zu ersticken sucht, die Censur, ist allerdings schon längst überwunden; viel neuer dagegen ist der Preßproceß vor der Jury, der erst infolge der Klage gegen die „Juniusbriefe"

in den neunziger Jahren gesetzlich wurde. Und erst von heut und gestern ist das Aufgeben aller gerichtlichen Verfolgung wegen religiöser und politischer Ansichten; es steht gegenwärtig eigentlich nur als allgemeine Ueberzeugung fest, „daß keine Jury die Presse wegen solcher Ansichten verurtheilen werde"; sonst wurde bekanntlich noch im letzten Jahre der Versuch gemacht, eine Broschüre wegen Rechtfertigung des Tyrannenmordes zu verurtheilen, ein Versuch, der an der gegenwärtigen allgemeinen Ansicht von der Freiheit der Discussion scheiterte. Man ist der Ansicht, die Gerichte hätten sich aller Einmischung zu enthalten. Anders ist es mit Klagen wegen Entschädigung für ehrenrührige falsche Gerüchte oder Angriffe gegen Privatpersonen in ihrer bürgerlichen Stellung.

Die Macht der öffentlichen Meinung durch die Presse und die Volksversammlungen ist ebenfalls eine verhältnißmäßig neue Macht. Georg III. und Pitt hatten eine ganz andere, ganz und gar die continentale Praxis, sie unterdrückten und brauchten Gewalt; ja, sie versuchten es, die Versammlungen sowol als die Presse mit denselben Mitteln zu unterdrücken, womit beides neuerdings auf dem Continent gehemmt worden ist. Jetzt aber ist selbst ein Freund Ludwig Napoleon's wie Lord Palmerston nicht im Stande, gegen den Willen der Nation, wie er sich in Versammlungen des Volks, in der Presse und in den Wahlen ausdrückt, zu regieren. Diese Formen haben ein unwiderstehliches Ansehen im Lande gewonnen, die Versammlungen durch die Hochachtung aller Klassen vor ihnen, die Presse durch das Talent der Debatte, das Gewicht ihrer Nachrichten und den Nutzen ihrer Oeffentlichkeit und Verbreitung für Handel und Verkehr, die Wahlen durch den noch bestimmtern Ausdruck des Volkswillens über die Politik des Landes. Denn so weit ist das staatsmännische Bewußtsein in England fortgeschritten, daß der Politiker nur das Facit aus der Volksbewegung zu ziehen, dem Zeitgeiste nur zu dienen, nicht sich ihm zu widersetzen habe. Was also Danvers 1738 sarkastisch als etwas Ungeheuerliches ankündigte, die Herrschaft der Presse, das ist jetzt als die größte, die unumstößlichste Staatsweisheit anerkannt; sofern die Presse die ganze Geistesbewegung des Landes zum Ausdruck zu bringen und in die richtige Form zu gießen hat, thut sie dasselbe vorher, was nach ihr der Politiker im Parlament und im Rath der Krone zu thun hat.

Dies ist jetzt die englische Verfassung; und in dieser Form ist auch sie von so neuem Datum, daß noch allerlei darum herumhängt, was im grellsten Widerspruch zu ihrem wahren Sinne, dem Gehorsam gegen den Zeitgeist, steht und ihm darum entweder stillschweigend oder durch ausdrückliche Reformen weichen muß. Burke in seiner vernünftigen Zeit hat diese Stellung des praktischen Politikers zu seinem Volk wiederholt und scharf hervorgehoben (er hat nachher im Wahnsinn gegen

seine eigene Theorie gehandelt); Peel bei der Aufhebung der Korngesetze, gegen die er sich solange gesträubt hatte, gab ein großes Beispiel der Staatsweisheit und erkannte öffentlich an, „daß der Politiker nicht thun könne was er wolle, sondern was die Umstände — sage der Geist der Zeit und seines Volks — erforderten“, wie dies fast wörtlich ebenso schon Plato in seinem Gespräche „Der Staatsmann“ ausdrückt.

Der Staat, Regierung und Parlament, haben zwar durch schädliche Gesetze aus früherer Zeit der Entwickelung der Presse Hindernisse in den Weg gelegt; so durch den Stempel, den manche wohlfeile Blätter nicht tragen konnten. Dieser ist jetzt zurückgezogen und dient nur noch als Postmarke. Da die Post aber keine Packete befördert, so fällt ein großer Theil der Zeitungsbeförderung den Eisenbahnen und Schiffen zu und führt die Zeitungen an die Zeitungsagenten in den einzelnen Städten. Die Pennyblätter gehen ganz diesen Weg, versteht sich solange sie Pennyblätter bleiben wollen, da jede Postversendung ihren Preis verdoppelt. Ein anderes Hinderniß der wohlfeilen Presse ist die Papiersteuer, zu deren Abschaffung daher alle mögliche Anstrengung gemacht wird. Durch die wohlfeile Presse, d. h. durch die Abschaffung des Zeitungsstempels, ist die Macht der Presse bedeutend gewachsen, namentlich ist die Alleinherrschaft der „Times“ gebrochen worden. Eine Regelung der Presse durch förmliche Preßgesetze kann der Regierung um so weniger einfallen, da dies unenglisch, unfrei, bevormundend, französisch — unvereinbar mit dem großen Princip der Selbstregelung und Selbstregierung sein würde. Ein solches Unternehmen würde hier jeder für Wahnsinn halten. Postverbote, Verbote auswärtiger Zeitungen hält jeder Engländer natürlich für Raub und Verbrechen, oder besser gesagt, diese Begriffe gehören ihm einer niedern gesetzlosen Civilisation an und sind ihm ganz und gar widersinnig.

Die Volksversammlung, wenn sie eine Stadt oder Grafschaft der allgemeinen Angelegenheit betrifft, wird auf Antrag derer, die sie zu veranstalten wünschen, von dem Mayor berufen und präsidirt. Der Mayor bezahlt dann die Kosten, d. h. das Rathhaus ist dazu da, wie es auch zu unentgeltlichen Vorlesungen für alle frei ist. Ist die Versammlung eine Kirchspielversammlung (Vestry meeting), so präsidirt der Vicar. Ist die Stadt nicht incorporirt, d. h. ohne Communalverfassung mit Mayor, Aldermen und Towncouncilors, so ist der Highconstable, der oberste Magistrat, die Person, welche zum Berufen und Präsidiren von Volksversammlungen mit allgemeinem Charakter eingeladen wird. Wenn er ablehnt, präsidirt irgendjemand anders.

Für Partei- und specielle Zwecke kann jeder oder jede Partei Versammlungen berufen und ein beliebiger Präsident erwählt werden. Niemand als der Präsident handhabt die Ordnung; er hat natürlich das

Recht, Ruhestörer zu entfernen, macht aber von diesem Rechte fast nie Gebrauch. Zur gesetzlichen Gültigkeit der Beschlüsse gehört, daß der Gegenstand der Verhandlungen vorher bestimmt und öffentlich bekannt gemacht worden. Das Wesen dieser Versammlungen ist daher ein specielles Geschäft, wodurch sie sich von Clubs unterscheiden und nicht den Charakter von Vereinen haben. Versammlungen zu bestimmten Zwecken sind geschäftsmäßig; Vereine und Clubs gehören offenbar der müßigen Unterhaltungsgeselligkeit an, wenn sie nicht geschäftlicher Art sind.

Ein Menschenfreund.

II.

Im Herbst 1793, also nach kaum zweijährigem Aufenthalt auf der Universität, kehrte Wilhelm von Türk nach Meiningen zurück. Doch hatte er seine Zeit so gut benutzt, daß er sich sofort der vorschriftsmäßigen Prüfung unterziehen konnte. Dieselbe fiel vollkommen günstig aus. Dennoch wurde ihm eröffnet, daß, da bereits sein Vater Präsident der Kammer, einer seiner Brüder aber Mitglied der Regierung sei, ihm selbst der Eintritt in den meiningenschen Dienst nicht gestattet werden könne. Ein Versuch, in preußische Dienste zu kommen, mislang ebenfalls und so sah der junge Mann sich der unsichersten Zukunft preisgegeben. Bei der völligen Aussichtslosigkeit seiner Lage dachte er schon daran, auf alle Vortheile und Ansprüche seiner adelichen Geburt zu verzichten und in Hamburg die Kaufmannschaft zu erlernen, ja er würde diesen Gedanken auch ausgeführt haben, hätte es ihm nicht selbst dazu an Mitteln gefehlt.

Und in dieser kritischen Lage nun war es, wo jene leidenschaftliche Neigung zum Kartenspiel, deren wir früher gedachten und von der er damals noch vollständig beherrscht ward, für ihn zum rettenden Engel werden sollte. Da in Meiningen seines Bleibens auf die Dauer doch nicht war, hatte Wilhelm von Türk sich zu dem Oberjägermeister von Bibra nach Hildburghausen begeben, demselben mütterlichen Oheim, der sich seiner ersten hülflosen Lage so großmüthig angenommen hatte. Nun hielt sich eben damals der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder des damals regierenden Herzogs Adolf Friedrich IV., besuchsweise am Hofe zu Hildburghausen auf. Prinz Karl hatte die Gewohnheit, regelmäßig jeden Abend seine Spielpartie zu machen und da nun eines Tages der dritte Mann krank wurde, so war die Verlegenheit groß. In dieser Verlegenheit erinnerte man sich des jungen von Türk. Zwar war derselbe noch nicht bei Hofe vorgestellt, allein sein Ruf als ausgezeichneter Kartenspieler und die Langeweile des fürstlichen Gastes

halfen schnell über jede Bedenklichkeit hinweg. Hr. von Türk erhielt eine Einladung, abends bei Hofe zu erscheinen und den dritten Mann beim L'Hombre des Prinzen von Mecklenburg zu machen: und wiewol er, der, seinem eigenen Bekenntniß nach, damals noch unbeschreiblich blöde war, durch diese Einladung in die allergrößte Verlegenheit gesetzt worden, so zeigte er sich doch als ein so gewandter und liebenswürdiger Spieler, daß er sich die vollständigste Zufriedenheit des Prinzen erwarb und infolge dessen mehrere Abende hintereinander zur Partie nach Hofe befohlen ward.

Gerade in diesen Tagen aber wurde der regierende Herzog von Mecklenburg-Strelitz durch einen Schlagfluß plötzlich dahingerafft und da derselbe ohne Kinder war, so ging die Regierung an den in Hildburghausen anwesenden Prinzen Karl über. Sowie dieser die Nachricht von dem Tode seines Bruders erhalten, hatte er sich auch sogleich des liebenswürdigen Kartenspielers erinnert und seinen Entschluß zu erkennen gegeben, denselben in seine Dienste zu nehmen. Die That folgte diesmal dem Worte auf dem Fuße nach; bereits wenige Tage später, am 4. Juni 1794, erhielt Wilhelm von Türk eine vorläufige Bestallung als Auditor der strelitzer Justizkanzlei und Kammerjunker.

Denn wie an der Mehrzahl der kleinen deutschen Höfe, waren damals auch in Mecklenburg häufig Hof- und Staatsämter verbunden; auch sollte in diesem Falle der Kammerjunker noch eher in Function treten als der Auditor. Mitte Juli wurde Hr. von Türk eiligst nach Pyrmont berufen, wo sein neuer fürstlicher Gebieter damals die Brunnencur gebrauchte. Er reiste Tag und Nacht und kam vormittags sehr ermüdet in Pyrmont an; da sollte gleich der erste Empfang ihn das goldene Joch empfinden lassen, das er auf sich geladen. Der Hofmarschall von Hober empfing ihn nämlich mit den Worten: „Sie werden heute sogleich Ihren Dienst als Kammerjunker antreten, der Herzog hat alle hier anwesenden Mecklenburger zum Diner eingeladen und Sie sollen die Gerichte vorlegen." „Meine Verlegenheit", setzt Hr. von Türk hinzu, „war groß, denn ich konnte nicht tranchiren!"

Inzwischen fand er einen wohlwollenden Helfer und zwar an dem fürstlichen Leibarzt, mit dessen Hülfe er seinen schwierigen Pflichten als Vorschneider glücklich genügte. Doch hatte er auf einer demnächst folgenden Reise nach Hannover, wohin er den Herzog begleitete, noch manches von dem Hofceremoniel auszustehen. Dasselbe war damals gerade in Hannover ungemein steif. „Ich erinnere mich noch sehr gut", erzählt Hr. von Türk, „daß ich mir selbst ganz komisch vorkam, als ich, ganz hofmäßig in Trauer gekleidet, mit Degen, Chapeau-bas und Haarbeutel einhertrat und nun einem großen Diner im Schlosse beiwohnte, wo der Wirth (der König von England Georg III.) abwesend war.

Meine Verlegenheit und Blödigkeit war sehr groß, zumal als nun ein Page, ebenso groß als ich und überreich gekleidet, hinter meinem Stuhle Posto faßte. Ich fühlte lebhaft meine Unbedeutendheit und Unbehülflichkeit, und das peinigte mich sehr."

In Strelitz selbst hatte er nun reichlichste Gelegenheit, sich in das Hofleben einzugewöhnen. Er war auf die herzogliche Tafel angewiesen, mußte also täglich mittags und abends an den Hof gehen; auch liebte er das Spiel noch immer leidenschaftlich und widmete ihm regelmäßig jeden Nachmittag und Abend.

Aber auch seine juristischen Arbeiten trieb er mit Eifer und Neigung. Im Jahre 1796 zum Assessor mit Sitz und Stimme im Collegio ernannt, wurde er vorzugsweise in der Criminalabtheilung beschäftigt und da hatte er denn vielfache Veranlassung sich zu überzeugen, daß die Mehrzahl der Verbrechen nicht sowol aus Bosheit und sittlicher Verderbtheit entspringt als vielmehr aus Unwissenheit und mangelnder Erziehung. Diese immer wiederkehrenden Erfahrungen reiften allmählich den Vorsatz in ihm, sich, wie er selbst sagt, „der sittlichen und religiösen Bildung des gemeinen Mannes nach besten Kräften anzunehmen". Auch hatte die Einförmigkeit und Abhängigkeit des Hoflebens nachgerade seine Geduld erschöpft und die Sehnsucht nach etwas Höherm, Würdigerm in ihm rege gemacht; volle elf Jahre hindurch hatte er Abend für Abend drei Stunden lang Whist spielen müssen und das hatte ihn von der Leidenschaft für das Spiel denn doch endlich curirt!

Eine schwere Krankheit, in die er im Frühjahr 1800 verfiel, beschleunigte seinen Entschluß; ohne Verwandte, ohne Freunde, wochenlang der Einsamkeit des Krankenzimmers preisgegeben, wurde er sich mehr und mehr des verlorenen Lebens bewußt und nahm sich immer fester vor, seine Zeit und seine Kräfte inskünftige ernstern und edlern Zwecken zu widmen.

Bald nach seiner Genesung folgte sein College und Vordermann bei der Justizkanzlei von Kamptz, derselbe, der sich später als preußischer Minister einen so verhängnißvollen Namen bereitet hat, einem höhern Rufe und Wilhelm von Türk rückte in seine Stelle ein. Mit dieser Stelle war als Nebenbeschäftigung auch die Besorgung der Schulsachen verbunden und je mehr Hr. von Türk selbst sich sagen mußte, daß er von diesen Sachen nichts verstand, je dringender fühlte er die Verpflichtung, diese Lücke auszufüllen. Schon auf einer größern Reise durch Deutschland, die er im Jahre 1802 mit dem Herzog unternahm, war das Schullehrerseminar in Hannover diejenige von allen Sehenswürdigkeiten, die ihn am meisten interessirte, und auch nach seiner Rückkehr vertiefte er sich immer ernstlicher in diese ihm so beiher aufgepackten Schulsachen; die Früchte seines Nachdenkens veröffentlichte er 1804 in

einem Werke, welches den Titel führte: „Ueber Schul- und Unterrichtsanstalten, mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg."

Inzwischen je ernster er es mit diesen Studien nahm, je mehr empfand er auch die Nothwendigkeit, die bessern der damals in Deutschland blühenden Unterrichtsanstalten, also namentlich das berühmte schnepfenthaler Institut, sowie die neue Pestalozzi'sche Lehrmethode, die eben damals soviel Aufsehen erregte, durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen zu lernen. Er beschloß zu diesem Ende eine größere Reise anzutreten, zu welcher er die Unterstützung des Herzogs nachsuchte. Da diese Unterstützung sich jedoch verzögerte und endlich ganz verweigert ward, so nahm Hr. von Türk, der eben damals Aussicht auf eine kleine Erbschaft hatte, die benöthigte Summe bei einem befreundeten, ebenfalls für Pestalozzi begeisterten stettiner Kaufmann auf und so trat er im Mai 1804 diese Reise an, die für sein ganzes späteres Schicksal so entscheidend wurde.

Dieselbe ging über Leipzig, wo damals Tillich, Olivier, Lindner und Krug als Pädagogen in hohem Ansehen standen, ferner über Frankfurt am Main, wo er die Bekanntschaft des Professors Ritter machte, des spätern berühmten Geographen, der damals als Erzieher im Bethmann-Hollweg'schen Hause lebte, über Heidelberg, wo er mit dem Professor Schwarz, dem Verfasser der bekannten „Erziehungslehre" verkehrte ꝛc. nach Burgdorf unweit Bern, wo er Pestalozzi und seine Anstalt zu finden gedachte.

Doch war Pestalozzi mit seiner Anstalt eben damals bereits in der Abreise nach Buchsee begriffen und Türk begleitete ihn, indem er mit ihm zu Fuß nach Buchsee wanderte. In Buchsee selbst verweilte er eine Reihe von Monaten, die er dazu anwandte, das Pestalozzi'sche System theoretisch und praktisch gründlichst zu studiren. Er hing demselben mit Begeisterung an und auch Pestalozzi's Person widmete er die höchste Verehrung, ohne sich darum gegen die Mängel und Einseitigkeiten des einen wie der andern zu verblenden.

Und wirklich war Pestalozzi damals bereits, sei es infolge der allmählich eintretenden geistigen und körperlichen Hinfälligkeit, sei es infolge der vielfachen Kränkungen und Enttäuschungen, die er erlitten, in jene Epoche der innern Zwistigkeiten, der allzu künstlichen Experimente, der übertriebenen Verheißungen und Forderungen eingetreten, die den Lebensabend des vorzüglichen Mannes auf so schmerzliche Weise verdüsterten. Hr. von Türk erzählt von einzelnen überraschenden Auftritten der Art, deren Zeuge er war und die denn allerdings beweisen, daß Pestalozzi, unbeschadet der Reinheit und Größe seines Strebens oder der Wahrheit und Fruchtbarkeit seiner Grundanschauungen, doch als praktischer Erzieher in Momenten der Aufregung und Verstimmung

sich manches zu Schulden kommen ließ, was besser nicht geschehen wäre und wodurch der endliche Verfall seiner Unternehmungen sowie die so häufig eintretende Entzweiung mit seinen besten Freunden und Schülern sich nur allzu sehr erklärt. Es war gerade um diese Zeit, daß Pestalozzi von der Regierung des damaligen Cantons Waadt die Benutzung des Schlosses Yverdun, dessen Name dann durch ihn zu europäischer Berühmtheit gelangte, angetragen worden war. Pestalozzi stand im Begriff, nach Yverdun abzureisen, wohin ein Theil seiner Anstalt ihm folgen sollte; ein anderer sollte unter der Leitung Fellenberg's, desselben, mit dem Pestalozzi bald darauf in so beklagenswerthe Zwistigkeiten gerieth, in Buchsee zurückbleiben. Doch lassen wir unsern Gewährsmann selbst erzählen: „Da versammelte Pestalozzi die Lehrer und Schüler, hielt eine Rede an dieselben und forderte am Schlusse derselben die letztern auf, Fellenberg wie ihn, wie ihren Vater Pestalozzi, zu lieben. «Sagt, daß ihr ihn liebt!» rief er ihnen zu. Sie schwiegen. Heftiger wiederholte er die Aufforderung; sie schwiegen. Da ward er ungeduldig, ergriff einen der Zöglinge und machte ihm dieselbe Zumuthung, aber der Knabe schwieg." — „Das war", setzt unser Gewährsmann hinzu, „ein Fehlgriff; ich machte es ihm nachher bemerklich. Liebe und Vertrauen lassen sich nicht erzwingen, sie wollen erst erworben sein."

Anfang November, nach sechsmonatlicher Abwesenheit, traf Hr. von Türk in Strelitz wieder ein. Schon unterwegs in Leipzig hatte er von einem durchreisenden Hofherrn in Erfahrung gebracht, daß zwei junge Assessoren von der Justizkanzlei, die ihm an Dienstjahren nachstanden, während seiner Abwesenheit ins Conseil berufen worden. Hr. von Türk fühlte sich durch diese Beförderung tief gekränkt; er selbst hatte auf einen Platz im Conseil gerechnet, nicht aus ehrgeizigen Rücksichten, sondern weil er hoffen durfte, in dieser Stellung für die endliche Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg thätig zu sein. Diese Hoffnung war nun vereitelt und auch übrigens sahen ihn die Dinge in Strelitz bei seiner Rückkehr ganz anders an, als er sie verlassen hatte. „In der Schweiz", sagt er, „hatte ich eine ganz neue Ansicht des Lebens gewonnen; ich hatte in einem Lande gelebt, wo jedem gebildeten Manne, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, der Zutritt in die ersten Gesellschaften freisteht. Es kam mir daher jetzt alles in Strelitz ganz fremd vor, und ich habe nie den sonderbaren Eindruck vergessen, den der Galatag, welcher am 17. November eintrat (der Geburtstag der Herzogin von Hildburghausen, die gerade anwesend war) auf mich machte. Es kam mir alles vor wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hofcostüm meine Rolle gespielt, nahm ich in einer Fensterecke Platz und betrachtete nun alles so, wie man ein Schauspiel im Schauspielhause

ansieht. Aber von Stunde an ward es mir klar, daß dies Verhältniß nicht mehr für mich paßte...."

Inzwischen hatte er noch einen großen Kampf zu kämpfen: der Herzog war sein Wohlthäter, er hatte ihm viele unverkennbare Beweise seines Vertrauens gegeben und Hr. von Türk selbst hing an ihm mit aufrichtiger Neigung. Auch war er der älteste Rath im Collegium, der Director hochbejahrt und sehr kränklich, seine Aussichten für die Zukunft also die günstigsten. Endlich aber gab die unglückliche Spielpartie doch den Ausschlag; vergeblich versuchte er alles, um sich loszumachen, er konnte ihr nicht entgehen und da er überdies im Begriff stand, sich zu vermählen (seine Gattin war eine Schwester des berühmten Geologen Leopold von Buch) und also den unter diesen Umständen doppelt natürlichen Wunsch hegte, seine Abende nicht mehr ausschließlich bei Hofe am Kartentisch zuzubringen, so that er endlich den entscheidenden Schritt. Man hatte ihm von Oldenburg aus, wo damals Herzog Peter Friedrich Ludwig regierte, „unstreitig einer der ausgezeichnetsten Regenten Deutschlands, Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften", Anerbietungen gemacht; jetzt nahm er dieselben an und vertauschte bald nach seiner Rückkunft im Sommer 1805 den mecklenburgischen Dienst mit der Stelle als oldenburgischer Justiz- und Consistorialrath.

Allein wenn Hr. von Türk gehofft hatte, nun hier in Oldenburg entsprechenden Raum für seine neuen menschenfreundlichen Bestrebungen zu finden, so sollte er sich bald überzeugen, daß diese Hoffnung ein Irrthum gewesen. Er selbst bezeichnet den Haupttrugschluß, in den er dabei verfallen, sehr richtig dahin, „daß er damals noch geglaubt habe, man könne Richter und Hofmann und nebenbei Schulmeister sein", während doch zum mindesten der letztere Beruf einen vollen und ganzen Menschen erfordert. Gleich anfangs hatte seine Berufung bei einigen ältern Räthen, die sich dadurch zurückgesetzt fühlten, ein ungünstiges Vorurtheil gegen ihn erweckt. Den meisten Anstoß jedoch erregte er durch seine pädagogischen Bestrebungen. Schon in Strelitz, gleich nach der Rückkehr von seiner Schweizerreise, hatte er angefangen, zwölf Knaben, großentheils Söhne seiner Bekannten, die noch keinen Unterricht erhalten hatten, täglich zwei Stunden lang zu unterrichten. Die Beschäftigung war ihm selbst anfangs sehr schwer gefallen, mit der Zeit jedoch fand er sich nicht blos darein, sondern gewann sie sogar ungemein lieb und auch die Kinder fanden solche Freude an seinem Unterricht, daß sie ihn niemals versäumten, selbst nicht an Geburtstagen und andern häuslichen Festen.

Diese Beschäftigung setzte er nun auch in Oldenburg fort und zwar bediente er sich dabei der Hülfe eines jungen Lehrers, den er selbst in der Methode unterrichtet hatte. Natürlich konnte der junge Mann dies nicht umsonst thun, vielmehr mußten die Kinder ihm etwas dafür be-

zahlen. Dagegen jedoch erhoben sich die Lehrer am oldenburger Gymnasium, behaupteten — wer erkennte nicht auch hierin wieder deutlich den deutschen Gelehrten mit seinem Hochmuth und seinem kleinlichen Neid?! — sie allein hätten das Privilegium, Privatunterricht an die Kinder gebildeter Stände zu ertheilen, und verklagten den Consistorialrath von Türk bei seinem eigenen Consistorium. Doch wurden sie für diesmal noch abgewiesen.

Inzwischen hatte die Türk'sche Unterrichtsanstalt sich immer weiter ausgedehnt; mit zwölf Kindern hatte er in Strelitz begonnen und jetzt zählte er fast ein halbes Hundert Schüler, ungerechnet einer Anzahl von Seminaristen, die er in der Pestalozzi'schen Methode unterrichtete. Bald verbreitete der Ruf der Anstalt sich über die Grenzen des Herzogthums hinaus, namentlich nach Bremen, Lübeck, Hamburg, woher verschiedene Lehrer und Lehrerinnen kamen, sich unter Türk's Leitung für ihren Beruf weiter auszubilden. Gleichzeitig gab ein angesehener bremer Kaufmann ihm zwei seiner Söhne in Pension, sodaß Türk's pädagogischer Wirkungskreis sich auch nach dieser Seite hin immer mehr erweiterte.

Allein mit dieser Erweiterung wuchs auch die Schwierigkeit, neben diesem Berufe seiner Wahl auch den vorgeschriebenen Pflichten seines amtlichen Berufs genugzuthun. Die Schwierigkeit wurde noch erhöht durch die ökonomischen Sorgen, die den rastlos thätigen Mann heimsuchten. Es war die Zeit der Fremdherrschaft; holländische Truppen hatten auf Napoleon's Befehl Land und Stadt für den König von Holland in Besitz genommen, die Einquartierung kostete beinahe so viel, als Türk's Gehalt betrug, schon mußte er aus Mangel an Raum im Hause sein Wohn- und Arbeitszimmer mit einem französischen Offizier theilen, der den ganzen Tag über die Guitarre spielte und sang, und da Hr. von Türk dabei, wie wir wissen, ohne Vermögen war, so war seine Lage in der That eine höchst misliche. Allerdings war er im Dienst rasch vorgerückt und hatte nur noch einen Rath zwischen sich und der Präsidentenstelle: doch vermochte auch diese neue Aussicht auf eine bequeme und einträgliche amtliche Wirksamkeit ihn nicht für den Zwang zu entschädigen, den er sich in Betreff seiner pädagogischen Neigung auferlegen mußte.

Die Opposition gegen diese letztere war nämlich nicht blos in den Kreisen der Concurrenten geblieben, sondern war allmählich in andere, höhere und einflußreichere Sphären vorgedrungen. Der Herzog selbst war davon ergriffen worden; er ließ Hrn. von Türk amtlich eröffnen, wie er es nicht gern sehe, daß derselbe sich mit der Erziehung fremder Kinder beschäftige. Allein eben diese Kinder waren dem thätigen Menschenfreunde lieb geworden, in ihnen fand er seine Befriedigung, sie beschäf-

tigten seinen Geist und füllten die Leere aus, die das frühere höfische Treiben in ihm zurückgelassen. Eine Vermittelung, das fühlte er jetzt deutlich, gab es hier nicht; „entweder er mußte ganz seinem Amte leben, die Kinder ihren Aeltern zurückschicken, die Unterrichtsanstalt aufgeben und sich selbst überlassen, oder er mußte sein Amt aufgeben und ausschließlich der Erziehung leben". Er selbst spricht sich über die kritische Lage, in der er sich damals befand, mit jener Einfachheit und Treuherzigkeit aus, die seine Aufzeichnung überhaupt charakterisirt und die auch praktisch einen Grundzug seines Wesens bildete. „Wählte ich", sagt er, „das erstere, so ging mein Gemüth zu Grunde, weil ich mir dann das einzige versagen mußte, was mein Leben erheiterte und wozu ich mich berufen fühlte, ja ich fühlte, daß meine Kräfte dann bald dahinschwinden würden. Wählte ich das letztere, so gab ich eine sichere, in den Augen der Welt höchst ehrenvolle Existenz für eine höchst unsichere, von der Welt damals wenig geachtete hin; ich zog mir den Unwillen der Aeltern und aller Verwandten meiner Frau und der Meinigen zu."

Ohne Zweifel aus Rücksicht auf diese letztern versuchte er noch einmal den von ihm selbst für unmöglich erkannten Mittelweg; er bat um seine Entlassung aus dem Verhältnisse eines Justizraths, jedoch um Beibehaltung seines Amtes als Consistorialrath und der Hälfte seines Gehalts, mit der Erlaubniß, sich ganz der Leitung des Schulwesens und dem Fache der Erziehung widmen zu dürfen. Allein dies wurde ihm abgeschlagen und obwol man ihm gleichzeitig einen höhern Titel nebst Zulage anbot, wenn er in seinen bisherigen Verhältnissen bleiben wollte, so glaubte er nun doch seiner innern Stimme folgen zu müssen und diese innere Stimme gebot ihm, sein Amt völlig niederzulegen. Er beschloß, mit den ihm anvertrauten Zöglingen, deren Aeltern bereitwillig ihre Zustimmung dazu gegeben hatten, nach Yverdun zurückzugehen, dort eine Erziehungsanstalt zu gründen und so das Fach der Erziehung und des Unterrichts mit allem Ernst zu studiren, „damit er dereinst im Stande sei, das Erziehungs- und Unterrichtswesen eines Landes oder einer Provinz zu leiten".

Und so geschah es. Im Januar 1808 nahm er seine Entlassung aus dem oldenburgischen Staatsdienst und traf, nachdem er zuvor noch eine Reise nach Holland gemacht hatte, im Sommer des genannten Jahres in Yverdun ein. Die Anstalt, welche Pestalozzi von Buchsee dorthin verlegt hatte, stand eben damals in vollster Blüte; der Andrang von Fremden, welche nach Yverdun kamen, Pestalozzi selbst und seine Einrichtungen kennen zu lernen, war sehr groß. — Hr. von Türk übergab die fünf Zöglinge, welche er mitbrachte, der Pestalozzi'schen Anstalt in der Art, daß sie an allen Lectionen theilnahmen, die häusliche Er-

ziehung dagegen behielt er sich selber vor. Auch unterrichtete er persönlich an dem Pestalozzi'schen Institut; die pädagogischen Resultate, die er dabei gewann, legte er in zwei besondern Werken nieder: „Die sinnlichen Wahrnehmungen“ und „Die Erscheinungen in der Natur.“

Im übrigen fand er Pestalozzi und seine Anstalt, ungeachtet der äußern Blüte, doch innerlich nicht mehr auf der Höhe wie vor vier Jahren in Buchsee; der Friede zwischen den Lehrern war noch mehr gestört, die Disciplin, schon früher sehr nachsichtig, war noch ungebundener geworden, ja hier und da kamen sogar Aeußerungen von Roheit zum Vorschein. Auch in Betreff der Methode mußte Hr. von Türk sich allmählich zu mancherlei Abweichungen bekennen, sodaß die Entfernung zwischen ihm und Pestalozzi immer größer wurde.

Dadurch bewogen, beschloß Hr. von Türk im Sommer 1811 seine Anstalt von Yverdun nach Vevay zu verlegen. Er war so glücklich, in dem sogenannten Schlosse von Vevay, hart am Genfersee, mit der herrlichen Aussicht auf den See, die walliser und savoyer Alpen, ein höchst passendes Gebäude zu finden und auch die Zahl seiner Zöglinge vermehrte sich durch Zuzug aus Frankfurt (darunter der jetzige preußische Cultusminister Hr. von Bethmann-Hollweg), Augsburg, Hamburg, Basel und Genf in kurzer Zeit dermaßen, daß er auch in ökonomischer Hinsicht keinen Grund hatte, die von ihm getroffene Wahl zu bereuen.

Mittlerweile war das Jahr 1813 mit seinen patriotischen Hoffnungen, seinen Kämpfen und Siegen hereingebrochen, Deutschland war befreit und mit unwiderstehlicher Gewalt erwachte die Sehnsucht nach dem Vaterlande in der Brust des warmfühlenden und strebsamen Mannes. Natürlich gab es in dem ganzen damaligen Deutschland nur Einen Punkt, wohin er sein Auge richten konnte: das war Preußen, das Preußen Stein's und Wilhelm von Humboldt's, von dem die erste Erhebung zu dem Freiheitskriege ausgegangen und das nun, mit Siegen geschmückt, die Hoffnung aller deutschen Vaterlandsfreunde war. Ach, sie ahnten damals noch nicht, wie schmählich diese Hoffnungen im Zeitraum weniger Jahre getäuscht werden und welche giftigen Nesseln jene Lorbern noch auf Menschenalter hin überwuchern sollten....

Bereits zu Anfang des Jahres 1814 hatte Hr. von Türk dem preußischen Staat seine Dienste für das Fach der Volksbildung angetragen. Minister von Stein, der eben in Basel war, hatte ihn an den damaligen Minister des Innern und des Cultus Hrn. von Schuckmann gewiesen und dieser ihm die wohlwollendsten Zusicherungen für die Zeit des wiederhergestellten Friedens gemacht. Wirklich erfolgte im Mai 1815 seine Berufung als Schulrath nach Frankfurt a. O. Die äußern Vortheile, die ihm dabei geboten wurden, waren außerordentlich mäßig, sein ganzer Gehalt betrug 1000 Thlr. und wer ersetzte ihm den Zauber der

Gegend, die Billigkeit der Preise, die Annehmlichkeit des geselligen Umgangs, in dem er bisher gelebt hatte?!

Es ist nicht unsere Absicht, Hrn. von Türk auf seiner Laufbahn als preußischer Beamter hier des nähern zu begleiten, es kam uns hier hauptsächlich nur darauf an, jenen allmählichen Umschwung, jene innere Wandelung zu beleuchten, durch welche Hr. von Türk aus einem müßigen kartenspielenden Hofcavalier ein Lehrer der Jugend und rastlos sorgender Freund der Menschheit wurde. Auch bietet seine fernere Laufbahn äußerlich betrachtet nur wenig Bemerkenswerthes dar; was er aber in dieser bescheidenen Laufbahn geleistet, die Werke, die er vollbracht, die Anstalten, die er gegründet, das alles ist so bekannt und sichert seinem Namen ein so unvergängliches Gedächtniß, daß es hier keiner Aufzählung im einzelnen bedarf.

Türk's Aufenthalt in Frankfurt war nur von kurzer Dauer; bereits nach anderthalb Jahren, zu Anfang des Jahres 1817 wurde er als Schulrath nach Potsdam versetzt. Hier, wo sein alter Universitätsfreund, der nachherige Oberpräsident von Bassewitz, der würdige Zögling und Genosse Stein's, damals als Präsident an der Spitze der Regierung stand, eröffnete sich ihm ein reiches und fruchtbares Feld segensvoller Wirksamkeit. Zwar hatte er auch hier anfangs mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; selbst der König hatte eine unvortheilhafte Meinung von ihm gefaßt. Böswillige Menschen hatten ihn beim König für einen „Demagogen" ausgegeben und das war dem demagogenfeindlichen, streng soldatischen Friedrich Wilhelm III., dem der aus der republikanischen Schweiz berufene Schulrath wol ohnedies schon einigermaßen verdächtig sein mochte, natürlich völlig genügend, seinen Unwillen auf ihn zu werfen. Der König hatte Hrn. von Türk öfters mit dem bekannten Bischof von Eylert, mit dem Türk innigst befreundet war, und an dem er einen treuen und kräftigen Beistand bei seinen menschenfreundlichen Unternehmungen hatte, spazieren gehen sehen; dadurch aufmerksam gemacht, hatte er den Bischof eines Tags in einer unfreundlichen, dem Bischof deshalb sehr auffälligen Weise gefragt, wer das denn eigentlich sei, mit dem er da so vertraulich spazieren gehe. Bischof Eylert hielt sofort weitere Nachforschung bei dem Oberst von Witzleben, dem Adjutanten des Königs, und durch diesen erfuhr er denn den Zusammenhang der Sache. Beide eilten darauf zum Könige und den eindringlichen Vorstellungen des Bischofs gelang es, denselben zu überzeugen, daß Hr. von Türk nichts weniger als ein Demagoge, sondern ein treuer und redlicher Beamter und Unterthan sei, der seine Pflichten gegen König und Vaterland mit Eifer erfülle. Da ist es nun wieder ganz in dem Charakter des beschränkten und argwöhnischen, aber redlichen und niemals mit Wissen und Willen ungerechten Königs, daß er, einmal von seinem

Irrthum überzeugt, denselben auch sofort wieder gut zu machen suchte; schon beim nächsten Ordensfeste wurde Hr. von Türk decorirt und auch in allen übrigen Beziehungen blieb der König ihm fortan stets gnädig gesinnt und gab ihm wiederholte Beweise des Vertrauens und der Theilnahme.

Zu Anfang der vierziger Jahre, nachdem er ein Vierteljahrhundert im preußischen Staatsdienst zugebracht, zog Hr. von Türk sich mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter in das Privatleben zurück. Die Zahl der gemeinnützigen Anstalten und Stiftungen, die ihm ihr Dasein verdanken, öffentliche wie private, ist, wie wir schon im Eingang unserer Skizze sagten, ungemein groß. Die berühmteste und umfangreichste unter den letztern ist das Civilwaisenhaus in Potsdam, zu dem er den ersten Gedanken bereits 1820 faßte und das jetzt eine der blühendsten Anstalten ihrer Gattung ist. Eben dahin gehört ferner seine Theilnahme an der Errichtung der höhern städtischen Gewerbschule in Berlin, deren nachher so berühmt gewordenen Director Klöden er zuerst als Seminardirector nach Potsdam berief; die Errichtung der Friedensgesellschaft in Potsdam, der Schwimmanstalt und der Turnanstalt daselbst, desgleichen der Kinderbewahranstalt und des Wohlthätigkeitsvereins; die Errichtung der Waisenversorgungsanstalt zu Klein-Glienicke, des Elisabethstift in Potsdam &c. Dies letztere, zur Rettung verwahrloster junger Mädchen bestimmt, ist so recht ein Beispiel von der raschen praktischen Art, mit der Hr. von Türk die Sachen anzufassen wußte. Es war im ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. und man weiß ja noch, mit welchem Jubel der Antritt des neuen Regenten begrüßt ward und welcher Enthusiasmus damals in allen Köpfen herrschte. In diesem allgemeinen Freudensturm hatten auch Magistrat und Stadtverordnete von Potsdam den Beschluß gefaßt, den Geburtstag des Königs, an dem zugleich, wie man sich erinnert, die Huldigung der sechs westlichen Provinzen stattfand, durch eine glänzende Illumination zu verherrlichen. Hr. von Türk, der zufällig davon hörte, fragte, wie hoch die Kosten, welche die Stadtbehörde dazu ausgesetzt hätte, sich wol belaufen dürften. — „2000 Thlr.", war die Antwort. — Und eine solche schöne Summe, mit der sich so viel Gutes stiften ließ, sollte in einem einzigen Abend in Oelqualm und Ruß aufgehen?! Nimmermehr! Hr. von Türk sprach, schrieb, lief, ein Comité wurde gebildet, Magistrat und Stadtverordnete erklärten sich einverstanden, eine wohlthätige Bürgersfrau der Stadt schenkte noch 1000 Thlr. dazu, die Königin selbst übernahm das Protectorat und bestimmte einen jährlichen Beitrag — und kurz, schon am nächsten 13. November, als dem Geburtstage der Königin, also noch nicht volle vier Wochen nach der projectirten Illumination, konnte das Elisabethstift mit zehn Zög-

lingen eröffnet werden. Aber freilich, mit bloßem Beten und Singen wird dergleichen nicht gethan....

Großen und wohlverdienten Ruf hat unter den zahlreichen Schöpfungen des Hrn. von Türk insbesondere auch der Seidenbau erworben, den er seit 1823 wieder ins Leben zu rufen bemüht war. Er machte zu diesem Ende im Jahre 1827 sogar eine eigene Reise nach Italien, nachdem er kurz zuvor ein bei dem Dorfe Klein-Glienicke unweit Potsdam gelegenes vormaliges königliches Jagdschloß angekauft und zum Betrieb der Seidenzucht eingerichtet hatte. Hier unterrichtete er die Schullehrer der Umgegend in der Zucht der Seidenwürmer, von hier aus verbreiteten sich zahlreiche neue Maulbeerbaumpflanzungen, hierher, wo er als ein echter Patriarch waltete, ein richtiger Mann nach dem Herzen Gottes, immer thätig, immer hülfreich, immer heiter, zog er sich zurück, als er endlich aus dem Staatsdienst schied — und hier liegt er auch begraben, nachdem ein sanfter Tod am 30. Juli 1846 den Zweiundsiebzigjährigen von längern körperlichen Leiden erlöst hatte. Ein einfaches Denkmal unter einer alten Eiche und von einem Gitter umgeben deckt seine sterbliche Hülle; hier versammelt sich alljährlich, entweder an seinem Todestage selbst oder doch an einem derselben nahe liegenden Tage, die Schar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ernsten Gedächtnißfeier.

Aber auch ohne diese Gedächtnißfeier ist dafür gesorgt, daß der Name von Türk nicht untergeht....

Literatur und Kunst.

Culturgeschichte.

Unter dem Titel „Die Symbolik und Mythologie der Natur. Von J. B. Friedreich" ist soeben bei Stahel in Würzburg ein Werk erschienen, das wir allen Freunden der Culturgeschichte empfehlen, vorausgesetzt, daß sie Muth und Ausdauer genug haben, sich durch einen Band von beinahe achtehalbhundert Seiten des größten Formats durchzuarbeiten. Und leicht hat der Verfasser dem Leser die Arbeit nicht gemacht. Wir verdanken derselben gelehrten Feder bereits einige ähnliche Werke, wie die „Realien in der Iliade und Odyssee", die „Naturhistorischen, anthropologischen und medicinischen Fragmente zur Bibel" ꝛc. Wer die ebengenannten Bücher kennt, der weiß auch, daß der Verfasser ein Mann von ausgebreiteter und mannichfaltiger Gelehrsamkeit ist: allein nicht minder weiß er alsdann auch, daß es dieser Gelehrsamkeit vielfach an innerer Klarheit und strenger wissenschaftlicher Methode fehlt. Der Verfasser erinnert an die Polyhistore der „guten alten Zeit"; gleich ihnen hat er eine wahrhaft kolossale Belesenheit, die sich über die verschiedenartigsten Gebiete erstreckt, und ein Gedächtniß, das ihn keinen Augenblick im Stiche läßt. Schade nur, daß diese Belesenheit nicht

Hand in Hand geht mit einer entsprechenden kritischen Sorgfalt oder daß dies riesenhafte Gedächtniß nicht unterstützt wird von etwas mehr Schärfe des Urtheils und Schönheitssinn. Der Mangel des letztern macht sich in dem vorliegenden Werke fast auf jeder Seite fühlbar; nicht nur ist die Darstellung salop und schwerfällig, sondern auch die ganze Anordnung und Einrichtung des Werks hat etwas ungemein Mühseliges und Pedantisches. Fast scheint es, als habe der Verfasser mehr von der Lectüre seines Buchs abschrecken als dazu anlocken wollen; alles, was sonst ein Buch zugänglich und genießbar macht, ist hier wie absichtlich vermieden, vergebens sehen wir uns nach einer Einleitung um, die uns in den Stoff einführte und uns über Standpunkt und Absicht des Verfassers aufklärte, ja selbst nur ein noch so kurzes Vorwort seinem Buche voranzuschicken hat er verschmäht. Und auch im Verlauf desselben vermeidet er sorgfältig jede Gelegenheit, seinem Gegenstande allgemeine Gesichtspunkte abzugewinnen; es sind eben wieder nur „Realien", was der Verfasser liefert, und wo irgendeine allgemeine Idee, irgendeine Spur geistigen Zusammenhangs aufzutauchen droht, da wendet er sich jedesmal halb erschrocken, halb unwillig ab. Das Ganze besteht somit aus einer ungeheuern Masse von Notizen, ohne leitende Idee, ohne geistigen Faden, nach Art eines Wörterbuchs bunt zusammengewürfelt. Der Verfasser durchwandelt in diesen Notizen die sämmtlichen Gebiete der Natur, der todten wie der lebenden, und berichtet aus alten und neuen Schriftstellern, welcherlei symbolische und mythologische Beziehungen mit diesen Naturproducten bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten verknüpft gewesen sind. Es ist gleichsam das Arsenal des Volksglaubens, soweit derselbe an der Natur und den natürlichen Dingen haftet; wie Fels und Stein und Baum und Blume sich im Volksglauben belebt haben, was für gute und böse Eigenschaften ihnen beigelegt werden, welche Rolle die Vögel der Luft und die Fische des Meeres, die Thiere im Walde und die kleinen emsigen Käfer im Schos der Erde, das Wehen der Winde und der Zug der Wolken in der Phantasie der verschiedenen Völker einnehmen und welche Sagen und Mythen, welche religiösen und sittlichen Vorstellungen sich damit verbinden — das alles wird uns hier an einer Unzahl von Beispielen nachgewiesen, wobei nur zu bedauern bleibt, daß der Verfasser eben nichts gibt als Beispiele, ein bloßes ungeordnetes Material, einen unverarbeiteten Abdruck seiner Excerpte, ohne geistigen Mittelpunkt und selbst im einzelnen ohne jene kritische Genauigkeit, der man doch gerade auf diesem schon an sich so schlüpferigen Gebiete der Mythen- und Sagenforschung am allerwenigsten entbehren kann. Sieht man jedoch von diesem Grundmangel des Werkes ab und begnügt man sich mit dem, was der Verfasser bietet und auch offenbar nur hat bieten wollen, also mit einem reichhaltigen, wenn auch etwas wüsten und ungesichteten Material, so enthält das Buch viel Nutzbares und Dankenswerthes. Ja so unzulänglich es im Punkt der wissenschaftlichen Methode ist, so kommt doch gerade dieser Mangel seiner praktischen Brauchbarkeit zugute. Das Buch hintereinander wegzulesen ist freilich, bei der gänzlichen Abwesenheit aller leitenden Gesichtspunkte und aller geistigen Entwickelung, ein etwas mühsames Stück Arbeit, desto bequemer dagegen ist es zum Nachschlagen; es besteht, wie gesagt, aus lauter einzelnen Artikeln, mit jedem derselben fängt der Verfasser sein Buch gleich-

sam von vorn an, in jedem schüttet er das ganze Füllhorn seiner Belesenheit von frischem aus, unbekümmert um die vielfachen Wiederholungen, die dabei natürlich nicht ausbleiben können. Allein so unbequem das dem Leser fällt, so hat es für denjenigen, der das Buch nur zum Nachschlagen benutzt, den nicht unwesentlichen Vortheil, daß er alles, was er eben im Augenblick wissen will, vollständig und mit allen dazu gehörigen Citaten beisammen findet. In dieser Weise geht der Verfasser zuerst das Gebiet der sogenannten vier Elemente, Wasser, Feuer, Luft und Erde durch; es folgt dann das Mineralreich, ferner die sehr reichhaltige Welt der Pflanzen und die nicht minder umfangreiche Thierwelt, vom Adler und Affen angefangen bis hinunter zum Blutegel und zur Schnecke; den Schluß bilden verschiedene abgeleitete Naturproducte, die hauptsächlich zu technischen Zwecken benutzt werden, wie Wolle, Milch, Blut, Federn ꝛc. Angehängt ist ein sehr ausführliches Register (oder wie der Verfasser zu sagen beliebt „Wortdeuter") von reichlich 3000 Artikeln; bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Werkes ist dies eine sehr dankenswerthe, aber freilich auch unentbehrliche Zugabe. R. P.

Medicin.

Bei G. Elkan in Hamburg erschien „Der Selbstmord. Eine psychiatrische Skizze von Otto Müller, Dr. med. in Petersburg". In dieser kleinen, wohlstilisirten Schrift, die nicht nur den Fachgenossen des Verfassers, sondern überhaupt jedem denkenden Menschen von Interesse sein wird, soll der Nachweis geführt werden, daß fast jedem Selbstmord ohne Ausnahme eine vorausgegangene Seelenstörung zu Grunde liegt, eine Störung, welche die geistigen Kräfte des Selbstmörders und namentlich sein Auffassungsvermögen trübt und die in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen durch ein rechtzeitiges Einschreiten des Arztes hätte beseitigt werden können. Es gilt dies nach der Auffassung des Verfassers, der gewiß jeder aufmerksame und gebildete Arzt beistimmen wird, nicht nur von den scheinbar unmotivirten Selbstmorden, denjenigen, die anscheinend ohne alle Ursache aus einer bloßen allgemeinen Verstimmung, ja nur aus einem plötzlich aufsteigenden Einfall hervorgehen, sondern auch in denjenigen Fällen, wo das Motiv vollkommen erkennbar, ja wol gar nach der gewöhnlichen Auffassung des Publikums vollkommen ausreichend ist, wie unglückliche Liebe, Verlust des Vermögens, der Ehre ꝛc. Auch in solchen Fällen geht immer erst eine Seelenstörung voraus, ein krankhafter Zustand der Geisteskräfte, der allerdings sozusagen zu fein, zu leise angedeutet ist, um vom Auge des Laien erkannt zu werden, während er doch nicht selten der ärztlichen Behandlung zugänglich und von ihr zu beseitigen gewesen sein würde. Diese ärztliche Behandlung möglichst zeitig eintreten zu lassen, insbesondere alle diejenigen einer ärztlichen Bewachung zu unterwerfen, bei welchen der dringende Verdacht einer Psychose vorhanden, ist der Rath, den der Verfasser nicht angelegentlich genug empfehlen kann. Er selbst verkennt keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses Vorschlags entgegenstellen; bei der erschreckenden Zunahme der Selbstmorde indessen, die sich im Laufe der letzten Decennien bemerkbar macht und die der Verfasser im einzelnen durch genaue statistische Angabe bestätigt, wird



es schon immer als ein wesentlicher Gewinn zu betrachten sein, wenn die Rathschläge des Verfassers nur in so weit verfolgt werden, als es nach den jedesmaligen Verhältnissen eben möglich ist. — Die Summe seiner Erfahrungen und Rathschläge faßt der Verfasser selbst schließlich in folgenden Sätzen zusammen, die wir hier wörtlich wiedergeben (S. 91): „Man schreite in allen Fällen, wo eine unmotivirte Verstimmung und somit über kurz oder lang die Gefahr des Lebensüberdrusses vorliegt, dazu, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.... Man sehe in der längern Verstimmung immer ein sehr böses Symptom und schenke ihm die vollste Aufmerksamkeit. Man beaufsichtige derartig Leidende, wenn Gefahr vorhanden ist, oder sie gar schon einen Versuch gemacht haben, sich das Leben zu nehmen, möglichst strenge und überlasse sie sich nie allein, da die Erfahrung beweist, wie oft die Einsamkeit die That befördert." Zum Schluß wirft der Verfasser noch die Frage auf, wie wol diejenigen Selbstmorde zu verhüten sein möchten, welche anscheinend nur ein Resultat des Einflusses der socialen und politischen Verhältnisse der Jetztzeit sind; er kommt dabei in der Hauptsache zu dem nachstehenden Resultate, das wir hier wörtlich mittheilen, um zugleich ein Beispiel zu geben von der sittlichen Würde und dem schönen warmen Eifer, mit dem der Verfasser seinen Gegenstand behandelt (S. 95): „Das beste sittliche Kräftigungsmittel bleibt für die Gegenwart eine weise naturgemäße Erziehung, der Kreis einer edeln Familie. Hier nimmt das Kind seine ersten Eindrücke auf, hier wird der Grund seines moralischen Verhaltens für die Zukunft gelegt. Es ist eine heilige Pflicht der Aeltern, dafür zu sorgen, daß die ersten Eindrücke auf das Kind sittlich gut seien, daß es vor geistiger Frühreife bewahrt werde, daß eine weise Erziehung es den sinnlichen Genüssen des Lebens möglichst lange fern halte, bis der gereiftere Verstand ihm selbst sagen kann, was seiner unwürdig und ihm schädlich sei. Nur unter solchen Verhältnissen kann die Schule den Grund zu einer wahren Ausbildung des Geistes legen, sie wird einen edeln strebsamen Menschen heranbilden, der höhere Anforderungen an sich stellt und dem Leben, das er versteht, gewachsen ist. Hierin findet die heranwachsende Generation eine sichere Stütze gegen den sittlichen Verfall und die Verbildung so vieler, es gibt ihm innern Halt, den die Aussprüche des Lebens nicht sogleich zu erschüttern vermögen, sie läßt ihm die Zeitverhältnisse richtig erkennen, beurtheilen und ihn nicht ein schnelles Opfer derselben werden." abs.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

16. April 1859.

Lgrn. Seit acht Tagen droht uns auch hier eine „Kriegsbereitschaft", und da die ganze Welt von der Tarantel gestochen ist, so finden die Belgier es ganz in der Ordnung, etwas Sanct-Veitstanz mitzutanzen. Der Hauptschnauzbart des Landes ist Kriegsminister geworden, wie man sagt auf allerhöchsten Specialbefehl, trotz der Abneigung der civilen Räthe der Krone.

Im Jahre 1850 zankte sich General Chazal tüchtig mit den Herren Frère und Rogier, die ihm unmögliche Ersparungen in sein Budget einschwärzen zu wollen schienen, und vondannen zog der stolze Toledaner. Bald nachher zerfiel Chazal auch mit dem Publikus, indem er die Uniform des Feldzeugmeisters Haynau im hiesigen Vauxhall vor handgreiflichen Anzüglichkeiten zu retten sich bemühte; das Civilgericht erklärte nachher, Chazal habe seine Befugnisse bei jener Gelegenheit überschritten.

Derselbe Chazal ist jetzt wiederum Kriegsminister und bringt seinen Collegen, die mittlerweile ihre Popularität ziemlich ausverkauft haben, gerade keinen neuen Vorrath aufs Lager. Dagegen wirthschaftet er tüchtig in seinem eigenen Departement: die Landesvertheidigungscommission, deren Zusammentritt sein Vorgänger General Berten nicht erlangen konnte, wird sich nächstens versammeln. Die Cavalerie unserer Armee soll auf einem Punkt concentrirt werden. Ein Musterbataillon, aus der ganzen Infanterie gezogen, soll in Brüssel Uebungen mit neuen Feuergewehren anstellen und dann die erlernte Kunst des raschern Tödtens in der gesammten Armee verbreiten. Die Kanonengießerei zu Lüttich ist in großer Thätigkeit, für neues Material werden von der Kammer soeben 5 Millionen Fr. gefordert. Die Commandanten der Militärdivisionen sind angewiesen, sich nicht von ihrem Platze zu entfernen, und man sieht der Ernennung von 300 Lieutenants und Kapitäns entgegen, sowie der Einführung des fünften Sergeanten per Compagnie, was wie die Ankunft der Sturmfinken auf den Schiffsmasten betrachtet zu werden pflegt.

Aus alledem geht sonnenklar hervor, daß Belgien jetzt auch noch die „italienische Frage" reguliren helfen will, und daß bei dem Brei, an dem schon so viele Köche rührten, ein weiterer Gehülfe nöthig geworden ist. Schwere Depeschen wären von London und Wien hier eingetroffen, heißt es, des Inhalts, Belgien möge sich darauf gefaßt machen, seine Neutralität mit gewappneter Hand zu schützen. Da nun kaum zu glauben ist, Piemont werde einen Abstecher nach den Ufern der Schelde und der Maas machen, sintemal es am Tessin hinlänglich beschäftigt ist, so zerbricht man sich den Kopf über unsere martialischen Anstalten. Das Wahrscheinlichste ist, daß England mit Oesterreich und Preußen übereingekommen ist, in der Nachgiebigkeit gegen den völkerbefreienden Franzosenkaiser nicht über einen gewissen Punkt hinauszugehen, dann Veto zu sagen und die Zähne zu weisen. England rüstet auf seinen Kanalinseln nach der Schwierigkeit, es armirt die Küsten mit schwerem Kaliber; Oesterreich ist schlagfertig. Wenn nun der böse Nachbar den Anfang einer großen Coalition sähe, so könnte er leicht in Versuchung gerathen, sich der wichtigsten Vorposten zu bemächtigen und von Belgien aus der Dinge zu warten, die da kommen sollen. „Antwerpen gehört zu Frankreich, Antwerpen hat mich hierher gebracht", pflegte Onkel Prometheus auf St. Helena zu stöhnen.

Anders kann man sich kaum unsere martialische Rührigkeit erklären; denn Belgien hat nicht wie die Schweiz eine Etappenstraße nach Italien zu schützen; directe Weiterungen zwischen hier und Paris sind kürzlich nicht vorgekommen. Unser politisches Leben kann den ärgsten Feind des Parlamentarismus nicht stören, sondern höchstens einschläfern; noch ist kein einziges principielles Gesetz discutirt worden. Einmal zankte sich Hr. Rogier mit

Hrn. Verhaegen über die Frage, ob ein Minister in jedem Augenblick das Wort ergreifen dürfe, auch mitten in der Motivirung der Enthaltung von der Kammerabstimmung, welche Motivirung doch sozusagen mit zum Votum gehört. Die Sache drohte schier hitzig zu werden zwischen den beiden Patriarchen des Liberalismus, als man rief: „Es ist Zeit zu Mittag zu essen, die Suppe wird kalt!" Andern Tags war die Suppe gegessen und die Gemüther hatten sich abgekühlt, jeder gab nach, aber „ohne Präjudiz", und die sturmerregten Wellen legten sich wieder.

Sodann beschließt die Kammer soeben, daß in Anbetracht des vorhandenen Ueberschusses der Geborenen über die Gestorbenen die erstern acht neue Vertreter in der Kammer und vier neue Senatoren bedürfen, damit das Glück der Belgier durch zwölf neue Ingenieure befördert werden könne. Bei dieser Gelegenheit beantragte die Centralabtheilung, daß künftig nicht mehr nach Cantonen, sondern alphabetisch bei den Wahlen abgestimmt werden solle. Allgemeiner Schrecken in Israel, nämlich bei den Kirchenvätern de Theux, Malou, Dumortier ꝛc. auf der rechten Seite. Denn das ABC ist eine rationalistische Erfindung, von der nichts im Tridentinum steht; es operirt analytisch und trennt die Bauerschaften oder Kirchspiele, so unter Obhut ihres Hirten in das Wahllokal treten und dasselbe in ähnlicher Weise wieder verlassen. Abraham oder Adam, die bisher „getreulich dem Herrn dienten", können durch das ketzerische ABC leicht mit Apis und Adonis zusammengeworfen werden, und böser Umgang verdirbt oft in aller Geschwindigkeit gute Sitten. Wenn am Ende gar die geistlichen Hirten Xaver oder Zelotes heißen, so können sie dem Adam und Abraham gar nicht zu Hülfe kommen, weil sie viel zu weit entfernt sind.

Es lag etwas Unerbittliches in dieser gewaltsamen Trennung des naturwüchsig Zusammengehörigen, und Hrn. Rogier ergriff sofort ein tiefes Erbarmen. „Im Princip" sei er für die Analyse, für den Rationalismus — natürlich —; aber in der Praxis habe das Ding seinen Haken; man solle nur an die furchtbare Arbeit denken, welche die Anfertigung der neuen Listen erfordern würde! Solche Benedictinerschriftstellerei sei nicht im Handumdrehen gethan. Zweitens aber würde er auf keinen Fall bei den bevorstehenden Juniwahlen Gebrauch von der Höllenmaschine machen, er wolle nicht, daß man die im voraus gewissen liberalen Siege den Künsten des Teufels zuschreibe. So groß- und langmüthig sind unsere Minister!

Die Centralabtheilung bleibt jedoch auf ihren elf Augen und wird die Analyse wenigstens „im Princip" votiren. Endlich steht uns nächste Woche noch die Discussion über Art. 84 des Communalgesetzes bevor, weil der alte Text ein Schlupfloch für „freie Stiftung" und trustees (Vermächtnißverwalter) gelassen hatte, welches die liberalen Herren zu stopfen gedenken. Bei dieser Gelegenheit wird wol etliches Blut in der Kammer fließen, denn die Rechte wird sich verzweifelt wehren. Nach diesem einzigen Principienscharmützel begibt sich die Legislatur dann in ihre Sommerquartiere, und nächsten Monat wandelt Ihr Correspondent wahrscheinlich an einem „leeren Hause" vorüber, wenn er nicht gleichfalls auf sein Landgut entflieht, welches ganz Belgien mit Ausnahme der Stadt Brüssel umfaßt.

Im Juni wird es in der Natur wie an den Wahlurnen heiß hergehen; die halbe Kammer ist neuzuwählen, und das Gericht über die doctrinäre

Majorität wird gehalten werden. Sehr leicht möglich, daß hier wie in England die „richtige Mitte“ von rechts wie von links her benagt wird, und daß die Extreme zu entscheidenderm Strauß sich einander gegenüberstellen. Der Kamillenthee und die lauwarme Milch halten trotz aller ärztlichen Empfehlungen nirgends mehr recht vor, und der Dämon, welcher dem japetischen Geschlechte nun einmal im Leibe sitzt, treibt es immer wieder aus der interessanten Situation zwischen den beiden Heubündeln weg, auf eins derselben hin.

Werden Sie es mir nach diesem verzeihen, wenn ich in der allgemeinen Gedankenlosigkeit mich mit allen andern in die Bewegung der Verderbniß habe reißen lassen und noch von Musik spreche? Soeben las ich das Gerassel der Donnerkeile, welche unser gemeinsamer Freund und College im „Deutschen Museum“ wider Deutschösterreich schleudert, und welche auch Beethoven und Mozart mit in den Abgrund der Vernichtung stürzen. Mein ästhetisches Gewissen hat darob eine Gänsehaut bekommen. Nimmt man Deutschösterreich und Salzburg das letzte, was sie in den Reigen der großen deutschen Kunstepoche eingeführt zu haben vermeinten, ja dann sind sie bettelarm; und soll die Musik, weil sie die vollsinnlichste aller Künste ist, deshalb gar nichts mehr sein, so schlagen wir dem marmornen Idealbilde eine Hand ab. Ich will mit jedem Katarrher mistrauisch sein wider die Musik nach der Elle und dem Pfunde, wider das Geklimper und Geklapper, Gepfeif und Geheul, den Singsang und das Gejodel, welche in feiger Zeit die Straßen und Wohnungen unsicher machen; ich will in der Musik an und für sich keine Garantie menschlicher Gedankenhaftigkeit erblicken: wer aber dem Tongedicht, dem Tondrama das Recht der Existenz abspricht, wer in den Beethoven'schen Symphonien keine geistigen Kämpfe, kein Ringen nach Licht und Freiheit gewahrt, mit dem werde ich mich niemals verständigen können.

Zwei große Virtuosen, zwei geniale Interpreten der Plastik im Fluß, beide Violinisten, sind kürzlich an uns vorübergegangen. Henri Vieuxtemps, ein Belgier, der in Petersburg angestellt ist, und Joachim, ein Deutscher aus Hannover. Wir hatten Vieuxtemps seit Jahren nicht gehört, Joachim niemals; Vieuxtemps' Ruf hatte sich längst als begründet für uns herausgestellt, Joachim hatte einen kolossalen Ruf zu rechtfertigen. Vieuxtemps spielt eigene Compositionen, Joachim lebt in den großen Meistern. Vieuxtemps spielte seine Amplification des Finale der „Lucia di Lammermoor“, Joachim das große Violinconcert von Beethoven. Vieuxtemps hat sich im Laufe der Jahre bedeutend vervollkommt, seine ungemeine Sauberkeit der Nüancirung, seine classische Eleganz sind noch ausgebildeter geworden, und was Donizetti von Trauer und Wehe zu ergründen vermochte, das perlt uns Vieuxtemps mit geläufigster Beredtsamkeit in die Seele. Sein Spiel erntete die Ovation der Empfindung. Joachim war in eigenthümlicher Weise in Brüssel angekündigt worden, Hr. Léonard, Professor am Conservatorium, hatte an seine Freunde geschrieben: „Zerbrecht Eure Bogen, und hört, was ein Geigenspieler bedeutet!“ Als daher der Künstler auftrat, ward er mit einem Enthusiasmus empfangen, der sonst nur die größten Erfolge zu belohnen pflegt. Man glaubte nach dieser Einleitung an ein Fiasco; was sollte es darüber hinaus noch geben? Als aber Joachim die Beethoven'-

schen Melodien erzählte, als er halbe Viertelstunden lang gleichsam in einem einzigen Bogenstrich einen ganzen Act vortrug, als er endlich sein Thema aus den schwierigsten Metamorphosen und Verschränkungen, der Quelle klarsten Wassers gleich, immer und immer wieder hervorhüpfen, hervorsprudeln ließ: da brach ein Sturm los, wie wir ihn nur selten brausen hörten, da fehlte wenig, so wären die anwesenden Tausende auf die Estrade gestürzt, um den Künstler auf ihre Schultern zu laden; da sahen wir den Triumph des Gedankens in der allersinnlichsten Kunst leibhaftig vor uns. Sagen Sie mir um Gottes willen, haben Sie viele solcher Joachims in dem gebenedeiten Deutschland?

Aus Frankfurt a. M.

Mitte April 1859.

x—x. Frankfurt, der Sitz des Bundestags, ist auch der Sitz des größten deutschen Geldmarkts; mehr als alles andere tritt hier im öffentlichen Leben die Börse und die mit ihr heutzutage in engster Verbindung stehende Politik in den Vordergrund. Die Frage: Ob Krieg, ob Frieden? findet auch bei uns in den verschiedenen Kreisen die lebhafteste Besprechung; die täglich von den politischen Blättern publicirten Telegramme werden mit einer Ungeduld erwartet, welche Zeugniß ablegt von dem Interesse, das man an der Lösung der obschwebenden Krisis nimmt. Dabei ist die Stimmung gegen Ludwig Napoleon und die seit Anfang dieses Jahres von ihm befolgte Politik sehr gereizt, ja vielfach gibt sich die Ansicht kund, ein entscheidender Krieg sei besser und wünschenswerther als der gegenwärtige Zwitterzustand von Frieden und Kriegsbereitschaft, von Ruhe und ängstlich spannender Besorgniß. Und freilich sind die Verluste, welche Handel und Gewerbe durch die Schwankungen der letzten Monate erlitten haben, sehr bedeutend; nach der Berechnung des hiesigen „Aktionär" hat der Werth der österreichischen Staatspapiere sich seit dem 1. Januar 1859 um circa 200 Millionen Gulden verringert, während der Verlust an wiener Bankactien 27 Millionen, an österreichischen Creditactien über 3 Millionen, an österreichischen Staatsbahnactien 17 Millionen Gulden beträgt, abgesehen von den Verlusten, welche die Effectenbesitzer fast an allen übrigen Papieren durch die Erschütterung des Vertrauens auf die Erhaltung des Friedens ebenfalls erlitten haben. Die dadurch bedingte Abnahme in dem Vermögensstande so vieler Familien dürfte für die Bewohner Frankfurts wol als ein Entschuldigungsgrund anzusehen sein, wenn sie den Curszettel mit in das Bereich ihrer täglichen Lectüre ziehen. Die Stimmung ist hier entschieden für Oesterreich, dessen Wohl man mit dem von ganz Deutschland für identisch hält. Allerdings vermag man nicht zu leugnen, daß Oesterreich in vielen Stücken gegen das übrige Deutschland zurückgeblieben ist und auch über die verhängnißvolle Bedeutung des Concordats überläßt man sich hier keinen Täuschungen. Dennoch besteht, vielleicht noch aus der deutschen Kaiserzeit her, bei uns eine Art von traditioneller Anhänglichkeit an Oesterreich, das hier noch immer als erste deutsche Macht betrachtet wird, und diese Anhänglichkeit gibt sich denn auch in der gegenwärtigen Krisis sehr deutlich zu erkennen.

Glücklicherweise indeß haben die politischen Interessen die Kunstinteressen

doch nicht ganz todt machen können, vielmehr haben die letztern in jüngster Zeit vielfache Anregungen erhalten. Da ist zunächst die Gemäldeausstellung im Städel'schen Institute, an welcher sich fast alle hier lebenden Maler betheiligten. Die Ausstellung war ein Act der Opposition gegen den seit einer Reihe von Jahren hier bestehenden Kunstverein. Dieser, in seiner geschäftlichen Construction einer Verkaufshalle ganz ähnlich und eigentlich nur misbräuchlich ein Kunstverein genannt, ist begreiflicherweise wie jede andere Handlung den Launen der Mode unterworfen, er muß verkaufen und also auch zum Verkauf anpreisen, was nur irgend verkaufbar ist, Gutes wie Schlechtes, und kennt kein anderes Ziel als möglichst hohe Einnahmen. Wie gesagt, das alles versteht sich ganz von selbst und wenn die Anstalt, wie das in neuerer Zeit wirklich geschehen ist, diese Grundsätze frank und frei auf ihr Schild schreibt, so kann ihr daraus weiter kein Vorwurf gemacht werden; das Geschäft bringt das so mit sich. Ebenso gewiß ist aber auch, daß unter diesen Umständen Werke, die aus einem innern Streben und einer auf Innerlichkeit und tiefern Empfindung gegründete ernstere Kunstauffassung hervorgegangen sind, unbekümmert, ob sie dem Modegeschmack huldigen oder nicht, an dem Kunstverein keine Stütze haben können und läßt es sich somit leicht begreifen, daß zwischen der hiesigen Künstlerschaft, die sich nur wenig mit moderner Kunstfabrikation befaßt, und dem Kunstverein, der von dem Verkauf dieser Waare sein Dasein fristet, vielfache Reibungen entstanden. Die Herren Maler, im allgemeinen unter sich leidlich uneinig, vereinigten sich aus gemeinsamer Opposition gegen den Kunstverein zu einer gemeinschaftlichen Ausstellung, die nunmehr glücklich eröffnet ist. Der Gesammteindruck ist ebenso anziehend wie mannichfach; einzelne Werke zeugen sogar von echter künstlerischer Genialität. Von Dielmann, einem geborenen Frankfurter, sahen wir zwei Oelbilder und fünf Aquarellzeichnungen, die zwar schon an sich ein ziemlich deutliches Bild seiner Richtung geben, indessen durch die gleichzeitig im Kunstverein ausgestellten ältern Werke desselben Meisters noch ergänzt werden. Ueberall fühlt man das innere Leben der Natur, der uns bekannten lieblichen Welt im kleinen, verklärt durch den poetisch geistigen Schimmer des Sonnenlichts; alles ist durchdrungen von dem angenehm träumerischen Gefühle friedlicher Ruhe. Der kleine Bauernhof in stiller einsamer Mittagsstunde; im Schatten eines Karrens die schlafenden Hühner; der Grasgarten hinter dem Haus, welcher nur spärlich durch die hier und da sich hereinstehlenden Strahlen der Sonne erleuchtet wird; der kühle, stille, zwischen hohen Mauern alter reichsstädtischer Giebelhäuser versteckte Hof; die naiv komischen Gestalten der Kinder und Bauern — alles spricht zum Herzen, weil es frei ist vom Unwesentlichen, frei von jeder gesuchten Verstandeskünstelei. An Dielmann reihen sich Burger und Rumpf, die zwar ohne die Entschiedenheit und Genialität des Meisters, keineswegs aber ohne originelle Begabung sind. Einen eigenthümlichen Reiz gewähren die Landschaftsbilder von Burnitz. Hier tritt die Natur uns ernst und feierlich entgegen; nicht die Form, die schlicht, ja vielleicht zu einfach gewählt ist, bringt den Eindruck auf den Beschauer hervor, sondern die Stimmung, die merkwürdige Kraft und Innerlichkeit des Ausdrucks. Es ist Mannesarbeit, das fühlt man und fragt erstaunt, wie es möglich ist, daneben jene italienischen Zuckerwaaren zu genießen, die so manche in aller Seelenruhe

anfertigen. Den Glanzpunkt und höchsten Triumph der Ausstellung aber bilden die drei zum Nachstich vorbereiteten Zeichnungen von Professor C. Schäffer: die himmlische und irdische Liebe von Tizian, die Poesie und eine Madonna von Rafael, alle drei in Italien gezeichnet. Fern von jeder Manier erscheinen diese herrlichen Bilder echte Reproductionen der alten Meisterwerke; man bewundert den nur der Inspiration eigenthümlichen geistigen Hauch, der die Werke bis in die kleinste Einzelheit durchdringt und beugt sich vor der massenhaften Vollendung und der nobeln Fertigkeit der Ausführung. Diese drei Zeichnungen sind bereits seit längerer Zeit von Schäffer als Kupferstiche begonnen und mit der größten Erwartung sieht man ihrer Vollendung entgegen. Von fast ähnlicher Meisterschaft sind die Anfangsbuchstaben zu einer Reihe deutscher Dichtungen von Scholl. „Ex ungue leonem", soll Kaulbach ausgerufen haben, als er sie sah; geistreiche Auffassung und consequente Durchführung der Idee, verbunden mit höchst anmuthiger Begabung zur ornamentalen Anordnung und eine pikante Betonung der humoristischen Momente vereinigen sich in diesen Zeichnungen in der glücklichsten Weise. Leider stammen sie aus früherer Zeit und der Künstler ist sich seitdem selbst untreu geworden; seine letzten Schöpfungen sind nachlässig und fast ganz poesielos. Sehr sorgfältig gearbeitet sind dagegen acht Aquarellzeichnungen von Th. Reiffenstein, Illustrationen zu Goethe's Jugendleben. Der Künstler hat den Versuch gewagt, die uns aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" liebgewordenen Oertlichkeiten Frankfurts zu reconstruiren; das alte und neue Haus auf dem Hirschgraben, der Hof, das Arbeitszimmer, die Treppe mit dem Vorplatz, die „schlimme Mauer" ꝛc., vor allem die Aussicht aus dem Dachfenster nach den Gärten ꝛc. „über die alte Stadtmauer hin", alles ruft die Erinnerung an das reizende Jugendleben des Dichters wach, und ist vom Künstler mit Geist und Grazie benutzt worden. Geschickt vervielfältigt werden diese Blätter allen Verehrern Goethe's von hohem Werthe sein. Von geringerer Bedeutung sind die ausgestellten Arbeiten Steinle's, während die Werke von Morgenstern und den jungen talentvollen Malern Lindenschmitt, Schalk, Hausmann, Schreyer u. s. f. manches recht Anziehende bieten.

Großes Interesse hat in der letzten Zeit unsere Bühne in Anspruch genommen. Die erschreckende Eintönigkeit des Repertoire, die früher in unserer Oper herrschte, ist zwar seit dem Eintritte des Componisten W. Speyer in den engern Ausschuß glücklich überwunden, leider nur sprechen die Novitäten nicht sehr an, weil die Aufführungen zumeist durch mangelhafte Kräfte verdorben werden; besser steht es mit dem Schauspiel und so fand denn auch Oskar von Redwitz' „Philippine Welser" vermöge der trefflichen Besetzung der einzelnen Rollen bei demjenigen Theile des Publikums, der um jeden Preis gerührt sein will, eine günstige Aufnahme. Von wirklich poetischem Werthe ist das Stück nicht. Die zwei ersten Acte sind langweilig und vollständig überflüssig, dann kommt eine Reihe rührender Momente, die bei guter Darstellung ihre Wirkung ebenso wenig verfehlen wie die bekannten Scenen in dem „Lorle" der Frau Birch-Pfeiffer; die Sprache ist süßlich und verschroben. Große Theilnahme erregte die Vorstellung, in welcher Hr. Meck, ein bei uns sehr beliebter Schauspieler, für immer von den Bretern Abschied nahm, nachdem er dieselben im Jahre 1809 zuerst

betreten, seit 1829 aber dem hiesigen Theater angehört hatte. Meck war eine Zierde unserer Bühne, der letzte Repräsentant „der sogenannten guten alten Schule". Im „Zerbrochenen Krug" und „Hermann und Dorothea", zwei seiner Glanzrollen, verabschiedete er sich von dem Publikum, das nicht nur seinen Liebling mit Beifall überschüttete, sondern auch bei einem nachfolgenden Festessen, welches dem alten Herrn zu Ehren veranstaltet wurde, sich zahlreich und in fröhlichster Weise betheiligte. Daß indeß die großen Schauspieler bei alledem nicht ganz aussterben, davon hat Hr. Dawison, der zur selben Zeit zum Gastspiele hier eintraf, uns einen ebenso angenehmen wie glänzenden Beweis geliefert. Der gefeierte Künstler trat zum ersten male als Richard III. auf, dann als Narciß, Carlos im „Clavigo", Bonjour in den „Wienern in Paris" und als armer Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab". Bei den beiden ersten Rollen beobachtete man Lessing's berühmten Ausspruch: man widmete dem Genie eine „zweifelnde Bewunderung". Allein nach der Aufführung des „Clavigo" verschwand jeder Zweifel; besonders im vierten Acte spielte der Künstler den Carlos mit so großartiger Meisterschaft, daß die bisher noch theilweise getheilten Stimmen sich zu enthusiastischem Lobe vereinigten. Auf gleicher Höhe erhielt der Meister sich auch in seinen spätern Rollen und gestatten Sie mir deshalb wol, in einem nächsten Briefe noch einmal auf das interessante Thema zurückzukommen.

Notizen.

Von Adolf Stahr in Berlin erschien ein Schriftchen über „Aristoteles und die Wirkung der Tragödie" (Berlin, Guttentag). K. von Weber in Dresden, der sich bereits durch seine inhaltreiche culturhistorische Sammlung „Aus drei Jahrhunderten" vortheilhaft bekannt gemacht, hat einen neuen Beitrag zur Culturgeschichte: „Zur Chronik Dresdens", herausgegeben. Ein sehr beachtenswerthes Werk, auf das wir auch demnächst ausführlicher zurückzukommen gedenken, ist „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums und das erste Jahrhundert des Humanismus", von G. Voigt (Berlin, G. Reimer). Gleichzeitig ist, als eine langersehnte Bereicherung unserer Literatur, der erste Band der „Hutteni Opera omnia. Edidit Eduardus Böcking", Hutten's Briefe enthaltend, bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen; die treffliche Biographie Hutten's, mit welcher David Strauß uns vor Jahresfrist beschenkte (Leipzig, F. A. Brockhaus), erhält dadurch erst ihren wichtigen Commentar, während zugleich eine der empfindlichsten und beschämendsten Lücken unserer Literatur (denn die 1821—26 erschienene Ausgabe der Hutten'schen Werke von Ernst Münch entspricht den Forderungen der Wissenschaft durchaus nicht) damit ausgefüllt wird.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wichtiges Werk für israelitische Schulen und Familien.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten &c. Von Dr. **Jakob Auerbach.**

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

I. Biblische Geschichte. II. Lesestücke aus den Propheten &c.

Der Herr Rabbiner Leopold Stein in Frankfurt a. M. spricht sich in dem „Israelitischen Volkslehrer" folgendermaßen über das Werk aus: „Es ist ein mit großem Fleiß und Takt bearbeitetes, sehr praktisches Buch, welches alle frühern Werke ähnlicher Art übertrifft, indem es in einer Vollständigkeit wie kein anderes biblische Geschichte und Bibelauszug zugleich bietet, und kein wichtiges Moment weder in der Geschichte noch in der Gesetzgebung, noch in dem prophetischen und hagiographischen Schriftthum übergeht. Wir können das Buch wegen seiner großen Brauchbarkeit allen Lehrern und Erziehern, sowie insbesondere als Hausbuch allen Familienvätern bestens empfehlen."

In mehreren israelitischen Schulen hat auch das Werk bereits Eingang gefunden. Der Preis ist überaus niedrig, und bei Abnahme größerer Partien werden noch besondere Vortheile gewährt.

In allen Buchhandlungen sind zu haben des uns leider zu früh entrissenen trefflichen Lyrikers

Adolf Schults' Gedichte. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Min.-Ausgabe. Geh. 1½ Thlr. Fein geb. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Diese neue Auflage umfaßt, mit Ausschließung alles Tendenziösen und Ephemeren, die gesammten lyrischen Erzeugnisse eines Dichters, der nach den Zeugnissen der Kritik mit der Anmuth und Leichtigkeit eines Heine, den geistigen Ernst und die sittliche Reinheit Fr. Rückert's, mit Lenau'scher Innigkeit und Gefühlstiefe den musikalischen Zauber Geibel's in seltenster Weise verbindet, und dennoch dem Kern seines Wesens nach so selbständig und ursprünglich ist, daß er fern aller Nachahmung deutscher Vorbilder vielmehr nach dem treffenden Ausspruche einer kritischen Autorität den Namen eines „deutschen Burns" verdient.

„Wir haben keinen Dichter, der die Poesie des Hauses so tief erfaßt hätte, wie Schults, und die Freuden des häuslichen Herdes mit solcher Innigkeit und solcher Wärme des Gefühls ausgesprochen. — Viele seiner dahin gehörigen Gedichte stehen geradezu einzig da."

Recht eigentlich sind „Schults'" Gedichte in ihrer neuen Gestalt zu Geschenken geeignet und gesucht.

Der Verleger **J. Bädeker.**

Daselbst erschienen:

Seyffardt's Gedichte. Fein geb. 1½ Thlr.

Carl Siebel's Gedichte. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr. Fein geb. mit Goldschnitt 1½ Thlr.

Bei **Ch. Limbarth** in Wiesbaden ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorwärts!

Ein protestantisches Tractätchen.

Von

Moritz Müller

in Pforzheim.

Preis 4 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 20.** | 12. Mai 1859.

Der Krieg.

I.

So ist der Würfel denn also gefallen. Am 29. April hat Oesterreich sein Kriegsmanifest gegen Sardinien veröffentlicht; noch in den Nachmittagsstunden desselben Tages hat die österreichische Armee den Ticino überschritten. Frankreich hat natürlich nicht versäumt, den Handschuh, der seinem Verbündeten hingeworfen wurde, aufzunehmen; ein französisches Kriegsmanifest hat dem österreichischen geantwortet; bereits sind beträchtliche französische Heeresabtheilungen auf dem Seewege in Genua angelangt, andere noch weit beträchtlichere rüsten sich, die Alpen zu übersteigen. In dem Augenblick, da wir dies schreiben, scheinen die Oesterreicher ihren Marsch auf Alessandria zu richten, während in Paris die Abreise des Kaisers zur Armee täglich und stündlich erwartet wird; noch bevor diese Zeilen gedruckt vor das Auge des Lesers kommen, wird allem Vermuthen nach ein erster blutiger Zusammenstoß stattgefunden haben. Gleichzeitig sind in den kleinern Staaten Mittelitaliens revolutionäre Bewegungen ausgebrochen; der Großherzog von Toscana und die Herzogin von Parma haben das Land verlassen müssen — letztere ist allerdings bald darauf wiedergekehrt —, in Rom aber hat die Stimmung einen Grad der Spannung und Aufregung erreicht, daß jeden Augenblick ein Ausbruch zu erwarten steht.

In Zeiten wie die gegenwärtigen muß eine Wochenschrift gleich der

unserigen darauf verzichten, den Begebenheiten auf dem Fuße nachzutreten; Eisenbahnen und Telegraphenlinien haben nicht nur die Mittheilungen dermaßen beschleunigt, sondern auch die Dinge selbst entwickeln sich gegenwärtig mit solcher Schnelligkeit, daß die Betrachtungen, die wir etwa an die einzelnen Ereignisse knüpfen möchten, in den meisten Fällen veraltet oder durch neuere Thatsachen widerlegt sein würden, bevor sie noch dem Leser zu Gesicht gekommen. Eins indessen läßt sich mitten in dem Gewühl von Neuigkeiten und Gerüchten, von halben, dreiviertel und ganzen Lügen schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit erkennen: täuschen nicht alle Zeichen, so ist jetzt endlich jene Zeit der allgemeinen Abrechnung gekommen, der die Völker schon seit Jahren zwischen Furcht und Hoffnung entgegengesehen haben, die Eiterbeule der „bestehenden Zustände", die solange den Leib der europäischen Gesellschaft vergiftet und ihre besten Kräfte vorweggezehrt hat, ist reif zum Zerplatzen, eine große und allgemeine Krisis steht bevor, in der sich nun zeigen muß, wer und was noch lebensfähig ist und wer auf immer zu den Todten gelegt werden muß. Es scheint uns der Mühe werth, selbst auf die Gefahr hin, daß unsere heutigen Reflexionen schon morgen durch die Thatsachen überholt sind, einen Moment stille zu stehen und die Lage zu prüfen, in welcher Deutschland sich befindet, sowie die Mittel, die es der Gefahr des Augenblicks entgegenzusetzen hat.

Unter allen Nachrichten, welche die letzten acht Tage uns gebracht haben, scheint uns die wichtigste und verhängnißvollste diejenige zu sein, welche den geschehenen Abschluß eines französisch-russischen Bündnisses meldet. Hat die Nachricht sich auch bisjetzt nicht in dem Umfang bestätigt, wie sie zuerst auftrat und mögen auch namentlich die betreffenden Mittheilungen der „Times" an starken Uebertreibungen gelitten haben: daß ein russisch-französischer Vertrag existirt, hat selbst Fürst Gortschakow auf die officielle Anfrage des englischen Ministeriums nicht abzuleugnen gewagt und schon dies halbe Zugeständniß ist genügend, Deutschlands Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken. Auch von einem Bündniß zwischen Dänemark und Frankreich ist in den Zeitungen die Rede. Dasselbe ist von dem dänischen Gesandten in Wien ebenfalls officiell in Abrede gestellt worden. Doch weiß man ja aus hundert und aberhundert Beispielen, was von dergleichen officiellen Erklärungen zu halten ist; schon lange vor Talleyrand hat die Diplomatie gewußt, daß der Mensch die Sprache nur dazu erhalten hat, seine Gedanken zu verschleiern, und so muß es jedem gestattet sein, auch jenen officiellen Erklärungen gegenüber seine Zweifel und Befürchtungen zu behalten.

Ja, man darf noch weiter gehen, man darf behaupten: wenn Rußland und Frankreich in diesem Augenblick noch kein Bündniß miteinander haben, so wird dasselbe doch bei der weitern Entwickelung des

Kriegs unfehlbar zu Stande kommen; die russisch-französische Allianz ist nur eine Frage der Zeit, der Abschluß selbst ist eine Nothwendigkeit der gesammten politischen Lage. Und wir glauben nicht einmal, daß die Verwirklichung dieser nothwendigen und unvermeidlichen Consequenz noch lange auf sich warten lassen wird.

Es wird somit in vermuthlich kürzester Frist jener gefährlichste Moment eingetreten sein, dem Deutschland bereits seit Menschenaltern mit ebenso viel Spannung wie Bangigkeit entgegenblickt: die beiden größten Militärmächte des Continents werden uns in die Mitte nehmen, der Rhein und die Weichsel werden gleichzeitig bedroht sein und von Osten wie von Westen her werden Stöße gegen uns gerichtet werden, deren jeder schon vereinzelt die ganze Kraft unserer Vertheidigung herausfordert. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, was von seiten der deutschen Diplomatie etwa hätte geschehen können oder müssen, um dieser Gefahr vorzubeugen, genug, daß sie da ist, und so wollen wir nur fragen, was denn jetzt, da sie uns mit jedem Tage näher auf den Leib rückt und da wir schon den Moment berechnen können, wo über Deutschland hinweg der französische und der russische Selbstherrscher sich die Hand reichen werden — was wenigstens jetzt geschieht, dieser Gefahr zu begegnen und in welcher Lage wir, gegenüber der drohenden Möglichkeit eines gleichzeitigen Angriffs von Frankreich und Rußland, uns überhaupt befinden. Beide Staaten sind zugleich die am meisten centralisirten, in beiden setzt ein einziger absoluter Wille die gesammte Staatsmaschine in Bewegung, beide sind von einem überaus lebhaften, fast kann man sagen fanatischen Nationalgefühl getragen, das sich blindlings ohne viel zu fragen auf jeden wirft, der ihm als Gegner bezeichnet wird. Und zwischen diesen beiden von Einem Sinne beseelten, Einem Winke regierten Kolossen nun das vielfach zersplitterte Deutschland, Deutschland mit seiner alten Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen, mit seinem jahrhundertealten confessionellen Hader, den man gerade in diesen unsern Tagen recht geflissentlich wieder angeschürt hat, mit seinen dreißig Souveränen, deren jeder seine besondere Politik und sein besonderes dynastisches Interesse hat, mit seiner Bundestagsverfassung, deren Unbehülflichkeit und Unfähigkeit zu raschen entscheidenden Schritten eine mehr als vierzigjährige Erfahrung zur Genüge dargethan hat — was ist geschehen, was geschieht und kann geschehen, dieses so vielfach getheilte, schwerfällige und ohnmächtige Deutschland mit seinen so vollständig concentrirten, jeden Augenblick die ganze Fülle ihrer Mittel beherrschenden Gegnern wenigstens einigermaßen auf gleichen Fuß zu setzen?

Selbst wenn wir die Frage nur auf die zunächst gelegenen militärischen Maßregeln beschränken, so lautet die Antwort schon niederschlagend genug. Die Zeit der deutschen Reichsarmee, die sich selbst die Reißaus-

51 *

armee nannte, ist vorüber, wir geben es zu und auch an dem guten Willen der einzelnen deutschen Staaten, ihrer Bundespflicht getreulich nachzukommen, wollen wir nicht zweifeln. Aber bei alledem tauchen selbst in rein militärischer Hinsicht hier und da Erscheinungen auf, die jeden umsichtigen und unbefangenen Patrioten in hohem Grade beunruhigen müssen. Eine lange Reihe von Friedensjahren haben wir gehabt, jahraus jahrein haben die deutschen Militärbudgets Millionen auf Millionen verschlungen und doch scheint mit einziger Ausnahme Preußens (von Oesterreich, das seit Monaten rüstet, kann hier natürlich keine Rede sein), selbst nur das Kriegsmaterial sich nirgends auf dem Fuße zu befinden, auf dem es sich befinden sollte und den die Umstände so gebieterisch erheischen. Fast überall fehlt es bald an Offizieren, bald an Aerzten, bald an Pferden, bald an anderm Kriegsbedarf; in Baiern, das die Lärmtrommel so gewaltig rührt, als wollte es ganz allein ganz Frankreich und Rußland obenein in ein Mauseloch jagen, muß Hals über Kopf Tag und Nacht gearbeitet werden, um nur die nöthigen Bekleidungsgegenstände zu beschaffen; selbst in Baden, also in einem Lande, dessen Regent von unzweifelhaft deutscher Gesinnung ist und das obenein den ersten Anprall von der französischen Seite her auszuhalten haben würde, werden Studenten, Techniker und junge Beamte angeworben, um nur die leeren Offizierstellen auszufüllen. Auch über die Armirung und Verproviantirung der deutschen Bundesfestungen gehen unheimliche Gerüchte; rechnen wir auch, wie man in solchen Zeiten muß, die Hälfte und mehr als die Hälfte für Uebertreibung und Entstellung ab, so bleibt doch auch hier wieder noch genug übrig, um die lebhafteste Besorgniß jedes sein Vaterland wahrhaft liebenden Deutschen zu rechtfertigen.

Und selbst angenommen, die Bundesarmee ist endlich glücklich auf die Beine gebracht, so entsteht sofort die andere, kaum minder schwierige Frage, in welche Hand sie gegeben, mit andern Worten wer sie commandiren soll. In Frankreich wie in Rußland verfügt ein und derselbe eiserne Wille sowol über die Armee wie über die gesammten Kräfte des Staats; der oberste Kriegsherr ist zugleich der oberste Feldherr und diesem Feldherrn sind zugleich alle übrigen Mittel des Staats unterworfen. Diese Vereinigung der höchsten militärischen und politischen Gewalt ist für Situationen wie die gegenwärtige eine Nothwendigkeit; weder Friedrich der Große noch Napoleon I. hätten ihre Kriege führen können, wie sie gethan haben, wenn sie nicht gleichzeitig ihr eigener erster Feldherr und eigener erster Minister und zu alledem souveräner Herrscher gewesen wären; selbst in dem kleinen Sardinien hat man das gefühlt und hat mit einstweiliger Beseitigung der übrigen verfassungsmäßigen Gewalten dem König Victor Emanuel die volle Dictatur in die Hand gegeben.

Wie steht es nun mit diesem Punkt in Deutschland? Ein deutscher

Bundesfeldherr, der seine Befehle etwa von einem Bundeskriegsrath erhielte, ein Feldherr, der nicht auch zugleich in diplomatischer Hinsicht völlig freie Hand hätte oder der nicht in allen deutschen Bundesstaaten die unbeschränkteste Verfügung über sämmtliche Staatsmittel hätte, wäre ein Unding; er würde das fünfte Rad am Wagen und mehr schädlich als nützlich sein. Und gleichwol, wer, der das bisherige deutsche Treiben kennt, wagt zu hoffen, daß eine deutsche Bundesarmee jemals einen solchen wirklichen Bundesfeldherrn, ausgerüstet mit der vollen militärischen, politischen und bürgerlichen Macht Deutschlands, an der Spitze haben wird? Ja wer wüßte nur einen Candidaten zu diesem Posten zu nennen? Wo ist der Mann, dem das Vertrauen des deutschen Volks dermaßen zujauchzt, daß aller Neid und alle Eifersucht dagegen verstummen müßten? Jetzt zeigt es sich recht, was es auf sich hat mit der „schrecklichen, der kaiserlosen Zeit"; wir sind vielleicht eine Heerde von Löwen, aber nicht einmal den Hirsch haben wir an der Spitze, von dem die Fabel spricht.

Allein wie trübe auch die Aussichten in rein militärischer Hinsicht sind, noch viel düsterer gestaltet das Bild sich, wenn wir die politische und moralische Seite unserer Lage ins Auge fassen. Davon in einem zweiten Artikel.

Die Freiheit der Hauptvölker.

Ein Vademecum für ihre Verehrer.

Von

Arnold Ruge.

IV.

Ich fahre in den neulich abgebrochenen Schilderungen der englischen Verfassungszustände fort. — Die Verfassung der incorporirten Städte und die Verwaltung der Justiz hängt zusammen. In beiden Zweigen tritt die größte Ersparniß der Beamten und die Unterordnung der Beamten unter die Bürger ein, die der Continent so dringend braucht. Städte, welche nicht incorporirt sind, stehen unter der Health of towns act und wählen danach Town commissioners, die sich jedesmal einen Chairman wählen, wenn sie zusammenkommen. Ein beständiger Stadtsecretär wird besoldet; die Steuersammler zahlen alles Geld an die Bank der Stadt; die einzelnen Deputirten zur Verwaltung der Armenhäuser, zu Bauten rc. zahlen immer durch Anweisungen auf die Bank. So ist niemand für große Summen verantwortlich, und fast gar kein Amt vorhanden, außer dem des Stadtsecretärs und der Steuersammler, wofür eine Besoldung gezahlt wird.

Incorporirte Städte, die durch Act of Parliament eine Corporation bilden, wählen Town councilors, diese ernennen aus ihrer Mitte eine Anzahl Aldermen und ihren Vorsitzenden, den Mayor. Der Mayor präsidirt dem Town council und den allgemeinen Versammlungen, von denen oben die Rede war, repräsentirt die Stadt bei feierlichen Gelegenheiten und sitzt als Magistrat, d. h. als Richter, um über kleine Vergehen sogleich selbst zu entscheiden und größere vor die Assisen zu verweisen. Von allen diesen städtischen Beamten ist kein einziger besoldet; die Aldermen und Councilors besorgen specielle Geschäfte, als Beaufsichtigung der Polizei, der Armenpflege, der öffentlichen Bauten ꝛc. Es ist nur ein Körper, nur eine Versammlung für gemeinsame Beschlüsse. Die Polizei ist eine Anzahl Tag- und Nachtwächter unter einigen chiefconstables, die gänzlich im Dienst der Stadt stehen und von ihr besoldet werden. Neben dem Bürgermeister, der alle Polizeivergehen aburtelt, ernennt der Minister noch einige gelehrte Magistrate, Richter, die aber ebenfalls unbesoldet sind. Sie haben einen Clerk, der besoldet ist, und ihnen mit seiner Erfahrung und Rechtskenntniß beisteht.

Die Einrichtung der Assisen ist bekannt. Gerade dadurch, daß es nicht eine Menge lokale und stehende Gerichte für die Criminaljustiz gibt, werden eine Menge Beamte erspart. Durch die Geschworenen dann wieder. Und nicht nur die Beamten, auch die endlosen Acten werden durch den englischen Proceß erspart; was aber die Hauptsache ist, es kann keine Sache verschleppt und hinter dem Rücken des Volks entschieden werden, es müssen vielmehr zwölf ehrbare und unbescholtene Männer über jeden Angeklagten einstimmig ihr: Schuldig! oder Unschuldig! aussprechen. Der Richter hat dann die gesetzliche Anwendung zu machen. Der Angeklagte hat auf die Anklage nur zu erklären, ob er schuldig oder unschuldig sei. Wenn er auch dazu schweigen will, wird angenommen, er erkläre sich für unschuldig. Alsdann wird er nicht mehr gefragt oder inquirirt, sondern die Zeugen gehört und ausgefragt, der Richter sowol als der Anwalt warnen den Angeklagten davor zu sprechen, damit er nicht etwa gegen sich selbst zeuge. Ein freiwilliges Geständniß wird als Ueberführung angenommen, „he who pleads guilty may be condemned“.

Das ganze Criminalverfahren ist in der Kürze folgendes:

Ein Gefangener muß vor die erste Sitzung des Stadtgerichts nach seiner Verhaftung gebracht werden, allemal den andern Morgen, wenn er nicht etwa am Sonnabend nach der Sitzung verhaftet wurde. Der Richter, magistrate, hört die Zeugen, deren Aussagen niedergeschrieben und von den Zeugen unterschrieben werden. Von dieser Aussage, „deposition“, kann der Angeklagte, wenn er vor die Jury geschickt wird, eine Abschrift gegen eine geringe Gebühr verlangen. Wenn die Zeugen-

aussagen im ersten Verhör (der Zeugen) nicht vollständig erlangt werden können, aber hinlänglich sind, um starken Verdacht gegen den Verhafteten zu erregen, so hat der Richter die Gewalt, ihn für fernere acht Tage einsperren zu lassen, um unterdessen weitere Beweise zu sammeln, oder ihn auf Bürgschaft für sein Wiedererscheinen zu entlassen. Um zur Bürgschaft zugelassen zu werden, muß der Verhaftete zwei Einwohner der Stadt („householders") finden, die sich verpflichten, ihn wieder zu stellen, bei einer Geldstrafe, die der Magistrat, d. h. Richter festsetzt. Bisweilen ist das Versprechen des Verhafteten, bei einer Geldstrafe zu erscheinen, ausreichend. Sind die Zeugenaussagen vollständig, soweit sie zu haben sind, aufgenommen worden, so wird der Angeklagte entweder summarisch für schuldig erklärt und verurtheilt, oder — in schwerern Fällen — ins Gefängniß geschickt, um vor den nächsten Assisen abgeurtheilt zu werden, wo die Zeugen und der Ankläger gegen ihn zu erscheinen sich verpflichten müssen; wenn hingegen der Zeugenbeweis unzureichend ist und die Anklage nicht rechtfertigt, so wird der Gefangene entlassen. Nach der Einsperrung für die Assisen („committal for trial") werden die Zeugenaussagen an das Gericht geschickt, wo der Angeklagte abgeurtheilt werden soll. Die Anklage („indictment") wird dort vorbereitet und auf Pergament niedergeschrieben. Die Anklage gibt in juristischer Sprache das Vergehen an, und mußte früher mit großer Genauigkeit abgefaßt werden. Der geringste Irrthum in Benennung des Verbrechens oder im Namen der Angeklagten oder des Klägers oder in der Beschreibung z. B. des Gestohlenen machte die Anklage nichtig und den Angeklagten frei. Neuere Abänderungen haben das Gesetz vereinfacht und alle Irrthümer, die nicht dazu dienen können, den Angeklagten irre zu leiten oder seiner Vertheidigung hinderlich zu werden, können auf Anordnung des Gerichts verbessert werden. Diese Anklage wird der Großen Jury vorgelegt, die nur die Zeugnisse prüft, worauf sich die Anklage stützt, und wenn eine Mehrheit von 12 der Meinung ist, daß hinlänglicher Grund zur Anklage vorliegt, so schreibt ihr Vorsitzender auf das Instrument „a true bill", eine richtige Klage, und so ratificiren sie im Namen des Volks erst die vorgängige Entscheidung des Richters.

Im entgegengesetzten Fall schreibt er „no true bill", „keine richtige Klage", und in diesem Falle ist der Angeklagte in Freiheit zu setzen. Diejenigen Gefangenen, gegen die richtige Anklagen gefunden werden, müssen vor Gericht erscheinen („are arraigned") und werden nacheinander vor der Kleinen Jury, die aus zwölf Geschworenen besteht, gerichtet.

Wie der Hauptzug der politischen Freiheit der ist, daß das Recht des Bürgers (des πολίτης) heilig, so ist der Hauptzug im englischen Anklageverfahren, daß das Recht des Angeklagten sorgfältig wahr-

genommen und daß ihm zugestanden wird, daß er sich nicht selber anzuklagen habe: er darf nicht verhört werden. Dies ist ganz logisch: er ist nicht in der Lage, daß seine Aussage unbefangen sein kann; nur die Zeugen, die alle eidlich aussagen, sind in der Lage, gewissenhaft zu sein und sich selbst dazu anzuhalten.

Der Charakter des ganzen gerichtlichen Verfahrens, in dem immer die Jury über die Thatsachen entscheidet, ist der, daß der Bürger selbst zu Gericht sitzt und immer die Entscheidung, auf die es ankommt, selbst gibt; eine Verwaltung der Justiz durch besoldete Diener, wie auf dem Continent, aber als bare Unmöglichkeit erscheint. Der Vortheil ist, daß keine Regierung die Justiz commandiren kann und daß nach dem jederzeit entwickelten Rechtsbewußtsein verfahren werden muß. So z. B. wäre es jetzt ganz unnütz, einem wegen Blasphemie die Ohren abschneiden zu wollen; ein solcher Wille würde unmittelbar allgemeinen Widerstand finden und das Gesetz ist ein todter Buchstabe geworden, weil es unsern Ansichten und Sitten widerspricht. Das Hängen wird in nicht ferner Zeit dasselbe Schicksal haben, wie es denn schon jetzt durch den Gebrauch nur auf die ärgsten Verbrechen beschränkt ist.

Wer in England gelebt und nicht entdeckt hat, daß hier jetzt mehr wie je der öffentliche Geist, den Presse und Volksversammlungen ausdrücken, herrscht, der ist überhaupt zu Entdeckungen auf dem ethischen Felde nicht befähigt. Der „Parlamentarismus" ist daher nicht anzuklagen, er ist die Registrirung des Volkswillens, sein Wort nur der Widerhall der öffentlichen Stimme. Ich sage nicht, daß er es nur sein solle, ich sage, daß er es ist und trotz aller Mängel der Volksvertretung ist. Bei richtiger Volksvertretung würde das Parlament dem Volkswillen noch viel prompter entsprechen, als es dies jetzt thut. Daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, „daß die Urversammlungen nach wie vor selbst regieren sollten", sondern daß die Form, in welcher sie als Meetings jetzt immer noch wirken und die Form, in welcher alle Meetings in der Presse zu einem Ausdruck zusammengefaßt werden, gerade jetzt eine sehr energische sein muß. Denn sonst würde das Parlament nicht unter dem offenbaren Einfluß dieser Kundgebung des öffentlichen Geistes handeln, sonst würde ein Mann wie Lord Palmerston ganz wie Ludwig Napoleon verfahren, denn er denkt nicht anders; aber er weiß, daß er gehorchen muß, wenn die Mehrheit des Unterhauses befiehlt. Diese Mehrheit ist keine Doctrin, sie ist das legale Wort Großbritanniens, sie ist eine Macht, der sich kein Mensch widersetzen kann; denn alle Menschen und alle Gerichte gehorchen ihr.

Aber das Parlament ist wesentlich ein Diener des Volks, „to serve in Parliament" ist die Aufgabe des Members und er hat allemal Re-

chenschaft von seiner Thätigkeit abzulegen, wenn die Sitzung vorüber ist, „he has to appear before his constituency".

In dem ganzen englischen System wird der Diener und der Beauftragte in seiner abhängigen Stellung festgehalten. Dies ist das Richtige. In dem ganzen continentalen System wird der Staatsdiener zum Herrn gemacht, eine unglaubliche Travestie, die wir mit unserer Ehre und unserer Freiheit, mit unserm Wohlstande und unserer Sicherheit erkaufen.

Man sollte es nicht glauben, daß so viele Millionen in diese verkehrte Welt sich hineinleben und so darin festrennen könnten, daß sie z. B., plötzlich nach England versetzt, sich hier nur gegen alles erbittern, was sie sehen. Es fehlt ihnen der grüne Tisch der Polizeikanzlei und dieser Mangel macht sie rasend. Diese Raserei ist keine Ausnahme, sie ist leider die Regel.

Das Verhältniß der bürgerlichen Freiheit des Engländers zu der Armee und zur Flotte verdient noch eine kurze Erwähnung. Es ist dies, daß dieser Beruf freiwillig von denen ergriffen wird, die entweder die Arbeit oder die anscheinende Prosa der bürgerlichen Thätigkeit nicht ertragen können, und durch den Schein und Glanz der Armee und der Flotte verführt werden. Man muß noch hinzufügen, daß die englischen Soldaten und Flottenmatrosen besser bezahlt werden als der Soldat auf dem Continent und daß für die armen Irländer und Schotten diese Verbesserung ihrer Lage ein hinreichender Reiz ist. Die Armee und selbst die Miliz wird angeworben, aber ohne allen Zwang, die gute Löhnung und die Möglichkeit, zum Unteroffizier zu avanciren, ist der einzige Beweggrund. Die Offiziersstellen sind bekanntlich käuflich. Wer eine Stelle hat, verkauft sie, wenn er abgeht; doch wird nicht jeder, der die Stelle bezahlen kann, angenommen, und es herrscht ein gewisser Gebrauch, wonach die obern Stellen von denen gekauft werden, die ihnen zunächst stehen. Die Offiziersstellen sind daher in den Händen der Aristokratie und der Reichen, selten avancirt einmal einer im Kriege und in Indien aus den Reihen der Gemeinen zum Offizier.

Dies System ist nicht so schlecht, wie man es gewöhnlich findet; es ist ein System freiwilliger Dienstnahme, in dem die erste Silbe der Soldaten, der Sold, die Hauptrolle spielt, und daher für die wünschenswerthen Plätze dem eine Vergütigung eingeräumt wird, der sie aufgibt an einen Nachfolger, den er empfehlen kann. Dies ist ähnlich wie der Verkauf einer Kundschaft, „the selling of the good will", wenn z. B. ein Arzt oder ein Musiklehrer seinen Nachfolger einführt und empfiehlt. Im Kriege tritt nun natürlich sehr oft die Kugel an die Stelle der Abdankung und bringt die Noth den Fähigen an die Spitze dieses liebenswürdigen Geschäfts des Abschlachtens der Widerspenstigen.

Obgleich in England noch ebenso viel Aberglauben für die Ehre „der Löwen und Tiger“, die diese „glorreiche Insel“ hervorbringt, existirt als bei uns und in dem unseligen Frankreich, so ist doch der ganze Anlauf zur Herstellung der Armee und der Flotte ein rein geschäftsmäßiger, „something bussinesslike“ und der Krieg ein „schauerliches Geschäft“, „an awfull bussiness“, während er in Frankreich „la gloire de la nation“ ist.

Dennoch ist natürlich das englische System nur unter englischen Verhältnissen zu empfehlen. Bei uns und in Frankreich muß die Armee in Landwehr aufgelöst werden. Es ist keine Frage, daß diese erste Stufe der Abschaffung der stehenden Armeen im Verlaufe der europäischen Entwickelung nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Die zweite Stufe wäre dann allerdings, auch die Landwehr abzuschaffen, und, wie in England, in Nothfällen die ganze Geschichte von Freiwilligen ausführen zu lassen. Damit hängt in England ganz folgerichtig die jährliche Erlaubniß des Parlaments zusammen, daß die Armee noch ein Jahr nöthig sei, „the mutiny-act“. Dies geht besonders gegen die Barbaren in den auswärtigen Besitzungen und Colonien. Daß im Innern keine ernstliche „mutiny“ zu fürchten ist, nicht einmal mehr in Irland, weiß jetzt jedermann.

Weder der Freiwilligendienst und die verhältnißmäßig kleine Armee, noch die „mutiny-act“ sind zufällige und principlose Dinge; im Gegentheil, darin sind die Engländer dem thörichten Continent ebenfalls um ein Jahrhundert voraus. Würde bei uns nicht jeder Maulaffe glauben, daß wir sofort zu Grunde gingen, wenn wir gar keine Armee und nur Freiwillige in irgendeinem Nothfall hätten? Und ist Paul Louis Courier nicht der einzige Franzose, der ehrlich daran glaubt, „daß kein Land besser vertheidigt ist als das, wo es gar keine Armee gibt“? Und doch, wie viel hunderttausend freie und glückliche Männer würde Frankreich heute mehr zählen, nur vom Februar 1848 ab gerechnet, wenn man Courier's weise Worte verstanden hätte! Welcher Schande, welcher Erniedrigung, welchem Abgrunde wäre dieses Volk entgangen, wenn es den Chauvinismus gleich mit Chauvin, dem ersten, dem abgeschmackten Imperator redivivus, zum Thore hinausgejagt hätte! Bei dem kindischen Aberglauben, von dem der Continent beherrscht ist, daß überall plötzlich die Eroberer über die Grenzen brechen könnten, wenn man nicht immer bis an die Zähne bewaffnet wäre, ist das einzige jetzt mögliche System des Fortschritts die Auflösung der Armeen in Landwehr. Die Auflösung der Armeen ist aber sozusagen die einzige Frage der bürgerlichen Freiheit: denn alle andern Fragen sind neben ihr von untergeordneter Wichtigkeit, zumal wenn die ganze Nation ins Heer gezogen, also alle Leute militärisch abgerichtet und commandirt werden. Eine Nation,

die nichts anderes als eine große Armee ist, hat nur die Verfassung der Knechtschaft: denn mit seinem Willen und seinem Leben dem Commandirenden zur Verfügung zu stehen, das ist der herbste Ausdruck der Knechtschaft, der man nur zur Vermeidung eines noch größern Uebels sich unterwirft, wenn man nicht alles Urtheil verloren hat und das größte Uebel, die ärgste Knechtschaft aus Furcht vor einer blos vorgespiegelten Gefahr übernimmt. Alle Gefahr einer Anarchie ohne Soldaten und eines feindlichen Einbruchs ohne ein großes stehendes Heer ist eitel Vorspiegelung oder Wahnsinn. Wenn Frankreich heute entwaffnete, wer würde es angreifen? Mit Rußland ist es ebenso. Daß Preußen es so gut kann als die Schweiz ist keinem Zweifel unterworfen. Nur freilich würde Rußland ohne Armee Polen nicht behaupten können. Und was würde Oesterreich ohne Armee behaupten können? Wenn nicht Italien, Ungarn, Galizien und dergleichen, doch gewiß das treue Tirol. Wenn aber zwei Staaten in Europa ihre Eroberungen nicht behaupten, ihr System ohne Armee nicht durchsetzen können, ist das ein Grund für die übrigen, die ohne Armee ihre Existenz und ihr System nur um so besser durchsetzen können, die Armee nicht abzuschaffen? Die dem Feinde gefährlichste Maßregel, die ein freier Staat gegen einen despotischen ergreifen kann, ist die, daß er es wagt, gänzlich frei zu sein und alle Mittel und alle Formen des Despotismus aus dem Hause hinauszuwerfen. Der Uebergang zu gänzlicher Abschaffung der Armee ist ihre Unschädlichmachung im Innern, ihre Auflösung in Landwehr, sodaß sie aufhört, eine Brutstätte des Müßiggangs und seiner Folgen zu sein und vor allen Dingen aufhört, dem Lande das Mark auszusaugen, durch die ungeheuern Opfer an Geld und Arbeitskräften, die sie erfordert.

Ist schon der Beamten- und Polizeistaat mit der Freiheit und dem Wohlstande des Volks unverträglich, so ist es der bewaffnete Beamtenstaat, der Militärstaat, in einem noch viel höhern Grade, besonders seit den letzten Bürgerkriegen oder vielmehr Feldzügen des Militärs gegen die Bürger.

„Ein Volk unter dem Regiment des Militärdespotismus", sagt Buckle, „hat nur zwei Wege einzuschlagen: entweder sich zu unterwerfen und moralisch zu Grunde zu gehen, wie Spanien, oder sich zu empören und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben."

Und dabei ist zu bedenken, daß der Sieg des Volks ein ebenso abgeschmacktes Heldenthum erzeugt als der Despotismus, weshalb die Schwierigkeit, aus dem Zustand der bürgerlichen Knechtschaft, aus dem Polizei- und Soldatenstaat herauszukommen und die bürgerliche Selbstregierung anzutreten, unglaublich groß ist; denn wie der Dichter sagt:

> Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich leicht,
> Wenn du der Freiheit gänzlich ihn beraubst.

Ehre den tapfern und wohlwollenden Männern, die dennoch nicht an der bürgerlichen Freiheit so tiefverdorbener Völker, als die Franzosen, die Deutschen und die Italiener sind, verzweifeln; aber es diene ihnen zur Lehre, daß nur das Abschaffen der Armee und des Polizeistaats, daß nur das Ausrotten der Faulheit und ihrer ehrlosen Resignation den Beamtenstaat und das Ausrotten des kindischen Chauvinismus, auf deutsch der lächerlichen Eisenfresserei und des noch thörichtern Soldatenspielens, die bürgerliche Freiheit begründen können. Der kriegerische Geist gehört den Wilden, der räuberische und sklavenhalterische den Barbaren, der Geist der bürgerlichen Freiheit der Civilisation.

Da nun die Engländer das einzig bürgerlich freie Volk in der Welt sind und nur noch einige deutsche Ableger des alten Reichs ihnen ziemlich gleichkommen, so kann um die Palme der Civilisation trotz aller geistigen und geselligen Bildung Frankreichs und Deutschlands kein Streit sein. Mit den Principien der Gewalt, des Raubens und der Sklaverei verträgt sich die Civilisation nicht, sie sind Principien, die in die Urwälder und nach Asien gehören, sind uneuropäisch.

Die sociale Freiheit.

Die sociale Freiheit hätte logischerweise der politischen voraufgehen sollen, denn sie ist ihre Voraussetzung. Wenn die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die Männer der verschiedenen Berufsarten, nicht als freie und gleichberechtigte Männer gelten, so können sie natürlich kein sich selbst regierendes Gemeinwesen freier Männer bilden, eine unterdrückte Klasse verträgt sich nicht mit der Freiheit des Gemeinwesens. Wo der Mangel der socialen Freiheit hervortritt, da hört die bürgerliche Freiheit auf. Sklavenhalter sind Tyrannen, die Freiheit der Tyrannen ist keine bürgerliche, sondern eine räuberliche Freiheit. Die Demokratie der Sklavenhalter rechnet die Sklaven nicht mit zum Demos und schließt sie vom Demos aus, d. h. beraubt sie ihres höchsten Gutes, ihrer menschlichen Existenz unter Menschen.

Die Aufhebung der Sklaverei hebt aber immer noch den Uebelstand nicht auf, daß viele Menschen ihrer menschlichen Existenz unter Menschen beraubt werden, weil sie durch ökonomisches Elend von den Wohlthaten der Civilisation ausgeschlossen sind, da die ökonomische Stellung die Bedingung aller Selbstbefreiung durch Erziehung ist.

Die Ueberreste der Sklaverei und das ökonomische Elend finden sich überall, und die Frage der socialen Freiheit ist die, wie kann die Sklaverei der Lohnarbeiter aufgehoben und alle Arbeit von dem ökonomischen Elend befreit werden?

Die Leibeigenschaft ist eine Form der Sklaverei. Daß Sklaverei und Leibeigenschaft durch Lohnarbeit ersetzt werden könne, wird in Europa

nirgends mehr bestritten. Dann aber gibt es unbillige Lohnverhältnisse, die einen dauernd elenden Zustand der Lohnarbeiter erzeugen.

Dazu rechnet man jetzt überall mit Recht den Landpacht um Arbeit, die Miethe um Arbeit, das Robot- und Instenwesen. Beide Einrichtungen sind darauf berechnet, den Sold- oder Handarbeiter in einer elenden Lage festzuhalten, ihn seiner ökonomischen Vortheile, der Möglichkeit eines weitern Fortkommens zu berauben. Die speciellen Bedingungen dieser drückenden Verhältnisse sind jedesmal das Schlimmste dabei und die Uebermacht der Reichen über den Armen wird mit Grausamkeit angewendet.

Auch diese Verhältnisse der abhängigen Pacht sind so ziemlich politisch und ökonomisch gerichtet und verworfen, sogar in den vorzugsweise despotischen Staaten.

Zur abhängigen Pacht gehört die üble Sitte, die in einigen Theilen Englands herrscht, Bauern- oder Pachthöfe nur auf jährliche Kündigung zu verpachten und einen Aufseher zu halten, von dessen Berichten die Pächter abhängen, sowie sie auch politisch an den Grundherrn gebunden sind. Dies Verhältniß ist ökonomisch und sittlich verwerflich und im Widerspruch mit der politischen Freiheit Englands. Dies ist so ziemlich anerkannt und man arbeitet an der Abstellung des Uebels.

Dann aber kommt ein socialer Uebelstand in Frage, für dessen Beseitigung die öffentliche Meinung noch nicht gewonnen werden konnte, weil alle Mittel zur Beseitigung, die man vorgeschlagen, nicht ausreichend erscheinen oder noch größere Uebelstände erzeugen als das ökonomische Elend einiger Klassen von Lohnarbeitern. Ich meine den unzureichenden Lohn und den Mangel an Beschäftigung. Es wird daher in allen Ländern, die von Sklaverei und Leibeigenschaft frei sind, die Lohnarbeit von dem Bedürfniß derer, die sie brauchen, geschätzt und bezahlt; meistens, selbst in England, haben die Arbeiter nicht das Recht, ihre Arbeit selbst zu schätzen und sich für die Aufrechterhaltung ihrer Forderung zusammenzuthun. Die einzige Regulirung liegt in der Concurrenz und dem Bedürfniß der Arbeitgeber, also in dem Bedürfniß der Industrie und des Handels; das persönliche Bedürfniß des um Lohn Arbeitenden kommt kaum in Anschlag. Besonders das Fabrikwesen hat den Arbeiter ganz der Maschine gleichgesetzt und der Lohn gilt nur als Triebkraft und Erhaltungsmittel der Maschine.

Gegen diesen Begriff des Arbeiters als Maschine und gegen diese Zustände empört sich der Mensch, der auf diese Weise aufhört menschlich unter Menschen zu leben, und der nicht das Mittel zu irgendeinem ökonomischen Zweck, sondern der mit Recht selbst Zweck sein, sich seine eigenen Zwecke setzen und ihnen nachleben will.

Es ist daher die Frage aufgetaucht: ob die Lohnarbeit, selbst bei

ausreichendem Ertrage, nicht ebenfalls ein unrichtiges System sei, und man hat mit Recht geltend gemacht, in dem wahren System müsse der Mensch, sein Wohl und seine Freiheit das Princip und der Zweck sein. Irgendein industrieller Erfolg, auf die Erniedrigung und Aushungerung der Arbeiter gegründet, — das sei nicht die Frage, sondern die Aufgabe der Gesellschaft sei offenbar, daß alle ihre Mitglieder menschlich existirten und als freie Wesen ihren Zweck erreichten.

Dies ist das Problem des mit Unrecht verrufenen Socialismus: wie ist die ökonomische Freiheit zu verwirklichen?

Die zwei Antworten sind bekannt: durch Gütergemeinschaft lautet die eine; durch Association auf gleichem Fuß, sodaß jeder Miteigenthümer, Mitunternehmer und Mitarbeiter an dem Geschäft der Gesellschaft wird, so lautet die andere.

Den Communismus von Staats wegen auf dem Wege der Polizei- und Militärgewalt durchsetzen zu wollen, oder auch durch Decrete einer gewählten Centralgewalt, das ist der französische Communismus; ihn friedlich durch Anhängerschaft und praktische Versuche durchzusetzen, das ist der englische Communismus.

In seiner Einseitigkeit muß er nothwendig scheitern. Der Gütergemeinschaft folgt natürlich die nöthige Aussonderung der Güter; und die richtige Verbindung beider Seiten ist überall die Aufgabe.

Ginge man dabei von der Gemeinschaft aus, so hätte man das französische System, die Aufhebung der Freiheit; geht man aber von dem Besitz der einzelnen aus, so hat man das System der Freiheit, das englische System. Der Charakter der Association ist daher englisch, der Charakter des Communismus französisch.

Es ist offenbar, daß das Princip der Association, das man im Gegensatz zum Communismus Socialismus nennt, das richtige ist. Sich vor Leuten zu fürchten, die Gütergemeinschaft oder die Associationen auf vollkommen gleichem Fuß zu industriellen, Handels- oder Ackerbauunternehmungen machen wollen, ist mehr als Unsinn, es ist böser Wille; es ist der alberne Gedanke, man werde auf diese Weise alle Arbeiter verlieren, man werde keine dienende Klasse mehr haben. Aber die Association ist nicht über Nacht zu machen, und eine wesentliche Voraussetzung einer allgemeinen Association wäre eine allgemeine Erziehung und eine allgemeine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit, ja Nothwendigkeit der Sache. Der Gedanke, die Lohnarbeiter plötzlich durch den Socialismus zu verlieren, ist daher albern; er ist aber auch darum albern, weil die Associationen ja nicht die bisherigen Geschäfte abschaffen, sondern nur das Verhältniß der Arbeiter zu den Geschäften ändern wollen, und weil es kein Verlust, sondern ein Gewinn ist, wenn in einem Hause oder in einer Gemeinde kein Mensch lebt, der auf einer

entwürdigenden Stufe festgehalten und zum Lastthier herabgewürdigt wird. Nur mit seinesgleichen genießt der Mensch sein Dasein und lebt glücklich; Sklaven unter sich zu haben, ist ein ebenso großes Unglück, als Herren über sich zu haben.

Dies ist der Begriff der socialen oder der ökonomischen Freiheit. Bei ausreichendem Lohn und gleichem Recht ist auch der Lohnarbeiter frei. Wie mit dieser Freiheit nun in den einzelnen Ländern unter dem System der Lohnarbeit verwirklicht sei, das erfordert zur genauen Ermittelung sehr umfassende Kenntnisse der Verhältnisse. Daß in den sklavenfreien Staaten von Nordamerika der Arbeiter am besten bezahlt und unter dem Namen eines Gehülfen, „help", gleiches Recht hat und am anständigsten behandelt wird, ist anerkannt. In Italien hab' ich das Verhältniß zwischen Herren und Gesinde gesellig sehr human gefunden; in Frankreich hat die Revolution den „citoyen" verschiedene male eingebüßt, den „monsieur" und „mon bourgeois" aber nicht, und die Handarbeiter sind zu einer Selbstachtung und Gleichheit mit der übrigen Gesellschaft gelangt, die sie ohne Zweifel selbst unter dem jetzigen Militärdespotismus nicht verlieren werden. Dagegen, scheint es, haben sie ihre Versuche zur Association nicht sehr ausdehnen können; einige davon sollen entschieden gelungen sein und den Beweis liefern, daß manche Handwerke durch bloße Associés ohne Lohnarbeit sehr gut gedeihen können.

In England ist die Lohnarbeit an einigen Orten und in einigen Geschäften gut, anderswo ungemein schlecht bezahlt und mit der schlechten Bezahlung viel Elend verknüpft. Die Haupthülfe ist hier die Auswanderung gewesen, und in Australien hat sich zuletzt ein Feld für Colonisation aufgethan, das noch lange eine starke Einwanderung ertragen kann. Unter diesen Umständen und bei der Unterstützung der Auswanderung durch die Regierung, die den Bedürftigen freie Ueberfahrt gewährt, hat sich die Anzahl der Armen in der letzten Zeit vermindert. Bei Energie und Talent bieten die großartigen Verhältnisse des englischen Reiches dem englischen Arbeiter immer eine Möglichkeit, sein eigener Herr zu werden. Der Klassenunterschied, der sich vorzüglich auf den Unterschied des Vermögens und der Abhängigkeit als Gewerbsmann und der Unabhängigkeit durch Besitz geltend macht, ist in England stärker als in Frankreich und Deutschland, weshalb denn auch eine bittere Stimmung der Arbeiter, working classes, nicht zu verkennen ist, zumal da sie nicht das Recht haben, sich zusammenzuthun gegen ihre Arbeitgeber, während die Arbeitgeber das Recht haben, sich gegen ihre Arbeiter zusammenzuthun und die Höhe des Lohns zu verabreden. Dies Privilegium der Fabrikherren kommt also noch zu der Härte, daß der Lohn durch das mercantile Bedürfniß, die Nachfrage regulirt wird, hinzu.

Der Stolz des Engländers wird durch dies Verhältniß tief verletzt. Dennoch hält die Forderung der socialen Freiheit und selbst die Discussion der socialen Frage den englischen Arbeiter nicht von der Theilnahme am politischen Leben ab; die Versuchung, sich an politischen Gegnern durch bloße Theilnahmlosigkeit zu rächen, ist ihm freilich nicht so nahe gelegt worden als dem pariser Arbeiter beim Coup d'état 1851. Dabei muß man aber Eins nicht vergessen: die englische Politik wird in der Volksversammlung, die französische auf dem Leichenfelde gemacht, sie ist die Politik des Kirchhofs.

Ich will mit wenig Worten an den Charakter der verschiedenen Formen der Freiheit, die ich besprochen habe, erinnern.

Ein Volk, das nicht national frei ist, sieht sich entehrt.

Der politisch Freie ist ein Mann voll Selbstgefühl, der politisch Unfreie wird kindisch.

Der gesellig Freie ist liebenswürdig, der gesellig Unfreie ein Rüpel.

Der geistig Freie ist ein denkender Mensch, der geistig Unfreie ist einfältig.

Der social Freie lebt menschlich in menschlichen Verhältnissen, der social Unfreie bleibt thierisch und sieht sich von den Wohlthaten der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen.

Das denkende Volk sollte das erste sein, das der Welt das Beispiel gäbe, daß es keine Form der Freiheit verkenne und entbehre.

Deutsche Gedichte von jenseit des Rhein.

I. Das Wort.

Von

German Mäurer.

(Lebt als Professor am kaiserlichen Lyceum zu Chateauroux.)

„Im Anfang", wißt ihr, „war das Wort",
Das hat dann Fleisch empfangen,
Und ist im Siegstriumphe fort
Durch alle Welt gegangen.

Und Heidentrug und Römerlug
Hat's aus der Welt gewettert —
Den Teufel nur nicht tief genug
Zur Höll' hinabgeschmettert.

Denn wieder ist er flügg und los
Und rasselt mit den Ketten;
Ein Zauberwort kann klein und groß
Von seiner List nur retten.

So groll' denn, Wort, im Donnerklang
Durch alle Welt noch stärker!
Befrei' auf deinem Siegesgang
Die Wahrheit aus dem Kerker!

Und zieh' ans Sonnenlicht hervor
Die muthig für dich zeugten!
Erheb' aus ihrer Schmach empor
Die Armen und Gebeugten!

Vom heil'gen Geiste neu entflammt,
Bekämpfe die Sophisten,
Den Hohenpriesterschwarm mitsammt
Dem Volk der Heidenchristen!

Zerstieb' den frechen Heuchlerkram,
Das Pharisäerwesen: —
Auf daß wir wieder Furcht und Scham
Im Aug' der Lüge lesen!

Hab' auch Erbarmen mit dem Zopf,
Den die Philister tragen!
O stäub' ihn aus und klopf' und klopf'
Recht weit hinab vom Kragen!

Verbreit' die Strahlen deines Lichts
Durch alle Ländergauen!
Den Sturm des großen Weltgerichts
Laß alle Frevler schauen!

Der Freiheit hoher Fackelbrand
Entzünd' in lichten Flammen:
Drin schmelze Kaste, Rang und Stand
Zum „Menschenstand" zusammen!

Dem keine Rechte, nein, nur Recht
Noch dient zum Schirm und Horte!
Das ganze menschliche Geschlecht
Es schwört zu diesem Worte. —

O freies Wort, du heilig Wort,
Errett' uns von dem Bösen,
Und schall' vom Süden bis zum Nord,
Die Menschheit zu erlösen! —

II. Die Hornbrüderschaft.

(1586.)

Von

Friedrich Otte
(in Mühlhausen im Elsaß).

Wenn wir den Becher schwingen,
So soll zu jeder Zeit
Dein lautes Lob erklingen,
Herr Hans von Manderscheidt!
Du Bischof sondergleichen,
Du alter Humorist,
Der du im besten Zeichen
Zur Welt gekommen bist.

Den Herrn von Gott's Genaden
Wird oft das Amt zur Last;
Von Sorgen überladen
Bricht mancher Nacken fast.
Auch quält sie gar absonder
Absonderliche Pein:
Im Leib der Hypochonder,
Im Fuß das Zipperlein.

Drum tagen jetzt die Besten
Des Reichs, wie solcherlei
Drangsalen und Gebresten
Wol abzuhelfen sei.
Zu Hohenbarr im Saale
Sitzt das Concilium,
Flink geht die volle Schale
Den dichten Kreis herum.

Zum Vorsitz fügt sich willig
Herr Hans von Manderscheidt;
Von Strodtburg sitzt, wie billig,
Der Bischof ihm zur Seit'!
Der Herzog Fritz von Sachsen,
Die Herr'n von Salm und Lein
Und and're Kräfte wachsen
Zu diesem Trutzverein.

Erst wird jedwede Meinung
Gehörig überdacht,
Dann jegliche Verneinung
Zu Protokoll gebracht;

Auf strenger Logik Wage
Wird streng das Wort gewägt,
Und wird jedwede Frage
Allseitig dargelegt.

Bei jeglichem Beschlusse
Ein gold'nes Bächlein fließt,
Daß auch in frischerm Gusse
Die Rede sich ergießt.
Das Wort, erst leis und schüchtern,
Wird bald zum tollsten Scherz:
Der Kopf bleibt klar und nüchtern,
Doch über fließt das Herz.

Es legen ihre Würden
Die Herr'n freiwillig ab
Und stell'n zu andern Bürden
So Hut als Hirtenstab.
Und wie nun unumwunden
Der Wein den Sieg gewann,
Da ruft Herr Hans: „Gefunden
Hab' ich den Talisman!“

„Was drückt den grauen Haaren
Den Kranz der Jugend auf?
Was kürzt, ihr habt's erfahren,
Der trägsten Tage Lauf?
Was frommt, wie Thau den Triften,
Der Männerbrust? — der Wein!
Ihr Herr'n, drum laßt uns stiften
Heut' einen Zechverein.“

„Im Hagenauerforste
War einst mein Ahn zur Jagd
Und hat zum dunkeln Horste
Des Ures sich gewagt.
Nach langem, heißem Kampfe
Erlag das edle Thier,
Sein Schrei, im Todeskrampfe,
Hallt weit im Waldrevier.

„Drauf ließ mein Ahne fassen
Als Becher jenes Horn
Und nimmer wollt' er lassen
Von diesem Labeborn.
Man mußt's ihm täglich reichen,
Gefüllt mit gold'nem Saft,
Drum sei dies Horn das Zeichen
Von uns'rer Brüderschaft.“

„Und wer's mit Einem Zuge
Zur Nagelprobe leert,
Der sei, mit gutem Fuge,
Als Ordensglied erklärt.
Solch Horn darf kecklich tragen
Ein jeder Ehrenmann
Und nimmer soll man sagen,
Es haft' ein Makel dran."

„Mit dieser Waffe stoßen
Den Gram wir in den Wind,
Und kränzt's mit rothen Rosen
Etwan ein rosig Kind, —
Wir wehren es mit nichten!
Ist kußlich gar der Mund,
So ... Sagt mir, wollt ihr pflichten
Zu diesem Bruderbund?"

Da gab's kein lang Erwägen,
Ein Jubel tausendfach
Erscholl dem Mann entgegen,
Der jenes Wörtlein sprach.
Das Ordensbuch entwerfen
Die Herr'n dann insgemein
Und beim Pokale schärfen
Sie jeden Punkt sich ein.

Es ward im deutschen Reiche
Der Hornbund oft genannt
Und ob viel toller Streiche
Allmänniglich bekannt.
Sein Witz, ein gold'ner Funken,
Erfreute manch Geschlecht:
Unmäßig ward getrunken
Und ohne Maß gezecht.

Die Pfaffen und die Laien
Umschlang ein Bruderkranz,
Die höchsten Häupter leihen
Dem Bunde ihren Glanz.
Und weil in besten Launen
Die Herr'n stets pokulirt,
So hat auch zum Erstaunen,
Das ganze Land florirt.

Ja, wenn das Glas wir schwingen,
So soll zu jeder Zeit
Dein helles Lob erklingen,
Herr Hans von Manderscheidt!

Du Bischof sondergleichen,
Du alter Humorist,
Der du im besten Zeichen
Zur Welt gekommen bist!

Literatur und Kunst.

Goethe-Schiller-Literatur.

Von den „Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Erste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethe's Werken. Von Heinrich Düntzer" (Jena, Hochhausen) erschien soeben das 17. Bändchen: „Goethe's Tasso. Erläutert von Heinrich Düntzer". Bei aller Anerkennung, die wir dem Grundgedanken des Unternehmens sowie der Beharrlichkeit zollen, mit welcher der Verleger dasselbe fortsetzt, können wir doch nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit wieder die schon früher geäußerten Klagen über die Art und Weise zu wiederholen, wie dasselbe zur Ausführung gelangt. Hr. Düntzer, ohne Widerspruch ein fleißiger und verdienter Forscher, aber als Schriftsteller ohne Geschmack und von einer wahrhaft abschreckenden Weitschweifigkeit, hat sich diese „Erläuterungen", wie es scheint, so recht zum Tummelplatz gewählt, wo er seiner pedantischen Gelehrsamkeit und seiner Neigung, mit hundert Worten zu sagen, was füglich mit fünfen gesagt werden könnte, nun völlig den Zügel schießen läßt. Und wenn es nur noch bei dieser Weitschweifigkeit bliebe! Allein Hr. Düntzer, wie jedermann weiß, der die schriftstellerische Thätigkeit dieses Autors einige Zeit verfolgt hat, befleißigt sich auch noch einer ganz andern Industrie: er besitzt eine ungemeine Virtuosität darin, seine eigenen Bücher auszuschreiben und was er heute herausgegeben hat, morgen unter einem andern Titel noch einmal auf den Markt zu bringen, sodaß man bei jedem neuen Buche dieses nur allzu fruchtbaren Schriftstellers in Gefahr ist, etwas zu kaufen, was man längst besitzt. Auch der vorliegende Commentar zum „Tasso" ist ein neuer schlagender Beweis dieser eigenthümlichen Industrie; derselbe enthält nichts oder doch nichts einigermaßen Wesentliches, was nicht, nur in noch ausführlicherer Darstellung, bereits in seiner 1854 erschienenen „Vollständigen Erläuterung des Goethe'schen «Tasso»" zu lesen stände. Für den Autor mögen sie sehr bequem sein, diese Plagiate an sich selbst, für das lesende und noch mehr für das kaufende Publikum jedoch sind sie höchst lästig, und bedauern wir es aufrichtig, daß, wie es mehr und mehr den Anschein gewinnt, auch die „Erläuterungen" dieser seltsamen Liebhaberei des Hrn. Düntzer verfallen. Vielleicht möchte Hr. Düntzer sich damit entschuldigen, daß jenes ältere Werk mehr für das gelehrte, der vorliegende Auszug dagegen für das größere Publikum bestimmt ist. Allein dem widerspricht wiederum die Beschaffenheit dieses Auszugs selbst. Derselbe beschränkt sich nämlich keineswegs darauf, das wirklich Wissenswürdige in gedrängter und allgemein verständlicher Form zu bieten, sondern auch hier wieder werden, in echter Pedantenmanier, tausend überflüssige und selbstverständliche Dinge in ermüdendster

Ausführlichkeit verhandelt. Volle drei Viertel des Buches, von S. 53 bis zum Schluß, sind der „Ausführung" gewidmet, d. h. Hr. Düntzer gibt eine weitschweifige Umschreibung des Stücks, Act für Act und Scene für Scene, wobei er häufig nichts weiter thut, als daß er die poetische Rede in Prosa auflöst und hier und da Bemerkungen dazwischenstreut, die selbst noch ein angehender Quartaner trivial finden würde. Das ist denn aber doch wirklich eine starke Zumuthung, in holperiger Düntzer'scher Prosa noch einmal lesen zu sollen, was wir so unendlich schöner in Goethe'scher Dichtersprache lesen können und müssen wir gegen eine solche nichtsnutzige Buchmacherei, sowol im Interesse der „Erläuterungen" wie unserer Literatur im allgemeinen die allerentschiedenste Verwahrung einlegen.

Dagegen ist die Schiller-Literatur im Laufe der letzten Wochen um zwei kleine, aber dankenswerthe Beiträge bereichert worden: „Der Entwickelungsgang Schiller's in den Jahren von 1785—95. Ein Beitrag zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's. Von Theodor Perschmann" (Nordhausen, Haacke) und „Die Quellen des Schiller'schen Don Carlos. Von H. J. Heller". Das erstere Schriftchen, ursprünglich als Schulprogramm veröffentlicht, verbreitet sich in knapper und geschmackvoller Darstellung über diese für Schiller so allgemein wichtige Epoche, in welcher der Dichter der Poesie dem Anscheine nach untreu ward, aber nur, um geläutert und wiedergeboren durch das Studium der Geschichte und Philosophie, mit desto reifern Kräften zu ihr zurückzukehren. Und wenn der Verfasser auch nichts eigentlich Neues beigebracht hat, weder an Materialien noch Ideen, so wird man doch die wohlgeordnete Zusammenstellung des Bekannten mit Vergnügen lesen.

Die Abhandlung über „Die Quellen des Schiller'schen «Don Carlos»" steht in dem neuesten Bande des bekannten Herrig'schen „Archiv" abgedruckt; im Gegensatz zu der Perschmann'schen Schrift enthält sie des Neuen sehr viel, indem sie nämlich den Nachweis zu führen sucht, daß Schiller für seinen „Don Carlos" außer der bekannten Novelle des St.-Réal auch eine Tragödie des Franzosen Campistron (gestorben 1723) benutzt hat, und zwar im ausgedehntesten Maße, ja zum Theil wörtlich. Selbst wenn der Verfasser in einzelnen Folgerungen zu weit gegangen sein sollte, so bleibt seine Entdeckung doch immer interessant und wichtig genug und empfehlen wir deshalb seine Abhandlung allen, die sich für das genauere Studium unsers großen Dichters interessiren — des gelesensten und doch vielleicht am wenigsten verstandenen unter unsern classischen Poeten. R. P.

Ein Lebenslichtbild.

Ein „Lebenslichtbild" ist in diesen trüben Zeiten, da der Horizont unserer Zukunft sich mehr und mehr verfinstert und wir fast überall nur noch Schatten- und Nachtgestalten erblicken, ein so seltenes Ding, daß es schon deshalb verlohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen: „Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. Von Wilhelm Baron von Rahden, vormals Brigade-General im Geniecorps der spanisch-carlistischen Armee von Aragon und Valencia" (Berlin, Decker). Das Schriftchen, bereits vor einigen Jahren zum Zweck eines kriegsgeschichtlichen Vortrags verfaßt, ist zugleich be-

stimmt, als Supplement zum dritten Bande der bekannten „Wanderungen eines alten Soldaten“ zu dienen, da die vom Verfasser beabsichtigte Fortsetzung derselben auf bisjetzt noch nicht zu beseitigende Hindernisse gestoßen ist. Der Held des Schriftchens ist ein carlistischer Heerführer, dessen persönliche Bekanntschaft der Verfasser während seines Aufenthalts auf der Pyrenäischen Halbinsel machte, wo er bekanntlich in der Armee des Don Carlos diente. Miguel Gomez, 1790 zu Torre di Gimeno in Andalusien von „nobeln“ Aeltern geboren, trat schon mit dem vierzehnten Jahre in die königlichen Carabinieros ein. Im Jahre 1815 Kapitän geworden, zog er sich bald darauf für einige Jahre vom Militärdienst zurück. Nach seinem Wiedereintritt diente er 1821 als zweiter Commandant eines leichten Bataillons in Navarra. Bald darauf verließ er jedoch die Armee zum zweiten mal und privatisirte nun längere Zeit theils in Sevilla, theils in Madrid, bis er beim Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs im März 1831 in die baskischen Provinzen ging, wo er, als einer der brauchbarsten und tapfersten Offiziere Zumalacarreguy's, rasch hintereinander Oberst, Brigadegeneral, endlich 1835 Mariscal de Campo wurde. Im Frühling des nächstfolgenden Jahres befehligte Gomez, der in seinem Aeußern einen entschiedenen Ausdruck des Gutmüthigen, Wohlbehäbigen trug und mit seinem dünnen blonden Haupthaar, seinen blauen Augen und seiner etwas breiten, gewöhnlichen Gesichtsbildung mehr einem Deutschen glich als einem Spanier, zum ersten male selbständig gegen Espartero, dem er das Gefecht bei Guernica in Biscaya abgewann. Drei Monate später unternahm er einen Streifzug quer durch die Halbinsel, der damals sowol wegen seiner Kühnheit wie wegen des Glücks, womit er ausgeführt ward, bei Freund und Feind das größte Aufsehen erregte und den Gegnern überall, wohin er kam, einen panischen Schrecken bereitete; in 5 Monaten und 24 Tagen, eingerechnet 32 Ruhetage und die zahlreichen Gefechte, legte Gomez nicht weniger als 829 spanische Meilen zurück, was also durchschnittlich für den Tag $5^1/_2$ Meile beträgt. Allerdings ein seltenes Beispiel von kriegerischer Gewandtheit und Ausdauer, aber doch für den Fortgang des Kriegs und die politische Entwickelung der Verhältnisse ohne Bedeutung, so sehr damals die Anhänger des Don Carlos den Heldenzug bewunderten. Namentlich folgte „der größte Monarch seiner Zeit“, wie Hr. von Rahden sich ausdrückt, Kaiser Nikolaus I. „mit Bewunderung den kühnen Argonauten“; die erste Frage des Kaisers beim Lever war damals, wie unser Autor berichtet, regelmäßig: «Wo steht der brave Gomez»? Und der dienstthuende Generaladjutant „mußte mit goldener Nadel die jedesmalige Stellung des carlistischen Feldherrn auf der großen Wandkarte von Spanien markiren“. Auch Don Carlos selbst empfing den zurückkehrenden Helden mit den gnädigsten Ausdrücken und jedermann prophezeite ihm die glänzendste Zukunft. Um so größer war daher das allgemeine Erstaunen, als Gomez unmittelbar bei seinem Heraustreten von der Audienz arretirt, seines Commando enthoben, in die Festung gesperrt und vor ein Kriegsgericht gestellt ward. Man klagte ihn nämlich an, seinem ursprünglichen Auftrag zuwidergehandelt und die königlichen Befehle theils überschritten, theils unbeachtet gelassen zu haben. Auch von Misbrauch, Vergeudung und selbst Veruntreuung der königlichen Gelder war die Rede; doch ist ihm dieses letztere, wie Hr. von Rahden hinzusetzt, „nie bewiesen worden“.

Nichtsdestoweniger blieb Gomez im Gefängniß, bis er endlich durch Maroto, der damals schon seinen bekannten Verrath vorbereitete, in Freiheit gesetzt ward. Doch verschmähte er es, sich Maroto's Unternehmen anzuschließen und auch von der 1848 erlassenen allgemeinen Amnestie machte er keinen Gebrauch. Mit dem echten Stolz eines Spaniers, arm, alt, vergessen, lebt er seit 1839 in Bordeaux als Flüchtling; die Ausweisung, welche, wie Hr. von Rahden behauptet, auf spanischen Betrieb 1858 gegen ihn verhängt ward, wurde gleich darauf auf Vermittelung der französischen Kaiserin, seiner Landsmännin, zurückgenommen und so lebt Gomez noch gegenwärtig in seinem Mansardenstübchen in Bordeaux. Dies in Kürze der Inhalt des Schriftchens, dem der vollständige Abdruck der Gomez'schen Marschroute sowie eine Menge ähnlicher kriegsgeschichtlicher Details für militärische Leser wol einiges Interesse verleihen mag. Was dagegen das vom Verfasser schon auf dem Titel angekündigte „Lebenslichtbild" betrifft, so müssen wir bekennen, wenig oder nichts davon gefunden zu haben. Der Verfasser überschätzt seinen Helden offenbar; Gomez, wie er hier geschildert wird, macht nur den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Haudegens, eines Stegreifgenerals, wie der spanische Bürgerkrieg dergleichen zu Dutzenden erzeugt und auch wieder verschlungen hat, und auch sein sittlicher Charakter steht keineswegs so fleckenlos, geschweige denn so großartig da, wie der Verfasser uns überreden möchte. Ihm freilich ist Gomez „ein echt classischer Charakter, Rom und Griechenland würde ihn durch Heldenepopöen, in einer zweiten Odyssee gefeiert, Statuen sein Bild auf die Nachwelt gebracht haben". Das sind Aeußerungen, die dem kameradschaftlichen Sinn des Verfassers alle Ehre machen; aber sind sie hier wol wirklich am Orte? Und ist die Thatsache, daß ein General nicht zum Verräther wird und sich nicht für Geld erkaufen läßt, wol wirklich einer so maßlosen Bewunderung werth? Wir zweifeln, und zwar zur Ehre des Standes, den der Herr Verfasser übrigens mit so viel Begeisterung vertritt. Auch die politischen Sympathien, die er für Don Carlos äußert, hätten wol etwas weniger wortreich und etwas weniger verletzend für die Gegenpartei auftreten dürfen. Einem alten Soldaten sieht man es wol nach, wenn er, allen noch so handgreiflichen Lehren und Erfahrungen der Geschichte gegenüber, von der Sache nicht lassen will, für die er einmal sein Leben eingesetzt hat; gewisse Schranken indeß bleiben auch hier noch immer zu beobachten und wir bedauern, daß der Verfasser dieselben allzu sehr aus den Augen gesetzt und dadurch seinem, dem Inhalte nach ziemlich unerheblichen und überflüssigen Büchlein einen Charakter des Anspruchsvollen und Gehässigen aufgedrückt hat, der den Eindruck des Ganzen natürlich nicht verbessert. v. B.

Entwaffnung oder Krieg.

In Nr. 14 dieser Zeitschrift berichteten wir über das interessante Werk: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Von Wilhelm Schulz-Bodmer". Als Nachtrag dazu erschien soeben von demselben Verfasser: „Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congreß" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Zwar den in diesem Zusatz mitausgesprochenen Zweck kann die Schrift nicht mehr

erreichen, der italienische Congreß ist bekanntlich zu Wasser geworden, noch ehe er zu Stande gekommen, der Kriegsfunken, solange mühsam unter der Asche gehalten, schlägt an allen Enden empor und noch bevor diese Zeilen vor das Auge des Lesers kommen, wird das erste Blut in einem Kampfe geflossen sein, dessen Ausdehnung und Ende in diesem Augenblick noch kein Mensch zu berechnen vermag. Allein wenn die Schrift des patriotischen und freisinnigen Verfassers somit auch von den Ereignissen einigermaßen überholt worden ist, so thut das doch ihrem Werthe keinen Abbruch; sie enthält Wahrheiten, die man nie genug hören kann, ja für die gerade der gegenwärtige Moment recht wie geschaffen ist. Der Leser erinnert sich, was der Grundgedanke des früher besprochenen größern Werkes ist: nämlich daß überall eine Volksbewaffnung an die Stelle der stehenden Heere treten und dadurch nicht nur ein Unendliches an nationaler Kraft und Wohlstand erspart, sondern auch dem Frieden Europas eine neue und dauerhafte Grundlage gegeben werden soll. Indem der Verfasser in der vorliegenden Schrift nun von diesem seinen Grundsatz die Anwendung auf die gegenwärtige Lage der Dinge macht, stellt er es als die Alternative des Augenblicks dar: entweder eine allgemeine Entwaffnung oder aber ein allgemeiner Krieg, und zwar ein Krieg der Nationen gegen das kaiserliche Frankreich, das er als den eigentlichen Friedensstörer bezeichnet, durch dessen selbstsüchtige und arglistige Operationen die jetzige unselige Verwirrung vornehmlich heraufbeschworen worden ist. Nun, die Alternative ist bereits entschieden, die Degen sind gezückt und da von einer allgemeinen Entwaffnung nicht mehr die Rede sein kann, so wird wol nichts mehr übrig bleiben als der allgemeine Krieg. Auch der Verfasser, trotz seiner Friedensliebe und so sehr er dem Krieg im Princip entgegen ist, hat sich doch über die Möglichkeit, sogar über die dringende Wahrscheinlichkeit dieses Ausgangs nicht getäuscht und es sind goldene Worte, Worte männlichen Muths und warmer und einsichtsvoller Vaterlandsliebe, die er der Nation für diesen Fall zuruft. „Wir sind jetzt", heißt es S. 24, „in einer Lage, wie sie in der ganzen Weltgeschichte noch nicht dagewesen ist. Millionen Menschen in Europa haben auf den von neuem drohenden Bonapartismus die Blicke gerichtet und sehen zu, wie sich der Tiger, der eben dieses Europa zur Beute ausersehen hat, zum Sprunge rüstet; wie er mit Regierungen und Völkern sein Spiel treibt und die Klauen bald ausstreckt, bald mit friedlichem Scheine wieder einzieht, bis ihm endlich die Beute in die bequemste Nähe gekommen ist. Und da wähnen sie noch, ihn durch ein nach Convenienz feingesponnenes, diplomatisches Spinnengewebe, das sie zwischen ihn und seine Beute bringen, am Sprunge hindern zu können! Man hat es zu einem Aeußersten kommen lassen und so haben wir auch nur das Aeußerste noch zu thun:

Abzuhauen die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen!"

Besonders erfreulich ist uns ferner das gute Zutrauen gewesen, das der Verfasser, bekanntlich ein genauer und gründlicher Kenner aller militärischen Verhältnisse und dabei nichts weniger als ein Lobredner des Bestehenden, in die Wehrkraft unsers Volks setzt; mit Nachdruck weist er darauf hin, daß wir, nur die nöthige Einigkeit vorausgesetzt, das numerische Uebergewicht über Frankreich haben und da es im Kriege doch zuletzt immer dies

numerische Uebergewicht ist, das den Ausschlag gibt, so können wir einem Kampfe mit Frankreich mit ruhigem Selbstvertrauen entgegensehen. Freilich wird die Gefahr für uns beträchtlich vergrößert werden, wenn, wie es mit jedem Tage mehr den Anschein gewinnt, Rußland seine Waffen mit den französischen verbündet. Dafür aber ist uns dann wieder der Beistand Englands gewiß und es heißt wol die materielle und moralische Macht Englands nicht überschätzen, wenn wir annehmen, daß eine deutsch-englische Allianz einer russisch-französischen die Wage halten würde. Auch in Betreff der preußischen Politik, die jetzt übrigens vom Süden her so vielfach angegriffen wird, spricht sich der Verfasser in höchst anerkennender und ermuthigender Weise aus. „Die Betheiligung Frankreichs am Kriege", sagt er S. 48, „ist nichts anderes als der Anfang des allgemeinen Kriegs. Namentlich aber befindet sich der Deutsche Bund mit den ihm angewachsenen Großstaaten und Mittelstaaten, ob er gleich nur zum Zwecke der Vertheidigung gegründet ist, in der eigenthümlichen Lage, daß im größern Theile von Europa keine Schläge mehr gegeben werden können, die er nicht gleichfalls erhielte. Es bleibt also binnen kurzem der deutschen Nation nichts anderes übrig, als selbst auch dreinzuschlagen, um sich ihrer eigenen Haut zu wehren. Niemand soll jedoch Preußen tadeln, weil es im Vergleiche mit der in andern deutschen Staaten herrschenden Aufregung zu zögern scheint, weil es sich nicht kurzweg in den Krieg stürzen mag. Preußen mit seinem Landwehrsystem, das seine Bürger zum Kampfe aufbieten muß, muthet ja in jedem Kriege seinem Volke besonders schwere Opfer zu. Haben ihm aber die Gebote der Ehre und der gegen die gesammte deutsche Nation zu erfüllenden Pflichten die Wahl leicht gemacht, so wird es bald vom preußischen Volke und Heere heißen, daß die letzten zu den ersten geworden sind." Das ganze Schriftchen ist ein richtiges Wort zu seiner Zeit und wünschen wir nur, daß dasselbe in recht vielen deutschen Herzen einen recht lauten und kräftigen Widerhall finden möge. v. B.

Correspondenz.

Aus Berlin.

2. Mai 1859.

NO. Seit einigen Tagen wird unsere Stadt von den unheimlichsten Gerüchten durchzogen; der Himmel, der uns noch vor kurzem so voller Geigen hing, hat sich plötzlich verfinstert und wohin wir blicken, innen wie außen, steigt drohendes Gewölk empor. Die Hauptursache dieser plötzlichen Veränderung liegt natürlich in der Constellation der äußern politischen Verhältnisse; der Einmarsch der Oesterreicher in Sardinien, der Ausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich, sowie die drohende Gefahr eines französisch-russischen Bündnisses haben denn endlich auch uns aus der Friedseligkeit emporgeschreckt, in der wir uns solange gewiegt, und dieselben Stockphilister, die noch vor acht Tagen zu allen Warnungen die Achseln zuckten und Stein und Bein

schwuren, daß Preußen sich durch nichts in der Welt aus seiner wohlüberlegten Neutralität werde herauslocken lassen, laufen jetzt mit angstbleichen Gesichtern umher und setzen Neuigkeiten in die Welt, immer eine abenteuerlicher und erschrecklicher als die andere. Schon Mitte voriger Woche hieß es allgemein, unser Minister des Auswärtigen Frhr. von Schleinitz, der Finanzminister Hr. von Patow, sowie der Cultusminister Hr. von Bethmann-Hollweg hätten ihre Entlassung nachgesucht: der letztere, weil er sich den offenen und geheimen Angriffen der vereinigten Junker und Pfaffen nicht länger gewachsen fühle und höhern Orts nicht diejenige Unterstützung finde, auf welche er gerechnet, die beiden andern aber, weil an entscheidender Stelle ein innigeres Anschließen Preußens an Oesterreich beabsichtigt werde, als die genannten Staatsmänner mit ihrer Ueberzeugung von dem, was Preußen und Deutschland in diesem Augenblick gezieme, verantworten zu können glaubten. Im Anschluß an dies letztere Gerücht war gestern allgemein die Rede von einer Zusammenkunft, welche zwischen dem Prinz-Regenten und den Kaisern von Oesterreich und Rußland in Myslowitz (an der Oberschlesischen Eisenbahn) stattfinden sollte; es gibt sogar Leute, welche behaupten, der Prinz-Regent sei im Laufe der letzten Tage in aller Stille in Warschau gewesen, um sich daselbst mit dem Kaiser von Rußland, der ebenfalls incognito dahin gekommen, zu besprechen. Noch ausschweifendere Gerüchte, die hier von Mund zu Mund gehen und die theilweise mehr in einen schlechten Räuberroman als in das Licht der Oeffentlichkeit taugen, verschweige ich, weil sie eben gar zu toll und aberwitzig sind.

Auch bedarf es derartiger Gerüchte gar nicht erst, da die Lage der Dinge, wie sie sich dem unbefangenen Blicke darstellt, schon an sich ernst genug ist. Die Regierung selbst hat dies anerkannt, indem sie der schon früher angeordneten Kriegsbereitschaft von drei Armeecorps gestern den Befehl hat nachfolgen lassen, die gesammte Armee — mit Ausschluß der Landwehr — in Kriegsbereitschaft zu setzen; der Kriegsminister hat diese Maßregel bereits in der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses angekündigt und damit zugleich für die nächsten Tage eine ausführliche Darlegung der politischen Lage sowie ihrer Auffassung seitens der Regierung verheißen. Man kann derselben, wie ich glaube, mit vollem Vertrauen entgegensehen. Alle Schritte, welche das Cabinet bisjetzt in dieser so wichtigen Sache gethan hat, zeugen von einem festen und wohldurchdachten Plan; entschlossen, Preußen und Deutschland die Segnungen des Friedens so lange zu erhalten, wie es mit unserer Ehre und unserer Sicherheit vereinbar ist, sieht man in dem Kampfe, der sich in diesem Augenblick in und um Italien entspinnt, nur eine österreichische, keine allgemeine deutsche Angelegenheit und wird man daher, solange der Krieg die Grenzen Italiens nicht überschreitet, aus der gegenwärtigen abwartenden Stellung nicht heraustreten, wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß beizeiten alle diejenigen Maßregeln ergriffen werden, welche nöthig sind, damit Preußen, falls der Krieg dennoch eine größere Ausdehnung gewinnen sollte, sofort mit entsprechendem Nachdruck in die Reihe der Kämpfenden eintreten kann; wir rüsten uns, jeder etwa drohenden Gefahr zu begegnen, aber wir fühlen auch keinen Beruf, dieselbe muthwillig heraufzubeschwören. Diesen Weg hat die Regierung von Anfang an eingeschlagen und auf ihm, ich wiederhole es, scheint sie auch jetzt zu beharren;

auch die gestern verfügte Kriegsbereitschaft ist nur ein weiterer, durch die Umstände gebotener und der immer dringender werdenden Lage entsprechender Schritt auf dieser Bahn und würde man, glaube ich, sehr irren, wenn man darin, wie es von einigen geschieht, eine plötzlich erwachte Hinneigung zu Oesterreich erblicken wollte; nicht Oesterreich und seine italienischen Ansprüche, sondern die Ehre und Sicherheit Preußens und Deutschlands ist es, wofür unsere Armee auf den Kriegsfuß gesetzt wird und muß die Mission des Erzherzogs Albrecht, wenn derselben wirklich die Absicht zu Grunde gelegen hat, Preußen schon jetzt zu einer directen Betheiligung zu veranlassen, als gescheitert betrachtet werden, trotz jener vielbesprochenen Parole „Novara", über welche die augsburger „Allgemeine" und ihre Freunde in so lautes Entzücken geriethen. Hier, wo man den Dingen etwas näher steht, hat dieser Jubel der Augsburgerin nur ein mitleidiges Lächeln erregt; zwischen einer Höflichkeitsbezeugung, einem erlauchten Gaste bei einer Parade dargebracht, und dem Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses ist denn doch noch einiger Unterschied.

Das Tröstlichste aber in dieser ganzen unheimlichen Lage ist, daß die Regierung mit allem, was sie bisher in dieser Angelegenheit gethan und unterlassen hat, sich in vollständigster Uebereinstimmung mit den Wünschen und Ansichten des Publikums befindet. Die süddeutsche Presse gibt sich zwar alle erdenkliche Mühe, die hiesige Stimmung als eine dem Kriege geneigte darzustellen; wollte man ihren Berichten Glauben schenken, so müßten nächstens von hier aus Freiwilligencorps zur Unterstützung der Oesterreicher abgehen. Ich will gern glauben, daß diese Auffassung der Dinge gut gemeint ist und daß unsere Freunde in Süddeutschland glauben, uns wol gar etwas recht Schmeichelhaftes damit zu sagen, was denn noch immer besser ist als die Drohungen und Verhetzungen, womit sie uns vor einigen Wochen aus unserer angeblichen Apathie emporzustacheln suchten. Aber ein gewissenhafter Berichterstatter darf sich weder durch Schmeicheleien noch Drohungen bestimmen lassen, er folgt allein den Thatsachen und eine Thatsache ist es, und zwar eine solche, die gar nicht oft und nicht nachdrücklich genug wiederholt werden kann, daß ein Krieg Preußens für Oesterreich und zu Gunsten seiner italienischen Interessen beim preußischen Volke durchaus unpopulär sein würde; selbst die Armee, selbst die jungen beförderungslustigen Offiziere, die es doch sonst, in diesem Punkte wenigstens, mit dem „Lebendigen" halten: „Und frage nicht, wo Feinde sind, die Feinde kommen mit dem Wind" — selbst sie zucken die Schultern und bekennen, daß sie keine Neigung verspüren, die Lorbern zu theilen, die Oesterreich sich etwa in seinem italienischen Feldzug holen wird. Woher diese tiefe Misstimmung des preußischen Volks gegen Oesterreich rührt, mag hier unerörtert bleiben; es ist jetzt nicht der Augenblick, alte Wunden aufzureißen, die obenein, wie der Augenschein lehrt, noch lange nicht geschlossen sind. Aber daß diese Abneigung vorhanden und daß daher auch die von unserm Cabinet bisjetzt verfolgte Neutralitäts-Politik, solange es sich eben nur um Oesterreich und seine italienischen Streitigkeiten handelt, der vollsten Zustimmung unserer öffentlichen Meinung gewiß ist, das muß ausgesprochen werden, damit alle diejenigen, welche etwa auf das Gegentheil speculiren, noch beizeiten von ihrem Irrthum zurückkommen.

Ebenso gewiß aber ist es auch, daß diese Stimmung sich in demselben Augenblick ändern wird, wo Frankreich oder irgendeine andere Macht ein angreifendes oder auch nur bedrohendes Verfahren gegen Preußen und Deutschland einschlägt. Wir sind darum, weil wir nicht für Oesterreich sind, noch lange nicht für Frankreich; die kleinlichen Verdächtigungen gewisser süddeutscher Blätter, die schon von einem zweiten Baseler Frieden und einer neuen Rheinbundspolitik sprechen, ja die sich nicht entblöden, darauf hinzudeuten, als ob Preußen seine Nichtbetheiligung am Kriege sich durch irgendwelche Vortheile von Frankreich wolle abkaufen lassen, können bei allen denen, die mit der wahren Beschaffenheit unserer Volksstimmung vertraut sind oder auch nur den durch und durch deutschen Charakter der Männer kennen, die in diesem Augenblick bei uns am Ruder stehen, nur Verachtung erregen. Noch hat niemand dem preußischen Volke den Vorwurf machen können, daß es kein kriegerisches Volk sei oder daß es zurückschrecke vor irgendwelchen Opfern, welche das Wohl und die Ehre des Vaterlandes ihm auferlegen könnten. Auch den deutschen Sinn des preußischen Volks können nur Böswillige oder aber solche bezweifeln, welche gewohnt sind, an den künstlich angefachten Flammen eines erheuchelten Deutschthums ihre eigenen Kastanien zu braten. Wir brauchen gar nicht bis zu den Befreiungskriegen zurückzugreifen, auch die Schlacht von Schleswig und die Erstürmung der Dannevirke bleibe hier unerwähnt, da ja leider auf diese herrlichen Blüten preußischer Tapferkeit hinterdrein soviel böser diplomatischer Mehlthau gefallen ist: es genügt, an das Jahr neunundvierzig und die bekannten Ereignisse in Baden und in der Pfalz zu erinnern. War je eine Lage schwierig, so war es die damalige Lage des preußischen Staats; zahllose unerfüllte Wünsche gährten im Innern, zahllose Hoffnungen waren geknickt, das Staatsschiff selbst schwankte auf den empörten Wellen. Und doch sah man auf den ersten Ruf der Regierung die preußischen Landwehren herbeieilen — zugestanden, daß sie zum Theil nicht gern kamen, zugestanden sogar, daß mancher mit den geheimen Wünschen seines Herzens in einem ganz andern Lager stand und am liebsten einer ganz andern Fahne gefolgt wäre — aber genug, sie kamen und preußische Bürger, die Väter und Söhne preußischer Familien trugen alle Strapazen des Kriegs und setzten sich allen Gefahren des Schlachtfeldes aus, damit die Hyder der Anarchie von einem deutschen Bruderstamme abgewehrt werde. Wir wissen sehr wohl, daß dieser Liebesdienst uns damals sehr wenig gedankt worden ist, sogar von denen, denen er zumeist zugute kam; allein das nimmt ihm nichts von seinem Werth und werden jetzt, wo eine unbefangenere Würdigung der Verhältnisse allmählich platzgegriffen hat, selbst diejenigen, welche von ihrem politischen Standpunkt aus vielleicht lieber gesehen hätten, es wäre damals kein preußischer Soldat nach Baden gekommen, doch immer den deutschen Sinn und die aufopfernde Bereitwilligkeit anerkennen müssen, mit welcher damals das preußische Volk für Deutschland eingetreten ist. Dieser Geist lebt noch heute im preußischen Volk und die erste Gelegenheit wird genügen, ihn im vollsten Glanz erscheinen zu lassen. Es ist, mit einem Wort, nicht der Krieg an sich, den wir scheuen, sondern nur der Krieg für Oesterreich; jeder Feind, der uns und dem deutschen Gesammtvaterlande zu nahe tritt, wird sich überzeugen, daß die Söhne und Enkel der Männer, die einst an der

Katzbach und auf der Höhe von Montmartre stritten, noch nicht entartet sind....

Ich erwähnte vorhin der Misstimmung, die im hiesigen Publikum gegen Oesterreich herrscht; wäre dieselbe nicht schon längst vorhanden gewesen, die jüngsten Tage würden sie hervorgebracht haben, wenigstens in gewissen kaufmännischen und gewerblichen Kreisen. Der Schrecken, der sich infolge des nun doch erfolgten Ausbruchs des Kriegs der Börse bemächtigt hat, ist ungeheuer und ebenso ungeheuer sind die Verluste, welche die Handelswelt dadurch erleidet. Zwar von größern Bankrotten ist bisjetzt erst ein einziger bekannt geworden und zwar hat dieser gerade ein Haus betroffen, das sich sowol durch sein Alter wie durch seine Solidität der allgemeinsten Achtung erfreute. Mit desto größerer Bangigkeit sieht man der Zukunft entgegen; unser Handel fing eben an, sich von der großen Krisis von vor zwei Jahren ein wenig zu erholen, die Speculation regte eben wieder die Flügel, das eingeschüchterte Kapital fing an sich hervorzuwagen — nun kommt diese Katastrophe und alles liegt mit Einem Schlage wieder zu Boden. Auch bleiben die Verluste keineswegs in der eigentlichen Handelswelt. Die vexatorischen Maßregeln, mit denen unser Handelsminister Hr. von der Heydt unsere Privateisenbahnen verfolgt, damit sie ja nicht zu üppig werden und ihren Actionären nicht zu hohe Dividenden zahlen, haben einen großen Theil unserer kleinern Besitzer, die bis dahin gewohnt waren, ihre Ersparnisse in preußischen Eisenbahnactien anzulegen, veranlaßt, fremde, insbesondere österreichische Papiere, deren niedriger Curs vorzüglich verlockend war, anzukaufen; die Zahl dieser Besitzer soll namentlich hier in Berlin ungemein groß sein und können Sie sich danach einen Begriff machen von dem Zetergeschrei und der Erbitterung, womit die getäuschten Speculanten ihre österreichischen Papiere immer tiefer fallen sehen; „nicht einen halben Mann, nicht einen Silbergroschen für diese — Oesterreicher", hörte ich gestern einen leidlich wohlhabenden Handwerker sagen, der seine paar Thaler in österreichischer Anleihe angelegt hatte und dem sie nun durch die Panique der letzten Tage geschmolzen waren wie Schnee an der Sonne. Dazu kommt, daß, wie es heißt, schon morgen unsere eigene Regierung mit einer Anleihe angeblich von vorläufig 40 Millionen hervortreten wird; wer noch Kapital verfügbar hat, sucht es sich natürlich dafür zu reserviren und so wird, da auch die Banken überaus schwierig sind, Handel und Verkehr der nöthige Credit, diese seine eigentliche Lebensader, immermehr unterbunden.

Wenn es übrigens noch eines besondern Beweises bedurfte, wie unbegründet alle jene Gerüchte sind, die von einer plötzlich erfolgten Schwenkung unsers Cabinets im österreichischen Sinne sprechen, so ist derselbe durch die kürzlich erfolgte Berufung des bisherigen Professors Max Duncker, des berühmten Historikers, zum vortragenden Rath im Ministerium auf eine so glänzende Weise geliefert, daß jeder Argwohn dagegen verstummen muß. Wir verehren in Duncker einen speciellen Landmann — er ist ein Sohn des bekannten Buchhändlers Commerzienrath Duncker — und so hat seine Berufung hier unter seinen zahlreichen persönlichen Freunden große Freude erregt. Aber auch das ganze Volk, ja ganz Deutschland darf diese Freude theilen. Duncker ist ein Mann, der seine deutsche Gesinnung bei jeder Gelegenheit aufs unzweideutigste dargethan hat; das bornirte Preußenthum,

das Preußenthum der Junker und Büreaukraten, besitzt keinen erbittertern und mannhaftern Feind als ihn. Dabei ist Duncker ein Mann von felsenfester Treue und Redlichkeit der Gesinnung; es ist, bei der Lauterkeit und Unabhängigkeit seines Charakters, schlechthin undenkbar, daß er die ihm angetragene so wichtige und einflußreiche Stellung — er wird, wie ich höre, als vortragender Rath bei unserm Ministerpräsidenten, dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen beschäftigt werden — angenommen hätte, wären ihm nicht die allersichersten Garantien dafür geboten, daß die preußische Politik des gegenwärtigen Ministeriums zugleich eine deutsche, eine im edelsten Sinne nationale und patriotische sein wird. Und so dürfen wir seine Berufung denn als ein neues Pfand einer gesegneten und glücklichen Zukunft betrachten, gleichviel, ob dieselbe zunächst friedlich sein wird oder kriegerisch.

Daß unter diesen Umständen, da die auswärtige Politik alles Interesse an sich reißt, die Verhandlungen unserer Kammern nur noch geringere Aufmerksamkeit erregen, ist natürlich. Das Haus der Abgeordneten hat noch vor den Osterferien den Ehegesetzentwurf angenommen und zwar, wie vorauszusehen war, mit großer Mehrheit. Die Debatte, die bei dieser Gelegenheit geführt ward, war unbedeutend und erhob sich nirgends zur Höhe des Gegenstandes. Namentlich ging man über die so wichtigen Aenderungen in Betreff der Ehescheidung mit auffallender Oberflächlichkeit hinweg; Paragraph auf Paragraph wurde ohne weiteres genehmigt, sodaß die ganze Verhandlung kaum die Hälfte einer Sitzung in Anspruch nahm. Wie ganz anders war das vor zwei Jahren gewesen, und welcher Widerspruch hatte sich erhoben, als das Ministerium Manteuffel zum Theil wörtlich dieselben Vorschläge einbrachte! Bei dieser Lage der Dinge ist es fast als ein Glück zu betrachten, daß das Ehegesetz nicht die mindeste Aussicht hat, im Herrenhause angenommen zu werden; die Commission desselben hat sich bereits einstimmig für Verwerfung der Civilehe ausgesprochen, womit denn natürlich dem ganzen Gesetz sozusagen das Herz aus dem Leibe gebrochen ist. Ueberdies ist es bei dem nahe bevorstehenden Schluß des Landtags mehr als zweifelhaft, ob das Gesetz im Herrenhause überhaupt noch zur Berathung kommen wird. Es wird dann also auch in diesem vielbesprochenen Punkte, in Betreff dessen man uns beim Beginn der Session so große Hoffnungen machte, zunächst beim alten bleiben und da die Ehescheidungsgesetzgebung des Landrechts mit all ihren Mängeln doch noch immer praktischer und verständiger ist als diese neuen Vorschläge, der Uebermuth der Herren Pastoren aber durch den bekannten Erlaß des Oberkirchenraths denn doch wol einigermaßen gedämpft sein dürfte, so können wir uns das auch, wie gesagt, immerhin gefallen lassen. Auch übrigens ist die Opposition des Herrenhauses bei verschiedenen Gelegenheiten in sehr merklicher Weise hervorgetreten und auch die Junker und Kirchenpatrone in der Provinz verfehlen nicht eifrigst zu secundiren. Je größer im Publikum der Unwillen über diese völlig unpatriotische, nur aus dem crassesten Egoismus hervorgehende Haltung unserer Magnaten ist, je lebhafter und allgemeiner ist auch die Zustimmung, welche das energische Auftreten des Ministeriums findet und hat sowol die bekannte Erklärung, welche Hr. von Bethmann-Hollweg im Herrenhause abgab, als namentlich der Erlaß des Ministers Flottwell gegen die Opposition der Kreistage

betreffend die Zulassung der jüdischen Rittergutsbesitzer zu denselben, überall im Volke die größte Befriedigung erregt. Möchte man in dieser Beziehung nur noch entschiedener vorgehen; in diese alten, vom Gift des Pietismus und der Beamtenwillkür zernagten Schläuche läßt der Wein der neuen Zeit sich nun einmal nicht fassen.

Auch auf die Geselligkeit äußert die gegenwärtige erregte Stimmung ihren Einfluß; während die Café's, die Wein- und Bierstuben, überhaupt alle Orte, wo Zeitungen ausliegen, überfüllt sind, stehen die Theater leer. Im königlichen Opernhause gastirt Hr. Ander aus Wien, ohne jedoch rechten Anklang zu finden. Desto stürmischer war der Beifall, mit welchem Frl. Wagner bei ihrem neulichen Auftreten in Taubert's „Macbeth" empfangen ward; es war nicht nur ihr letztes Auftreten vor ihrem contractmäßigen Urlaub, es war auch überhaupt das letzte mal, daß sie als Fräulein Wagner die Bühne betrat, am heutigen Tage findet ihre Trauung mit dem Landrath Jachmann (aus der bekannten königsberger Familie) statt. Doch hofft man, daß sie der Bühne deshalb nicht völlig entsagen wird und da sie, trotz der ziemlich merkbaren Abnahme ihrer Stimmittel, in der That noch immer die einzige Stütze unserer Oper, so ist recht sehr zu wünschen, daß diese Hoffnung sich bestätigen möge. Das englische Gastspiel in der Friedrich-Wilhelmstadt hat den Verlauf genommen, den ich schon neulich andeutete: allen journalistischen Posaunenstößen zum Trotz spielte Hr. Phelps schließlich vor leeren Bänken und auch die Kritik entließ ihn endlich mit ziemlich kühler und verdrossener Miene. Jetzt hat sich auf den Bretern, über die noch soeben der englische Kothurn dahinstampfte, eine Bande englischer Pantomimenspieler etablirt. Sie sehen, englisch muß es jetzt bei uns sein, anders thun wir es nicht mehr; da aber diese Pantomimenspieler wenigstens nicht englisch sprechen, sondern nur auf englisch Gesichter schneiden und Kopf stehen und Arme und Beine verrenken und andere ähnliche Künste treiben, an denen große und kleine Kinder sich belustigen, so ist es wol möglich, daß der Unternehmer seine Rechnung dabei findet. Auf dem Wallner'schen Theater haben Hr. Laroche aus Wien und Hr. Marr aus Hamburg gastirt, beide ein paar verdiente Veteranen aus der alten Schule, die durch ihr gediegenes, ebenso natürliches wie kunstvolles Spiel uns den Verfall, in welchen die Schauspielkunst neuerdings gerathen ist, wieder einmal recht deutlich empfinden ließen. Auch Fritz Beckmann, der ehemalige Liebling der Berliner, den sie jetzt beim wiener Burgtheater eingefangen haben, für das er und das für ihn nicht paßt, verweilte einige Tage hier, jedoch ohne aufzutreten; sein bloßer Name ruft in den Theaterfreunden das Andenken einer Glanzzeit wach, die längst und, fürchte ich, unwiederbringlich hinter uns liegt und für die auch die fünf oder sechs Theater, die wir jetzt statt der frühern zwei haben, mit all ihrer Concurrenz und all ihrem prächtigen Plunder uns nicht entschädigen können.

Vom Genfersee.

April 1859.

Hg. Indem Sie Ort und Datum dieser Zeilen lesen, werden Sie vielleicht erwarten, daß ich, so nahe dem Schauplatz des seit Neujahr eingefädelten,

bald mit größerm, bald mit geringerm Geschick aufgeführten politischen Dramas, Ihnen meine Meinung über den möglichen Schlußact dieser Haupt- und Staatsaction, der darüber entscheiden muß, ob sie eine Tragödie oder Komödie war, mittheilen werde. Und dennoch hätte ich große Lust, Ihre Erwartung gänzlich zu täuschen. Um kleine, freilich oft sehr charakteristische Nebenzüge, die aus der Ferne weniger betrachtet werden konnten, zu erzählen, dazu ist wohl hier nicht der Ort; die Haupthandlung hat aber die Presse von ganz Europa, die in unserm Drama die Stelle des griechischen Chors vertritt, von Anfang an mit ihren breiten Commentaren in größter Ausführlichkeit begleitet, um schließlich über den Ausgang des letzten Acts so völlig im Unklaren sich zu befinden, wie Schreiber dieser Zeilen zur Stunde noch zu sein bescheidentlich eingesteht. Nur über zwei handelnde Personen in dem soeben vor unsern Augen agirten Stücke, die wir von unserm Standpunkte im Parterre aus besonders gut beobachten konnten, wollen wir uns ein paar Worte gestatten: über die Schweiz, der nur freilich einmal in solchen Haupt- und Staatsactionen die stumme Rolle von einer hochlöblichen Generalintendanz angewiesen ist, und über Savoyen, über dessen Haltung und Charakter in dem Stücke so unendlich viel geschrieben und gefabelt wird.

Von den Bewohnern des letztgenannten Gebirgslandes ist angenommen worden, daß bei denselben französische Sympathien vorwalten, und daß die bevorstehende Krise bei den verschiedenen Wechselfällen, die sie bei einem kriegerischen Verlauf mit sich bringen würde, Anlaß selbst zu einem Abfall des Stammlandes des sardinischen Königshauses von der Monarchie bieten könnte. Es sind uns sogar Zeitungscorrespondenzen zu Gesicht gekommen, die der sardinischen Regierung selbst Absichten, welche solchen Planen günstig wären, unterschieben. Wir vermögen selbstverständlich nicht in die Geheimnisse des Cavour'schen Cabinets einzudringen, glauben aber der Ansicht, daß unter dem Volke von Savoyen wirklich französische Sympathien herrschen, mit guten Gründen widersprechen zu können. Thatsache ist, daß ein großer Theil des savoyischen Adels mit der legitimistischen Noblesse der angrenzenden französischen Provinzen sympathisirt; Thatsache auch, daß die Geistlichkeit, die bekanntlich mit der gegenwärtigen sardinischen Regierung auf feindseligstem Fuße lebt, ihre Neigungen nach derselben Seite hinrichtet, und daß die kleine, einflußreiche Localpresse, die sich in den Händen dieser beiden Stände befindet, in diesem Sinn thätig ist. Der letztere Umstand ist nicht ohne einige Bedeutung, da die liberale Partei es hier noch niemals verstanden hat, ein volksthümliches Organ zu gründen, vielmehr alle derartigen Versuche, wie der „Constitutionnel Savoisien", der „Progrès" u. s. f. wegen ihrer Frivolität, ihres phrasenreichen Doctrinarismus und ihres geschraubten, dem Volke unverständlichen Pathos niemals populär wurden, sondern regelmäßig aus Abonnentenmangel zu Grunde gingen. Was nun aber die Stimmung der Bevölkerung anbetrifft, so unterscheidet diese sehr scharf zwischen der gegenwärtigen Regierung und dem angestammten Regentenhause. Die erstere gilt für ketzerisch und hat wenig Sympathien, für das letztere besteht noch eine Anhänglichkeit, die weit entfernt ist, einer Lostrennung des Landes von der Monarchie günstig zu sein. Im übrigen sind die Savoyarden friedlicher Natur und ohne Begeisterung für einen Krieg,

obwol sie der sardinischen Armee die besten und ausdauerndsten Soldaten liefern.

Wenn wir die Schweiz mit der stummen Person im gegenwärtigen politischen Drama vergleichen, so sind wir damit nicht der Meinung, daß ihre Haltung so ganz gleichgültig für etwa kommende Ereignisse sei. Das negative Verhalten der Neutralität, welches die Bundesregierung in Berücksichtigung ihrer völkerrechtlichen Pflichten und im Einverständniß mit der öffentlichen Meinung beschlossen hat, kann in diesem gegebenen Falle von sehr positiven Einflüssen und Wirkungen sein. Die Neutralität braucht nicht die politische Indifferenz zu sein, und was z. B. die öffentliche Meinung in der Schweiz anbetrifft, so sind wir weit entfernt, diese für gänzlich gleichgültig zu halten, sofern sie eine bestimmte Richtung einschlägt. Ist dies aber jetzt der Fall? Es muß sehr bezweifelt werden, wenn wir die öffentlichen Organe als Maßstab annehmen. Betrachten wir uns zunächst den „Bund", das eidgenössische Blatt par excellence, so spielt dieser gerade gegenwärtig etwas schweizerische „Times", er gibt sich allen Fluctuationen der Volksmeinung hin, unbekümmert um die Widersprüche, in welche er täglich mit sich selbst geräth. Er läßt sich aus Turin heftige Artikel über das „italienische Gesindel", die „revolutionären Ruhestörer" schreiben; er ist einige Tage lang nicht ohne Bewunderung der nationalen Erhebung in Deutschland gewesen; er hat ernste Befürchtungen hinsichtlich der neuesten Plane des französischen Cäsarismus geäußert. Plötzlich hat der Wind umgesetzt. Zuerst, vor ein paar Tagen, macht ein „geistreicher" Züricher die Entdeckung, daß der Kaiser Napoleon die uneigennützigsten, humansten Zwecke verfolgt. „Napoleon will, daß ein Staatenbund entstehen soll, und zwar mit Rom als Sitz und dem Papst an der Spitze, während die militärische Führung in die Hände Sardiniens gelegt würde. Zu diesem Zweck soll Sardinien mit dem Papst Frieden schließen. Zu dieser Umgestaltung Italiens ist der Kaiser Napoleon einerseits in der Stellung eines Mediators, ähnlich der einstigen Stellung seines großen Oheims in der Schweiz, andererseits in der Stellung des Beschützers des Bundes gegen jeden Angriff von Oesterreich." Das sollen die uneigennützigen Absichten Napoleon's sein, und das ist die Weisheit des „geistreichen" Zürichers, dem es gar nicht in den Sinn kommt, daß ein Volk nur dann die Freiheit verdient, wenn es sie sich selbst erringt, seine sittliche wie seine politische. Er geht noch einen Schritt weiter: aus obigen Absichten Napoleon's ist ersichtlich, daß es eitel „einfältiges Zeug" (sic) ist, wenn die Deutschen jetzt ihren Rhein für bedroht halten, oder wenn man dem Bündniß zwischen Frankreich und Sardinien den Charakter einer Offensivallianz beilegt! Der Herr würde in seinem bombenfesten Glauben an die Napoleonische Uneigennützigkeit ohne Zweifel auch einem Rheinbunde das Wort reden. Man könnte sich füglich wundern, wie solches „Zeug" von Zürich kommt, wenn nicht zwischen der Seine und Limmatathen, seitdem der Schulrathspräsident des Polytechnikums Gesandter in Paris geworden ist, allerlei verbindende Fäden hin- und herliefen. Interessant ist, daß der „Bund", seitdem der Ton einmal angegeben ist, eifrigst darin fortfährt. Sapienti sat.

Die übrigen Zeitungsstimmen der Schweiz sind zwar weniger schwankend als die der helvetischen Duodeztimes (die, wenn die öffentliche Mei-

nung sich gegen ihre gegenwärtigen Anschauungen auflehnt, vielleicht schon in einigen Tagen wieder Kehrt machen wird), dagegen um so mehr nach verschiedenen Richtungen auseinander gehend. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß in der Französischen Schweiz fast alle Blätter, radicale und conservative, cavouristisch-italienisch gesinnt sind. Gründliche Untersuchungen der Frage, die objective Gesichtspunkte festhalten, liegen nicht im Charakter der französischen Schweizer, die sich durch politische Stichwörter hinreißen lassen wie ihre transjuranischen Stammverwandten. Und in der deutschen Schweiz steht es leider mit der Presse nicht viel besser. Ein verworrenes Chaos der Meinungen, von Charakterlosigkeit nicht allzu weit entfernt, tritt uns auch da nur allzu häufig entgegen.

Doch genug von der Politik — apage Satanas! möchte man sagen in diesen unsern Zeiten. Lassen Sie mich den Rest des Bogens noch zu einigen Notizen über unsere nunmehr zu Ende gehende Wintersaison verwenden. Die Pensionen in Montreux, Vevey, Clarens u. s. w., an die man in Deutschland natürlich zuerst denkt, wenn von einer Saison am Genfersee die Rede ist, waren auch in diesem Winter mit zahlreichen Fremden angefüllt, und Deutschland war dabei, wie schon seit einer Reihe von Jahren, sehr stark vertreten. Stiller ging es in Genf zu, wo das schon gegen Ende October eingetretene rauhe Wetter einen großen Theil der Fremden vertrieben hatte. Die, welche blieben, haben sich vielfach über Langeweile beklagt; der stark anrüchige Cercle des Etrangers scheint allerdings nur Spieler von Profession anzuziehen. Das Theater ist für eine Stadt von der Bedeutung Genfs herzlich schlecht; größere gesellige Vereinigungen der feinern Welt gibt es kaum noch, seitdem die einheimische Aristokratie sich in das Schneckenhaus ihres Grolls zurückgezogen hat, d. h. seitdem sie selbst durch die Revolution vom politischen Leben ausgeschlossen ist. Es scheint uns beiläufig dieses Aufgeben einer feinern, gastlichen Geselligkeit, die noch vor funfzehn Jahren europäische Berühmtheit hatte, ein großer Fehler unserer haute-volée: sie hat damit eine Brücke abgebrochen, die sie noch in einer wesentlichen Beziehung mit dem öffentlichen Leben verband. Man sagt, und wir glauben es, daß unsere Aristokratie nicht geringe Sorgen gehabt habe, als das Gerücht Genf als Congreßort bezeichnete. So wie die Verhältnisse sind, bleiben die Fremden größtentheils auf sich selbst beschränkt. Die Engländer halten noch am meisten zusammen, und haben unter sich ein passables Gesellschaftsleben hergestellt, freilich mit scharfer Sonderung nach bestimmten Cliquen. Ein wirklicher nationaler Einigungspunkt ist ihre Kirche in der Rue du Montblanc. Wir haben oft einem solchen Ausgang des Gottesdienstes, der immer sehr besucht ist, mit Interesse beigewohnt. Da bilden sich die mannichfaltigsten Gruppen, da sehen wir z. B. den reichen Lord, der eine ganze „Campagne" gemiethet hat, mit einem einfachen Eisenbahnbeamten freundlich plaudern, sie schütteln sich die Hände, daß die Gelenke knacken, aber dann ist's auch wieder aus mit der Freundschaft für eine Woche.

Für den Kunstgenuß, in Malerei und Musik, ist in Genf noch am ausreichendsten gesorgt. Die permanente Kunstausstellung, ein Privatunternehmen in einem schönen Gebäude des neuen Grand-Quai, gibt uns Gelegenheit, die neuesten Werke schweizerischer, savoyischer und französischer Maler kennen zu lernen. An Concerten hat es uns, während das große „euro-

päische Concert" in die Brüche ging, auch nicht gefehlt. Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aus allen möglichen Ländern ließen sich hören. Ob sie mit ihren materiellen Erfolgen sehr zufrieden waren, lassen wir dahingestellt sein. Aus der Menge dieser Concerte wollen wir nur zwei aus den letzten Wochen nennen, weil Sie die beiden Künstler, die HH. Th. Ratzenberg und F. Prokesch, demnächst in Deutschland zu hören Gelegenheit haben werden. Der erstere, ein Schüler Liszt's, der kurz vor seinem hiesigen Auftreten in Paris debutirt hatte, ist ein junger Mann von 17 Jahren aus Thüringen. Er hat hier wie in Paris großen Beifall geerntet, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir ihm eine bedeutende Zukunft vorhersagen. Ist bei Ratzenberg bei aller Selbstständigkeit der Auffassung und Darstellung dennoch der Einfluß des Meisters nicht zu verkennen, so lernen wir dagegen in Prokesch einen Virtuosen kennen, der sich mehr auf autodidaktischem Wege seine jetzige künstlerische Stellung errungen hat. Er ist geborener Böhme und lebt seit einigen Jahren dahier als Musiklehrer an einem bekannten Institute. Die Erfolge, die er in hiesigen urtheilsfähigen, wenn auch kleinern Kreisen hatte, geben ihm Veranlassung zu einer großen Kunstreise, die er im nächsten Sommer anzutreten gedenkt. Zum Schluß müssen wir noch erwähnen, daß das neue Conservatorium, jenes geschmackvolle Gebäude, welches Bankier Bartholony seiner Vaterstadt Genf schenkte — es soll gegen 1 Mill. Fr. kosten —, diesen Winter vollendet und im Januar eingeweiht wurde.

Vom Mittelrhein.

Mitte April 1859.

OS. Mit dem laufenden Monat hat die rheinische Sommersaison wieder begonnen. Das Wetter ist ihr seit Jahren nicht günstiger gewesen. Eine Blütenfülle und Frühlingspracht herrscht in der Ebene und wogt empor auf beiden Seiten des Stroms an den dunkelbewaldeten Bergzügen vom goldenen Mainz bis hinauf nach Basel, deren Schönheit und Ueppigkeit geradezu unbeschreiblich ist. Und darüber herrscht die wärmste Lenzluft, der heiterste Sonnenschein, abwechselnd mit lauen Regentagen, sodaß die Getreidespeculation sich in wahrhafter Verzweiflung befindet. Massenhaft wirft sie ihre Waaren auf den Markt, da sie ihre berechnende Zurückhaltung abermals getäuscht sieht; und das Publikum, welchem sie schon vorm Jahre grollend drohte, es solle dieses Jahr die Wohlfeilheit des vorigen theuer bezahlen — können Sie es ihm verdenken, wenn es für diese merkantilen Leiden entsetzlich wenig Mitgefühl, ja wol einige Schadenfreude hat? Zehn Jahre lang hat es der Landwirthschaft ihre Producte um wahrhaft enorme Preise abkaufen müssen, und der alltägliche Menschenverstand kann sich nun einmal nicht davon trennen, theures Brot den Getreidehändlern immer wie ein halbes Unrecht anzurechnen. Dies Vorurtheil zu bannen, wird wol niemals ganz gelingen. Aber trotz dieser guten Sommeraussichten fehlt die freudige Zuversicht. Man kann es nicht oft und nachdrücklich genug sagen, wie festgewurzelt im ganzen Rheinland die Ueberzeugung ist, daß all die gegen Oesterreich aufgeworfenen Fragen absolut weiter nichts sind als Staubaufwirbelungen, um damit nicht erst einen Weiterschritt zur Aufnahme der

französischen Frage vom linken Rheinufer vorzubereiten, sondern die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Losbruche, ja zu einem Ueberfall auf das Rheinland selbst zu rüsten.

Darauf sollte man im Norden bei der Beurtheilung der westdeutschen Stimmungen Rücksicht nehmen. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß bei den Demonstrationen in Zeitungen, Kammern und Theatern, bei Sängerfesten, Zweckessen und dgl. nicht viel unnöthiges Raketengeprassel losgelassen wird. Allein wenn das den Süddeutschen halb wie Renommisterei und halb wie blinde Hingabe an Oesterreichs italienische Separatinteressen vorgeworfen wird, so täuscht man sich oder verschließt sich unbefangener Würdigung. Die Selbsterhaltung ist nicht blos der stärkste, sie ist auch der berechtigtste Trieb jedes Stammes und Staates. Vernichtung seiner selbständigen und deutschen Existenz erachtet das Rheinland als Ziel der Napoleonischen Politik. Daß sein zerspaltenes Kleinstaatenwesen nicht die imponirende Kraft hat, einen beutelustigen Nachbar zurückzuschrecken, verhehlt sich kein Mensch; das Mittel ist da, die Plane des Gegners zurückzuweisen, es heißt: der Deutsche Bund theilt den Argwohn gegen seine Politik und setzt sich in Bereitschaft, dieselbe energisch zurückzuweisen. Aber wenn diesem selben Gegner, welcher rüstet und rüstet und rüstet, mit ungeheurer Waffenkraft, mit Meinungmacherei, mit Verhehlung der Wahrheit vor seinem Volke, mit Verleugnung seiner Rüstungen vor der Welt gesagt wird: was die italienischen Interessen und Lande unsers Verbündeten angeht, so geben wir sie dir preis, sie gehen uns nichts an; was deine den Thatsachen widersprechenden Beschwichtigungen für uns anbelangt, so glauben wir bis zu dem Grade daran, um die Hände in den Schos zu legen; nur warnen wir dich vor einem Angriff auf österreichisches Gebiet, denn da möchten wir denn doch nicht mit Bestimmtheit dafür stehen, daß wir nicht ernstlich bös werden könnten — wenn so zu einem eroberungslustigen Nachbar gesprochen wird, so erachtet man dies im deutschen Rheinland als Einladung für ihn, ganz nach Belieben zu verfahren. Daran gar nicht zu denken, was einem Volke, dem solches Diplomatisiren zugemuthet wird, an moralischem Selbstgefühl verloren gehen muß.

Man behauptet dagegen, der süddeutsche Aufschwung sei wesentlich negativer Natur, d. h. Unzufriedenheit mit den innern Zuständen der klein- und mittelstaatlichen Wirthschaft, welche er bei Gelegenheit einer energischen Begegnung mit Frankreich loszuwerden hoffe, theilweise auch die Besorgniß, daß man gegen eine Wiederkehr der Rheinbundserscheinungen keineswegs gesichert sei, wenn die Regierungen nicht beizeiten in eine feste Stellungnahme gegen Frankreich gezwungen würden. Aber liegt nicht eine Verdächtigung des nationalen Geistes in solcher Zurückführung desselben auf blos negative Momente? Wie würde man es genannt haben, wenn dem preußischen Volke solche Motive seiner nationalen Entrüstung gegen die Manteuffel'sche Politik im orientalischen Kriege untergeschoben worden wären? Damals folgte der Südwesten dem nationalen Anstoße, welcher vom Norden kam, trotzdem er sich als neutrales Zwischenland der Production zwischen dem kriegführenden Frankreich und einem kriegführenden Preußen ganz behaglich befunden haben würde. Daß die damalige Politik dem nationalen Bedürfnisse so wenig entsprach, war nicht die Schuld des südwestdeutschen Volks. Aber zugegeben,

was nicht zuzugeben ist, daß nämlich der heutige Aufschwung der deutschen Westbreiten sich auf solche negative Momente zurückführen ließe — folgt daraus, daß seine Ziele unrichtig, der nationalen Sache verderblich sind? Oder ist es etwa eine unbekannte Sache, daß der Instinct der Besorgniß bei demjenigen, der sich am unmittelbarsten bedroht fühlt, am schärfsten und richtigsten zu sein pflegt? Schärfer und richtiger als bei denen, die aus gesicherten Verhältnissen heraus urtheilen? Oder bieten die Moniteur-versicherungen eine Garantie dafür, daß das Napoleonische System die pariser Friedensverträge besser achten werde als alle andern, deren Revision es zum Princip erhob? Ruht nicht der Napoleonismus auf ganz andern Grundlagen als das ganze continentale System? Können Napoleoniden vertragsmäßige Rechte achten, während ihre ganze Existenz ohne Gewährleistung des europäischen Rechts ist? Sie entstand durch Rechtsverletzung und Krieg und fiel durch den endlichen Sieg des so lange mit Glück und Glanz verhöhnten Rechts. Auch der neufranzösische Imperialismus ist innerlich wie äußerlich blos eine Thatsache, er wurzelt in dem mit Glück und Glanz verletzten Rechte, Erinnerungen daran sind sein historischer Besitztitel....

Mein Brief ist unwillkürlich politisch geworden. Allein von diesem Interesse wird eben jedes andere verschlungen und wenn ich süddeutsche Auffassungen der Weltlage gab, so denke ich damit ebenfalls der Verständigung gedient zu haben. Oder sollte es Ihre Leser interessiren, daß die Saisontheater in Mainz, Heidelberg, Freiburg 2c. mit der letzten Vorstellung den vergeblichen Kampf ihrer äußerst zweifelhaften Leistungen gegen die Reize des Frühlings aufgaben? Interessirt es Sie, daß in Mainz die häßlichen Colonnaden am Rheinufer eingerissen werden, um den Verbindungsschienen zwischen der Mainz-Binger Eisenbahn mit der hessischen Ludwigsbahn Platz zu machen? Auch die Heidelberg-Würzburger kommt nun ernstlich in Angriff und wird vorläufig, bis die Wogen des nachwachsenden Grün wieder darüber zusammenschlagen, einen häßlichen rothen breiten Strich vom Heidelberger Bahnhof aus an der Promenade, durch die alten schönen Friedhöfe, am Leib des Schloßberges hinziehen. Indessen gut ist es, daß jetzt diese Eisenbahnarbeiten so tüchtig überall in Angriff genommen sind. Denn die Kriegsdrohung hemmt Unternehmung und Verdienst in allen Geschäftsbranchen unbeschreiblich. In allen Rheinstädten vermißt man die sonst gewohnte Bauthätigkeit, geschlossene Accorde werden massenhaft rückgängig gemacht, selbst in die Bergwerke auf Eisenstein, Graphit, Steinkohlen 2c. ist die Arbeitslosigkeit hinabgestiegen und allein im kleinen Nassau sind in den letzten drei Wochen mehr als vierhundert Bergleute abgelohnt worden. Ganz dieselben Nöthe beherrschen den Kleinhandel und das Handwerk. Man lebt von einem Tag zum andern. Darin aber liegt, nicht in der eigentlichen Noth des Augenblicks, das Demoralisirende solcher Zustände, daß jedermann umsonst fragt: warum dies alles? daß niemand das Land einer gefesteten Zukunft zu erblicken vermag.

Notizen.

Am 13. April starb in London Lady Morgan, ehedem eine der beliebtesten englischen Schriftstellerinnen, die nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch außerhalb, namentlich in Deutschland, viel gelesen ward. Lady Morgan wurde 1789 als die Tochter eines Schauspielers Owenson geboren. Ihr Erstlingswerk war eine Sammlung lyrischer Gedichte „Lay of the Irish harp", der bald darauf eine Reihe von Romanen folgte, in denen sie die Sitten und Gebräuche ihrer heimatlichen Insel schilderte und die vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden; der berühmteste darunter ist „The wild Irish girl", von dem noch 1847 eine neue verbesserte und vermehrte Auflage erschien. Nachdem sie sich mit dem Arzt Sir Charles Morgan vermählt, bereiste sie Frankreich und Italien; beide Länder schilderte sie in besondern Werken („France", 2 Bde., 1817 und „Italy", 2 Bde., 1821), die ebenso sehr durch die Lebhaftigkeit der Darstellung wie durch die Schärfe und Einseitigkeit des Urtheils großes Aufsehen erregten und der Verfasserin viele Gegner erweckten. Von ihren spätern zahlreichen Schriften nennen wir hier noch den Roman „The O'Briens and O'Flaherty's", ferner ein zweites Buch über Frankreich, „France in 1829" (1830), „The book without a name", eine Sammlung vermischter Aufsätze und Skizzen, theils aus ihrer eigenen Feder, theils aus der ihres 1843 verstorbenen Mannes &c. Auch ihre ökonomischen Verhältnisse waren trotz der glänzenden buchhändlerischen Einnahmen, welche sie lange Jahre hindurch bezogen, nicht die besten, sodaß die Regierung ihr mit einem Jahrgehalt von 300 Pf. St. zu Hülfe kommen mußte.

In Nummer 13 unsers vorigen Jahrgangs brachten wir einen Artikel über Charitas Meixner in Worms, die Geliebte des siebzehnjährigen Goethe. Als Nachtrag dazu werden uns von dem Verfasser jenes Aufsatzes, Hrn. J. Hohenreuther in Worms, noch nachstehende den wormser evangelischen Kirchenbüchern entnommene Notizen mitgetheilt, die den Freunden der Goethe-Literatur, in der Charitas Meixner bisher nur so dürftig vertreten war, hoffentlich nicht unwillkommen sein werden. Danach war Charitas die Tochter des Kaufmanns Johann Friedrich Meixner und der Maria Dorothea Moritz und wurde am 27. Juli 1750 zu Worms geboren. Ihre Liebeständelei mit Goethe fällt, wie in jenem frühern Aufsatz nachgewiesen worden, in das Jahr 1766; sieben Jahre später, am 8. Februar 1773, vermählte sie sich mit dem Kaufmann Georg Friedrich Schuler zu Worms. Sie wurde rasch hintereinander mit vier Kindern gesegnet; den jüngsten Knaben gebar sie am 24. December 1774 und schon wenige Tage später, am 31. desselben Monats, findet sich in den Kirchenbüchern ihr Tod verzeichnet, sodaß sie also vermuthlich an den Folgen des Wochenbetts gestorben ist.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 21. 19. Mai 1859.

Alexander von Humboldt.

Mitten in die kriegerische Aufregung dieser Tage tönt eine Trauernachricht, welche unwillkürlich jeden, an dessen Ohr sie schlägt, einen Augenblick stille stehen macht und ihn zu wehmüthigem und ehrfurchtsvollem Nachdenken auffordert: am 6. Mai starb in Berlin Alexander von Humboldt, der Unsterbliche. Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß dieser Todesfall, der nach dem Gang der Natur schon solange zu befürchten stand und den wir alle doch noch so ferne glaubten, gerade in diesen Tagen erfolgen muß. Seit mehr als einem halben Jahrhundert waren wir daran gewöhnt, die Sonne des Humboldt'schen Ruhms über Deutschland und Europa, ja über den Erdkreis leuchten zu sehen, Geschlechter auf Geschlechter waren emporgewachsen in der Bewunderung seines Namens, er aber lebte fort und fort, unermüdlich thätig, in jünglingsgleicher Rüstigkeit, und gern überließen wir uns dem Wahne, als hätte die Natur ihm gegenüber auf ihr urewiges Recht verzichtet und dies so milde, so gütige Auge würde niemals erlöschen, dieser so beredte, so freundlich lächelnde Mund niemals erblassen, dieses sinnende, wie von der Wucht der eigenen Gedanken vornüber geneigte Haupt mit den ehrwürdigen weißen Locken sich niemals zur ewigen Ruhe legen. Wer, der nur einen Begriff hat von dem Unermeßlichen, das wir Humboldt verdanken, hätte nicht gern einen Theil seiner eigenen Jahre geopfert, um die Tage des Unvergleichlichen zu verlängern? Nun ist er dahingegangen und zwar gerade in einem Augenblick, da Arglist und Ehrgeiz, mit der

Ohnmacht und Kurzsichtigkeit der Völker im Bunde, wieder einmal die Furie des Kriegs entfesselt haben und da unser Erdtheil vielleicht binnen kurzem nur noch ein einziges großes Schlachtfeld sein wird. Es werden in den Kriegen, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehen, neue Berühmtheiten auftauchen, neue Namen werden vom Beifall der Menge gekrönt werden: aber nicht einer von ihnen, das läßt sich schon jetzt behaupten, wird an den Ruhm des Mannes reichen, dessen Heimgang wir heute beklagen — und dieser Ruhm war allein durch die Künste des Friedens, er war durch Bildung, Wissenschaft und edelste Menschlichkeit erworben.

Alexander von Humboldt's Name ist überhaupt einer der berühmtesten, den die Geschichte aller Zeiten und aller Völker kennt; wie man, um etwas Aehnliches zu finden an ungeheuerstem Umfang des Wissens und vollkommenster geistiger Durchdringung und Beherrschung des kolossalsten Stoffes, bis zum fernsten Alterthum hinaufsteigen muß, bis zu jenem Aristoteles, der noch ein Jahrtausend nach seinem Tode, selbst unverstanden, die gesammte Wissenschaft des Mittelalters beherrschte, so hat auch die gesammte Geschichte, politische wie gelehrte, nur wenige Namen aufzuweisen, die sich an Größe und Ausdehnung des Ruhms mit Alexander von Humboldt vergleichen können. Städte tragen seinen Namen und Ströme und Meere sind nach ihm genannt; die hauptsächlich auf seinen Betrieb ins Leben gerufenen magnetischen Stationen, die jetzt den Erdball wie mit einem Gürtel umgeben, sind ebenso viele Stationen seines Ruhmes; wir begleiten im Geiste die Nachricht von seinem Tode, wie sie, vom Telegraphen getragen, in alle Himmelsgegenden fliegt, und überall, unter dem Eise des Nordpols und in den Steppen Südafrikas, auf der Hochebene des Himalaya und in den Urwäldern Amerikas, begegnen wir Herzen, die beim Empfange der Nachricht rascher schlagen, sehen wir Augen, die sich mit Thränen füllen. Alexander von Humboldt gehört mit Napoleon und dem Alten Fritz zu den Namen, die jeder kennt, der nicht völlig auf der Stufe des Wilden steht; er ist überhaupt mit Friedrich dem Großen und Luther der berühmteste Name, den unser Volk seit Jahrhunderten hervorgebracht hat. Es ist gewiß kein kleiner Ruhm für ein Volk, im Zeitraum dreier Jahrhunderte drei solche Männer erzeugt zu haben: aber auch eine dringende Anmahnung liegt darin, so großer Vorbilder würdig zu werden und die Zukunft, die sie uns verheißen, nun auch wirklich zu erkämpfen.

Was Humboldt der Welt und der Wissenschaft gewesen, das an diesem Orte und in diesem Augenblick auch nur annähernd verzeichnen zu wollen, wäre ein thörichtes Unternehmen; sein Name ist sein Denkmal. Wohl aber sei es uns verstattet, zwei Seiten seines Wesens hier hervorzuheben, welche über diesen Verein großer und glänzender Eigen-

schaften, durch die Humboldt sich auszeichnete und durch die er fast das Maß der Sterblichkeit zu überragen schien, von vielen übersehen oder doch nicht hinlänglich gekannt und gewürdigt wurden, während sie uns in der That zu den wesentlichsten Zügen dieses ebenso liebenswürdigen wie ehrfurchtgebietenden Bildes zu gehören scheinen.

Das ist erstlich die Treue und Hingebung, die er seinem wissenschaftlichen Berufe widmete. Natürlich rede ich dabei nicht von den Gefahren und Anstrengungen, denen er sich bei seinen großen Reisen in Amerika und Asien aussetzte, noch von den Entsagungen und Opfern, durch die er diese Reisen zum Theil erst ermöglichte; diese Dinge sind jedermann bekannt und die Geschichte hat sie aufgezeichnet. Aber auch die zweite, scheinbar so ruhige, so gleichförmige Hälfte seines Lebens war noch immer ein Leben der Entsagung und der Aufopferung. Nichts, was sonst den Menschen ergötzt, was die Sinne beschäftigt oder in angenehme Zerstreuung versetzt, hatte Gewalt über den starken und männlichen Geist dieses Mannes; jeder Augenblick, der ihm gehörte, gehörte auch der Wissenschaft, sie war der nie verhallende Ton, der seine ganze Seele durchdrang, sie war dem einsamen Manne Mutter und Kind, Geliebte und Freundin zugleich, und wenn er um Mitternacht, müde von Festlichkeiten, die sein Inneres leer ließen, betäubt vom Geschwätz der Höflinge, aus dem glänzenden Königsschloß in sein stilles Studirzimmer zurückkehrte, da waren es seine geliebten Bücher, da waren es seine Arbeiten und Studien, bei denen er Erfrischung suchte, und kein Morgen dämmerte, viele, viele Jahre hindurch, der den Siebzig- und Achtzigjährigen nicht wach über seinen Büchern gefunden hätte....

Und wie die Wissenschaft sein einziger Genuß und seine einzige Erholung war, so besaß er auch keinen andern Ehrgeiz als allein den Ehrgeiz der Wissenschaft. Es ist ein allbekannte Thatsache, daß Humboldt der Freund und Günstling zahlreicher fürstlicher Persönlichkeiten war; zwei Könige von Preußen, Vater und Sohn, dabei in geistiger Hinsicht sich so unähnlich wie möglich, stimmten doch darin überein, daß sie stolz darauf waren, ihn ihren Freund zu nennen; er war der geistige Mittelpunkt des preußischen Hofes; fremde Fürsten schätzten es sich zur Ehre, ein Gespräch mit ihm zu führen oder ihn mit ihren Ordenszeichen schmücken zu dürfen. Ebenso bekannt ist es auch, daß Alexander von Humboldt mehr als einmal zu den wichtigsten und delicatesten diplomatischen Sendungen verwandt wurde. Die Beschäftigung mit der Natur und ihrer Vergangenheit hatte ihn für die gegenwärtigen Beziehungen der Menschen keineswegs stumpf oder gleichgültig gemacht; es war etwas in ihn übergegangen von dem staatsmännischen Geiste seines Bruders Wilhelm, sein politisches Urtheil war klar, scharf und treffend und stand bei Freund und Feind in gleich hoher Achtung. Es wäre für Humboldt ein Kleines

gewesen, auf diesem Wege politischer Thätigkeit weiter vorzuschreiten und zu großem, nicht blos mittelbarem politischen Einfluß und Ansehen zu gelangen. In der That hat er mehr als einmal hart an der Schwelle eines Ministeriums gestanden, vielmehr er durfte sich nur bücken, um ein Portefeuille aufzunehmen. Ja es gab Momente während der letzten zwanzig Jahre, wo die öffentliche Meinung sogar mit Ungestüm von ihm forderte, daß er es thäte; wir erinnern beispielsweise an die Zeit zunächst nach dem Tode Altenstein's, im Sommer 1840, wo Alexander von Humboldt allgemein unter den Nachfolgern des verstorbenen Ministers genannt ward und wo es gewiß den lautesten und einstimmigsten Jubel erregt haben würde, hätte Humboldt sich wirklich dazu herbeigelassen, das verwaiste Portefeuille zu übernehmen.

Allein weder damals noch später, so oft sich die Gelegenheit auch bot, drang die Stimme des Ehrgeizes zu seinem Ohr. Freund und Vertrauter eines prachtliebenden und freigebigen Königs, hat er doch niemals die geringste Gunstbezeugung für sich beansprucht und genossen, noch hat er irgendeinen Einfluß auf seine Umgebung zu erlangen gesucht, als den die Gediegenheit seines Urtheils, sein Scharfsinn und seine Wahrheitsliebe ihm von selbst verschafften; er, der nicht müde ward, andern zu helfen, der für Unzählige den Rathgeber und Vermittler machte und durch dessen Beistand Unzählige ihre Existenz theils begründeten, theils verbesserten, hat nie das Mindeste für sich begehrt, sondern immer war es die Wissenschaft, es war die Bildung, der Fortschritt, das Wohl der Menschheit, dem er sein Leben widmete und für das er thätig war, bis endlich der Tod dem nie Rastenden Stillstand gebot.

Das bringt uns auf eine andere nicht minder glänzende, aber noch liebenswürdigere, noch rührendere Seite seines Wesens. Humboldt besaß den Ehrgeiz der Wissenschaft, aber nichts von ihrem Hochmuth; er hatte kein kleinstes Stäubchen in sich von jenem pedantischen Stolz, der auf alle Minderwissende — und wer war nicht im Vergleich mit Humboldt ein Minderwissender? — mit Geringschätzung herabblickt und der übrigens unter den deutschen Gelehrten so verbreitet ist. Im Gegentheil, wie der gelehrteste, so war Humboldt zugleich auch der gütigste, hülfreichste und menschenfreundlichste Mann, den es jemals gegeben. Die höchste Bildung des Geistes war bei ihm zugleich zur höchsten Bildung des Herzens geworden; die tiefste Wissenschaft hatte sich bei ihm zur reinsten und erhabensten Sittlichkeit verklärt. Ganze Bände müßte man anfüllen, wollte man nur die Namen derer verzeichnen, denen Humboldt in den verschiedensten Lagen des Lebens sich hülfreich und theilnehmend erwiesen. Wie die Sonne Gottes ihr Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, so stand Humboldt's Name am Himmel unserer Zeit und jeder glaubte ein Recht zu haben, sich ihm zu nähern und von ihm

Rath, Trost, Beistand zu begehren. Da war kein Naturforscher, der irgendeine Entdeckung gemacht zu haben glaubte, oder der eine Reise in ferne Gegenden antreten wollte, der sich nicht an Humboldt wandte, ihm seine Arbeiten und Projecte vorlegte und ihn um sein Urtheil, seinen Rath, seine Vermittelung ansprach; da gab kein junger Gelehrter sein erstes Buch heraus, der es nicht Humboldt übersandt und ihn um seine Kritik, seine Fürsprache, seinen Beistand ersucht hätte; da war kein wißbegieriger — und leider auch kein neugieriger Franzose oder Engländer, Amerikaner oder Russe, Italiener oder Grieche, Spanier oder Türke, der nach Berlin gekommen wäre und nicht an seine Thür gepocht und dem ewig heitern, ewig nachsichtvollen Greise nicht einige Minuten seiner kostbaren Zeit geraubt hätte. Auch keine Noth und kein Elend, keine Schuld und kein Vergehen gab es, die sich nicht hinter Humboldt's berühmten Namen geflüchtet und durch ihn einen Weg zum Ohre des Königs gesucht hätten; zahlreiche politische Verurtheilte verdanken ihm ihre Begnadigung oder doch Erleichterung ihres Loses, von Unzähligen, über denen schon das Damoklesschwert einer peinlichen Untersuchung schwebte, ist dasselbe durch Humboldt's Vermittelung abgewendet worden. Ja zuletzt kam es dahin, daß es, wenigstens in Preußen, bald keinen Schulmeister mehr gab, der eine bessere Stelle, keinen Studenten, der ein Stipendium haben wollte, ja keinen Poeten, der sein Stück beim Theater aufgeführt sehen, keinen Schauspieler, der eine gewisse Rolle geben oder nicht geben, keinen Fabrikanten, der ein neues Fabrikat unter die Leute bringen wollte — sie wendeten sich alle an Humboldt und trugen ihm ihre Anliegen vor, und so wunderlich dieselben auch häufig waren, so hatte er doch nicht nur für jeden ein beruhigendes und tröstendes Wort, sondern er that auch mit selbstvergessender Güte für jeden, was zu thun nur irgend in seinen Kräften stand.

Man hat diese immer gleiche Willfährigkeit Humboldt's, auf jede Frage zu antworten und jeder Bitte Gehör zu geben, mochte sie auch noch so fern liegende Gegenstände betreffen, wol zuweilen in der Stille zu tadeln oder zu bedauern gewagt und darin eine Art von Schwäche gesehen oder wol gar einen gewissen Drang, sich in alles zu mischen und alles zu vermitteln. Allein zugegeben, daß die Zeit und die Kraft des außerordentlichen Mannes dabei zuweilen in der That auf unwürdige Weise gemisbraucht worden und daß sich wol hier und da einer an ihn herangedrängt hat, der nicht werth war, ihm die Schuhriemen aufzulösen, ja der den großen Namen Humboldt's wol gar als Speculation, als Reclame für die Zeitungen gebrauchte, so müssen doch diejenigen, die ein so herbes Urtheil zu fällen wagen, den Vorwurf auf sich sitzen lassen, die Quelle übersehen zu haben, aus der diese Schwäche — wenn es denn doch einmal eine Schwäche sein soll — hervorging: nämlich die

reinste und unerschöpflichste Herzensgüte. Humboldt war nicht blos die incarnirte Gelehrsamkeit, er war auch die verkörperte Güte und Menschenfreundlichkeit; nie hat der schöne Goethe'sche Zuruf: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ eine vollständigere und consequentere Erfüllung gefunden als in ihm. Er, der mit den Riesenarmen seines Geistes die ganze Welt umfaßte, lebte nur für die Menschheit und zwar suchte er diese Menschheit nicht etwa in irgendeiner nebelhaften Ferne, auf der Höhe irgendeines unbestimmten Ideals, sondern in jedem, der ihn antrat, erkannte er ihren göttlichen Stempel und diente ihm so treu und so hingebend, mit solchem warmen herzlichen Eifer, mit solchem schönen kindlichen Vertrauen, als hätte es sich in jedem einzelnen Fall wirklich um das Wohl der ganzen Menschheit gehandelt. Für sich selbst anspruchslos, bescheiden, entsagend bis zum Aeußersten, kannte er für andere keinen Weg, der ihm zu schwierig, keine Vermittelung, die ihm zu mühsam gewesen wäre. Ja, er konnte sich in alles mischen und konnte fast zudringlich werden, aber nie für sich, sondern immer nur für andere; bedürfnißlos wie er für sich selbst war, verstand er doch jedes fremde Bedürfniß und ruhte und rastete nicht, bis er es befriedigt hatte. Ich überdenke im Geist die unzähligen Häuser, nah und fern, in die heute die Nachricht von Humboldt's Heimgang gelangt; wie viele sind, die ihm ihr Glück, ihre Heiterkeit, ihren Wohlstand verdanken! In wie vielen Augen, die sich heute von Thränen verdunkeln, hat sein milder freundlicher Blick den ersten Strahl der Hoffnung entzündet! In wie viele Herzen, die heute um ihn trauern, als wäre ihnen ein Vater gestorben, hat sein Wort den Keim des Guten und Edeln gesenkt! Wie viele Geister, die heute seinem Verlust in banger Trauer nachsinnen, haben sich an seinem Beispiele emporgerichtet und sind durch seinen Beistand, seine Hülfe dem Dienst der Wissenschaft und der Wahrheit gewonnen worden!

Aber — flüstern unsere Frommen im Lande und stecken die Köpfe bedenklich zusammen — aber Humboldt war doch ein Heide, er hatte kein „Christenthum“ oder doch wenigstens nicht „das rechte“. Jawol war er ein Heide und gottlob! daß er es war, wenigstens in euerm Sinne! Humboldt war ein Zögling der Natur und der Griechen, er hatte nichts gemein mit dem frömmelnden Blödsinn unserer Tage; mitten unter dem ekeln scheinheiligen Gewürm, das sich bis zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft emporgewunden hatte, stand er in ruhiger Heiterkeit, gleich einer griechischen Säule inmitten eines Sumpfs. Und daß er so dastand und daß das Buchstabenchristenthum unserer Tage, soviel Mühe es sich auch gab, ihn doch nie zu sich hinüberziehen konnte, daß er sich immer frei bekannte zu jener Religion der Menschlichkeit, der von jeher alle hohen und großen Geister angehört haben und daß er

dabei doch dieser aufopfernde, hülfreiche, hingebende Mensch war, dem nichts zu groß noch zu klein, wodurch er seinen Mitmenschen nützen konnte — das in Wahrheit ist nicht der geringste Lorber, der sein Gedächtniß schmückt, noch ist es der kleinste Triumph, den er der Sache des Lichts und der Wahrheit erstritten hat. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — nun, und mit dem Namen Alexander von Humboldt bewaffnet, können wir modernen Heiden dreist in die Hölle wandern, die unsere frommen Freunde uns zugerichtet haben....

Darum aber gab es auch für diejenigen, welche dies nie rastende Wohlwollen und diese unermüdliche Menschenfreundlichkeit des Dahingeschiedenen kannten, kein bedrohlicheres Zeichen seines nahen Endes, als da er sich vor einigen Wochen genöthigt sah, sich durch öffentlichen Aufruf in den Zeitungen jene Unmasse von Briefen und Anfragen und Gesuchen zu verbitten, mit denen er so viele Jahre hindurch wahrhaft überschüttet wurde. Wir alle, die wir an uns selbst erfahren hatten, wie unerschöpflich der Quell des Wohlwollens, der in diesem Herzen sprudelte, und die wir wußten, daß leben für ihn gleichbedeutend war mit helfen und wohlthun, wir alle sahen uns damals erschrocken an und flüsterten einander die bangsten Befürchtungen zu; wie es zum Wesen der Sonne gehört zu wärmen und zu leuchten, so gehörte es auch für Humboldt zu den Bedingungen seines Daseins, zu helfen und zu rathen, und wenn er sich genöthigt sah, diesem Bedürfniß seiner Natur zu entsagen oder ihm doch gewisse Beschränkungen aufzuerlegen, so war das ein sicheres Zeichen, daß es mit ihm selbst zu Ende ging.

Und diese Befürchtungen haben sich nur allzu bald erfüllt; er ist heimgegangen in den großen Urquell alles Lichts, von dem alles Gute und Schöne stammt und zu dem es in göttlicher Befriedigung zurückfließt. Uns aber hat er das Erbtheil seiner Thaten und seines Namens hinterlassen; möge das deutsche Volk seiner stets würdig sein und möge es immer weiter vorschreiten auf jener Bahn der Bildung, der Wahrheit und der höhern Menschlichkeit, auf der er uns so kühn, mit eroberndem Geiste, ein zweiter Alexander der Große, vorangegangen ist!

R. P.

Karl Gutzkow und sein „Zauberer von Rom".

Von
Robert Prutz.

I.

Von Gutzkow's neuem Roman „Der Zauberer von Rom" wurde kürzlich der vierte Band ausgegeben. Es liegt somit, da das Werk bekanntlich gleich den „Rittern vom Geiste" auf neun Bände berechnet ist, gegenwärtig die kleinere Hälfte des Ganzen vor: zu wenig ohne Zweifel, um ein wirkliches Urtheil über das Buch zu fällen und ihm seinen Platz unter den poetischen Leistungen der Gegenwart anzuweisen, aber immerhin genug, um erkennen zu lassen, was der Dichter selbst mit seinem Werke beabsichtigt und erstrebt und auf welchen Wegen er sich seinem Ziele zu nähern sucht.

Die Tageskritik freilich hat sich damit nicht begnügt. Wie fast alle Werke dieses Autors, so viele er deren im Laufe der Jahre veröffentlicht hat, ist auch der „Zauberer von Rom" gleich von seinem ersten Erscheinen an ein Gegenstand der heftigsten journalistischen Kämpfe gewesen; von den einen maßlos bewundert und als das Höchste gepriesen, was die moderne Poesie überhaupt hervorgebracht, ist er von andern ebenso leidenschaftlich herabgesetzt und verurtheilt worden. Die Polemik über Werth oder Unwerth des „Zauberer von Rom" hat zum Theil einen sehr gehässigen Charakter angenommen; von beiden Seiten hat man zu Persönlichkeiten gegriffen und wenn die Gegner Gutzkow's das Maß des Erlaubten und Schicklichen nicht selten überschritten haben, so haben seine Freunde und Anhänger durch das Uebertriebene und Einseitige ihrer Lobeserhebungen ihm beinahe noch mehr geschadet als die Angriffe seiner Gegner.

Der Herausgeber des „Deutschen Museum" steht den einen so fern wie den andern; wie in seinen kritischen Besprechungen überhaupt, so weiß er sich auch in Betreff des „Zauberer von Rom" frei von allen persönlichen Beziehungen und folgt lediglich dem, was er, nach möglichst gründlicher und unparteiischer Prüfung, als das Richtige erkannt zu haben meint. In einer so vielfach bestrittenen Angelegenheit, die zum Theil sogar absichtlich entstellt und verdunkelt worden, ist dies Wahre und Richtige freilich nicht ganz leicht zu finden und noch schwerer hält es, die Leser, von denen sich fast jeder bereits sein Urtheil gebildet hat und die mehr oder minder von der allgemeinen Befangenheit für oder wider angesteckt sind, davon zu überzeugen, daß das Resultat, wie es auch ausfalle, wenigstens aus einer unparteiischen und vorurtheilsfreien Prüfung hervorgegangen ist; wo jeder Partei ist, wird an Unparteilichkeit überhaupt nicht mehr geglaubt, jeder kennt die Motive der Abneigung, der Eifer-

sucht, der persönlichen Verstimmung, von denen er selbst in der Stille geleitet wird, und darum traut er auch keinem andern zu, von solchen Motiven frei zu sein.

Bei solcher Lage der Dinge scheint uns der einzig sichere Weg, zu einer Verständigung zu gelangen, der geschichtliche Weg, der Weg der Thatsachen zu sein. Ein Schriftsteller, der gleich Gutzkow seit bald 30 Jahren vor den Augen des Publikums thätig ist, macht keine plötzlichen, keine sprungweisen Entwickelungen mehr; dreißig Jahre im Dienst der Oeffentlichkeit zugebracht, sind vielleicht nicht genügend, das Maß des Talents ein- für allemal festzustellen — denn dies kann zuweilen in einem glücklichen Moment über sich selbst emporgehoben werden — wohl aber reichen sie hin, den literarischen Charakter im allgemeinen zu erkennen und die Elemente festzustellen, aus denen derselbe sich gebildet hat. So glauben wir denn auch dem, was wir über die bisher erschienenen Bände des „Zauberer von Rom" zu sagen haben, kein besseres Gehör verschaffen zu können, als indem wir eine allgemeine Charakteristik dieses fruchtbaren und vielgelesenen Schriftstellers voranschicken; ja wir thun dies um so lieber, als diese Charakteristik unsern Lesern zugleich als Probe eines größern Werks dienen kann, das wir soeben unter dem Titel „Die deutsche Literatur der Gegenwart" (2 Bde., Leipzig, Voigt und Günther) erscheinen lassen und in dem denn auch Gutzkow mit der Ausführlichkeit besprochen worden ist, die der Stellung gebührt, welche er, nach seinen Vorzügen wie nach seinen Mängeln, in der Literatur der Gegenwart einnimmt.

Bekanntlich nimmt Karl Gutzkow seinen Ausgang von jener Gruppe von Schriftstellern, die bei uns zu Anfang der dreißiger Jahre unter dem Namen des Jungen Deutschland auftrat. Man kennt die Geschichte von dem kleinen Töffel, der, dieses Beinamens überdrüßig, sein Heimatsdorf verläßt, in den Krieg geht, Wunden und Ehrenzeichen davonträgt, und da er endlich, ein schnauzbärtiger, pulvergeschwärzter Invalide, wieder in sein Dorf zurückkehrt, was ist der erste Gruß, mit dem man ihn empfängt? „Sieh', kleiner Töffel, lebst du noch?!"

Die Schriftsteller des Jungen Deutschland haben sich über ein einigermaßen ähnliches Schicksal zu beklagen. Auch sie haben im Laufe der beinahe dreißig Jahre, die vergangen sind, seitdem jener Beiname zuerst auf sie angewendet ward, alles Mögliche gethan, denselben in Vergessenheit zu bringen, auch sie haben Schlachten gekämpft und Abenteuer bestanden und haben dann ein ander mal sich still zu Hause gehalten, während die ganze Welt brauste und schwärmte, auch an ihnen ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, auch sie haben längst aufgehört, die wahre Jugend Deutschlands zu sein, es sind sogar mehrentheils ganz solide, ganz ruhige Bürger, im literarischen wie im politischen Sinne,

aus ihnen geworden — und doch können sie diesen verhängnißvollen Beinamen nicht loswerden, und doch müssen sie, obwol zum Theil mit ergrautem Kopf, diese Bezeichnung des „Jungen Deutschland“ mit sich herumschleppen bis an das Ende ihrer Tage.

Verhängnißvoll aber nennen wir diesen Beinamen theils wegen seines polizeilichen Ursprungs und der kleinlichen politischen Verfolgungen, an die er erinnert, theils wegen des Widerspruchs zwischen den Erwartungen, welche ein solcher Name erweckt, und demjenigen, was die Träger desselben wirklich geleistet haben. Es sind bedeutende Schriftsteller darunter, ausgezeichnet sowol durch die Energie und Fülle ihres Talents als namentlich durch die Vielseitigkeit ihrer Leistungen. Wir verdanken ihnen einige geistvolle kritische Erörterungen, einige wirksame Theaterstücke, einige unterhaltende Romane und Erzählungen: aber bei alledem — ein eigentliches und wirkliches „Junges Deutschland“ hätten wir uns doch noch anders gedacht....

Wiewol es sehr unrecht wäre, wollten wir die Träger dieses Namens für die Erwartungen, die derselbe erweckt und die nur zum kleinsten Theil von ihnen befriedigt worden sind, verantwortlich machen. Es ist eine sehr triviale Wahrheit, die aber doch auch in Kunst und Wissenschaft ihre Geltung hat: jeder ist jung — in seiner Jugend, und wenn wir, deren Locke eben noch braun, deren Auge hell, deren Blut heiß und stürmisch ist, — wenn wir nicht begreifen können, wie diese altersmüden, verwitterten Gestalten da vor uns auch einmal jung gewesen sein sollen, so steht schon ein neues Geschlecht dicht hinter uns, bereit, denselben Spott und dieselben Zweifel auf unsern, o Himmel, wie bald ebenfalls kahl gewordenen Scheitel zu schleudern. Nicht darauf eigentlich kommt es bei der Würdigung geschichtlicher Persönlichkeiten an, was jemand geleistet, sondern ob und inwieweit er dasjenige geleistet, was unter den einmal bestehenden Verhältnissen überhaupt zu leisten möglich war und wozu sein Schicksal, das ihn gerade in diesen und keinen andern Verhältnissen geboren werden ließ, ihn gleichsam vorausbestimmt hatte.

Legen wir diesen bescheidenen, aber doch allein gerechten Maßstab an das sogenannte Junge Deutschland, so wird manches und vieles von dem, was uns jetzt an dieser Erscheinung verstimmt und beleidigt, uns vollkommen klar und begreiflich werden. Wenn je eine literarische Epoche, so verdienen jene dreißiger Jahre, in welche das Auftreten des Jungen Deutschland hauptsächlich fällt, den Namen einer Uebergangsepoche; sowol die Vorzüge und Verdienste, die wir den Mitgliedern des Jungen Deutschland durchaus nicht absprechen wollen, als auch ihre Irrthümer und Unzulänglichkeiten wurzeln vornehmlich in diesem Umstand. Die Julirevolution auf der einen, die Ausbreitung und Popularisirung der

Hegel'schen Philosophie auf der andern Seite hatten jene Herrschaft der Romantik, die sich ungefähr seit Schiller's Tode mehr und mehr über unsere Literatur ausgedehnt hatte und die das literarische Gegenbild unserer politischen Restauration bildet, theils gestürzt, theils wenigstens so erschüttert, daß der Umsturz demnächst und ohne große Anstrengung erfolgen mußte

Nun aber ist es ein historisches Gesetz, daß überlebte, dem Untergang geweihte Richtungen nicht sowol durch völlig neue, ihnen schnurstracks entgegengesetzte gestürzt werden, als vielmehr von innen heraus; es stirbt eben niemand als an sich selbst. Oder um es noch genauer auszudrücken: die neue Richtung der Zeit, welche allerdings im Entstehen ist, tritt zunächst in der Form der alten absterbenden Richtung auf und namentlich auch mit ihren Mängeln behaftet; es gibt keinen Sprung in der Geschichte und auch da, wo sie von einem alten, überlebten Princip zu einem neuen, höhern fortschreitet, ist es immer dieselbe Entwickelung, die z. B. in der Natur aus dem absterbenden, verwesenden Samenkorn die neue Frucht hervorgehen läßt. Das Junge Deutschland war der entschiedenste und ausgesprochenste Gegensatz gegen die bisherige Romantik, aber in wesentlich romantischer Form; die Einseitigkeit unserer bisherigen blos literarischen Bildung wollte es aufheben, es wollte die Literatur enger ans Leben anschließen und ihren ermatteten Leib in der freien Luft der Geschichte, durch die Berührung mit Politik, Philosophie und Theologie erfrischen und wiederherstellen, bediente sich dazu aber selbst noch ausschließlich literarischer Mittel; es wollte mit Einem Wort die Literatur über sich selbst hinausführen, verfiel aber, mitten in diesem Streben, demselben literarischen Kastengeist, dem auch die Romantik gehuldigt hatte; es wollte eine politisch-sociale Partei sein und brachte es doch nur bis zur literarischen Coterie.

Auch dies lag weniger an den Tendenzen und Mitteln des sogenannten Jungen Deutschland als vielmehr an den unreifen und unfertigen Zuständen, unter denen dasselbe sich entwickelte. Die Kluft, welche Literatur und Leben damals bei uns trennte, war zu groß, höchstens ein Dichter, auf den Fittichen des Genius, hätte sie überfliegen können: einen solchen wahrhaft genialen Dichter aber, wie hätte diese in sich zerrissene, ohnmächtige Zeit ihn erzeugen können? So sehr auch die Theorie gerade des Jungen Deutschland dagegen ankämpfte, es bleibt doch richtig: nur höchste Gesundheit ist höchstes Genie, es gibt keinen in sich unharmonischen und zerrissenen Dichter, der etwas Ganzes und Harmonisches schaffen könnte. Die Flügel des Jungen Deutschland reichten minder weit, gerade so weit, wie die Schwungkraft der Zeit, in der diese Schriftsteller selbst lebten und entstanden. Das eigentliche große Gebiet der Poesie, Epos und Drama, war ihnen verschlossen und hat sich auch

späterhin, so beharrlich sie zum Theil an seine Pforten pochten, ihnen so wenig erschlossen wie irgendeinem aus moderner Zeit; selbst die am weitesten vordrangen, sind doch immer nur im Vorhof stehen geblieben. Das Junge Deutschland war überhaupt weit weniger poetisch als literarisch; die Lyrik namentlich, dieser Grundton aller Poesie, der durch alle Gattungen derselben mehr oder weniger hindurchklingt, war ihnen vollständig versagt. Auch dies lag großentheils in ihrer historischen Stellung: nachdem die Romantik so maßlos in Gefühlen geschwelgt, nachdem sie die ganze Poesie zu einer bloßen abstracten Lyrik, ja noch weiter, zu bloßen musikalischen Stimmungen verflüchtigt hatte, war es dem Gesetz historischer Entwickelung ganz angemessen, daß den Romantikern nunmehr ein Geschlecht auf die Ferse trat, bei dem Gefühl und Empfindung im Gegentheil sehr unentwickelt waren und das hauptsächlich von den kritischen Mächten des Verstandes geleitet ward. Auch die Romantiker hatten viel und gern kritisirt, aber sie thaten es immer nur zu ästhetischen Zwecken; bei den Schriftstellern des Jungen Deutschland dagegen sollte die Kritik wesentlich eine praktische Macht sein, sie kritisirten die Literatur, weil sie das Leben, sie geiselten die Poeten, weil sie die Staatsmänner ihrer Zeit strafen oder umstimmen wollten. Die Romantiker hatten von einer „poetischen Poesie" gefabelt, das Junge Deutschland stellt die Literatur ausdrücklich in den Dienst der Praxis und schrieb seine Bücher nur, weil ihm zu Thaten theils die Gelegenheit, theils wol auch die Fähigkeit mangelte.

In keinem Schriftsteller dieser Gruppe liegt der allgemeine Charakter derselben nun deutlicher und energischer ausgeprägt als in Karl Gutzkow; nicht Heine oder Börne, denen man, selbst von Polizei wegen, den Ursprung dieses Geschlechts zuschrieb, sondern Karl Gutzkow ist das eigentliche incarnirte Junge Deutschland. Zugleich aber ist er auch derjenige unter unsern jüngern Schriftstellern, der die meiste Entwickelungsfähigkeit besitzt. Karl Gutzkow ist der wahre Proteus unserer modernen Literatur; wie es keine Gattung gibt, die er nicht angebaut hätte, von der Kritik bis zum Drama, vom Epigramm bis zum großen, neunbändigen Roman, so gibt es auch in der Welt der Empfindungen keinen Ton, den er nicht anzuschlagen, in der Welt des Geistes keine Farbe, die er nicht zu tragen wüßte. Gutzkow ist nicht nur einer der fruchtbarsten, er ist auch einer der zähesten und ausdauerndsten Schriftsteller, welche unsere Literatur irgend aufzuweisen hat. Diese Zähigkeit bildet sogar einen Hauptzug in seinem literarischen Charakter. Gutzkow ist keiner von den ursprünglichen Geistern, welche ihr Ziel gleichsam im Fluge erreichen: vielmehr zeigt er sich auch darin als ein echter Sohn seiner Zeit, daß seine Bildung eine ungemein zusammengesetzte ist und daß er mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen, mehr mit dem wohl-

geschulten Talent als mit dem angeborenen Genie arbeitet. Als rüstiges, arbeitsames Talent ist Gutzkow überaus respectabel, ja er kann in dieser Hinsicht allen Schriftstellern seiner Zeit zum Muster dienen, wie er ja auch von allen wenn auch nicht die frischesten und duftigsten, doch jedenfalls die meisten Lorbern geerntet hat. Gutzkow gehört zu den Naturen, die, wie das Sprichwort sagt, nicht todt zu kriegen sind; eine Niederlage ist für ihn immer nur ein Antrieb zu einem neuen Kampfe, zwanzigmal vom Pferde gefallen, steigt er zum einundzwanzigsten mal wieder auf und zwingt den störrigen Pegasus endlich doch, wohin er ihn haben will.

Nur daß man diesen Zwang mitunter auch etwas verspürt und daß sein Pegasus überhaupt mehr ein wohlgerittenes Manégepferd ist als ein wildfeuriger Renner. Wie die Tendenz die gesammte literarische Thätigkeit des Jungen Deutschland beherrschte und zwar nicht sowol als ein Innerliches, Ursprüngliches, als vielmehr als ein äußerlich Hinzugekommenes und Auferlegtes, so ist Gutzkow auch heutzutage noch, nach allen Wandelungen, die er durchgemacht, wesentlich Reflexionspoet.

Das ist nun im Munde gewisser Kritiker, die zwar die Paragraphen des Compendiums, nicht aber die Fülle der Erscheinungen vor Augen haben, ein sehr harter Vorwurf. Wir sind darüber anderer Meinung, wir glauben, daß es eine kindische Forderung wäre, wollte man von einer Zeit, die so durch und durch reflectirt ist wie die unsere, etwas anderes als Reflexionspoeten verlangen oder wenigstens, wollte man ein großes Geschrei erheben und sich, ich weiß nicht über welche ästhetische Gewaltthat beschweren, wo bei einem Poeten dieser reflectirenden Zeit die Reflexion nun auch wirklich in den Vordergrund tritt. Weit entfernt also, Gutzkow einen Vorwurf damit zu machen, wollen wir mit der Bezeichnung Reflexionspoet hier nur das feststellen, daß, wie bei den meisten Dichtern unserer Tage, auch bei ihm der Verstand die Oberhand hat über die Phantasie und daß seine Schöpfungen ihren Ursprung weniger den unmittelbaren Eingebungen des Genius, als einer geschickten und sorgfältigen Combination gewisser, durch Beobachtung und Nachdenken gewonnener Eindrücke verdanken.

Bedenklicher dagegen erscheint es uns, daß dieser Dichter, trotz seiner ungemeinen Versatilität und trotz seiner wiederholten Entpuppungen, doch eigentlich nie einen neuen Inhalt gewonnen, sondern stets nur den alten in den mannichfaltigsten Formen reproducirt hat. Wie die Kritik das Hauptfahrwasser des beginnenden Jungen Deutschland bildete, so überwiegt in Gutzkow auch jetzt noch die Kritik und macht sich nicht selten auch da geltend, wohin sie nicht gehört, in jenem Gebiet naiv realistischer Darstellung, auf welchem der Herausgeber der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ sich neuerdings mit so viel Behaglichkeit nieder-

gelassen hat. Das Junge Deutschland trat ferner zuerst und hauptsächlich in der Journalistik auf; es war der eigentliche Regenerator unserer versumpften und versunkenen Tagespresse, und wenn der Literaturhistoriker stellenweise zweifeln kann, in welchem Sinne er die Acten über das Junge Deutschland eigentlich abschließen soll, in verurtheilendem oder in freisprechendem, so wird der Geschichtschreiber der deutschen Journalistik nicht umhin können, ihr — neben großen Schattenseiten — auch große und unvergängliche Verdienste zuzuerkennen. Dieses Vorwiegen des journalistischen Charakters zeigt sich nun auch in der zweiten, mehr positiven Hälfte von Gutzkow's literarischer Thätigkeit, und zwar wiederum nach beiden Seiten hin, im guten sowol wie im schlimmen. Es war gewiß ein Verdienst, das dieser Schriftsteller sich erworben hat, als er, die Stirn noch frisch bekränzt mit den ebenerrungenen Lorbern der „Ritter vom Geiste“, noch einmal hinabstieg in die Arena der Tagesliteratur und ein Blatt gründete (die schon genannten „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1852), das einen Mittelpunkt zu bilden sucht für die populär-belletristische Production, die Unterhaltungsliteratur im specifischen Sinne, eine Gattung also, auf welche unsere Poeten bis vor kurzem noch mit großer Geringschätzung herabsahen. Das Verdienst, das Gutzkow sich dadurch erworben, wird aber noch um so größer und macht der Kraft seiner Selbstüberwindung um so mehr Ehre, als das von ihm gegründete Blatt im ganzen einen sehr gemäßigten und idyllischen Charakter trägt und ihm wenig oder gar keine Gelegenheit bietet zu jenen journalistischen Kämpfen, zu jenen polemischen Erörterungen und Aufregungen, die er sonst so sehr liebte und die anfangs so viel dazu beitrugen, seinen Namen bekannt zu machen. Es ist das aber wirklich eine Entsagung, wenn man alt und grau geworden ist unter den Kämpfen der Literatur, mit einem mal unter die Friedensfreunde zu gehen und alle jene zierlichen Pfeile des Spottes, jene blanken Klingen des Witzes, jene krummen Säbel der „göttlichen Grobheit“, die man bis dahin mit so vieler Virtuosität gehandhabt, auf einmal zum alten Eisen zu legen....

Allein das journalistische Blut, das Gutzkow durchdringt, ist dabei nicht stehen geblieben, es äußert sich, gleich seiner kritischen Neigung, auch da, wo wir es eben nicht zu spüren wünschen, nämlich auch in seinen poetischen Productionen. Wie man den Seemann am Gang erkennt oder wie man es gewissen ausgedienten Soldaten anmerkt, daß sie bei der Cavalerie gestanden haben, so merkt man es auch Gutzkow in allem, was er schreibt, noch heutzutage an, daß er seine literarische Rekrutenzeit bei der Journalistik abgedient hat. Die praktische Tendenz, die Berechnung auf den unmittelbaren, augenblicklichen Erfolg, die man sich als Tagesschriftsteller so leicht angewöhnt, ja die hier vielleicht un-

entbehrlich und nothwendig ist, blickt noch jetzt aus allem hervor, was Gutzkow schreibt; selbst einige seiner berühmtesten und beliebtesten Theaterstücke (man denke z. B. an „Uriel Acosta“, den dramatischen Pendant der damaligen freigemeindlichen Zeitungspresse) sind eigentlich nicht viel mehr als dramatisirte Zeitungsartikel, ja sogar seine neunbändigen „Ritter vom Geiste“ sind im Grunde nur eine sehr geschickt combinirte, mit vielen höchst lehrreichen und ergötzlichen Beispielen illustrirte Sammlung von „Prémiers-Paris“.

Aber noch mehr: Gutzkow ist zum Theil sogar hinter sich selbst und sein eigenes Princip zurückgegangen und hat in den literarischen Erzeugnissen seiner zweiten Hälfte Motive benutzt und Tendenzen verfolgt, die er im Anfang seiner Laufbahn mit dem ganzen Sprühregen seiner jugendlichen Polemik verfolgte. Als Gutzkow um seine ersten literarischen Sporen kämpfte, waren ihm die Romantiker viel zu alt; seitdem ist er noch bis hinter die Romantiker zurückgegangen und hat seine Vorbilder von einer Generation entnommen, die schon von den Romantikern als antiquirt betrachtet wurde. Wie sehr Gutzkow selbst sich auch dagegen sträuben mag, eine unbefangene, auf historischer Vergleichung beruhende Kritik kann in den Productionen seiner spätern Epoche doch nichts sehen als den wiederauferstandenen Iffland und Kotzebue.

Und auch das wieder soll ihm keineswegs zur Unehre gesagt sein. Iffland und Kotzebue haben nicht nur die Literatur ihrer Zeit in einem Grade und einer Ausdehnung beherrscht, wie es stets nur wenigen Schriftstellern vergönnt ist, sondern auch jetzt noch, da kein Nimbus der Zeitrichtung sie mehr umgibt und da sie das gewöhnliche Schicksal der Triumphatoren, nämlich erst gekrönt und dann gesteinigt zu werden, in so erschütternder Weise getheilt haben — auch jetzt noch und gerade jetzt wieder, da mit dem Nimbus der Zeitstimmung auch die Gefahren beseitigt sind, welche diese beiden Schriftsteller für das sittliche Verhalten ihrer Zeitgenossen mit sich führten, müssen wir in ihnen ein Paar höchst fruchtbare und bedeutende Talente anerkennen.

Auch würde man Gutzkow, meinen wir, sehr unrecht thun, wollte man es nur seinem schlechten Geschmack oder irgendeinem sonstigen persönlichen Fehlgriff zuschreiben, daß er sich gerade diese beiden Schriftsteller zum Vorbild seiner spätern und eingreifendsten Thätigkeit genommen hat. Vielmehr ist auch das wieder theils eine Folge innerer geschichtlicher Nöthigung, theils eine Frucht jenes feinen, instinctmäßigen Verständnisses für die Bedürfnisse und freilich auch die Schwächen seiner Zeit, von dem Gutzkow auch übrigens so viel Proben geliefert hat.

Um das letztere vorauszunehmen, so ist es eine ganz unbestreitbare Thatsache, daß unsere Zeit, sei es aus eigenem Antrieb, sei es als Gegensatz gegen die frühere politische Leidenschaftlichkeit, einen sehr deutlich

ausgeprägten Hang zum Idyllischen, Häuslichen, Sentimentalen besitzt; konnte man vor dem verhängnißvollen März nicht wild genug thun, so weiß man jetzt seiner Sanftmuth und Zartheit keine Grenze zu setzen mochte man damals keine andere Musik hören als „Trommeln und Pfeifen, kriegerischen Klang", so hört man jetzt den schmelzenden Trillern unserer literarischen Flötenbläser mit derselben Andacht und demselben Behagen zu wie unsere Großmütter zur Zeit ihrer Jugendthaten. Man denke doch nur an unsere modernen Märchendichter und was damit zusammenhängt, die verliebten Blumen, die redenden Bäume, die philosophirenden Spatzen und Schmetterlinge. Mit einem Wort: wie die Welt in vormärzlicher Zeit nicht weit genug sein konnte, so wird sie jetzt niemals zu eng; damals mußte alles im Kolossalstil gehalten sein, jetzt florirt die Miniaturmalerei; damals Brobdignac, jetzt Liliput.

Und auch das ist wieder nur halb ein Irrthum, halb die von der Natur gebotene Befriedigung eines wirklichen und richtigen Bedürfnisses. In dieser kleinen Welt des Hauses, in die wir uns jetzt wieder flüchten, wie klein sie sei, ist doch mehr Behaglichkeit und mehr poetisches Leben als in dem unabsehbaren Sumpf unserer Tagespolitik; diese kleinen, zierlichen Empfindungen, die wir wiederum in uns nähren und pflegen, haben doch noch immer mehr Wärme und sind darum auch menschenwürdiger als diese kalte, ironische Gleichgültigkeit, dieser Frost der Selbstverachtung, der uns im Anblick unserer öffentlichen Zustände überfällt; es ist nicht die Sonne, nur der Mond, der blasse, sentimentale Mond ist es, der uns scheint, aber auch eine blasse Mondnacht ist immer noch besser als die absolute Dunkelheit, die uns übrigens umgibt...

Aber auch ganz abgesehen von diesen Zeitrücksichten, lebt in Iffland und Kotzebue ein gewisses berechtigtes Etwas, das eben deshalb auch zu allen Zeiten wiederkehrt. Wir Deutschen sind nun einmal eine sentimentale Nation; wir lassen uns gern rühren, wir sind gute Hausväter und nehmen an den kleinen Ereignissen der Familie zum mindesten denselben Antheil wie an den großen Begebenheiten der Geschichte. Und wenn wir nun, rührungsbedürftig wie wir sind, uns mitunter auch von Dingen rühren lassen, an denen in der That nichts Rührendes ist, oder wenn wir das häusliche Interesse auf Kosten des öffentlichen, den Spießbürger auf Kosten des Bürgers nähren, so ist das nur eine jener Uebertreibungen und verkehrten Anwendungen, denen alle menschlichen Empfindungen ausgesetzt sind.

Andererseits aber, um zu begreifen, wie gerade der Dichter der „Ritter vom Geiste" mit solcher Vorliebe auf Iffland und Kotzebue zurückkommt, darf man auch nicht außer Acht lassen, daß Gutzkow ein geborener Berliner und daß er sowol seine früheste Kindheit wie seine eigentlichen Bildungsjahre im märkischen Sande verlebt hat. So übel

berufen nun aber der Berliner auch auswärts wegen seiner angeblichen Gemüthlosigkeit ist und so sehr er selbst sich darin gefällt, den „Geist, der stets verneint“, unter den Stämmen Deutschlands zu spielen, so ist doch jedem, der diesen absonderlichen Menschenschlag wirklich kennt, auch nicht verborgen, daß er, ganz im Widerspruch mit seiner losen Zunge und seinen sonstigen frivolen Manieren, im Gegentheil ein sehr empfindsames Herz hat und außerordentlich leicht gerührt wird. Beweise für diese mehr ethnographische als literargeschichtliche Behauptung zu liefern, ist hier nicht der Ort; vorhanden aber sind sie in großer Zahl und lassen sich mit leichter Mühe beibringen, von dem berühmten Wohlthätigkeitssinn der Berliner angefangen bis hinunter zu den außerordentlichen Erfolgen, welche die Rührstücke der Frau Birch-Pfeiffer gerade beim berliner Publikum davontragen und die ja auch nur wieder eine blasse Copie der Lorbern sind, die Iffland und Kotzebue sich ehedem bei den Berlinern erwarben. Wie jetzt Frau Birch-Pfeiffer und wie vor 30 Jahren Raupach (in dem, beiher bemerkt, mehr Verwandtschaft mit Frau Birch-Pfeiffer steckt, im Guten wie im Schlimmen, als seine wohlgefeilten Jamben verrathen), so waren dereinst Iffland und Kotzebue nirgends in Deutschland so beliebt und zählten ihre Bewunderer in solchen Scharen als in der preußischen „Hauptstadt der Intelligenz“. Von Iffland, dessen Hauptwirksamkeit ja unmittelbar nach Berlin fällt, ist dies allbekannt. Aber auch Kotzebue's Ruhm ging hauptsächlich von Berlin aus; in Berlin schlugen seine Theaterstücke zuerst und am kräftigsten durch, in Berlin etablirte er in Gemeinschaft mit Garlieb Merkel jenen „Freimüthigen“ (1802), in welchem er seinen, den Kotzebue'schen Standpunkt zum Maßstab aller literarischen Erscheinungen machte, der Classiker sowol wie der Romantiker; in Berlin endlich wurde er, der bis dahin nichts als zahlreiche Theaterstücke und Romane geschrieben hatte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Gast eines Hofes, der sich gegen die Literatur der Zeit übrigens wenig aufmunternd verhielt und zwar Lafontaine mit einer Pension begnadigte, Goethe und Schiller aber dem kleinen Weimar überließ.

Von diesem Iffland-Kotzebue'schen Blute nun, das somit das ganze Berlinerthum mehr oder minder durchdringt, selbst bis auf unsere Tage — oder wer möchte z. B. in den jetzt ausgestorbenen Eckenstehern und ihrem geistvollern Nachfolger, dem heutigen „Kladderadatsch“, eine gewisse Verwandtschaft mit der Kotzebue'schen Komik verkennen? — von diesem Iffland-Kotzebue'schen Blute, sage ich, das für das ganze Berlinerthum alter und neuer Zeit so charakteristisch, ist nun auch einiges auf Karl Gutzkow, diesen bedeutendsten Schriftsteller, den das heutige Berlin, wenigstens auf belletristischem Gebiete, hervorgebracht hat, übergegangen; wie das malcontente, verdrießliche Wesen, die Lust am Zanken und Ner-

geln, die Gutzkow in seiner ersten Epoche auszeichnete und die sich auch jetzt, unter dem erheiternden Strahl des öffentlichen Erfolgs zwar vermindert, aber keineswegs ganz verloren hat, ein echt berlinisches Gewächs ist und ihre Herkunft von den Ufern der Spree keinen Augenblick verleugnen kann, so trägt auch seine Sentimentalität und die Vorliebe für das Häuslich-Rührsame, das sich in seinen neuesten Producten äußert, einen entschieden berlinischen Zug. Gutzkow ist ein echter Berliner darin, daß er sofort über alles ein fertiges Urtheil hat, daß er über alles witzig, geistvoll und angenehm zu plaudern weiß: aber nicht minder berlinisch ist auch die Süßlichkeit der Empfindung und die Hinneigung zum Kleinen, Idyllischen, die dicht neben seiner ätzenden Satire und seinen kühnen social-politischen Phantasmagorien liegt und hier oft so wundersame Contraste hervorbringt. Berlin ist bekanntlich unter allen europäischen Großstädten von der Natur am stiefmütterlichsten behandelt; die Landschaft, in der es liegt, ist eine der ärmsten und dürftigsten, die man sich vorstellen kann. Und doch könnte niemand, der mitten in einem Paradiese wohnt, erpichter sein auf den Genuß der freien Natur und eine „möblirte Sommerwohnung" mehr zu den Bedürfnissen des Lebens rechnen, als es vom berliner „Bürger" geschieht. Freilich ist der Bürger dafür in den Ansprüchen, die er an die Natur macht, auch sehr bescheiden; eine grünbestrichene Leinwand mit einer Gartenbank darunter, hart an einer staubigen Chaussee, ist vollkommen ausreichend, sein landschaftliches Bedürfniß zu befriedigen und ihn in eine Begeisterung zu versetzen, die er dann hinterdrein nicht selten beim Anblick der Rheingegenden oder bei einem Sonnenaufgang vom Rigi — nicht empfindet. Man mache die Anwendung davon auf Gutzkow und man wird manches an diesem Schriftsteller als nothwendig und natürlich begreifen, was auf den ersten Anblick als Willkür oder Mangel des Talents erscheint.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Charakteristik des ebenso fruchtbaren wie einflußreichen Schriftstellers zu denjenigen Werken desselben, welche in diesem Augenblick noch vom größern Publikum gelesen werden, also zu den Werken jener zweiten, mehr positiven Epoche: so tritt uns hier vor allem sein schon mehrfach genannter großer Roman „Die Ritter vom Geiste" entgegen. Schon in Hinsicht auf den äußern Umfang dieses Werkes verdient dasselbe, als ein Beweis seltener Ausdauer und Beharrlichkeit, eine nicht gewöhnliche Anerkennung. Es sind neun ziemlich starke Bände, die im Laufe von noch nicht ganz drei Jahren (1850—52) ans Licht traten. Freilich werden die neun Bände nicht ganz in dieser Zeit geschrieben sein, vielmehr wird der Dichter sein Werk schon Jahre zuvor bei sich herumgetragen und auch mit Ausarbeitung desselben den Anfang gemacht haben. Dennoch kann, nach innern wie äußern Merkmalen, der Entwurf des Romans nicht wohl vor das Jahr

achtundvierzig fallen und haben wir also unter allen Umständen einen seltenen Beweis von Energie und Fruchtbarkeit darin anzuerkennen.

Was das ebengenannte Jahr selbst und die damit verbundene große politische Umwälzung betrifft, so hatte Gutzkow es allerdings nicht an Versuchen fehlen lassen, sich in irgendeiner Art persönlich daran zu betheiligen. Auch darin wieder hatte er eine anerkennenswerthe Selbstüberwindung gezeigt. Denn einmal war die Bewegung des Jahres achtundvierzig überhaupt nicht so angethan, daß sie von Schriftstellern geleitet werden konnte, vielmehr mußte jeder, Schriftsteller oder nicht Schriftsteller, der sich in ihren Schlund stürzte, zum voraus wissen, daß er ein Opfer seiner Tollkühnheit werden würde. Sodann aber war auch die Stellung, welche die ehemaligen Mitglieder des Jungen Deutschland zur Politik des Tages einnahmen, eine besonders genirte und unbequeme. Es war ihnen ergangen, wie es den meisten Menschen, trotz alles Scheltens und Predigens, in der Regel geht, sobald sie älter werden: ein neueres, jüngeres Geschlecht, das Geschlecht der politischen Lyriker, ein Geschlecht, mit dem sie ihrer Natur nach nicht wohl concurriren konnten, hatte sie in der öffentlichen Meinung überholt und wenigstens einen Theil der Früchte geerntet, welche sie gesäet. Dergleichen verschmerzt sich aber nicht leicht, und so zeigt sich auch bei den Schriftstellern des Jungen Deutschland genau von da ab, wo die politische Lyrik in Schwung kommt und zur Modegattung des Tages wird, eine gewisse Abneigung gegen Politik und politische Literatur im allgemeinen. Es war buchstäblich dasselbe Verhältniß wie zur Philosophie: solange Politik und Philosophie ein Monopol gewisser exclusiver Literaten gebildet hatten, solange waren sie ein ganz vortreffliches, ganz unentbehrliches Element der Literatur gewesen; sobald Politik und Philosophie aber anfingen, Eigenthum der Massen zu werden, sobald namentlich die politischen Dichter auftraten und mit der Gewalt und Süßigkeit und meinetwegen auch mit dem Lärm ihrer Melodien das Publikum zu sich herüberzogen, von demselben Augenblicke an hieß die Politik gerade so barbarisch und unpoetisch wie die Philosophie.

Außerdem aber war die gesammte Richtung des Jungen Deutschland viel zu sehr ein Product des Salons, es spukte zu viel darin nach von den abstract ästhetischen Interessen der alten Romantiker, als daß die literarischen Vertreter dieser Richtung sich von der praktisch politischen Bewegung der vierziger Jahre hätten können sehr angesprochen fühlen. Es war ein Verhältniß wie zwischen Heine und Börne; alle diese Schriftsteller des Jungen Deutschland trugen Glacéhandschuhe, alle schauderten sie innerlich zusammen vor der harten, schwieligen Faust des Arbeiters, alle, so demokratisch sie zum Theil thaten, gehörten innerlich nach Wünschen und Neigungen doch zur Aristokratie, sie waren im

Grunde sehr stille, friedliche Leute und wenn sie hier und da auch ein Schwert führten, so war es doch mehr die Patentklinge des Studenten als der kurze, unpoetische Säbel des eigentlichen Soldaten.

Gutzkow, wie gesagt, überwand sowol jene misgünstige Verdrossenheit als diese aristokratische Scheu und stürzte sich, gleich beim Beginn der Märzbewegung, persönlich in ihre dichtesten Wogen. Er nahm Antheil an den Demonstrationen, die den berliner Märztagen zunächst vorangingen, er heranguirte die Arbeiter und hielt Reden im Thiergarten. Auch in der nächsten Zeit nach Ausbruch der Revolution war er zuweilen noch in jenen Clubs und Volksversammlungen zu finden, in denen man damals in kindlicher Naivetät das Fundament der Staaten zu gründen meinte. Bald jedoch sah er das Vergebliche dieses Strebens ein und zog sich aus der praktischen Politik zurück, nichts mit sich nehmend als den ehrenden Haß der Kreuzzeitung und ihrer Genossen.

Doch war dieser Rückzug zunächst nur ein äußerlicher; er stieg nur von der Tribüne des Volksredners, ohne damit die Politik selbst aufzugeben, er zog sich nur auf den ihm wohlbekannten Posten der Literatur zurück, ohne darum die politische Praxis ganz aus den Augen zu lassen. Dieser literarischen Betheiligung des Verfassers an den Ereignissen des Jahres achtundvierzig verdanken zwei kleine Schriften ihren Ursprung, die noch im Laufe desselben Jahres, zum Theil sogar unter den unmittelbaren Eindrücken der Märztage, erschienen: „Ansprache an das Volk" und „Deutschland am Vorabend seines Falls und seiner Größe". Beide waren aus einem wohlmeinenden und patriotischen Sinne hervorgegangen, theilten jedoch das Schicksal, das Patriotismus und wohlmeinende Absicht damals überhaupt hatten, sofern sie nicht der Leidenschaft der Parteien schmeichelten: nämlich das Schicksal, überhört zu werden.

Unmittelbar hiernach scheint Gutzkow an die Ausarbeitung seiner „Ritter vom Geiste" gegangen zu sein, und spricht auch das wieder für die ungewöhnliche Begabung dieses Schriftstellers, daß er in einer Zeit so allgemeiner Gährung und Niedergeschlagenheit und nachdem er selbst erst so wenige ermuthigende Erfahrungen gemacht hatte, sich dennoch zu einer so großen und schwierigen Arbeit zusammenzuraffen vermochte. Auch hat diese Energie gewiß nicht den kleinsten Antheil an dem Beifall, mit welchem die „Ritter vom Geiste" aufgenommen wurden und mit dem sich für den Dichter selbst eine ganz neue Epoche eröffnete. Denn gleich Alfred Meißner und andern jüngern Dichtern gehört auch Gutzkow zu den Schriftstellern, die den Sonnenschein der öffentlichen Anerkennung nicht wohl entbehren können; herber Tadel verwirrt und entmuthigt sie, während Lob oder wenigstens schonende Besprechung ihrer Fehler sie ermuntert und anspornt und mit dem Wollen zugleich

auch ihre Kraft vermehrt. Für die Literaturgeschichte im strengen, wissenschaftlichen Sinne ist das allerdings keine Rücksicht, die Kritik des Tages dagegen, die sich ihres wesentlich pädagogischen Charakters denn doch nie ganz entschlagen sollte, dürfte auf diese Eigenthümlichkeit mancher unserer Schriftsteller allerdings wol Rücksicht nehmen und kann es daher auch unsers Bedünkens nichts Falscheres und Verkehrteres geben als die plumpen Keulenschläge, mit denen gewisse Kritiker über Gutzkow und seine „Ritter vom Geiste" hergefallen sind, offenbar mehr um ein persönliches Müthchen an ihm zu kühlen, als wirklich blos im ästhetischen Interesse.

Ueberhaupt haben die „Ritter vom Geiste" das Schicksal gehabt, ebenso maßlos erhoben wie herabgesetzt zu werden; während die einen nur einen vergeblichen Anlauf darin sahen, glaubten die andern ein Buch darin zu erblicken, würdig den Meisterwerken aller Zeiten und aller Nationen an die Seite gesetzt zu werden.

Beides mit Unrecht. Auch bei den „Rittern vom Geiste", wie bei allem, was die Gegenwart hervorbringt, wenigstens soweit es irgendeiner höhern Gattung der Kunst angehört und höhere Ansprüche zu befriedigen sucht, muß man den halben und zwiespältigen Charakter im Auge behalten, der unserer Zeit überhaupt aufgeprägt ist. Ja, es ist eine Zeit verfehlter Anläufe, halber Thaten, großer Bestrebungen, denen der Erfolg nicht entspricht, und insofern wir die „Ritter vom Geiste" als ein künstlerisches Ganzes, eine Composition im strengern und eigentlichen Sinne betrachten, insofern dürfte auch dieser Roman des geistvollen und strebsamen Autors nicht nur hinter den Forderungen der Kritik, sondern vermuthlich auch hinter seinen eigenen Forderungen zurückgeblieben sein. Es fehlt dem Roman vor allem der geistige, der ideale Mittelpunkt; für diesen breiten, massenhaften Leib ist die Idee, die ihn beherrscht, theils an sich zu klein, theils nicht mit genügender Deutlichkeit ausgeprägt. Wir sind es zwar von Schiller's „Geisterseher" und Goethe's „Wilhelm Meister" her gewohnt, Geheimbünde und ähnliche mysteriöse Gesellschaften und Persönlichkeiten als erlaubte und beliebte Staffage des Romans zu betrachten. Aber andere Zeiten, andere Sitten. Goethe und Schiller und ihren humanistischen Bestrebungen lag die Idee eines derartigen Geheimbundes, einer Freimaurerei zu den höchsten und erhabensten Zwecken noch ziemlich nahe: wie ja auch die Freimaurerei selbst zu eben jener Zeit ihre einflußreichste Rolle spielte und — man denke an Lessing und Herder — ihre schönsten Triumphe feierte. Für unsere Zeit dagegen, die Zeit der vollständigsten und unbedingtesten Oeffentlichkeit, haben diese Mysterien ihren Reiz und damit auch ihre Wichtigkeit verloren; wir zweifeln, ob sie nur noch als Apparat eines Romans mit Erfolg zu verwenden sein dürften, ganz

gewiß aber sind sie nicht ausreichend, um, wie es in den „Rittern vom Geiste" geschieht, den Mittelpunkt und geistigen Kern der Fabel zu bilden. Das Unzulängliche dieses Motivs wird aber in diesem Falle um so auffälliger, je mehr wir uns hier übrigens auf modernem Boden befinden und je treuer das Bild ist, das der Dichter uns von der Gegenwart, ihren Kämpfen und Leiden, ihren Hoffnungen und Verirrungen entwirft; es hat etwas Unbefriedigendes, das beinahe ins Komische umzuschlagen droht, wenn endlich diese ganze, vielgestaltige Welt, die wir neun starke Bände hindurch mit soviel Aufmerksamkeit verfolgt haben, sich zu einem neuen, höchst unmodernen Geheimdienst, einer Art politischer Loge oder dergleichen zuspitzt.

Dieser Mangel einer durchgreifenden, das Ganze organisch zusammenhaltenden Idee von hinlänglicher Bedeutung und Lebenskraft hat es denn auch verschuldet, daß auch die Hauptcharaktere des Romans, die eigentlichen Helden desselben, die Träger seines idealen Theils, nicht völlig genügen; auch sie sind nicht bedeutend, nicht großartig genug, auch sie müßten, um ihre Umgebung wirklich so zu überragen, wie wir es von den Helden des Romans mit Recht verlangen, zum mindesten einen ganzen Kopf höher sein. Doch trifft dieser Vorwurf freilich mehr oder weniger alle Gutzkow'schen Dichtungen und nicht blos die Gutzkow'schen allein, sondern überhaupt die meisten Erzeugnisse unserer modernen Literatur. Wie unter unsern Schauspielern das Geschlecht der jugendlichen Helden völlig auszusterben droht, so vermögen auch unsere Dichter keine poetischen Helden mehr zu erfinden; es weht einmal nicht die Luft bei uns, in der die Helden wachsen, wir sind jetzt nur ein halbes, schwächliches, in sich selbst verworrenes und widerspruchvolles Geschlecht, müssen uns also auch begnügen, wenn die Poesie, dieser Spiegel der Wirklichkeit, uns nur halbe, schwächliche Gestalten zeigt, nicht aber, wie gewisse bärbeißige Kritiker thun, nach Kinder Weise den Spiegel zerschlagen, weil das Bild, das er uns zurückstrahlt, uns nicht gefällt.

Lassen wir also derartige hochgespannte, das Maß unserer Zeit überschreitende Forderungen beiseite, suchen wir in den „Rittern vom Geiste" keins jener Werke, die ebenso sehr auf der Höhe ihrer Zeit wie der Dichtung stehen, und deren ja das ganze Gebiet des Romans, bei Lichte besehen, bisher nur ein einziges aufzuweisen hat, nämlich Cervantes' „Don Quixote", der für den Roman dasselbe großartige und unerreichbare Muster ist wie Shakespeare's Dramen für die Bühne; begnügen wir uns vielmehr mit einer Reihe einzelner, zum Theil recht lebendiger Schilderungen und Genrebilder, die, wenn sie auch nicht immer ganz geschickt verknüpft sind, oder wenn sie stellenweise auch eins dem andern im Wege stehen, doch im ganzen recht viel Anregendes und Unterhaltendes bieten und der scharfen Beobachtungsgabe des Dichters

ebenso viel Ehre machen wie der Kraft und Sicherheit seines darstellenden Talents, so verdienen die „Ritter vom Geiste“ allerdings als eins der hervorragendsten und gelungensten Werke bezeichnet zu werden, welche die jüngere Literatur hervorgebracht hat. Namentlich in der Schilderung gewisser anbrüchiger, innerlich hohler Charaktere, sowie gewisser morscher, innerlich fauler gesellschaftlicher Zustände hat der Dichter ein beachtenswerthes Talent entwickelt. Denn auch auf die „Ritter vom Geiste“ paßt, was der modernen Literatur überhaupt nachgesagt wird: nämlich daß sie die Schattenseiten des Lebens geschickter und treuer darstellt und darum auch mit mehr Vorliebe als seine Lichtseiten. Die Thatsache zugestanden, so wird doch auch sie ihre Begründung nur wiederum darin finden, daß das Leben der Gegenwart eben mehr Schatten- als Lichtseiten darbietet und daß unsere angehenden Dichter in der Lage sind, mehr kranke als gesunde Zustände, mehr faule und nichtswürdige als edle und großartige Charaktere zu studiren.

Dieser Schätzung der „Ritter vom Geiste“, die also kein Kunstwerk ersten Ranges, wohl aber einen recht unterhaltenden und wohlgeschriebenen Roman darin erblickt, hat nun, dünkt uns, auch die Aufnahme entsprochen, welche das Buch beim Publikum gefunden. Jene neuen Bahnen freilich, welche einzelne enthusiastische Anhänger des Dichters beim Erscheinen der ersten Bände verkündigten, haben die „Ritter vom Geiste“ unserer Literatur nicht eröffnet. Auch jener „Roman des Nebeneinander“, den der Dichter selbst im Vorwort der „Ritter vom Geiste“ etwas gar zu eilig ankündigte, hat sich ebenso schnell wieder verlaufen, wie er in Scene gesetzt ward, ohne irgendwelche Spur seines Auftretens zurückzulassen. Allein auch darin können wir keine wirkliche Niederlage des Dichters erblicken; wenn der Wein nur gut ist, was kommt auf den Zettel an, der auf der Flasche klebt? Dieser nicht ganz wohl angebrachte Nachdruck, mit welchem Gutzkow in erster Vaterfreude seinen „Roman des Nebeneinander“ ankündigte, war noch eine unter den obwaltenden Umständen doppelt verzeihliche Reminiscenz seiner frühesten jungdeutschen Epoche; es war damals noch so Mode, von jeder neuen Novelle und jedem neuen Drama, ja oft nur von einer glänzend geschriebenen Kritik den Anfang einer neuen literarischen Epoche zu datiren, und wenn nun ein Dichter, der übrigens so viel Beweise seines rastlosen Fleißes und seiner unermüdlichen Strebsamkeit gegeben hat, sich von einer solchen veralteten Mode auch einmal zur Unzeit beschleichen läßt, so ist das doch gewiß kein Grund, ihn nun gleich vor ein kritisches Inquisitionstribunal zu schleppen und das Buch zu verdammen um des Vorworts willen.

Und dies zweideutige Vergnügen, das Gute und Wohlgelungene

darum zu verwerfen, weil es nicht gleich das Beste und Vollkommenste ist, was sich denken läßt, hat nun auch das Publikum jenen kritischen Ketzerrichtern überlassen und hat, während jene das völlig Verfehlte des Unternehmens zu erweisen suchten, das Buch selbst mit Wohlwollen und Freundlichkeit bei uns aufgenommen. Die „Ritter vom Geiste“ haben in wenigen Jahren drei Auflagen erlebt und wenn wir auch zugeben, daß dieser statistische Maßstab noch kein ästhetischer ist, so darf das Factum doch auch nicht ganz übersehen werden, am wenigsten bei einem Buche von solchem Umfang, das schon eben deshalb nicht ganz leicht ins größere Publikum dringt.

Für den Verfasser selbst aber beginnt damit, wie wir schon oben andeuteten, eine neue Epoche; nachdem ihm dieser große Wurf gelungen, faßt er nicht blos Zutrauen zum Publikum, sondern auch sein Zutrauen zu sich selbst erhebt und befestigt sich; sein Wesen verliert mehr und mehr das krankhaft Gespannte, Reizbare, das wir wol früher an ihm bemerkten, er wird (in moralischem Sinne natürlich), sozusagen fetter, wohlgenährter und damit auch behaglicher und unbefangener. Das bekannte Wort, das Shakespeare's Cäsar von den fetten Leuten sagt, die ungefährlich sind und mit denen er daher umzugehen wünscht, paßt auch auf die Literatur; gebt einem Dichter Erfolge, nährt ihn mit dem Zuckerbrot des Lobes und in neunzig Fällen von hundert, gebt Acht, wie liebenswürdig er wird!

Mit den „Rittern vom Geiste“ hatte Gutzkow gleichsam seinen Frieden mit dem Publikum und mit sich selbst geschlossen und diese friedfertige Stimmung gab sich nun auch sofort in einer Reihe größerer und kleinerer Productionen kund, die sämmtlich das Gepräge des Behaglichen, Friedfertigen, Liebenswürdigen an sich tragen; der Dichter will jetzt nicht mehr kämpfen, er will seine Siege genießen, er will sich nicht mehr mit Feinden herumschlagen, er will die Zahl seiner Freunde vermehren und befestigen. Dies Bemühen gibt sich nach allen Richtungen kund, welche der so ungemein fruchtbare und bewegliche Autor von jetzt ab einschlägt. Als erzählender Dichter cultivirt er hauptsächlich die kleine Erzählung und Novelle; als Dramatiker verläßt er den eigentlichen Kothurn, der ihm allerdings niemals recht gepaßt hat, und steigt zu den minder hochstrebenden, aber erfolgreichern und beliebtern Gattungen des Lustspiels und des Familiendramas herab; als Kritiker endlich zeigt er jetzt eben so viel Milde, wie er ehedem scharf, beißend und zum Tadel geneigt war, und äußert sich, gleich dem alternden Goethe, in der Regel nur dann, wenn er eine mehr oder minder lebhafte Anerkennung auszusprechen hat.

Diese Productionen hier im einzelnen aufzuzählen (vieles davon ist in der 1855 in drei Bänden erschienenen Sammlung „Die kleine Nar-

renwelt" enthalten) würde uns viel zu weit führen; nur beispielsweise wollen wir an das Buch „Aus der Knabenzeit" erinnern, das im Sommer 1852, also beinahe gleichzeitig mit den letzten Bänden der „Ritter vom Geiste", erschien und worin diese sentimentale, idyllisch friedfertige Stimmung, in welche Gutzkow durch den Erfolg seines ebengenannten Romans versetzt worden, sich so recht behaglich und nicht ohne Breite ausspricht.

Mitten hinein nun in diese friedfertige behagliche Thätigkeit tritt jetzt plötzlich der „Zauberer von Rom" mit seiner starkausgeprägten Tendenz und seinem überwiegend polemischen Inhalt. Wie verhält er sich dazu? Bezeichnet er wirklich eine neue Phase des Dichters und welche? Wie verhält er sich ferner zu den Bedürfnissen der Gegenwart? Und wie endlich zu den allgemeinen Forderungen der Kunst?

Literatur und Kunst.

Ein Tourist als Dichter.

Wem, der sich überhaupt für unsere neuere touristische und culturhistorische Literatur interessirt, wäre der Name Ferdinand Gregorovius unbekannt? Wer hätte sein Buch über Corsica, seine „Figuren", seine „Grabmäler der römischen Päpste" ꝛc. nicht mit dem lebhaftesten Antheil gelesen und nicht den Verfasser selbst lieb gewonnen aus seinen ebenso anschaulichen wie geistvollen Schilderungen? Allein mit so einstimmigem Beifall diese Schriften aufgenommen worden und so verbreitet sie sind, so wissen doch nur wenige besonders aufmerksame und eifrige Freunde unserer neuesten Literatur, daß dieser gründliche Kenner der Alten Welt, dieser gründliche Beobachter des modernen Volkslebens, dieser geschmackvolle Interpret der antiken Kunstreste auch ein talentvoller und glücklicher Dichter ist.

Und doch, wer auch nur jene Reisebücher und Schilderungen mit einiger Sorgfalt gelesen, der hätte sich wol eigentlich selbst sagen müssen, daß dieser Schriftsteller nothwendig auch Poet. Mit unnachahmlichen Farben schildert Gregrorovius die Pracht der südlichen Natur, aber auch für die ernste Schönheit der alten Kunst steht ihm jederzeit das richtige Wort zu Gebote; an raschem Faden läßt er die Geschichte der Vergangenheit sich vor uns abspinnen, aber auch den Punkt, an den das Interesse der Gegenwart sich knüpft, weiß er mit scharfem Blick und sicherer Hand herauszukehren und in das entsprechende Licht zu stellen; er ist vertraut mit den Geistern des alten Rom und auch die Helden, die der vulkanische Boden Italiens in der Neuzeit geboren hat, und auch das tägliche Treiben des Volks, seine Arbeiten, seine Lustbarkeiten und Thorheiten schildert er uns mit denselben lebhaften und treuen Farben. Daneben aber ist er auch ein scharfsinniger und wohlgeschulter Philosoph, und zwar nicht einer von denen, deren Philosophie blos hinter dem Ofen hockt; nicht nur Italien, das Land der Schön-

heit, sondern auch das Gebiet des Staats und der modernen Gesellschaft hat er durchwandert und auch von hier eine bedeutende und glückliche Ausbeute mit zurückgebracht. Noch bevor Gregorovius nach Italien ging, gab er ein gründliches und geistvolles Werk über „Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen" heraus, das nicht nur ein tiefes Verständniß Goethe's, sondern auch eine eigenthümliche und fruchtbare Auffassung des modernen Lebens im allgemeinen bekundete und über das damals auch in diesen Blättern von sachverständiger Feder ausführlich und anerkennend berichtet ward.

Woher denn diese Mannichfaltigkeit? Woher dieses instinctmäßige Verständniß, das er für die verschiedenartigsten Aeußerungen der Kunst und des Lebens hat?

Daher eben, weil Gregorovius nicht blos ein kenntnißreicher und gründlicher Gelehrter, nicht blos ein vielseitig gebildeter und aufmerksam um sich blickender Tourist, sondern weil er zugleich auch ein Dichter ist, weil er das Geheimniß des Daseins im eigenen Busen trägt und weil die Fülle der Erscheinungen, die ihn umgibt, nur gleichsam das Spiegelbild seines innern Reichthums ist. Darin liegt namentlich der Reiz seiner Beschreibungen von Land und Volk, das gibt ihnen diese eigenthümliche Anmuth und Frische, diesen Duft und Schmelz, der über seinen Schilderungen ausgebreitet liegt: dieses Herzblut des Poeten, das alle seine Figuren durchströmt und Großes und Kleines, Hohes und Niedriges, Kunst wie Natur, Vergangenheit wie Gegenwart mit derselben liebevollen Hingebung erwärmt und belebt.

Und diese Wärme und Tiefe der Empfindung, diese sinnige und großartige Auffassung, verbunden mit dieser lebendigen Plastik, finden wir nun auch in seinen poetischen Versuchen wieder. Zwar die „Magyarenlieder", die er 1848 zur Zeit des ungarischen Kriegs erscheinen ließ, waren nur ein fliegendes Blatt, das er in den Strom der Zeit warf; es war ein melodischer und wohlgemeinter Nachklang der politischen Lyrik, aus dem Anfang des Decenniums, aber ohne selbständigen Inhalt. Auch die Tragödie „Der Tod des Tiberius", mit der er zwei Jahre später in die Oeffentlichkeit trat, war nur noch ein Erstlingswerk, doch ein solches, das die glänzendsten Hoffnungen erweckte: keine Tragödie, nicht einmal ein eigentliches Drama, nur eine psychologische Skizze, die es dem Verfasser beliebt hatte in einer Reihe dramatischer Scenen zur Ausführung zu bringen, aber voll philosophischen Tiefsinns, voll echt historischen Lebens und großartiger poetischer Auffassung.

Seitdem war der Dichter längere Jahre hindurch als solcher verstummt und nur einzelne kleine lyrische und lyrisch-epische Dichtungen, die er gelegentlich in diesen Blättern veröffentlichte, zeigten, daß mitten in seinem Wanderleben und unter den gelehrten Studien, denen er sich widmete, die Muse sich niemals völlig von ihm abgewandt hatte. Jetzt endlich, vor etwa Jahresfrist, hat er seinen Freunden im Vaterlande wiederum ein poetisches Gastgeschenk von jenseit der Alpen zugehen lassen: „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der berühmte Candelaber, der im Hause des Arrius Diomedes in Pompeji ausgegraben ward und der sich gegenwärtig im Museum der Bronzen in Neapel befindet, dient dem Dichter als Mittelpunkt, eine Reihe poetischer Schilderungen aus dem häuslichen Leben der Alten daran anzuknüpfen; die

antike Lampe, mit ihrem sinnvollen Bilderschmuck, wird in der Hand des Dichters zur Fackel, mit der er uns die schönsten und anmuthigsten Partien des Alterthums aufhellt. Das untergehende Pompeji mit seinen Todesschrecken und Qualen bildet den Hintergrund, auf dem die lieblichste Idylle sich abspiegelt; der Sieg der Kunst ist zugleich der Sieg der Liebe und wie jener alte Candelaber, unberührt vom Zahn der Jahrhunderte, sich glücklich gerettet hat aus dem Staub der Gräber und wie seine unvergängliche Schönheit noch heute das Auge des Beschauers entzückt, so schwingt auch in dem Gedicht die Liebe ihre starken Flügel triumphirend über Tod und Untergang und schafft den Herzen, die sich ihr ganz ergeben haben, ein neues glückliches Dasein:

> Aber sie saßen am Bord, an den Händen sich haltend, hinüber
> Blickten sie still, bis ihnen entschwand die versunkene Heimat.
> Lebe, Pompeji, mir wohl! Lebt wohl, ihr heiligen Gräber!
> Also riefen vom Borde Jone, Euphorion, Jon.
> Lebe, Pompeji, mir wohl! — und es brauste das eilende Fahrschiff
> Weiter ins Leben und weiter. Und Nacht ward's, herrlich im Westen
> Funkelte Hesperus auf, und die Lampe der Götter, Orion,
> Zündeten bald in dem Blau die uranischen Horen, und freundlich
> Blickten herab aufs Schiff, sanftstrahlend, die himmlischen Sterne.

Die Auffassung ist sinnig, vom Geist des Alterthums durchweht, die Darstellung einfach, ernst, ohne des Lieblichen zu entbehren. Es ist in diesem Dichter etwas, das uns an Hermann Lingg erinnert; wir finden bei ihm nicht nur denselben weitgreifenden historischen Blick, verbunden mit derselben Liebe für das classische Alterthum, es ist auch derselbe ernste, sinnige Geist, dieselbe Gedrungenheit des Ausdrucks, mit Einem Wort dieselbe strenge Männlichkeit, welche Lingg und Gregorovius erfüllt und die hoffentlich in beiden Dichtern noch zu einer Reihe schöner harmonischer poetischer Schöpfungen emporblühen wird. Dem antiken Gegenstande entsprechend, ist auch die Form des „Euphorion" der Antike mit Geschmack und Sorgfalt nachgebildet; der melodische Fluß des Hexameters, das Ohr mit antikem Hauch umschmeichelnd, trägt uns zurück in jene glücklichen Zeiten, wo der Altar der Schönheit, der jetzt tief vergraben liegt unter Schutt und Graus, noch hochaufgerichtet stand vor allem Volk...

Bekanntlich ist der Dichter seit einer Reihe von Jahren mit einer bändereichen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" beschäftigt; wir freuen uns und betrachten es als ein gutes Zeichen für die baldige Vollendung seiner mühevollen Arbeit, daß mitten unter dieser angestrengten Beschäftigung, unter dem Staub der Bücher, dem Moder der Handschriften die köstliche Gabe des Gesangs ihm nicht verloren gegangen ist, sondern daß die Muse ihm auch dabei zur Seite steht und ihm den verschmachtenden Gaumen mit ihrem himmlischen Nektar letzt, ihm selbst zur Stärkung und andern zur Freude. Möge sie ihn denn auch ferner geleiten und möge es uns recht bald vergönnt sein, dem nach jahrelanger Wanderung Heimgekehrten auf dem Boden des Vaterlandes ein herzliches „Willkommen" zuzurufen! R. P.

Neue Dorfgeschichten.

Wieder eine Sammlung von Dorfgeschichten, wie sie nicht sein sollen: „Aus dem Volksleben. Erzählungen von Fr. Friedrich“ (Prag, Bellmann). Der Verfasser hat sich schon früher auf belletristischem Gebiet versucht, namentlich durch einen satirischen Zeitroman „Die Orthodoxen“, der manches recht Wohlgemeinte enthielt, aber nicht nur eine geringe Erfindungsgabe verrieth, sondern auch den feinern Geschmack durch die Roheit der Zeichnung und die übertriebene grelle Färbung abstieß. Diese beiden Mängel wiederholen sich auch in der vorliegenden Sammlung. Es sind die allergewöhnlichsten Geschichten, Geschichten, wie wir sie seit Urväterzeiten hundertmal gelesen haben, nur daß sie hier ganz willkürlich und ohne irgendeine innere Nöthigung in das Costüm der Dorfgeschichte versetzt worden sind. Und dies Costüm selbst trägt nicht einmal irgendeinen bestimmten Charakter, es ist die Dorfgeschichte in abstracto, ohne daß irgendwelche lokale Züge, irgendwelche charakteristische Sitten und Gebräuche uns für die Einförmigkeit und Dürftigkeit der Darstellung entschädigten. Das Recept, wonach der Verfasser seine Geschichten „Aus dem Volksleben“ verfertigt, ist außerordentlich einfach: ein reicher und habsüchtiger Vater, eine schöne und unschuldige Tochter, ein braver, aber jähzorniger oder leichtsinniger Bursche von Liebhaber, ein Ungeheuer von Nebenbuhler. Dazu etwas Verführung, etwas Wilddieberei, etwas Mord — und die Geschichte ist fertig. Es ist wahrhaft merkwürdig, mit welcher Ausdauer der Verfasser diesen Kreislauf zurücklegt, er trägt sogar keine Scheu, sich selbst nachzuahmen, nur damit er seinem Recepte treu bleibt; von den vier Geschichten des ersten Bandes zum Beispiel sehen die ersten drei „Im Moore“, „Ein Bauer“ und „Gesühnt“ sich so ähnlich wie ein Ei dem andern, es sind gleichsam Variationen auf ein und dasselbe Thema und dies Thema heißt Eigensinn, Jähzorn, Verführung. Ohne die letztere besonders kann der Verfasser nirgends fertig werden; wollen wir auch die Pruderie der Engländer, bei denen dies Motiv bekanntlich mit Acht und Bann belegt ist, nicht durchweg billigen, so zeigt es doch jedenfalls eine sehr geringe Erfindungsgabe und noch weniger ästhetischen Takt, wenn ein Poet seine Verwickelungen immer nur aus diesem einen Punkte herzuleiten weiß. Ueberhaupt verweilt der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe bei allem Schaurigen, Blutigen, Greuelhaften; ist ihm das Volksleben wirklich so erschienen, wie er es hier schildert, so hat es derselbe jedenfalls durch eine sehr trübgefärbte Brille angesehen. Eine Mordscene, wie die II, 157 fg. in der Erzählung „Die Wilddiebe“ geschilderte, wo zwei harzer Wilddiebe einen gefesselten Jäger Schuß um Schuß als Zielscheibe benutzen und ihm langsam, der Reihe nach erst die Beine zerschmettern, dann die Ohren vom Kopf schießen und zuletzt noch um den Herzschuß losen — eine solche Scene kann vielleicht unter Irokesen und Karaiben spielen, aber nicht im 19. Jahrhundert im Harz, in der Nachbarschaft der guten Stadt Goslar — und wäre sie da dennoch möglich, so sollte mindestens kein Poet sich finden, sie zu schildern, am wenigsten mit der breiten Behaglichkeit, wie es der Verfasser thut. — Auch die Sprache erhebt sich nirgends über das Triviale und ist zum Theil noch durch Nachlässigkeiten entstellt, wie z. B. S. 123: Auch bewachte eine wachsame Schildwacht fort-

während Hof und Garten." Ebenso sind die Reflexionen, welche er hier und da einschaltet, zum Theil von sehr absonderlichem Charakter; so heißt es II, 7: „Das ist des Schlafes milde Eigenschaft, daß er Schmerz wie Freude früher in seine Arme schließt als irgendeine andere Bewegung des Gemüths, um jedem Uebermaße vorzubeugen, zu welchem Freude und Schmerz so leicht sich steigern!" Wo hat der Verfasser diese Erfahrung wol gemacht? Andere ehrliche Leute haben an sich wie an andern gerade das Gegentheil erfahren, nämlich daß heftiger Schmerz und heftige Freude den Schlaf am allersichersten verscheuchen. Und dann diese wunderbare Teleologie, die hier der Natur zugeschrieben wird: damit der Mensch sich nicht zu sehr grämt oder freut, läßt sie ihn desto früher einschlafen!! Aber vielleicht hat der Verfasser die Absicht gehabt, die Natur bei diesem tröstlichen Werk zu unterstützen und dann freilich müssen wir in Anbetracht des guten Zweckes unser tadelndes Urtheil widerrufen. mmr.

Eine neue illustrirte Zeitung.

Der glänzende Erfolg, welchen die zu Anfang der vierziger Jahre von J. J. Weber in Leipzig begründete „Illustrirte Zeitung" gleich bei ihrem ersten Auftreten erlangt und den sie sich bisjetzt dank der Umsicht und Zuverlässigkeit, mit welcher sie geleitet wird, durch allen Wechsel der Zeitumstände erhalten hat, mußte natürlich eine Menge ähnlicher Unternehmungen ins Leben rufen. Doch ist es bisher bekanntlich noch keiner derselben gelungen, ihrem leipziger Vorbild das Feld streitig zu machen, vielmehr sind sie sämmtlich entweder nach kurzem Bestehen wieder eingegangen oder haben sich doch solchen Veränderungen des ursprünglichen Plans unterwerfen müssen, daß sie überhaupt nicht mehr als Nebenbuhlerinnen der „Illustrirten Zeitung" zu betrachten sind. Jetzt nun ist aus dem thätigen und kunstsinnigen Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart unter der Aegide eines unserer beliebtesten belletristischen Schriftsteller ein neues glänzend ausgestattetes Blatt ähnlicher Richtung hervorgegangen: „Ueber Land und Meer. Allgemeine illustrirte Zeitung, herausgegeben von F. W. Hackländer". Das Blatt erscheint seit November vorigen Jahres, soll sich jedoch dem Vernehmen nach in dieser kurzen Zeit bereits einen ausgebreiteten Leserkreis erworben haben: ein Erfolg, der gegenüber den wirklich vortrefflichen Leistungen des Blattes, namentlich in artistischer Hinsicht, nur als ein wohlverdienter bezeichnet werden kann. Auch ist das Blatt nicht eigentlich als eine Concurrentin der leipziger „Illustrirten Zeitung" zu betrachten, indem es sich, wenn auch der Hauptsache nach auf denselben Principien beruhend und mit denselben Mitteln arbeitend, doch einen wesentlich verschiedenen Wirkungskreis ausgesucht hat. Nämlich während die leipziger Zeitschrift vorwiegend belehrender Natur ist, will „Ueber Land und Meer" ausschließlich unterhalten; die Weber'sche „Illustrirte Zeitung" sucht gleichmäßig die Gebiete der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, des Handels- und Gewerblebens ꝛc. zu beherrschen, während in dem neuen stuttgarter Blatte das belletristische Interesse überwiegt. Die Politik, die Industrie, den Handel sowie überhaupt alles, was die Grenzen einer leichten, anmuthigen Unterhaltungsliteratur überschreitet, hat dasselbe sogar ausdrücklich ausgeschlossen;

„die Belehrung in Ehren", heißt es in dem der ersten Nummer vorgedruckten Programm, „aber wir wollen vor allem und in allem unterhaltend sein". „Ueber Land und Meer" bringt daher vornehmlich Romane und kleinere Erzählungen; in den bisher erschienenen Nummern finden wir sogar gleichzeitig zwei umfangreiche Romane nebeneinander, von denen der eine, „Tag und Nacht. Eine Geschichte in vierundzwanzig Stunden", aus der beliebten Feder des Herausgebers stammt, während der andere, „Ebbe und Flut. Roman aus der Gegenwart", von J. F. Smith aus dem Englischen ausdrücklich für den vorliegenden Zweck übertragen ist. Außerdem erhalten wir Reise- und Sittenbilder, humoristische Skizzen, Mittheilungen aus der Tagesgeschichte, Correspondenzen aus den größern Städten des In- und Auslandes, Notizen &c. Das Ganze trägt, wie es sich von dem Herausgeber erwarten ließ, der bekanntlich seinen Hofrathstitel nicht umsonst trägt, gegenüber der mehr bürgerlichen Haltung der leipziger „Illustrirten", einen gewissen aristokratischen Charakter, einen gewissen Parfüm der feinen Welt; es ist ein Blatt, das vorzugsweise von schönen Augen gelesen, von wohlgepflegten Händen gehalten sein will. Dieser aristokratischen Bestimmung entspricht der Luxus der Ausstattung und zwar können wir uns denselben um so eher gefallen lassen, als er zugleich mit feinem Geschmack und echt künstlerischer Gediegenheit verbunden ist. Die Holzschnitte, welche die Zeitschrift bringt, zum Theil im größten Format, sind der Mehrzahl nach wahre Meisterwerke; Idee und Ausführung, Zeichnung und Schnitt wetteifern miteinander, sodaß auch diejenigen Leser, die etwa an dem etwas exclusiven, süßlichen Inhalt der Zeitschrift keine volle Befriedigung finden sollten, doch den artistischen Beigaben ihre vollste Anerkennung nicht werden versagen können. Wir heben beispielsweise aus dem reichen Inhalt des uns vorliegenden ersten Quartals Darstellungen hervor wie die „Schwarzwälder Uhrenhändler", „Der historische Festzug zur siebenhundertjährigen Jubiläumsfeier der Stadt München", „Arabische Stuten und Fohlen auf der Weide bei Scharrnhausen", „Der Traunfall", ein Blatt von bewunderungswerther Zartheit &c. Auch einige komische Einfälle, wie die Parallele der Menschen- und Hundeporträts in Nr. 1, die photographischen Versuche in Nr. 2 &c. sind von guter Wirkung. Einen besondern Schmuck des Blattes bilden die Anfangsbuchstaben zu den einzelnen Abschnitten des vorhingenannten Romans „Ebbe und Flut"; sie rühren von Scheuren's Meisterhand her und sind fast zu gut für den Ort, wo sie stehen, indem der Roman selbst eine sehr mittelmäßige Fabrikarbeit ist. Gelingt es der neuen Zeitschrift, sich auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu erhalten und behaupten sich namentlich die Illustrationen auf der künstlerischen Höhe wie bisher, so wird der Beifall, den sie bei ihrem Erscheinen gefunden hat, ohne Zweifel noch immer zunehmen und das Blatt selbst in immer weitern Kreisen Wurzel schlagen, was wir ihm denn im Interesse des Verlegers sowie der bei dem Unternehmen betheiligten Künstler von Herzen wünschen. ss.

Correspondenz.

Aus Brünn.*)

April 1859.

Css. Es war doch eine schöne Zeit um jene Mitte der vierziger Jahre, als die Broschürenliteratur über Oesterreich in üppigster Blüte stand und regelmäßig jeder Bücherballen, der von Leipzig her über unsere Grenze kam, irgendeine neue „Enthüllung" brachte! Seitdem haben sich die Dinge bei uns gründlichst geändert, in diesen wie in vielen andern Stücken. Von dem oppositionellen Geschlecht, das sich damals an der Lectüre jener Schriften heranbildete, haben einige im Jahre achtundvierzig ein glänzendes Fiasco gemacht, andere sind mit Sack und Pack in das feindliche Heerlager übergegangen, um sich dort zu bedeutender, wenn auch etwas zweideutiger Höhe aufzuschwingen, noch andere — und sicher nicht die schlechtesten — essen noch immer das bittere Brot der Verbannung oder schlummern bereits den ewigen Schlaf fern von der heimatlichen Erde. Der große Troß der Philister endlich, die damals mit geheimer Freude die unvermeidlichen „Grenzboten" verschlangen, weidlich innerhalb ihrer vier Pfähle auf Metternich schimpften und beim Lesen der süddeutschen Kammerverhandlungen des Staunens kein Ende finden konnten, wo doch die Leute „draußen im Reich" soviel Muth und Gelehrsamkeit hernähmen — diese Philister fühlen sich, seit sie die siebenfachen Steuern geben, grausam enttäuscht; sie hören noch heute geduldig zu, wenn die Augsburgerin ihnen von der Einheit und Größe Oesterreichs erzählt, aber das Gesicht, das sie dabei schneiden, sieht verwünscht skeptisch aus, und während sie eifrig zuzuhören scheinen, haben sie in Wahrheit nur den Curszettel im Kopfe.

An jene Glanzzeit unserer Publicistik wurde ich erinnert, da mir kürzlich die (bereits in vierter Auflage) erschienene Schrift „Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs" (Leipzig, F. A. Brockhaus) zu Gesicht kam. Zwar dürfte dem legitimen Standpunkt, im Hinblick auf den Weg, den unsere Regierung mit planmäßiger Hintansetzung aller historisch verbrieften Rechte und Verträge der einzelnen Kronländer eingeschlagen hat, kaum noch die Kraft beigemessen werden, die der Verfasser ihm beilegt, und auch jene Verschmelzung der moralischen und materiellen Interessen, welcher der Verfasser das Wort redet, wird bei der totalen Verschiedenheit der Elemente, aus denen Oesterreich nun einmal zusammengesetzt ist, noch in Jahrhunderten nicht erreicht werden. Nichtsdestoweniger zeigt diese Abhandlung eine so vollendete staatsmännische Bildung, ist sie so reich an geistvollen treffenden Pointen, und wirft mit feiner Ironie auf unsere heimischen Zustände so grelle Schlaglichter, daß der Verfasser schon für den offenen Freimuth, mit dem er die Schwäche und Unhaltbarkeit unsers dermaligen Verwaltungssystems bloßlegt, die ehrenvollste Anerkennung verdient.

Und wahrlich, die Zeit ist ernst genug für ein ernstes Wort. Niemand verhehlt sich bei uns, daß Oesterreich bei einem entscheidenden Wendepunkt

*) Nachstehende Correspondenz ist, wie der Inhalt zeigt, noch vor dem Bekanntwerden der jetzigen österreichischen Maßregeln geschrieben. D. Red.

seiner Geschichte angelangt ist. Betrachten Sie nur unsere innern Zustände! Der in unsern höchsten Regierungskreisen herrschende Zwiespalt, der tiefe Riß zwischen unsern Ministerien und dem jeden Fortschritt hemmenden Reichsrath ist ein längst offenkundiges Geheimniß. Und nun erst die äußere Lage, die immer unwiderstehlicher, immer verhängnißvoller auf eine Katastrophe hindrängt! Der jähe Schrecken, der die wiener Börse am 11. April erfaßte, wo die Curse in einer seit dem Jahre 1848 nicht dagewesenen Weise sanken, die hiermit in Verbindung stehenden Gerüchte von einem großen Familienrathe am Hofe, vom zu gewärtigenden Erscheinen eines Kriegsmanifestes und Ausschreibung einer neuen Zwangsanleihe, nebst verschiedenen andern ähnlichen Gerüchten rauben unsern Philistern fast die Besinnung. Unter den Gerüchten nenne ich Ihnen als das bemerkenswertheste jenes von Wiederverleihung einer Verfassung, so unwahrscheinlich dasselbe auch jedem erscheinen muß, der die bei uns herrschenden klerikalen und militärischen Einflüsse kennt. Und doch wurzeln zwei Ueberzeugungen fest bei allen Vaterlandsfreunden: die eine, daß nur durch offenes, ehrliches Inslebentreten der Märzverfassung vom Jahre 1849 Oesterreich die Gefahren, denen es unaufhaltsam entgegengeht, überwinden kann, die zweite, daß im Fall der Krieg, der jetzt in Italien auszubrechen droht, nicht mindestens in einem halben Jahre zu Ende geht, eine finanzielle Krisis unvermeidlich ist. Auch wird unverhohlen die Frage lauter und lauter, ob denn das eigentliche Streitobject bei dem tiefgewurzelten Haß von 25 Millionen Italienern auf die Länge der Zeit nicht mehr Opfer fordern wird, als es für uns werth sein kann. Hätten wir es freilich mit dem soi-disant Retter der Gesellschaft allein zu thun, der Zwiespalt wäre längst ausgetragen: denn unsere brave Armee steht gewiß keiner in der Welt nach, zumal unter der Leitung eines Mannes wie unser Generalquartiermeister Feldzeugmeister Heß, zu dem man allgemein das größte Vertrauen hegt.

Inzwischen währen die Rüstungen fort und zwar in immer größerm Maßstabe; vom 13. bis 29. April ist unsere Südbahn für den Waarentransport gänzlich gesperrt. Was wird im Falle eines Kriegs aus Triest, dem einzigen Hafen Deutschlands im Süden, werden? Tag und Nacht finden Truppenbeförderungen auf unsern Eisenbahnen statt; daß bei dem Einberufen unserer Urlaub- und Reservemänner, die gewöhnlich verheirathet sind und jammernde Weiber und Kinder hülflos zurücklassen, die herzzerreißendsten Scenen vorfallen, versteht sich von selbst und gewiß erlassen Sie mir, dies Thema weiter auszuführen.

Aber Sie wollen nicht blos allgemeine Betrachtungen von mir, Sie wollen auch von unsern Lokalzuständen und Ereignissen hören. Brünn ist nicht nur als industrieller, sondern auch als Handelsplatz für Schnittwaaren der bedeutendste Ort der Monarchie. Daß jedoch in letzterer Beziehung sieben Jahrmärkte zu viel sind, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Auch sind die hieraus sich ergebenden Uebelstände so schreiend, zumal die Einfallszeit dieser Messen sich nach den beweglichen katholischen Festtagen richtet, wie denn z. B. in diesem Jahre der eine dieser Märkte am 16. Juni endigt, der andere am 17. Juni beginnt, daß unsere Handelskammer, deren Intelligenz und Umsicht alle Anerkennung verdient, seit Jahren um Aufhebung dieses Unwesens petitionirt. Wir haben nämlich das abnorme Glück,

zweierlei Gemeindevorstände zu bezahlen, für den innern Stadtbezirk, auf den vier, und für die Gemeinde Altbrünn, auf welche drei dieser Märkte kommen. Allein ungeachtet der wiederholt beim Ministerium gethanen Schritte, ungeachtet der in letzter Zeit sogar von der wiener Handelskammer angeregten endgültigen Entscheidung blieben alle bisherigen Bemühungen, in dieser für uns so hochwichtigen Angelegenheit eine Einigung zu erzielen, bisjetzt erfolglos und schleppen sich die diesfälligen Erhebungen bereits acht Jahre bei unserer Statthalterei hin, ohne zu einem Resultat zu führen.

Von Kunstgenüssen der letzten Zeit verdienen besonders die von den Schwestern Neruda veranstalteten Concerte hervorgehoben zu werden. Gleich dem berühmten Violinisten Ernst, dessen vielfach gemishandelter „Carneval von Venedig" die Reise um die Welt machte, sind auch die Schwestern Neruda geborene Brünner; frei von den Auswüchsen des modernen Virtuosenthums, aber dabei freilich auch von der Tagespresse nur wenig beachtet, huldigen sie durchaus einer classischen Richtung. Die von ihnen in der Fastenzeit veranstalteten Quartette bildeten in Verbindung mit einem von Frau Klara Schumann im Laufe des verflossenen Winters gegebenen Concert sowie mit dem dreimaligen Auftreten der Schwestern Terni die Glanzpunkte unserer diesmaligen musikalischen Saison. — Unser Theater, das noch immer nicht leben und nicht sterben kann, brachte in jüngster Zeit eine Novität eines einheimischen Dichters, „Das Haus des Tiresias" betitelt, eine gute Primanerarbeit, die jedoch der kranken deutschen Bühne schwerlich auf die Beine helfen wird, da sie sich nicht einmal beim hiesigen Publikum einen dürftigen succès d'estime erringen konnte. — Die an ihn ergangene Aufforderung zu einem Beitrage für das Germanische Museum in Nürnberg ist von unserm löblichen Gemeinderath abgelehnt worden. Auch an die Errichtung eines Filials für die Schillerstiftung denkt hier niemand. Unsere Gemäldeausstellung wurde dieser Tage eröffnet; vielleicht komme ich später darauf zurück. Auch die jährlich wiederkehrende Blumenausstellung in den Lokalitäten unsers schönen, nur etwas zu kleinen Augartens, einem Geschenk des einzigen Monarchen, der im Herzen der Oesterreicher thront, des unvergeßlichen Kaisers Joseph, wird mit dem nächsten Ersten beginnen: aber wer wagt zu prophezeien, welcher blutige Regen inzwischen auf die kaum erschlossenen Blüten herabstürzen kann?!

Aus dem Wupperthal.

April 1859.

Ws. Durch die Zeitungen unsers Thals spukte jüngst zwischen Politik und Annoncen eine Reclame, mit lauten Worten verkündend, wie das Buch eines gewissen Hrn. Feydeau, eines pariser Literaten, genannt „Fanny", gar so schön zu lesen sei, und gleichzeitig befand sich unter den Annoncen eine, welche die Uebersetzung des gedachten Buchs ankündigte. Ach, unsere Tagesblätter sind so dankbar für eine Notiz, die ihnen gratis zukommt — Gott sei Dank! denkt man, für den Platz wäre nun gesorgt. Kennen Sie vielleicht unsere „Elberfelder Zeitung"? Dieselbe ist stets emsig bemüht, sich alles anzueignen, was sich an Enten nur irgend auftreiben läßt; es fehlt ihr, glaub' ich, etwas an ihrem Glücke, wenn sie ihren Lesern nicht Tag

für Tag einige dieser mehr pikanten als nahrhaften Vögel auftischen kann. Einzig groß steht sie auch in ihren Druckfehlern da — und nun erst die Leitartikel dieses Organs der öffentlichen Meinung oder sonst einer! Wenn der Redacteur seinen delphischen Sessel besteige, so lege er, flüstert man sich bei uns zu, stets neben sich auf die eine Seite den Horaz, auf die andere den Virgil. Das ist nun an sich gewiß recht lobenswerth, daß er so würdige und verständige Leute zu Rathe zieht und daß er sie auch mitunter citirt, wollen wir uns gern gefallen lassen; wie es ihm aber in so anständiger Gesellschaft noch möglich ist, fortwährend so unanständige Gesichter zu schneiden, das begreifen wir nicht, es müßten das etwa die Dämpfe von unten thun. An ein ernstes Eingehen auf eine ernste Sache ist in diesen Artikeln nicht zu denken, wohl aber könnte mancher Hanswurst in der Meßbude den Herrn Chefredacteur um seinen Witz beneiden.

Indeß ich wollte Ihnen ja etwas über Feydeau's „Fanny" mittheilen; aus einer so frommen Gegend wie unser Thal, läßt sich ja wol am besten über ein so leichtfertiges Buch schreiben. Aber leichtfertig? Beileibe nicht! „Ce beau petit livre", sagt Janin; „ce poëme", sagt Sainte-Beuve; eine „Studie" nennt es der Verfasser — und ich? Ich nenne es, mit Verlaub, das ungestalte Product eines ausgemergelten Wüstlings und damit Punktum.

Ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren verliebt sich in eine Frau von fünfunddreißig Jahren. Sie vergeht sich mit ihm; er wird in der Folge eifersüchtig auf ihren Gemahl und nimmt ihr das Versprechen ab, ihre Reize nur für ihn aufbewahren zu wollen. Sie jedoch bricht ihr Wort; der Liebhaber belauscht das Ehepaar und in Verzweiflung über das, was er gesehen, läuft er in die Seine. Gegen seinen Willen gerettet, wird er krank, nach seiner Wiederherstellung weist er der ehemaligen Geliebten, die sich ihm wieder aufdringen will, die Thüre und flüchtet in die Einsamkeit, allein zu sein mit seinem Schmerz und seinen Erinnerungen. Da haben Sie „ce beau petit livre!"

„Ich bewegte die Liebe in meinem Herzen, wie der Ochs den Grummet wiederkäut, wenn er ausruhend daliegt." „Sie knickte das Veilchen meiner Liebe, wie der Ochs, der über die Wiese stampft." Das sind wörtliche Citate und da haben Sie „ce poëme". Andere Bilder kennt dieser „ochsige" Autor nicht.

Und nun die „Studie"? Fanny ist die personificirte Lüsternheit; sie liebt die Abwechselung; der Ausdruck neugierigen Staunens, der fortwährend auf ihrem Antlitz ruht, ist charakteristisch für sie. Auch erregt sie kein Interesse weiter als dasjenige, was man für ihre persönlichen Vorzüge nehmen könnte. Ihr Gemahl ist einfach ein Bösewicht, der nur Abscheu erregt. Der junge Mann aber, was soll der eigentlich erregen? Bewunderung oder Mitleid? Schade, daß er so grundlos gemein ist, sonst wäre er grundlos lächerlich.

Und wie hat der Autor diese scheußliche Geschichte in die Länge gezogen! Dabei ist sie in ganz kurzen Kapitelchen abgefaßt; es ist, als ob dem Verfasser jeden Augenblick die Feder aus den marklosen Fingern fällt und dann ist jedesmal ein Kapitelchen zu Ende.

Und doch ist das alles im Grunde noch nichts gegen das alberne Gewäsch Jules Janin's, der die Vorrede zu diesem neuen „Candide" geschrieben! Er ist so horriblement naïf, das Buch einer Dame zur Lectüre zu empfehlen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und bevor er noch seine Vorrede, respective seine Empfehlungsepistel abgeschlossen, schreibt sie ihm: „Lieben Sie auch recht diesen verliebten Jüngling, und diese Frau, die von so gewaltigen Passionen bewegt wird? Enfin, Sind Sie auch würdig eines solchen Buchs?" Sorgen Sie nicht, Madame, er ist seiner schon würdig. „Ich lese es — lese es bis im Traum!" — Was soll man dazu sagen? Und da lacht unser kleiner Wachenhusen noch!

Auch ich würde kein Wort über das Buch verloren haben, hätte es nicht zwölf Auflagen erlebt und wäre es somit nicht ein sicheres Zeichen der Zeit. Das Metier Jules Janin's bestand früher darin, das Erhabene in den Staub zu ziehen, oder besser, dasjenige, was ihm imponirte, lächerlich zu machen und herabzusetzen. Allein auch dazu scheint seine eingetrocknete satirische Ader nicht mehr auszureichen; wie soll man denn sein jetziges Handwerk nennen?

Zur Zeit, als die Ristori nach Paris kam, entdeckten die pariser Journalisten Italien, d. h. das literarische. Die Gletscheralp Alfieri, der düstere See des Dante, die Campagna felice des Ariost ꝛc. ꝛc. tauchten zum ersten mal vor ihren erstaunten Blicken auf. Wie Lamartine später an Dante, so vergriff sich damals Jules Janin an Alfieri. Natürlich konnte er bei seinen beschränkten Mitteln nicht so viel leisten als der ehemalige Dictator; wenn Lamartine etwas unvernünftig mit Bärentatzen zuschlug, machte Jules Janin es wie ein stößiger stinkender Bock: er beschnopperte den Alfieri und stieß ihn in die Rippen. Die turiner Blätter indessen ließen ihm das nicht so hingehen; wo er französisch frech wurde, wurden sie italienisch grob. Zum Glück versteht Jules Janin fast kein Wort italienisch und so konnte ihn das nicht weiter berühren; ja hatte er erst blos den Biographen Alfieri's gemacht, so war er jetzt kühn genug, auch seine Werke zu besprechen. Da lachten die klugen Turiner: „C'est de la métaphysique für den armen Teufel, laßt ihn schwatzen", sagten sie....

Nun sollte ich Ihnen wol noch einiges über die traute Heimat sagen. Doch hat sich bei uns in den letzten Monaten nichts von Bedeutung zugetragen. Vor wie nach Dissenters die schwere Menge; hier ein Häuflein und da ein Häuflein — „wer zählt die Häupter, nennt die Namen?" Die neuesten sind, glaub' ich, die „Kinder Aman's"; ich bedaure, Ihnen blos den Namen der neuen Religionsgesellschaft melden zu können, ihre Religion selbst ist mir zur Stunde noch ein Geheimniß und wird es auch wol bleiben. Es macht wirklich einen wohlthuenden Eindruck, wenn sich die Polizei mitunter dieses Unverstandes annimmt....

Dabei stocken die Geschäfte, in Elberfeld weniger als in Barmen; das Bandfach, welches in Barmen hauptsächlich cultivirt wird, leidet mehr noch als unter den politischen Uebelständen unter einer gerade herrschenden Caprice der Mode. Was meinen Sie dazu, wenn die armen Bandfabrikanten einmal eine Deputation an die Fanny's in Paris abgehen ließen? Ein Contingent strammer Bursche ließe sich dazu schon auftreiben....



Notizen.

Abermals hat die deutsche Wissenschaft einen höchst schmerzlichen Verlust erlitten: am 21. April starb in Erlangen der ordentliche Professor der Philologie an der dortigen Universität Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ebenso geschätzt als Schriftsteller und Lehrer wie wegen seiner liebenswürdigen und tüchtigen Persönlichkeit. Der Verewigte, 1806 zu Wöhrd bei Nürnberg geboren und auf den Gymnasien zu Baireuth und Ansbach vorgebildet, bezog 1822 die Universität zu Erlangen, wo besonders der vortreffliche Döderlein, noch jetzt die Zierde der erlanger Universität, von Einfluß auf ihn wurde. Später ging er nach Berlin, vornehmlich um Böckh und Hegel zu hören. Mit 21 Jahren zum Professor am Gymnasium zu Nürnberg ernannt, folgte er 1842 einem Rufe nach Erlangen, wo er bis an sein Ende segensreich wirkte. Unter seinen zahlreichen und gediegenen Schriften erwarb sich besonders sein Buch über „Die Homerische Theologie" ein großes und wohlverdientes Ansehen. — Auch die französische Literatur, die bekanntlich in diesem Augenblick keinen Ueberfluß hat, weder an Talenten noch an Charakteren, hat soeben einen ihrer reinsten und verehrungswürdigsten Namen durch den Tod eingebüßt: am 16. April starb in seiner Geburtsstadt Cannes Henri Alexis de Tocqueville, der berühmte Verfasser des Werks „Die Demokratie in Amerika". Im Jahre 1805 geboren, widmete er sich dem Studium der Rechte. Im Jahre 1826 als Instructionsrichter, 1830 als Gehülfsrichter angestellt, wurde er 1831 von der Regierung nach Amerika gesandt, um das dortige Gefängnißwesen zu studiren. Als Resultat seiner Studien veröffentlichte er 1834 das ebengenannte Werk „La démocratie en Amérique", das von der Akademie gekrönt und in- und außerhalb Frankreichs mit großem Beifall aufgenommen ward. Im Jahre 1839 zum Deputirten gewählt, nahm er zwar auf den Bänken der Opposition Platz, zeigte jedoch im ganzen eine große Mäßigung, die ihm von manchen Seiten sogar den Vorwurf absolutistischer Tendenzen zuzog. Doch wagte schon damals, in der Zeit allgemeiner Bestechung und Corruption, niemand die Lauterkeit seines Charakters oder die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung anzutasten. Und diesen Ruhm hat er sich bis an sein Ende bewahrt. Nach der Februarrevolution nahm er sowol an der Constituirenden wie an der Gesetzgebenden Nationalversammlung theil, zeigte aber auch hier dieselbe Mäßigung wie früher. Im Juni 1849 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Ereignisse vom December 1851 jedoch veranlaßten ihn, sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen. Als Frucht der gelehrten Muße, in der er seitdem lebte, erschien 1855 sein Werk „L'Ancien Régime et la Révolution", ein Buch von echt staatsmännischem Gepräge, das von allen Parteien gewürdigt und besonders auch in Deutschland mit verdientem Beifall aufgenommen ward. Sein frühzeitiger Tod ist eine Calamität für Frankreich, das, wie gesagt, in diesem Augenblick nicht mehr viele so gediegene und achtbare Schriftsteller aufzuweisen hat.

Otto Müller, der Verfasser der „Charlotte Ackermann" rc., hat einen neuen dreibändigen Roman veröffentlicht: „Der Klosterhof. Eine Familien-

geschichte" (Frankfurt am Main, Meidinger). Von W. H. Riehl in München erschienen „Culturhistorische Studien aus drei Jahrhunderten" (Stuttgart, Cotta). Friedrich Bodenstedt hat eine Reise nach England zur Vollendung seines Werks über „Shakspeare's Zeitgenossen" angetreten, dessen zweiter Band sich unter der Presse befindet. Gleichzeitig wird eine neue Sammlung seiner Gedichte „Frühling und Sommer", die sechste Auflage der „Lieder des Mirza-Schaffy", sowie eine neue und billige Ausgabe seines bekannten Buchs „1001 Tag im Orient" erscheinen. Auch hat er ein historisches Lustspiel vollendet, „König Autharis' Brautfahrt", das dem Vernehmen nach im Lauf der nächsten Wochen in München zur Aufführung kommen wird.

Paul Heyse in München hat sein Preistrauerspiel „Die Sabinerinnen" (Berlin, Hertz) in Druck erscheinen lassen. Eduard Tempeltey, der Dichter der „Klytämnestra", soll den Text zu einer großen Oper geschrieben haben, welche vom Grafen Redern in Berlin in Musik gesetzt ward. Auch Otto Roquette soll mit einer neuen dramatischen Arbeit, zu welcher der Stoff angeblich aus der ältern deutschen Geschichte entlehnt ist, beschäftigt sein.

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel noch des interessanten und lehrreichen Berichtes, welchen Ernst Förster in München in Nr. 1 unserer Zeitschrift vom laufenden Jahre über Overbeck's „Geschichte der griechischen Plastik" abgestattet hat. Bei dieser Gelegenheit macht der berühmte Kunstforscher den Versuch, die bekannte Gruppe der Mutter und des Sohnes in der Villa Ludovisi im Gegensatz zu Overbeck und andern Erklärern auf den Abschied Telemach's von seiner Mutter Penelope zu deuten. Jetzt werden wir durch einen sachkundigen und wohlwollenden Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam gemacht, daß diese Deutung in der That unmöglich ist. Denn als Telemach seinen Vater aufsuchen geht, entfernt er sich vom Hause ohne Wissen der Mutter, ja er läßt die Amme Eurykleia, der er nothgedrungen von seiner Abreise Mittheilung machen muß, schwören, der Penelope erst dann etwas von seiner Abfahrt zu sagen, wenn der elfte oder zwölfte Tag käme oder wenn sie ihn vermisse. Ueberhaupt stellt, wie wenigstens unser Gewährsmann versichert (dem wir für seine freundliche Mittheilung hiermit den besten Dank abstatten), die „Odyssee" nirgends Penelope und Telemach in einer Situation dar, welche der von der bezeichneten Stelle jenes Aufsatzes angenommenen entspräche und wird die Deutung unsers gelehrten und scharfsinnigen Freundes sich daher wol kaum behaupten lassen.

In Wien erscheint seit April dieses Jahres eine „Allgemeine Zeitung für Wissenschaft. Centralorgan zur Verbreitung der neuen Fortschritte des Wissens. Herausgegeben und redigirt von M. von Riedwald, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Fachmänner." Zur Gründung dieser Zeitschrift hat hauptsächlich die Wahrnehmung Veranlassung gegeben, daß „die neuen Resultate der mächtig fortschreitenden Wissenschaft meistens in den periodischen Publicationen der vielen Akademien und gelehrten Gesellschaften sowie in zahlreichen Fachblättern

aller Art niedergelegt werden, während nur sehr weniges davon vereinzelt und gleichsam zufällig ins größere Publikum dringt". Diesem Uebelstande will die „Allgemeine Zeitung für Wissenschaft" abhelfen, indem sie „wenn nicht alle, doch die meisten bedeutenden Producte der gelehrten Arbeiten aus allen Zweigen des Wissens, von allen Orten und aus allen Sprachen zusammenfassen und die Mittheilung an ein größeres Publikum vermitteln wird": wobei es sich von selbst versteht, daß die Haltung des Blattes „blos referirend objectiv und jede Polemik ausgeschlossen ist". Von dieser Zeitschrift wird vorläufig wöchentlich eine Nummer von je zwei Druckbogen erscheinen; außerdem sollen eigene Monathefte im Umfange von durchschnittlich fünf Bogen beigegeben werden; dieselben sollen denjenigen Stoff aufnehmen, der im Hauptblatte nicht mehr Platz finden konnte, und namentlich ein möglichst vollständiges Repertorium aller wichtigen Neuigkeiten sowie größere zusammenfassende Artikel zur Geschichte der verschiedenen Wissenschaften enthalten. Danach dürfte das Ganze also in der Hauptsache ein „Journal der Journale" werden, wie es bereits zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts versucht — und nach kurzem Bestehen wieder aufgegeben ward. Dagegen ist unsere Journalistik mit dem jüngst verwichenen 1. April auch wieder um zwei ihrer Organe ärmer geworden: die seit 35 Jahren in Hamburg erschienenen „Hamburger kritischen und literarischen Blätter", die jedoch schon seit langem nur noch vegetirten, und die vor etwa Jahresfrist in Frankfurt am Main begründeten „Kritischen Monatshefte". Die hamburger Zeitschrift hat sich in frühern Jahren mancherlei Verdienste, besonders um vermehrte Kenntniß der fremden Literaturen erworben; auch der bibliographische Theil, von Dr. Hoffmann in Hamburg mit großer Sorgfalt bearbeitet, enthielt manches recht Tüchtige. Die „Kritischen Monatshefte" nahmen, da sie zuerst auftraten, den Mund etwas voll und stellten sich, wie das bei neuen Zeitschriften wol geht, als wäre eine unparteiische und ehrliche Kritik mit ihnen erst zur Welt gekommen; jetzt sind sie eingegangen, weil sie sich, nach ihrem eigenen Bekenntniß, „als Monatshefte nicht die Theilnahme erwerben konnten, welche ihr Fortbestehen gesichert hätte".

Bekanntlich beabsichtigte das weimarische Hoftheater, das bevorstehende Jubelfest Schiller's durch ein großes Gesammtgastspiel zu feiern, welches zu Pfingsten beginnen und in dessen Verlauf sämmtliche Schiller'sche Dramen zur Aufführung gelangen sollten. Leider wird dieser schöne, überall mit der größten Theilnahme aufgenommene Plan nicht zur Ausführung kommen; durch ein an Dingelstedt gerichtetes Handschreiben des Großherzogs von Weimar ist das beabsichtigte Gesammtgastspiel untersagt worden, wie es heißt, wegen der drohenden kriegerischen Aussichten, die sich inzwischen für Deutschland eröffnet haben. Wir für unsern Theil zweifeln nicht im mindesten, daß dies und nur dies der wirkliche Grund des Verbots; doch wäre eine officielle Bestätigung dieser Thatsache höchst wünschenswerth, damit die Biedermänner der Kreuzzeitung und Consorten, die nämlich Zeter darüber schrieen, daß am heiligen Pfingstsonnabend Schiller's „Räuber" gegeben werden sollten, sich nicht etwa einbilden, als wären ihre schwachsinnigen Denunciationen es gewesen, die das Verbot herbeigeführt haben. Diesem lichtscheuen Gesindel wäre es freilich am liebsten, Schiller hätte gar

niemals existirt. Dabei fällt uns ein, daß, als das stuttgarter Schiller-Denkmal eingeweiht ward, die stuttgarter Geistlichkeit sich weigerte, einem Ketzer wie Schiller zu Ehren die Glocken läuten zu lassen; es sollte uns Wunder nehmen, wenn das bevorstehende Jubelfest nicht hier und da ähnliche Proteste hervorrufen sollte — alles natürlich in majorem dei gloriam.

In Worms ist das Modell angekommen, das Professor Rietschel für das daselbst zu errichtende Luther-Denkmal angefertigt hat. Dasselbe ist ungemein großartig und erregt bei allen, die es sehen, die lebhafteste Bewunderung. Auch zu dem in Wittenberg zu errichtenden Melanchthon-Denkmal sind die Sammlungen so weit vorgeschritten, daß man an die Anfertigung des Modells denkt, das dem Professor Drake in Berlin übertragen ist. Dagegen fehlt zur Herstellung des Sockels sowie zur künstlerischen Ausschmückung ꝛc. noch eine beträchtliche Summe und ist daher zu wünschen, daß die Freunde des Unternehmens in ihrer Freigebigkeit nicht erlahmen. — An der Pinakothek in München, deren Außenseite bekanntlich mit den Marmorbildern der vorzüglichsten bildenden Künstler alter und neuer Zeit geschmückt wird, sind die Statuen Schwanthaler's und des in Rom lebenden englischen Bildhauers Gibson aufgestellt worden; die Modelle dazu sind von Brugger in München angefertigt worden, während Bildhauer Lossow die Ausführung in Marmor übernommen hat.

Von Moritz Müller in Pforzheim, einem wohlhabenden Gewerbsmann und aufgeklärten und rührigen Kopf, der sich durch allerhand meist humoristische Flugschriften auch in weitern Kreisen bekannt gemacht hat, erschien soeben ein neues derartiges Schriftchen: „Vorwärts. Ein protestantisches Tractätchen" (Wiesbaden, Limbarth). Der Verfasser parodirt darin die Tractätchen der Kopfhänger und Finsterlinge, indem er der Sache der Aufklärung und Volksbildung kräftig das Wort redet. Das Schriftchen ist in der bekannten, etwas desultorischen, aber vom Herzen kommenden und daher auch zum Herzen gehenden Manier des Verfassers geschrieben und wird ohne Zweifel gleich seinen Vorgängern ein dankbares und zahlreiches Publikum finden.

In Leipzig beabsichtigt man eine Tonkünstlerversammlung, verbunden mit einem Musikfest, zu veranstalten. Die Versammlung ist auf Anfang Juni angesetzt; außer Vorträgen und Verhandlungen sollen dabei verschiedene größere musikalische Aufführungen stattfinden, bei denen insbesondere die Werke von Bach, Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Berlioz, Wagner und Liszt vertreten sein werden; den Schluß wird ein großes Orgelconcert im Dome zu Merseburg machen. An der Spitze des Unternehmens, dem wir nur wünschen, daß die kriegerischen Zeitläufte ihm nicht hinderlich werden mögen, steht der Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", Hr. Fr. Brendel und Hr. C. F. Kahn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 22.** 26. Mai 1859.

Leute und Dinge in Paris.

Von

Albert Wolff.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1859, S. 205 fg.)

V.

Anfang Mai.

Während ich die Vorbereitungen treffe, um Ihnen nach so langem Stillschweigen wieder einmal zu schreiben, rasseln unten vor meinem Fenster die Trommeln; zahlloses Kriegsvolk zieht die Boulevards entlang nach Italien hin. Inmitten dieses Kriegsgetümmels soll ich es nun versuchen, Sie über allerlei friedliche Dinge, mit welchen ich im Rückstande bin, zu unterhalten. Mein Gott! wie wird das gehen? Drei volle Monate sind seit meinem letzten Briefe verflossen; was haben wir nicht alles seitdem erlebt! Unglaubliches; ja Unerwartetes! Vor allem erwähne ich hier einer Revolution in der Metzgerwelt, von welcher die ausländischen Blätter wol nicht gesprochen haben. Ja, es hat die Carnevalszeit eine Revolution hervorgerufen, bei welcher dank der Civilisation nur drei fette Ochsen getödtet wurden!

Ich muß jedoch, wie Polonius sagt, einige Ordnung in meine Rede bringen! Ich lasse daher mein Gedächtniß die Kreuz und die Quer herreden, wie es ihm gerade gefällig ist. So möge sich also der geneigte Leser bei Anfang dieses Briefes in die Carnevalszeit zurückversetzen,

und so werden wir hoffentlich am Schlusse dieser Zeilen glücklich bis auf den heutigen Tag gelangen.

Was habe ich nicht alles erlebt!

Zuvörderst habe ich ihn gesehen, den fetten Carnevalsochsen; oder besser gesagt, den fettesten der drei Carnevalsochsen! Hoch zu Roß ritten ihm die Municipalgardisten voran. Ritter und Knappen mit dicken rothen Wangen, das Schwert an der Linken, die wallende Feder auf dem Hute, folgten; und hinterdrein die ganze abgelebte Mythologie zu Pferde und in vergoldeten Wagen. Dann kam er, der fette Ochse, mit der lorberbekränzten Stirn, und ihm voran schritten die Lictoren mit dem Metzgerbeile auf der Schulter. Ich habe ihn gesehen, ihn den König der Ochsen, den Fastnachts „Boeuf gras“ Bastien! Und sein Anblick machte mich träumen von der Vergänglichkeit irdischer Dinge und Zustände! Ebenso lorberbedeckt sah ich im vorigen Jahre den großen „Cherbourg“ durch die Gassen schreiten; unumschränkt herrschte er während drei Tagen, er allein war, „Das goldene Kalb“ der pariser Metzgerburschen. Die Ritter und Knappen ritten ihm voran, die Mythologie, die alte Courtisane, folgte dem fetten „Cherbourg“, und als der liebe gute Ochse am Aschermittwoch unter dem Beile derjenigen fiel, welche ihn während der Fastnachtstage triumphbedeckt durch die Gassen geführt, da schaute sich der alte Jupiter und das ganze modernde Gefolge nach dem neuen Sieger um, welcher sie zwölf Monate später durch das Volk leiten sollte. Die zwölf Monate vergingen! Bastien kam, Bastien, der fette Bastien und mit ihm eine neue Ordnung der Dinge. Die Herren Metzger der Hauptstadt hatten von dem Fleischercapitol herab verkündet, daß fortan ein Triumvirat von Ochsen die Fastnacht regieren sollte; sie begaben sich nach Poissy, wo sich dreimal wöchentlich die fettesten Ochsen Frankreichs vereinigen, sie gingen zu Rathe und verkündeten das Decret, laut welchem in diesem Jahre drei Ochsen, die hochwohlgeborenen Herren Bastien, Lombard und Turin, das Faschingsfest beherrschen sollten. Also geschah es! Ich habe bereits, wie obenerwähnt, die Bekanntschaft des Herrn Bastien gemacht, und gestehe gern, daß er durchaus der Ehre würdig, welche ihm heute widerfährt, der gute populäre Bastien; also genannt nach dem neuesten pariser Gassenhauer mit dem unsinnigen Refrain:

Ah! il a des bottes, il a des bottes, Bastien!

welcher seit drei Monaten von allen Drehorgeln der Hauptstadt heruntergesungen wird. Der Ursprung dieser Volksmelodie verliert sich in Nacht und Dunkel. Dieser unsinnige Gassenhauer ist an einem frühen Morgen aus der Erde gewachsen und hat die Runde durch Paris gemacht. Man hat mit „Les bottes de Bastien“ Lieder, Romanzen, Operetten gemacht; man hat, o Wunder! den fetten Ochsen Bastien genannt,

obschon er keine Stiefel trägt, und nach 2000 Jahren wird ein hoher gelehrter Literaturforscher Bände voller Abhandlungen über den Ursprung von „Les bottes de Bastien" schreiben; man wird es genau untersuchen, ob die Stiefel des Hrn. Bastien aus Kalb-, Rinds- oder lackirtem Leder gewesen, um von der Qualität des Stoffes auf die Tragweite der Tendenz zu schließen, man wird noch von Bastien reden, wenn der redliche Ochse schon längst mit Kartoffel und Zwiebeln in das Bereich der Unsterblichkeit gewandelt; ja ein alter deutscher Pedant wird dereinst in seinen Vorlesungen über die französische Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts ein ganzes Semester durch über „Les bottes de Bastien" faseln, und es werden dem wackern Docenten dabei die Lorbern auf dem Haupte wachsen wie heutzutage dem fetten Ochsen. Denn o Lorbern, seid ihr nicht die Triebfeder der geistigen Zeugung, o Lorbern, du schönes Nebelbild, du hast so viele Köpfe verrückt gemacht, so viele Hoffnungen rege erhalten, so manchen abhandenen Sauerbraten jahrelang ersetzt; du unerreichbares Etwas, nach welchem die ganze Welt geizt, welches sogar einen pariser Kapitalisten von hoher Dichtung träumen läßt und die Itzigs der pariser Börse in eine größere Aufregung versetzt als die neuesten Depeschen europäischer Cabinete!

Ja, die pariser Finanzwelt befand sich eine geraume Zeit lang in einer gelinden Aufregung. An der Börse, wo früher die Papierchen einzig und allein den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, machte man nur noch Bonmots oder sang Couplets; die hohen Wechselagenten träumten von Tragödien, die niedern Pfuschmakler von Possen und Calembours. Was nur von nah oder fern zur Börse gehört, warf mit Esprit um sich, als ob es sich um eine unwahre politische Nachricht handelte, das Cursblatt ward nach einer neuen Coupletmelodie heruntergesungen, die steifen und ernsten Börsenvatermörder warfen das stolze Haupt kühn gegen die Sonne empor und riefen in deutsch-französischem Dialekt „Anch'io sono pittore", die Itzigs und Veitels der pariser Börse schwuren nur noch bei dem Gotte Ravel's, Pradeau's und Hyacinthe's, der drei vorzüglichen Komiker des Théâtre du Palais-Royal!

Denn — was man in Paris nicht alles haben kann — Hr. Millaud, der bekannte Bankier, hat im Verein mit einem der besten französischen Vaudevillisten Hrn. Clairville eine dreiactige Posse für das obengenannte Theater geschrieben, welche die Lachmuskeln von ganz Paris in Bewegung setzt. Millionär und Vaudevillist! welch sonderbarer Mischmasch socialer Stellungen! Daß ein Theaterdichter von Millionen träumt, will ich hingehen lassen; daß aber ein Millionär, welcher durch den Klang seiner Börse ganz Paris zu seinen Füßen lockt, sich noch dem schwankenden Gotte der Breter anvertraut, ist doch ein der Erwähnung würdiges Ereigniß.

Ja, Hr. Millaud hat „Meine Nichte und mein Bär“ geschrieben; der französische Esprit ist neugeboren den Millionen erstiegen, unter welchen er bei Hrn. Millaud fast funfzig Jahre lang geschlafen. Die bösen Zungen behaupten freilich, Hr. Millaud habe mehr Geld als — Vaudevilles: allein ich habe die geistigen Fähigkeiten des berühmten Finanzmannes nicht näher zu untersuchen und gebe mich mit blindem Vertrauen dem Theaterzettel hin, welcher Clairville und de Frascati (Millaud bewohnt das frühere Hôtel Frascati) als die Schöpfer der dreiactigen Sache das Palais-Royal nennt. Möge der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's auch ferner über den dramatischen Schriftsteller wachen, wie er seit Jahren über den Finanzmann gewaltet hat.

„L'ours et ma nièce“ gehört in jene Gattung von ausgelassenen Possen, in welchen ohne Anspruch auf Literatur und Logik die Zwerchfelle in eine nie erhörte Bewegung gesetzt werden. Der Franzose ist heiterer Natur; nach dem vortrefflichen Diner geht er ins Theater, um zu lachen, denn er will vor allem erheitert sein; das Drama wird ihm nur dann genießbar, wenn die Thränen mit der Heiterkeit abwechseln; daher findet man auch in der französischen dramatischen Dichtung stets einen breiten Platz für die Komik reservirt, ja kürzlich haben sogar zwei Autoren das Publikum mit einem Stücke erheitert, dessen Titel allein jeden honneten Menschen mit Schaudern erfüllt. Cartouche, der berüchtigte Gauner, ist der Titelheld dieses Boulevardstücks, in welchem gestohlen, eingebrochen und hier und da etwas gemordet wird, unter Begleitung platter Witze zweier Räuberhanswürste. Da klettern die Diebe in einer wunderbaren Decoration über die Dächer, schlüpfen durch die Kamine, werden gefangen, entwischen an Strickleitern dem Gefängniß und werden schließlich mit obligater Moral zum Galgen geführt! Dabei macht der Held des Dramas, Hr. Cartouche, unter donnerndem Jubel der Menge, darin allerlei Affenkunststücke, er klettert wie eine Katze und erscheint sogar, so oft er nach dem vierten Acte gerufen wird, an der Strickleiter auf die Bühne herunterkletternd. Dergleichen Affenleistungen sind auf den pariser Volksbühnen seit einigen Jahren gäng und gäbe geworden; so erschien ein Acteur des Ambigu, nach dem Actschlusse im „Fanfan la Tulipe“ gerufen, hoch zu Pferde im vollen Galopp auf der Bühne, und so toll es auch von jeher in den pariser Volkstheatern zuging, was die nächste Zukunft an theatralischem Wahnsinn aufbringen wird, weiß kein Mensch. Man hat alles erschöpft, untergehende Schiffe, Cavaleriegefechte, Strickleitern, Diebe und Gauner, der Decorationsmaler spielt eine größere Rolle als der Autor, die Schauspieler leisten mit ihren Muskeln ebenso viel als mit ihrem Talente. Unter solchen Umständen muß man Theodore Barrière Dank wissen, welcher es gewagt, dem Publikum ein Volksdrama ohne Decoration zu bieten und

damit am Théâtre de la porte St.-Martin einen großen Erfolg errungen hat. Das Stück führt den Titel „L'outrage"; der deutsche Ausdruck für dieses Wort in der diesmaligen Bedeutung findet sich in dem Strafgesetzbuch, wo der outrage mit fünf- und mehrjähriger Zuchthausstrafe vorhergesehen ist! Trotz des holperigen Gegenstandes ist der Verfasser so geschickt durch die Scenen gelaufen, ohne Anstoß zu erregen, wie es die Clowns im Circus bei dem sogenannten Eiertanze zu thun pflegen. Eine der interessantesten Erscheinungen in diesem Drama war der jugendliche Liebhaber Hr. Lafferière, welcher, behaupten die einen, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren, oder wie die andern sagen, sein eigener Enkel sei. Nur Eins weiß man, daß dieser Mann schon seit einem halben Jahrhundert die jugendlichen Liebhaber in den Dramen spielt, und seit funfzig Jahren kaum um fünf Jahre älter geworden ist. Seit funfzig Jahren laufen die Generationen ins Theater, um zu sehen, ob Hr. Lafferière endlich sich entschließen möchte, zu altern: aber nein, der sechzig und einige Jahre alte Acteur (andere sagen siebzig) spielt immer noch die jugendlichen Liebhaber. Hr. Lafferière selbst behauptet in seinen Memoiren, ein Elixir zu besitzen, welches dem Menschen eine ewige Jugend zusichere; er will sogar dieses Lebenselixir nunmehr dem Publikum gegen eine entsprechende Entschädigung zugänglich machen, und eine einzige Flasche seines Lebenswassers soll hinreichen, um die Operation zu vollziehen, um derentwillen der Doctor Faust dem Teufel seine Seele verschrieben. O schöne Zeit der Civilisation, welche sogar den Herrn Mephistopheles durch eine Destillirmaschine ersetzt!! In welcher Zeit leben wir! Hatte ich unrecht, als ich Ihnen beim Anfang dieser Zeilen Unglaubliches zu berichten versprach? Doch, da ich nun einmal den Teufel unter der Feder habe, so soll er mir auch so bald nicht wieder entwischen. Der Goethe'sche „Faust" hat neuerdings wieder einmal auf den pariser Boulevards sein Unwesen getrieben, und zwar diesmal im Théâtre lyrique als fünfactige Oper von Gounod, einem der talentvollsten französischen Musiker. Es ist dabei nicht so arg hergegangen wie bei der dramatischen Verballhornisirung, von welcher ich zur Zeit berichtete, man ist der Goethe'schen Dichtung fast Schritt auf Schritt gefolgt, und es ist dabei etwas Anständigeres herausgekommen als der dramatische Unsinn, zu welchem Spohr in Deutschland die Musik geschrieben. Der Gounod'sche „Faust" ist ein großer Succès des glücklichen Theaters, welches mit „Figaro's Hochzeit" soviel Geld eingezogen, und welches den großen Mozart ebenso populär in Paris machte als den Componisten des „Postillon von Lonjumeau". Welche Ehre!!

Die Mozart'sche Musik brummt dem Spaziergänger von allen Seiten entgegen; die Drehorgeln haben sich sogar ihrer bemächtigt.. ja! die Drehorgeln spielen abwechselnd eine Arie von Mozart und „Ah!



il a des bottes Bastien!"... Aber hiermit hat es noch lange kein Ende. Zwei pariser Vaudevillisten haben Mozart sogar die Ehre erzeigt, ein kleines „Souvenir" von „Figaro's Hochzeit" auf die Bühne zu bringen, so eine Art von Fortsetzung der Oper, in welcher die alte Dejazet, ein im Erlöschen begriffener Stern der französischen Bühne, als Kapitän Cherubin allerlei Vaudevillemusik und Mozart'sche Arien heruntersingt. Hier in wenigen Worten der Inhalt des „Kapitän Cherubin":

Cherubin ist mit einem Lieutenantspatent abgereist! Die trostlose Gräfin hat sich als Magd verkleidet in ein nahe gelegenes Dorf begeben, um ihren ausgelassenen Gatten auf frischer That einer Untreue zu ertappen. Hier trifft sie Cherubin, welcher sich zur Armee begibt und vorher noch einigen Liebesgesang ertönen läßt. Dann nimmt man Abschied und die Gräfin sinkt ohnmächtig in den Sessel zurück. Die Scene verwandelt sich. Wir sind in dem gräflichen Schlosse. Die Gräfin in reicher Toilette liegt schlafend in einem Sessel. Plötzlich erwacht sie und ruft: Cherubin!.. Die Thür öffnet sich und der Kapitän Cherubin tritt herein. Aus dem sanften Pagen ist ein kecker Kapitän geworden: er sinkt zu den Füßen der Gräfin. Da pocht der Graf an die Thür!! Der Kapitän Cherubin flüchtet sich durchs Fenster!.. Dort unten ertönt Waffengeklirr.... Almaviva ficht gegen Cherubin.... Die Gräfin sinkt zum zweiten mal ohnmächtig in den Sessel!.. Verwandelung. Wir sind wieder im Wirthshause; die Gräfin erwacht aus einem schweren Traume... Sie reibt sich die Augen und ruft entsetzt: Er hat ihn getödtet! O mein Gott! Cherubin! Cherubin!.. Hier bin ich! ruft der Page Cherubin, und erscheint am Fenster. Der Kapitän Cherubin war nur ein Traum der Gräfin! Abschiedsliedchen folgt und Cherubin reist zur Armee ab.

Da es mir hier gerade etwas unmusikalisch zu Muthe wird, gestatten Sie mir, von Meyerbeer's „Pardon de Ploermel" zu reden. Die ganze Presse hat dem Propheten „Hallelujah" zugejauchzt; ganz leise aber gesteht man sich unumwunden, daß es in dem Bereiche der Oper, mit Ausnahme weniger Nummern, kaum etwas Langweiligeres gibt als diesen „Pardon de Ploermel". Und schriebe ich zehn Seiten, um diesen „Pardon de Ploermel" schlecht zu machen, wahrlich dies wäre nur eine kindliche Rache für die langweiligen Stunden, welche ich in der Komischen Oper erlebt habe! Hätte der Mann nicht „Robert den Teufel" und „Die Hugenotten" geschrieben, so wäre er auf ewige Zeiten für mich verloren. Das Buch an und für sich ist etwa ebenso geistreich-langweilig wie ein deutsches Textbuch des Hrn. Rellstab in Berlin. Die Musik ist nur halb so langweilig, das ist immerhin noch genug! Nur wenige Nummern haben entschieden durchgeschlagen, darunter „La Valse

de l'ombre", eine in Musik gesetzte Scene der Birch-Pfeiffer'schen „Grille".

Fast ebenso langweilig als dieser „Pardon de Ploermel" ist George Sand's neuestes dramatisches Product am Théâtre du Gymnase: „Marguerite de St.-Gemme", welches, aus allerlei abgenutzten Situationen zusammengeschmiedet, so einen kleinen Succès d'estime errungen hat, und sich neben Augier's „Eine reiche Heirath" einige Zeit lang auf dem Zettel erhalten wird. Augier's neuestes Stück ist auch nicht sehr kurzweilig; es dehnt sich über die neuesten Erscheinungen des Theaters in den letzten Monaten ein melancholisch-griesgrämlicher Schleier aus, welchen Mario Uchard, der Verfasser der „Fiammina", gestern Abend im Vaudeville-Theater mit seiner vieractigen Komödie „Die zweite Tugend" zu zerreißen suchte. Es gelang ihm dieses auch theilweise, aber kaum zerriß eine Ecke des Schleiers, als man auch sofort dahinter den Geist Balzac's erblickte, welcher von dem Autor einige Rechenschaft darüber zu fordern schien, daß dieser so ganz ungenirt die Hauptpersonen des Balzac'schen Romans „La Cousine Bette" unter seiner Firma auf die Bühne gebracht hatte.

Wer sich hier in Paris noch einmal so recht von Herzen auslachen will, wer gern noch einmal eine recht lebensfrische, anspruchslose Musik hören will, wer gern einige Stunden der ungetrübtesten Heiterkeit genießen mag, der geht in die Bouffes parisiens im kleinen Operettentheater, welchem ein Landsmann Jacques Offenbach als Director und Componist en chef vorsteht. Dort gehen wir der zweihundertsten Vorstellung von „Orphée aux enfers" entgegen, einem mythologischen Unsinn in zwei Acten, zu welchem Offenbach eine reizende, frische, heitere Musik geschrieben. Freilich, der erste beste musikalisch gebildete Guitarrespieler wird die Nase darüber rümpfen, daß es überhaupt noch eine Musik in der Welt gibt, welche nicht vor lauter Gelehrsamkeit exclusive dem Guitarre-gebildeten musikalischen Publikum zugänglich ist; ich aber, der ich nie Guitarre gespielt, auch nie Vorstandsmitglied einer hochweisen musikalischen Gesellschaft in Deutschland gewesen bin, ich freue mich darüber, daß es noch eine anspruchslose, heitere Volksmusik gibt, bei deren Aufführung einem so seelenvergnügt das Herz im Leibe schlägt, daß alle „Pardons de Ploermel" auf der Welt uns nicht aus der frohen Stimmung herausbringen können. Offenbach war, wenn ich nicht irre, im vorigen Jahre mit einem Theile seiner Truppe in Berlin, und es haben dort seine Operetten bei dem empfänglichen Publikum einer großen Stadt lebhafte Theilnahme gefunden. In Bückeburg z. B., wo der höhere, kleinstädtische deutsche Kunstsinn florirt, hätte man diese Musik vielleicht, nach dem beliebten Ausdrucke, nicht classisch genug gefunden, dafür aber eine recht gelehrte langweilige Symphonie eines

verkannten Orchestergenies in den Himmel erhoben. De gustibus non est disputandum! Die einen ergötzen sich am gelehrten „Pardon de Ploermel", die andern ziehen die naive Offenbach'sche Musik vor, welche vielleicht weniger gelehrt als einer der zweimalhunderttausend deutschen Doctoren der Philosophie, aber auch dafür viel geistreicher und gescheidter ist!

Shakspeare's „Hamlet"

und seine Beziehungen zu den geschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten des Shakspeare'schen Zeitalters.

Von

Karl Silberschlag.

Bereits in einem frühern Aufsatz (in Nr. 14, S. 502 fg. dieser Zeitschrift von diesem Jahre) haben wir den, wie uns selbst nicht entgeht, einigermaßen gewagten Versuch gemacht, in Shakspeare's „Hamlet", dieser alten Nordlandssage, gewisse Beziehungen zu der Zeit des Dichters und ihren Ereignissen und Persönlichkeiten nachzuweisen. Von allen Shakspeare'schen Stücken hat „Hamlet" von jeher am meisten die Aufmerksamkeit deutscher Ausleger und Erklärer beschäftigt, es ist das eigentliche Lieblingsstück unserer Nation, die ja selbst als eine Art Hamlet unter den Völkern dasteht, und so glauben wir auch für die nachstehenden Zeilen, die bestimmt sind, unsere neulichen Andeutungen weiter auszuführen und möglichst im einzelnen zu begründen, auf die nachsichtige Theilnahme unserer Leser rechnen zu dürfen.

Der Stoff des „Hamlet" ist bekanntlich einer von Saxo Grammaticus in seiner dänischen Geschichte mitgetheilten Sage entlehnt, deren Inhalt im wesentlichen folgender ist.

Zur Zeit des Königs Noricus von Dänemark, welcher lange vor Christi Geburt lebte, herrschte als Unterkönig in Jütland ein Fürst, Namens Gervendillus. Derselbe hinterließ zwei Söhne, Horvendillus und Fengo. Horvendill erwarb durch Seeraub Reichthum und Ansehen und überwand in einem vielgefeierten Zweikampfe den auf seinen Ruhm eifersüchtigen norwegischen Fürsten Colerus. Fengo, neidisch auf das Glück seines Bruders, ermordete ihn und heirathete dann die Witwe Grutha, welcher er nach dem Morde vorredete, ihr Gemahl habe sie gehaßt. Der Sohn des Horvendill und der Grutha, Amlethus, stellte sich verrückt, um seinem Oheim nicht verdächtig zu werden. Die Anhänger des letztern setzten ihn mehrfach auf die Probe, um zu erforschen, ob sein Wahnsinn ein blos erheuchelter oder wirklicher sei. Amleth

wußte sich jedoch bei allen Versuchungen den Anschein des wirklichen Wahnsinns zu geben; verschiedenen Nachstellungen, die dennoch gegen ihn gerichtet wurden, entging er mit Hülfe eines Milchbruders. Einer der Freunde Fengo's, der mehr von sich eingenommen als gewandt war (praesumptione quam sollertia abundantior), versteckte sich, um den wahren Geisteszustand Amleth's zu erforschen, in einem Zimmer, in welchem eine Zwiesprache Amleth's mit seiner Mutter stattfinden sollte. Dieser entdeckte den Horcher, tödtete ihn und warf den Leichnam in eine Kloake. Seiner Mutter aber machte er bittere Vorwürfe darüber, daß sie den Mörder ihres ersten Gatten geheirathet, indem er ihr zugleich entdeckte, daß er sich nur wahnsinnig gestellt habe, um nicht gleichfalls von seinem Oheim ermordet zu werden, daß er jedoch blos auf eine Gelegenheit warte, um Rache an demselben zu nehmen. Nun schickte Fengo, um seine eigene Sicherheit besorgt, den Amleth nach England, zwei Begleitern desselben aber gab er Runenstäbe mit, durch welche der König von England ersucht ward, den Amleth zu tödten. Hamlet jedoch errieth auch diesen bösen Anschlag; er schabte unterwegs die Runen aus und schnitt an ihre Stelle andere ein, durch welche der König veranlaßt ward, die Begleiter zu tödten, dem Amleth aber seine Tochter zu vermählen. Endlich nach Ablauf eines Jahres kehrte Amleth nach Dänemark zurück, und zwar traf er gerade zur Leichenfeier ein, welche auf die falsche Nachricht von seinem Tode hier für ihn selbst veranstaltet ward. Um seine Feinde zu täuschen, stellte er sich abermals wahnsinnig und ermordete sodann durch glückliche Hinterlist den Fengo und seine Anhänger, worauf er sich des Reiches bemächtigte. Durch die Schlauheit seiner Verstellung und die Kühnheit seiner Rache hatte er es, wie Saxo Grammaticus hinzusetzt, zweifelhaft gemacht, ob man mehr seine Tapferkeit oder seine Klugheit bewundern solle (fortior an sapientior existimari debeat, incertum reliquit).

Die Erzählung der fernern Schicksale Amleth's, der nach vielen glänzenden Kriegsthaten und wunderbaren Abenteuern in Jütland auf einem nach ihm benannten Felde (Amleth's Heide) erschlagen ward, interessirt uns hier nicht weiter; das Gesammturtheil, das Saxo über Amleth fällt, geht dahin, daß er, wäre sein Glück seinen Fähigkeiten gleichgekommen, den Glanz der Götter erreicht und die Thaten des Hercules übertroffen haben würde (Herculea virtutis opera transcendisset).

Dies die Sage, welcher Shakspeare den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel entnommen, wobei er freilich in den wesentlichsten Punkten von seiner Quelle abgewichen ist. Nämlich wie Shakspeare überhaupt der Dichter der vollen unmittelbaren Gegenwart ist, so schildert er auch im „Hamlet" überall die Sitten und Gebräuche seiner Zeit und versetzt somit die Handlung aus dem dunkelsten Alterthum in die Gegenwart.

Ferner verübt in der alten Sage Fengo allein den Mord von Hamlet's Vater und gewinnt dann erst die Zuneigung von dessen Mutter, während diese bei Shakspeare umgekehrt erst zum Ehebruch und dann zur Theilnahme an dem heimlichen Mord ihres Gatten verleitet wird. Durch die mit unziemlicher Eile vollzogene Vermählung gewinnt der Mörder mit der Gattin auch das Reich des Bruders (Act I, Scene 5):

Ja, der blutschänderische Ehebrecher,
Durch Witzes Zauber, durch Verräthergaben ...
... Gewann den Willen
Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust.

Scene 2: Wir haben also unsere weiland Schwester,
Jetzt uns're Königin, die hohe Witwe
Und Erbin dieses kriegerischen Staats. ...

Act III, Scene 3: Ja, gute Mutter, eine blut'ge That,
So schlimm beinah, als einen König tödten
Und in die Eh' mit seinem Bruder treten.

Während ferner bei Saxo Grammaticus Hamlet den Tod seines Vaters rächt und sich der Regierung bemächtigt, ohne daß seiner Mutter nach dem Gespräche, worin er ihr die Vermählung mit Fengo zum Vorwurf macht, irgend weitere Erwähnung geschähe, findet Hamlet bei Shakspeare zugleich mit Mutter und Oheim seinen Untergang. Der Charakter des Hamlet endlich bildet bei Shakspeare geradezu einen Gegensatz zum Charakter des Helden, wie er in jener alten Sage geschildert wird. Derselbe Mann, von dem Saxo Grammaticus sagen konnte, es sei zweifelhaft, was man mehr an ihm bewundern solle, seine Tapferkeit oder seine Klugheit, ja der bei mehr Glück die Götter erreicht und den Hercules übertroffen haben würde, ist bei Shakspeare ein durchaus unentschlossener Mensch, ein Zauderer und Träumer, der nie zum thatkräftigen Handeln zu kommen vermag, so sehr er auch selbst diese seine Schwäche kennt und verdammt. — Dabei will ich bemerken, wie es mir in hohem Grade wahrscheinlich, daß Shakspeare bei den bekannten Worten, die er seinem Hamlet Act I, Scene 2, in den Mund legt:

... Meinem Ohm vermählt,
Dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich,
Wie ich dem Hercules.

die ebencitirte Wendung des Saxo Grammaticus vorgeschwebt.

Im übrigen ist der Grund, weshalb Shakspeare, den glücklichen Ausgang verschmähend, den die Sage ihm darbot, das Stück mit dem Untergange Hamlet's endigen läßt, ebenso klar wie lehrreich für das Wesen der tragischen Kunst. Die Pflicht der Pietät verlangt von Hamlet Rache für den Mord seines Vaters. Allein er kann dieser Pflicht nicht genügen, ohne die Pietät gegen seine Mutter, welche Theil-

nehmerin des Mordes gewesen ist, zu verletzen; denn der Ausweg, den Mord an Hamlet's Bruder zu rächen, die Mutter aber frei ausgehen zu lassen, würde ebenso sehr gegen die poetische wie gegen die sittliche Gerechtigkeit verstoßen. Es liegt hier also ein Widerspruch zweier Pflichten vor, ein tragischer Conflict im echtesten Sinne des Wortes, der eben nicht anders als durch den Untergang dessen gelöst werden kann, den sein Schicksal in denselben verwickelt hat.

Einen ähnlichen Conflict behandelt, wie wir schon neulich andeuteten, die antike Sage von Orestes, dieser Lieblingsstoff der griechischen Tragödie. Bei Orestes siegt die Pietät gegen den Vater über diejenige, die er seiner Mutter schuldet; er erschlägt sie sammt dem Verführer Aegisthos und verfällt dadurch den Erinnyen. Da er aber nach dem Willen der Götter gehandelt hat, befreien ihn diese auch wieder von der Verfolgung der Rachegöttinnen. Eine derartige Lösung konnte Shakspeare natürlich nicht gebrauchen, da sie gegen das auf dem Christenthum beruhende sittliche Gefühl der modernen Zeit verstoßen haben würde. Auch beugt er mit großem Geschick und weiser künstlerischer Vorsicht jedem Gedanken an eine derartige Ausgleichung vor, indem er den Geist selbst Hamlet an die Kindespflicht gegen seine Mutter erinnern läßt, Act I, Scene 5:

> Doch wie du immer diese That betreibest,
> Befleck' dein Herz nicht, dein Gemüth ersinne
> Nichts gegen deine Mutter.

Die ganze Anlage des Conflicts erfordert somit den tragischen Ausgang, den der Dichter gegeben hat, nämlich nicht blos den Tod der Mutter und des Oheims, sondern auch den Hamlet's selbst.

Bereits in dem eingangserwähnten Aufsatz haben wir nun zu zeigen versucht, daß viele Einzelheiten der Geschichte Hamlet's die auffallendste Aehnlichkeit mit einigen Ereignissen haben, welche zu Shakspeare's Zeit die Gemüther in England und Schottland aufs lebhafteste bewegten und beschäftigten. Lord Darnley, Gemahl der Maria Stuart, mit dem Titel eines Königs von Schottland, war auf Anstiften der Königin von deren ehebrecherischem Geliebten Bothwell ermordet worden; kaum zwei Monate später reichte die Witwe dem Mörder die Hand. Dadurch gerieth ihr Sohn aus der Ehe mit Darnley, der nachmalige König Jakob, in ein ähnliches unnatürliches Verhältniß zu ihr wie Hamlet zu seiner Mutter; er mußte in ihr die Mutter und zugleich in der Mutter die Mörderin seines Vaters sehen. Daß Shakspeare sich dieser Analogie bewußt gewesen, schließe ich aus einzelnen Zügen, in welchen dieselbe deutlich und mit Nachdruck hervorgehoben wird. Darnley galt, wie wir schon neulich erinnerten, für den schönsten Mann seiner Zeit, während Both-

well von auffallender Häßlichkeit war; nun vergleiche man die Stelle Act I, Scene 2 und 5, besonders aber Act III, Scene 3:

> Seht hier auf dies Gemälde und auf dies,
> Das nachgeahmte Gleichniß zweier Brüder.
> Seht, welche Anmuth wohnt auf diesen Brauen!
> Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn....
>
> In Wahrheit ein Verein und eine Bildung,
> Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt.
> Dies war eu'r Gatte, seht nun her, was folgt.

Ferner wird als besonders schrecklich hervorgehoben, daß Hamlet's Vater schlafend und ohne Gelegenheit zur Beichte getödtet worden; Act I, Scene 5 und Act III, Scene 2:

> So ward ich schlafend und durch Bruderhand
> In meiner Sünden Blüte hingerafft,
> Ohne Beichte, ohne Oelung....
>
> Er überfiel in Wüstheit meinen Vater,
> Voll Speise in seiner Sünden Maienblüte....

Ganz ebenso aber starb auch Darnley; auch er ward im Schlaf überfallen und mußte ohne Beichte dahingehen.

Eine andere Frage ist, ob der Dichter diese Aehnlichkeit zwischen den Ereignissen seiner Zeit und der alten Hamletsage selbst zuerst entdeckt und ob sie ihn bei der Wahl des Stoffs mehr oder weniger geleitet, oder ob er sie bereits in einem ältern englischen Drama vorgefunden, welches von einem unbekannten Dichter herrührt und bereits 1587, dem Todesjahr der Königin Maria Stuart, erwähnt wird, während Shakspeare's „Hamlet" wahrscheinlich erst im Jahre 1600 oder 1601 geschrieben ist. (Gervinus, „Shakspeare", III, 242.) Welche ungeheure Aufregung der Proceß und die Hinrichtung Maria Stuart's sowie die vorhergehenden Parlamentsverhandlungen in England hervorriefen, und wie oft dabei von den Feinden der unglücklichen Königin an ihre ehebrecherische Liebe, die Ermordung ihres Gatten und ihre kaum zwei Monate später erfolgte Vermählung mit Bothwell erinnert ward, ist bekannt; es wäre nur vollkommen natürlich, wenn diese furchtbare Begebenheit auch in den dramatischen Dichtungen der Zeit ihren Spiegel gefunden. Auch der bekannte Dichter Marlowe, der Schöpfer des „Faustus" und Vorläufer des jugendlichen Shakspeare, der gerade in derselben Zeit in seinem historischen Schauspiel „Eduard II." die Ermordung eines Königs durch seine treulose Gemahlin behandelte, hat diesen Stoff gewiß nicht ohne Rücksicht auf die Geschichte Maria Stuart's gewählt.

Sehr beachtenswerth erscheint nun aber ferner, daß der Charakter Hamlet's bei Shakspeare in vielen Beziehungen eine große und unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Charakter König Jakob's hat, mit welchem

er namentlich in dem gänzlichen Mangel an Thatkraft und Entschlossenheit übereinstimmt. Für gewöhnlich zwar sieht man in Jakob's Charakter nur eine Mischung von Pedanterie, Gelehrsamkeit, Unentschlossenheit und persönlicher Feigheit; indessen sind doch alle gleichzeitigen Schriftsteller und auch die besten neuern Historiker darüber einig, daß es ihm keineswegs an Scharfsinn gefehlt habe. Mignet urtheilt über ihn, er habe den Geist seiner Mutter, aber leider nur den Muth seines Vaters besessen. Geschmack bewies er besonders durch die entschiedene Begünstigung des englischen Schauspiels, zumal durch das persönliche Wohlwollen, mit dem er Shakspeare und Ben Johnson beehrte. Daß Jakob als König theologische Werke verfaßte, ist ihm häufig als ein besonderer Beweis von Pedanterie und unköniglicher Gesinnung ausgelegt worden. Doch darf man nicht vergessen, daß auch Heinrich VIII. dasselbe gethan hatte, wie denn überhaupt zu jener Zeit die Beschäftigung mit Theologie um so weniger als unpassend für Fürsten angesehen werden konnte, als es damals vorzugsweise theologische Streitfragen waren, durch welche die Politik der europäischen Staaten bestimmt ward.

Aber immerhin, wie man auch über den Charakter Jakob's urtheilte, so viel steht fest, daß er in den Jahren, da Shakspeare seinen „Hamlet" schrieb, sowol in England als in Schottland die öffentliche Meinung für sich hatte. Schon die friedliche Art, wie er auf den Thron von England gelangte, beweist dies: denn ganz gewiß würde es ihm ohne den Beistand der öffentlichen Meinung nicht gelungen sein, sich nach dem Tode der Elisabeth der Krone Englands ohne Kampf zu bemächtigen.

Für die Art jedoch, wie Shakspeare ihn zu jener Zeit beurtheilte, möchte wol das Verhältniß, in welchem Jakob zu Lord Essex, dem Gönner, sowie zu Lord Southampton, dem vertrautesten Freunde des Dichters stand, am meisten entscheidend gewesen sein. Beide waren entschiedene Anhänger Jakob's. Bekanntlich kostete Essex die Empörung, die hauptsächlich im Interesse Jakob's unternommen war, das Leben, Southampton aber ward als Theilnehmer dieses Aufstands in den Tower geworfen, den er erst im Jahre 1603 bei Jakob's Thronbesteigung wieder verlassen durfte. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn Shakspeare den Charakter Jakob's ebenso günstig auffaßte wie seine Freunde, zumal wenn man erwägt, daß ein Theil der Schauspielergesellschaft des großen Dichters in den Jahren 1599—1601 in Schottland war und sich dort der Gunstbezeigungen Jakob's erfreute. (Vergl. Gervinus, Bd. III, S. 1 und 5 seines bekannten Werkes über „Shakspeare".)

Nun aber finden alle guten Eigenschaften, welche Jakob's Anhänger zu jener Zeit an ihm rühmten, Milde, Gelehrsamkeit, namentlich in Bezug auf theologische Gegenstände, finden Scharfsinn, Sinn für Kunst, besonders für Schauspielkunst, sich auch bei Shakspeare's Hamlet

wieder. Von Jakob's Pedanterie zeigt sich bei Hamlet freilich nur eine schwache Andeutung im ersten Gespräch mit Horatio (Act I, Scene 2) in der fast schulmeisterlichen Art, wie er diesen vor dem Müßiggang warnt. Aber auch diese Andeutung erklärt sich nur, wenn wir dabei an König Jakob als das eigentliche Vorbild des Shakspeare'schen Hamlet denken; oder wie käme sonst ein jugendlicher Prinz dazu, einem jungen Hofmann den Hang zum Müßiggang vorzuwerfen, und ihn nach Wittenberg zum Studium der Theologie zu verweisen?!

Auch in der belehrenden Auseinandersetzung, die Hamlet, Act I, Scene 4, über das Laster der Trunksucht gibt, kann man wol eine gewisse Pedanterie finden. Diese Rede Hamlet's ist aber noch in anderer Beziehung für uns interessant. Bekannt ist es, daß König Jakob keinen bloßen Degen sehen konnte, ohne in Angst zu gerathen. Diese nervöse Schwäche erklärt man dadurch, daß Riccio fast vor den Augen Maria Stuart's ermordet ward, während sie mit Jakob schwanger war. Sollte es nun wol wirklich bloßer Zufall sein, wenn Hamlet, bei dem sich freilich von einer derartigen nervösen Schwäche keine Spur findet, in der soeben erwähnten Stelle, ohne äußere Veranlassung, von einem Naturmal spricht, welches öfter einzelne Menschen schände „als etwa von Geburt, worin sie schuldlos", sodaß dieser einzige Fehler alle ihre sonstigen Tugenden, seien diese auch noch so groß, völlig verdunkele? — Wir wollen durchaus nicht so weit gehen, zu behaupten, daß der Charakter des Hamlet demjenigen des Königs Jakob, wie er damals hervortrat, in allen Stücken nachgebildet sei; eine derartige Porträtirung würde durchaus nicht dem Geiste Shakspeare's entsprechen, der, wie Gervinus unter anderm, Bd. IV, S. 290, so richtig sagt, in der Zeichnung seiner Charaktere nicht sowol ein Nachahmer als vielmehr ein Nebenbuhler, Ergänzer und Ueberbieter der Natur gewesen ist. Was wir glauben behaupten zu können, ist nur, daß die Hauptzüge ihrer Persönlichkeiten zusammenfallen, namentlich was ihre Unentschlossenheit und Schwäche betrifft. Und das beweist denn, daß Shakspeare, so sehr er auch zu jener Zeit für König Jakob eingenommen sein mochte, den Charakter desselben doch richtiger beurtheilte, als Lord Essex that, der bei seiner zu Gunsten Jakob's unternommenen Empörung auf dessen thätige Unterstützung gerechnet hatte, und hauptsächlich durch Jakob's Zaudern sein Unternehmen mislingen sah. (Siehe Walter Scott's „Geschichte von Schottland", VII, 784.)

Das Resultat unserer Betrachtung müssen wir danach schließlich in die zwei Behauptungen zusammenfassen, erstlich:

daß viele in der alten Amleth-Sage nicht vorkommende Einzelheiten der Tragödie „Hamlet" eine Analogie mit Ereignissen aus

der Geschichte der Maria Stuart zeigen, welche vom Dichter nicht unbemerkt geblieben sein kann,

sowie zweitens: daß auch der Charakter Hamlet's mit dem des Königs Jakob in vielen Beziehungen eine nicht blos zufällige, sondern offenbar vom Dichter beabsichtigte Aehnlichkeit zeigt.

Möchte es gründlichen Shakspearekennern, deren Deutschland ja so viele und angeblich mehr als England besitzt, gefallen, diese Sache zu prüfen und sie einer weitern öffentlichen Discussion zu unterwerfen.

Literatur und Kunst.

Reise-Literatur.

„Nur nicht nach Norden!" mahnt ein bekannter Spruch: wer jedoch die „Nordische Reise. Sommer- und Winterbilder aus Schweden, Lappland und Norwegen von Bayard Taylor" (Leipzig, Voigt und Günther) gelesen hat, der wird sich, trotz aller Beschwerden und Fährlichkeiten, die mit einer solchen Reise verbunden sind und die der Verfasser auch keineswegs verschweigt noch beschönigt, im Gegentheil aufs lebhafteste von der Reiselust nach dem Norden ergriffen fühlen. Hr. Bayard Taylor, ein geborener Nordamerikaner, gehört zu jenen kühnen und standhaften Reisenden, deren die Vereinigten Staaten neuerdings so viele und so bedeutende hervorgebracht haben. Wodurch er jedoch der Mehrzahl seiner reisenden Landsleute überlegen ist, das ist sein ausgezeichnetes Erzählertalent und der wahrhaft poetische Humor seiner Darstellung; Landschaften und Menschen, Naturgegenstände und Sitten, er weiß sie alle mit derselben Treue und Lebhaftigkeit zu schildern, und wie er in keiner noch so mislichen Lage je seine muntere Laune und seine natürliche Heiterkeit verliert, so weiß er auch in der Schilderung seiner Erlebnisse noch über alles und jedes einen gewissen poetischen Schimmer zu gießen, ohne darum der historischen Treue oder der Zuverlässigkeit und Nüchternheit des Urtheils zu nahe zu treten. Hr. Taylor reist nicht als Gelehrter, nicht als Naturforscher, nicht als Curiositätenkrämer — oder wenn dergleichen bestimmte wissenschaftliche Neigungen ihn leiten, so drängen sie sich doch in seinen Reiseberichten nirgends hervor — er reist einfach, weil ihm das Reisen Bedürfniß ist, als ein reiselustiger Mensch, der sich nirgends wohler fühlt als unter den Entsagungen und Beschwerden eines unablässigen Wanderlebens, ja der sozusagen nirgends mehr zu Hause ist als in der Fremde. Von diesem ihm gleichsam angeborenen Reisedrang getrieben, hat Hr. Taylor schon früher große Reisen ins Morgenland unternommen; er hat an den ägyptischen Pyramiden gestanden und die Hochgebirge Indiens überstiegen. Erst nachdem er auf diese Weise sich mit den Wundern des Südens vertraut gemacht hatte, ergriff ihn ein Gelüste, auch den Norden kennen zu lernen. Da gab es denn freilich sehr schneidende Contraste. „Der Süden", sagt unser Verfasser S. 111, „ist ein Becher, den man bis zur Berauschung trinken kann, aber ein Schluck aus dem

Becher des eisigen Nordens genügt, um die Neugier zu befriedigen und alles fernere Verlangen zu löschen. Aber der Gegensatz zwischen diesen beiden Extremen fiel mir nur einmal während dieser Reise recht lebhaft auf... Eines Tages zu Muoniovara, als ich im Nachmittagsdunkel vor dem Feuer saß, schwebte meiner Seele ein Bild aus dem wolkenlosen Aegypten vor, Palmenbäume rauschten im heißen Winde, gelbe Bergwände erhoben sich über die smaragdgrüne Ebene des Nil, die weißen Thürme der Minarets in der Entfernung, der süße Geruch der Bohnenblüten in der Luft — eine Welt glorreichen Lebens, wo der Tod wie ein unerklärlicher Zufall erschien. Hier bestand das Leben blos in Leiden, und die ganze Natur forderte räuberisch, es aufzugeben. Ich warf meine Pfeife über das Zimmer hinweg und flüchtete sehr bald mit einem raschen Rennthiere vor der störenden Erinnerung." Doch ist das, wie der Verfasser selbst bemerkt, nur eine einmalige, rasch vorübergehende Anwandelung und auch sie beweist ja im Grunde nur die Unabhängigkeit seines Urtheils und wie selbst die vielen Freuden und Genüsse, welche seine nordische Reise ihm übrigens dargeboten, ihn doch nicht verleiten können, die Reize derselben, verglichen mit dem verschwenderischen Reichthum des Südens, zu überschätzen. Der Verfasser tritt seine Reise Anfang December 1856 von Lübeck aus an. Nach einem kurzen Aufenthalt in Stockholm, den er zu den nöthigsten Reisevorbereitungen benutzt, setzt er seine Reise durch Norrland über Piteå nach Lappland fort; eine Rennthierfahrt durch Lappland, in jenen endlosen Winternächten, da die Sonne kaum noch über den Horizont emportaucht, ist reich an allerhand Abenteuern, die sich freilich besser lesen lassen, zumal in der humoristischen Darstellung des Verfassers, als erleben. Die Kälte, welcher der Reisende sich dabei aussetzte, war ungeheuer, sie stieg einige male bis auf 49 Grad unter Null (nach Fahrenheit), sodaß selbst das Quecksilber gefroren war. Geschäfte nöthigten den Verfasser, im Mai eine Reise nach Deutschland und England anzutreten. Doch kehrte er schon Ende Juni nach Christiania zurück, um seine Tour durch den Norden zu vollenden; er ging über Drontheim die Küste von Norwegen hinauf, besuchte die Loffodeninseln, sah in Hammerfest die Mitternachtsonne und kehrte endlich über Drontheim und Bergen nach Stockholm zurück, von wo er mit dem preußischen Dampfboot „Nagler" die Rückreise nach Deutschland antrat. Das Buch ist außerordentlich reich an den anziehendsten und lebhaftesten Schilderungen, die ebenso liebenswürdige wie männliche und zuverlässige Persönlichkeit des Reisenden fesselt unwiderstehlich, ja wir bekennen offen, seit langem keine Reisebeschreibung gelesen zn haben, die uns in so hohem Grade angezogen und befriedigt hätte. Eine besondere Meisterschaft besitzt der Verfasser in der Naturschilderung; sowol die eigenthümliche Größe und Erhabenheit der nordischen Landschaft wie die Pracht gewisser dieser Zone eigenthümlicher Naturerscheinungen weiß er mit hinreißender Lebendigkeit wiederzugeben. So gleich zu Anfang des Buchs, bei der Abfahrt von Stockholm, der Eindruck des ersten schwedischen Reisemorgens (S. 9): „Langsam, fast unmerklich nahm die Dunkelheit ab, aber der Morgen war umwölkt und es war wenig Aussicht, daß es vor 9 Uhr Tag werden würde. Im ersten Zwielicht erschreckte uns die Erscheinung einer Feuerkugel, so groß wie der Mond und von einem weichen weißen Glanze, die sich in einer horizontalen Linie

von Westen nach Osten bewegte und ohne Geräusch verschwand. Ich war entzückt von der Waldlandschaft, durch die wir kamen, die Föhren und Tannen, von der größten Mannichfaltigkeit der Form, waren völlig mit gefrorenem Schnee überkleidet und standen so unbeweglich wie bronzene Wälder, die übersilbert sind. Die zarten Aeste der Birke sahen aus wie Schaumkrystalle von tausend lustigen und zierlichen Mustern. Es war kein Wind, ausgenommen an den offenen Stellen zwischen den Büschen, wo die gefrorenen Seen sich im Wiesengrunde ausbreiteten. Als wir uns der ersten Station näherten, zeigten sich Merkmale der Cultur, Felder, die mit Lattenzäunen eingeschlossen waren, niedere rothe Häuser, niedere Scheunen und sparsame Flecke Gartenland. Wir begegneten gelegentlich Landleuten mit ihren Schlitten, kecken Burschen mit rothen Gesichtern, und Frauen, die kräftig genug waren, um sich mit einer Eisengans aufwiegen zu lassen." Die Eindruck steigert sich natürlich, je weiter der Verfasser vordringt und je mehr die strenge keusche Schönheit des Nordens sich vor ihm enthüllt. „Das war endlich", ruft er S. 37 aus, indem er seine Weiterreise von Innertasle, einer Station über Ume. schildert, wo er bei 35½ Grad unter Null (Fahrenheit) übernachtet, „das war endlich eine arktische Reise. Bei Odin, sie war herrlich! Der glatte feste Weg, rein wie Alabaster, über den unsere Schlittenkufen mit dem rieselnden singenden Murmeln von Sommerbächen glitten, der funkelnde hauchlose Himmel, die prächtige rosige Morgenflut, die sich allmählich vertiefte, bis sich die orangenfarbige Sonnenscheibe über den Horizont erhob, der goldige Glanz der Wipfel der bronzefarbigen Föhren, das Glitzern der glasartigen Birken des aufgeregten Blutes in allen Adern, das immer auf seiner Hut war, die Außenposten des Lebens gegen die belagernde Kälte zu schützen — es war herrlich.... Die Sonne ging ein wenig nach 10 Uhr auf, und ich habe nie etwas Schöneres gesehen als das Schauspiel, welches wir dann zum ersten mal erblickten, das sich aber später fast täglich wiederholte — die Erleuchtung der Wälder und Schneefelder in ihren wagerechten orangefarbigen Strahlen, denn selbst zu Mittag stand sie nicht höher als 8 Grad über dem Horizont. Blos die Wipfel der Bäume wurden berührt; still und fest wie Eisen und mit glänzenden Eiskrystallen bedeckt, verwandelten sich ihre Stämme in glänzendes Gold und ihre Nadeln in ein feuriges Orangebraun. Die zarten purpurnen Zweige der Birken, mit Eis überzogen, glitzerten wie Topas und Amethyststäbe und die jungfräulichen Schneefelder glänzten in der Sonne in den schönsten Saffranfarben. Im Süden kommt dem nichts gleich, nichts ist so überschwenglich, reich, blendend und herrlich. Die italienischen Sonnenauf- und Untergänge können die nicht übertreffen, die wir täglich sahen, indem sie nicht wie die erstern rasch in die Aschenfarbe der Dämmerung übergehen, sondern Stunde auf Stunde zögernd kaum eine Abnahme ihres Glanzes erfahren. Seltsam, daß die Natur diese lieblichen Lufterscheinungen in so ganz verschiedenen Zonen und Jahreszeiten wiederholt. Ich dachte in den Winterlandschaften des fernen Nordens die Erhabenheit des Todes und der Verwüstung, eine wilde düstere Eintönigkeit des Ausdrucks zu finden; doch ich hatte in Wahrheit den beständigen Genuß der seltensten, zartesten, bezauberndsten Schönheit." Ein wahres Prachtstück ist auch die Schilderung eines Nordlichts, welches der Reisende auf dem Wege von Piteå nach

Haparanda zu beobachten Gelegenheit hatte (S. 47): „Wir lagen still mit in die Höhe gerichteten Gesichtern und beobachteten dieses wunderbare Schauspiel. Plötzlich liefen wie durch einen gemeinsamen Impuls die zerstreuten Lichter zusammen, steckten ihre hellen Enden in- und durcheinander und fielen wie ein breiter heller Vorhang durch die Luft nieder, bis sein gefranzter Saum scheinbar nur ein paar Ellen über unsern Häuptern schwebte. Dieses Phänomen war so unerwartet und wunderbar, daß ich einen Augenblick lang dachte, unsere Gesichter würden von den Enden der herrlichen Nordlichtdraperie berührt werden. Es folgte nicht der sphärischen Curve des Firmaments, sondern hing unmittelbar vom Zenith nieder, anscheinend Millionen Meilen durch die Luft, während seine Falten sich unter den Sternen zusammenrafften und die Flammenstickerei die Erde berührte und einen bleichen überirdischen Gürtel über die Schneewüste verbreitete. Einen Augenblick später wurde er wieder aufgezogen, theilte sich auseinander, schwang seine Fackeln und schoß seine Pfeile hierhin und dorthin, vor- und rückwärtsgehend wie zuvor. Etwas so Wunderbares, so Launisches, so Seltsames, so herrlich Schönes darf ich kaum wieder zu sehen hoffen." Damit vergleiche man nachstehende Schilderung der arktischen Sonne, wie sie vergebens um Mittag die endlose Nacht zu durchdringen sucht (S. 110): „Je länger wir beobachteten, desto mehr nahm der Himmel an Helligkeit zu. Das Orangegelb wurde zu Rosa und die bleichen weißen Hügel sahen noch gespenstiger aus gegen den Rand von glühendem Karmin, der den Horizont umfaßte. Einige lange purpurne Wolkenstreifen hingen über der Stelle, wo die Sonne stand, und höher hinauf in dem Himmelsgewölbe schwammen einige lose Massen, deren untere Ränder in feurigen Karmin getaucht waren. Gegen halb 12 Uhr schoß ein Bündel von glänzend rothem Licht empor, ein Zeichen, welches die Sonne gab, um ihre Ankunft zu verkünden. Als sie sich langsam westlich die Berge entlang bewegte und an Höhe und Glanz immer zunahm, bis sie eine lange Flammenzunge wurde, die gegen die Wolkenstreifen spielte, fürchteten wir, daß die nahe Sonnenscheibe sich dem Blicke zeigen würde. Als die Uhr des Länsmans auf Zwölf zeigte, war ihre Basis so hell geworden, daß sie fast wie die Sonne selbst leuchtete, aber nach einigen athemlosen Augenblicken fing die unwillkommene Glut an, wieder zu verschwinden. Wir nahmen ihre Stellung mit einem Kompaß auf und nachdem wir die Variation in Abzug gebracht, die hier sehr gering ist, waren wir überzeugt, daß es wirklich über Mittag war und daß der Strahlenglanz, welcher vor einigen Minuten der des Morgens gewesen war, nun dem Abend angehörte. Die Farben des Firmaments fingen an, in umgekehrter Ordnung zu wechseln, und die Morgendämmerung, welche fast zu einem Sonnenaufgang geworden war, verwandelte sich nun ohne Sonnenuntergang in Nacht. Wir hatten wenigstens einen Tag ohne Sonne gesehen." Endlich als Gegenstück dazu die herrliche Schilderung der Mitternachtsonne, in ihrer ganzen abenteuerlichen Pracht, wie der Reisende sie am Nordcap beobachtete (S. 267): „Es war um 11 Uhr und Svaerholt glühte in feurigem Bronzeglanze, als wir es umfuhren, während die Schwärme zurückkehrender Vögel golden in der nächtlichen Sonne glänzten, wie Buchenblätter in der Octoberluft. Weit nach Norden lag die Sonne in einem Bett von saffrangelbem Licht über dem klaren Horizont des arktischen

Meeres. Einige Lagen von blendend orangegelben Wolken schwammen darüber hin, und noch höher am Himmel, wo das Saffrangelb durch zartes Roth in Blau überging, hingen leichte Dunstkränze, die wie Perlen und Opale nelkenroth und goldgrau gefärbt waren. Die See war ein Gewebe von bleicher Schieferfarbe, mit Fäden von Orange und Saffrangelb durchzogen, welche der Tanz der Myriaden wechselnder und blinkender Wellen hervorrief, die Luft war mit der weichen, geheimnißvollen Glut erfüllt, und selbst der Azur des südlichen Himmels schien durch ein Netz von goldener Gaze zu glänzen. Die Landspitzen der tiefeingeschnittenen Küste — die Caps der Laxe- und Parsanger-Fjords und von Mageröe — lagen um uns in verschiedenen Entfernungen, aber die Stirn aller war mit einem übernatürlichen Glanze umzogen. Fern nach Nordosten lag Nordkyn, der nördlichste Punkt des Festlandes von Europa, und glänzte rosig in den vollen Strahlen der Sonne, und gerade als unsere Wachen Mitternacht anzeigten, zeigte sich das Nordcap im Westen, ein langes, steiles, purpurfarbiges Ufer, das eine senkrechte Fronte von 900 Fuß über dem Polarmeer bot. In der Mitte zwischen diesen beiden prächtigen Caps stand die Mitternachtssonne und schien auf uns mit gedämpftem Feuer und mit der prächtigen Färbung einer Stunde, für die wir keinen Namen haben, da es weder Sonnenuntergang noch Sonnenaufgang, sondern die verschmolzene Herrlichkeit beider ist — aber sie schien zugleich mit der Glut und dem Glanze des Mittags auf den Inseln des Stillen Meeres. Dies war die Mitternachtssonne, von der ich geträumt hatte — wie ich sie zu sehen gehofft hatte."

Gegen diese glänzende und farbenreiche Darstellung sticht der einigermaßen trockene und einförmige Bericht des Dr. H. K. Brandes, Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo, über seinen „Ausflug nach Schweden im Sommer 1858" (Lemgo, Meyer) denn freilich sehr bedeutend und nicht eben zu seinem Vortheil ab. Das Büchlein ist in derselben Manier gehalten wie die zahlreichen ähnlichen Berichte, die der Verfasser über seine frühern Reisen abgestattet. Denn mit derselben Regelmäßigkeit, mit der er, ein vielgeplagter Schulmann, dem die sommerliche Erholung wohl zu gönnen ist, seine Ferien alljährlich zu größern Reiseausflügen benutzt, läßt er über jede dieser Reisen auch ein kleines dünnes Büchlein mit Tagebuchnotizen und kurzen praktischen Rathschlägen und Fingerzeigen erscheinen; er selbst bezeichnet diese „schwedische Post" als „die sechste Taube, die er ausfliegen läßt" und wünscht ihr dieselbe gute Aufnahme, wie sie den frühern zu Theil geworden. Doch zweifeln wir, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Allerdings hat die Kritik die bisherigen Reiseschriften des Verfassers mit Nachsicht aufgenommen und wir selbst haben sie, hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre praktische Nutzbarkeit, in diesen Blättern mehrfach empfohlen. Allein nachgerade scheint diese Nachsicht den Verfasser verwöhnt zu haben; der vorliegende „Ausflug nach Schweden" bleibt hinter seinen Vorgängern merklich zurück, das Pedantische, Beschränkt-Gelehrte, Spießbürgerliche, das dem Verfasser überhaupt anklebt und womit er sich als richtiger deutscher Schulmann ausweist, tritt hier, gegenüber der Erhabenheit der nordischen Natur, noch viel merklicher hervor, während gleichzeitig seine schulmeisterliche Befangenheit und Unerfahrenheit hier, wo ihm alles fremd und das Reisen nicht so bequem ist

wie etwa auf den deutschen Eisenbahnen, sich ebenfalls noch fühlbarer macht. Auch verläßt der Verfasser nirgends die herkömmliche Tour, die gerade in Schweden sehr breitgetreten ist und die uns überdies schon vor langen Jahren Schriftsteller geschildert haben (man erinnere sich nur an Theodor Mügge's „Skizzen aus dem Norden", 1844), mit denen der Verfasser in keiner Weise concurriren kann. Besonders verwundert hat uns die ungemeine Verwunderung, in welche der Verfasser über den Gebrauch des schwedischen Artikels geräth, der bekanntlich hinten angehängt wird; wußte der gelehrte Schulmann wirklich nicht, daß ganz dasselbe auch in der dänischen sowie in der alten isländischen Sprache stattfindet, von welcher letztern es eben auf Schweden und Dänen vererbt ist? Dem Verfasser ist diese grammatische Erscheinung so neu und so wunderbar, daß er seinen schwedischen Postillon allen Ernstes auf die Probe stellt, ob derselbe wol Bescheid damit wisse. „Als ich", erzählt er S. 65 mit spaßhafter Ernsthaftigkeit, „in Dalekarlien an die Dalelf kam, war ich neugierig, ob wol mein kleiner Postbursche den Gebrauch dieses Artikels kenne; ich fragte ihn also, was das für ein Fluß wäre, und er antwortete nicht Dalelf, sondern richtig Dalelfen, d. i. die Dalelf." Das ist doch ganz das Erstaunen jenes Reisenden, der vor Ueberraschung außer sich gerieth und es als einen Beweis außerordentlicher Bildung betrachtete, daß in Paris sogar die Jungens auf der Straße Französisch sprächen!

Unter einen sehr entgegengesetzten Himmelsstrich und zu sehr verschiedenen Interessen führt uns: „Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Von Alfred Meißner" (Leipzig, Herbig). Doch leistet das Buch ebenfalls nicht völlig, was man sich davon verspricht, wiewol dies weniger die Schuld des Verfassers ist als der Zeitumstände, unter denen es erscheint. In diesem Augenblick nämlich, wo Sardinien im Begriff steht, sich als vorderstes Treffen in einen Kampf zu stürzen, der sich vermuthlich in kürzester Zeit über unsern ganzen Erdtheil verbreiten wird und dessen Ende noch niemand abzusehen vermag — in einem solchen Augenblick will man natürlich mehr von den politischen Zuständen Sardiniens, von seiner Verfassung, von seinem Volk, seinen militärischen und finanziellen Hülfskräften &c. als von den landschaftlichen Schönheiten des Lago-Maggiore oder dem geschminkten Elend einer italienischen Opernbande und den kleinen Intriguen und Tändeleien einer prima Ballerina wissen. Und doch hat der Verfasser, eine idyllische träumerische Natur, sich hauptsächlich nur um dies letztere gekümmert; er schildert uns mit anmuthiger, wenn auch stellenweise etwas weitschweifiger Feder eine wochenlange Villeggiatur, die er in dem Städtchen Intra am Lago Maggiore macht und die er selbst als „ein Traum- und Wanderleben" bezeichnet. Späterhin besucht er allerdings Alessandria und Genua und macht auch von letzterm Orte aus einen Abstecher nach der Insel Sardinien. Doch zeigt er sich dabei überall als ein richtiger reisender Poet, den Natur und Kunst, frische Mädchenwangen und altersgraue Trümmer bei weitem mehr anziehen und beschäftigen als Statistik und Nationalökonomie. In ersterer Hinsicht, als Tagebuch eines wandernden Dichters betrachtet, enthält das Buch, von den schon erwähnten Längen abgesehen, recht viel Hübsches und Sinniges. Nur leider ist der Moment so angethan, daß diese sentimentalen Schilderungen und Betrachtungen uns nur wenig

interessiren. Ueber das aber, was jetzt jedermann wissen möchte, also über die politische und sociale Lage Sardiniens, ist der Verfasser ungemein schweigsam, sogar schweigsamer, als wir nach seinen bekannten „Revolutionären Studien aus Paris im Jahre 1848" erwarteten. Doch halt, hier sind ein paar Stellen, die auch einen heutigen Zeitungsleser interessiren werden. Der Verfasser flanirt durch die Straßen von Genua und bleibt vor dem Schaufenster einer Buch- und Kunsthandlung stehen (S. 127): „Ein großes in Oel gemaltes Porträt des Königs Victor Emanuel ist dort zum Verkauf ausgestellt, ich mußte es, so oft ich vorüberging, ansehen, so außerordentlich frappant ist dies Gesicht. Der Kopf, hellblond und feist, ist mit dem Ausdruck eines herausfordernden Stolzes zurückgeworfen. Ein Schnurrbart, der den Haynau's offenbar zu übertreffen strebt, von rothblonder Farbe, fällt bis tief auf die Brust herab. Oben zusammengedreht, löst sich dieser Monstreschnurrbart weiter unten wie ein Kometenschweif auf, die Nase ist kurz und unedel klumpig, die Augen sind klein, alle Züge beinahe gemein, fast wie die eines Königs Grambinus, aber sie sprechen von einer merkwürdigen Energie und einer ungezügelten Kraft. Der ganze Kopf hat etwas vom Eisenfresser, vom theatralischen Bramarbas, doch fesselt er immer wieder. Es will dies Gesicht durchaus nicht mit in die Reihen der übrigen europäischen Königsfamilien passen." Bemerkenswerth ist auch, was er bei derselben Gelegenheit über die Caricaturen berichtet, die in denselben Schaufenstern ausgehängt sind: „Ein paar Schritte weiter, bei einem geringen Bilderkrämer, hängt ein anderes Bild, vor dem sich Gruppen bilden, eine Lithographie. Ein schönes Weib mit herabfließendem Haar ist, wie der Heiland, ans Kreuz geschlagen. Die Figur stellt die „gekreuzigte Italia" vor. Zwei Nägel sind durch die ausgebreiteten Hände, einer durch die zusammengelegten Füße getrieben, die Knöpfe der Nägel aber sind drei Köpfe: die des Kaisers von Oesterreich, des Papstes und des Königs von Sicilien — alle ähnlich. Welche anomale exceptionelle Rolle spielt ein Land, in welchem ein solches Bild, vor welchem Tausende stehen bleiben, offen ausgestellt werden darf, ohne daß sich ein Polizeicommissär im Laden einfindet und die Wegnahme fordert.... Würde es in England gestattet sein? Ich weiß nicht. Doch ein paar Schritte weiter sah man das Porträt des Agesilao Milano...."

Schließlich sei hier noch der soeben erschienene dritte und letzte Band eines Werks erwähnt, das sowol durch seinen Inhalt wie durch die gediegene und geschmackvolle Eleganz seiner Ausstattung zu den Zierden unserer Reiseliteratur gehört und über das wir in diesen Blättern schon früher ausführlich berichtet haben: „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, unter Commando von Commodore Calm, Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets durch Dr. P. Collins, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853—57, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Original-Ausgabe von Wilhelm Heine. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten in Holzschnitt und Tondruck, ausgeführt in der F. A. Brockhaus'schen Geographisch-Artistischen Anstalt, nebst 3 Karten und 16 Tafeln" (Leipzig, Costenoble). Der vorliegende Band beschäftigt sich vorzugsweise

mit jenen Ländern am Amur, deren Rußland sich kürzlich bemächtigt hat und denen im Besitz dieser Macht über kurz oder lang eine so bedeutende Zukunft bevorsteht. Wie in den frühern Bänden wechseln auch in diesem Belehrung und Unterhaltung, novellistische Schilderungen und wissenschaftliche Untersuchungen in bunter Reihenfolge ab; wir theilen die Gefahren und Aufregungen einer Walfischjagd, verkehren mit Butter trinkenden Tungusen, deren einer nicht weniger als 40 Pfd. dieser Flüssigkeit auf einmal zu sich nimmt, machen die Expedition der englischen Flotte in den Meerbusen von Ochotsk mit und ergötzen uns überall an der Mannichfaltigkeit der Bilder wie an der Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung. Eine köstliche Figur ist unter andern der Agent der russischen Pelzcompagnie in Ayan mit seinen türkischen Pfeifen und seinen „zwanzig Tropfen", die er als Universalmedicin für jedes Uebel und bei jeder Gelegenheit ordinirt. Von besonderm Interesse sind auch die statistischen und sonstigen Notizen, die der Verfasser über die mineralischen Schätze Sibiriens sowie über den bisherigen Verkehr auf dem Amur mittheilt. Bei der Wichtigkeit des letztern Gegenstandes wollen wir hier einiges darauf Bezügliche einschalten (S. 23). Stromaufwärts gingen zur Zeit der hier geschilderten Reise, also im Jahre 1857, die Flußdampfer „Lena" und „Amur", sowie 200—300 Barken, Flösse und Boote aus Sibirien mit russischen Handelsgütern, Lebensmitteln, 1500 Stück Rindern, einigen Pferden, sowie mit Ankern, Schiffstauen und Kriegsmunition. Der zu Schilka erbaute Dampfer „Ergun" kam mit Offizieren herab. Das cursirende Geld besteht in russischen Banco- (Papier-) Rubeln. Amerikanisches Gold steht al Pari bis fünf Procent. Silber, amerikanisches, russisches oder spanisches, würde 10—15 Procent Agio bedingen. Auf ein Gesuch an den Gouverneur wird der russische Bancorubel gegen Gouvernementswechsel auf Petersburg oder auf den russischen Consul in San-Francisco al Pari umgewechselt; der Rubel wird mit 75 Cents berechnet. In Beziehung auf den Handel ist noch nichts veröffentlicht worden, da bisjetzt noch keine Druckpressen erschienen sind. Alle Fragen in Betreff des Handels werden durch ein Gesuch an den Gouverneur oder den Kapitän des Hafens geordnet. Die Waaren werden gegen baares Geld verhandelt, obgleich die einheimischen Kaufleute den Beamten und Offizieren der Regierung, deren Besoldungen durch die Hände des Gouverneurs gehen, Credit gegeben. Der Export zur See beschränkt sich vorläufig auf einen sehr kleinen Betrag von Pelzen und Häuten; der größte Theil des Pelzwerkes befindet sich in den Händen der Russisch-Amerikanischen Compagnie und findet den besten Markt über Land nach China und Petersburg. Fkg.

Correspondenz.

Aus dem Königreich Hannover.

Mai 1859.

H. Im Anfang März haben unsere Kammern endlich nach einer mehr als einjährigen Thätigkeit ihre Sitzungen geschlossen. Die enorme Fruchtbarkeit dieser Diät an neuen Gesetzen nicht minder als die unerhörte Willfährigkeit der Mitglieder gegen die Regierung werden dieser Session in unserer Landesgeschichte stets eine große, wenn auch höchst beklagenswerthe Bedeutung sichern. Das seit 1855 offen und energisch begonnene Werk der Reaction ist jetzt als vollendet anzusehen. Die Keime eines freiern politischen Lebens, das sich seit 1848 entfaltete, sind noch im Werden glücklich erstickt. Unbekümmert um die deutliche und sichtbare Abneigung des Volks gegen das neue Beglückungssystem und um die freiern Regungen in den Nachbarstaaten, hat die Reactionspartei mit unerschütterlicher Beharrlichkeit ihren anfangs sehr beschwerlichen Weg verfolgt, sich die Pfade immer mehr geebnet und jetzt schließlich, wenig wählerisch in ihren Mitteln, das Ziel vollständig erreicht.

Die erfolgreichsten, zugleich aber auch die bedauerlichsten Angriffe sind gegen die Selbständigkeit der Stadt- und Landgemeinden einerseits und der Beamten und Advocaten andererseits gerichtet. Das Staatsdienergesetz ist in ein Gesetz über die Verhältnisse königlicher Diener umgewandelt und hat damit nicht nur seinen Namen, sondern auch seinen wesentlichsten Inhalt eingebüßt. Selbst die Lehrer und die städtischen Beamten, ja sogar die pensionirten sind zu königlichen Dienern gestempelt und bedürfen als solche nicht allein der Erlaubniß zum Eintritt in die Ständeversammlung, sondern auch des Heirathsconsenses der Regierung! Die Advocaten sind durch die Aenderungen im Anwalts- und Anwaltskammergesetze in ihrer unabhängigen Stellung bedeutend beschränkt und in größere Abhängigkeit vom Justizminister gebracht. Die Städteordnung ist zeitgemäß revidirt, um dem Minister des Innern eine umfangreichere Gewalt, selbst in den rein städtischen Angelegenheiten, einzuräumen. Hiermit noch nicht zufrieden, hat die Regierung sich die Geldmittel zur Errichtung mehrerer Polizeidirectionen bewilligen lassen, mit denen die größern Städte ihrer oppositionellen Wahlen wegen beglückt werden sollen. Auch die Landgemeinden und ihre Vertretung in den Amtsversammlungen sind besonders im Sinne der feudalen Partei reformirt.

Von der eingreifendsten Bedeutung ist indeß gegenwärtig die neue Organisation der Justiz und Verwaltung, welche bereits am 16. Mai ins Leben getreten ist. Durch sie werden so viele Interessen nicht nur einzelner, sondern vieler Oerter und ganzer Bezirke verletzt, daß die große Aufregung, die deshalb im ganzen Lande herrscht, selbst nicht durch die Spannung auf die kriegerischen Ereignisse gemindert wird. Die Regierung geht dabei von dem Princip aus, sowol die Gerichte als die Verwaltungsämter möglichst zusammenzulegen, ganz im Gegensatz zu den Grundsätzen, die bei der Organisation von 1852 maßgebend waren. Infolge dessen ist die Zahl der Aemter von 176 auf 102, die der Amtsgerichte auf 103 zusammengeschmolzen.

Von den 16 Obergerichten sind nur vier eingegangen, da die beabsichtigte größere Einziehung derselben an der Hartnäckigkeit der Ersten Kammer scheiterte. Manche der kleinern Oerter erleiden nun durch Wegnahme des Gerichtes oder des Amtes oder gar beider zugleich den erheblichsten Schaden, sowol was die Verringerung des Verkehrs betrifft als den Zeit- und Kostenaufwand, den ihnen künftig das Rechtsuchen und die Verhandlung mit den administrativen Behörden verursachen wird. Am härtesten jedoch werden durch diese Umwälzung die Beamten betroffen, welche auf Wartegeld oder in Pension gesetzt sind. Bei der Auswahl derselben hat die Regierung, wie wir dies auch in frühern Berichten vorausgesetzt haben, am meisten auf die politische Gesinnung gesehen. So befindet sich unter den Entlassenen der Obergerichtsassessor Planck, bekannt durch seine frühere hervorragende ständische Thätigkeit und die bis auf die neueste Zeit gegen ihn verhängten Maßregeln, anerkannt einer unserer tüchtigsten Juristen und besonders als Richter im Colleg ausgezeichnet; ferner der Obergerichtsdirector Lindemann, welcher zur Zeit des Regierungsantrittes des jetzigen Königs im Ministerium Münchhausen das Ministerium des Innern bekleidete, das ehemalige frankfurter Parlamentsmitglied Röben und andere. Selbst der Oberstaatsanwalt Lüder hat bei dieser Gelegenheit von seinem wichtigen Posten weichen müssen, dem gewiß keiner im Lande wie er gewachsen war, um einer regierungsfreundlichen Persönlichkeit Platz zu machen.

Außer diesen sind eine große Anzahl anderer Beamten (unter denen circa 30—40 Richter) ihrer Thätigkeit enthoben, Männer, die großentheils noch in den besten Jahren stehen und nun ihr übriges Leben in Geschäftslosigkeit verbringen können, mit einem Ruhegehalte, der meistens nur eine geringe Quote ihres frühern, allgemein für unzureichend erkannten Gehalts beträgt. Nicht minder schlimm sind die Anwälte an den Oertern der aufgehobenen Gerichte getroffen, welche gezwungen sind, eine sichere Existenz aufzugeben und an einem fremden Orte sich eine neue zu erringen. Die Unzufriedenheit im Lande ist daher nur zu begreiflich und zwar um so mehr, als niemand einen drängenden Grund dieser einschneidenden Aenderungen einzusehen vermag. In der Organisation von 1852 ist erst unsere Gerichtsverfassung neu geregelt. Damals handelte es sich um die Durchführung großer Principien: der Trennung von Justiz und Verwaltung, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; aber jetzt fehlt es an allen solchen Ursachen, höchstens handelt es sich um eine Maßregel, welche den bureaukratischen Grundsätzen des jetzigen Ministeriums dienen soll. Daher ist auch die Meinung nicht wenig verbreitet, daß sich diese neuen, nur allzu wenig vorher geprüften Aenderungen bald als haltlos herausstellen werden und daß wir in nicht langer Zeit eine Organisation zu erwarten haben.

Es ist wahrhaft tief zu beklagen, daß gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte, in dem die größte Harmonie zwischen Regierung und Volk und zwar allen Theilen des Volks so dringend nothwendig ist, der Same zu so vielfältiger Misstimmung ausgestreut ist. Die Richtung der auswärtigen Politik unserer Regierung findet im ganzen Lande den ungetheiltesten Beifall. Daß hier alle politischen Dissonanzen verstummen, hat das Auftreten der Opposition im Volkshause bei der Debatte über das Pferdeausfuhrverbot hinlänglich bewiesen. Um so mehr hätten wir aber auch von der Regierung

erwarten können, daß sie in der Ausführung der leider von den Kammern genehmigten Gesetzvorschläge mit mehr Schonung verfahren wären und daß sie manche derselben, z. B. die Ueberweisung der Polizei in mehreren Städten an einen königlichen Beamten, ganz aufgegeben oder wenigstens sistirt hätte.

Aus München.

April 1859.

At. Wer uns so von fern betrachtet, möchte wol zu der Meinung gelangen, als kämen wir aus dem Jubiliren gar nimmer heraus: erst unsers ehrwürdigen Friedrich Thiersch, dann der Akademie der bildenden Künste funfzigjährige Jubiläen, später das siebenhundertjährige der Stadt, und jetzt die Säcularfeier der Akademie der Wissenschaften, im Zeitraume eines Jahres fast des Jubels zu viel für eine einzige Stadt. In der That aber ist die Sache doch nicht so arg; es waren ziemlich verschiedene, einander unberührt lassende Kreise, in denen die einzelnen Feste sich bewegten, und nur das bürgerliche, das der gemeinsamen Heimat, des Herdes vereinte in seinem echt deutschen Charakter sie alle. Das jüngst abgewichene der Akademie der Wissenschaften ging sogar an der höhern Gesellschaft fast spurlos vorüber, und hätte nicht der Theaterzettel zwei Tage nacheinander unter Ankündigung altclassischer Stücke (der „Brüder" des Terenz und des „Oedipus auf Kolonos") Erwähnung davon gethan, vielen wäre die Sache vielleicht ganz unbewußt geblieben. Hinterher aber regt sich das Interesse mehr; einer der Festredner, Marcus Müller, der Orientalist, hat in die Masse etwas Sauerteig geworfen und sie alsbald auch in schwerlich unheilsame Gährung gebracht. Seine Schilderung der frühern Unfreiheit der Wissenschaft unter der Herrschaft der Jesuiten, des zwängenden und hemmenden Einflusses derselben auf Volksbildung und Aufklärung, gebrochen zuerst durch die Stiftung der freien, selbständige Entwickelung ermöglichenden Institutionen der Akademie, seine Verwahrung gegen engherzigen Particularismus auf wissenschaftlichem Gebiete, gegen Berufung fremder Gelehrter — diese und ähnliche Aeußerungen in feierlicher, öffentlicher Sitzung, in Gegenwart zweier Erzbischöfe gethan, schnitten tief ins Fleisch jener exclusiven Partei, welcher der Autoritätsglaube und das alleinseligmachende Dogma das A und O aller geistigen Bewegung ist. Ihre Presse schrie Zeter, sie verfolgte in ihrer noblen Weise den freimüthigen Redner, da an der Rede selbst nicht viel zu leugnen ist (ein Zuhörer machte die Bemerkung, Müller habe allerdings ins Schwarze getroffen, jedoch außer Acht gelassen, daß man bei Paraden nicht scharf zu schießen pflege), etwa ein Viertheil der einheimischen Akademiker erhob förmlichen Protest. Der Aufruhr tobt noch; nach ihren volle Selbständigkeit ihr gewährenden Satzungen mag die Akademie, wie sie dazu aufgefordert ist, über Müller's Aeußerungen sich entscheiden, sie verwerfen oder sanctioniren, der Kampf führt jedenfalls zur Klärung.

Ein anderer Kampf, dessen Zeugen wir seit Monaten waren, hat noch nicht zur Klarheit geführt, noch nicht seine Lösung gefunden. Deutschland hat mit Interesse dem Verlaufe unserer Kammerdebatten zugesehen, und in Wahrheit dürften für die Entwickelung des constitutionellen Lebens im ganzen Vaterlande diese Session des bairischen Landtags und ihre Ergebnisse



von Bedeutung sein. Jene Lehre, welche der Ministerpräsident von der Pfordten zur Zeit der Wahlen in einem eigenen Artikel seiner officiellen Zeitung selbst ausgesprochen und gepredigt, als sei der deutsche Constitutionalismus, verschieden von dem englischen, darauf eingerichtet, daß der König der wirkliche Inhaber und alleinige Träger der Staatsgewalt, die Minister nur seine Organe und Diener, die Majorität der Kammern aber ohne Einfluß auf die Regierung sein müsse, diese Lehre, wie sie die Grundprincipien alles Verfassungswesens, die Unverantwortlichkeit des Königs, die Verantwortlichkeit der Minister, geradezu auf den Kopf stellt, diese Lehre, wie sie auch während der Sitzungen ihre gründliche Widerlegung gefunden, wird eben jetzt in ihrer letzten Consequenz durch den Personenwechsel des Ministeriums zunichte gemacht. Die bairische Kammer hat die Aufmerksamkeit Deutschlands aber verdient nicht nur durch die Principienkämpfe, welche auszufechten sie berufen war, sondern ebenso sehr auch durch die Art, wie sie diese Aufgabe erfüllte, durch die Mäßigung und den Takt, die sie bei aller Festigkeit bewährte, und durch die eminenten parlamentarischen Talente, die darin sich hervorthaten. Ein so felsenfester, patriotischer Charakter wie Lerchenfeld, eine so tiefe staatsrechtliche Gelehrsamkeit, verbunden mit so warmer Begeisterung für alles Große und Schöne wie Edel's, eine so glänzende Rednergabe wie Völk's müßten auch in den größten und gewichtigsten Parlamenten sich hohe Geltung verschaffen. Die öffentliche Theilnahme ist diesen Männern und ihrem Wirken indeß auch bei uns in einem Maße zu Theil geworden und treu geblieben, daß weder die Ereignisse, welche die Welt zu erschüttern drohen, noch was im eigenen Hause sonst sich begab, sie daran beirren konnte, und daß daraus dem Land und Volk ein ehrendes Zeugniß für seine politische Befähigung und Reife entsteht, die mancher Orten nicht wenig überrascht haben mögen.

Das in den jüngsten Wochen abgehaltene Geschworenengericht hat mehrere sehr interessante Fälle zu verhandeln gehabt. Vornehmlich ist der von dem Studenten Ferner verübte Mord als eine psychologisch merkwürdige That erschienen, die um so greller sich hervorhob, als das Gericht Tags vorher ein ähnliches Verbrechen, fast um dieselbe Zeit und fast an demselben Orte, wie jenes des Ferner, nur aus gemeinen Motiven begangen, abgeurtheilt hatte. Am 28. September vorigen Jahres ging der Sattlergeselle Zann mit seiner Geliebten abends in den Englischen Garten; er verlangte dort Geld von ihr, und da sie ihm dies weigerte, band er ihr die Hände zusammen, beraubte sie ihrer Baarschaft von wenigen Groschen und ersäufte sie dann im Kanal. Am folgenden Tage zeigte er sich selbst an, erzählte auch in öffentlicher Sitzung den Hergang mit einer grausenhaften Roheit und hörte mit Gleichgültigkeit das über ihn gesprochene Todesurtheil. Am 7. October abends erschoß Ferner seine Geliebte. Zwei Stunden später meldete er sich bei dem Wache habenden Polizeibeamten, führte diesen selbst zur Leiche und blieb seinem Geständniß und seiner Selbstanklage getreu bis zur Fällung des Urtheils. Es blieb zweifelhaft, ob er, den nur die glühendste Liebe und der Schmerz der Trennung zu der That getrieben, diese mit vorbedachtem Entschlusse oder in der Erregung des Augenblicks, als das Mädchen ihm „den letzten Kuß“ bot, verübte; aber es ist sicher, daß er darauf zu feig war, um Hand auch an sich selbst zu legen, und doch ist wieder ebenso

gewiß, daß er durch sein eigenes, beharrliches Geständniß ganz allein auf seine Verurtheilung drang. „Er wolle, er müsse wieder mit seiner ihm vorangegangenen Friederike vereinigt werden, doch nicht durch seine, sondern durch die Hand der Gerechtigkeit". Ferner scheute zurück, sich selbst den Tod zu geben, aber er begehrte ihn von seinen Richtern; sonst hätte er leicht durch eine Fabel eine Freisprechung sich ermöglichen können. Er hatte öfter schon Gedanken an Selbstmord geäußert; er hatte die geladene Pistole nur in solchen Gedanken zum letzten Rendezvous mitgenommen; er hatte in den Armen, zu den Füßen des so leidenschaftlich geliebten Mädchens sterben wollen; dieses hatte ihm gewehrt, mit ihm gerungen, da sei das Unglück geschehen — wer hätte nach dieser Erzählung, die wahrlich mehr Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte als die Behauptung des Staatsanwalts, es liege ein genau überlegter, mit kaltem Blute ausgeführter Mord vor — wer hätte nach dieser Erzählung den unglücklichen Thäter verdammen mögen? Aber er suchte die Strafe, wäre es auch die des Schaffots, nur fehlte ihm, wie schwärmerischen, gefühlsüberschwänglichen Naturen so häufig, die Energie des Willens, aus eigenem Entschluß sein Schicksal zu bestimmen. Sinnliche, ethisch viel tiefer stehende Charaktere pflegen hierin viel kräftiger zu sein: vor ungefähr vier Wochen ist die junge Frau eines hiesigen Künstlers mit einem Schüler desselben durchgegangen. Der Gatte, um Aufsehen zu vermeiden, unterließ es, deshalb Schritte zu thun, und als dies durch Verwandte des jungen Mannes geschah, der offenbar das Opfer der Verführung eines leidenschaftlichen Weibes geworden ist, war es zu spät, eine entsetzliche That zu hindern. Das Liebespaar war am 19. März nach Kufstein gekommen, hatte sich am selben Abend den Weg nach dem sogenannten Stadtberg zeigen, dann aber nichts mehr von sich hören lassen. Am 13. April fand man ihre Leichen, beide mit Schußwunden durch das Herz, neben ihnen ein Terzerol. Der Kopf des Jünglings lag an der entblößten linken Brust der Frau und war von deren linkem Arm gehalten, aus welcher Lage man schließt, daß die Frau erst ihren Geliebten, dann sich selbst erschossen hat.

Aus Stuttgart.

Mai 1859.

F. G. Es muß natürlich in der deutschen Literatur auch solche Käuze geben wie Hrn. Menzel, solche verneinende Geister, die jeder helle Gedanke in Ohnmacht, jedes bahnbrechende Wirken in eine wahre Berserkerwuth versetzt. Außerdem besitzt Hr. Menzel noch eine andere liebenswürdige Eigenschaft: er ist eine wahre Katzennatur, die nicht umzubringen. Nachdem ihn Börne so prächtig heimgeschickt, nachdem ihm Gutzkow den Pelz so gründlich gewaschen, nachdem endlich Strauß einen Schwabenstreich gegen ihn geführt, der sichtlich bis in den Sattelknopf ging — hätte man denken sollen, Menzel sei unwiederbringlich todt oder über den Verhalt seiner nicht mehr wegzuleugnenden Sünden dermaßen wenigstens zerknirscht, daß er seine künftigen Tage büßend in Sack und Asche in einem schweigsamen Trappistenkloster zubringen werde. Weit gefehlt! Hr. Menzel lebt nach wie vor, schreibt nach wie vor mit demselben Mangel an ordentlichen Kenntnissen, an

ausreichenden Talenten, an ehrlichem Fleiße, an redlichem Willen — mit einer Sorglosigkeit und Keckheit, als ob in deutschen Landen nirgends mehr ein Richterstuhl der Literaturgeschichte, ja nicht einmal mehr ein bürgerlicher Schutz für die gemeinsten Ehrenkränkungen vorhanden wäre. Eine solche Voraussetzung theilten die Erben des verstorbenen allverehrten Heinrich Zschokke aus Aarau denn aber doch nicht. Menzel hatte in dem von ihm redigirten „Literaturblatt" (Nr. 53 vom 30. Juni 1858) ein Werk der Gräfin Dora d'Istria über die Deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönch einer Kritik unterzogen, in welcher er unter anderm sagt: „... Dann kommt die Gräfin auf neuere Schweizer zu sprechen. Bei Johannes Müller beliebt es ihr zu übersehen, wie vielen Herren derselbe gedient hat. Auch Zschokke nennt sie einen «Charakter», ohne daß es ihr, die doch eine Freiheitsschwärmerin ist, erinnerlich wird, wie viel Geld Zschokke seiner Zeit von Napoleon und Montgelas (dem bairischen Minister unter König Maximilian Joseph) bekommen hat, um ihr despotisches System anzupreisen. Wann wird man endlich aufhören, jene feilen Seelen und käuflichen Speichellecker der Gewalt zu vergöttern!" In diesen Worten liegt gegen Zschokke offenbar der Vorwurf der Bestechlichkeit und Charakterlosigkeit, und seine Erben wandten sich deshalb klagend an die stuttgarter Gerichte. Jüngst nun kam der Proceß zur öffentlichen Verhandlung. Klägerischerseits wurde vor allen Dingen darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht das erste und einzige mal sei, daß Menzel den verstorbenen Zschokke angreife, sondern daß dieser seit 30 Jahren den unermüdeten Angriffen desselben ausgesetzt gewesen sei. So habe Menzel eins der Hauptwerke des Angegriffenen, die „Stunden der Andacht", als eine Eselsbrücke zum Himmel und als eine bloße Buchhändlerspeculation bezeichnet. „Wenn", sage er, „die Gemeinheit im Teufel ist, so sind diese «Stunden der Andacht» ein echt teuflisches Werk — geschrieben von dem Allerweltsbüchermacher Zschokke." Bei einem solchen Verhältniß Menzel's zu Zschokke frage man sich billig, wie es sich denn mit der Wahrheit der gemachten Vorwürfe verhalte? Wer die ganze moralische und politische Entwickelung Zschokke's verfolgt habe, müsse von vornherein überzeugt sein, daß Zschokke am allerwenigsten der Bestechung fähig gewesen sei. Ein geborener Magdeburger, sei er in seiner Jugend in die Schweiz gekommen und hier zufällig in die damaligen politischen Bewegungen hineingeworfen worden. Die Schweiz sei damals in viele kleine Parteien zerschlagen und mancherlei Bedrückungen preisgegeben gewesen, und Zschokke habe sich der sogenannten patriotischen Partei angeschlossen, welche an der Stelle des veralteten mittelalterlichen Musters ein neues Gebäude errichten wollte. Da habe Napoleon der Schweiz in der sogenannten Mediatisirungsurkunde eine ihren politischen Verhältnissen entsprechende Verfassung gegeben und daher rühre die Bewunderung, welche Zschokke Napoleon gezollt habe und die nun Menzel als Frucht der Bestechung herausstreiche. Später, als Napoleon's Fehler greller zu Tage traten und dessen Unersättlichkeit immer mehr sich kund gab, habe auch Zschokke sein Urtheil über ihn geändert ꝛc. — Menzel versuchte nun durch Vorlesung von aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen aus Zschokke's Schriften den Beweis der Wahrheit für seine Schmähung zu leisten, was jedoch gänzlich mislang. Uebrigens hätten hochgestellte Staatsmänner von Aarau, ihm, Menzel, mitgetheilt, daß Zschokke

von Napoleon und Montgelas bestochen worden sei; allein diese Männer seien nun todt und er könne sie daher nicht mehr als Zeugen sprechen lassen! Menzel's Advocat, der Obertribunalprocurator Seeger, suchte hauptsächlich das Klagrecht der Zschokke'schen Erben zu bestreiten, dieses Recht höre da auf, wo die Geschichte anfange. Der Spruch des Criminalsenats lautete für Menzel verurtheilend: in Betracht, daß ein Beweis der Wahrheit des Bezichts der Bestechung von dem Angeklagten nicht erbracht werden konnte, daß eben hiermit die auf dieses Bezicht gestützte Injurie einer objectiven Begründung entbehre, daß durch dergleichen Schmähungen, welche auf nicht erwiesene Thatsachen gestützt sind und nicht blos historische Ereignisse oder die öffentliche Thätigkeit historischer Personen betreffen, sondern — wie hier — den Privatcharakter in seiner Totalität angreifen, das Maß einer dem Schriftsteller erlaubten Kritik überschritten wird. Menzel wurde in eine Strafe von acht Tagen Festungsarrest, zur Bezahlung von 25 Fl. Buße, zur Tragung der Proceßkosten und zur Veröffentlichung des Urtheils in seinem „Literaturblatt" verurtheilt. Nachdem die Literaturgeschichte über das Treiben dieses Mannes schon längst ihr Verdammungsurtheil abgegeben, war es in dem ebenangeführten Falle gewiß auch am Platze, daß die criminalrichterliche Behörde von Stuttgart den Poltergeist zur Ordnung wies. Das hinderte ihn übrigens nicht, seine Vertheidigungsrede mit einer „Vorrede an die Todten" (die in den Jahren 1813—15 auf den Schlachtfeldern Gefallenen sind) im Druck herauszugeben; die Lebenden freilich werden von dieser Vertheidigung wenig erbaut.

Ein anderer noch schlagenderer Beweis von der Unverbesserlichkeit dieses Autors ist seine jüngst hier (bei Krabbe) erschienene „Literaturgeschichte": von A bis Z ein Muster von beispielloser Oberflächlichkeit und eine unerschöpfliche Fundgrube schiefer und gewissenloser Urtheile. Gleichwol findet das Buch guten Absatz bei dem großen Haufen gedankenloser Leser, die sich gern den Anschein geben möchten, auch literarische Bildung zu besitzen, ohne daß sie dieselbe auf dem Wege selbstschaffender Gedankenarbeit zu erwerben für nöthig befinden. Ueberhaupt erfreut sich die Metropole der süddeutschen Literatur in neuerer Zeit einer regen Thätigkeit, so wenig die gegenwärtige kriegerische Zeit den Musen im allgemeinen auch günstig ist. Bereits haben viele Studenten unserer Landesuniversität die Mappe mit der Patrontasche vertauscht, und wer will voraussagen, was die nächste Zeit uns bringen wird?

Aufrichtig hat man bei uns den Wegzug des Professors Max Duncker von der Universität Tübingen beklagt, wenn man sich andererseits auch nur freuen kann über die ehrenvolle Stellung, die er in seinem nähern Vaterlande erhalten hat. In Tübingen gehörten Duncker's Vorlesungen stets zu den besuchtesten. Ueberhaupt wird die Universität sich nicht sobald von den Schlägen erholen, die sie in den letzten Jahren erhalten hat: Walz, Köstlin, Fallati, Schwegler hat der Tod hinweggerafft, R. Mohl, Reyscher, Zeller, Vischer, Duncker sind fortgezogen! Wenn nun gar noch — infolge des mit Rom abgeschlossenen Concordats — die Wissenschaft in Tübingen confessionell werden soll, so wird begreiflicherweise das Ansehen dieser Universität immer tiefer sinken.

Was schließlich unsere politischen Verhältnisse betrifft, so erwähne ich nur, daß unsere Abgeordnetenkammer in der Sitzung vom 2. Mai den von der

Regierung verlangten Credit von 6,700000 Fl. für militärische Zwecke einstimmig bewilligt hat. Mit gleicher Einstimmigkeit stellte sie der Regierung die gesammte Landwehr und die zur vollständigen Mobilisirung erforderlichen Pferde zur Verfügung. Der von dem Abgeordneten Hölder und dem gewesenen Minister von Schlayer gestellte Antrag, daß die Kammer angesichts der dem deutschen Vaterlande drohenden Kriegsgefahren jedes zum Schutze gegen den äußern Feind und zur siegreichen Durchführung eines ausbrechenden Krieges nothwendige Opfer bereitwillig übernehmen werde, daß jedoch nach ihrer festen Ueberzeugung nur durch die längstverheißene Reform der Verfassung Deutschlands, insbesondere durch Herstellung einer Vertretung der ganzen Nation die Unabhängigkeit und Wohlfahrt dieser Nation gesichert werden könne — wurde jedoch mit 67 gegen 24 Stimmen verworfen. Gegen die gewünschte Nationalvertretung selbst machte sich in der Kammer keine Stimme geltend, allein es wurde nicht für zeitgemäß befunden, jetzt dieselbe zu beantragen.

Notizen.

Der Tod des kühnen Reisenden und Naturforschers Adolf Schlagintweit, schon seit längerm befürchtet, wird jetzt durch die officielle Todesanzeige von seiten der Brüder und ehemaligen Reisegefährten des Verewigten bestätigt. Danach ist derselbe, übereinstimmenden amtlichen Berichten aus Indien und Rußland zufolge, von einem der Anführer türkischer Horden, welche in Yärkand eingefallen waren, zu Kashgar in Turkistan (Centralasien) im August 1857 als Europäer erkannt und hingerichtet worden. Also wieder ein Opfer jenes Entdeckermuths und jener wissenschaftlichen Hingabe, von der die deutschen Gelehrten unserer Tage bereits so viele Beispiele gegeben haben und in der sie mit englischen und amerikanischen Reisenden so rühmlich wetteifern. — In Berlin starb der Hofschauspieler Eduard Jerrmann. Im Jahre 1796 ebendaselbst geboren, widmete er sich 1814 nach vollendeter Gymnasialbildung der Landwirthschaft. Doch sagte dieselbe ihm nur wenig zu und schon 1819 betrat er in Würzburg die Bühne. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt bei den Theatern in München und Leipzig begab er sich, mit einer seltenen Fertigkeit in der französischen Sprache ausgestattet, nach Paris und wirklich erreichte seine zähe Beharrlichkeit hier, was weder vor noch nach ihm je einem Deutschen gelungen: er trat 1832 in einer Reihe von Gastrollen auf dem Théâtre français auf und erfreute sich dabei einer ziemlich lebhaften Anerkennung. Ueberhaupt war Jerrmann in jener Zeit zu allerhand kühnen Experimenten aufgelegt; so z. B. spielte er damals den Franz und Karl Moor gleichzeitig, was denn natürlich auch mehr ein Kunststück war als ein Kunstwerk. Gegen Mitte der dreißiger Jahre ging er nach Petersburg, später nach Wien, bis er vor etwa zehn Jahren in Berlin engagirt ward. Doch gelang es ihm daselbst nicht, eine hervorragende Stellung einzunehmen. Auch als Schriftsteller war Jerrmann thätig, besonders als Uebersetzer fran-

zösischer Theaterstücke; einige kleinere Aufsätze von ihm („Erinnerungen an Grabbe's Aufenthalt in Leipzig" und „Ueber deutsche Aussprache") sind in den ersten Jahrgängen dieser Zeitschrift abgedruckt.

Von Ferdinand Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. bis zum 16. Jahrhundert" (Stuttgart, Cotta), einem Werke, auf das wir wegen seiner großen Wichtigkeit schon früher aufmerksam machten, ist soeben der erste Band erschienen. Derselbe schildert zunächst die erste Umwandelung des alten Rom und reicht vom Fall der Stadt unter Alarich bis zu Ende der Gothenzeit. Der zweite Band, bis auf die Krönung Karl's des Großen reichend, befindet sich bereits unter der Presse und wird in Kürze nachfolgen; das Ganze ist auf sechs Bände berechnet. — Berthold Auerbach hat sein Schauspiel „Der Wahrspruch", das bei seiner Aufführung in Weimar zu so heftigen Debatten Veranlassung gab, in Druck erscheinen lassen (Leipzig, J. J. Weber); ebenso Hermann Hersch sein viel- und gerngesehenes Stück „Die Anna-Liese" (Frankfurt am Main, Sauerländer).

In München ist ein fünfactiges bürgerliches Schauspiel: „Sarah Haßfurter", von A. Widmann nach einer Erzählung von Edmund Höfer bearbeitet, zur Aufführung gekommen, jedoch ohne Erfolg. Auch Redwitz' „Philippine Welser" hat auf dem berliner Theater nur geringen Anklang gefunden. Dagegen soll Robert Griepenkerl's „Auf der hohen Rast" in Hannover und Braunschweig mit vielem Beifall gegeben worden sein. In Karlsruhe hat eine Festvorstellung zu Ehren Eduard Devrient's und seines vierzigjährigen Jubiläums als Schauspieler stattgefunden.

Zu Iffland's hundertjährigem Geburtstag, der am verwichenen 19. April auf verschiedenen deutschen Bühnen, wie Berlin, Karlsruhe ꝛc. festlich begangen ward, ist vom Commerzienrath Karl Duncker in Berlin, dem Chef der bekannten Duncker und Humblot'schen Buchhandlung, unter dem Titel: „Iffland in seinen Schriften, als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne" (Berlin, Duncker und Humblot), eine Erinnerungsschrift herausgegeben worden, in der wir zugleich einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters begrüßen. Der Verfasser gehört zu den wenigen unter den Mitlebenden, welche noch Iffland's persönliche Freundschaft genossen; die Actenstücke und Erinnerungsblätter, die er hier gesammelt hat, führen uns den Künstler und Dichter in lebensvoller Eigenthümlichkeit vor Augen, während sie zugleich auf die allgemeinen Theaterzustände jener Zeit allerhand dankenswerthe Streiflichter fallen lassen. Wir hoffen, auf die interessante Schrift, die der Pietät und dem Kunstsinn des Verfassers zu hoher Ehre gereicht, demnächst ausführlicher zurückzukommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 23. 2. Juni 1859.

Cardinal Antonelli.

Nach Edmond About's „Question romaine"
mitgetheilt
von
Karl Grün.

(Wir theilen im Folgenden ein Kapitel aus dem so rasch berühmt gewordenen Werke des Hrn. Edmond About: „La question romaine" in deutscher Uebersetzung mit. Man wird sehen, daß der Ruf des Buches nicht unverdient ist; auch hat sich der Verfasser bereits die große Viehpeitsche des Hrn. L. Veuillot, Redacteurs des „Univers", zugezogen. Wenn Hr. About von den Seinigen der Voltaire des 19. Jahrhunderts genannt wird, so ist Hr. Veuillot ein wahrer Voltaire der Kirche. Dieser Berserkerkampf in extremis hat sein hohes Interesse. Sehr charakteristisch für die „Question romaine" ist noch der Umstand, daß das Buch, quasi im Auftrage Ludwig Napoleon's verfaßt, dennoch in Paris nicht gedruckt werden durfte, sondern in Brüssel ein Asyl suchen mußte! Eine parallele Sonderbarkeit, die reichlich zu denken gibt, ist das sic volo, sic jubeo des Kaisers der Franzosen, welches die Revolution in Rom mit dem Interdict belegt, während sie in Parma, Modena und Toscana zum allerwenigsten mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung ausbricht. Soll der Kirchenstaat bleiben wie er ist, d. h. die erbärmlichste aller italienischen Regierungen? Weshalb dann die wüthende Kritik des Hrn. About? Oder will der Triumphator „bis ans Adriatische Meer" den Kirchenstaat auf einmal con amore reguliren? Anstatt weiterer Betrachtungen folge hier die Photographie des Cardinals Antonelli, wie der Mann in Frankreich betrachtet werden darf.)

Cardinal Antonelli ist in einer Räuberhöhle geboren. Sonnino, sein Geburtsdorf, ist berühmter in der Geschichte des Verbrechens als ganz Arkadien in den Annalen der Tugend. Dieses Geiernest lag in den südlichen Bergen versteckt, nach der Grenze des Königreichs Neapel zu. Wege, ungangbar für die Gensdarmerie, schlängelten sich durch Klüfte und Gestrüpp. Einige Wälder mit Lianen durchschlungen, etliche tiefe Schlünde, etliche finstere Grotten bildeten eine Landschaft wie gemacht für die Bequemlichkeit des Verbrechens. Die Häuser von Sonnino, alt, schlecht gebaut, aufeinander geworfen, dem Menschen fast unbewohnbar, waren nur Raubniederlagen und Beutemagazine. Die Bevölkerung, munter und kräftig, betrieb seit mehreren Jahrhunderten den Raub mit bewaffneter Hand und erwarb ihren Lebensunterhalt mit Flintenschüssen.

Die neugeborenen Kinder athmeten die Verachtung der Gesetze mit der Bergluft ein und sogen mit der Muttermilch die Gier nach fremdem Gute. Sie zogen frühzeitig die Mocassins von ungegerbtem Leder an, jene „Ciocie", mit denen man leicht über die steilsten Felsen läuft. Wenn man sie die Kunst gelehrt hatte zu verfolgen und zu entwischen, zu fassen und nicht abgefaßt zu werden, den Werth der Münzen, die Arithmetik des Theilens und die Grundsätze des Völkerrechts, wie es bei Apachen und Comanchen im Schwange ist, so war ihre Erziehung vollendet. Sie lernten ganz von selbst das eroberte Gut genießen und ihre Leidenschaften nach dem Reize befriedigen. Im Jahre der Gnade 1806 beschenkte diese lüsterne und rohe, gottlose und abergläubische, unwissende und verschlagene Bevölkerung Italien mit einem kleinen Bergling Namens Giacomo Antonelli.

Die Sperber brüten keine Tauben aus, ist ein Axiom der Naturgeschichte, das keines Beweises mehr bedarf. Hätte der junge Antonelli die naiven Tugenden eines arkadischen Schäfers mit auf die Welt gebracht, so würde ihn sein Dorf verleugnet haben. Aber der Einfluß gewisser Ereignisse modificirte wo nicht seine Natur, so doch sein Betragen. Seine Kindheit und Jugend waren zwei entgegengesetzten Einwirkungen ausgesetzt. Wenn die Räuberei ihm seine ersten Lectionen gab, so ertheilte ihm die Gensdarmerie andere. Er zählte erst vier Jahre, als gewisse Gerüchte von einer hohen Moralität an sein Ohr schlugen: es war die französische Armee, welche die Banditen in der Bannmeile von Sonnino füsilirte.

Nach der Rückkehr Pius' VII. sah er mehreren Nachbarn seiner Familie den Kopf abschlagen, sie hatten ihn noch auf ihren Knien reiten lassen. Unter Leo XII. ging es noch weit ärger zu; der Bock und der Ochsenziemer waren in Permanenz auf dem Dorfplatze. Die Obrigkeit machte alle 14 Tage das Haus eines Banditen dem Boden gleich,

schleppte seine Familie auf die Galeere und bezahlte dem Denuncianten eine Prämie. Das St.-Petersthor, das an das Haus Antonelli stößt, schmückte sich mit einer Guirlande von abgeschnittenen Köpfen, und diese beredten Reliquien grinsten ziemlich dogmatisch aus ihren eisernen Käfichen. Gesteht, wenn das Schauspiel die Schule des Lebens ist, so besonders ein solches Schauspiel!

Der junge Giacomo konnte über die Unannehmlichkeiten des Banditenthums nachdenken, noch ehe er dessen Lust genossen hatte. Um ihn her suchten bereits einige Männer des Fortschritts nach weniger gefährlichen Beschäftigungen. Sein Vater, der, wie man sagt, das Zeug zu einem Gasparone oder Passatore hatte, wagte sich nicht mehr auf die Landstraße. Nachdem er Rinderhirt gewesen, wurde er Intendant, nachher Communalempfänger, und verdiente mehr Geld bei weniger Gefahr.

Der junge Mann schwankte etliche Zeit in der Wahl eines Berufs. Seine natürliche Anlage war die aller Bewohner von Sonnino: im Ueberfluß leben, sich kein Vergnügen abgehen lassen, überall zu Hause sein, von niemand abhängen, die Leute commandiren, ihnen zur Noth Angst machen, und besonders ungestraft die Gesetze verletzen. Um ein so erhabenes Ziel zu erreichen, ohne ihm sein stets theures Leben auszusetzen, ging er ins große Seminar nach Rom.

In unsern skeptischen Ländern geht man ins Seminar mit der Hoffnung, die Priesterweihe zu empfangen: Antonelli war fest entschlossen, sie niemals zu erhalten. Denn in der Hauptstadt der katholischen Kirche werden die etwas intelligenten Leviten Magistratspersonen, Präfecten, Staatsräthe, Minister. Pastoren werden aus den trockenen Früchten fabricirt. Antonelli zeichnete sich so sehr aus, daß er mit Gottes Hülfe dem Sacrament der Ordination entging. Er hat niemals Messe gelesen, er hat keine Beichte gehört, ich will nicht darauf schwören, daß er jemals selbst gebeichtet hat. Er erwarb sich die Freundschaft Gregor's XVI., die gewiß nützlicher war als sämmtliche christliche Tugenden. Er wurde Prälat, Magistrat, Präfect, Generalsecretär des Innern, Finanzminister. Wird man sagen, er habe nicht den richtigen Weg eingeschlagen? Ein Finanzminister, so wenig er auch von seinem Handwerk versteht, ökonomisirt in sechs Monaten mehr Geld als alle Räuber von Sonnino in zwanzig Jahren.

Unter Gregor XVI. war er reactionär gewesen, um sich dem Souverän angenehm zu machen. Bei der Thronbesteigung Pius' IX. legte er aus demselben Grunde ein liberales Glaubensbekenntniß ab. Ein rother Hut und ein Portefeuille waren der Lohn seiner neuen Ueberzeugung, und bewiesen den Bewohnern von Sonnino, daß sogar der Liberalismus einträglicher ist als der Straßenraub. Welche Lehre für diese Berglinge! Einer der Ihrigen fuhr per Carrosse bis vor die

Kasernen spazieren, und die Soldaten präsentirten das Gewehr vor ihm, anstatt es auf ihn anzulegen!

Er bemächtigte sich des neuen Papstes wie des alten, und man sah, daß die beste Art, die Leute abzufassen, nicht darin bestehe, sie auf der Landstraße anzuhalten. Pius IX., der kein Geheimniß vor ihm hatte, vertraute ihm seinen Wunsch, die Misbräuche abzustellen, ohne ihm seine Besorgniß zu verheimlichen, es möchte ihm nur zu gut gerathen. Er diente dem Heiligen Vater bis in dessen Unentschlossenheit. Als Präsident der Staatsconsulta schlug er Reformen vor, und als Minister vertagte er sie. Niemand war thätiger, die Constitution von 1848 vorzubereiten, noch auch sie zu verletzen. Er sandte Durando wider die Oesterreicher und desavouirte ihn, sobald er sich geschlagen hatte.

Aus dem Ministerium zog er sich zurück, sobald er sah, daß Gefahren zu bestehen seien; aber er unterstützte den Papst in seiner geheimen Opposition wider die Minister. Der Mord Rossi's flößte ihm ernste Betrachtungen ein. Wenn man sich die Mühe gegeben hat, in Sonnino auf die Welt zu kommen, so will man sich wahrhaftig nicht ermorden lassen, im Gegentheil. Er brachte den Papst und sich selbst in Sicherheit und spielte zu Gaeta die Rolle des Staatssecretärs in partibus.

Von diesem Exil datirt seine Allmacht über den Heiligen Vater, seine Rehabilitation in der Achtung der Oesterreicher, die ganze Einheit seiner Führung. Kein Widerspruch mehr in seinem politischen Leben. Diejenigen, welche ihn beschuldigten, zwischen dem Wohl der Nation und seinem persönlichen Interesse zu schwanken, sind zum Schweigen gebracht. Er will die absolute Gewalt der Päpste herstellen, um nach Gutdünken darüber zu verfügen. Er verhindert jede Annäherung zwischen Pius IX. und dessen Unterthanen, er ruft die Kanonen der Katholicität zur Eroberung Roms. Er chicanirt die Franzosen, die sich für ihn tödten lassen, er schließt sein Ohr den liberalen Weisungen (?!) Napoleon's III., er verlängert absichtlich das Exil seines Gebieters, er redigirt die Versprechungen des motu proprio und denkt darauf, wie er sie umgehe. Endlich kehrt er zurück, und zehn Jahre lang herrscht er über einen furchtsamen Greis und über ein gefesseltes Volk, setzt allen Rathschlägen der Diplomatie, dem Willen von ganz Europa einen passiven Widerstand entgegen; er krampft sich an die Gewalt, unbekümmert um die Zukunft, misbraucht die gegenwärtige Stunde und vermehrt alle Tage sein Vermögen — nach der Mode von Sonnino.

Im Jahre 1859 ist er 53 Jahre alt. Er hat sich jung erhalten, sein Körper ist schlank und kräftig, seine Gesundheit gebirglich. Seine breite Stirn, der Glanz seiner Augen, seine Adlerschnabelnase und sein ganzer Oberkörper flößen ein gewisses Erstaunen ein. Es ist wie ein

Blitz der Intelligenz auf diesem braunen Morescogesichte. Aber seine plumpe Kinnlade, seine langen Zähne, seine dicken Lippen drücken die gemeinsten Gelüste aus. Man erräth, daß ein Minister auf einen Wilden gepfropft wurde. Wenn er dem Papste bei den Ceremonien der heiligen Woche assistirt, ist er prächtig vor Geringschätzung und Impertinenz. Er dreht sich von Zeit zu Zeit nach der diplomatischen Tribüne herum, und betrachtet ohne zu lachen jene armen Gesandten, die er von morgens bis abends nasführt: man bewundert den Komödianten, der seinem Publikum trotzt. Wenn er aber im Salon bei einer hübschen Frau stehen bleibt, wenn er in unmittelbarster Nähe mit ihr spricht, ihre Schultern streifend, die Augen in ihre Büste versenkend, dann erkennt man den Waldmenschen und denkt schaudernd an die Postkutschen, die am Rande eines Wegs umgeworfen werden.

Er wohnt im Vatican, zu Häupten des Papstes. Die Römer fragen mit einem Wortspiel, wer höher stehe, der Papst oder Antonelli.

Alle Klassen der Gesellschaft hassen ihn gleichmäßig. Concini selbst war nicht herzlicher verabscheut. Er ist der einzige Mann, über den das ganze Volk einig ist.

Ein römischer Fürst theilte mir den ungefähren Status der Einkünfte des Adels mit. Als er mir die Liste übergab, sagte er zu mir: „Sie bemerken zwei Familien, deren Reichthum durch Punkte angedeutet ist, die eine ist die Familie Torlonia, die andere die Familie Antonelli. Beide sind in wenigen Jahren reich geworden, die erstere durch Speculation, die letztere durch politische Macht."

Die Cardinäle Altieri und Antonelli discutirten eine Frage vor dem Heiligen Vater. Sie straften sich zuletzt gegenseitig Lügen. Der Papst neigte auf die Seite seines Ministers. Der edle Altieri rief aus: „Da Ew. Heiligkeit einem Ciochar (der cioccie trägt) mehr glauben als einem römischen Fürsten, so bleibt mir nichts übrig als mich zurückzuziehen."

Die Apostel selbst hegen ein gewisses Misvergnügen über den Staatssecretär. Das letzte mal, als der Papst feierlich in seine Hauptstadt zurückkehrte (es war, glaub' ich, nach der bologner Reise), waren die Porta del Popolo und der Corso nach der Sitte behängt, und die alten Statuen des heiligen Petrus und des heiligen Paulus verschwanden unter den Draperien. Das Volk fand folgenden Dialog an einer Mauerecke geschrieben:

„Petrus zu Paulus: Sag' mir Kamerad, mir däucht, man übersieht uns ein wenig daheim.

„Paulus: Was willst du? Wir sind nichts mehr. Es gibt nur noch Jakobus auf der Welt."

Ich weiß, der Haß beweist nichts, nicht einmal der Haß der Apostel.

Die einzigen Beweise, die wir für oder gegen ihn zulassen dürfen, sind seine öffentlichen Thaten, die einzig zu vernehmenden Zeugen sind die Größe und das Wohl des Landes, das er regiert. Leider steht zu befürchten, daß eine solche Untersuchung vernichtend für Antonelli ausfalle. Die Nation legt ihm alle Uebel zur Last, die sie seit zehn Jahren erduldet hat. Das Elend und die allgemeine Unwissenheit, der Verfall aller Künste, die Schändung aller Rechte, die Unterdrückung aller Freiheiten, und die stete Geisel der fremden Occupation fallen auf seinen Kopf zurück, weil er allein für alles verantwortlich ist.

Hat er zum wenigsten der Partei der Reaction nützlich gedient? Ich bezweifle. Welche Factionen hat er im Innern unterdrückt? Unter seiner Regierung sind die geheimen Gesellschaften zu Rom wie Pilze aufgeschossen. Welche Reclamationen von außen hat er zum Schweigen gebracht? Europa beklagt sich einstimmig und alle Tage erhebt es die Stimme einen Ton höher. Er hat dem Heiligen Vater weder eine Partei noch eine Macht gewonnen. Während zehnjähriger Dictatur hat er weder die Achtung eines Fremden noch das Vertrauen eines Römers erobert; er hat Zeit gewonnen, nichts weiter. Seine angebliche Fähigkeit ist nur List. Er hat die Schlauheit eines Bauern, die Verschlagenheit des Rothhäuters, er besitzt nicht jene hohe Einsicht, welche die Völker nachhaltig unterdrückt. Niemand weiß besser als er eine Sache in die Länge zu ziehen, die Zeit zu vertrödeln, die Diplomatie zu ermüden; aber mit Spielereien der Art befestigt man nicht eine baufällige Tyrannei, er versteht alle Teufeleien der schlechten Politik, ich weiß nicht, ob er sie selbst innehat.

Er braucht das nicht, um zu seinem Zweck zu gelangen. Denn was will er? In welcher Hoffnung ist er von den Bergen Sonninos herabgestiegen? Glaubt Ihr im Ernst, er habe daran gedacht, der Wohlthäter der Nation zu werden? Oder der Retter des Papstthums? Oder der Don Quixote der Kirche? Nicht so einfältig! Er interessirte sich zuerst für seine Person, zweitens für seine Familie.

Seiner Familie geht es gut. Seine vier Brüder, Philipp, Ludwig, Gregor, Angelo (entschuldige man das Wort) haben die Cioccie getragen, als sie jung waren; sie tragen heute allesammt und parallel die Grafenkrone. Der eine ist Gouverneur der Bank, ein vortreffliches Geschäft. Man hat ihm das Pfandhaus gegeben, seit der Verurtheilung des armen Campana. Ein anderer ist Conservator von Rom, unter einem Senator, der wegen seiner Nichtigkeit gewählt ward, d. h. Schöffe einer Gemeinde, worin der Bürgermeister nicht zählt. Ein anderer übt öffentlich das Handwerk des Aufkäufers aus, mit großer Autorität über Untersagung und Gestattung der Ausfuhr, je nachdem seine Magazine voll oder leer sind. Der jüngste ist der Commis-voyageur, der Diplo-

mat, der Laufbursche der Familie, angelus domini. Der Graf Dandini, ein simpler Vetter, herrscht auf der Polizei. Diese kleine Welt manipulirt, verschiebt, vermehrt ein unsichtbares, unfaßbares, unberechenbares Vermögen. Man bedauert sie zu Sonnino keineswegs.

Was den Staatssecretär betrifft, so versichern Männer wie Frauen, die intim mit ihm leben, einstimmig, daß sein Leben sanft hinfließt. Wäre nicht die ärgerliche Pflicht, den Diplomaten die Stange zu halten und jeden Morgen Audienz zu ertheilen, so wäre er der glücklichste aller Berglinge. Sein Geschmack ist einfach: ein rothseidenes Gewand, eine unbeschränkte Macht, ein ungeheures Vermögen, ein europäischer Ruf und alle Vergnügungen, die der Mensch kennt: dieses wenige genügt ihm. Man füge eine bewundernswerthe Mineraliensammlung hinzu, vollkommen classificirt, die er bewahrt, unterhält und täglich mit der Leidenschaft eines Liebhabers und der Zärtlichkeit eines Vaters bereichert.

Ich habe schon erzählt, daß er beständig dem Sacrament der Ordination entgangen ist. Er ist Cardinal-Diaconus. Die guten Seelen, die schlechterdings wollen, daß in Rom alles in Ordnung sei, machen großen Lärm daraus, daß er nicht Priester zu sein braucht. Klagt man ihn an, zu reich zu sein, so antworten jene nachsichtigen Christen: allerdings, aber bedenkt, daß er kein Priester ist! Findet man, daß er Macchiavelli mit Nutzen gelesen hat — er ist ja kein Priester! Citirt das Publikum allzu häufig seine galanten Abenteuer — aber er ist kein Priester!

Ich wußte nicht, daß die Diaconen das Vorrecht haben, Alles ungestraft zu thun. Wenn dem so ist, was wird man uns nicht erst erlauben, die wir nicht einmal tonsurirt sind?

Dieser glückliche Sterbliche hat eine Schwäche, aber sie ist sehr natürlich: er hat Furcht vor dem Tode. Ein großes und schönes Frauenzimmer, das er mit seinen eminenten Zärtlichkeiten beehrt hat, sagte mir ausdrücklich: „Wenn ich zum Rendezvous kam, stürzte er sich über mich her wie ein Narr und visitirte leidenschaftlich meine Taschen. Wenn er sich vergewissert hatte, daß ich keine verborgenen Waffen bei mir trug, erinnerte er sich, daß wir Freunde waren."

Ein einziger Mann hat es gewagt, ein sich selbst so theures Leben zu bedrohen, es war ein armer Idiot. Von den geheimen Gesellschaften vorwärts getrieben, postirte er sich auf die Treppe des Vaticans und wartete, bis der Cardinal vorbeikam. Als der Augenblick da war, zog er sehr schwerfällig — eine Gabel aus der Tasche. Der Cardinal gewahrte die Waffe und that einen Sprung rückwärts, den die Alpengemsen bewundert haben würden. Der arme Mörder wurde ergriffen, geknebelt und den Richtern überliefert. Die römischen Gerichte, die zu oft Nachsicht mit den Schuldigen üben, waren erbarmungslos gegen den Unschuldigen: man hieb ihm den Kopf ab. Der Cardinal, voller Huld,

hatte sich officiell zu den Füßen des Papstes geworfen, eine Gnade erflehend, die er sicher war nicht zu erlangen. Er bezahlt der Witwe eine Pension: sieht das nicht nach einem geistreichen Mann aus?

Seit er sich aber angesichts einer Gabel gesehen hat, geht er nie mehr ohne die größten Vorsichtsmaßregeln aus. Seine Pferde sind darauf dressirt, wüthend durch die Straßen zu galoppiren: aus der Windseite, Volk!

Die Angst vor dem Tode, der Geldburst, die Vorliebe für seine Familie, die Verachtung der Menschen, die Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Völker und andere zufällige Züge der Verwandtschaft haben Antonelli in Vergleich mit Mazarin gebracht. Sie sind aus denselben Bergen gebürtig oder doch beinahe. Der eine hat sich in das Herz einer Frau, der andere in das eines Greises eingediebt. Beide haben ohne Gewissensbisse regiert und den Haß ihrer Zeitgenossen verdient. Beide sprachen gleich komisch das Französische, ohne daß ihnen eine Feinheit dieser Sprache verborgen geblieben wäre.

Und doch wäre es ungerecht, sie in gleichen Rang zu stellen. Der Egoist Mazarin hat Europa den Westfälischen und den Pyrenäen-Frieden dictirt; er hat diplomatisch die Größe Ludwig's XIV. gegründet und die Angelegenheiten der französischen Monarchie besorgt, ohne seine eigenen gerade zu vernachlässigen. Antonelli ist reich geworden zum Schaden des Volks, des Papstes und der Kirche. Man kann Mazarin mit einem geschickten aber spitzbübischen Schneider vergleichen, der seine Kunden gut auskleidet, nachdem er etliche Ellen Tuch für sich stibizt hat. Antonelli gleicht jenen Juden des Mittelalters, die das Colosseum zertrümmerten, um das Eisen der Mauerhaken zu bekommen.

Preußens Stellung in Bezug auf den Krieg in Italien.

Um über Bedeutung und Natur des Kampfes zu urtheilen, der in diesen Tagen zwischen Oesterreich einerseits und Sardinien und Frankreich andererseits in Italien begonnen hat, müssen wir einen Rückblick auf die Geschichte der letzten Jahrzehnde in Italien werfen. Schon seit 1815 war Italien unaufhörlich bewegt durch revolutionäre Versuche, die theils auf Einführung constitutioneller Verfassungen in den einzelnen Staaten, theils auf Befreiung der Lombardei und Venedigs von der Herrschaft Oesterreichs abzielten. Beide Versuche mislangen; namentlich unterdrückte Oesterreich im Jahre 1821 die constitutionelle Erhebung in Sardinien und Neapel und 1831 den Aufstand im Kirchenstaate. Auch die Bewegung des Jahres 1848 brachte Italien nicht die langersehnte Freiheit von innerm und äußerm Druck. Zwar waren zu Anfang 1848,

schon vor dem Ausbruch der pariser Februarrevolution, in allen unabhängigen Staaten Italiens constitutionelle Verfassungen eingeführt und es schien einige Wochen hindurch, als würde es dem Aufstande in der Lombardei und Venedig, an dessen Spitze sich der höchste Adel des Landes gestellt hatte, durch die Unterstützung des Königs von Sardinien gelingen, die Oesterreicher aus ganz Oberitalien zu verdrängen. Doch bald wandte sich der Sieg wieder den Fahnen Oesterreichs zu, Sardinien ward zum Frieden genöthigt und Oberitalien, nachdem auch Venedig nach heldenmüthiger Vertheidigung im August 1849 gefallen war, wieder den Oesterreichern unterworfen. Die Beseitigung der constitutionellen Verfassungen in allen Staaten Italiens mit Ausschluß von Sardinien war die Folge des Sieges der Oesterreicher. Der Zweck des Krieges, den gegenwärtig Sardinien mit Frankreichs Hülfe gegen Oesterreich führt, ist von seiten Sardiniens und Frankreichs zunächst Beseitigung des österreichischen Einflusses auf die Staaten Mittelitaliens, sodann aber, falls das Kriegsglück eine derartige Forderung rechtfertigt, die Eroberung der Lombardei und Venedigs für Sardinien. Hört man die Parteigänger Oesterreichs, so würde ein für Sardinien günstiger Ausgang des Kriegs nicht nur für Italien selbst und die österreichische Monarchie, sondern auch für Deutschland höchst verderblich und würde es daher die dringendste Pflicht für Deutschland sein, in dem begonnenen Kampfe sofort für Oesterreich Partei zu ergreifen, wodurch dann der Hauptschauplatz des Kriegs von Oberitalien nach dem Rhein, vielleicht auch an die Ufer der Weichsel verlegt und der Kampf bald zu einem Weltkampfe werden würde.

Wir können diese Ansicht durchaus nicht theilen und können es weder für Italien noch für Deutschland, ja nicht einmal für Oesterreich selbst als ein Unglück ansehen, wenn in Mittelitalien der Einfluß des constitutionellen Sardinien zur Herrschaft gelangen und die Lombardei nebst Venedig mit Sardinien vereinigt werden sollte.

Sehen wir zunächst auf Italien selbst! Die Parteigänger Oesterreichs sagen zwar, daß die Italiener niemals reif für constitutionelle Freiheit und für staatliche Unabhängigkeit werden können, daß sie daher, vom Einflusse Oesterreichs befreit, nothwendig unter die viel drückendere Herrschaft Frankreichs fallen würden. Aber diese Behauptung ist durch nichts begründet. Daß Italien seit dem 16. Jahrhundert ein Spielball des Einflusses fremder Mächte gewesen, ist freilich richtig: aber wie viele Nationen haben Jahrhunderte der Knechtschaft erlebt und sich nachher mit doppelter Kraft zur Unabhängigkeit erhoben! Ist etwa die spanische Nation durch ihre Unterwerfung unter das Joch der Römer und sodann der Westgothen oder später durch den jahrhundertlangen Druck der Mauren und Araber unfähig zur Selbständigkeit geworden?

Sind etwa die Engländer durch die harte Herrschaft der Normannen oder die Russen durch den Druck der Mongolen für immer entartet? Und Italien, das seit den Zeiten der Römer seine Religion, seine Sprache und Civilisation bewahrt hat, in dessen Bevölkerung das Gefühl für Freiheit und Selbständigkeit jetzt so mächtig erwacht ist, sollte niemals zur Selbständigkeit fähig werden? Hat nicht das kleine Sardinien seine Selbständigkeit bisher ebenso gut gegenüber Frankreich als Oesterreich zu bewahren gewußt? Das Beispiel der Vertheidigung Roms gegen die Franzosen im Jahre 1849 und die noch jetzt in Rom herrschende Stimmung zeigt wol am besten, daß die Italiener so wenig der französischen als der österreichischen Herrschaft hold sind. Und was die Befähigung zur constitutionellen Freiheit betrifft, warum soll diese bei den Bewohnern des Kirchenstaats und Toscanas oder den Lombarden eine geringere sein als bei den Piemontesen?

Wenn ferner gesagt wird, Italien werde schon um deswillen unfähig sein, seine Freiheit zu behaupten, weil es nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch die Hülfe Frankreichs seine Selbständigkeit erringen würde, so vergißt man, daß auch Deutschland seine Befreiung vom französischen Joche im Jahre 1813 nicht blos sich selbst, sondern auch der Hülfe Rußlands und Englands zu danken hatte, und daß auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas ihre Befreiung von der Herrschaft Englands wesentlich der Unterstützung Frankreichs verdankten.

Freilich aber würde aus der Selbständigkeit Mittelitaliens sich wol mit Nothwendigkeit eine Folge ergeben, welche von der ultramontanen Partei im höchsten Grade gefürchtet wird, nämlich die Einführung der Religionsfreiheit, namentlich die Duldung des Protestantismus in Mittelitalien.

Bisjetzt ist Sardinien der einzige Staat Italiens gewesen, welcher Religionsfreiheit eingeführt hat. Es ist bekannt, daß vorzugsweise diese Maßregel es ist, welche das Zerwürfniß zwischen dem Papste und Sardinien unheilbar gemacht hat, daß aber auch in Piemont in den wenigen Jahren seit der Einführung der Religionsfreiheit sich bei einem großen Theile der Bevölkerung Hinneigung zum Protestantismus, namentlich zum Anschluß an die uralte Sekte der Waldenser gezeigt hat. In dem österreichischen Italien freilich und in den Staaten Italiens, die unter Oesterreichs Einfluß stehen, ist das Hervortreten evangelischer Bestrebungen jetzt völlig unmöglich. Wissen wir doch, daß noch vor wenigen Jahren Personen, denen nichts zur Last fiel, als daß sie in einer italienischen Bibel gelesen und sie andern Personen mitgetheilt hatten, in Toscana trotz den dringenden Verwendungen Preußens und Englands mit Gefängniß bestraft wurden!

Es ist nun allerdings sehr erklärlich, daß die ultramontane Partei

überall, sowol in Deutschland als in Frankreich, entschieden für Oesterreich Partei nimmt, da nur Oesterreichs Einfluß im Stande ist, auch künftig jede Spur religiöser Freiheit von Mittelitalien fern zu halten. Der deutsche Protestant kann aber die Fortdauer des Religionsdrucks in Italien nicht wünschen, ohne die Lehre Luther's zu verleugnen, für welche seit dem 16. Jahrhundert Tausende der edelsten Männer Deutschlands ihr Leben gelassen und für welche das protestantische Deutschland das namenlose Elend des Dreißigjährigen Krieges erduldet hat.

Allein, so fahren die Anhänger Oesterreichs fort, die Herrschaft in der Lombardei und Venedig ist nothwendig zum Schutze Deutschlands gegen einen Angriff vom Süden her. Nun ist aber gerade die Südgrenze Deutschlands durch die Tiroler und Kärntner Alpen von der Natur besser als irgendeine andere Grenze Deutschlands geschützt. Die Erfahrung der letzten Kriege hat wol klar genug gezeigt, daß nicht von Oberitalien aus Deutschland mit Erfolg angegriffen werden kann. In der Ebene der Donau war es, wo durch die Schlachten von Hohenlinden, Austerlitz und Wagram in den Jahren 1801, 1805 und 1809 das Geschick Oesterreichs entschieden ward. Auch in den Kriegen von 1813 und 1814 war es nicht Italien, welches damals fast ganz Napoleon I. unterworfen war, wo die Entscheidung des Kriegs erfolgte. Doch hiervon abgesehen, ist es denn sicher, daß die Lombardei und Venedig durch die Befreiung von österreichischer Herrschaft nothwendig in Abhängigkeit von Frankreich oder in dauernde Feindschaft gegenüber Deutschland gerathen müssen?

Das Königreich der Niederlande war durch den Wiener Congreß recht eigentlich zu dem Zwecke gebildet, eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich zu werden. Als sich nun Belgien von Holland losriß, glaubte man auch, daß Deutschland seine Vormauer gegenüber Frankreich verloren habe. Allein die Erfahrung des Jahres 1848 hat gezeigt, daß Belgien als selbständige Monarchie eine bessere Schutzwehr für Deutschland bildet, als wenn es eine unzufriedene und stets zur Rebellion geneigte Provinz von Holland geblieben wäre. Ebenso werden die Lombardei und Venedig, solange sie eine unzufriedene Provinz Oesterreichs ausmachen, für diesen großen Staat bei jedem Kriege nur ein Element der Schwäche bilden. Sind die Lombarden aber einmal von Oesterreichs Herrschaft frei, so werden sie, eingedenk der Herrschaft Napoleon's I., sich wohl hüten, ihre Selbständigkeit dadurch wieder zu gefährden, daß sie französische Truppen in ihr Land rufen sollten.

Gegenwärtig wendet Oesterreich seit 1848 so viel Kräfte auf die Behauptung seiner Stellung in Italien, daß seine Machtentwickelung nach andern Seiten hin im höchsten Grade leidet, daß namentlich die

Thätigkeit des Staats in Bezug auf die Künste des Friedens in hohem Grade gehemmt ist.

Noch indeß haben wir den Punkt gar nicht berührt, den man in Preußen vorzugsweise anführt, um die Nothwendigkeit zu begründen, daß Preußen jeden Angriff Frankreichs auf Oesterreich in Italien als Kriegserklärung anzusehen habe.

Der Kaiser der Franzosen, sagt man, hat offenbar die Absicht, die Erobererlaufbahn seines Oheims fortzusetzen, er will zunächst Oesterreich demüthigen, dann aber wird er Preußen und Deutschland angreifen, um die Rheingrenze für Frankreich zu erobern.

Auch wir wollen gern glauben, daß die Eroberung der Rheingrenze einen Lieblingstraum des jetzigen Kaisers der Franzosen ausmacht; ein Angriff Frankreichs auf Preußen behufs Gewinnung der Rheingrenze im Laufe der nächsten Jahre ist auch uns durchaus nicht unwahrscheinlich. Wir glauben aber auch, daß die preußische Armee und Nation wohl im Stande sein werden, einen solchen Angriff siegreich zurückzuweisen. Auch würde Preußen, falls Frankreich aus bloßer Eroberungslust uns angreifen sollte, schwerlich in dem gerechten Vertheidigungskriege allein stehen. Holland und Belgien müßten schon um ihrer selbst willen uns Beistand leisten, England aber würde, um seine bisherige Machtstellung zu behaupten, nicht neutral bleiben können. Von den übrigen deutschen Staaten würde doch wenigstens ein Theil seine Bundespflichten gegen uns erfüllen. Selbst wenn es sicher wäre, daß Frankreich sofort nach siegreicher Beendigung des Kriegs in Italien Preußen angreifen würde, möchten wir es doch vom Standpunkte der Politik aus für gerathener halten, diesen Angriff ruhig zu erwarten, gestützt auf die ungeschwächte Kraft der preußischen Nation und auf die fast unzweifelhafte Hülfe Englands, Belgiens, Hollands und wenigstens eines Theiles von Deutschland, gestützt ferner auf die Gerechtigkeit unserer Sache sowie die Macht der öffentlichen Meinung Europas, vielleicht selbst eines Theiles von Frankreich, als jetzt schon, wo wir nur auf die Hülfe Oesterreichs und der deutschen Kleinstaaten, nicht auf die von England, Holland und Belgien rechnen können, aus Furcht vor einem möglicherweise später stattfindenden Angriff den Krieg gegen Frankreich und Sardinien, vielleicht auch Rußland zu beginnen.

Vergessen wir auch nicht, wie wichtig es gerade für Preußen bei seiner Heereseinrichtung ist, bei einem großen Kriege die Stimme der Nation für sich zu haben. Ein Vertheidigungskrieg zur Abwehr eines Angriffs der Franzosen auf die Rheinprovinz würde gewiß die Begeisterung der Jahre 1813 und 14 wieder erwecken; aber glaubt man, daß dieselbe Begeisterung aufflammen würde, wenn es sich um einen Angriffskrieg gegen Frankreich handelt, unternommen, um einem möglichen

Angriffe Frankreichs zuvorzukommen oder um Oesterreich zu unterstützen, die Herrschaft des Papstes aufrecht zu erhalten und den Großherzog von Toscana in den Stand zu setzen, auch künftig das Lesen der Bibel mit Gefängnißstrafe ahnden zu lassen?

Vergleichen wir nun aber einmal die muthmaßlichen Resultate eines auf Italien beschränkten Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich mit den Ereignissen, die sich durch die Einmischung Preußens in einem solchen Krieg fast mit Nothwendigkeit ergeben würden! Bleibt der Krieg auf den Kampf Oesterreichs, Sardiniens und Frankreichs in Italien beschränkt, so wird schwerlich Oesterreich stark genug sein, Sardinien und Toscana zu unterwerfen und die Franzosen aus Italien zu verdrängen; aber ebenso wenig ist es wahrscheinlich, daß die Franzosen im Stande sein sollten, die Oesterreicher gänzlich aus der Lombardei zu verdrängen. Selbst eine entschiedene Niederlage der österreichischen Armee würde ein solches Resultat wol kaum haben. Denn die Oesterreicher würden sich aus den Ebenen der Lombardei immer nach Tirol, dieser natürlichen und unüberwindlichen Felsenfestung zurückziehen und von dort neu hervorbrechen können, um namentlich die Festungen Mantua, Verona und Venedig zu entsetzen, welche wohl im Stande sein dürften, monatelang jeder feindlichen Armee Widerstand zu leisten.

Daß die Franzosen alle diese Festungen einnehmen und, Tirol im Rücken lassend, über die Kärntner Alpen gegen Wien vordringen sollten, wird man wol, solange Oesterreich alle seine Kräfte in Italien concentriren kann, nicht als möglich ansehen. Gewiß wird also der auf Oberitalien lokalisirte Krieg ebenso wenig entscheidende Resultate für den einen oder andern der kriegführenden Theile herbeiführen können, als der im Orient und namentlich in der Krim lokalisirte Krieg solches in Bezug auf Frankreich und Rußland vermochte. Lange aber wird der auf Italien beschränkte Krieg nicht währen können; die völlige Erschöpfung der Geldmittel beider kriegführenden Mächte wird, nachdem dem militärischen Ehrgefühl durch einige blutige Schlachten Genüge geschehen ist, gewiß bald den Frieden herbeiführen. Der auf einen solchen lokalisirten Krieg folgende Frieden dürfte schwerlich die jetzigen Tractate Oesterreichs mit den Staaten Mittelitaliens aufrecht erhalten, ebenso wenig aber dürfte er, bei dem nothwendigerweise wenig entscheidenden Ausgange des Kampfes, Oesterreich nöthigen, alle seine italienischen Besitzungen zu räumen. Freilich aber wird Oesterreich, wenn durch den Frieden nach dem Muster Sardiniens auch in Mittelitalien Preßfreiheit und constitutionelles Leben, vielleicht sogar Religionsfreiheit Verbreitung finden, die bisherige Behandlung seiner italienischen Besitzungen ändern müssen; es wird wol kaum mehr als eine Personalunion dieser Provinzen mit dem übrigen Staate aufrecht erhalten

können. Würde dies Resultat aber im Interesse Preußens so sehr zu beklagen sein?

Ganz anders freilich würde sich die Sache gestalten, wenn Preußen und ganz Deutschland für Oesterreich die Waffen ergreifen würden. Man spricht davon, daß die vereinigte deutsche Armee nach Paris vordringen und dadurch wie in den Jahren 1814 und 15 zugleich dem Kriege und der Bonaparte'schen Dynastie ein Ende machen soll. Allein ein solches Resultat wird kein Verständiger erwarten, da die Verhältnisse jetzt ganz anders stehen als im Jahre 1814. Damals waren Deutschland, Rußland, England und Spanien gegen Napoleon I. verbunden, die Armeen Frankreichs waren in Rußland und Deutschland fast bis zur Vernichtung aufgerieben, Napoleon konnte der vereinigten Armee von Deutschland und Rußland kaum 60—80000 Mann entgegenstellen und hatte — was zuletzt entscheidend war — die Sympathie der französischen Nation und sogar seiner besten Heerführer verloren.

Wie kann man annehmen, daß jetzt unter ganz andern Verhältnissen den Deutschen allein das wieder gelingen sollte, was 1814 nur bei einer Reihe außerordentlicher Glücksfälle dem Bündnisse von ganz Europa gelang! Der Angriff von ganz Deutschland auf Frankreich könnte jetzt, auch wenn Rußland neutral bleiben wollte, unmöglich ein besseres Resultat haben, als der Angriff auf Frankreich im Jahre 1792 hatte. Und wie nun, wenn, was doch höchst wahrscheinlich ist, Rußland nicht neutral bleibt, Deutschland also gegen Rußland, Italien und Frankreich zugleich zu kämpfen hat, Oesterreich aber durch die Aufstände gelähmt wird, die unter Slawen und Magyaren gewiß ausbrechen werden, sobald Rußland sich am Kriege betheiligt?

Wir wollen einen ungünstigen Ausgang des Kriegs nicht voraussetzen, doch selbst im Falle eines glücklichen Ausgangs würde ein solcher Krieg, von den Geldopfern zu schweigen, unberechenbare Opfer an Menschenleben unendlich viel mehr als ein auf Italien beschränkter Krieg kosten, er würde dem fast erloschenen Nationalhasse zwischen Deutschland und Frankreich neue Nahrung geben und somit unausbleiblich Folgen haben, die jeder Freund der Menschheit aufs tiefste zu beklagen haben würde. Und wozu solche Opfer? Für die ungeschmälerte Behauptung der Rechte des Hauses Habsburg in Italien, welche theilweise nicht einmal durch die Verträge von 1815 gerechtfertigt sind, und für die Niederwerfung Sardiniens, das es gewagt hat, eine constitutionelle Verfassung, Preßfreiheit und religiöse Duldung in Italien einzuführen!

Wenn Preußen, welches in dem für deutsche Zwecke geführten Kriege gegen Dänemark von Oesterreich zu schimpflicher Nachgiebigkeit gezwungen ward, wenn das bei jeder Gelegenheit seit mehr als zehn Jahren

getäuschte und gemishandelte Preußen für solche ihm fremde Zwecke das Blut seiner besten Söhne opfern wollte, dann freilich würde Oesterreich seinen seit 1848 constant verfolgten Zweck erreichen, den der Fürst Schwarzenberg in dem kurzen Spruche zusammenfaßte: „Il faudra d'abord avilir la Prusse et depuis la démolir". Oder würde es nicht die tiefste Herabwürdigung Preußens sein, wenn dasselbe, nachdem Oesterreich seine behufs Erhaltung des Friedens gegebenen Rathschläge durch das an Sardinien gerichtete Ultimatum verhöhnt hat, jetzt auf Oesterreichs Wunsch für dessen selbstsüchtige Zwecke das Blut seiner Söhne opfern wollte?

Doch noch ein Grund ist vorhanden, der für die Theilnahme Preußens am Kriege angeführt wird, nämlich die Rücksicht auf den Deutschen Bund. Wir wollen nicht daran erinnern, in welcher Art Oesterreich bei dem Bundeskriege gegen Dänemark Preußen zuwider gehandelt hat; sehen wir die Bundesacte als absolut verbindlich für Preußen an, so können wir doch aus derselben keine Verpflichtung zur Theilnahme Preußens am Kriege entnehmen, indem nämlich Artikel 46 der Wiener Schlußacte wörtlich vorschreibt:

> „Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebiets Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd."

Wenn die Anhänger Oesterreichs dagegen aus Artikel 47 der Wiener Schlußacte folgern, daß die Mehrheit der engern Bundesversammlung auch bei dem jetzigen Kriege in Italien Preußen zur Theilnahme verpflichten könne, so darf man doch nicht vergessen, daß die Fürsten Deutschlands neben den gegenseitigen Verpflichtungen, welche sie durch den völkerrechtlichen Vertrag der Bundesacte übernommen haben, noch andere Verpflichtungen gegenüber ihren Unterthanen und der ganzen deutschen Nation, namentlich durch die Versprechungen der Jahre 1848 und 49 übernommen haben. Diesen Verpflichtungen dürfte es nun wohl entsprechen, ehe ein Krieg über Deutschland heraufbeschworen wird, der der Nation Hunderte von Millionen an Geld und vielleicht mehr als hunderttausend Menschenleben kosten muß, auch die Stimme der Nation zu hören. Dies kann nur geschehen durch Vertretung der deutschen Nation beim Bundestage. In den Aeußerungen einiger süddeutschen Kammern oder einer theilweise von Oesterreich erkauften, theilweise von der ultramontanen Partei gelenkten Presse können wir die Stimme der deutschen Nation nicht erkennen. Bisjetzt hat dieselbe kein gesetzliches Organ sich zu äußern, sie ist über den jetzigen Krieg noch nicht gehört,

und es scheint auch nicht in der Absicht der österreichischen Partei zu liegen, sie jemals zu hören.

Die Regierung des Prinz-Regenten hat es bisjetzt verhütet, daß Preußen zum Werkzeuge fremden Ehrgeizes gemacht werde. Wir wissen wohl, daß die dauernde Feindschaft Oesterreichs und der mit demselben eng verbundenen reactionären und ultramontanen Partei dem erlauchten Prinz-Regenten für seine bisherige Haltung gewiß ist. Allein dafür wird dem Prinz-Regenten seiner Zeit auch ebenso gewiß der Dank Preußens und eines großen Theils von Deutschland zu Theil werden, wenn vorzugsweise seine Festigkeit uns vor der Theilnahme an einem ungerechten Kriege bewahrt und unserm Vaterlande die Segnungen des Friedens erhält. K. S.

Literatur und Kunst.

Der neue Pitaval.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien: „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). 27. Theil. Dritte Folge. Dritter Theil." Bei der großen Verbreitung und der allgemeinen Anerkennung, welche dies Werk sich im Lauf der Jahre erworben hat und die noch immer im Zunehmen ist, wäre es vollkommen überflüssig, wollten wir uns hier über die Bedeutung, welche dasselbe sowol für die juristische wie für die Unterhaltungsliteratur im allgemeinen hat, noch erst ausführlicher verbreiten; vielmehr wird es vollständig genügen, wenn wir versichern, daß der vorliegende neueste Band sich seinen zahlreichen Vorgängern aufs würdigste anschließt. Wir begegnen darin zunächst drei Processen, welche, abgesehen von der Wichtigkeit des Gegenstandes, hauptsächlich durch die Schwierigkeit der Untersuchung und das Geheimnißvolle, das über das Ganze gebreitet liegt, von Interesse sind. Die erste Stelle nehmen „Die Mörder der Fürstin Sulkowski" ein: ein Muttermord der furchtbarsten Art, vollbracht in einer Sphäre der Gesellschaft, die sich sonst nur allzu gern über dergleichen Verirrungen erhaben dünkt und die wir hier im Gegentheil befleckt und unterwühlt sehen von der furchtbarsten sittlichen Zerrüttung, die denn endlich in offenbare Verbrechen ausbricht. Die Geschichte dieser Familie Sulkowski ist ein wahrer Knäuel der düstersten und abschreckendsten Abenteuer und Verbrechen; was nur irgend die Phantasie eines Romanschreibers sich ausdenken könnte von abschreckenden Charakteren, unbezähmbaren Leidenschaften, haarsträubenden Situationen, das findet sich vereint in dieser Familie, die, aus einem alten polnisch-schlesischen Geschlecht stammend, jedoch ohne blutsverwandtschaftliche Verbindung mit der wohlbekannten und im Posenschen reichbegüterten fürstlichen Familie desselben Namens, seit Mitte des 18. Jahrhunderts sich in zwei Linien theilte, von denen die ältere, seit 1754 zu Herzogen von

Bielitz erhobene Linie in diese grauenvollen Ereignisse verwickelt ist. Schon der vorletzte Stammhalter des neuen Herzogthums, der Gemahl der unglücklichen Ermordeten, wird uns als ein Mann geschildert, der besser in einen Räuberroman zu passen scheint als in den Anfang unsers Jahrhunderts. Ein sehr gebildeter Mann, aber heftig, streitsüchtig und von lockersten Grundsätzen, überfiel er um das Jahr 1806 die Stadt Gleiwitz mit einem bewaffneten Trupp von 200 Mann, und nur durch einen kühnen Ausfall vermochten die gleiwitzer Bürger sich gegen die Sturmcolonnen des Feindes zu schützen. Auf demselben Raubzuge lernte er die junge Baronesse Luise Larisch kennen. Die Familie, mit der Wildheit des Bewerbers sowie mit seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen nicht unbekannt, wies seine Anträge zurück, der Herzog aber, wahrscheinlich im Einverständniß mit der jungen Dame, entführte sie, floh mit ihr über die österreichische Grenze und ließ sich dort mit ihr durch einen katholischen Priester trauen. Vor dieser Thatsache beugte sich der harte Sinn der Familie Larisch; eine Aussöhnung fand statt, bei welcher der jungverheiratheten Fürstin eine reiche Mitgift bewilligt ward. Auch hielt eine Schwester von ihr, die im Rufe stand, bei König Jerôme von Westfalen einer besonderen Gunst zu genießen, sich wiederholt zu längern Besuchen bei dem jungen Ehepaar auf, was für den Herzog insofern von Wichtigkeit ward, als er durch Vermittelung dieser seiner Schwägerin mit der besondern Huld Napoleon's beehrt, und in den Napoleonischen Kriegen gegen Oesterreich zu einem leidenschaftlichen Parteigänger des erstern gemacht ward; selbst die Dienste eines Napoleonischen Spions soll er nicht verschmäht haben. Zur Strafe dafür wurden nach wiederhergestelltem Frieden seine Güter von Oesterreich confiscirt, später jedoch, wie es heißt, auf Napoleon's eigenes Verwenden zurückerstattet. Allein auch diese Vergünstigung wurde wieder aufgehoben, nachdem Napoleon endlich gestürzt war; der Fürst ward wegen Landesverraths in Oesterreich verhaftet und auf die Festung gebracht, während gleichzeitig in Folge der schlechten Haushaltung die Sulkowski'schen Güter in gänzlichen Verfall geriethen und zum Theil mit Sequester belegt werden mußten, der noch heute besteht. Zu alledem war die Ehe des Fürsten kinderlos geblieben und es lag daher die Besorgniß nahe, daß der Hauptbestandtheil des fürstlichen Vermögens, das schon genannte Herzogthum Bielitz, als Majorat in andere Hände übergehen würde. Dieser Besorgniß wurde jedoch ein Ende gemacht, als die Fürstin, die sich überhaupt viel auf Reisen befand, plötzlich mit einem Knaben zurückkehrte, den sie unterwegs geboren haben wollte. Doch hieß es schon damals allgemein, der angebliche fürstliche Erbe sei ein untergeschobenes Bauernkind. Einige Jahre darauf gebar die Fürstin einen zweiten Sohn, über dessen Ursprung ebenfalls unheimliche Gerüchte gingen; man berechnete, daß der Fürst zur Zeit der Empfängniß als Gefangener auf einer österreichischen Festung gesessen, und scheute sich nicht, einen bestimmten höhern Beamten, des Fürsten, der sich damals im nächsten Umgang der Fürstin befunden, als den eigentlichen Vater zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger erkannte der Fürst die Vaterschaft an und der Knabe wurde unter seinem fürstlichen Namen als Maximilian getauft. Beide Söhne — der ältere, angeblich untergeschobene, hatte den Namen Ludwig erhalten — wurden nebeneinander erzogen, aber unter keinen segensreichen Eindrücken; die ökonomische Zerrüttung am Hofe

des Fürsten hatte den höchsten Grad erreicht, und auch unter den fürstlichen Ehegatten selbst fanden häufige Zwistigkeiten statt. Ein ähnliches Misverhältniß entwickelte sich bald auch zwischen den Brüdern; die Gerüchte, die über ihren Ursprung umliefen, konnten ihnen selbst unmöglich auf die Dauer verborgen bleiben und es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß dies die Veranlassung zu der Feindschaft wurde, die sich so frühzeitig zwischen ihnen entwickelte. Schlimmern Ausbrüchen derselben vorzubeugen, wurde schon unter den jugendlichen Brüdern eine Erbtheilung festgesetzt und ein Statut errichtet, kraft dessen der ältere Sohn Ludwig die väterlichen, der jüngere aber, Prinz Max, die mütterlichen Güter erben sollte. Einige Jahre darauf, 1826, starb der Vater. Prinz Ludwig, jetzt Herzog von Bielitz und Stammhalter des fürstlichen Hauses, trat die väterlichen Herrschaften zwar an, fand dieselben jedoch dermaßen überschuldet, daß er es vorzog, auszuwandern; er ging nach Nordamerika, wo er noch gegenwärtig als Privatmann lebt. Inzwischen wuchs Prinz Max heran. Der Liebling der Mutter und von ihr von früh auf verhätschelt, entwickelte er allmählich einen so heftigen Charakter, und gerieth in einen so lockern Lebenswandel, daß er endlich, von Schulden erdrückt und mit der Mutter zerfallen, ebenfalls keinen Ausweg sah, als nach Amerika auszuwandern (1844). Hier lernte er eine Creolin kennen; obwol weder vornehm noch reich, fesselte sie ihn durch ihre Schönheit dennoch in solchem Grade, daß er sie heirathete. Aus dieser Ehe entsprang ein Kind und von ihm und der Creolin begleitet, kehrte Prinz Max nach Verlauf einiger Jahre zu seiner Mutter zurück, die ihn auch wirklich freundlich bei sich aufnahm und seinen Aufenthalt an ihrem Hof duldete. Doch waren die Creolin und das Kind nicht die einzige Begleitung des Fürsten gewesen; mit ihm war noch ein junger Page gekommen, ein sogenannter Baron Gustav und dieser Baron Gustav war ein verkleidetes Mädchen, eine gemeine Dirne aus Oppeln, die der Prinz zur Befriedigung seiner Lüste mit sich herumführte. Wiewol von ganz niedrigen Sitten, beherrschte sie den leidenschaftlichen Mann doch dermaßen, daß er kein Bedenken trug, sie sogar in das Haus seiner Mutter einzuführen. Auch das Verhältniß zu seiner Frau wurde durch diesen sträflichen Umgang völlig zerrüttet. Die Creolin starb — wie man gleich anfangs vermuthete an Gift — und späterhin soll Fürst Maximilian Sulkowski selbst eingestanden haben, daß er allerdings die Schuld an dem Tode seiner Frau trage. Aber auch der angebliche Baron Gustav vermochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln; der Fürst gerieth täglich tiefer in die widerwärtigsten Ausschweifungen, das Schloß seiner Mutter wurde durch ihn zu einem Sammelplatz der verworfensten Dirnen und des verrufensten Gesindels von nah und fern. Baron Gustav aber wurde von ihm eines Tages dermaßen mit der Hetzpeitsche mishandelt, daß es selbst ihr zu viel ward — sie erschoß sich. Also eine zweite Blutschuld auf dem Gewissen des Fürsten — und schon keimte ein neues und noch viel entsetzlicheres Verbrechen in der Seele des Elenden. Der tolle Lebenswandel, den er führte, hatte natürlich seine finanziellen Verhältnisse immer mehr zerrüttet, er war nicht nur mit Schulden überhäuft, sondern auch seine Mutter, trotz ihrer nur allzu großen Nachsicht und Güte, weigerte sich allmählich, seinen immer wiederholten und immer ungestümern Forderungen zu genügen. Dies führte denn bei dem trotzigen und leiden-

schaftlichen Charakter des Fürsten zu den widerwärtigsten und ungestümsten Scenen. Zweimal — dies ist actenmäßig bekundet — legte der unnatürliche Sohn Hand an die Mutter, indem er sie am Halse packte und würgte, ein drittes mal aber legte er das geladene Gewehr auf sie an und nur ein zufällig hinzukommender Hausbeamter verhinderte den Muttermord. Oder nein — er verhinderte ihn nicht, nur daß der entartete Sohn sich jetzt eines fremden Beistandes bediente. Unter den losen Dirnen, welche die Umgebung des Fürsten bildeten, befand sich damals ein Mädchen Namens Flora Tschackalik; eine Schwester derselben war mit dem Schachtmeister Joseph Franke verheirathet, und dieser übernahm es, von dem Fürsten gedungen, das Entsetzliche zu vollbringen. Am 3. März 1848 abends um 9 Uhr wurde die Fürstin, wie sie in Gesellschaft ihrer Pflegetochter und ihres Kammermädchens im Begriff war, sich zu entkleiden, durch einen Schuß, der durch den geschlossenen Fensterladen in das Schlafzimmer drang, tödlich verwundet; sie starb nach kaum einer Stunde mit dem wiederholten Ausruf: „Das hat mir mein Sohn Max gethan." Dieser befand sich damals nicht in der Nähe; in kluger Berechnung der Umstände hatte er sich wenige Tage zuvor, mit einem preußischen Paß versehen, nach Wien begeben, wo eben damals auch der ältere Bruder, der Nordamerikaner, sich aufhielt. Fürst Max nahm den lebhaftesten Antheil an den politischen Bewegungen, von denen Wien und der gesammte österreichische Kaiserstaat damals erschüttert ward. Wie von Furien getrieben, gleichsam um ein tiefes inneres Weh zu übertäuben, stürzte er sich kopfüber in den Taumel politischer Leidenschaften; er schloß sich der revolutionären Partei an und fiel bei der Belagerung Wiens am 6. October 1848 auf den Barrikaden. Eine Kanonenkugel hatte ihm den Kopf bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert: doch wurde er an Kleidung und Wäsche erkannt — freilich von Leuten, deren Zeugniß nicht ganz unverdächtig, sodaß die Möglichkeit, daß der Muttermörder noch heute am Leben, nicht völlig von der Hand zu weisen.

Doch sollte wenigstens das von ihm benutzte Werkzeug der irdischen Gerechtigkeit nicht ganz entgehen. Der Verdacht der Mordthat lenkte sich zuerst auf einen Eisenbahnarbeiter der Nachbarschaft, Karl Obst, der denselben durch allerhand unbedachte Aeußerungen und Zugeständnisse selbst herausgefordert hatte. Doch führte die Untersuchung zu keinem bestimmten Resultat und der Angeschuldigte mußte wieder freigegeben werden. Ueberhaupt machten es die Zeitumstände schwierig, der Sache weiter nachzuforschen. Doch hatten sich 1850 so viel neue Indicien vorgefunden, daß die Anklage gegen Karl Obst wieder aufgenommen und er selbst vor das Schwurgericht gezogen ward. Die Anklage lautete jetzt in der Hauptsache dahin, daß Obst in Gemeinschaft mit dem frühern Schachtmeister Joseph Franke die Mordthat vollbracht habe. Franke war flüchtig und konnte nicht gestellt werden, Obst dagegen, obwol er aufs feierlichste betheuerte, zwar von dem Mordanschlag gewußt, an der Ausführung jedoch, die er lediglich auf Franke wälzte, keinen Theil genommen zu haben, wurde von den Geschworenen für schuldig befunden und in Folge dessen zum Tode verurtheilt. Doch gelangte das Urtheil nicht zur Vollstreckung, indem der Unglückliche noch vorher von einem abzehrenden Fieber dahingerafft ward; noch auf dem Todbett wiederholte er die Betheuerung seiner Unschuld, sowie die Anklage, die er auf den Schacht-

meister Franke geschleudert. Endlich im Herbst 1856 gelang es den preußischen Behörden, auch dieses Franke habhaft zu werden. Derselbe war seinem ehemaligen Herrn, dem Fürsten Max, im Frühjahr 1848 nach Wien nachgegangen, später hatte er sich nach Ungarn begeben und an den dortigen revolutionären Bewegungen einen so thätigen und energischen Antheil genommen, daß er bis zum Hauptmann avancirte. Nach der Niederlage von Világos und der Uebergabe der Festung Komorn flüchtete er, gleich der Mehrzahl der besiegten Ungarn, nach der Türkei. Bald jedoch kehrte er nach Ungarn zurück, diesmal aber unter häufig wechselnden falschen Namen und mit einem Metier, das schon an sich geeignet war, ihn mit der Polizei in Conflict zu bringen: nämlich als Spieler. Wirklich wurde er nach kurzer Zeit verhaftet, als ehemaliger Aufständischer erkannt und deshalb sowie wegen verschiedener verbrecherischer Handlungen, darunter auch die Erdolchung eines Fräuleins, verübt während des ungarischen Revolutionskrieges, zu langwieriger Zuchthausstrafe verurtheilt und im Neugebäude zu Ofen, demselben, wo auch der unglückliche Batthyany unter den Kugeln der Scharfschützen seinen letzten Seufzer aushauchte, eingesperrt. Doch gelang es Franke, nach einigen Jahren aus dem Gefängniß zu entkommen, auf welche Weise, ist nicht ermittelt worden. Man weiß nur, daß er nochmals nach der Türkei flüchtete, sich hier jedoch wiederum nicht gefiel und nach England ging, wo er sich — es war die Zeit des Krimkrieges — bei der Fremdenlegion zu betheiligen suchte. Als Werber nach Helgoland versetzt, besuchte er zu verschiedenen malen Hamburg und hier war es, wo die preußische Polizei zuerst wieder auf seine Spur gelangte; sie verfolgte dieselbe so eifrig und mit solcher Ausdauer, daß er ihr endlich in die Hände fiel und nach Schlesien zurückgebracht ward. Im October des genannten Jahres stand er vor dem Schwurgericht zu Gleiwitz, angeklagt, den verstorbenen Karl Obst zur Ermordung der Fürstin Sulkowski angereizt, verleitet und gedungen, auch mit den zur Ausführung der That erforderlichen Waffen versehen zu haben. Nach einer mehrtägigen höchst schwierigen und an überraschenden Wechselfällen reichen Verhandlung wurde Franke von den Geschworenen ebenfalls schuldig befunden und demgemäß zum Tode verurtheilt. Allein merkwürdig genug: auch dies Todesurtheil ist nicht zur Vollstreckung gekommen. Es war nämlich inzwischen der bekannte Regierungswechsel in Preußen eingetreten und der Prinz-Regent, der sein neues Amt wol nicht gleich mit der Bestätigung eines Todesurtheils beginnen mochte, verschob dieselbe von Monat zu Monat, sodaß Franke noch zu der Zeit, wo der vorliegende Bericht abgefaßt ward, im Gefängniß zu Gleiwitz lebte, nicht begnadigt, aber auch ohne daß die königliche Unterschrift seines Todesurtheils in Schlesien eingetroffen wäre. Seitdem ist, wenn wir recht unterrichtet sind, die Umwandelung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus erfolgt und damit diese blutige Geschichte, die an die düstersten Zeiten des Mittelalters erinnert und in der bei alledem soviel unaufgeklärt geblieben ist, wenigstens zu einem äußerlichen Abschluß gelangt.

Die beiden nächstfolgenden Fälle „Der Raubmörder und der Stillwächter Eldagsen“ und „Die Ermordung der Witwe Spillner“ nehmen mehr das juristische Interesse in Anspruch. Doch bietet der erste Fall auch einige allgemein menschliche und tief erschütternde Seiten. Auf das eidlich

beschworene, gleichwol falsche Zeugniß eines theils leichtfertigen, theils von Habgier nach der ausgesetzten Prämie verblendeten Nachtwächters hin, wurden zwei Unschuldige von einem hannoverschen Schwurgericht eines Raubmords schuldig befunden und infolge dessen zum Tode verurtheilt; der eine der Unglücklichen erhing sich in der Nacht nach seiner Verurtheilung, verzweifelnd an Gott und Menschen, im Gefängniß, während der andere zu lebenslänglicher Eisenstrafe begnadigt ward. Erst nachdem er dieselbe mehrere Jahre hindurch verbüßt hatte, wurde der eigentliche Thäter entdeckt; derselbe wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet, während der falsche Zeuge wohlverdientermaßen zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt ward. Mit Recht macht der Berichterstatter bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf den schnöden Misbrauch, der bei uns so häufig mit amtlichen Leumundszeugnissen und Gutachten getrieben wird; dieselben sind in den meisten Fällen Producte des Vorurtheils, was um so gefährlicher ist, je mehr unsere Geschworenen in echter deutscher Amtsunterthätigkeit auf derartige Zeugnisse zu geben pflegen. Ueberhaupt zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder deutlich die Ueberlegenheit des englischen Verfahrens mit seinen Kreuzverhören, seiner Weglassung der bei uns so schwer wiegenden Antecedentien, seinem Grundsatz, daß der öffentliche Ankläger sich nie ein Urtheil über den Charakter des Angeschuldigten erlauben darf, auch die Geschworenen selbst immer nur über Ein Verbrechen richten und die Anklage auch immer nur Ein solches enthalten darf ꝛc.; in England stehen sich Ankläger und Angeklagter wirklich gleich und genießen derselben Rechte, während bei uns in neunundneunzig von hundert Fällen ein Angeklagter in den Augen der Mehrzahl zugleich auch ein Schuldiger ist. „Nach der Erfahrung“, sagt der Verfasser sehr richtig S. 133, „legt man sich, wenn erst einmal ein Mensch verfolgt wird... gleich alles gegen den Angeklagten aus: der Sinn für solche Indicien wird geschärft und artet in eine Art Spürkraft aus, während der Sinn und die Aufmerksamkeit für die Unschuld fast absterben.“

Unter den übrigen Aufsätzen des Bandes ist besonders die Geschichte des „Chevalier de la Barre“ (1764—66), der auf die obenein ganz falsche Beschuldigung hin, ein Crucifix umgestoßen und zerstört zu haben, nach Abschneidung der Zunge bis zur Wurzel und Abhauung der rechten Hand lebendig verbrannt ward, von einem wahrhaft schauerlichen Interesse. Würdig zur Seite steht ihr die Geschichte eines armen Gauklers und Taschenspielers, der 1625 in Usedom in Pommern Feuer gespien und dafür ebenfalls als ein vom Teufel Besessener zum Feuertode verdammt ward. Höchst merkwürdig ist auch der Criminalfall Fridolin Luchsinger, der sich 1857 im Canton Glarus in der Schweiz zugetragen. Ein armer aber redlicher und fleißiger Ziegenhirt lebt mit seiner an Jahren ältern Frau seit langem in häuslichem Unfrieden. Nachdem die Gatten sich wiederholt getrennt, begegnet die Frau ihm eines Tages, wie er seine Ziegen auf die Alp treibt; sie ladet ihn zur ehelichen Umarmung ein und unmittelbar darauf tödtet der Mann das Weib, indem er sie mit der rechten Hand am Halse würgt und ihr gleichzeitig das Knie auf das Herz setzt, bis ihr Athem stille steht. Unerhört, wie der Fall, ist auch der Verlauf des Processes: Fridolin Luchsinger „wurde durch Vorentscheid des Gattenmordes schuldig erklärt, aber «im weitern Betracht, daß er erst im Momente des Zusammentreffens den

unglücklichen Gedanken gefaßt hat, sein Weib zu tödten; daß er sonst im allgemeinen einen guten Leumund genossen und diese seine That gewissermaßen in Affect verübt hat», zu lebenslänglich im Zuchthaus zu Zürich (der Canton Glarus hat keine Strafanstalt) zu verbüßender Kettenstrafe verurtheilt." Auch die Gemeinde, in der er lebte, hat ihn auf alle Weise zu unterstützen gesucht, die Proceßkosten wurden niedergeschlagen und seine Gläubiger ließen einen Theil ihrer Forderungen zu Gunsten seiner Kinder schwinden; seine Schwester aber richtete noch im März 1858 einen Brief an ihn, den sie unterschreibt: „im Namen aller deine dich herzlich liebende Schwester."

R. P.

Culturgeschichte.

Von Alfred Waldau, über dessen unter dem Titel „Böhmische Granaten" herausgegebene Sammlung czechischer Volkslieder wir vor einiger Zeit in diesen Blättern mit verdienter Anerkennung berichteten, erschien soeben ein neuer Beitrag zur Kenntniß des böhmischen Volkslebens, der das frühere Werk an Interesse fast noch übertrifft: „Böhmische Nationaltänze. Culturstudie von Alfred Waldau" (Prag, Dominicus). Die Böhmen sind nicht nur das gesang-, sie sind auch das tanzlustigste Volk der Welt; können, nach dem sachkundigen Urtheile des Verfassers, die Polen sich rühmen, die schönsten Tänze zu besitzen, so dürfen die Böhmen stolz darauf sein, daß sie die meisten Tänze haben. Ueberall, wo sie gesellschaftlich zusammenkommen, muß gesungen, gejubelt und getanzt werden. Keine Hochzeit, keine Kindtaufe, kein Erntefest, keine Kirchweihe ohne Gesang und Tanz; selbst bei dem Begräbniß einer Jungfrau oder eines Junggesellen dürfen Lied und Tanz nicht fehlen, ja sogar der Lein kann, dem Volksglauben nach, nicht gut gerathen, wenn die Säerin, und ob sie noch so alt ist, sich nicht in der Fastnachtswoche oder am Kirchweihtage auf dem Tanzboden einfindet und ihren Reigen lustig mittanzt. Darum gilt auch schön und zierlich tanzen zu können unter der böhmischen Dorfjugend für ein glänzendes Verdienst; der flinkste Tänzer, die zierlichste Tänzerin stehen im höchsten Ansehen, während der ungeschickte Tänzer, der, wie es im Volkslied heißt, „Sprünge macht, wie der Knüttel im Sack", ausgelacht und mit Spottversen verfolgt wird. Aber so allgemein diese Tanzliebe in Böhmen ist, so verschiedenartig und zahlreich sind die Tänze im einzelnen. „Fast jedes Dörfchen, jedes Städtchen", sagt der Verfasser S. 10, „hat seine eigenen Tänze, von denen freilich manche nach kürzerer oder längerer Blüte wieder aus der Uebung kommen, sei es, weil das zu ihnen gehörige Lied in Vergessenheit gerathen ist, weil bei einem improvisirten Liede und einer frischersonnenen zündenden Melodie ein neuer Tanz entstand, der nun rasch zur allgemeinen Beliebtheit gelangt." Unter der langen Reihe dieser Tänze, die ihren Ursprung zum größten Theil aus fernen alterthümlichen Zeiten herleiten, findet sich nach der Versicherung des Verfassers allerdings manches Ueppige, Wilde, Bizarre, aber auch viel des Anmuthigen, Gemüthlichen, Sinnigen. Diesen böhmischen Dorfbewohnern ist der Tanz noch kein bloßes Bewegungsmittel, kein Hauptzweck sinnlicher Lust: er ist, um die Worte des Verfassers S. 12 zu wiederholen, „ein ästhetisches Ganze der

lieblichsten Seelenstimmungen, der schönsten Gefühle, er ist die Poesie, die lyrische Poesie selbst, indessen die Musik, die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitend, wie bei der Begleitung der poetischen Worte zur Verstärkung des lyrischen Ausdrucks dient". Was diese musikalische Begleitung anbetrifft, so bestand dieselbe in älterer Zeit vorzugsweise in Gesang. Mit dem Gesang wechselten die Töne des Dudelsacks oder des Hackbrets (Cymbal); neuerdings jedoch sind dieselben ziemlich selten geworden und haben dem Leierkasten und der Harfe Platz machen müssen, während bei größern Festlichkeiten ein ordentliches Orchester mitwirkt, das aus einer oder zwei Geigen, einer Clarinette oder Flöte, einer schmetternden Trompete, einem Waldhorn und einer riesigen Baßgeige besteht und meistentheils statt der alten guten Volksmelodieen moderne Musikstücke aufspielt, die ein dutzend Jahre zuvor in den Ballsälen der Hauptstadt neu waren. Natürlich werden dadurch die alten Nationaltänze selbst mehr und mehr beschränkt; doch ist die Zahl der letztern, wie gesagt, noch immer sehr groß und das frische, feurige Leben, das in ihnen pulsirt, sichert sie auch davor, ja völlig verdrängt zu werden. Die Namen dieser Tänze sind zum Theil sehr drollig; so befinden sich unter den etwa achtzig verschiedenen Tänzen, welche der Verfasser S. 15 aufzählt, Namen wie Břitva (das Rasirmesser), Cvrček (die Grille), Hambalky (der Hängebalken), Kačer (der Entrich), Kalhoty (die Hosen), Kedluben (die Kellerrübe), Kozel (der Bock), Kráva (die Kuh), Mrkvička (das Rübchen), Myška (das Mäuschen), Obrok (der Hafer), Řezanka (der Häckerling), Slepička (das Heimchen), Strniště (das Stoppelfeld), Švec (der Schuster), Trakař (der Schubkarrn), Trinožka (der Freifuß), Zouvák (der Stiefelknecht), Žid (der Jude) ꝛc. Den ersten Rang unter allen nimmt ohne Zweifel die Polka ein. Denn auch dieser Tanz, augenblicklich der Modetanz von Europa, stammt ursprünglich aus Böhmen, ja er ist sogar verhältnißmäßig von sehr jungem Datum. Bei der großen Beliebtheit dieses Tanzes wird es unsern Lesern hoffentlich nicht unerwünscht sein, etwas Genaueres darüber zu vernehmen; der Verfasser erzählt S. 16 wörtlich: „Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein junges Bauermädchen, das in Elbeteinitz bei einem Bürger im Dienste stand, eines Sonntags nachmittags zur eigenen Erheiterung einen Tanz, den es sich selbst erdacht, und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer, Namens Joseph Neruda, der zufällig anwesend war, schrieb die Melodie nieder, und der neue Tanz wurde kurze Zeit darauf zum ersten male in Elbeteinitz getanzt. Um das Jahr 1835 fand er in der böhmischen Metropole Eingang und erhielt dort, wahrscheinlich wegen des in ihm waltenden Halbschrittes, von dem böhmischen Worte půlka, d. i. die Hälfte, den Namen, «Polka». Vier Jahre später wurde er durch eine Abtheilung des Musikchors der prager Scharfschützen unter der Leitung des Kapellmeisters Pergler nach Wien gebracht, woselbst Musik und Tanz sich einen außerordentlichen Beifall errangen. Im Jahre 1840 tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhmische Polka auf dem Odéontheater zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolge, worauf derselben mit staunenswerther Schnelligkeit der Eingang in die eleganten Salons und Ballsäle von Paris gestattet wurde." Im übrigen ist die Polka keineswegs der erste oder einzige böhmische Nationaltanz, der die Runde durch Europa gemacht hat: schon vor der Polka

und zum Theil noch gleichzeitig mit ihr, durch die er dann aber aus der Gunst der feinen Welt verdrängt ward, hatte der Rejdovák, unter dem Namen Rédowa, bereitwillige Aufnahme in den Salons von Paris und damit den Zutritt zur vornehmen Welt überhaupt gefunden; noch gegenwärtig ist der Rédowa der eigentliche Lieblingstanz auf dem berühmten Bal Mabille, wenn auch unter der lockern Umgebung der pariser Studenten und Grisetten sein ursprünglicher Charakter sich nicht unwesentlich verändert hat. Die neueste Eroberung, welche die Muse des böhmischen Tanzes gemacht hat, ist die Polka tremblante, welche 1844 durch den berühmten Tanzlehrer Cellarius in Paris eingeführt und seitdem der wahre Modetanz der Salonwelt geworden ist; es ist der böhmische Přasák, der wiederum verschiedene Anverwandte hat, wie z. B. die Třinožka und die Skočná, welche letztere sich selbst in viele deutsche Gegenden verirrt hat und z. B. in Wien unter dem Namen „Zäpperlpolka" sehr häufig getanzt wird.

Vorstehendes wird genügen, einen Begriff von dem belehrenden und unterhaltenden Inhalt des Büchleins zu geben, das wir schließlich nicht nur allen Kennern und Freunden der Culturgeschichte, sondern überhaupt allen, die sich für die Geschichte des Volkslebens interessiren, bestens empfehlen.

Kr.

Correspondenz.

Aus London.

Mai 1859.

U. Das Parlament nach der Verwerfung der Reformbill aufzulösen, war eine von den übelberathensten Maßregeln, welche das Toryministerium überhaupt getroffen hat, indem auf diese Weise die Zeit, während welcher sonst die größte Thätigkeit im Unterhause zu herrschen pflegt, geradezu verloren gegangen ist und außerdem die Stimme Englands bei dem jetzt auf dem Continent spielenden Drama nicht oder nur schwach gehört werden konnte. Die Auflösung war kaum jemand lieb; am unliebsten natürlich den Parlamentsmitgliedern selbst, von denen die meisten sehr erhebliche Kosten und persönliche Unannehmlichkeiten im Canvaß für ihre Neuwahl zu tragen hatten; äußerst unlieb der londoner Handelswelt, der die Season, auf die sie mit Begier gewartet hatte, um ihre leer gewordenen Geldkisten zu füllen, verdorben wurde; angenehm vielleicht nur den Besitzern von tausend Bier- und Branntweinschenken im Lande, welche während der Wahlen einen überaus reichlichen Zuspruch zu haben pflegen. Das Resultat der Parlamentsauflösung konnte bei der im Lande herrschenden Stimmung nicht zweifelhaft sein; obgleich die Regierung mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit Bestechung, Stellenvergebung und geradezu Taschenspielerkünste angewandt hat, um ein conservatives Haus zu Stande zu bringen, ist ihre Niederlage doch unvermeidlich gewesen, und man ist allgemein so angeekelt von ihrem Gebahren, daß man für eine Zeit lang selbst ein Ministerium Russell-Palmerston dem gegenwärtigen Torycabinet vorziehen wird. Allerdings ist es ein durch das Herkommen geheiligter Gebrauch, daß die Regierung bei den Wahlen vor

keinem Mittel zurückscheut, um sich die Majorität zu sichern; aber doch ist es widerlich anzusehen, wie ein Individuum, welches sich Jahrzehnde hindurch wie ein Pfau mit dem Bestreben gespreizt hat, die sittliche Hebung des Volks zu befördern, ich meine den jetzigen ersten Lord der Admiralität, Sir John Pakington, sowie er ins Cabinet eingetreten ist, alle Scham bei seite legt und die gemeinsten Kniffe und Pfiffe zusammen mit Drohungen und „gelben Vögeln“ anwendet, um liberale Candidaten aus dem Felde zu schlagen. Fragt man sich auf der andern Seite, was und ob überhaupt etwas mit dem Wechsel des Ministeriums (welchen man gegen Anfang Juni erwartet) gewonnen sei, so ist die Antwort darauf eine sehr schwierige. Die Geschichte der Ministerien der gegenwärtigen Generation ist außerordentlich einfach. Jeder Staatsmann nämlich blamirt sich nach kürzerer oder längerer Geschäftsführung so unermeßlich, daß sein Fall eine Nothwendigkeit wird; an seine Stelle treten dann andere, über deren frühere Blamagen Gras gewachsen ist und denen das Publikum immer wieder mit neuem Vertrauen entgegenkommt, da man allgemein sagt, so schlecht wie das vorige könne das gegenwärtige Cabinet nicht sein. So sagte man im Jahre 1852, die Tories könnten nie wieder ans Ruder kommen, sie hätten sich zu sehr blamirt; nach den Wiener Conferenzen hieß es: Lord John sei jetzt ein vollkommen abgethaner Mann und könne es nie wieder wagen, sein Haupt zu erheben; als Palmerston zusammen mit seiner Mordverschwörungsbill gefallen war, war die allgemeine Ansicht die, er würde sich in Zukunft nur noch als Farmer mit Viehzucht, Horticultur u. s. w. auf seinem irischen Landsitz beschäftigen, da seine politische Rolle zu Ende sei. Seitdem ist Lord Derby wieder ein Jahr Minister gewesen, und Lord John und der edle Viscount, Mitglied für Tiverton, reichen sich jetzt brüderlich die Hände, um die Beute untereinander zu theilen. In der That, betrachtet man die Unfähigkeit der englischen Staatsmänner und die übergroße Anzahl von Nullen, aus denen das Unterhaus besteht, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren, daß verhältnißmäßig doch die Angelegenheiten noch immer mit einem gewissen Erfolge geleitet werden. Dies gute Resultat ist aber wahrlich nur dem großen Druck zuzuschreiben, welchen die öffentliche Meinung, in Gestalt der Presse, auf Cabinet und Parlament ausübt. Sowie etwas geschieht oder angekündigt wird, daß etwas geschehen soll, was wirklich ernsthaften Schaden bringt, so erheben die Zeitungen sofort einen so entsetzlichen Lärm, daß man, wenn auch nicht das Ganze, doch die gehässigsten Bestandtheile einer Maßregel fallen zu lassen genöthigt ist. So war denn auch das Schicksal der D'Israelischen Reformbill lange vor der großen Debatte im Unterhause durch die Presse entschieden, welche fast einstimmig das Verdammungsurtheil darüber aussprach, sowie die Bill erschien. Ob es nicht à la fin des fins besser gewesen wäre, eine schlechte Bill anzunehmen, als die Reformagitation im Lande fortdauern zu lassen, ist freilich eine andere Frage; denn niemand kann das Ende einer solchen Agitation in einem Lande absehen, wo die Köpfe sich nicht leicht, aber nach und nach sehr heftig zu erhitzen pflegen und wo kein stehendes Heer da ist, um die Demagogen in Schranken zu halten, welche jetzt bereits offen erklären, daß man sich mit nicht weniger als mit der Vernichtung der Aristokratie begnügen wird und daß man nur in dem Falle gesonnen ist, vor dem Throne stehen zu bleiben, daß das

Staatsoberhaupt sich in dem Kampf neutral verhält. Ob während der Regierung der jetzigen Königin noch ein Ausbruch der untern Stände gegen die herrschende Klasse stattfinden wird, scheint äußerst fraglich; von vielen wird ein solcher erst nach der Thronbesteigung des Prinzen von Wales erwartet. Sollte etwas Derartiges wirklich eintreffen, so ist zu befürchten, daß dabei eine Grausamkeit und Roheit entwickelt wird, welche die erste Französische Revolution und den galizischen Bauernaufstand in Schatten stellen wird; denn in dem Charakter der untern Volksklassen liegt hierzulande eine ganz unglaubliche Brutalität, von der man sich auf dem Continent gar keinen Begriff macht. Gewiß sind die niedern Stände in Deutschland und Frankreich nicht von engelhafter Sanftmuth; aber Vorkommnisse, wie sie hier alle Tage in den Zeitungen registrirt werden, sind doch fast unerhört bei uns. Ich will nicht davon reden, daß alle Augenblicke ganz friedlichen Leuten, die vielleicht in einer Schenke ein Glas Bier trinken, von andern Individuen plötzlich Ohren, Finger und Nasen abgebissen werden, oder daß ein Mann, der betrunken nach Hause kommt und deshalb von seiner Frau zurechtgewiesen wird, diese sofort um die Taille faßt und sie aus dem Fenster des dritten Stockwerks auf das Straßenpflaster hinabwirft; es sind vielmehr die förmlichen Menschenschlachtereien, welche von Zeit zu Zeit hier vorkommen und unsern tiefsten Abscheu erregen.

Das letzte Opfer dieser Brutalität — d. h. das letzte, welches bekannt geworden — ist ein Deutscher gewesen, namens Heinrich Matterich, dessen Tod noch von tiefem Geheimniß umschleiert ist. Die Umstände, welche bisjetzt bekannt geworden, sind die folgenden. Vor einigen Wochen fand man in Ramsgate morgens in der Frühe die Leiche eines Mannes, welche völlig entblößt war und am Meeresstrande lag, etwa 20 Schritt von dem Uferfelsen entfernt und einen Fuß tiefer, als die Flut zu kommen pflegt. Bei näherer Besichtigung der Leiche ergab sich, daß an der Haut der Stirn, des Gesichts und der Füße einige Abschürfungen vorgekommen waren, und gerade unter der linken Brustwarze fand sich eine über einen Zoll tiefe Stichwunde, deren Ränder nach auswärts gekehrt waren. Die Richtung der Wunde ging nach oben, innen und rechts; sie hatte die Brustwand, die linke Lunge und Herzkammer durchdrungen, einen beträchtlichen Bluterguß im Brustkasten nach sich gezogen und jedenfalls unmittelbaren Tod veranlaßt. Der Magen fand sich ganz gesund und voll von Speisen, welche wahrscheinlich eine Stunde vor dem Tode genossen waren; die Augen waren offen, die Pupille eng; die linke Hand war vom Arme abgehackt, außerdem waren vier Finger von der Hand ganz und der fünfte theilweise abgeschnitten; am Handteller waren außerdem mehrere Schnittwunden, welche offenbar von einem scharfen Instrumente gemacht waren. Blutspuren fanden sich weder an der Leiche selbst noch an dem Orte, wo man sie fand; Rock, Weste, Beinkleider und Flanelljacke, welche etwa zehn Schritte von der Leiche entfernt lagen, waren weder blutig noch von Schnitten zerfetzt. Rock- und Hosentaschen waren ausgekehrt; in der Nähe fand man außerdem einen Hut, ein schwarzseidenes Tuch, einen wollenen Strumpf und einen Stiefel, von dem der Absatz abgeschnitten war. Ein Schuhmacher, der sich unter den später zusammengetretenen Geschworenen befand, erklärte, daß die Abtrennung des Absatzes vom Stiefel durch eine im Schustern geübte

Hand geschehen sei; 60—80 Schritte von der Leiche entfernt fand man zwischen den Felsen die vom Arm abgehackte Hand und die verstümmelten Finger, eine Hacke, deren Schneide mit Blut befleckt war, und einen Regenschirm, der auch dem Verstorbenen zugehört hatte. An demselben Tag fand ein Arbeiter am Strande von Margate, welches etwa drei Stunden von Ramsgate entfernt ist, einen Reisesack, der auch als Eigenthum des Verstorbenen identificirt wurde; der Reisesack war leer, in der Nähe aber fand man zwei leinene Hemden, ein Taschentuch und zwei Kragen. Eins von den Hemden war zwischen den Mauersteinen verborgen, das andere war mit etwas Sand bedeckt; beide waren ganz trocken und offenbar mit Wasser in keiner Berührung gewesen. Außerdem wurde hier der obere Theil eines andern Hemdes gefunden, welches schmuzig und mit Blut befleckt war. An demselben Orte waren Fußtapfen wie von einem Manne und einer Frau, die hier niedergekniet waren; ein halbverbranntes Schwefelholz und andere Anzeichen, daß hier etwas dem Feuer überliefert war. Die Namenszeichen in dem Leinen, welches man in Ramsgate und Margate fand, waren ausgetrennt; neben der Leiche aber lag ein kleiner Zettel, worauf in deutscher Sprache mit Bleistift die Worte geschrieben waren: „Liebe Mutter, hier sind fünf Thaler, wenig, aber mit gutem Herzen... Heinrich Matterich."

Die bald nachher angestellte Untersuchung ergab, daß der Verstorbene gegen Ende März von Amerika nach England kam. Er landete in Southampton und ging dann nach London, wo er bis zum 7. April blieb; von dort reiste er mit der Eisenbahn nach Dover. Man bemerkte hier, daß er seine linke Hand verbunden trug; er sagte selbst, er habe sie auf seiner Seereise verletzt; er sei ein Deutscher, der zu seinem Vergnügen reise. In Dover blieb er eine Nacht und kaufte hier die Hacke, welche man neben seiner Leiche fand, ein Kauf, der am Meeresufer gerade nichts Ungewöhnliches hat. Am folgenden Tage fuhr er in einem Omnibus nach Deal und verlor, wie es scheint, unterwegs eine deutsche Bibel, welche nachher auf der Chaussee aufgefunden wurde. In Deal schlief er eine Nacht und ging am folgenden Tage früh morgens mit der Eisenbahn nach Ramsgate. Hier ließ er sich das Haar schneiden und den Bart rasiren, und quartierte sich in einem Wirthshause ein, wo er mit einem andern Gaste conversirte und in sehr guter Laune war. Er trug damals eine Uhr, eine Kette und einen Siegelring am Zeigefinger der rechten Hand; als er seinen Geldbeutel herauszog um seine Rechnung zu bezahlen, bemerkte der Kellner, daß etwa zehn Sovereigns in dem Beutel waren. Am folgenden Morgen ging Matterich nach Margate; er frühstückte hier in einem Wirthshause, wo er seinen Reisesack ließ, und ging dann spazieren. Auf diesem Spaziergang begegnete ihm ein Individuum, welches ihn in ein übelberufenes Haus mitnahm; er tractirte dieses Individuum nachher in einer Bierschenke, zeigte dabei etwa 50 Pf. St. in seinem Geldbeutel und versprach dem Individuum, am folgenden Tag mit ihm auszufahren. Er kehrte nun in sein Hotel zurück und ging später mit der Eisenbahn nach Ramsgate. Was er hier mit seinem Reisesack that und wo er sein Nachtquartier aufschlug, war nicht zu ermitteln. Denselben Abend um 8 Uhr sah man ihn noch am Strande spazieren gehen, und seit jener Zeit ist alle Spur von ihm verloren bis zur Auffindung seiner Leiche.

Bei der Leichenschau, welche bald nach dem Bekanntwerden dieser Umstände vorgenommen wurde, vernahm man zwei in Ramsgate lebende und prakticirende Chirurgen, deren Evidenz ein trauriges Zeugniß für die bodenlose Unwissenheit der gewöhnlichen „Land-, Feld- und Wiesenärzte" in England abgibt. Nichts wäre leichter gewesen als zu sagen, ob die Amputation der Hand während des Lebens oder nach dem Tode vorgenommen worden war. Denn ein im lebenden Menschen durchschnittener Muskel zieht sich unmittelbar nach der Durchschneidung bedeutend zurück, während ein nach dem Tode zerschnittener Muskel steif in derselben Stellung verharrt; wenn also die an der Hand befindlichen Mittelsehnen aus der Wunde hervorstanden, so war die Hand nach dem Tode abgehackt; waren sie in die Wunde zurückgezogen, so war die Wunde während des Lebens beigebracht gewesen. Von diesem wissenschaftlichen Factum scheinen die Herren Curling und Webster, die als Sachverständige zugezogen wurden, keine Ahnung gehabt zu haben. Warum ließ man nicht einen competenten Chirurgen aus Dover oder London kommen? Aber es scheint, daß der Coroner ein Verdict auf Selbstmord haben wollte, damit nicht das Odium einer brutalen Mordthat auf Ramsgate falle. So wurde denn arguirt, daß alle Umstände sich ganz einfach daraus erklärten, daß der Verstorbene verrückt gewesen sei; daß er sich selbst habe umbringen, aber die Identificirung seiner Leiche habe unmöglich machen wollen. Zum Beweise für diese ganz unhaltbare Hypothese wurde angeführt, daß er eine Hacke gekauft, seine Bibel verloren oder weggeworfen und sich am Sonnabend habe rasiren lassen (!). Weiter führte man aus, daß er wahrscheinlich seine Uhr, Kette und Siegelring vergraben oder vernichtet, sein Geld entweder weggeworfen und seine Taschen selbst ausgekehrt, oder daß jemand anders, der gerade vorübergekommen sei, die Leiche beraubt habe; daß er die Absätze seiner Stiefeln mit der Geschicklichkeit eines Schusters abgeschnitten; daß er seinen Reisesack auf dem Strande in Margate gelassen und sein Hemd erst blutig gemacht und dann zerrissen habe. Die Kleider — so wurde weiter arguirt — welche nicht gefunden seien, habe das Meer weggespült; ebenso sei das Messer, mit welchem die tödtliche Wunde beigebracht war, nach Vollführung des Stiches entweder von dem Selbstmörder selbst ins Meer geworfen oder es sei von den Wellen fortgespült. Ein solches Raisonnement wirft in der That ein trauriges Streiflicht auf die Urtheilskraft des Coroners und der Jury in Ramsgate. Die Annahme, daß der Verstorbene verrückt gewesen sei, ist geradezu durch gar nichts erwiesen; ein Herr, mit dem er in der Eisenbahn conversirte, die Kellner in den Wirthshäusern, in welchen er sich einquartiert hatte, alle sprechen von ihm als von einem durchaus verständigen Manne. Es weisen vielmehr alle mit dieser geheimnißvollen Begebenheit verknüpften Umstände darauf hin, daß hier eine Mordthat verübt sei, bei welcher wahrscheinlich Personen in Ramsgate sowol als in Margate mitwirkten; denn während die Leiche und ein Theil der Kleider am Strande in Ramsgate gefunden wurden, lagen Reisesack und Zubehör in Margate. Wahrscheinlich war der Verstorbene am Sonntag von Margate nach Ramsgate gelockt und an dem letztern Orte in einem übelberufenen Hause ermordet worden, während er in einer liegenden Stellung war; auf das letztere deutet die Richtung der tödtlichen Wunde, welche nach oben und innen ging. Wenn dies der Fall gewesen

ist, so war es für die Mörder leicht, die Spuren ihres Verbrechens zu entfernen oder zu vernichten. Das schlechte Viertel von Ramsgate grenzt nämlich unmittelbar an ein Stück freies Feld, das direct zum Uferfelsen führt, unter welchem die Leiche aufgefunden wurde. Gerade an diesem Felsen sind keine Strandwächter placirt und in der Nähe ist eine Treppe, die von dem Felsen zum Strande hinabführt. So ist es denn nur zu wahrscheinlich, daß einige Individuen die Leiche mittelst eines Strickes an dem Felsen haben hinuntergleiten lassen, während andere die Treppe hinabstiegen und die Leiche an den Ort legten, wo sie aufgefunden wurde und wo sie nicht hätte sein können, wenn sie geradezu von oben hinabgeworfen worden wäre. Wurde der Leichnam in der That an einem Strick herabgelassen, so scheuerte sich die Haut gewiß an den Steinen; dies stimmt mit den bereits obenerwähnten Abschürfungen überein, welche an der Haut der Stirn, des Gesichts und der Füße wahrgenommen wurden. Kurz, es ist Grund da zu glauben, daß eine scheußliche Mordthat begangen wurde; es ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß jetzt, nachdem die Jury einmal ihr Verdict zum Gegentheil abgegeben hat, die Sache befriedigend aufgeklärt werden wird.

Notizen.

Das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ bringt eine neue Erzählung von Fanny Lewald „Das Mädchen von Hela“; von ebenderselben sollen vier Bände gesammelter kleiner Romane unter der Presse sein. Otto Roquette, von dem kürzlich zwei Bände „Erzählungen“ erschienen, veröffentlicht in Westermann's „Illustrirten Monatsheften“ eine Novelle „Tietzen von Cri̇xen“; es ist eine Art märkischer Mauprat, aber freilich ohne den Geist und die bewunderswerthe Plastik des Originals. Im stuttgarter „Morgenblatt“ lesen wir „Briefe an eine Freundin“ aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's, auf die wir die Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen aufmerksam machen; interessante Erinnerungen an ihn aus der Feder Heinrich Koenig's wird das „Deutsche Museum“ in den ersten Nummern des nächsten Quartals bringen.

Auf dem Hoftheater zu München ist das neue Lustspiel der Frau Birch-Pfeiffer: „Fräulein Höckerchen“, gegeben worden, jedoch ohne Beifall. Dasselbe Schicksal hat auch eine zweite Neuigkeit der nur allzu fruchtbaren Verfasserin gehabt: „Der Leiermann und sein Pflegekind“, ein „Original-Volksdrama“ in fünf Acten, das auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zur Aufführung kam. Die Königliche Oper daselbst brachte Verdi's „Ernani“, jedoch ebenfalls ohne durchgreifende Wirkung.

In der bevorstehenden Pfingstwoche, und zwar in den Tagen vom 14.—16. Juni, soll in Dresden ein Vereinstag deutscher Vorschuß- und Creditvereine stattfinden. Zweck der Versammlung ist Mittheilung

der bei den verschiedenen Vereinen bestehenden Einrichtungen und gemachten Erfahrungen sowie Verständigung über manche gemeinsame Interessen der jungen, bereits über einen großen Theil des Vaterlandes verbreiteten Institute. Die Einladung geht von einem Comité aus, an dessen Spitze der bekannte Schulze-Delitzsch steht, dessen rastlosem Eifer und nationalökonomischem Genie das Aufblühen der deutschen Vorschußvereine hauptsächlich zu verdanken ist.

In Berlin ist die Statue Albrecht Thaer's im Guß vollendet. Das Modell dazu rührt noch von dem verewigten Rauch her, und war eine seiner letzten Arbeiten; die Aufstellung soll im Lauf des Sommers erfolgen und zwar soll die Statue auf dem Platz vor der Bauakademie, wo auch das Standbild Beuth's seine Stelle finden wird, errichtet werden. — Ueber dem Grabe Hebel's, des Dichters der „Alemannischen Gedichte“, auf dem Kirchhofe zu Schwetzingen unweit Manheim ist am 11. Mai, als dem 99. Geburtstag Hebel's, ein Denkmal errichtet worden, zu welchem die Kosten durch freiwillige Sammlungen im Großherzogthum Baden zusammengebracht wurden. Bekanntlich starb Hebel im Herbst 1826 während eines Besuchs in Schwetzingen; das Grab war im Lauf der Jahre in Verfall gerathen, sodaß zu befürchten stand, schon die nächste Generation werde nicht mehr wissen, wo der Lieblingsdichter des badischen Volkes ruht. Dieser Gefahr ist nun durch Errichtung eines einfachen, aber geschmackvollen Denkmals abgeholfen und haben die Unternehmer sich dadurch den Dank der deutschen Nation verdient, die nur allzu geneigt ist, ihre großen Todten — und häufig sogar auch die Lebenden zu vergessen.

Die Verlagshandlung von Levy Elkan, Bäumer und Comp. in Düsseldorf, in deren Hände des bekannte artistische Institut von A. Arnz und Comp. übergegangen ist, beabsichtigt das „Düsseldorfer Künstleralbum“ auch für die nächsten Jahre fortzusetzen. Die Redaction hat Wolfgang Müller von Königswinter übernommen, derselbe, durch den das Unternehmen zuerst ins Leben gerufen und während der ersten Jahre geleitet ward. Das „Düsseldorfer Künstleralbum“ war das erste Werk der Art, durch das die jetzt so beliebte Luxusliteratur bei uns eingeführt wurde, es feiert in diesem Jahre sein zehnjähriges Bestehen; wir zweifeln nicht, daß es unter Wolfgang Müller's erfahrener und kunstsinniger Leitung sich seinen alten Ruf in Kürze wiedergewinnen und den zahlreichen Nachahmern, die es ins Leben gerufen, siegreich die Spitze bieten wird. — Die in denselben Verlag übergegangenen „Düsseldorfer Monatshefte“ sollen ebenfalls fortgesetzt werden. Das Blatt, ehedem durch die geistreichen Einfälle der düsseldorfer Künstler illustrirt, war in der letzten Zeit außerordentlich gesunken; die neue Verlagshandlung will nicht nur alles aufbieten, es zu seiner alten Blüte zurückzuführen, sondern es wird ihm auch eine ganz neue und höhere Richtung gegeben werden, insofern es umgewandelt werden soll zu einer illustrirten Zeitschrift, in welcher der Stoff der Unterhaltung hauptsächlich dem Gebiete des höhern und feinern Humors entnommen ist, ohne darum den Ernst ganz auszuschließen. Für die artistische Seite des Unternehmens sind die besten Kräfte der düsseldorfer Künstlerschaft gewonnen,

die literarische Leitung ist ebenfalls in Wolfgang Müller's Hände gelegt worden, und darf man somit auch dieser Zeitschrift einen neuen und glücklichen Aufschwung mit Grund versprechen.

In dem in Nr. 10 dieser Zeitschrift vom laufenden Jahre abgedruckten Aufsatz, „Moses Mendelssohn und Georg Hermann Hamann noch einmal. Von M. Kayserling“ wird auch der bekannten Hamann'schen Schrift „Golgatha und Scheblimini“ gedacht und dabei das Wort Scheblimini als unverständlich bezeichnet. Auch andern Auslegern ist es ebenso ergangen und nehmen wir deshalb um so weniger Anstand, den Versuch einer Erklärung des seltsamen Wortes mitzutheilen, der uns von einem aufmerksamen und wohlwollenden Leser dieser Blätter seitdem zugegangen ist. Danach ist das Wort Scheblimini den Psalmen entnommen. Der 110. Psalm beginnt nämlich: „Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Sitze zu meiner Rechten (hebräisch Scheb limini) 2c.“ Hamann mag die beiden Worte als einen Beinamen Christi genommen haben, etwa wie die Worte Immanu el im Jesaias, und andere ähnliche, die von christlichen Theologen auf den Stifter des Christenthums bezogen werden. Wenn dem so ist, dann wäre der Sinn des Psalmverses: Es spricht der Herr zu meinem Herrn, zu Christus 2c. und der Titel „Golgatha und Scheblimini“ identisch mit „Golgatha und Christus“. Ob freilich, setzt unsere Quelle hinzu, auf diese Art der Titel zum Inhalt besser paßt, ist eine andere Frage, die wir hier nicht zu lösen haben.

Karl Goedeke in Celle, dem unermüdlichen Forscher und Sammler, ist vom Könige von Baiern ein Jahrgehalt von 2000 Gulden auf zwei Jahre bewilligt worden zur Fortsetzung und Vollendung seines vortrefflichen „Grundrisses der deutschen Dichtung“. Adolf Stahr soll beabsichtigen, seinem kürzlich erschienenen „Leben Lessing's“ ein zweibändiges „Leben Schiller's“ folgen zu lassen. Von Böckh's „Gesammelten kleinen Schriften“ wurde der zweite Band, die deutschen Reden enthaltend, ausgegeben (Leipzig, Teubner). Von dem „Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm“ (Leipzig, Hirzel) erschien das erste Heft des dritten Bandes, die Artikel E bis Einöde umfassend; die noch restirende Schlußlieferung des zweiten Bandes, den Schluß des Buchstaben D enthaltend, soll demnächst gleichzeitig mit der zweiten Lieferung des dritten Bandes nachfolgen. Gleichsam als Nachtrag zu seinem bekannten Werke über Wilhelm von Humboldt hat Rudolf Haym in Halle die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an F. G. Welcker in Bonn“ herausgegeben (Berlin, Gaertner). Die Freundschaft zwischen Welcker und W. von Humboldt entspann sich in den Jahren 1806—8 während eines gemeinsamen Aufenthalts in Rom; der Briefwechsel selbst umfaßt die Jahre 1808—30 und liefert zahlreiche neue Beiträge zur Charakteristik des berühmten Staatsmannes und Sprachforschers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 24.** 9. Juni 1859.

Gedichte.

I. Drei Gedichte.

Von

Gustav Reisewitz.

1. Pausanias in Byzanz.

„Pausanias Heil! Dem Sieger von Byzanz!
Bekränzt sein lockig Haupt mit einem Lorberkranz!"
So scholl der Krieger laute Rede —
„Die Beute theilt!" — Es blinkt das rothe Gold,
Die vollen Becher klirr'n, der weiße Würfel rollt;
Ein lustig Leben drängt sich auf der Rhede.

Pausanias träumt. Er träumt von jenem Weib,
Das er beim Einzug sah und dessen schöner Leib
Entflammte seine heißen Adern.
„Führt sie mir zu heut Nacht! Beim Styx, ich schwör',
Wo nicht, daß morgen ich Byzantium zerstör'!"
Er rief es laut, trotz seiner Freunde Hadern.

Horch, Mitternacht! Da öffnet sich die Thür',
In weißer Tunica tritt scheu ein Weib herfür;

Ihr graut vor dieses Schläfers Nähe.
„Kein Licht!“ bat sie. Sie tappt die Wand entlang;
Dort schläft er — horch, er spricht: ein düst'rer Fluch entrang
Sich seiner Brust, wie wenn er Mörder sähe.

Das Weib erblaßt. Entsetzen bäumt ihr Haar;
Schon ist es ihr, als ob ein giftig Schlangenpaar
Den keuschen Busen ihr zerfetze.
Doch sei's; sie fühlt sich stolz als Märtyrin,
Wie eine Lilie im Winde schwankt sie hin,
Daß sich Pausanias am Dufte letze.

Und wie voll Scham sie sich zum Bett gewandt,
Stößt sie die Leuchte um, die eben noch gebrannt.
Pausanias fährt empor in Schrecken:
In blinder Furcht faßt er sein scharfes Schwert,
Und wähnend, daß sein Stahl nach einem Feinde fährt,
Läßt er ihn in der Jungfrau Busen stecken.

Sie sinkt; roth quillt das Blut aus ihrer Brust:
„Ihr Götter“, lispelt sie, „ein solcher Tod ist Lust!“
Dumpf überm Meer hat es gewittert;
Pausanias aber hat dieselbe Nacht,
Verhüllten Hauptes, bei dem todten Weib gewacht
Und wie in Fieberfrost gezittert.

2. Noch einen Gang!

Noch einen Gang, einen schweren Gang
Hab' ich zu thun;
Die alte, düst're Mauer entlang,
Wo die Todten ruh'n,
Zu einem Grab ohne Kreuz und Stein,
Wo keine Cypressen klagen,
Man senkte hier zwei Herzen ein,
Die heiß für mich geschlagen.

S'ist trübe Nacht, und ungeseh'n
Ans Aelterngrab ich trete,
Die Trauerweiden hör' ich weh'n,
Sie flüstern wie leise Gebete;
Zur vollen Weihrauchwolke schwillt
Der Duft der Lilienblüte,
Ein wehmuthschweres Seufzen quillt
Schmerzlich aus meinem Gemüthe.

In deutschem Lande sterb' ich nicht,
Nicht hier werd' ich begraben;
Wo die Wüste sich dehnt, das Meer sich bricht,
Werd' ich mein Bette haben.
Doch nachts entsteigt mein Geist dem Sand,
Irrt über Meer und Berge,
Und segnet liebend und unerkannt,
Doch thränenlos die Särge! —

3. Lied.

Nun sing' zu deinem Ruhme
Ich Lieder keusch und rein,
Du holde Frauenblume,
Geliebtes Leben mein!
Ein Wunder ist geschehen:
Du, der kein Mai gelacht,
Fühlst erst im Herbst das Wehen
Der Liebe angefacht.

Du, gleich den schlanken Reben,
Rankst dich an mir empor,
Dein fast verwelktes Leben
Steht voll in Blütenflor;
Bald werden Purpurtrauben
Hell schimmern aus dem Grün,
Willst du nur an mich glauben
Frisch, unverzagt und kühn.

Ich weckte späte Blüten,
Die drum nicht minder schön,
Und treu will ich sie hüten,
Daß Früchte draus entsteh'n;
Rings schwellt im Sonnengolde
Der Traube süße Frucht,
Voll Körner steht die Dolde
An wald'ger Bergesschlucht.

Wenn gold'ne Sterne blinken
Auf blauem Himmelsgrund,
Laß Minnewein uns trinken,
Mein Becher sei dein Mund;
Dann sing' zu deinem Ruhme
Ich manches Lied beim Wein
Du holde Frauenblume,
Geliebtes Leben mein!

II. Zuruf.

Von

E. Albrecht.

Vorüber rauschen Wind und Welle,
Doch Duft und Perlen trägt ihr Schos;
Drum rasch aus enger, dumpfer Zelle
Und von dir selber ring' dich los!

Auch außen blüht's und singt's wie innen;
O wandle nur durch Wald und Feld!
Willst forschend du dich selbst gewinnen,
Verliere dich in Gott und Welt!

III. Aus Aegypten.

Zwei Gedichte

von

M. von Brandt.

1. Die Sphinx.

Die Götter haben deinen Leib gebaut!
Wohl glaub' ich sie, die alte graue Märe,
Seit ich ins kalte Auge dir geschaut,
Darin's noch flimmert wie zerdrückte Zähre.

Auf deinem Antlitz ruht der stille Schmerz
Der in des Menschenbusens Tiefe wühlet;
Hat deines göttlichen Erbauers Herz,
Wie mein's, des Schmerzes Stachel einst gefühlet?

2. Die Nachtigallen auf der Esbekieh (die schöne Promenade in Kairo).

Es tanzen in der Abendluft
Die Mücken ihren Reigen
Und kosend weht der Blütenduft
Von schwanken, grünen Zweigen.

Im dichten Busche singt und schlägt
Die Schar der Nachtigallen
Und weit durch Flur und Gärten trägt
Der Wind ihr lustig Schallen.

Vor meines Herzens Auge steh'n
Der Heimat Bilder wieder:
Im lauen Abendwinde geh'n
Die Saaten auf und nieder.

Und bis zur Erd' die Bäume biegt
Des Segens reiche Fülle;
Am grünbebuschten Hügel liegt
Das Dörfchen, friedlich stille;

Vom alten Kirchenthurme klingt
Der Glocken ernstes Dröhnen
Und tief mir in die Seele dringt
Das langentbehrte Tönen.

Dank dir, du traute Nachtigall,
Dank deinem Lied im Süden,
Es gab mit seinem süßen Schall
Zurück mir meinen Frieden.

IV. Mädchenlieder.

Von

Nina von Waldburg.

1. Das Geständniß.

Ja, ich beneide diese lauen Lüfte,
Die tändelnd dir die heißen Schläfe kühlen,
Nicht sehen kann ich, ohne Neid zu fühlen,
Wie sie die gold'nen Locken dir zerwühlen!

Ja, ich beneide diese kleinen Sterne,
Die in die stille Kammer zu dir dringen
Und auf der Sehnsucht lichten Götterschwingen
Dir aller guten Engel Grüße bringen!

Und ich beneide die beglückten Menschen,
Die athmen dürfen frei in deiner Nähe,
Indeß ich fern von dir verzagend stehe
Mit meinem eifersücht'gen Liebeswehe!

2. Dein Auge ist wie Sternennacht.

Du hast mir leis die Hand gedrückt,
Und hast mich fragend angeblickt,
Du lieber böser bleicher Mann;
Warum hast du mir das gethan?

Weißt du denn nicht: wem Sternenschein
Dringt in das dunkle Herz hinein,
Der sehnt sich ewig zu den Höh'n,
Wo sie so fromm herniederseh'n?

Dein Auge ist wie Sternennacht,
Voll zauberhafter Liebespracht;
Nun zieht mir's ewig Herz und Sinn
Zu diesen holden Sternen hin.

3. Dein Gruß.

Wie oft im wildempörten Fluß
Ein Blümlein kommt geschwommen,
So hab' ich deinen lieben Gruß
Im Lärm des Tags vernommen.

Es schlägt ein Vöglein abends spät,
Wenn alles ausgesungen;
So ist dein Gruß, wie ein Gebet
Mir tief ins Herz gedrungen.

Nun reich' ich über Berg und Thal
Im Geist dir beide Hände,
Und fleh' zu Gott viel tausendmal,
Daß er es gnädig wende!

V. Sei nicht so schön!

Von

Paul Erhard.

Sei nicht so schön! Nicht diese Funken
In meine Seele schleud're du!
Die heißen Sinne machst du trunken
Und mordest meines Herzens Ruh'.
Es träuft ein seliges Erbangen,
Es weht ein wonnevolles Weh'
Vom Rosenschimmer deiner Wangen,
Von deines Busens duft'gem Schnee.

So war es, da zum ersten male
Dein Herz besiegt an meines sank,
Da ich zuerst die volle Schale
Des Glücks von deiner Lippe trank;

So ist es all die Zeit geblieben
Und bleibt so jeden Augenblick —
Mit deinen Küssen wächst mein Lieben,
Mit meiner Sehnsucht wächst mein Glück.

O holdes Feu'r, das still verborgen
In zween getreuen Herzen glüht,
Das jeden Abend, jeden Morgen
Aufs neue seine Funken sprüht!
Es strahlt ein ewig blauer Himmel
Vom Aug' mir meiner Königin,
Und lächelnd schreiten durchs Gewimmel
Der Menschen wir gleich Göttern hin.

Und kommt des Alters Frost geschlichen,
Dem ersten Reife gleich bei Nacht,
Und ist der Wange Schmelz erblichen,
Der jetzt so süß, so lockend lacht:
Wir bleiben dennoch die wir waren,
Da dich mein Aug' zuerst geseh'n,
Und prächtig soll zu grauen Haaren
Der Liebe Rosenkranz uns steh'n!

Piemonts Mission.*)

Von

Emil Ruth.

Seit dem Anfang dieses Jahres macht Piemont einen ganz außerordentlichen Lärm, um vor Europa die Rolle eines Vormunds, Beschützers und Erlösers Italiens zu spielen. Die schlechte Ausführung dieser Rolle könnte lächerlich erscheinen, wenn sie nicht der bloße Vorwand zu ganz andern, Europa beunruhigenden Zwecken wäre, und ganz besonders, wenn Piemont nicht wirklich die hohe Mission gehabt hätte, der geistigen und moralischen Erhebung Italiens die Bahn zu brechen. Die Art, wie es diese Mission verstand oder eigentlich so recht miskannte, wird jeden Freund der Civilisation nur betrüben. Denn die letzte Hoffnung, Italien auf einen naturgemäßen und menschenwürdigen

*) Wiewol wir mit den in nachstehendem Artikel ausgesprochenen Ansichten nicht überall einverstanden sind und namentlich dem abfälligen Urtheil, das der Herr Verfasser über Piemont und seine Bestrebungen fällt, nicht beitreten können, so wollten wir den Aufsatz doch um so weniger zurückhalten, als der Herr Verfasser bekanntlich zu den genauesten und gründlichsten Kennern Italiens gehört, sodaß sein Urtheil also unter allen Umständen und auch da, wo man ihm persönlich nicht beipflichten kann, von Interesse ist. D. Red.

Zustand zu erheben, ist nun vernichtet, und die tödliche Krankheit der unter ultramontanem Joch stehenden romanischen Staaten zeigt hier wieder sehr bedenkliche Symptome. Wie auch die jetzige Verwickelung in der nächsten Zukunft gelöst werden wird, Piemont wird in Bezug auf Italien ohne Kraft, ohne Vertrauen, ohne Einfluß aus derselben hervorgehen, dem Kampf der zwei niedersten Parteien, des Jesuitismus und des Mazzinismus überliefert, und Italien wird wieder für lange Zeit, vielleicht für immer, jeder Stütze zu seiner Erhebung beraubt sein. Piemont hat dadurch Italien die schlimmste und schmerzlichste Täuschung bereitet, die ihm noch je geworden, und die Meinung Europas in Hinsicht auf Regeneration Italiens und das dadurch hervorgebrachte Interesse bedeutend herabgestimmt. Ein Krieg, der halb Europa aufrüttelt und um eine lange segensreiche Entwickelung bringt, soll Italien ohne dessen großes Zuthun die Unabhängigkeit bringen, Europa soll den Italienern diese Unabhängigkeit garantiren, bewachen, beschützen. Die Unabhängigkeit aber soll Italien parlamentarische Verfassungen bringen, und unter dem Segen italienischer Parlamente soll dann plötzlich der Geist der Staaten wie der Individuen frei werden; Thätigkeit, Kraft, Ausdauer, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Ehrgefühl sollen plötzlich mit der letzten Unterschrift der Verfassungsurkunde langgewohnte Tugenden werden, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften sollen wie das Gras im Frühling in die Höhe schießen. Dies sind die Träume, die in Italien seit Gioberti und Balbo auf alle mögliche Art ausgelegt werden, während ein lebensfähiges Volk gerade den umgekehrten Weg macht, und die Mittel, wodurch man diesen phantastischen Weg anbahnen will, sind ebenso unverständig als wenig ehrenhaft.

Piemont will Oesterreich besiegen und aus Italien hinaustreiben, weil es angeblich nur dadurch Italien aus seinen schlimmen Zuständen erretten kann. Es drängen sich hier zunächst hauptsächlich drei Fragen auf: Kann Piemont Italien die Unabhängigkeit geben? Welches sind jene Zustände, die alsdann und nur dadurch gebessert werden? Ist Piemont auf seinem eingeschlagenen Weg im Stande, in Italien etwas zu bessern?

Es ist klar, daß Piemont in einem Krieg, den es allein gegen Oesterreich führt, die Unabhängigkeit Italiens nicht erringt, denn es wird darin erdrückt; aber ebenso wenig mit Hülfe der Franzosen. Denn diese werden nie Piemonts Bundesgenossen zum alleinigen Besten des italienischen Volks, sondern umgekehrt Piemont wird in einer solchen Allianz nur das Mittel für die eigennützigen Absichten Frankreichs. Ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, wie er auch ausfallen möge, entscheidet nur, ob das Uebergewicht und der Druck auf Italien aus den österreichischen in die französischen Hände übergehen soll, ohne daß Italien das Geringste dabei gewinnt, und wenn die beiden Großmächte nach

manchen Wechselfällen Frieden machen, so muß das kleine Piemont büßen.

Wenn man aber auf die Fieberträume Piemonts eingeht und sich vorstellt, Oesterreich werde sogleich aus seinen Besitzungen hinausgetrieben, welches sind die Zustände, die alsdann gebessert werden? Von den moralischen Zuständen wollen wir nicht reden, die allerdings der Gegenstand der ersten Sorge sein sollten, die aber auch nicht durch Congresse und Kanonen gebessert werden. An diese denkt aber auch der Chef der piemontesischen Regierung gar nicht, außer höchstens in letzter Linie, als an etwas, das nach der Vertreibung der Oesterreicher von selbst erfolgen würde. In Hinsicht auf Verwaltung und Regierung aber ist sogar nach dem Zeugniß der Republikaner Lombardo-Venetien ein Musterstaat. Handel und Gewerbe, wofern sie von Italienern getrieben werden, blühen nur dort, denn in den andern Staaten, wo sie allenfalls noch Aufmunterung finden, sind sie meist in den Händen der Fremden. Gehen die Oesterreicher aus Norditalien weg, so schwindet wieder die Blüte des Handels und der Industrie, und Italien verliert wieder eine Hauptgrundlage seiner politischen Kräftigung.

Was Piemont in politischer Hinsicht verspricht, ist Befreiung Italiens von fremdem Einfluß. Kann das irgendein Land versprechen? Müßte diese vollständige Unabhängigkeit von jedem fremden Joch nicht durch das gesammte Volk selbst erlangt werden? Müßte sie nicht durch geistige und moralische Kraft hauptsächlich erlangt werden? Ist es mit diesen Bedingungen jetzt schon Zeit, von einer italienischen Unabhängigkeit zu reden? Piemont ist ja selbst nicht politisch unabhängig. Um Italien von einem österreichischen Joch zu befreien, hat es sich selbst in das viel schlimmere Joch eines Mannes gesteckt, der sozusagen von einem Tage zum andern lebt, ja der sein Leben nur der schlechten Ausführung meuchlerischer Anschläge von freiheitsdürstenden Italienern verdankt. Für wessen Vortheil soll dieser Mann Italien frei machen, für ein königliches Piemont oder für eine eigene Republik, oder für einen Staatenbund unter dem Papst, oder für einen Staatenbund ohne Papst? Man lese nur einmal alle die widersprechenden Vorschläge durch, welche von den Wortführern der einzelnen Parteien für die innere Einrichtung der Staaten wie für die Constituirung von ganz Italien gemacht worden sind. Die Erfahrungen von 1848 und 49 könnten die Piemontesen belehrt haben, daß Italien ihnen nicht einmal zu einem einzigen Feldzug 20000 Menschen zusammenstellen kann, die über Zweck und Ziel unter sich ganz einig wären. Abgesehen von der schlechten Disciplin und Feigheit der Freiwilligenscharen liefen diese sehr oft davon, blos weil der Erfolg einer Schlacht zu einer Wendung führte, die mit ihrer politischen

Ansicht im Widerspruch war, und nannten dann zur Beschönigung ihres Ausreißens ihre Generale Verräther an der italienischen Sache.

Dieser weitläufige Begriff: italienische Sache, ist überhaupt das, womit man immer die Italiener aller Partien elektrisiren, zu überspannten Hoffnungen aufregen, zu ungemeiner Thätigkeit antreiben kann. Fragt man aber nur die Wortführer zweier Parteien näher nach diesem Begriff aus, so verschwindet er in einem Nebel von Widersprüchen und Phantasien, und kommt es zur That, zur Verwirklichung dieses Begriffs, so wird er mit dem Aufwand aller Kräfte vernichtet und ist das Losungswort zu einem kläglichen Kampf der eigennützigsten Leidenschaften. Ein Krieg in Italien und für Italien hat zum Resultat nur entweder den Wechsel der fremden Herrschaft oder die Bestätigung der ältern. Außer den zwei katholischen Großmächten, Oesterreich und Frankreich, kümmert sich keine Macht viel um Italien. Von keiner von beiden aber erwarten die Italiener irgendeinen Vortheil oder eine Wohlthat für ihr Land, wenigstens alle diejenigen, die nicht so bornirt sind zu glauben, Frankreich werde in einem Anfall von Großmuth Italien von den Oesterreichern befreien und sich selbst dann höflich zurückziehen. Schon der Name des Befreiers könnte den Italienern sehr warnende Erinnerungen zurückrufen. Der erste Napoleon hatte aus Italien, nachdem er es ganz ausgeplündert, eine von Frankreich regierte Republik, zwei französische Königreiche und einige Provinzen des Kaiserreichs gemacht. Ludwig Philipp's Minister haben die Erhebung von 1831 durch ihre zweideutigen Reden aufs Haupt geschlagen. Das blinde Vertrauen auf die Franzosen hat 1848 den Chef der Unabhängigkeitspartei niedergeworfen, und ein französisches Heer sogar 1849 die kirchliche Reaction wieder in Rom eingesetzt. Und jetzt glaubt man wieder blind, daß derjenige, der der Republik in Frankreich ein Ende gemacht und die Despotie auf den höchsten Gipfel gebracht hat, Italien eine Art von Freiheit bringen werde, wovon sich eigentlich niemand einen rechten Begriff machen kann. In Piemont sind Flüchtlinge und Emigrirte aus allen italienischen Staaten zusammen, die im Namen ihrer Länder, aber auch ihrer verschiedenen Parteien reden. Piemont faßt dieses Chaos von Meinungen zusammen, übersirnißt damit seine Vergrößerungsplane, und gibt nun vor, im Namen von ganz Italien zu sprechen. Sieht man etwas genauer nach, so ist das Ganze die größte Windbeutelei, die je in der Geschichte vorgekommen ist.

Dies führt uns auf die dritte Frage: Ist Piemont auf seinem eingeschlagenen Weg im Stande, Italien in einen bessern Zustand zu erheben? Ueber das jetzige Gebahren der herrschenden Partei in Piemont geben die Zeitungen höchst trostlose Berichte, die alle Hoffnung auf irgendeine Besserung italienischer Zustände für lange Zeit vernichten.

Man hatte nach 1850 alles Recht zu hoffen, daß das durch theure Erfahrungen belehrte Volk nun besonnen seiner Aufgabe, Italien geistig und moralisch, politisch und social zu regeneriren, obliegen würde. Diese Aufgabe kündigt es freilich immer am pomphaftesten und geräuschvollsten an, wenn es sie am meisten verletzte. Es hatte durch constitutionelle Einrichtungen der freien staatlichen Entwickelung die Bahn gebrochen, es hatte sich aus der Knechtschaft der Hierarchie befreit, es war also gerade mit den Mitteln versehen, die es bei richtiger Anwendung den bestverwalteten Staaten gleichstellen konnten. Es hatte den schwierigen Uebergang sehr glücklich und friedlich überstanden und den übrigen Italienern gezeigt, daß die Befreiung vom kirchlichen und weltlichen Despotismus ohne Revolution möglich sei. Seine Aufgabe, deren Erfüllung man nach den ersten Anfängen so berechtigt war zu hoffen, war nun, auf dem friedlichen Weg fortzubauen und das übrige Italien auch von den Segnungen dieser Befreiung, von dem Aufschwung der materiellen Interessen, von dem Uebergewicht der geistigen Thätigkeit und der moralischen Bildung zu überzeugen. Dazu waren aber viele Jahre einer ruhigen Entwickelung nöthig, um Italien erst Vertrauen einzuflößen, eine öffentliche Meinung an dem glänzenden Beispiel des Gedeihen Piemonts zu bilden, und diese öffentliche Meinung dann langsam in jedem einzelnen Staat ihre unwiderstehliche Macht wirken zu lassen. Der Lehrmeister Italiens hat aber leider schon in den ersten zehn Jahren seine gänzliche Unfähigkeit gezeigt. Der Friede ist die Hauptbedingung seines Amts, statt dessen strebt Piemont nur nach eigener Vergrößerung durch Krieg. Es hat dadurch bei allen italienischen Staaten das Vertrauen verloren. Jeder Versuch eines Bündnisses mit Toscana, Rom und Neapel ist an der Furcht vor piemontesischen Eroberungsgelüsten gescheitert. Selbst ein Handels- und Zollverein kam nie zu Stande. Nicht der kleinste Nachbar will mit Piemont gehen, und doch spricht es immer im Namen Italiens. Seine Kriegs- und Eroberungssucht hat es gegen die Erfahrung blind gemacht, daß die bürgerliche Freiheit unter solchen Fahnen nicht gedeiht. Es hat seine Constitution an dem Tage geschändet, wo es die Stimme der savoyischen Deputirten durch Geschrei und Toben erstickte und einen großen Landestheil durch die Gewalt einer zügellosen Masse mundtodt machte. Derselbe Wahnsinn, der das Parlament gegen Ende 1848 erfaßte und das Land ins Unglück stürzte, regiert jetzt gerade so, Regierung und Parlament stehen schon unter der Gewalt der Wühler, und wie die Sache jetzt ausfallen mag, Piemont wird mehr als zehn weitere Jahre brauchen, bis es sich nur selbst erholen, geschweige denn den andern italienischen Staaten ein politisches Muster geben kann. Derselbe Wahnsinn hat in dem römischen Parlament von 1848 regiert, derselbe in

Neapel bei den zwei Versuchen, die man dort in der Constitution machte, ebenso in Sicilien, und es ist genugsam bestätigt, was Lord Castlereagh der Deputation unter Confalonieri 1814 sagte, daß Italien für eine parlamentarische Verfassung nach dem Muster anderer Staaten nichts tauge.

So unverantwortlich schlecht hat Piemont seine hohe Mission verstanden und erfüllt! Es hat die Achtung, die das hoffende Europa zu zollen anfing, wieder in ein achselzuckendes Mitleid gegen Gesammtitalien verwandelt und die Sympathie jedes verständigen und ehrenhaften Mannes verwirkt. In der besonnenen und weisen Benutzung eines langen Friedens konnte es unermeßliche Vortheile erringen und Italien geben. Es konnte durch seine ungehemmte politische Ausbildung Oesterreich und dessen Einfluß in Italien, besonders nach dem Concordat, weit überflügeln. Im Frieden mußte es das Feld seiner Größe und Macht bauen, die auf dem geistigen und moralischen Uebergewicht seiner Bürger gegründet wäre. Statt dessen bringt es die kaum angesetzte Frucht einer kurzen Entwickelung einem ungewissen Krieg für seine blos politische Gebietserweiterung zum Opfer, für welchen es das Gesindel von ganz Italien anwirbt. Nach dem Kriege wird Italien aus Gründen, welche die Geschichte schon genugsam dargelegt hat, wieder der Reaction in ihrer scheußlichsten Gestalt eines innern Kampfes zwischen Hierarchie und Mazzinismus anheimfallen, die beide den Sieg durch jedes Mittel zur Devise haben. Es ist fast zu fürchten, daß, wie in den letzten Jahrhunderten des römischen Reichs, wenn nicht eine Völkerwanderung vom Norden her wieder gesundes und kräftiges Blut nach Italien bringt, die Geschichte Italiens künftig die Geschichte eines Leichnams sein wird, an dem die Jesuiten und die Mazzinisten als zänkische Wärterinnen sitzen und von Zeit zu Zeit vergebliche Belebungsversuche machen.

Der Krieg.

II.

Wir sind unsern Lesern noch die Fortsetzung des Artikels schuldig, den wir unter derselben Ueberschrift in Nr. 21 dieser Zeitschrift brachten. Doch hoffen wir, auch noch jetzt nicht zu spät damit zu kommen, da sich seitdem in der Lage der Dinge nichts Wesentliches verändert hat. Allerdings ist Ludwig Napoleon seitdem persönlich auf dem Kampfplatz eingetroffen, während der Abreise des Kaisers von Oesterreich von Wien nach Italien in dem Augenblick, da wir dies schreiben, von Stunde zu Stunde entgegengesehen wird. Auch ein erstes einigermaßen ernstes

Zusammentreffen der österreichischen und der französisch-sardinischen Waffen hat seitdem stattgefunden; eine unparteiische Vergleichung der gegenseitigen Schlachtberichte beweist jedoch, daß das von den Franzosen anfangs mit so vollen Backen ausposaunte Gefecht von Montebello in der That nur ein Scharmützel gewesen, das weder für den Gang der kriegerischen Ereignisse noch für die Stellung der beiden Armeen von der geringsten Bedeutung ist, ja nicht einmal auf die Stimmung der Kämpfenden scheint es von irgendeinem erheblichen Einfluß gewesen zu sein.

Wichtiger ist, was sich inzwischen im Innern Deutschlands zugetragen hat. Die von Bundeswegen beschlossene Kriegsbereitschaft wird überall mit großer Promptheit ins Werk gesetzt; in Preußen ist sie bereits vollendet und sogar noch über die eigentliche Bundespflicht hinaus. Auch die nahe bevorstehende Möglichkeit einer allgemeinen Mobilmachung ist in Preußen ernstlich ins Auge gefaßt und alles dazu Erforderliche vorbereitet worden; die Regierung hat für diesen Fall einen Credit von 40 Millionen beansprucht und die Kammern haben denselben, noch kurz vor ihrer Vertagung, einstimmig und unter Versicherung des vollkommensten Einverständnisses mit der von dem preußischen Ministerium befolgten Politik bewilligt.

Unsern Preußenfressern vom jüngsten Datum freilich, diesen neugebackenen Schwärmern für Deutschlands Einheit und Ehre, die fest entschlossen sind, mit Oesterreich durch dick und dünn zu gehen und ihm die Schleppe des Obscurantismus und der Gewaltherrschaft demüthigst nachzutragen, alles natürlich im Namen des großen deutschen Vaterlandes — diesen freilich ist mit dem allen noch nicht genug geschehen. Gestachelt von einem patriotischen Eifer, der sehr wunderlich absticht von der Art und Weise, wie die innern Angelegenheiten des Landes seit langem behandelt werden, hat Hannover bekanntlich beim Bunde den Antrag zur Aufstellung eines Observationscorps gegen Frankreich gestellt — also mit andern Worten zur offenen und vollständigen Parteinahme für Oesterreich und zur Kriegserklärung gegen Frankreich. Dieser Antrag hat denn von seiten Preußens einen ebenso energischen wie wohlbegründeten Protest hervorgerufen und wirklich gewinnt es den Anschein, als ob unsern süddeutschen Freunden damit die verlorene Besonnenheit einigermaßen wieder zurückgekehrt ist. Alle Berichte aus Süddeutschland lassen deutlich erkennen, daß in der dortigen Stimmung ein Umschlag eingetreten ist; dieselben Zeitungen, die noch vor ganz kurzem drohten, gewisse süddeutsche Staaten würden sich auf eigene Hand mit Oesterreich verbinden, stellen jetzt feierlich in Abrede, daß dergleichen Projecte irgend jemals gehegt worden; man fängt an einzuräumen, nicht nur, daß Preußen bei einem etwaigen Krieg gegen Frankreich denn doch nicht wohl zu entbehren sein

dürfte, sondern daß es sich den Beschlüssen der kleinern Mächte auch wol nicht so ohne weiteres unterwerfen wird; ja aus demselben Lande, das sich soeben noch am allergrimmigsten geberdete und am allerlautesten in die Kriegstrompete stieß, aus Baiern, werden Stimmen laut, daß man denn doch wol am Ende zu weit gegangen und daß die von Preußen ergriffene Politik einer bewaffneten Neutralität bis auf weiteres gar so übel nicht sei.

Und hohe Zeit war es, daß unsere süddeutschen Brüder endlich wieder zur Vernunft kamen. Wer sich aufrichtig liebt und der gegenseitigen Liebe gewiß ist, der darf sich ja wol unter Umständen auch die Wahrheit sagen, ja er wird es sogar müssen, je aufrichtiger und herzlicher die gegenseitige Zuneigung ist und je mehr er sich in der Hauptsache einig und verbunden fühlt.

Und so wird es ja wol auch ausgesprochen werden dürfen, daß der Kriegstaumel, der unsern braven Süddeutschen im Laufe der letzten Wochen so plötzlich zu Kopf gestiegen war, sie in Betreff Preußens zu einem höchst undeutschen und unbrüderlichen Verfahren hingerissen hat. Ja was sprechen wir noch von Preußen? da ja die eigentliche Schärfe dieses Schwertes, mit welchem der süddeutsche Enthusiasmus so unbedacht spielt, vielmehr gegen Deutschland selbst und das wohlverstandene Interesse seiner Zukunft gerichtet ist. Wir begreifen es, wenn jemand, der sein Vermögen in österreichischen Papieren angelegt hat — oder der, sei es mit seinen Ueberzeugungen, sei es mit seinem persönlichen Interesse an die ultramontane Partei gebunden ist — oder der aus irgendwelchen Motiven für gut befunden hat, sich und sein Glück auf das Wrack des Absolutismus zu retten — wir begreifen es, sag' ich, wenn alle diese aufs lebhafteste Partei ergreifen für Oesterreich und nicht blos Deutschland, nein, wenn es möglich wäre, die ganze Welt zu seinem Schutze aufbieten. Oesterreichs finanzielle Lage, die, wie man weiß, schon seit langem nicht eben an einem Uebermaß von Gesundheit litt, ist durch den ebenausgebrochenen Krieg aufs äußerste gefährdet und wer irgendwie an dieser Lage persönlich betheiligt ist, der muß allerdings wünschen, daß Oesterreich in den Stand gesetzt werde, den Krieg so glänzend und vor allem so rasch wie möglich zu beendigen. Denn selbst ein verspäteter Sieg würde den finanziellen Ruin nicht aufhalten können; der Patient würde vermuthlich gestorben sein, bevor das Heilmittel fertig wäre.

Oesterreich ist ferner der allgemeine Vorkämpfer und die Hauptschutzmauer des Absolutismus und Ultramontanismus nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa. Es darf dies ausgesprochen werden, ohne Haß und ohne Leidenschaft, und ohne daß die geringste Absicht einer Beleidigung darin gefunden werden kann, da es ja factisch

die Stellung ist, die Oesterreich seit der Reformation, also seit mehr denn drei Jahrhunderten eingenommen hat und noch zur Stunde einnimmt, ja in der es sich noch in diesem Augenblick — man denke nur an das Concordat — erst recht befestigt hat. Seit mehr denn drei Jahrhunderten ist Oesterreich die Nachtseite des deutschen Lebens; alle finstern, alle hemmenden, alle rückläufigen Elemente der deutschen Entwickelung haben von jeher bei Oesterreich eine sichere Freistatt gefunden; alles, was in Deutschland auf Befreiung der Geister, auf Stärkung und Hebung der Volkskraft hinarbeitete, hat stets an Oesterreich seinen, fast muß man sagen, natürlichen Feind gehabt; alle Plane, Deutschland zu einer größern Einheit und damit zu einer glücklichern Entwickelung seines politischen Daseins zu bringen, sind stets an Oesterreich und seinem offenen und geheimen Widerspruch gescheitert. Freilich gibt es überzärtliche Seelen, die dies alles zwar ebenfalls wissen und zugestehen — und was hälfe auch das Leugnen, da ja Oesterreich selbst (und dies sei ihm zum Ruhme gesagt) niemals für nöthig gefunden hat, seine freiheitfeindliche Stellung zu maskiren, im Gegentheil, es ist selbst stolz darauf und findet seine weltgeschichtliche Mission darin, der Hort der Reaction in politischen wie religiösen und wissenschaftlichen Dingen zu sein! — Wohl aber verlangen diese überzärtlichen Seelen, daß man jetzt, da Oesterreich sich in Noth befinde, nicht davon sprechen soll; sie verlangen mit andern Worten, daß wir, der wirklichen oder vermeintlichen Gefahr des Augenblicks zu Liebe, die Vergangenheit völlig aus unserm Gedächtniß streichen und blinden Auges, ohne zu fragen wie noch wo, wie ein wohldressirter Jagdhund, uns in das Gefecht stürzen sollen für einen Herrn, der nach glücklich beendetem Kampf, vielleicht morgen schon, seine schwere Hand wieder auf unsern eigenen Rücken fallen läßt. Brauchen wir noch erst zu sagen, daß solche sehr gemüthvolle, aber auch sehr verstandesschwache Politiker keiner Widerlegung werth sind? — Aber vielleicht thun wir ihnen unrecht. Niemand wird bei seiner starken, sondern jeder immer nur bei seiner schwachen Seite geködert, und da nun Sentimentalität und Gemüthlichkeit bekanntlich die schwache Seite unsers Volks ist, so sind jene sentimentalen Schutzredner Oesterreichs vielleicht gar so dumm nicht, wie sie sich stellen; sie nehmen die Blamage auf sich und lachen ins Fäustchen, wenn sie nur den reellen Vortheil davontragen.

Allein eine noch viel größere Blamage, oder wenn man will, eine noch viel verwegenere Speculation ist es, daß diese österreichischen Parteigänger, statt sich einfach auf das Interesse ihres Geldbeutels oder ihrer kirchlichen oder politischen Stellung zu berufen, vielmehr den Namen Deutschlands misbrauchen und das deutsche Volk im Namen seiner Einheit und Freiheit zum Beistand Oesterreichs aufbieten wollen. Was

hat, wir fragen noch einmal, Oesterreich je für die deutsche Einheit und Freiheit gethan? Aber ja, man erinnert an die Zeit der Türkenkriege und rühmt Oesterreich als die Schutzmauer der Christenheit, an welcher der Grimm der wilden Heiden sich gebrochen und durch die deutsche Bildung und deutsche Sitte vom Untergang errettet worden.

Das klingt nun wieder sehr schön, paßt jedoch in Wahrheit besser in irgendein romantisches Rittergedicht als in eine ernste politische Debatte. Wer hat denn, ihr guten Leute und schlechten Historiker, wer hat denn, ich frage, die kaiserliche Macht, in welcher die Ehre und Einheit Deutschlands repräsentirt war, erst dermaßen sinken lassen, wer hat die Macht und Würde des Deutschen Reichs dermaßen in seinem Familieninteresse ausgebeutet und gemisbraucht, daß die Türken wirklich ein Gegenstand des Schreckens für das Abendland wurden, als eben das Haus Habsburg? Und wißt ihr denn wirklich nicht, o ihr Kinderköpfe, wer in jenen vielgepriesenen Kriegen die Türken eigentlich überwunden hat? Nämlich nicht die Macht Oesterreichs noch sein Muth, noch seine Aufopferung, sondern theils die Ungarn, theils die Polen, theils die Reichsvölker — und auch brandenburger Blut ist vor Wien geflossen, als es galt, den Heuschreckenschwarm der Türken von Deutschland abzuwehren......

Mit diesen historischen Erinnerungen also ist es nichts und noch weniger ist es mit der Gleichartigkeit der Interessen, die man uns aus der Situation des Augenblicks deduciren will. Ueber diesen Punkt haben wir uns bereits in einigen frühern Artikeln unserer Zeitschrift nicht nur so ausführlich, sondern, hoffen wir, auch so deutlich ausgesprochen, daß es erlaubt sein wird, einfach darauf zurückzuverweisen. Gewiß wird es ein Verlust für Deutschland sein, falls Oesterreich seine italienischen Besitzungen einbüßen sollte; allein dieser Verlust ist alsdann von Oesterreich selbst durch die Art, wie es mehr denn 40 Jahre hindurch seine Herrschaft in Italien geführt hat, verschuldet, und statt uns zur Abwehrung dieses Verlustes in einen unabsehbaren Krieg zu stürzen, hätten wir vielmehr selbst Rechenschaft von Oesterreich zu fordern über die Art und Weise, wie es diesen Verlust herbeigeführt hat. Es muß immer und immer wieder ausgesprochen werden, daß der Krieg, den Oesterreich in diesem Augenblick in Italien führt, soweit dabei die Principien der österreichischen Politik in Betracht kommen, die Sympathien des deutschen Volkes nicht hat; wir interessiren uns nicht dafür, daß ein von Haus aus intelligentes, edles und hochsinniges Volk wie die Italiener, mit Hülfe der österreichischen Bajonnete noch länger unter einem Druck gehalten wird, unter dem die Italiener endlich werden müssen, wozu man sie gern machen will: entsittlichte Sklaven; wir interessiren uns nicht dafür, daß, durch österreichische Intriguen genährt, die

Eifersucht der einzelnen italienischen Staaten das unglückliche Land noch länger aller der Vortheile beraubt, die ihm aus einem engern Anschluß seiner politischen und nationalökonomischen Interessen erwachsen würden; wir interessiren uns nicht dafür, daß, im Vertrauen auf Oesterreich, der Papst in Rom seine Misherrschaft noch länger fortsetze, oder daß ein neuer Ferdinand II. von Neapel neue Blutgerüste errichte. Wir werden uns dagegen allerdings für den Kampf Oesterreichs interessiren, sobald derselbe eine solche Wendung gewinnen sollte, daß dadurch entweder das deutsche Bundesgebiet oder auch nur das Ansehen und die Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes bedroht werden sollte. In diesem Falle werden wir allerdings zum Schwert greifen, aber auch dann werden wir es nicht zum Schutze Oesterreichs und seiner Principien thun, sondern lediglich zum Schutz und zur Ehre Deutschlands; ja wir hoffen, daß auch dann noch der Beistand, der Oesterreich aus diesem Auftreten des übrigen Deutschland auch für seine italienischen Interessen nothwendig erwächst, nur unter Bedingungen gewährt werden und Maßregeln und Umgestaltungen herbeiführen wird, welche den Anhängern des österreichischen Concordats wenigstens für einige Zeit die Klauen beschneiden und den Uebermuth der österreichischen Reactionäre dämpfen werden.

Auch ist dies — vielleicht nicht ganz in der Schärfe und Deutlichkeit, wie wir es hier aussprechen, aber immerhin, es ist, so hoffen wir, der leitende Gedanke der gegenwärtigen preußischen Politik und jedenfalls ist es die Ueberzeugung, die, abgesehen von einzelnen kaum nennenswerthen ultrakatholischen Bruchtheilen, das gesammte preußische Volk und überhaupt alle Deutschen durchdringt, im Norden wie im Süden, die noch einer gesunden Einsicht und eines klaren Urtheils fähig sind.

Hat nun die preußische Politik, hat das preußische Volk überhaupt damit die Angriffe und Verdächtigungen verdient, zu deren Zielscheibe es im Laufe dieser letzten Wochen und Monate von Süddeutschland aus gemacht worden ist? Solange diese Angriffe und Verdrehungen nur in den Spalten gewisser obscurer Parteiblätter bleiben, so lange kann man zu denselben einfach die Achseln zucken; wenn sich aber selbst ein Blatt von dem „Weltruf“ wie die augsburger „Allgemeine Zeitung“ dazu hergibt, das nur wenig gemilderte Echo dieser Schmähungen zu machen, so ist das ein beklagenswerthes Zeichen, nicht nur für die Ausdehnung, welche der Fanatismus der Parteileidenschaft bei uns gewonnen hat, sondern namentlich auch für die höchst unklaren Begriffe, die selbst von übrigens geistvollen und verständigen Männern mit dem Namen der deutschen Einheit verbunden werden. Denn alle diese Anklagen, diese Verdächtigungen, diese Schmähreden gegen Preußen, in wessen Namen werden sie erhoben? Etwa im Namen des Absolutismus, oder der ultra-

montanen Partei? Oder auch nur der österreichischen Actionäre? Nichts von alledem: sondern immer ist es die deutsche Einheit, auf die man lospaukt, um Preußen damit zu treffen.

Fühlt man denn in Süddeutschland wirklich nicht und sollte es namentlich den kenntnißreichen und einsichtsvollen Männern, in deren Händen die Leitung der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ sich befindet, entgehen, welch böses Blut damit nothwendig in Preußen erzeugt werden muß und wie sehr sie auf diese Weise der von ihnen übrigens doch so hoch gehaltenen und so heiß erstrebten deutschen Einheit entgegenarbeiten? Wahrlich, das preußische Volk hat in dieser jüngsten Zeit eine bewundernswerthe Mäßigung und eine wahrhaft männliche Besonnenheit an den Tag gelegt; es kann doch nicht so ganz schlimm sein mit der sittlichen und politischen Verwilderung, welche das Ministerium Manteuffel-Westphalen (das, beiläufig bemerkt, unsere Freunde in Süddeutschland uns jetzt nachträglich so vielfach vorrücken) unter der preußischen Bevölkerung angerichtet hat, wenn das preußische Volk noch im Stande ist, selbst gegenüber den Angriffen der ihm zunächst stehenden, der eigenen Brüder und Stammgenossen, so viel politische Bildung und so viel echten deutschen Sinn zu zeigen, wie es in dieser jüngsten Krisis gethan hat. Unsere süddeutschen Brüder wenigstens, insbesondere die heißblütigen Baiern, die ihren Herrn von der Pfordten so rasch vergessen zu haben scheinen, wie sie ihn langsam losgeworden sind, hätten wir auf diese Probe nicht stellen mögen; trotz ihrer gepriesenen staatsmännischen Bildung und trotz des Uebergewichts ihrer Liebenswürdigkeit, würden sie dieselbe, fürchten wir, doch kaum halb so gut bestanden haben wie die naseweisen, arroganten und gemüthlosen Preußen.

Allein dies alles zeigt nur, wie sehr nöthig es ist, daß dem politischen Leben unsers Volks endlich eine andere, seinen Bedürfnissen entsprechendere Gestalt gegeben wird und wie recht wir hatten, da wir in unserm neulichen Artikel die innern Zustände Deutschlands noch viel verwahrloster und viel gefahrdrohender nannten als seine militärische Lage. Der Ausführung dieses Satzes werden wir in einer unserer nächsten Nummern einen weitern Artikel widmen.

Literatur und Kunst.

Zeitgedichte.

Der kriegerische Lärm, der sich von Westen und Süden her über Deutschland verbreitet, hat auch unsere politische Muse aus dem Schlummer erweckt, in den sie seit dem Jahre achtundvierzig versunken war. Oder ist sie in Wahrheit auch noch jetzt nicht völlig erwacht? und diese einzelnen Stoßseufzer, diese abgebrochenen Reden und Ausrufe, die sie vernehmen läßt, sind nur ein Lallen und Stammeln im Schlaf? Fast möchte man es glauben. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, hier den alten und dabei doch so überflüssigen Streit über die Berechtigung der politischen Dichtung zu erneuern; wohl aber scheint uns eins festzustehen: nämlich daß die politische Poesie und namentlich die politische Lyrik eine starke, einfache, ihrer selbst gewisse Leidenschaft zur Voraussetzung haben muß, und das nicht blos in dem einzelnen Dichter, sondern auch in dem Publikum, dessen Sympathien sie erwecken, dessen Empfindungen sie mit sich fortreißen will. Wie aber ist nun gegenüber der völlig unklaren und confusen Weltlage, in der wir uns befinden, eine solche einfache, starke, selbstgewisse Leidenschaft möglich? Bei keiner der Parteien, die in diesem Augenblick um den Besitz von Italien streiten, kann man mit vollem und ungetheiltem Herzen sein. Weder für Ludwig Napoleon, den Befreier Italiens in spe, den wir jedoch einstweilen nur als Bevölkerer von Cayenne und Lambessa kennen, vermögen wir zu schwärmen, noch auch für die Oesterreicher, die eigentlichen Schutzherren des italienischen Absolutismus, die während eines mehr denn vierzigjährigen Besitzes den deutschen Stamm in Italien verhaßt gemacht haben wie die Sünde; was aber Italien selbst und seine Einheit und Freiheit betrifft, so sollten wir die Schwärmerei dafür füglich den Italienern überlassen, die ja wol am besten wissen werden, was ihnen noth thut. So bleibt der Poesie denn aus der gegenwärtigen unklaren und in sich selbst gespaltenen Aufregung nichts übrig als das sehr allgemeine und sehr blasse Pathos, daß wir entschlossen sind, uns unserer Haut zu wehren und uns nicht nehmen zu lassen was wir haben. Wir nennen dies Pathos ein blasses und dürftiges, weil es sich bei jedem nicht ganz entnervten und verwahrlosten Volke von selbst versteht, und weil nur ein Feigling, der seine eigene Furcht damit übertäuben will, mit den Heldenthaten renommirt, die er künftig einmal thun wird. Geradezu lächerlich aber werden diese Renommistereien, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, überhaupt noch gar kein Feind vorhanden ist, der uns etwas thun will. Im Gegentheil hat Frankreich bekanntlich die bündigsten Versicherungen gegeben, daß es von jeder Feindseligkeit gegen Deutschland entfernt ist und daß ihm alles daran gelegen, den Frieden mit seinen Nachbaren diesseit des Rhein zu erhalten. Nun muß es allerdings jedem überlassen bleiben, wie viel oder wie wenig er von diesen Versicherungen glauben will, ja wir selbst gestehen offen, daß auch unser Glaube daran nicht sehr groß, vielmehr halten wir es für sehr wahrscheinlich, daß früher oder später Ereignisse eintreten werden, durch welche Ludwig Napoleon sich, möglicherweise sogar wider seinen Willen, genöthigt sehen wird, die Waffen

über den Rhein zu tragen. Allein diese Möglichkeit zu erörtern, ist Sache der Publicistik, nicht aber der Poesie; schreibt Zeitungsartikel, schreibt Broschüren, aber versucht nicht zu dichten, wo es nichts zu dichten gibt, weil es nämlich an der in sich geschlossenen, ihrer selbst bewußten poetischen Stimmung fehlt. Auch berufe man sich nicht auf das Jahr vierzig und die wahrhaft volksthümliche Wirkung, welche damals das Becker'sche Rheinlied hervorbrachte. Auch in dem Becker'schen Rheinlied, es ist wahr, spricht sich nur das negative Pathos aus, daß die Feinde nicht haben sollen, was wir besitzen. Wie gesagt, ein ganz einfältiges Pathos, das Pathos der Philister und Renommisten. Aber dennoch war diese Renommage damals bei weitem erträglicher als jetzt, ja sie durfte damals sogar eine gewisse Berechtigung in Anspruch nehmen. Denn erstlich zeigte damals der kleine Thiers wirklich ein ziemlich ernsthaftes Gelüste, den großen Napoleon zu spielen und für den verlorenen Einfluß im Orient sich am deutschen Rhein zu entschädigen; zweitens aber, was uns die Hauptsache dünkt, war das Gefühl der Nationaleinheit, die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns, gemeinsamen Widerstandes damals in Deutschland noch etwas so Neues, so Unerhörtes, wir hatten unter dem langjährigen Druck der Restauration das Bewußtsein unserer selbst und unserer nationalen Würde so völlig verloren, daß schon diese Erinnerung an das, was sich bei jedem gesunden, wahrhaft lebensfähigen Volke von selbst versteht und was daher bei einem solchen gar nicht erst ausgesprochen wird, am wenigsten aber in Liedern und Gedichten, bei uns allerdings im Stande war, eine gewisse Sensation hervorzubringen. Jetzt, gottlob! ist das anders; das Jahr achtundvierzig, wenn es auch zunächst zu dem gehofften Ziele nicht geführt hat, ist doch nicht ganz vergeblich gewesen, wir wissen jetzt, daß die Einheit Deutschlands die nothwendige Voraussetzung jeder politischen Entwickelung ist, welche die Zukunft uns noch bringen kann, und die das noch heute nicht wissen, nun, die wollen es eben nicht wissen und werden auch durch die Verse unserer Poeten nicht bekehrt werden.

Solange diese also wirklich nichts anderes zu singen haben, als daß wir uns nicht fürchten und die Franzosen, wenn sie über den Rhein kommen, tüchtig auf den Kopf schlagen sollen, solange, meinen wir, thäten sie besser zu schweigen, oder wenigstens so lange zu warten, bis die Schlachten, mit denen sie renommiren, wirklich geschlagen werden. Und doch ist dies Renommiren mit künftigen Siegen, dies Pochen und Drohen gegen einen Feind, der noch gar nicht vorhanden, das ganze Pathos z. B. der kleinen Sammlung, die unter dem Titel: „Vorwärts! Lieder für das deutsche Volk von Hermann Franke“ (Querfurt, Schmidt) erschienen ist. Der Verfasser hat es gewiß außerordentlich gut gemeint und auch seinem Versbau ist eine gewisse Gewandtheit, seiner Sprache, abgesehen von einzelnen platten und prosaischen Stellen, eine gewisse Wärme und Innigkeit nicht abzusprechen. Doch kann uns das nicht für die Gemeinplätze entschädigen, die uns hier übrigens geboten werden.

Deutsches Heldenvolk, erwache,
Wappne dich mit Schild und Speer.
Töne, Schrei des Zorns, der Rache,
Von den Alpen bis zum Meer!

Nun ja, das ist sehr schön und gut, nur haben wir es schon gehört und zwar so oft und in so verschiedenartigen Variationen, daß wir der Melodie allmählich überdrüssig geworden sind. Es ist vielleicht zu viel verlangt, daß der Poet immer neu sei, aber dann soll er wenigstens dem bekannten Inhalt eine neue Form zu geben, dem oft betrachteten Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen wissen. Am meisten gilt dies offenbar von dem Zeitdichter, der eben ganz in der Stimmung des Augenblicks steht und sie poetisch wiederzugeben sucht; der Zeitdichter kann einseitig, übertrieben, maßlos sein, aber er muß wenigstens immer, wenn auch in verzerrten und vergröberten Zügen, den Charakter seiner Zeit tragen. Dies Charakteristische fehlt den vorliegenden Gedichten, zum Theil, wie wir schon oben erinnerten, weil es der Zeit überhaupt fehlt, zum Theil aber auch, weil das Talent des Verfassers nicht ausreicht, sein Verständniß der Zeit nicht tief genug ist, ihm über die allgemeinen Phrasen von Vaterland, Freiheit, Einigkeit, Franzosenhaß rc. hinwegzuhelfen.

Mit größerer politischer Bildung und genauerer Kenntniß der Weltlage ist der ungenannte Verfasser von „El Principe de la Paz und die Micheline, ein Puppenspiel in drei Acten" (St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer) an seine Aufgabe gegangen. Allein gelöst hat auch er sie nicht, theils weil sein politischer Standpunkt ein falscher oder doch wenigstens ein poetisch unfruchtbarer, theils weil es ihm wenn nicht an poetischem, doch jedenfalls an dramatischem Talent gebricht. Der Verfasser ist Skeptiker, ja noch mehr, er ist Pessimist; alle Parteien haben in seinen Augen gesündigt, an allen erblickt er nur das Verfehlte, ja Kindische ihrer Bemühungen, die Vergangenheit erscheint ihm als ein Gewebe theils von Thorheiten, theils von Schurkereien, die Gegenwart trostlos, die Zukunft ohne Hoffnung. Nun kann eine solche Auffassung unter gewissen Umständen individuell berechtigt sein; wie man niemand seine Hoffnungen zerstören soll, so kann man auch niemand zwingen zu hoffen, der, vielleicht in Folge ganz bestimmter persönlicher Erfahrungen, Muth und Hoffnung verloren hat. Aber nur poetisch ist eine solche abstracte Desperation, die überall nur Thorheit und Verbrechen, nur Tod und Untergang erblickt, ganz gewiß nicht. Am wenigsten aber ist sie im Stande, ein komisches Kunstwerk zu erzeugen; gerade der komische Dichter, der Satiriker, der mit den Waffen des Witzes die schlechte Wirklichkeit in Trümmer schlägt, gerade er bedarf mehr als jeder andere der Grundlage einer festen positiven Ueberzeugung, gerade ihm, dessen Humor auch selbst noch die Laster und Thorheiten der Welt poetisch verklären soll, thut der Glaube an das Wahre, Schöne, Göttliche und seinen endlichen Sieg am allermeisten noth. Dieser Glaube fehlt dem Dichter des vorliegenden Puppenspiels und damit natürlich auch an dem letztern selbst der wahre poetische Humor. Das Ganze besteht aus einem Mischmasch satirischer Einfälle, kleiner poetischer Stachelreden, unter denen sich im einzelnen manches recht Witzige findet, der Gesammteindruck aber bleibt ein halber und unbefriedigender, weil es eben an dem Gegensatz einer bestimmten positiven Weltanschauung sowie überhaupt an der künstlerischen Versöhnung fehlt; der Dichter kommt aus dem abstracten Negiren nicht heraus und das ist allemal unpoetisch. Dazu kommt nun, daß er keine Ahnung zu haben scheint von den Grundbedingungen der dramatischen Dichtung. Weder von Hand-

lung noch von Charakteristik zeigt sich in diesem Puppenspiel die geringste Spur; es ist eine Reihe locker zusammengefügter Scenen — aber nein, auch nicht einmal Scenen sind es, nur einzelne Epigramme oder noch besser, epigrammatische Monologe, welche bestimmten Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden und in denen der Reihe nach die Ereignisse der Jahre achtundvierzig, der Krimkrieg und endlich die gegenwärtige Situation durchgehechelt werden. Auch die Persönlichkeiten selbst hat der Verfasser nicht verstanden zu wirklichem dramatischen Dasein zu erheben. Es fehlt ihnen alles eigene Leben, aus allen spricht immer nur der Verfasser und zwar in derselben skeptischen, alles bezweifelnden, alles verspottenden Weise. Bei alledem wollen wir auch hier den guten Willen und die edle patriotische Absicht des Verfassers nicht bezweifeln, nur wenn er als Dichter auftreten, wenn er mit dem Zauberlicht der Poesie die Spukgestalten der Gegenwart beleuchten wollte, so hätte er sich vorher von seinen persönlichen Verstimmungen freimachen und neuen Muth und neuen Glauben an die Zukunft gewinnen sollen. Es ist eine klägliche Zeit, in der wir leben, ohne Zweifel: allein wenn auch die Dichter in Trübsinn und Mismuth versinken, wenn auch die Poesie aufhören wollte, auf die bessere Zukunft hinzudeuten, die ja doch endlich kommen muß mit derselben göttlichen Gewißheit, mit der die Sonne jeden nächsten Morgen aus Nacht und Dunkelheit wieder emporsteigt, wozu wären die Dichter denn überhaupt noch nütze? Ja wer möchte die Last dieses Daseins alsdann überhaupt noch ertragen?!

Einen ungleich reinern und wohlthätigern Eindruck macht das kleine fliegende Blatt, das Hermann Grieben unter dem Titel „Constanter ac sincere! Norddeutsche Frühlingsterzinen an das deutsche Volk“ (Stettin, von der Nahmer) herausgegeben hat. Zu den Zeitereignissen steht das Gedicht nur in den allgemeinsten Beziehungen; der Dichter knüpft an die alte homerische Sage vom Raub der Briseis sowie an die ritterliche Gestalt Dante's, des Dichters der „Göttlichen Komödie“ an und benutzt beides, dem deutschen Volk die Nothwendigkeit der Einheit und des brüderlichen Zusammenhaltens ins Gedächtniß zu rufen. Namentlich von der Figur des Dante macht er einen sehr schönen, echt poetischen Gebrauch; er führt ihn ein in seiner Sterbestunde, wie er, verbannt und flüchtig, auf den Stufen zu Ravenna sitzt und noch einmal einen letzten Weheruf erhebt über sein unglückliches Vaterland. Dann fährt der Dichter fort:

O, ständ' er wieder auf den Marmorstufen
Ravennas jetzt und säh' ins Land hinaus!
Die Erde bebt von fremder Rosse Hufen
Und am Ticino brüllt der wilde Strauß
Der Welfen dort und hier der Ghibellinen;
In hellen Flammen lobert Hof und Haus,
Von blut'ger Lohe ist das Land beschienen,
Despoten würfeln um das Paradies,
Dem Ew'gen nicht, dem Teufel muß es dienen.
O steig' herauf aus deinem Grabverließ,
Du mächtiger Prophet, und donnernd pred'ge,
Was Gottes heil'ger Geist dich pred'gen hieß!
Denn wieder tobt der Zwist, der Freiheitsschäd'ge,
Der alte Fluch ist's und die alte Schmach,
Noch immer nicht erfüllt ist die „Komödie“.

Doch du, mein deutsches Volk, dem denke nach!
Das bitt're Weh, noch heut' ist's unvergessen,
In dem dein Herz voreinst zusammenbrach,
Weil sich's in Bruderzwist und Haß versessen.
O deutsches Volk, jetzt halte beff're Wacht!
Du kannst dich stark mit allen Teufeln messen,
Sei einig nur! Der Feind kommt über Nacht.

Da steh' ich hier am Meer in stillem Sinnen:
Schön ist der Ocean in seiner Pracht,
Ein ewig Fluten, Wogen und Zerrinnen;
Wenn auch die Einzelwelle sich zerstäubt,
Das ganze Meer muß doch im Streit gewinnen,
Das ganze ist's ja, was unsterblich bleibt!
So mancher hat am wilden Meer gestanden,
So manchen hat der Wogensturm betäubt,
Ja, manche schmäh'n dies Brausen und dies Branden.
O laßt sie schmäh'n! sie haben nie das Meer,
Des Meeres heil'ge Sprache nie verstanden.
Die Freiheit ist es, die gedankenschwer
Aus diesen Ungewittern zu uns redet
Und ruft: frisch auf, ihr Streiter! Greift zum Speer!
Stürzt in den Kampf der Zeit! Frisch auf! Befehdet
Den Lügengeist, der euern Geist verflacht
Und der zum Kirchhof euer Herz verödet!

Schon aus dieser Probe wird der Leser erkennen, mit welcher Kraft und welchem Wohllaut der Dichter die Sprache zu handhaben weiß; es rollt in seinen Terzinen wirklich etwas von Dante'schem Geist und strenger Dante'scher Erhabenheit. Schade nur, daß er das im Wesen der Terzine liegende und darum auch von Dante selbst so streng beobachtete Gesetz, daß mit jeder dritten Zeile der Sinn schließen oder doch wenigstens einen merkbaren Ruhepunkt erreichen muß — ein Gesetz, das unter uns Neuern zuerst Chamisso entdeckte und befolgte — nicht durchgängig beobachtet hat; seine Verse würden dadurch noch an Nachdruck und Wohllaut gewonnen und damit der Werth des ganzen Gedichts sich noch erhöht haben.

Schließlich sei hier noch ein Gedicht erwähnt, das zwar nur uneigentlich hierher gehört, insofern es ohne alle Beziehung zu den gegenwärtigen Ereignissen geschrieben und sogar (nach der vom Mai 1858 datirten Widmung) schon lange begonnen war, bevor die gegenwärtigen Verwickelungen eintraten: „Haspinger. Jubiläumsgabe zur Erinnerung an den Tyroler Kampf vom Jahre 1809 von Georg Fischer" (Ulm, Sailer). Doch zeigt sich an diesem Gedichte wieder recht, wie, was nur überhaupt einmal lebendig empfunden und dargestellt ist, auch seine lebendige Wirkung behält für jede Zeit. Der Verfasser besingt den tiroler Freiheitskampf von 1809. Man kann über den Werth dieser tiroler Erhebung verschiedener Ansicht sein; gewiß waren auch ihr viele unklare und unreine Elemente beigemischt. Doch darf dies so wenig wie die Beschränktheit des Princips, für welches die Tiroler in den Tod gingen, uns hindern, das Großartige und Heldenmäßige dieses Todes selbst anzuerkennen. Unter den Ueberlebenden nimmt bekanntlich der alte Haspinger, der Held vom Iselberg (gestorben als Zweiundachtzigjähriger im Jahre 1858) die erste Stelle ein. Seiner Verherrlichung ist das vorliegende Gedicht gewidmet und zwar verherrlicht der

Dichter ihn mit so warmen, beredten und dabei so einfachen, so innigen Worten, seine Schilderungen sind so lebendig, der Hauch jener Zeit ist so treu, so unverfälscht wiedergegeben, daß sich das Herz des Lesers unwiderstehlich davon ergriffen fühlt; ja ohne es zu wollen, hat der Dichter hier ein Bild aufgestellt, vollkommen geeignet, der Gegenwart zum Spiegel zu dienen, indem darin Eigenschaften gepriesen und Thaten verherrlicht werden, deren jedes Volk, das nicht völlig ins nichts versinken will, jederzeit und unter allen Umständen bedarf. Wir theilen nachstehend Anfang und Schluß des Einleitungsgedichts mit, indem wir hoffen und wünschen, daß diese Probe dem Leser zur Veranlassung dienen wird, die persönliche Bekanntschaft des liebenswürdigen und echt poetischen Buches zu machen.

Aus Gräbern ruf' ich sie herüber,
Auf daß in leichtem, wehn'dem Flug
Durch diese Zeit, die täglich trüber,
Umwallen mag ihr Geisterzug,
Daß jeder Seele, die verdrossen
Umwölkt in dumpfer Gegenwart,
Ein Heilquell reich sei aufgeschlossen:
Der theuern Väter Heldenart.

O fänd' ich nur die rechte Weise,
Des Liedes wonnevollsten Klang,
Daß dir zu einem würd'gen Preise,
Du Heldenmönch, erkläng' der Sang!
So mach' dich auf, emporzusteigen
Aus deiner Ruhe Heiligthum,
Und laß dein kühnes Haupt sich neigen
Zum Lied von dir und deinem Ruhm.

. . . .

Das ist kein Seufzen und kein Klagen
In solchem Sang und blut'ger Zeit;
Wild an die Herzen möcht' es schlagen —
Und wär' auch Eines nur bereit,
Dem hellen Waffenklang zu lauschen,
Der neu erwacht durchklirrt dies Lied:
Doch hört' es Morgengrüße rauschen,
Und fühlte, wie die Nacht entflieht.

Empor mit deinen Schützen allen,
Nimm Kreuz und Schwert in deine Hand!
Du sollst, verklärt im Liede, wallen
Weithin durchs große Vaterland.
Bewahr' es recht: es ist ein Segen
Vielleicht in dieser schwülen Zeit,
Wenn Lieb' und Treu' aufs neu' sich regen.
Und wär' auch nur Ein Herz bereit.

R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Mitte Mai 1859.

R. D. Vier Wochen liegen zwischen meinem neulichen Briefe und dem heutigen, und eine Welt bedeutungsvoller geschichtlicher Entscheidungen hat sich während jener Zeit vor uns aufgethürmt. So sehr, nach dem Bilde, das Ihnen die hiesigen Zeitungen entrollten, die wiener Zustände sich gänzlich verändert zu haben scheinen, so wenig zugleich können Sie aus dem journalistischen Spiegel der Kaiserstadt im gegenwärtigen Augenblick eine wahre Vorstellung derselben gewinnen. Sie lasen von Adressen, die aus allen Magistratsgebäuden der Monarchie an die Stufen des Thrones kamen, Sie hörten von den patriotischen Spenden, die sich von Tag zu Tag hier ansammeln, Sie vernahmen von dem ungestümen Andrang kriegslustiger Freiwilliger, Sie hörten von „unerschütterlichen" Ergebenheitskundgebungen der Adelsgenossenschaften, von erzbischöflichen und bischöflichen Anordnungen „heilsamer Gebete" für den Sieg der kaiserlichen Waffen, ja sogar von der Mobilmachung gesinnungstüchtiger Gefühle im Schos der

Universitäten Wien und Prag. Aber Sie wissen bei alledem nicht, was der Kern der Intelligenz und des Bürgerstandes jetzt denkt und empfindet, welche Hoffnungen und Erwartungen in ihnen aufsteigen, wie groß theilweise die Sympathien sind, die man hier für die Haltung Preußens hegt und wie gering sie dennoch ins Gewicht fallen, wenn man sich des Häufleins erinnert, das sie vertritt, und des Werthes sich bewußt wird, den man ihnen von oben beilegt. Wäre das Volk im ganzen hier nicht so politisch unreif und verstände die Mehrzahl nur ein bischen besser zu folgern und zu schließen, so würde gerade jetzt ein anständiges Compromiß zwischen der eingewurzelten Abneigung des Wieners gegen preußisches, oder vielmehr norddeutsches Wesen und dem geistigen Bedürfniß Oesterreichs nach den großen Gütern, die Preußen verficht, zu Stande kommen. Es gibt im Völkerleben ebenso wenig ein abstractes Ideal, das nämlich fruchtbar werden könnte, als in der Kunst, und begriffe man dies in Wien, so schlösse man sich generell (im Volk nämlich) an eine Fürstenmacht an, die, allerdings nicht aus Vorliebe für den Liberalismus, sondern weil ihre Existenz und ihr Einfluß auf Deutschland damit verknüpft ist, den protestantischen Fortschritt, in der intellectuellen Bedeutung des Wortes, schirmt und fördert. Aber leider gesellt sich zu der Dumpfheit, die in geistiger Beziehung auf dem Wienerthum lastet, die Schlaffheit der Männer, die aus Wissenschaft und Literatur heraus ab und zu elektrische Schläge auf den Volkskörper führen könnten, sowie die Unbildung und zurechnungsfähige Vorsicht der Repräsentanten der sogenannten öffentlichen Meinung in den Tagesblättern. Jene glauben, eine ungemein muthige That vollbracht zu haben, wenn sie, eben eine Stunde nach der österreichischen Kriegserklärung, in einer Kritik der Memoiren Guizot's der Dynastie Napoleon einen Hieb versetzen; diese wieder glauben, den publicistischen Anforderungen dadurch zu genügen, daß sie gerade jetzt auf die Gothaer losfahren. Die Männer der Wissenschaft und der hohen Staatsämter in Preußen dagegen ließen, lange bevor die europäische Krisis ausgebrochen war, den Jahrestag der Vollendung der deutschen Reichsverfassung bei einem Bankett leben und die „Nationalzeitung" plaidirt, trotz ihrer Antipathie gegen Oesterreich, im Hinblick auf die nationalen Fragen, für ein innigeres Zusammengehen Preußens mit Oesterreich.

Unsere „Lokalliberalen", wie sich neulich ein Correspondent irgendwo ausdrückte, belächelten die Broschüre des Baron Eötvös, welche Repräsentativverfassung begehrte, dieselben Lokalliberalen, die keine Secunde zögern würden, ihre Stimme in den Ruf nach Concessionen zu mischen, sobald nur ein Collot d'Herbois einmal wieder reden darf. Rund heraus gesagt: Wien mangelt das schöpferische Moment des Geistes, der Fanatismus des Denkens, und aus diesem Mangel entspringt die allgemeine Furcht, auch nur um eines Haares Breite über die ultraloyalen Grenzpfähle hinaus zu schreiten und auch nur das Geringste scharf zu betonen, was, wenn auch nicht als gefährlich, doch als unangenehm angesehen werden könnte. Nicht einmal unter den Poeten ist ein Unvorsichtiger, selbst Eduard von Bauernfeld nicht ausgenommen, der zwar vor dem Ausbruch der Märzrevolution den Beaumarchais spielte, aber nur auf Kosten der damaligen Eifersüchteleien zwischen Metternich und Kolowrat, nicht auf seine eigenen. Im Laufe des Jahres achtundvierzig wurde er bald „objectiv" und zog ein aristophanisches Kleid

an (soweit ihm solches zu Gebote stand), indem er ein zahmes Thierepos schrieb, das gegen die Uebergriffe der Bewegung eiferte. In der Zeit der Hausuntersuchungen und der Kriegsgerüchte beschäftigte er sich mit der Darstellung ethischer „Krisen" nach Feuillet'schen „Kategorien", und befand sich, gnädig betrachtet, immer auf dem Repertoire des Burgtheaters. Als das Concordat mancher wichtigen Fraction im Staate unbequem zu werden anfing, da verfaßte er ein „Buch von uns Wienern", worin er an den langen schwarzen Röcken zupfte, die Kanonenstiefel beleidigte, die Zukunftsmusik verhöhnte, das gemüthliche alte Wien elegisch beweinte und die verschiedenartigsten Klagelieder auf den Pfeifen blies, die er sich aus dem zum Untergang bestimmten Sumpf der wiener Backhändelepoche geholt hatte. Es wundert daher keinen Einsichtigen jetzt, wenn andere „Poeten", die sich nie den Anschein des Liberalismus gegeben haben, dem Kampf, der heute gekämpft wird, eine bloße Büreautendenz unterschieben und Kriegslieder in die Welt schicken, deren schlechte Verse durch die fünfprocentigen Obligationen paralysirt werden, die solch' ein Tyrtäus, dem realistischen Princip der modernen Aesthetik huldigend, ihnen beilegt.

Trotz alledem und alledem aber braucht man, falls die geschichtlichen Ereignisse keine im Sinne der Ehrlichen und Denkenden schlimme Wendung erfahren, an der Zukunft Oesterreichs nicht zu verzweifeln. Denn wir besitzen genug Elemente in der Beamtenwelt und in der Armee, welche vom wahren Geist der Zeit getränkt sind, und namentlich wirkt das liberalste Regierungsorgan in Oesterreich, die oberste Polizeibehörde, so wunderlich es klingen mag, hier und dort aufs Bessere hin, und ist nur in der nächsten Frist ein festerer Rechtsboden im allgemeinen und eine halbwegs freiere Strömung im Unterricht und in der Presse gewonnen, so werden die Jesuitenhetzereien und Sebastian Brunner'schen Lächerlichkeiten und Trivialitäten zu einer geringfügigen Schlacke der katholischen Hierarchie herabsinken. Der im Kern gesunde Volkscharakter wird sich dann naturgemäß in wenigen Decennien höher entwickeln und die Leiter des Staatsruders werden sich überzeugen, daß der Weg zur Irreligiosität der Massen und zur generellen Auflösung der Gläubigkeit gerade am sichersten durch die Pforten geht, deren Angeln unter den Händen der Dunkelmänner winseln.

Wer übrigens jetzt Wien betrachtet, wie es sich in den Straßen darstellt, der erinnert sich unwillkürlich gewisser historischer Trauerspiele in der Manier Shakspeare's: gewaltige Einleitungsscenen, ein Heer von Gestalten, hochfliegende Apostrophen, Repräsentanten aller Stände und Parteien, aber das wirkliche Pathos fehlt, der Faden, der die Theile verknüpft, der große Zug des gesteigerten Lebens. An den Häuserecken sind Aufrufe „patriotischer Vereine" angeschlagen, Akademien angekündigt zum besten der Freiwilligen, der Witwen und Waisen der Gefallenen, Munitions- und Bagagewagen rasseln vorüber, wo man auch steht und geht, Rekruten werden exercirt und Freiwillige schlendern und torkeln an einem vorbei. Heute vernimmt man, einige der letztgenannten hätten einen polnischen Juden gezwungen, Schweinefleisch zu essen, morgen hört man, eine hervorragende, aber misliebige militärische Persönlichkeit wäre ihres Postens enthoben. Die Kreuzerjournale weisen durch Plakate in der Frühe auf den interessanten Inhalt ihrer Abendblätter hin, das eine dieser Journale eröffnet einen

Roman „Der Spion von Aspern", das andere einen Roman aus der Neuzeit Italiens „Der Geheimbund des Schweigens" und zugleich liegt der Nummer der Zeitung das Porträt Alexander von Humboldt's bei, von dem die Leser jenes Romans so viel wissen wie Sie von der letzten Posse unsers Volksdramatikers Friedrich Kaiser. Auch neue Journale tauchen auf, wie „Der Fortschritt", herausgegeben von Hrn. Isidor Heller, dessen Jungfernleitartikel Europa, respective den kriegführenden Mächten darthut, daß Isidor Heller längst Ideen ausgesprochen, deren Beachtung von seiten der Regierungen den Zusammentritt des Congresses möglich gemacht hätte.

In den Theatern sieht es nicht erquicklicher aus. Das Burgtheater bemüht sich, gegenüber der Feindseligkeit, die nun gegen das Franzosenthum überall herrscht, demselben Gerechtigkeit zu erweisen; das Repertoire wimmelt von Uebersetzungen aus dem Französischen und von Gästen, die der deutschen Schauspielkunst keineswegs zur Ehre gereichen. Nach Shakspeare's historischen Stücken, die eben im gegenwärtigen Augenblick einen ganz specifischen Eindruck hervorbringen müßten, darf sich kein Gebildeter sehnen: denn nur in den seltensten Fällen ragt die Darstellung einer Tragödie bei uns über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinaus und Dramen, wie „Wallenstein's Lager", das heute so recht a tempo käme, darf die Direction nicht spielen lassen, weil die Geistlichkeit mit der Figur des „Kapuziners" auf gespanntem Fuße steht.

In der Italienischen Oper, die über Gebühr matt ist, häufen sich die Fiascos, und blos Nestroy leistet mit seiner Bühne etwas Gutes, hier und da Vortreffliches. Eine eigenthümliche Erscheinung, die ich einmal zu beleuchten suchen werde: gerade in Wien, das im politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben keine bestimmenden positiven Resultate geliefert hat, bildete sich die zersetzendste Parodie aus, die ich in Deutschland kenne. Aristophanes und Voltaire operirten gegen kranke, mit Gift bereits versetzte Säfte; Nestroy aber (den beiden außerordentlichen Menschen nicht als Individuum, nur als Culturphänomen gegenübergestellt) wühlt in dem von ihm selbst vergifteten, an sich gesunden Fleisch und Blut herum.

Aus Kurhessen.

Mai 1859.

K. R. Wenn in jüngster Zeit in mehreren, namentlich süddeutschen Blättern aus Kurhessen berichtet wurde, daß unsere Bevölkerung mit dem Verhalten Preußens in der gegenwärtigen politischen Situation unzufrieden sei, so müssen diese Nachrichten mindestens als sehr ungenau bezeichnet werden. Zwar tragen die Anhänger zweier politischer Richtungen eine besondere Vorliebe für Oesterreich und Abneigung gegen Preußen zur Schau: allein es wird niemand, der die hessischen Verhältnisse einigermaßen kennt, behaupten wollen, daß die Ansichten derjenigen, welche sich vordem unter dem Banner Hassenpflug's und Vilmar's scharten, auf der einen Seite, und einiger Mitglieder der gegenwärtigen, auf Grundlage der provisorischen Verfassung von 1852 zusammengesetzten Ersten Kammer auf der andern, als maßgebend zu betrachten seien. Jene waren zu Zeiten des Ministeriums Manteuffel unbedingte Anhänger der preußischen Politik und man kann es von ihnen nicht

anders erwarten, als daß sie gegen das Ministerium Hohenzollern, welches das von ihnen befolgte System aller Voraussicht nach für immer über Bord geworfen hat, Front machen. Daß sie diesen Gegensatz auch auf das Gebiet der äußern Politik ausdehnen, ist bei ihrem blinden Eifer für die vermeintliche gute Sache nicht zu verwundern. Die gereizte Sprache der bekannten Kammerreden gegen Preußen aber dürfte ihren Grund sowol in einer romantischen Anschauung der politischen Verhältnisse haben, indem die betreffenden Redner die Bedeutung der Kleinstaaten in der jetzt die Welt bewegenden Frage überschätzen, als auch aus der Furcht hervorgegangen sein, durch das Wachsen des preußischen Einflusses auf die Geschicke unsers „engern Vaterlandes“ den ihrigen gefährdet zu sehen.

Diese Wenigen abgerechnet sieht der gebildete Theil des hessischen Volks, soweit sich derselbe überhaupt an den Fragen der Gegenwart betheiligt, vertrauensvoll auf Preußen. Es hat, wie wir glauben, der jüngsten Belehrungen des „Moniteur“ nicht erst bedurft, um die kleinern deutschen Staaten darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn sie die Würde und Ehre ihrer Nation in dem drohenden Kriege unverletzt erhalten wollen, particularistische Tendenzen und Absonderungen, wie sie unsere Geschichte leider genug aufweist, für immer beiseite gesetzt werden müssen und ein fester Anschluß an die deutschen Großmächte eine Nothwendigkeit ist. Es kann sich daher nur um die Frage handeln, ob man im gegenwärtigen Augenblicke sich lieber an Oesterreich oder an Preußen anschließen will. Bei uns ist diese Frage dahin entschieden, daß wir nur vom engsten Anschluß an Preußen Heil für uns und ganz Deutschland zu erwarten haben. Wir müßten diesen Weg gehen, auch wenn wir mit den Maßnahmen der preußischen Regierung nicht einverstanden sein könnten, da die factische Hegemonie Preußens über Norddeutschland und Kurhessens geographische Lage insbesondere dies gebieterisch vorschreiben und jedem Unbefangenen sich die Ueberzeugung von selbst aufdrängt, daß Preußen zu einer nachhaltigen Vertheidigung der deutschen Interessen des engsten Anschlusses der Mittel- und Kleinstaaten bedarf. Man glaubt aber auch diesen Weg mit vollem Vertrauen einschlagen zu können, da man die Stellung, welche Preußen in der politischen Situation einnimmt und erstrebt, um so mehr billigen muß, als der Vorbehalt der freien Entschließung ihm die einzige Möglichkeit eröffnet, zunächst Garantien von Oesterreich dafür zu erlangen, daß es bei einer demnächstigen anderweiten Regulirung des dermaligen Territorialbestandes besser, als dies im Jahre 1815 geschehen, bedacht werde — eine Forderung, welche man im Interesse der voneinander untrennbaren Machtentfaltung Preußens und Deutschlands für unerlaßlich hält. Daß Preußen auf der betretenen Bahn fortschreitend auch in Zukunft das Wohl Deutschlands als unverrückbares Ziel vor Augen behalten und die zu dessen Erreichung geeignetsten Mittel wählen werde, ist durch die Persönlichkeit des Prinz-Regenten, durch das Ministerium Hohenzollern und die Majorität des Abgeordnetenhauses genügend verbürgt, deren Mitglieder größtentheils jener Partei angehören, welche schon vor zehn Jahren mit richtigem politischen Takte die Stärkung des preußischen Staats als das einzige Mittel erkannte, Deutschlands Größe neu zu begründen.

Die in Hessen zu Tage tretenden Sympathien mit der gegenwärtigen Politik der preußischen Regierung lassen sich weiter auch daraus erklären,

daß man sich der Erwartung hingeben zu dürfen glaubt, das Ministerium Hohenzollern werde den innern Zuständen Kurhessens gegenüber ein anderes Verfahren einschlagen, als dieses von seinen Vorgängern im Verein mit Oesterreich geschah. Diese innern Zustände sind zur Zeit von einer Beschaffenheit, daß man sie als erfreuliche nicht bezeichnen kann. Wir können als bekannt voraussetzen, daß seit fast neun Jahren unser gesammter öffentlicher Rechtszustand (Verfassung, Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden ꝛc.) ein blos provisorischer ist, dessen Grundlage sogenannte provisorische Gesetze, ein erst in Hessen technisch gewordener Begriff, bilden. Was insbesondere die Verfassung anlangt, so hatte bekanntlich die Bundesversammlung beschlossen, daß die von Hassenpflug in Gemeinschaft mit den Bundescommissarien entworfene und vorläufig an die Stelle der frühern von 1831 gesetzte Verfassungsurkunde vom 13. April 1852 einer alsbald einzuberufenden Ständeversammlung zur Aeußerung vorgelegt und die von derselben abzugebende Erklärung, falls nicht alsbaldiges Einverständniß zwischen der Regierung und den Ständen hergestellt werden würde, der Bundesversammlung zur weitern Vermittelung unterbreitet werden solle. Diesem Beschlusse entgegen löste das Ministerium Hassenpflug den ersten, in Gemäßheit der provisorischen Verfassung einberufenen Landtag nach fast zweijähriger Thätigkeit, ohne daß den beiden Kammern Gelegenheit zu einer gemeinsamen freien Erklärung gegeben worden war, auf. Es wurde ein zweiter Landtag berufen und dieser legte schließlich eine gemeinsame Erklärung, die in den wesentlichsten Punkten auf die Verfassung von 1831 zurückging und die von der Regierung hiergegen erhobenen Bedenken auf eine schlagende Weise beseitigte, derselben vor. So war denn endlich nach sechsjährigem Harren der Moment gekommen, wo man hoffen durfte, daß diese den Boden unsers Staatslebens bildende Angelegenheit definitiv geregelt und, wenn auch die Regierung auf die Anträge der Stände nicht alsbald und ohne weitere Vermittelung eingehen wollte — was man übrigens von den Nachfolgern Hassenpflug's im Ministerium nach Lage der Sache erwartete — doch unverzüglich der Bundesversammlung zur schließlichen Entscheidung überreicht und die letztere eifrig betrieben werden würde. Die Vorlage ist zwar erfolgt, seitdem aber wiederum ein Jahr verflossen, ohne daß wir dem Ziele näher gerückt wären. Nun droht der Krieg die Erledigung vielleicht in unabsehbare Ferne hinauszurücken und es steht zu befürchten, daß sich mit den kommenden Beschwerden desselben der in solchen Zeiten doppelt fühlbare Misstand eines unsichern Rechtsbodens vereinigen werde, wenn nicht von der entscheidenden Stelle alsbald die definitive Regelung dieser Angelegenheit durchgesetzt wird. Denn die Hoffnungen, daß die gegenwärtige seit drei Wochen schwebende Ministerkrisis von großem Einflusse auf die Verfassungsfrage sein werde, dürften illusorisch sein, da weder die Namen der Personen, denen dem Vernehmen nach die Ministerien bisjetzt angetragen wurden, auf die Intention eines Systemwechsels schließen lassen, noch nach den gemachten Erfahrungen überhaupt angenommen werden kann, daß dem abgetretenen Ministerium Scheffer die Verzögerung der Sache allein zur Last falle. Die Theilnahmlosigkeit, mit welcher man vom Volk aus dieser Krisis zuschaut, wird man sich hiernach ebenso wohl erklären können als den Umstand, daß die Bildung des neuen Ministeriums infolge wie-

derholter Ablehnungen nur langsam und schwierig von statten geht. Wenn Erscheinungen wie diese letztere zu allen Zeiten selbstredend sind, so werden sie in der gegenwärtigen Situation besonders significant und wir glauben nicht nöthig zu haben, noch andere Umstände von zwar untergeordneter Bedeutung, aber doch nicht minder sprechendem Ausdrucke hervorzuheben, um darauf zurückzukommen, daß Kurhessen des engsten Anschlusses an den mächtigen und in sich wohlgeordneten Nachbarstaat, von dem es heilsame Rückwirkungen auf seine innern Verhältnisse erwarten kann, bedarf, um mit einigem Vertrauen der nächsten Zukunft entgegenzusehen.

Notizen.

Der Tod hält wieder einmal Ernte unter unsern Berühmtheiten älterer Zeit: kaum hat in Berlin das Leichenbegängniß Alexander von Humboldt's stattgefunden, so wird der am 11. Mai zu Graz erfolgte Tod des Erzherzogs Johann von Oesterreich, des ehemaligen deutschen Reichsverwesers, gemeldet. Erzherzog Johann war 1782 als der sechste Sohn des damaligen Großherzogs von Toscana, spätern Kaisers Leopold II. geboren. Frühzeitig von einer lebhaften Neigung für die Kriegskunst ergriffen, übernahm er bereits im Jahre 1800, kaum achtzehnjährig, den Oberbefehl über das österreichische Heer, das eben damals unter dem Feldzeugmeister Kray, dem Nachfolger des Erzherzogs Karl, wiederholte Niederlagen erlitten hatte. Allein auch Erzherzog Johann war nicht glücklicher; er verlor an Moreau die Schlachten von Hohenlinden und Salzburg, die zu dem für Oesterreich nur zu ungünstigen Luneviller Frieden führten. Nach Abschluß desselben war Erzherzog Johann zum Generaldirector des Genie- und Fortificationscorps sowie zum Director der wiener Ingenieur-Akademie ernannt worden. Beim Wiederausbruch des Kriegs im Jahre 1805 jedoch legte er diese Stellen nieder und eilte nach Tirol, um sich an die Spitze der dortigen Volksbewaffnung zu stellen. Die Schlacht von Austerlitz führte bekanntlich den Verlust Tirols herbei: doch blieb Erzherzog Johann in mannichfacher Verbindung mit dem von ihm besonders geliebten Lande, an dessen Spitze er sich auch stellte, als es im Jahre 1809 nochmals zum Kriege gegen Frankreich kam. Die Rolle, die er damals als officielles Haupt des tiroler Aufstandes spielte, verschaffte ihm eine große, aber, wie neuere Forschungen bewiesen haben, ziemlich unverdiente Popularität. Erzherzog Johann war, bei aller scheinbaren Biederkeit und Einfalt, ein richtiger Erbe jenes italienischen Blutes, das auch in den Adern seines Bruders Kaisers Franz II. floß und auch die Stellung, die er damals in Tirol einnahm, war eine in vieler Hinsicht unklare und zweideutige. Auch auf dem Schlachtfelde war er nicht glücklicher als in den frühern Feldzügen; er verlor die Schlacht von Raab und trug die Hauptschuld, daß die Schlacht bei Wagram verloren ging. An den Befreiungskriegen nahm er, abgesehen von der Belagerung von Hüningen, keinen Antheil und auch später lebte er in großer Zurückgezogenheit meistentheils zu Graz, von Kaiser Franz, wie man sagt, absichtlich von den öffentlichen Angelegenheiten ferngehalten und selbst am Besuch seines

Lieblingslandes Tirol verhindert. Erst 1842, bei Gelegenheit des kölner Dombaufestes, tauchte sein Name im größern Publikum wieder auf; die Zeitungen legten ihm damals den späterhin so berühmt gewordenen Trinkspruch: „Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges freies Deutschland!“ in den Mund, und obwol er an diesem Spruch aller Wahrscheinlichkeit nach vollkommen unschuldig ist, so war die Popularität, die dadurch an seinen Namen geheftet ward, doch groß genug, bei der Erhebung im Jahre 1848 die Wahl zum Reichsverweser auf ihn zu lenken. Was er als solcher theils gethan, theils zugelassen, noch mehr aber unterlassen und gehindert hat, darüber wird erst eine spätere Zeit vollständige Aufklärung zu geben im Stande sein; nur so viel läßt sich schon jetzt sagen, daß sein Aufenthalt als Reichsverweser in Frankfurt am Main die richtige Parallele zu seiner Betheiligung an dem tiroler Aufstand von 1809 bildete. Erst im December 1849, nachdem die Reichsverfassung schon längst gescheitert war, legte er seine Stelle nieder und kehrte im Januar 1850 nach Steiermark zurück, wo er dann wieder bis an seinen Tod in der frühern Zurückgezogenheit von der Politik gelebt hat. — Auch noch eine zweite österreichische Berühmtheit aus dem Jahre 1848 ist gestorben, der ehedem vielgenannte Baron Jellachich. Joseph Freiherr von Jellachich de Buzim wurde 1801 als der Sohn eines hochgestellten österreichischen Generals zu Peterwardein geboren. Auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien vorgebildet, trat er 1819 in die österreichische Armee; sein Avancement war ziemlich rasch, sodaß er bereits 1842 zum Oberst eines Grenzregiments im Banat befördert wurde. Doch war sein Name bis dahin dem größern Publikum noch durchaus unbekannt; erst als er zu Anfang der stürmischen Epoche von 1848 auf Ansuchen seiner Landsleute zum Banus von Kroatien und commandirenden General ernannt ward, fing er an, die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Seinem Einfluß, der durch wichtige Verbindungen mit gewissen einflußreichen Persönlichkeiten des wiener Hofes verstärkt ward, gelang es, die Kroaten feindselig gegen die ungarische Erhebung zu stimmen. Zwar durch eine kaiserliche Proclamation scheinbar seines Amtes entsetzt, wurde er nichtsdestoweniger am kaiserlichen Hoflager zu Innsbruck mit großer Auszeichnung aufgenommen; er war ein Hauptmitglied in den geheimen Berathungen, die damals von der österreichischen Camarilla gepflogen wurden und auch an der Ausführung ihrer Plane nahm er den wesentlichsten Antheil. Als es dann endlich zum offenen Bruch mit Ungarn und der Revolution gekommen war, überschritt er bereits im September 1848 mit 40000 Mann Grenztruppen die ungarisch-kroatische Grenze und zog sich, gedrängt von den Ungarn, die durch ihn recht eigentlich herausgefordert waren, nach Wien hinauf, wo er sich mit dem Fürsten Windischgrätz zur Belagerung der unglücklichen Stadt vereinigte; bei der Eroberung Wiens spielten Jellachich und seine Sereschaner eine besonders hervorragende, wenn auch nur wenig ehrenvolle Rolle. Auch sein militärisches Auftreten in dem ungarischen Feldzuge von 1849 war vom Glück nicht begünstigt; er verlor die Schlacht bei Hegyes und sah sich zum Rückzuge genöthigt, ohne an der bald darauf erfolgenden Entscheidung noch Antheil nehmen zu können. Späterhin lebte er als Banus von Kroatien und militärischer Landesgouverneur in Agram und in dieser Stellung ist er auch nach langen und schmerzhaften Leiden vom Tode ereilt worden. Jellachich

war auch Poet; er gab 1850 eine Sammlung „Gedichte“ heraus, die sich jedoch nicht über die Mittelmäßigkeit erheben. — In Göttingen starb der Professor der Mathematik Gustav Lejeune-Dirichlet, einer der vorzüglichsten Mathematiker der Gegenwart. Im Jahre 1805 zu Düren geboren, widmete er sich während eines mehrjährigen Aufenthalt in Paris den mathematischen Studien und zwar mit solchem Erfolg, daß gleich seine erste 1825 erschienene Abhandlung („Ueber die Unmöglichkeit der Vergleichungen unbestimmten Grades“) die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich zog. Im Jahre 1825 habilitirte er sich in Breslau, erhielt jedoch schon 1828 eine Professur an der Universität zu Berlin, die er 1854 mit einem Ruf nach Göttingen als Gauß' Nachfolger vertauschte. Dirichlet war nicht nur ein scharfsinniger und gründlicher Gelehrter, ein fleißiger und geistvoller Schriftsteller, sondern auch ein höchst anregender und beliebter Lehrer, seine zahlreichen Schüler hingen mit Begeisterung an ihm und wird sein Tod auch in dieser Hinsicht allgemein schmerzlich empfunden.

In Berlin ist unter dem Titel „Zeitbilder, herausgegeben von Bernhard Benedikt Hirsch“ eine neue, in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift ans Licht getreten, welche als ihre Aufgabe „die Förderung der Humanität nach den verschiedenen Seiten des socialen Lebens“ bezeichnet. In dem uns vorliegenden ersten Hefte ist von der Lösung dieser Aufgabe allerdings noch nicht viel zu spüren; dasselbe enthält zwei Aufsätze „Ueber Sonntags- und deutsche Nationalfeste“ und „Ueber Preußen und die italienische Frage“. Beide sind ganz wohlgemeint, machen uns aber besorgt wegen der Fortdauer der Zeitschrift, da sie nichts enthalten, was nicht entweder schon längst anderwärts und sogar noch viel besser gesagt wäre, theils überhaupt nicht mehr gesagt zu werden braucht. Aber freilich ist es einmal eine alte Krankheit unserer Literatur, daß jeder Schriftsteller wo möglich sein eigenes journalistisches Organ haben will — und wenn diese Eintagsfliegen dann zu Grunde gehen wie sie verdienen, so klagen die guten Leute über Gleichgültigkeit des Publikums und Verfall der Literatur, als ob jedes Blatt, das seinen Ursprung nur einer Laune des Herausgebers verdankt, auch schon Abnahme, und jeder Schriftsteller, der die Tinte nicht halten kann, auch schon Leser finden müßte!

Bogumil Goltz, der erst kürzlich verschiedene, zum Theil sehr umfangreiche Werke veröffentlichte, hat schon wieder ein neues Buch herausgegeben: „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks“ (Berlin, Janke). Von Julius Rodenberg, der sich neuerdings längere Zeit in England aufhielt, befinden sich „Skizzen aus Irland“ unter der Presse. Adolf Helfferich's „Engländer und Franzosen. Eine Parallele“ (Berlin, Hertz) ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Von Robert Burns, dessen ausgewählte Gedichte erst kürzlich in einer gelungenen Uebersetzung von Georg Pertz nebst biographischer Einleitung von Albert Traeger erschienen, wird eine neue Uebersetzung von Julius Heinze (Leipzig, C. F. Fleischer) angekündigt — oder sollte es nicht vielmehr nur eine neue Bearbeitung der bereits 1840 erschienenen Uebersetzung aus derselben Feder sein?

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auf stillen Wegen.

Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die vierte, die von ihm erscheint, allen Freunden der frühern gewiß sehr willkommen. Der Charakter und die eigenthümlichen Vorzüge der Hammer'schen Dichtungen sind so bekannt, daß letztere keiner weitern Empfehlung bedürfen. Daß sie sich zahlreiche Freunde erworben haben, beweist das Erscheinen der achten Auflage seiner ersten Sammlung.

Julius Hammer's übrige Dichtungen

erschienen in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung (Miniatur-Ausgaben) unter folgenden Titeln:

Schau um dich und Schau in dich. Achte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's bereits in achter Auflage erschienene Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden.

Die zweite, auch schon in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Zu allen guten Stunden“, enthält poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die Gedichtsammlung „Fester Grund“, kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

Außerdem erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell, (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von **J. J. von Tschudi.** Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten noch unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen. Das Werk liegt jetzt vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 25.** 16. Juni 1859.

Die deutsche Kunst in der münchener Ausstellung.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Melchior Meyr.*)

I.

Die Gegenwart ist durch das Streben der Menschheit nach Selbsterkenntniß bezeichnet. Daher die Bevorzugung der empirischen Forschung, wodurch die Menschheit sich eben in ihrer wirklichen Gestalt und Beschaffenheit kennen lernen will, daher die Opposition gegen jede Philosophie, welche dem Leben Gewalt anthut, und das Suchen nach

*) Indem wir uns gestatten, im nachstehenden Aufsatz unsers geschätzten Mitarbeiters unsere Leser nochmals in die — längstgeschlossenen — Hallen der großen münchener Kunstausstellung von 1857 zu führen, bemerken wir, daß der Artikel sich bereits seit längerm in unsern Händen befand und nur durch den Zudrang anderweitiger Aufsätze bisher zurückgehalten ward. Doch haben wir keinen Anstand genommen, ihn auch jetzt noch — einigermaßen post festum — zu bringen, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, theils und besonders wegen der vielen neuen und beachtenswerthen Ansichten, welche die vorzüglichsten ästhetischen Fragen der Gegenwart berühren und denen daher auch jetzt noch, mitten unter dem kriegerischen Lärm des Augenblicks, die Beachtung aller derjenigen gebührt, die sich überhaupt für das geistige Leben unserer Nation interessiren. D. Red.

einer neuen, die eben jene wirkliche Gestalt und Beschaffenheit zu erklären vermöchte.

Auch auf dem Gebiete der Kunst hat sich diese Tendenz geltend gemacht. Man will heutzutage die Leistungen der verschiedenen Zeiten, Nationen, Schulen in ihrer Eigenthümlichkeit auffassen, in gerechter Unterscheidung jeder das Ihre geben und eben dadurch der Ziele sich bewußt werden, welche der Gegenwart und Zukunft insbesondere gesteckt sein können. Man fühlt mehr oder weniger klar: die Erkenntniß des Echten, die Unterscheidung vom Gemachten, das bewußte Streben nach Wahrheit und Schönheit ist gegenwärtig die Bedingung des Fortschritts geworden. Die Ohnmacht freilich kann durch Erkenntniß nicht schöpferisch gemacht werden; aber wenn diese zur productiven Kraft hinzukommt, dann entsteht die echte neue, die der Gegenwart und Zukunft speciell vorbehaltene Kunst.

Was kann eine „Deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung" für einen Zweck haben, als eben der künstlerischen Selbsterkenntniß zu dienen — anschauen zu lassen, was im Lauf einer gewissen Zeit entstanden ist, zur Unterscheidung der in ihr hervorgetretenen Richtungen Gelegenheit zu bieten und klarer den Weg zu bezeichnen, der zum Ziele der Vollendung in eigenthümlicher Kunst führen muß? Die Künstler und ihre Freunde sollen sich wechselseitig kennen lernen und nicht nur sehen, wie reich wir sind und wie mannichfaltig, sondern in dieser Mannichfaltigkeit von Leistungen den Punkt des Anfangs erblicken, der im Interesse wahrer Kunst fortzusetzen ist, und der innern wie äußern Bedingungen einer solchen sich bewußt werden.

Was ist in der Kunst der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart vorzugsweise deutsch und dem deutschen Genius entsprechend? Was ist das Ideal der deutschen Kunst? Durch welche Mittel, durch Ausbildung welcher Kräfte kommen wir demselben näher und näher? Welche Fähigkeiten, die zunächst noch vereinzelt sich offenbaren, müssen zur Erreichung des höhern Ziels vereinigt werden? Auf diese und andere damit zusammenhängende Fragen hat die Kunstausstellung in München geantwortet, zum Vortheil nicht nur einheimischer, sondern auch auswärtiger Künstler, welche sich die Antwort zu deuten vermögen.

Als im Laufe der neuen Zeit die Kunst in Verfall gerathen, äußerlich, geistlos und manierirt geworden war, unternahmen es Deutsche, sie wiederherzustellen. Natürlicher Drang, Begabung und künstlerisches Wollen entsprachen sich in ihnen, und sie erreichten ihren Zweck.

Diese Erneuung geschah zu Rom, und zwar vollständig durch zwei Generationen von Künstlern, deren Aufeinanderfolge etwas Gesetzmäßiges erkennen läßt. In der ersten, als deren Führer Carstens erscheint, herrscht der Geist der antiken und antikisirenden Kunst vor, in der fol-

genden die Art des christlichen Mittelalters. Auf natürliches Gefühl und edle Gestaltung waren die einen, auf christlich-religiöses Leben und den wahrsten, innigsten Ausdruck desselben die andern vorzugsweise gerichtet. Begreiflich ist aber, daß die ersten Künstler für die nachfolgenden nicht umsonst dagewesen waren, ihre Art vielmehr in verwandten Kräften sich fortsetzte und immer ein bedeutendes Element der Kunst verblieb.

Es war ein besonderer Genuß, in der münchener Ausstellung jene ersten Anfänge zu betrachten und zu verfolgen. Die Erneuung echter Kunst kann nur den begabtesten Naturen gelingen; diese werden im Verlauf ihres Strebens nothwendig selbst ein Ziel der Vollendung erreichen und die gelungensten Erstlingswerke einer Epoche werden daher in ihrer Art immer auch Musterwerke sein. In der That, aus den Compositionen von Carstens, Wächter und Schick weht uns ein Hauch von goldener Zeit an und wir erfreuen uns an ihnen als an Erscheinungen, die wir durchaus nicht anders wünschen, als sie sind. An den Bildern des Allmeisters bewundern wir tiefes Naturgefühl, charaktervollen Ernst, markige Kraft, edeln Vortrag. Wenn die Compositionen von Wächter denen von Carstens an Lebensfülle nicht gleichkommen, so treten sie ihnen doch nahe, und „Sokrates' letzter Schlaf" drückt die tiefe Gemüthsruhe des göttlich Weisen und Tugendhaften aus, wie es nicht wohl charakteristischer und wahrer geschehen kann. Schick's „Apollo unter den Hirten" ist ein Gemälde von höchster Schönheit. Der von der Poesie des Gegenstandes erfüllte Künstler hat diese dem Einzelnen und dem Ganzen, den Figuren und der Landschaft einzuhauchen gewußt. Die Köpfe haben bei einer gewissen Aehnlichkeit gerade so viel Mannichfaltigkeit, als es in dieser Sphäre zulässig ist; die wesentlichen Altersstufen sind vertreten und auch diejenigen Geister repräsentirt, welchen der göttliche Gesang und die Freude der Hörer Gelegenheit zu Spott und Possen gibt. Aus den Figuren spricht uns die lebensvollste Innerlichkeit an und eine Schönheit erquickt die Augen, die nur der natürliche Ausdruck des schönern Innern ist. Rigoristische Kenner mögen dies oder jenes an dem Bilde vermissen, das Ganze ist durchaus gewinnend, herzerfreuend. Eine paradiesische Empfindung lebt in den Hörern des Gottes und Sängers, und diese Empfindung theilt sich dem Betrachter mit.

Um die spätern Künstler zu würdigen, muß man die Gemälde kennen, mit welchen sie Kirchen und Paläste geschmückt haben, und sie mit den Compositionen, die sich ausgestellt finden, im Geiste zusammenhalten. Als der größte unter ihnen gilt und wird immer gelten Peter Cornelius. Der Accent liegt auch bei diesem Meister auf der Innerlichkeit; die ergreifende Gewalt der von ihm ausgestellten Cartons beruht darin,

daß die Compositionen Producte des urkräftig schöpferischen Innern und von seinem Leben durchgossen sind. Er stellt übermenschliche Figuren, göttliche, himmlische, heilige, heroische Gestalten dar; aber alle sind lebensvoll, in lebendigster Empfindung gezeugt und haben in ihrer Sphäre ein nothwendiges Dasein. An gewaltiger Kraftentwickelung, an tiefdramatischer Spannung der Composition hat ihn bisjetzt kein Meister erreicht, geschweige denn übertroffen. Die „Apokalyptischen Reiter", das Werk späterer Jahre, sind in dieser Hinsicht ein Nonplusultra; aber auch die „Zerstörung Trojas", die Schöpfung des jüngern Künstlers, legt für seine darstellende Potenz ein wunderbares Zeugniß ab. Es ist ein Reichthum der gesteigertsten Momente auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum ebenso klar und schön wie gewaltig ausgedrückt und verbunden. Wer dieses Bild mit empfänglichem Sinn betrachtet und sich darin vertieft, für den beginnt es zu leben und spricht ihn an wie ein Gesang Homer's.

Cornelius wird dem größern Publikum, das dem unmittelbar Zusagenden und Reizenden nachgeht, immer zu groß und zu streng erscheinen; die tiefern Gemüther, die Kenner und die besten Meister des Fachs werden ihn dagegen immer bewundern und über der alles entscheidenden Hauptsache die einzelnen Mängel — seien es Verzeichnungen oder Formen, die an Schönheit etwas zu wünschen übrig lassen — als unwesentlich übersehen. Die Strebenden, die sich selbst höhere Ziele der Kunst setzen, werden immer wieder auf ihn zurückkommen und von ihm zu lernen suchen. In der Wahrheit und Tiefe der Empfindung, in der Größe und der großartigen Schönheit und nicht minder in der künstlerischen Klarheit und Einfachheit der Composition wird er stets Muster sein.

Neben Cornelius waren Preise zu gewinnen einer mehr weiblich religiösen Innigkeit in der Darstellung, einer damit verbundenen natürlichen Lieblichkeit und Anmuth, einer größern Gefälligkeit und äußern Schönheit, einer größern Gefälligkeit und äußern Schönheit, einer genauern Ausführung in Zeichnung und Farbengebung. Sie sind gewonnen worden von gleichalterigen und zunächst nachfolgenden Künstlern, deren Namen jeder kennt. Sehr charakteristisch für das Streben jener zweiten Generation deutscher Künstler waren zwei Ausstellungsbilder von J. Schnorr von Carolsfeld, zwei Madonnen mit dem Christuskinde, aus den Jahren 1817 und 1820: Darstellungen in der Kunstart Francia's und nächstverwandter Italiener, Nachschöpfungen des jugendlichen Deutschen, aber Nachschöpfungen, wie sie nur echter Wiedererweckung des religiösen Gefühls, das in den alten Meistern lebte, gelingen konnten. Diese schöne Innigkeit ist dem Künstler geblieben und verleiht auch den spätern Schöpfungen, worin er in männlicher Kraftentfaltung sei-

nen eigenen Weg geht, den romantisch-poetischen Reiz, der seine großartigsten Darstellungen immer noch eigen warm und heimlich erscheinen läßt. Jene deutschen Maler in Rom suchten eben vor allem wieder in die Grundquelle hinabzudringen, aus welcher die Schöpfungen italienischer Kunst entsprungen sind; sie erkannten, daß das Hervorbringen religiöser Gemälde eine tiefe religiöse Empfindung und lebendigen Glauben voraussetzt, und indem sie durch ihre Bewunderung und Reproduction die ältern Meister wieder zu verdienten Ehren brachten und damit einer gerechtern Kunstgeschichte vorarbeiteten, gewannen sie für die deutsche Malerei ein Element, das der Bildung der Zeit entsprechend in lichtvollere Regionen zu führen ist, nimmermehr aber abhanden kommen darf.

Den edlern Stil, die reinern Grundsätze, die tiefere Innerlichkeit, welche die deutschen Künstler in Italien gewonnen und ausgebildet hatten, bewährten sie im Vaterlande. Es entstanden Kunstmittelpunkte und Schulen, die idealistischen Tendenzen stritten sich mit den vorhandenen realistischen oder verbanden sich mit ihnen, die realistische Kunst entwickelte sich mehr und mehr für sich, Naturstudien und das Streben nach einem naturgemäßen, wirksamen Colorit gingen Hand in Hand, und so wurde das, was man jetzt die deutsche Kunst nennt, so wurden die Bilder, welche den bei weitem größten Raum in der Kunstausstellung einnehmen.

In München, wo ein für die große Darstellung leidenschaftlich eingenommener König die würdigsten Aufgaben bot und Cornelius mit seinen Freunden thätig war, erreichte die ideale und monumentale Kunst die höchste Entwickelung, Composition und Zeichnung wurden vorherrschend ausgebildet, auch in der Malerei der entsprechende höhere Stil angestrebt und die bloße realistische Wahrheit grundsätzlich verschmäht. Die Richtungen, die zunächst auf Naturstudium und Abspiegelung der Wirklichkeit angewiesen sind — die realistische Historienmalerei, Genre und Landschaft 2c. — nahmen in den begabtesten Vertretern gleichfalls etwas von dem herrschenden Geist an; und die Erzeugnisse, in denen dies geschehen, sind mit reicherm innerlichen Leben und edlerm Vortrag in der That auch künstlerisch am höchsten zu stellen.

Ein Künstler, der nach Vollendung seiner ersten größern Composition rasch berühmt wurde und hochbedeutende Aufgaben erhielt, schien nach und nach mit Cornelius um die Palme zu ringen. Wilhelm Kaulbach — denn von ihm ist die Rede — verbindet in sich mit einem entschiedenen Sinn für Naturwahrheit und zierliche Schönheit einen Geist, der sich Ergebnisse der Wissenschaft und einer gewissen philosophischen Weltbetrachtung anzueignen verstand und zugleich einen skeptisch-satirischen Humor entwickelt. Wenn Cornelius bei seinen religiösen Com-

positionen von der Theologie seiner Kirche erfüllt ist und in der Darstellung der heiligen Geschichte sanctionirten Anschauungen folgt, obschon mit Freiheit und mit dem Bestreben, das allgemeine Christliche hervortreten zu lassen, so hat sich Kaulbach von dieser Sphäre losgesagt und führt uns welthistorische Situationen vor im Licht einer Art von Geschichtsphilosophie. Wir erhalten durch ihn eine Charakteristik der Rassen und Nationen, ihrer wichtigsten Thaten, Schöpfungen und Geschicke. Die Aufgabe, die er sich stellt, bringt es mit sich, daß je eine Composition nicht sowol ein Bild als eine Verbindung von Bildern ist, welche nicht einen bestimmten Totaleindruck hervorbringt, sondern Theil für Theil aufgefaßt und genossen werden muß. Der Vorzug dieser Compositionen liegt, von ihrem geistigen Gehalt abgesehen, hauptsächlich in der Charakteristik der Gruppen und Figuren und in der gefälligen und wirksamen Ausführung derselben. An Innerlichkeit und innerlich motivirter Größe ist Kaulbach mit Cornelius nicht zu vergleichen; dagegen weiß er seinen Figuren einen unmittelbar ansprechenden, ich möchte sagen weltlichen Reiz zu geben, der denen von Cornelius abgeht. Seine religiösen Figuren sind Erzeugnisse des Hineinfühlens in Religiosität und haben mehr einen poetischen Abglanz von religiöser Empfindung an sich, während es den entsprechenden von Cornelius, als Producten des Glaubens, mit ihrer Religiosität heiliger Ernst ist. Trotz der bedeutenden und gefeierten Leistungen auf dem ernsten Gebiete geht diesem Künstler die satirische Laune und die Komik des Spottes doch offenbar mehr vom Herzen und ist mehr Fleisch von seinem Fleisch als die Verherrlichung des Positiven, Erhabenen und Heiligen. Die satirische Laune hat ihm (in der That mehr ihm als andern!) bei den Wandmalereien der neuen Pinakothek einen Streich gespielt, indem sie einen würdigen Stoff profaniren half; aber bei den Zeichnungen zu Reineke Fuchs, wo Gegenstand und Herzensneigung zusammentrafen, hat sie ihren Triumph gefeiert und Werke hervorgebracht, welche in dieser Richtung schwerlich übertroffen werden mögen.

Cornelius und Kaulbach, obwol der jüngere Künstler nicht die Schule des ältern verleugnet, repräsentiren doch zwei verschiedene Culturstandpunkte und in ihrer gemeinschaftlichen Sphäre zwei verschiedene Darstellungsweisen. Man kann sagen, daß durch Kaulbach die zu München geübte höhere Kunst säcularisirt worden ist. Dies hat seine Nachtheile wie Vortheile gehabt, und was dadurch für das Allgemeine gewonnen sein mag, wird sich später ausweisen.

Einen andern Gegensatz zu Cornelius und nicht minder zu Kaulbach repräsentirt in demselben Kreise Bonaventura Genelli, zu Berlin geboren, in Italien gebildet und in München als Künstler thätig, bis er uns vor kurzem nach Weimar entführt ward. Seine Göttin

ist die Natur in ihrer gestaltenden Kraft, sein Geist hat ein antikes Gepräge. Den Lebensstrom, die Kraft und Frische der Natur, die Schönheit der Naturideale anschaulich zu machen, ist sein Bestreben, und er besitzt dazu nicht nur geniale Begabung, sondern auch die nöthige Rücksichtslosigkeit des Genies. Seine Compositionen sind künstlerisch durchdacht und die besten in der Anordnung und Raumbenutzung bewunderswerth; den Gestalten, den Gliedern weiß er etwas zu geben, was man Poesie der menschlichen Schönheit nennen möchte. Eine andere Seite seines künstlerischen Vermögens ist das Charakteristische, die Darstellung von menschlicher Unschuld, Tugend und Laster in verschiedenen Entwickelungsstadien, eine Seite, die in der Ausstellung nicht durch die erforderlichen Stücke vertreten ist. Etwas Antikes kann man unstreitig auch darin erblicken, daß dieser Künstler in der Darstellung des Gesichts und des Gesichtsausdrucks nicht nach individualisirender Mannichfaltigkeit strebt. Er hat eine Normal- und Lieblingsphysiognomie, die mit geringen Modificationen häufig wiederkehrt; und nur wenn er sich Charakteristik zur speciellen Aufgabe macht, gelingt ihm auch hier das Besondere, wovon ein ausgezeichnetes Beispiel der Kopf des Aesop ist, der seine Fabeln erzählt: Verstand, Feinheit, Laune, Belehrungsvergnügen, ohne allen höhern Schwung, wie er auch nur dem echten Poeten gebührt. Daß in Genelli's Bildern auch Wagnisse vorkommen, die nicht gelungen sind, und Eigenmächtigkeiten, die eine widerstrebende Wirkung machen, ist nicht zu leugnen; aber im Genuß des reichgebotenen Echten und Schönen nimmt man davon Umgang und freut sich, in ihm einen Künstler zu besitzen, der den Theil des Darstellbaren, den er sich erwählt hat, mit einer aus den Urquellen des Lebens kommenden Kraft behandelt.

In der Reihe der Künstler, bei denen der Accent auf Composition und Zeichnung und auf dem in den Bildern ausgesprochenen Sinn liegt, hat sich ferner Gustav König eine Stelle gewonnen, die hier bemerkt werden muß. In ihm lebt der Glaube der evangelischen Kirche, und seine Thätigkeit ist vorzugsweise auf eine Darstellung biblischer und reformationsgeschichtlicher Stoffe gerichtet, wie sie diesem Glauben gemäß ist. Auch er producirt aus reiner Liebe zur Sache, und diese Liebe ist, wie immer, der Grund beseelter Schöpfungen geworden. Daß seine Psalmencompositionen auf der Ausstellung zu ihrem Recht kamen, war freilich unmöglich; denn wie anmuthig sie erscheinen, so erfordern sie doch zu ihrer vollen Würdigung eine Vertiefung in den Sinn der Composition, die sich hier von selbst verbot. Es sind Blätter für das Haus, für die Familie, Blätter für die sinnige Betrachtung verwandter Seelen. Wie natürlich ist es aber, daß eine Kunstentwickelung, die mit der Erweckung mittelalterlich-katholischen Glaubens als Grund des Schaffens

begann, auch zur Production aus specifisch evangelischem Glauben und Denken geführt hat! Diese Tendenz hat eine Zukunft — die Zukunft des geistig-fortschreitenden Protestantismus.

Eine besondere Anziehungskraft übte auf der Ausstellung das Werk eines Meisters, der mit seinen gelungensten Arbeiten ebenfalls dem besprochenen großen Kreise angehört: „Die sieben Raben" von Moritz von Schwind. Poetische Empfindung, Naturgefühl und Frische, volksthümliche Laune befähigen diesen Meister ganz besonders zur Darstellung phantasie- und sinnvoller Märchen. Anmuthiges, edles Wesen der Hauptpersonen, Heimlichkeit der Scenerie, ergreifende und erheiternde Gegensätze, ein Abschluß, der fesselt und befriedigt, zeichnen ähnlich wie sein „Aschenbrödel" auch den Bildercyklus der sieben Raben aus. Eine lebendige Verbindung von romantischer Phantasie und sinnlicher Frische ist das Charakteristische an diesem Künstler und sie gibt seinen Darstellungen einen Reiz, der schnell Beifall gewinnt. Seine derartigen Bilder verhalten sich zu den Werken großer und erhabener Kunst wie das Märchen zum Epos und Drama; das Gehauchte, Duftige herrscht vor, das Charakteristische dient, und der Künstler steht allerdings an einer Grenze, die er nicht überschreiten dürfte, ohne ins Marklose zu gerathen. Das haben jüngere Kräfte zu bedenken, die sich auf demselben Gebiet versuchen möchten.

Ich habe damit wol die Eine große Richtung deutscher Kunst in ihren hauptsächlichsten Momenten charakterisirt. Namen hochverdienter Künstler sind nicht genannt, weil ihre Werke der einen oder andern der bezeichneten Kunstweisen zuzutheilen sind und in dieser Art vollständig zu sein überhaupt nicht zum Zweck der Betrachtung gehört. Die genannten wie die ihnen verwandten unerwähnten Künstler stehen bei aller Verschiedenheit unter sich augenscheinlich in der Einen Sphäre idealer Kunst, d. h. einer Kunst, in welcher die Idee, der Sinn, das innerliche Leben überwiegt, einer Kunst, die mit symbolischen, typischen Mitteln wirkt und eine der Idee entsprechende stilisirte Darstellung bevorzugt. Bei dieser einen Art konnte und sollte es aber nicht bleiben. Die künstlerisch producirende Kraft wird nicht nur von idealen Gegenständen, sondern auch von den Erscheinungen der Wirklichkeit angezogen, erfreut und erhoben; und wovon sie erfreut und erhoben worden ist, das will sie darstellen. Eine derartig angeregte Kraft fühlt, daß sie in verschönernder Abspiegelung wirklichen Lebens der Kunst ein neues Gebiet erobert, welches seine eigenthümlichen Vorzüge und Vortheile hat, und sie folgt nun mit um so größerer Sicherheit ihrer Neigung. Nachdem die ideale Kunst eine Zeit lang fast ausschließlich regiert hatte, kam eine realistische empor und ging ihren eigenen Gang. Es ereignete sich in deutscher Kunst, was sich früher in der Kunst der christlichen

Menschheit ereignet hatte; und schon diese Wiederholung läßt erkennen, daß es hier nicht nach menschlicher Willkür geht, sondern daß der Entwickelung ein Gesetz zu Grunde liegt, welches vom Idealismus unvermeidlich zum Realismus führt — zu einem bestimmten und nachweisbaren Zweck.

Der Verlauf ist dieser. Die erste Stufe der Entwickelung enthält das idealistische und das realistische Element vereinigt, aber so, daß jenes vorherrscht und dieses blos nebenläufig ausgebildet wird. Der allgemeinen Zeitbildung entsprechend erstarkt aber der realistische Geist, er reißt sich von der Verbindung, deren herrschende Regel ihm ein Joch geworden ist, los, erfüllt sich mit neuem Gehalt, sucht eine neue Regel und setzt neben eine vorherrschend idealistische Kunst eine vorherrschend realistische hin.

Die deutsche Kunst, wie die Ausstellung zeigte, ist gegenwärtig mitten in dieser Arbeit. Die realistische Richtung erfreut sich großer Beistimmung, weil sie dem Publikum vorführt, was ihm das unmittelbar Verständlichere ist, — sie ist seßhaft geworden, hat eine Macht erlangt, und wir haben uns mit ihr abzufinden.

Betrachten wir zuerst die Darstellung wirklicher Geschichte. Schon einzelne von den Erneuerern deutscher Kunst und ihre nächsten Schüler behandelten welthistorische Gegenstände. Es waren aber hauptsächlich Gegenstände aus frühern Jahrhunderten, die zu einer gewissen romantisirenden Haltung herausforderten. Die Zeit hatte ihre Herzensneigung überhaupt dem Mittelalter zugewendet; nicht nur der mittelalterliche Glaube und die mittelalterliche Kunst wurden reproducirt, sondern auch das mittelalterliche Leben vor die Seele gerufen und studirt. Ereignisse und Zustände jener Zeit, theilweise erkannt, wurden mit den Augen der Liebe gesehen und in romantisch-poetischem Lichte dargestellt. So entstanden je nach den Künstlern sehr bedeutende und auch schwache Producte, die aber alle zusammengehören und sich von einer zweiten Art, Geschichte darzustellen, gemeinsam unterscheiden.

Einen Uebergang zu dieser zweiten und eigentlichen Art kann man in Schorn's großem Bilde „Die Wiedertäufer in Münster gefangen" erblicken. Hier ist offenbar der Wille, eine historische Situation charakteristisch und zugleich künstlerisch ansprechend vorzuführen; aber der Künstler hat den Gegenstand nicht in seiner Tiefe aufgefaßt und dem Bilde nicht das wahrhaft charakteristische Leben zu verleihen gewußt. An diesen Wiedertäufern erkennen wir nicht das Gefühl des tragischen Loses, welchem entgegenzugehen sie sich bewußt sein müssen, und nichts von den tiefen Aufregungen ihrer jüngsten Vergangenheit. Der Schneider und König läßt sich kaum herab, einigen Unmuth und Trotz zu empfinden, und seine Frauen sind wie aus dem Ei geschält, schöne Wei-

der und Leiber, auf die nur ein äußerst feiner Hauch der Situation gefallen ist. So zeigt uns das Bild eine Veredelung und Verschönung, welche die eigentliche Wahrheit nicht in sich enthält. Es ist freilich schwieriger, die tiefere Erregtheit und ihre Folgen in Gesicht und Haltung der Personen zugleich naturwahr und ästhetisch erfreulich darzustellen; aber dies zu können, macht eben den Künstler und eine so gelungene Schöpfung übt dann die reine Wirkung der Kunst: durch ihre Wahrheit ergeift, durch ihre Schönheit erhebt und befriedigt sie.

Als ein Uebergangsbild anderer Art kann Lessing's früher entstandene „Hussitenpredigt" gelten. Hier hat sich der Maler vorgesetzt, einen fanatischen Redner und seine Wirkungen auf entzündbare Hörer zu schildern; gewiß mit der besten Absicht, religiöse Leidenschaft des 15. Jahrhunderts anschaulich zu machen. Aber er hat sich ebenfalls nicht in seine Menschen und in ihr Innerstes hereinzudenken vermocht; er hat sich nicht die große Gewalt vorgestellt, die ein derartiger Redner gehabt haben muß, und nicht in Wiedererweckung und künstlerischer Potenzirung derselben eine imponirende Wirkung zu machen gewußt. Der Fanatismus seines Hussitenredners erscheint nicht als tief ernstlich drohende Macht, sondern als eine geistige Schwäche, die wir gleich als solche erkennen und worüber wir die Achsel zucken möchten. Es ist ein Fanatismus, den ihm der Maler in annoch romantisirender Vorstellung geliehen hat; eine Abschwächung der wahren Leidenschaft und eine Poetisirung dieser Abschwächung.

Wenn ich solche Dinge sage — wie sie denn gesagt werden müssen — so verkenne ich die Verdienste, welche die besprochenen Bilder außerdem haben, keineswegs, und noch weniger ihre culturgeschichtliche Bedeutsamkeit. Sie sind, indem sie ein bestimmtes Verhältniß zu der Aufgabe specifisch historischer Darstellung gleichmäßig durchgebildet vor Augen stellen, immerhin werthe Besitzthümer. Ist es den Malern nicht möglich gewesen, die Erscheinungen aus dem tief und gewaltig ergriffenen historischen Leben selbst hervorgehen zu lassen, so ist doch das Streben nach historischer Individualisirung unverkennbar und das Ganze in seiner Art charakteristisch und durch Empfindung beseelt. Ohne solche Eigenschaften wäre der Erfolg, welchen diese Bilder und Lessing's in dieselbe Kategorie fallender „Huß im Verhör zu Kostnitz" gehabt haben, auch gar nicht zu erklären.

Allein man sieht: bei solcher Darstellung konnte die einmal im Gang befindliche Tendenz nicht stehen bleiben. Es galt, das historische Leben in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen und es in eben dieser künstlerisch wieder zu beleben. Das historische Bild sollte wahr sein, in allen wesentlichen Elementen der Wirklichkeit entsprechend, und doch den poetischen Effect eines Kunstwerks machen. Dies war eine Aufgabe, der nicht

sogleich vollständig genügt werden konnte, und welcher mit Einseitigkeit näher gekommen zu sein, offenbar auch schon rühmenswerth ist.

Die Gemälde, welche diesen neuen Schritt am geeignetsten repräsentiren, dürften sein: Adolf Menzel's „Ueberfall bei Hochkirch" und die „Zerstörung Heidelbergs" von Dietz.

Menzel ist dermalen unstreitig der zugleich begabteste und entschlossenste Realist. Er ist von seinem Gegenstand, von der historischen Wirklichkeit als solcher begeistert; er will sie darstellen, wie sie ihn begeistert hat, und es gelingt ihm nun eine lebensvoll ergreifende Darstellung. In seinem Bilde waltet der tiefste Ernst. Das ist wirklich ein Sichbereitmachen zum Kampf in gefährlicher Situation, das sind die Sorgen und Mühen der Schlacht! In dem Gefühl, seinem Gemälde durch so lebensvolle Vergegenwärtigung der hochdramatischen Action einen eigenen Schwung, eine eigene Poesie gegeben zu haben, verschmäht er es, die Figuren irgendwie ins Schöne, künstlerisch Edle hinüberzuhalten; es würde zu seinem Zweck und zu dem Grundton seines Bildes auch nicht passen. Wir müssen dieses nehmen, wie es ist, und sind gezwungen, dem Künstler einzuräumen: es ist etwas.

Leicht ist es, zu sagen: dieses Bild sei kein Kunstwerk im wahren Sinne des Worts, es stelle nur einen Moment dar ohne Geschlossenheit und vermöge daher auch den empfänglichen Betrachter vielmehr aufzuregen als zu befriedigen. Dies ist richtig, wie noch anderes, was dagegen bemerkt worden ist. Wenn aber ein Künstler einen historischen Gegenstand zum stilisirten und organisch vollendeten Ganzen auszuarbeiten unternähme, so wünschten wir ihm zur Auffassung und Durchempfindung der Wirklichkeit eine Kraft, wie sie in dem „Ueberfall bei Hochkirch" sich bewährt hat.

Die „Zerstörung Heidelbergs" ist gleichfalls in bestimmter Erfassung historischen Lebens ausgeführt. Der Künstler hatte die Organe der Despotie, die den Greuel der Zerstörung vollbrachten, in aller Entschlossenheit, Festigkeit und Unberührbarkeit soldatischer Werkzeuge zu halten und in dem flüchtenden oder zuschauenden Volke der Angst, der Sorge, dem bürgerlichen und patriotischen Schmerz Ausdruck zu geben. Dies ist ihm in einer Weise gelungen, daß das Bild ernstvoll als eine Realität ergreift. Gewonnen hätte dasselbe, wenn der Maler unter anderm der Jungfrau, die den französischen Mordbrennern droht und Rache verkündigt, mehr die Ueberlegenheit der gerechten Entrüstung und des patriotischen Zorns gegeben hätte. So, mit einem Ueberwiegen der Gekränktheit und Hingerissenheit, also der passiven Erregtheit, hat das Gesicht einen peinlichen Hauch, der namentlich bei wiederholter Betrachtung unkünstlerisch anmuthet. Es handelt sich hier stets um das Treffen

eines feinen Punktes zwischen Zuviel und Zuwenig; aber dieses Treffen ist eben die Kunst und entscheidet über den ästhetischen Eindruck.

In der Ausstellung fand sich eine ziemliche Anzahl von Gemälden, die entweder zu den Uebergangsbildern oder zu den entschieden realistischen gehören; charakteristischere wie die besprochenen haben sich mir nicht dargeboten. Das Machwerk kommt bei dieser Betrachtung überhaupt weniger in Anschlag, das Leben und der Sinn des Ganzen entscheidet, und wo es am Innern fehlt, da kann die genaue Wiedergabe des Aeußern oder gar des Aeußersten, nämlich der Costüme, nicht mehr viel helfen. Die parteiische Behandlung eines historischen Conflicts hat desgleichen sehr viel gegen sich. Wer heutzutage nicht so viel Bildung, nicht so viel Gerechtigkeit und Freiheit des Geistes besitzt, um in geschichtlichen Gegensätzen annäherungsweise das Maß der Berechtigung und des historischen Berufs auf beiden Seiten zu erkennen und gelten zu lassen, der wird auch nicht wahrhaft zu componiren und keinen ästhetischen Totaleindruck hervorzubringen im Stande sein.

Der Krieg.

III.

Unsern ersten Artikel schlossen wir mit der Behauptung, daß, soviel Misliches und Gefahrdrohendes auch die militärische Lage Deutschlands im Fall eines Kriegs darbietet, diese Gefahren doch noch bei weitem überboten werden durch die politische Lage unsers Vaterlandes. Eine specielle Beweisführung für diese Behauptung wird niemand hier erwarten, indem alle Parteien darin einstimmig sind, daß der jetzige Mangel an Einheit und thatkräftigem Zusammenhalt unmöglich auf die Dauer fortbestehen kann, ohne Deutschland im Rathe der europäischen Mächte — unter denen es freilich, was politische Macht und politisches Ansehen betrifft, kaum eine Stelle einnimmt — immer tiefer herabzudrücken und endlich seine Existenz selbst aufs Spiel zu setzen. Selbst die lautesten Schutz- und Lobredner der bestehenden Bundesverfassung wagen ihr doch nicht mehr nachzurühmen, als daß sie eben vorhanden, und daß man sie erhalten müsse, bis etwas Besseres, dem allgemeinen Bedürfniß Entsprechenderes gefunden sein würde.

Gefunden, ganz richtig: aber wer etwas finden will, der muß auch danach suchen und daß man dies in Betreff der so allgemein als so dringend erkannten Reform unserer innern Verhältnisse seit den letzten zehn Jahren ganz unterlassen, daß man, aller frühern Versprechungen und Gelübde vergessend, den Bundestag im Jahre 1850 ganz in der

alten Weise wiederhergestellt und ihn seitdem auch in der alten vormärzlichen Weise fortgeführt hat, ohne, wie es scheint, auch nur daran zu denken, daß eine Krisis gleich der jetzigen eintreten könne — dies, dünkt uns, ist ein Vorwurf, der die deutschen Cabinete mit wahrhaft erdrückender Schwere trifft und den sie doch in keiner Weise von sich abwälzen können.

Denn ist die Erfahrung, die man heute macht, nämlich daß die bestehende Bundesverfassung zu einer wirklichen activen Theilnahme an der europäischen Politik, einer wirklichen thatsächlichen und thatkräftigen Einigung der deutschen Interessen vollkommen untauglich — ist diese Erfahrung etwa die erste? Oder ist seit Menschenaltern, so oft nur je ein Wölkchen am politischen Himmel Europas aufgestiegen, so oft der Bund nur überhaupt hat zeigen sollen, daß er auch noch da ist, nicht regelmäßig jedesmal dieselbe Erfahrung gemacht worden? Die berüchtigten Bundesbeschlüsse aus dem Anfang der dreißiger Jahre, durch welche die freie Presse, das freie Vereinsleben und überhaupt jede freie geistige, politische und literarische Richtung in Deutschland unterdrückt werden sollte, sind überhaupt das einzige Lebenszeichen gewesen, das der Deutsche Bund jemals von sich gegeben — und auch dabei bekanntlich ging der eigentliche Anstoß nicht von der Eschenheimer Gasse, sondern von Wien, Berlin und Petersburg aus; taub und fühllos gegen die Rathschläge der Patrioten, die Sehnsuchtrufe des Volks, die Warnungen der Zukunft, raffte er sich nur da aus seinem Schlummer empor, wo es galt, das immer bereite Werkzeug der österreichischen, preußischen und vor allem jener russischen Reaction zu machen, welche damals, mit einziger Ausnahme Englands, unsern ganzen Welttheil beherrschte.

Es darf dies ausgesprochen werden, ohne daß irgendjemand Anstoß daran nimmt, weil, was wir hier sagen, nur ein sehr gemäßigter Widerhall von dem ist, was im Jahre 1848 von den deutschen Cabineten und ihren Vertretern selbst über die Thätigkeit des Deutschen Bundes und die Stellung geäußert wurde, die er von der ersten Stunde an zu den Bedürfnissen des Volks eingenommen. Schon als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 den preußischen Thron bestieg, sah er das Unhaltbare und Gefahrdrohende dieser Stellung ein. Deutschland befand sich damals in einer in manchem Betracht ähnlichen Lage wie heute, wie heute drohte Frankreich, sich durch einen Angriff auf das linke Rheinufer für das Scheitern seiner sonstigen Plane zu entschädigen, wie heute handelte es sich darum, dem vielgestaltigen kraftlosen Bunde eine Einheit und eine militärische und moralische Schlagfertigkeit zu verleihen, die er damals so wenig besaß wie heute. Aus dem Anfang jener vierziger Jahre stammt bekanntlich die Reorganisation der Militärverhältnisse des Bundes, deren wir uns heute erfreuen und die, wie

wir in unserm ersten Abschnitt sahen, ein so großer Fortschritt darin auch gegen die frühern Zustände liegen mag, doch noch immer nicht genügt, die wohlbegründeten Besorgnisse der Patrioten zu entkräften.

Doch wollte, wie man aus der bekannten Denkschrift des Hrn. von Radowitz weiß, Friedrich Wilhelm IV. schon damals dabei nicht stehen bleiben; schon damals wurde preußischerseits sehr lebhaft daran gedacht, auch der politischen Gestalt des Bundes eine gesündere und kräftigere Organisation zu geben und den Bund selbst zu einem wirklichen Ausdruck jener Einheit zu machen, deren Nothwendigkeit von allen deutschen Köpfen immer deutlicher eingesehen ward und nach der alle deutschen Herzen immer ungestümer verlangten. Wie so oft in den letzten 70 Jahren der preußischen Geschichte, war es auch damals Oesterreich, das den richtigen Gang der preußischen Politik zu hemmen und, theils widerstrebend, theils durch ein scheinbares Nachgeben und Mitgehen, das noch weit verderblicher war als der Widerstand, auf die beklagenswerthesten Abwege zu lenken wußte. Noch liegen die Details der Verhandlungen, die im Sommer 1842, zur Zeit des kölner Dombaufestes auf Schloß Stolzenfels stattfanden, nicht vollständig vor: aber daß es damals Fürst Metternich war, der durch halbe Warnungen, halbe Zugeständnisse, durch Schwierigkeiten, die nicht existirten, durch Versprechungen, an die er selbst nicht glaubte, die edlen und wohlgemeinten Absichten des Königs von Preußen kreuzte und sich wie ein Bleigewicht an die aufstrebenden Schwingen des preußischen Adlers heftete, das ist nur allzu gewiß und liegen die Zeugnisse dafür in allem vor, was von seiten Oesterreichs seitdem in dieser Angelegenheit theils geschehen, theils unterlassen ist.

Auch sollte die Strafe für die Schwäche, mit welcher Preußen sich auch diesmal wieder von der österreichischen Politik hatte umgarnen lassen, nicht lange ausbleiben; der Sturm des Jahres 1848 brach herein und unter den ersten Opfern, die er zu Boden warf, befand sich der Deutsche Bund. Es würde uns, fürchten wir, in Collision mit dem Preßgesetz bringen, wollten wir hier wiederholen, was damals von erlauchten Lippen über den Deutschen Bund und seine Unfähigkeit, das politische Leben Deutschlands zu repräsentiren, geäußert ward; wir erinnern nur an die völlige Widerstandslosigkeit, mit welcher der Bundestag damals alles über sich ergehen ließ, von dem Vorparlament und den Vertrauensmännern an, bis zur feierlichen Eröffnung des Frankfurter Parlaments, sowie an die gemüthliche Art und Weise, mit der er in seiner „letzten“ Sitzung vom 12. Juli 1848 sein eigenes Todesurtheil aussprach. Wer, der irgend seiner Sinne mächtig war, hätte es damals für möglich gehalten, daß dieser Todte dennoch wieder zum Leben erwachen könnte? Wer, der ihn hinabsteigen sah in seine verspätete Gruft, so gerichtet vom allgemeinen Urtheil, so lebensmüde, so aufgegeben von

sich selbst, hätte auch nur im Traume daran zu denken gewagt, daß auch für ihn noch ein Tag der Auferstehung kommen würde?!

Und gleichwol geschah das Unmögliche und wiederum war es Oesterreich, dem der traurige Ruhm zufiel, eine Leiche zu galvanisiren, auf deren Gruft schon der Stein gewälzt war. Nachdem die Bestrebungen des Frankfurter Parlaments gescheitert und nachdem auch Preußen seinen Versuch, auf eigene Hand einen engern deutschen Bundesstaat zu gründen, wieder aufgegeben hatte, wurde bekanntlich von Oesterreich im Verein mit Baiern, Würtemberg und einigen andern kleinern Staaten der Bundestag für wiederhergestellt erklärt. Preußen weigerte sich noch eine kurze Zeit, denselben anzuerkennen: allein es folgten die schmachvollen Tage von Bronzell, Olmütz und Warschau und über die Sandbank der fruchtlosen Dresdener Conferenzen lief auch Preußen, wieder dasselbe Preußen, das im März 1848 die dreifarbige Fahne so hoch gehalten und das solange die laute und leise Hoffnung des deutschen Vaterlandes gewesen war, in den Hafen des frankfurter Bundesstaats wieder ein. Freilich that es diesen Schritt nicht ohne gewisse Verwahrungen und Versprechungen; auch Preußen erkannte damals in dem Deutschen Bundestag nur ein pis aller, es fügte sich, wie es ausdrücklich versicherte, seiner Wiederherstellung nur, weil alle andern Versuche, Deutschland eine entsprechendere Form zu geben, gescheitert waren, und mit dem bestimmten Vorbehalt, die Wiederherstellung des Bundestags nur als eine Grundlage zu betrachten, von der aus fernere Schritte zu einer wirklichen und dauernden Reorganisation der deutschen Verhältnisse geschehen sollten.

Seitdem sind bald zehn Jahre verflossen und von allen jenen Vorbehalten und Versprechungen hat sich nichts, aber auch nicht das Titelchen über dem i verwirklicht; wir haben eine deutsche Wechselordnung erhalten, man hat die Einheit der deutschen Münzen, Maße und Gewichte decretirt, aber von einer herzustellenden Einheit im deutschen politischen Leben ist nicht wieder die Rede gewesen. Mit welchen Schmähungen hat man nicht die Männer verfolgt, die in der bewegten Zeit der Jahre acht- und neunundvierzig den Grundstein der deutschen Einheit zu legen suchten! Mit welchem Spott, welchem Hohn hat man die fruchtlosen Anstrengungen der deutschen Nationalversammlung überschüttet! Mit welchem Uebermuthe sah und sieht noch heute die diplomatische Fachgelehrsamkeit auf die Idealisten, die Träumer und Phantasten herab, die damals, in nur allzu blindem Vertrauen, an eine Einigung der deutschen Fürsten und Völker glaubten! Zugegeben, daß auch in der Paulskirche viel und schwer gesündigt worden ist, beinahe so viel und so schwer wie im Bundespalais, so sollte man doch nie vergessen, in welcher schwierigen Lage und unter welchen drängenden Zeitumständen jene Männer

sich zusammenfanden; man sollte nie vergessen, daß, selbst wenn der Wille jener Männer noch reiner, ihre Absichten noch edler, ihre politische Einsicht noch größer gewesen wäre, ihnen doch alle und jede Kraft der Ausführung gebrach, und daß gerade diejenigen, in deren Hand sie diese Ausführung legen wollten, ja für die sie recht eigentlich gearbeitet hatten — daß eben diese sie in dem entscheidenden Moment im Stiche ließen. Nun denn, die deutsche Cabinetsweisheit hat volle zehn Jahre Zeit gehabt, ruhige, ungestörte Jahre, Jahre tiefsten Friedens, wo — wenigstens dem Anscheine nach — keine noch so leise Welle das Fahrwasser kräuselte und wo weder Gefahren von außen noch von innen sie drängten — und was hat sie in der ganzen Zeit gethan, das so feierlich gegebene Wort zu lösen? Was ist geschehen, die so vielfach erkannten Schäden des deutschen Staatslebens auszuheilen und dem Vaterlande eine bessere politische Organisation zu geben oder doch wenigstens den Weg dazu anzubahnen?!

Nichts ist geschehen und die Kriegsgefahr vom Jahre 1859 findet uns in derselben innern Auflösung und derselben politisch-moralischen Rathlosigkeit wie die Kriegsgefahr von Anno vierzig. Im Gegentheil, es ist sogar noch verdorben und zerstört worden; in dem giftigen Schatten der Reaction, der sich so lange wieder über Deutschland gelagert hat, haben auch im Schos des Volks Gleichgültigkeit und Entsittlichung auf wahrhaft erschreckende Weise um sich gegriffen, jener schöne Glaube, jene stolzen Hoffnungen, mit denen man vor dem März 1848 einer möglichen Wiederherstellung des deutschen Lebens entgegensah, sind geknickt worden, deutsche Einheit und deutsche Vaterlandsliebe sind wieder einmal in die Rumpelkammer geworfen zu den abgeschmackten Idealen, den kindischen Träumen, mit denen kein verständiger Mensch sich befaßt, und da die Wahrheit wieder einmal mundtodt geworden, so hat es auch nicht an Sophisten gefehlt, welche, sei es freiwillig, sei es auf Staatskosten, uns bewiesen haben, daß dieser Zustand der Ohnmacht und Zersplitterung eben derjenige ist, der dem deutschen Nationalcharakter am meisten entspricht, und zu dem wir sozusagen von Gott selber geschaffen sind.

Jetzt nun brennt das Feuer auf die Nägel, jetzt, da man einen Angriffskrieg von Frankreich fürchtet, oder da man sich wenigstens stellt, als ob man ihn fürchte, jetzt appellirt man wieder an das deutsche Einheitsgefühl und die Begeisterung des deutschen Volkes, selbst die so schwer verpönten schwarz-roth-goldenen Farben haben sich wieder dürfen sehen lassen — aber wo? auf dem Bahnhof zu München, da die münchener Bürger mit Wurst und Bier die Böhmen, Ungarn und Slowaken regalirten, welche unter Oesterreichs Fahnen ausziehen, Italien im Joch zu erhalten!

Und auch dabei noch welche thörichte Widersprüche! Schwarz-roth-

goldene Fahnen hängt man aus und von deutscher Einheit und Volksbegeisterung renommirt man: aber wo irgendein Schritt geschieht oder auch nur geschehen soll, der uns der so schmerzlich ersehnten Einheit näher führen und eben dadurch eine wirkliche Begeisterung im Volke erwecken könnte, da sind die Herren auch jetzt nicht zu Hause. Als kürzlich in der würtembergischen Zweiten Kammer ein Antrag auf Bevorwortung eines deutschen Parlaments gestellt ward, da wurde dieser Antrag von der Kammer selbst als nicht zeitgemäß abgelehnt; selbst ein alter Parlamentsschreier von 1848 wie Hr. von Mohl, der sich sonst so viel weiß mit seinem vermeintlichen Liberalismus, zog sich auf einmal die Glacéhandschuhe an und meinte, der Augenblick zu einem solchen Antrag sei übel gewählt, in einer Situation gleich der jetzigen müsse man alles vermeiden, was Unfrieden säen könne. O ihr überzarten Seelen, die ihr auf einmal so verschämt, so jüngferlich geworden seid, sagt doch, wo habt ihr eure Logik erlernt?! Jeder leidlich verständige Mensch löscht, wo es brennt, ihr aber, nachdem zehn Jahre nutzlos vertrödelt sind und die eherne Faust der Nothwendigkeit jetzt an unsere Pforte donnert — ihr macht Complimente und meint, man solle das Ungewitter nur erst vorübergehen lassen, nachher werde es wol noch Zeit sein, sich nach einem schirmenden Dache umzusehen. Nachher — ja wohl, wenn es für euch noch ein Nachher gibt....

Es ist in diesem Verfahren ganz derselbe Widerspruch und dieselbe Thorheit, welche in diesem Augenblick im Namen der deutschen Einheit Haß und Zwietracht gegen Preußen säen, und auf die wir schon neulich hindeuteten. Auch hier wieder beschwört man uns im Namen der deutschen Einheit, das Wort Bundesreform nicht in den Mund zu nehmen; wer jetzt von der Nothwendigkeit einer Volksvertretung am Deutschen Bunde und Aehnlichem zu reden wagt, was doch wirklich das Minimum der wohlberechtigten und unabweislichen Forderungen ist, der läuft Gefahr, von einem gewissen Theil der deutschen Presse als Friedensstörer und Hochverräther am deutschen Vaterlande gebrandmarkt zu werden. Und doch, mit aller schuldigen Ehrfurcht sei es gesagt, ist der Deutsche Bundestag in seiner dermaligen Beschaffenheit nichts anderes als die organisirte Zwietracht und Uneinigkeit; er ist gleichsam die in gesetzliche Form gebrachte Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands. Wir wollen gar nicht erst von dem hinlänglich bekannten Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich reden, einem Antagonismus, der auf den allertiefsten geschichtlichen und sittlichen Gegensätzen beruht und der daher auch mit keiner süßlichen Brühe brüderlicher Redensarten und Freundschaftsversicherungen weggewaschen werden kann; selbst abgesehen von diesem großen und unheilbaren Gegensatz ist auch die Stellung, welche die kleinern Staaten im Bunde einnehmen, von der Art, daß

eine wirkliche Einigkeit, ein wirkliches Zusammenwirken des gesammten Deutschland dadurch unmöglich gemacht wird. Man macht denen, die nach einer größern Einheit des Vaterlandes streben, den Vorwurf der Träumerei und des abstracten Idealismus — und doch ist in Wahrheit die Einheit, welche die deutsche Bundesverfassung voraussetzt und auf die sie selbst sich gründet, der allerabstracteste Idealismus, den man sich nur denken kann. Abstract und darum verderblich nennen wir einen Idealismus, der von den vorhandenen geschichtlichen Thatsachen absieht und keine Rücksicht nimmt auf die Grundlage der bestehenden Zustände. Nun aber ist z. B. das Stimmverhältniß beim Bundestage so, daß Oesterreich, Preußen, die vier Königreiche und Baden zusammengenommen zwar 5/6 der Gesammtbevölkerung Deutschlands bilden, dabei aber doch im engern Ausschuß zusammen nur über 7, im Plenum nur über 27 Stimmen verfügen. Dagegen haben die kleinern Staaten im engern Ausschuß 10, im Plenum 39 Stimmen, sodaß, wenn nur ein einziger Staat mit 4 Stimmen sich zu ihnen gesellt, die kleinen Staaten die vorschriftmäßige Zweidrittel-Mehrheit für sich haben und damit also im Stande sind, Preußen, Oesterreich und die vier Königreiche zu lähmen oder ihnen (wie das jetzt von Hannover gegen Preußen versucht wird) Beschlüsse aufzuzwingen, die sie nicht wollen, was denn mit andern Worten dasselbe wäre wie die Zerreißung des Bundes. Ja noch mehr: das kleine Liechtenstein, dieser kleinste der kleinen unter den deutschen Bundesstaaten, mit seinen dritthalb Quadratmeilen, mit seinen 6000 Seelen (also gerade der sechstausendste Theil der deutschen Bevölkerung), seinen Einkünften von jährlich 5000 Gulden, seiner Hauptstadt Vadutz mit 700 Einwohnern, seinem Bundescontingent von 55 Mann, seinem Bundesmatricularsimplum von 5 Gulden 3 Kr.*) — eben dieses selbe Liechtenstein hat gleichwol im Plenum ebenfalls seine Stimme, während Oesterreich und Preußen deren im Plenum nur 4 haben, heißt also nach Adam Riese: Liechtenstein hat den vierten Theil so viel politische Macht und Ansehen wie Oesterreich oder Preußen und wenn vier solche Liechtensteine sich zusammenthäten, so gäbe das eine Großmacht wie Oesterreich oder Preußen!!

Und damit redet ihr noch von deutscher Einheit? und vor solchen Zuständen verlangt ihr Respect? und mit einer solchen Verfassung meint ihr den Stürmen der Zeit entgegentreten zu können, die ihr selbst so muthwillig heraufbeschwört?! O ihr Thoren — wenn nicht Schlimmeres!

*) Obige Zahlenangaben entnehmen wir einem Leitartikel der Kreuzzeitung, der uns eben in die Hände fällt; ihr selbst hat dabei das bekannte Buch von Kaltenborn, „Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen" (vergl. „Deutsches Museum", 1858, Nr. 1) als Quelle gedient — also wenigstens zwei Quellen, gegen deren Loyalität sich nichts einwenden läßt.

Literatur und Kunst.

Zur Zeitgeschichte.

Während die Stille, die in dieser Jahreszeit ohnedies schon im deutschen Buchhandel zu herrschen pflegt, durch die politischen Ereignisse und die mancherlei Befürchtungen, welche sich daran knüpfen, noch vermehrt wird, schießen, in Ermangelung größerer literarischer Unternehmungen, zahllose Broschüren gleich Pilzen aus dem Boden. Natürlich, wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun; wenn irgendwo in Europa ein Schwert entblößt wird, so sind sofort tausend und abertausend Federn bereit, das vergossene Blut aufzufangen und es in Tinte zu verwandeln. Es würde nicht nur den Raum dieser Zeitschrift bei weitem übersteigen, sondern auch ihren sonstigen Interessen widersprechen, wollten wir uns hier auf eine auch nur einigermaßen vollständige Uebersicht dieser Broschürenliteratur einlassen; nur gleichsam zur Probe greifen wir aus dem dichten Haufen, der sich auf unserm Schreibtisch angesammelt hat, einige heraus, indem wir uns auch dabei auf wenige flüchtige Bemerkungen beschränken. Da treffen wir zuerst ein Heftchen, das einen bekannten und vielgefeierten Namen an der Stirn trägt: „Zur Politik des Tages. Von Friedrich von Raumer" (Leipzig, F. A. Brockhaus), und das auch bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Hr. von Raumer ist bekanntlich der Mann der Vermittelung; allen Extremen abhold, pflegt er selbst da noch eine Vermittelung aufzusuchen, wo es keine andere Wahl mehr gibt als rechts oder links, schwarz oder weiß. Einigermaßen zeigt diese seine vermittelnde Natur sich auch in der vorliegenden Schrift, insofern er den Gegensatz, in welchem das österreichische Regiment in Italien zu den Italienern selbst sich thatsächlich befindet, nach Möglichkeit zu vertuschen und den Oesterreichern alles Gute nachzusagen sucht, das sich nur irgend sagen läßt. Was dagegen die eigentliche Streitfrage des Augenblicks betrifft, so hat er sich — zu unserer nicht geringen Ueberraschung — seiner sonstigen vermittelnden Natur diesmal völlig entschlagen; er stellt den Besitz Oberitaliens als eine Nothwendigkeit für Oesterreich dar, und folgert daraus dann die zweite Nothwendigkeit, daß Oesterreich in seinem gegenwärtigen Kampfe von Preußen und Deutschland unterstützt werden müsse. Es ist dies eine Auffassung, die wir von einem so gelehrten Historiker, wie Hr. von Raumer ist, und nun gar von dem Geschichtschreiber der Hohenstaufen nicht erwartet hätten. Denn eben dieser letztere müßte doch wissen, welches Elend der Besitz von Italien und der jahrhundertlange vergebliche Kampf darum über Deutschland gebracht hat und daß Italien von jeher die Sirene gewesen ist, die uns unserer besten Kräfte beraubt hat. Aber freilich, Hr. von Raumer schwärmt auch noch für die angebliche deutsche Einheit jener, welche, unbekümmert um die religiösen, politischen und geistigen Gegensätze, noch immer ihre burschenschaftlichen Erinnerungen nicht vergessen können und als richtige Deutsche über der Taube auf dem Dache, die sie niemals haschen, den Sperling nicht sehen, den sie in der Hand halten....

Eine ähnliche Tendenz verfolgt „Die Politik und das Verhalten Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland vor und nach dem

Jahr 1815. Zur Würdigung der Bedeutung der österreichisch-italienischen Frage für Deutschland. Eine mahnende Stimme an die Deutschen von August Wilhelm Stiehler, Regierungsrathe außer Diensten, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse" (Leipzig, Gräbner). Der Verfasser, ein wohlmeinender Patriot, sieht in Frankreich und Rußland die Erbfeinde des deutschen Namens; die Gefahren, mit denen ein etwaiges Bündniß beider Deutschland bedroht, dünken ihm dringend genug, um Deutschland und Preußen schon jetzt an die Seite Oesterreichs zu rufen. Ja nach seinem Dafürhalten handelt es sich gar nicht mehr blos um die Möglichkeit eines solchen Bündnisses, sondern dasselbe existirt bereits, wenn nicht als politischer Tractat, so doch — was denn jedenfalls noch viel gefährlicher wäre — als geschichtliche Nothwendigkeit, als Tradition der russischen sowol wie der französischen Politik. „Es besteht", sagt er wörtlich, „seit alter Zeit ein furchtbares Bündniß der romanischen und der slawischen Elemente gegen das germanische." Zur Unterstützung dieses Behauptung beruft er sich auf einen Brief, welchen am 2. Juni 1848 der außerordentliche Botschafter der damaligen Republik Frankreich zu Berlin Adolphe Circourt an den Professor Heinrich zu Königsberg geschrieben hat und der damals, „leider unbeachtet", in der „Königsberger" und nach ihr in mehrern andern deutschen Zeitungen abgedruckt worden ist. Allerdings wird in diesem Briefe, den der Herr Verfasser Seite 3 wiederholt, ausgesprochen, daß seit Karl des Kühnen und noch mehr seit Cardinal Richelieu's Zeiten die Erniedrigung Deutschlands Ziel und Grundsatz der französischen Politik sei und daß die enge Verbindung der romanischen und slawischen Völker ein sicheres Mittel zur Erreichung dieses Zwecks biete. Wir zweifeln indessen sehr, daß dieser Briefstelle die Wichtigkeit beizulegen, wie der Herr Verfasser thut. Völker verschwören sich überhaupt nicht gegeneinander, sondern immer nur ist es die Schwäche des einen, die den Uebermuth des andern herausfordert; hat Deutschland viele Gegner oder vielmehr, wird es von den übrigen Nationen Europas wie ein herrenloses Gut betrachtet, von dem jeder nehmen darf, dem es gelüstet, so liegt dies weit weniger an einer angeblichen Verschwörung der übrigen Nationen, als vielmehr an unserer Schwäche und Furchtsamkeit. Diese Furcht so weit treiben, daß wir uns deshalb, um den möglichen Gefahren eines französisch-russischen Bündnisses zu entgehen, blindlings zu den Verbündeten Oesterreichs machen, wie der Herr Verfasser räth, das wäre unsers Bedünkens nicht weiser gehandelt als wie jener that, der aus Furcht vor dem Tode sich das Leben nahm. Furcht ist überhaupt ein Wort, das aus dem Wörterbuch der Völker ganz ausgestrichen werden sollte; nicht Furcht macht die Völker groß, sondern Selbstvertrauen, und mit diesem Selbstvertrauen ausgerüstet und im Bewußtsein unserer gerechten Sache können auch wir den Ereignissen der Zukunft, die Hand am Schwert, aber im übrigen gefaßten Sinnes, entgegensehen.

In einen völlig entgegengesetzten Kreis von Anschauungen und Bestrebungen führt uns die kleine Schrift: „Deutsche Begeisterung und habsburgischer Kronbesitz. Von H. B. Oppenheim" (Berlin, Huber). Der Verfasser gehörte im Jahre 1848 der radicalen Partei an, und wenn auch die Erfahrungen, welche er wie wir alle seitdem gemacht, seine Ansichten etwas gemäßigt und seinen Flug etwas mehr zur Erde gelenkt zu

haben scheinen, so ist er doch in der leidenschaftlichen Abneigung gegen Oesterreich derselbe geblieben. Er entwirft ein gedrängtes Sündenregister Oesterreichs, weist nach, wie thöricht es ist, Italien den Beruf und die Möglichkeit zu einer politischen Neugestaltung abzusprechen, und knüpft daran die Folgerung, daß Preußen und Deutschland angesichts der gegenwärtigen Verwickelung zwar allen Grund haben, sich kriegsbereit zu halten, daß aber eine directe Unterstützung Oesterreichs den deutschen Interessen schnurstracks zuwiderlaufen würde. „Noch ehe der erste Schuß gefallen ist", heißt es S. 44 (wobei wir bemerken, daß das Schriftchen dem Nachwort zufolge bereits Ende Februar geschrieben und nur „durch die Angst der Buchhändler, als laue Patrioten verdächtigt zu werden", so lange zurückgehalten worden ist), „muß Deutschland kriegsbereit sein: denn natürlich, wenn ganz Europa rüstet, seine stehenden Heere verdoppelt und in Waffen strotzt, kann Deutschland allein nicht zurückbleiben. Dann muß Preußen die Leitung der Bundesangelegenheiten übernehmen, weil Oesterreich in dem bevorstehenden Conflicte Partei ist und also Richter in eigener Sache sein würde. Auch dürfte keins der andern Bundesmitglieder eine Separatpolitik betreiben, um nicht durch eigenmächtiges Vorgehen oder diplomatische Intriguen die Sicherheit und consequente Politik des deutschen Gemeinwesens zu gefährden. Der deutsche Bundestag möge alsdann zum Ueberfluß noch einmal erklären, daß jede, auch die geringste Verletzung des deutschen Bundesgebiets, von welcher Seite sie kommen möge, geschehe sie bei Triest, bei Saarlouis oder an der mährischen Grenze, von der ganzen Bundesmacht unnachsichtig geahndet werden würde, daß jeder offene oder versteckte Angriff auf Deutschlands Integrität einer Kriegserklärung gleich geachtet würde. Und Deutschland wird respectirt werden, ohne daß die Geschicke der Nation und die europäische Cultur durch eine künstlich erregte Aufwallung und ein irre geleitetes Ehrgefühl für einige gedankenleere Phrasen auf das Spiel gesetzt würden."

Dieselben Ansichten, die, wie der Leser sieht, mit den vom „Deutschen Museum" vertretenen ziemlich übereinstimmen, finden wir zu unserer nicht geringen Freude auch in einem fliegenden Blatte wieder, das uns aus Baiern zukommt: „Was will Deutschland im Kriege?" (München, Rösl). Bekanntlich hat man gerade in Baiern am allerlautesten in das Kriegshorn für Oesterreich gestoßen; selbst vor dem Gedanken eines Separatbündnisses mit Oesterreich, das natürlich einer völligen Zerreißung des Deutschen Bundes gleichgekommen wäre, schien man daselbst eine Zeit lang nicht zurückschrecken zu wollen. Unter diesen Umständen ist es denn doppelt erfreulich, gerade aus Baiern eine so besonnene und vorurtheilsfreie Stimme zu hören, wie sie sich in diesen Blättern kund thut. Der Verfasser schließt sich vollständig dem Standpunkt bewaffneter Neutralität an, den Preußen bisher eingenommen hat und den es, hoffen wir, auch ohne die dringendste Noth nicht verlassen wird. „Deutschland", sagt der Verfasser S. 8, „Deutschland hat sich durch diese dunkeln Schatten der österreichischen Politik nicht irre machen lassen, aber, so weit wir von der Meinung des deutschen Volkes unterrichtet sind, ist es durchaus nicht gesonnen, einen schweren Krieg auf sich zu nehmen, damit jene Schatten noch schwärzer werden, oder gar sich über Deutschland lagern. Deutschland will keine französische Befreiung Italiens auf deutsche Kosten, aber es will ebenso wenig jenseit der Alpen priesterliche und auto-

kratische Willkür aus dem Krieg mit neuer Kraft hervorgehen sehen; es will die gesunde Ordnung einer tüchtigen Verwaltung und wohlwollenden Regierung in Italien wie in Deutschland, es will Bürgschaften, daß der Weltfriede nicht in fünf oder zehn Jahren durch den unfähigen Despotismus kleiner oder großer italienischer Fürsten abermals bloßgestellt werde; es will, wenn es Oesterreichs Interesse am Po wahrt, daß Oesterreich in einen Zustand der italienischen Dinge ehrlich einwillige, dem allein der Beifall Deutschlands gegeben werden kann, wie er allein dem deutschen Interesse entspricht. Wenn Oesterreich der französischen Anmaßung gegenüber mit Recht seine Separatverträge behauptete, so verlangt Deutschland, daß Oesterreich dem Bundesgenossen, welcher ihm zum Siege verhilft, eine Politik opfert, welche die deutschen Zustände mittelbar bedroht und die englische Allianz, deren wir denn doch im Verlauf des Krieges zu seiner glücklichen Beendigung durchaus bedürfen könnten, uns immer fern halten oder gar England ins feindliche Lager treiben würde. Deutschland will einen deutschen Krieg, aber nicht einen Kreuzzug für Absolutismus und Ultramontanismus. Deutschland will deutsche Interessen verfechten, nicht römische. Deutschland will den Principien seiner politischen Entwickelung Garantien schaffen gegen den Imperialismus in Paris, aber es bedarf auch Garantien gegen den Absolutismus in Wien, denn diese Principien sind nicht nur national, sondern auch liberal: die unantastbare Grundlage des deutschen Staatslebens ist die constitutionelle Ordnung. Diese Grundlage muß derjenige anerkennen und verbürgen, für welchen Deutschland eine furchtbare Kriegslast auf sich nehmen soll. Oesterreich muß Garantien geben, daß es nicht daran denken werde, die deutschen Verfassungen infolge militärischer Succeße offen oder geheim zu beeinträchtigen. Wenn Graf Buol dem englischen Cabinet kürzlich erklärte, das constitutionelle System sei in Italien nicht anwendbar, so könnte in einem paßlichen Moment diese Erklärung auf Deutschland ausgedehnt werden, wie Fürst Metternich bekanntlich 33 Jahre lang gethan hat. Ohne solche Garantien können wir die süddeutschen Bundestruppen nicht ruhig unter das Commando eines Staats treten sehen, der 33, dann 10 Jahre des Friedens hat vergehen lassen, ohne seinen Ländern das Minimum des Artikel 13 der Bundesacte zu gewähren, der durch das Concordat dem Artikel 16 derselben Acte und dem ganzen Zuge der Zeit und dem gewaltigsten Triebe der deutschen Nation auf bedenkliche Weise entgegengetreten ist, und von dem eine kleine, verhaßte und hassenswürdige Partei erwartet, er werde Deutschland dieselbe Wohlthat der politischen und religiösen Unterdrückung zum Lohn für eine enthusiastische Nationalerhebung hinterlassen."

Endlich sei hier noch einer kleinen Schrift erwähnt, welche der bekannte Moritz Müller in Pforzheim auch bei dieser Gelegenheit wieder veröffentlicht hat: „Politischer Maitrank im Jahre 1859, dargeboten von Moritz Müller in Pforzheim" (Wiesbaden, Limbarth). Wir haben erst ganz kürzlich Notiz von einer anderen fast gleichzeitig erschienenen Broschüre des fruchtbaren Verfassers berichtet und dabei auf die Eigenthümlichkeiten desselben hingedeutet; auch das vorliegende Schriftchen ist ein neuer Beleg für diese Eigenthümlichkeit, die zwar in schriftstellerischer Hinsicht manches zu wünschen läßt, dagegen wegen der zu Grunde liegenden tüchtigen und mann-

haften Gesinnung alle Achtung verdient. Der Verfasser spricht sich ebenfalls für ein Zusammengehen mit Preußen aus und dürfen wir dies also als einen weitern Beitrag dafür registriren, daß man in Süddeutschland denn doch allmählich zur Besinnung kommt und daß noch ein Unterschied ist zwischen den Ansichten und Wünschen der süddeutschen Bevölkerung und den Declamationen der süddeutschen Zeitungsschreiber. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Anfang Juni 1859.

NO. Der allgemeine Gegenstand des Gesprächs ist bei uns in diesem Augenblick die soeben erfolgte Emission der neuen preußischen Anleihe. Dieselbe wurde, wie Ihre Leser sich erinnern, von unsern Kammern noch unmittelbar vor Schluß derselben einstimmig bewilligt, und diese Einstimmigkeit war denn das Beste bei der Sache. Denn die Reden, welche bei dieser Gelegenheit von seiten der Kammern gehalten wurden, erhoben, trotz des Eindrucks, den sie angeblich an der pariser Börse hervorgebracht haben sollen, sich doch nirgends auf die eigentliche Höhe der Situation, vielmehr zeigte es sich auch bei dieser Gelegenheit wieder so recht deutlich, wie viel leichter es ist und wie viel geringerer Mittel es bedarf, gegen ein reactionäres Ministerium in der Opposition zu stehen, als ein freisinniges und volksthümliches Cabinet, wie unser gegenwärtiges ohne Zweifel ist, mit Verstand und Einsicht zu unterstützen. Selbst Hr. von Vincke, der überhaupt während der ganzen abgelaufenen Session sich, eben nicht zum Vortheil seines parlamentarischen Rufes, damit begnügt hat, den angenehmen Witzbold der Kammer zu spielen, vermochte nichts als längstgehörte Gemeinplätze zu wiederholen, und auch die Rede des Abgeordneten Simson, die bei unserm Spießbürger allerdings großen Anklang gefunden, war, wie die ganze Simson'sche Beredsamkeit, bei Lichte besehen nur eine Sammlung wohltönender und sorgsam gefeilter Phrasen. Die einzige Rede von wirklich staatsmännischem Gepräge war meines Bedünkens diejenige, mit welcher Heinrich von Arnim auftrat, und gerade diese Rede ist sowol in der Kammer wie in der Presse fast ohne Beachtung geblieben; da sehen Sie denn, wie es mit unserer vielgerühmten politischen Bildung einstweilen noch bestellt ist. Ueberhaupt hat die abgelaufene Session bei allen aufrichtigen und vorurtheilsfreien Freunden des Vaterlandes nur einen unbehaglichen Eindruck gemacht; gegenüber so großen Erwartungen und Verheißungen sind die Resultate, welche der Landtag erreicht hat, denn doch zu gering, und wenn man auch zugibt, daß theils der hartnäckige Widerspruch des Herrenhauses, theils die bedrohliche Lage der äußern Politik einer erfolgreichern Wirksamkeit bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt hat, so kann man doch andererseits den Gedanken nicht loswerden, daß durch ein nachdrücklicheres und mannhafteres Auftreten der Zweiten Kammer wenigstens ein Theil dieser Hindernisse recht wohl hätte besiegt werden können. Oder selbst, wenn dies zu

viel gewesen, so würde ein weniger vorsichtiges und diplomatisches Verhalten doch wenigstens dazu beigetragen haben, die Lage selbst klar zu machen und die Grenzen des für den Augenblick Erreichbaren abzustecken; und schon das wäre unter den obwaltenden Umständen ein nicht geringer Gewinn gewesen.

Doch ich kehre zu meinem ursprünglichen Thema zurück. Die Bewilligung der Kammern lautete bekanntlich auf 40 Millionen. Wie das vor einigen Tagen veröffentlichte Ausschreiben des Finanzministers bekundet, glaubt derselbe sich vorläufig mit 30 Millionen begnügen zu können. Diese freiwillige Beschränkung hat hier allgemein den angenehmsten Eindruck hervorgebracht. Nicht als ob diese 10 Millionen ein Gegenstand, der bei der Lage der preußischen Finanzen ernstlich in Betracht kommen könnte; dieselben sind anerkanntermaßen zu wohl geordnet und daher auch der Credit, dessen Preußen im In- und Auslande genießt, zu wohl befestigt, als daß ein Mehr oder Minder von 10 Millionen irgendwie ein Gewicht in die Wagschale werfen könnte. Wohl aber schließt man daraus, daß das Cabinet entschlossen ist, in Betreff einer etwaigen Betheiligung Preußens an dem gegenwärtigen Kriege keinen Schritt weiter zu gehen, als die Nothwendigkeit eben erfordert. Diese 10 Millionen sind ein Wink für Oesterreich und seine süddeutschen Parteigänger, sich ein wenig zu mäßigen und nicht allzu sehr auf Preußens Langmuth zu vertrauen; sie sind eine Antwort auf die hochmüthige Zurückweisung, welche die Sendung des Generals von Willisen, den entgegenstehenden Versicherungen gewisser Blätter unerachtet, in Wien gefunden haben soll. In demselben Sinne faßt man auch das seit einigen Tagen hier verbreitete und durch verschiedene Thatsachen unterstützte Gerücht auf, daß von den kürzlich einberufenen Reserven 25 Mann auf die Compagnie wieder entlassen werden sollen. Weder auf jene 10 Millionen, noch auf diese 25 Mann per Compagnie kann es dem Lande wirklich ankommen, beide Maßregeln werden nur dadurch von Bedeutung, daß man darin eine verstärkte Garantie für die Fortdauer jener neutralen Stellung zu erblicken glaubt, welche das preußische Cabinet bisher eingenommen hat, — allerdings zum großen Aerger Oesterreichs und seiner ultramontanen Freunde, aber, es kann nicht oft genug wiederholt werden, zur vollständigsten Genugthuung des preußischen Volks, das der Theilnahme an diesem Kriege, solange derselbe sich eben auf Italien beschränkt und die Ehre und Sicherheit Deutschlands ungefährdet läßt, in einem Grade abgeneigt ist, von dem man sich im Süden unsers Vaterlandes noch immer keinen Begriff machen zu können scheint. Denn sonst würde man es von dort aus wenigstens vermeiden, so unüberlegte Angriffe gegen Preußen zu richten, wie es tagtäglich von den süddeutschen Blättern, die hannoversche Presse nicht zu vergessen, geschieht. Wir wollen gern glauben, daß diese Angriffe nicht eigentlich feindselig gemeint sind, sondern daß die Urheber derselben nur beabsichtigen, Preußen damit aus einem Schlummer zu rütteln, der freilich nicht existirt, und es zu einer Theilnahme zu nöthigen, von der es nun einmal, für den Augenblick wenigstens, nichts wissen will. Nichtsdestoweniger möchte es wol an der Zeit sein, daß man sich in Süddeutschland klar darüber werde, welch böses Blut diese unaufhörlichen Angriffe und Verdächtigungen allmählich im preußischen Volke erzeugen und daß man auf dem besten Wege ist, damit gerade das Gegentheil von dem

zu erreichen, was man beabsichtigt: nämlich Zwietracht statt Einigkeit, Abneigung statt Vertrauen, Unwillen und Entfremdung statt brüderlichen Zusammenwirkens. Oder welch preußisches Herz soll es nicht indigniren, wenn z. B. eine Zeitung wie die augsburger „Allgemeine" die Stirn hat zu sagen, mit dem kriegerischen Enthusiasmus, der jetzt in Süddeutschland herrsche, zahle dasselbe an Preußen zurück, was letzteres im Jahre dreizehn für Deutschland gethan?! Hört ihr es, ihr Kämpfer von der Katzbach, von Leipzig und Möckern, vom Montmartre und Belle-Alliance? Hört ihr es, ihr ostpreußischen und pommerschen Landwehren, die ihr auf den ersten Ruf des Vaterlandes Haus und Hof und Weib und Kind im Stich ließet und mit dem classisch gewordenen „So flucht et beter" mit umgekehrten Kolben auf die Franzosen losgingt? Es ist wahr, ihr habt euch ziemlich gut geschlagen, der größte Feldherr der neuen Zeit, dem eine halbe Welt in Waffen folgte und darunter auch diejenigen, die sich jetzt mit ihrem Nationalgefühl und ihrem deutschen Patriotismus brüsten, unterlag euren Streichen — aber nun ruft man in den Theatern von München, Karlsruhe und Wiesbaden Bravo zu gewissen Phrasen, die münchener Brauer schenken ihr Bier gratis an die durchziehenden österreichischen Truppen, die Frauen in einigen kleinen süddeutschen Residenzen drohen ihre Crinolinen abzulegen und ihre seidenen Bänder nicht mehr aus Paris, sondern etwa aus dem Wupperthal zu beziehen, und mit diesen und ähnlichen Demonstrationen ist das Blut, das ihr verströmtet, nun aufgewogen und die Preußen von Anno 13 und die Süddeutschen von Anno 59 sind quitt!!

Sie sehen, ich habe mich ein wenig ereifert: aber wer sollte es auch nicht gegenüber solchem Unverstand und solcher Insolenz, die überdies noch mit dem Anspruch auftreten, das wahre deutsche Nationalgefühl und das richtige politische Verständniß der Zeit zu sein? Ich sehe mich um nach einer gesunden Abkühlung und finde dieselbe reichlich, indem ich mich den hiesigen Kunstzuständen zuwende. Die königlichen Theater schleppen sich mit müdem Schritt den Sommerferien entgegen. Ueber den geringen Erfolg, welchen Redwitz' thränenreiche „Philippine Welser" bei uns davongetragen, haben Sie, wie ich sehe, bereits berichtet. Auch verschiedene Gastspiele, zu denen die Intendanz ihre Zuflucht genommen, haben den lahmen Thespiskarren nicht weiter bringen können. Hr. Ander aus Wien erlangte in einem längern Gastspiel zwar Anerkennung seiner schönen, wenn auch etwas verbrauchten Mittel, doch wollte seine einigermaßen rohe und gewaltsame Schule dem hiesigen Geschmack nicht zusagen. Besser gefiel die von einem frühern Gastspiel her bekannte und beliebte russische Tänzerin Bogdanoff; sie ist eine schöne Erscheinung, voll Anmuth und Grazie, eine gewandte Tänzerin und obenein mit russischen Empfehlungen reichlich versehen, da verstand sich denn das Gefallen von selbst. Einen schweren Stand dagegen hatten einige junge Kunstnovizen, welche hier mit Rücksicht auf ein mögliches Engagement für das bei uns wie überall sehr ungenügend vertretene Fach der jugendlichen Liebhaberinnen zum Gastspiel zugelassen wurden; weder Frl. Truhn, eine Tochter des bekannten Componisten, noch Frl. Jerrmann, eine Tochter des kürzlich verstorbenen hiesigen Hofschauspielers, haben bisjetzt vermocht, den Ansprüchen zu genügen, welche unser Publikum mit Recht an diejenigen richtet, welche lüstern sind nach dem Lorber, den unsere Crelinger solange und mit

so viel Glanz getragen, und so werden diese unerquicklichen Experimente denn wol noch einige Zeit fortgesetzt werden. In Wallner's Theater ist ein neues, mit großem Geräusch angekündigtes und pomphaft ausgerüstetes Stück der Frau Birch-Pfeiffer durchgefallen. Dagegen sieht das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater einer gesegneten Ernte entgegen: Frl. Goßmann aus Wien eröffnete daselbst soeben ein längeres Gastspiel und bei dem specifischen Ruf, welcher dieser Darstellerin vorangeht, darf auf eine lebhafte Betheiligung des Publikums mit Sicherheit gerechnet werden.

Gestatten Sie mir schließlich noch einmal auf die schon neulich besprochene Berufung des Geheimraths Duncker zurückzukommen. Daß dieselbe einer gewissen Partei ein Dorn im Auge und daß diese Partei daher alles thun würde, die Bedeutung dieser Berufung zu verkleinern, ließ sich voraussehen; nur hätte man im eigenen Interesse der Partei wohl erwarten dürfen, daß dieselbe etwas vorsichtiger in der Wahl ihrer Mittel sein und ihren Lügen und Entstellungen einen etwas größern Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben würde. Die Blätter der in Rede stehenden Partei, die Kreuzzeitung an der Spitze, haben sich nicht entblödet, die Sache so darzustellen, als ob Duncker eigentlich zur Uebernahme einer Professur berufen worden und nur, weil augenblicklich kein Lehrstuhl frei, habe man ihn einstweilen als Rath im Ministerium placirt, wo er nun gleichsam das fünfte Rad am Wagen. Andere wieder behaupten, Duncker habe die Leitung der Preßcentralstelle übernommen, und wissen dann allerhand kleine Scandalosa hinzuzusetzen über angebliche Zwistigkeiten, die infolge dessen unter den übrigen Beamten dieser Stelle ausgebrochen sein sollen. Aus guter Quelle glaube ich Sie versichern zu dürfen, daß eins so unwahr wie das andere. Allerdings beschäftigt Hr. Duncker sich auch mit den Preßverhältnissen und auch seinen frühern oder spätern Rücktritt in die gelehrte Laufbahn wünschen und hoffen wir, aber nur deshalb, weil wir fürchten, daß seine gegenwärtige praktische Thätigkeit dem berühmten Verfasser der „Geschichte der Alten Welt" nicht die Muße lassen wird, deren er zur Vollendung seiner von der ganzen gelehrten Welt mit einstimmiger Anerkennung aufgenommenen wissenschaftlichen Arbeiten bedarf. Vorläufig indessen bleibt es dabei, daß Hr. Duncker den Vortrag über gewisse Angelegenheiten der auswärtigen, insbesondere der deutschen Politik bei dem Ministerpräsidenten und den Ministern von Auerswald und von Schleinitz hat: eine Bestimmung, die auch niemand befremden kann, der sich erinnert, daß Duncker der Verfasser der „Vier Monate preußischer Politik" und anderer Aufsätze und Broschüren ist, welche das abgetretene Ministerium seinerzeit wie ebenso viel Geiselhiebe trafen. Aber das ist es ja eben, was die Männer der Kreuzzeitung ihm nicht vergessen können und daher dieser ohnmächtige Grimm, der in Ermangelung anderer Mittel auch vor Lüge und Verleumdung nicht zurückschreckt. Und freilich ist es hart: Hr. von Patow Finanzminister, Kühne Excellenz, Hr. von Vincke Führer der Rechten in der Zweiten Kammer, Duncker Geheimer Rath, Beseler nach Berlin berufen, Schwarz Oberhofprediger in Gotha — und wer weiß, was noch im Schos der Zukunft dämmert....

Vom Mittelrhein.

Mai 1859.

O. S. Von Stimmungen, Gesinnungen und Wünschen ist hier nicht weitläufig zu berichten. Man kennt sie, wie sie im ganzen Südwesten Deutschlands sich mit so stürmischer Emphase kund gegeben haben, daß sie sich fast ausnahmen wie Feindschaft und Argwohn gegen den kühlern, besonnenern Norden, weil man dort nicht gleich mit hinübertrommeln wollte nach Elsaß und Lothringen, um der neu-Napoleonischen Politik das Prävenire zu spielen. Das mochte Leidenschaftlichkeit sein, aber Leidenschaftlichkeit, welche aus richtigem Instinct entsprang, nicht sinnlose Agitation für Oesterreich, österreichisches Princip, österreichisches Concordat und österreichisches Regiment in Italien. In diesem Sinne haben blos die ultramontanen Blätter den patriotischen Aufschwung ausgedeutet, vielleicht auch in gewissen Culturbezirken, z. B. Altbaiern, Oberschwaben, badisches Oberland, ausgebeutet. Aber im ganzen hat die drängende Hast nicht diese Ziele. Das erkennt man recht deutlich, je nachhaltiger sie bleibt, auch nachdem der Patriotismus bereits viele praktische Opfer bringen mußte, weil er sich doch immer zu neuen materiellen Anstrengungen bereit zeigt. Ueber die Ursprünge seiner Ungeduld und seiner überstürzenden Forderungen ließe sich viel erzählen, nur nicht gerade schreiben und drucken, da wir bekanntlich überall Bundespreßgesetznormen besitzen, welche von lokalen Gesetzen und Ordonnanzen noch auf die Spitze getrieben sind. Vom ersten Momente der Bedrohung des Friedens wußte das Publikum, daß es treiben und drängen müsse, wenn überhaupt von deutscher Wehrhaftigkeit und Kriegsbereitschaft zu rechter Zeit in den mittlern und kleinern Staaten die Rede sein sollte; und gerade diejenigen Regierungen, welche am ostentiösesten gerüstet, deren Organe die „preußische Lauheit“ am entrüstetsten getadelt haben, waren diejenigen, welche am längsten zwischen Sondergelüsten, französischen Rücksichten und russischen Flüsterungen geschwankt haben sollen. Sie haben es auch wahrlich der Bevölkerung nicht leicht gemacht, ihren Patriotismus zu bewähren. Hier fehlte sozusagen alles, als es vom Reden zum Handeln kam, hier gab es sofort Anleihen, außerordentliche Steuerzuschläge, Aufrufe zu Meldungen für Offiziers-, Arzt-, und Militärbeamtenstellen, Auflösungen aller Gewohnheiten und Herkömmlichkeiten des Friedens. Und natürlich mußte sich der Patriotismus des Volks des gouvernementalen Patriotismus erfreuen, durfte nicht fragen, zu was denn eigentlich die Millionen der seit 1855/56 immer erhöhten Kriegsbudgets in der Friedenszeit verwendet worden waren. Das bleibt eine Frage nach dem Frieden, wenn der Krieg nicht etwa auch die zaghaften Reste constitutioneller Rechnungsablegungen verschwinden macht.

Freilich haben wir noch keinen Krieg, aber Frieden und Friedensleben vollends nicht. Was nicht schon vorher in Handel und Wandel, Arbeit und Verdienst ins Stocken gerathen war, das ist es, seitdem die Einberufungen zum Militär immer weiter gegriffen und die jugendlichen Kräfte aller Berufskreise in Anspruch genommen haben. Trotz dieses Stockens fehlte es bald an Arbeitskräften für das laufende Bedürfniß des bürgerlichen Lebens und für die Geschäftsbranchen, welche den Ergänzungen der im Frieden versäumten militärischen Ausrüstungen dienen. Man darf sagen, erst die wieder weiter greifenden Einstellungen der Bauten, der begonnenen

Eisenbahnen, selbst die massenhaften Austreibungen der deutschen Arbeiter aus den elsässischen und lothringischen Werkstätten haben in den letzten Wochen einigen Ersatz für die mangelnden Arbeitskräfte gewährt und namentlich auch der Landwirthschaft die Möglichkeit zurückgegeben, ihre Felder, Gärten, Weinberge, Viehzucht u. s. w. zu bestellen. Die Umstände und Verhältnisse aber, welche diese Kräfte frei machten, waren andererseits wahrlich nicht geeignet, die Bitterkeit der Stimmungen gegen den Friedensstörer und die Besorgnisse vor Handstreichen seiner Ueberfallspolitik zu verringern. Namentlich stieg zugleich die Theurung des Nothwendigsten. Lebensmittel, Schlachtvieh, Fourrage, Munition sah man tagtäglich in langen Zügen wie zum Hohne über den Rhein führen, um die jenseitigen Aufstellungen zu verköstigen und mit Angriffsmitteln so reichlich zu versehen, daß alle diese Artikel innerhalb der französischen Grenze wohlfeiler zu haben sind als im deutschen Ursprungslande. Dennoch war ein Ausfuhrverbot ebenso wenig zu erreichen wie eine hinlänglich sichernde militärische Grenzbesetzung und Festungsarmirung. Weil Preußen nicht sprach, weil die Zurückweisung der süddeutschen Ungeduld immer blos negativer Natur blieb, weil namentlich auch die so einflußreiche „Kölnische Zeitung“ mit der Annahme officiösen Behabens einen Ton und eine Haltung verband, welche selbst den Unbefangensten stutzig machen mußte, wenn damit Preußens maßgebende Ueberzeugungen kundgegeben wurden, so ward es den Antipathien gegen Preußen und mittelstaatlicher Großmannssucht allerdings nicht schwer, die Gereiztheit gegen den größten deutschen Staat immer höher zu steigern und den wirklich nationalen Aufschwung an vielen Stellen dahin zu verkrüppeln, daß er im sicher zu erwartenden Kampfe am Rhein nur noch eine rückhaltslose Vertheidigung der nackten Existenz gegen übermächtigen Einbruch sah.

Seit der Finanzdebatte im preußischen Landtage, seit dem gleichzeitigen Bundesbeschlusse zur Kriegsrüstung der Grenzfestungen und dem endlich erfolgten Pulverausfuhrverbote hat sich die Stimmung außerordentlich beruhigt. Dagegen darf man nicht vergessen, daß die großen Anstrengungen, welche den mittel- und kleinstaatlichen Bevölkerungen bereits auferlegt waren, sowie die Opferfreudigkeit, welche alle Bevölkerungsklassen und Berufsstände thatsächlich bewiesen, das lokale Selbstgefühl außerordentlich verstärkt haben. Noch heute kann man es überall hören, daß Deutschland praktisch nirgends soweit sein würde, als es ist — und jedermann fühlt doch, daß es mit der Fähigkeit zum Gebrauche seiner Machtmittel noch sehr zurücksteht —, wenn nicht „das übrige Deutschland“ Preußen moralisch genöthigt und geschoben hätte. Man kann dies bestreiten, wie man will, man wird es nicht aus den südwestdeutschen Ueberzeugungen entfernen können; und dieses Resultat des bisherigen Ganges der Dinge wird schwerlich wieder verschwinden, solang Preußen nicht Deutschlands Führung sehr energisch in die Hand nimmt.

Wo Krieg und Politik alle Interessen beherrscht, schweigt das Geistesleben. Der Mangel literarischer Production im deutschen Südwesten hatte sich bereits im letzten Jahrzehnd auffallend gesteigert, am auffallendsten seit der Mitte der fünfziger Jahre. Seit dem Beginne des laufenden Jahres schweigt das literarische Leben so vollkommen, als ständen schon feindliche Heere in den rheinischen Gauen. Auch die Hochschulen sind seit dem An-

fange des Sommerhalbjahres theils infolge der militärischen Einberufungen, theils des freiwilligen Eintritts in Kriegsdienste durchweg um ein gutes Drittel, ja bis zur Hälfte entvölkert. Der Ausfall wird vorzugsweise durch die abgehenden Inländer bedingt, während Norddeutsche, namentlich Hanseaten, Mecklenburger und Preußen sich nach und nach, wenn auch verspätet, in der gewohnten Anzahl einfinden. Für die allgemeine Cultur liegt in dieser Pause schwerlich eine Gefahr; unser heutiges Männergeschlecht wurzelt ja zum großen Theil und gerade vorzugsweise mit den geistig bedingenden Jahrgängen in einer Zeit, welche die Musen noch unbedingter schweigen machte als unsere Gegenwart. Bedenklicher erscheint es dagegen, daß die militärischen Vorbereitungen der kleinen und mittlern Rheinstaaten den Land- und Volksschulen sowie den Unterklassen der höhern Bildungsanstalten so viele der an sich schon äußerst sparsam vorhandenen jüngern Lehrkräfte entzogen. Der Mangel ist an manchen Orten und in vielen Gegenden des Flachlandes so außerordentlich, daß die vicarirenden Lehrer nicht entfernt ausreichen, die Kinder mancher Gemeinden stundenweit in die Schule wandern müssen, bei noch andern selbst der Unterricht gänzlich suspendirt werden mußte. Momentan fühlt sich dies freilich nicht, doch können die Folgen schwerlich ausbleiben. Dagegen ist die vollständige Leblosigkeit auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbs und Verkehrs momentan das Empfindlichste. Jedermann sorgt blos für das Unumgängliche und ein großer Theil des Rheinlandes, von den Strohflechtereien und Weißstickereien der obersten Schwarzwaldthäler bis zu den Portefeuillefabrikanten der Main-Rheinniederung, ist doch vorzugsweise auf Luxusbedürfnisse gestellt. Auch die Maimessen (Jahrmärkte) der mittel- und oberrheinischen Städte mit ihren leeren Verkaufsständen und ihren umsonst lockenden Schaubuden sind wahrhaft unheimlich anzusehen. Abbestellt sind alle Volks- und Gesangsfeste sowie viele Wanderversammlungen, welche für diesen Sommer vorbereitet waren; leer sind natürlich auch die Luxus- und Spielbäder; umsonst locken die weißen Zettel der „Landhäuser an der Heerstraße" mit möblirten Wohnungen. Nur Russen repräsentiren noch die temporären Fremdencolonien, welche sich sonst während der schönen Jahreszeit massenhaft drängen und selbst im Winter nicht ganz verschwinden. Wie lange noch? Fürst Gortschakoff sagt: „Solange der Krieg ein österreichisch-italienischer bleibt, hat Rußland nichts zu sagen."

Notizen.

Am 20. August dieses Jahres beabsichtigt die Junggermanische Gesellschaft ihre erste Hauptversammlung in Nürnberg abzuhalten; als Gegenstände der Tagesordnung werden namhaft gemacht: Bericht des Vorstandes über den derzeitigen Stand der Gesellschaft und die Mittel zur weitern Ausbreitung; Feststellung einer neuen Verfassung der Gesellschaft auf Grund der von der (vorjährigen) mainzer Vorversammlung beschlossenen vorläufigen Satzung; Aufrufe zum Anschluß, zur Bildung von Zweigvereinen und zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft; Maßregeln zur

Sicherung der literarischen und künstlerischen Eigenthumsrechte der Mitglieder; Vorschläge zur Bereicherung und Fortbildung der deutschen Sprache rc. Die Junggermanische Gesellschaft, die bei dieser Gelegenheit ihren Zweck aufs neue dahin angibt, daß sie „das Heil ihres Volkes nur im engen Anschluß an das gesammte Vaterland mit Aufgebung aller sonstigen religiösen und Parteirücksichten erblickt", gestattet übrigens die Theilnahme an der Versammlung nicht nur ihren Mitgliedern, sondern sie ladet auch alle dazu ein, welche ihre Grundsätze theilen, ja sie macht namentlich im gegenwärtigen Augenblick „jedem deutschen Mann, der mit ihr gleich fühlt und denkt, die Theilnahme an der bevorstehenden Versammlung zu einer Pflicht nicht blos gegen die Gesellschaft, sondern für die Sache des gesammten deutschen Vaterlandes". Wir haben es bisher absichtlich vermieden, auf die Tendenzen und Bestrebungen dieser Junggermanen näher einzugehen, und auch jetzt beschränken wir uns auf vorstehende Mittheilung; wir thun das, weil wir überzeugt sind von dem guten Willen und der redlichen Absicht der Theilnehmer und weil wir doch, wollten wir uns überhaupt auf den Gegenstand einlassen, bei aller Anerkennung ihrer guten Absicht nicht umhin könnten, ihnen allerhand Herbes zu sagen. Die Zeit, wo der deutschen Literatur oder überhaupt unserm nationalen Leben durch Verbrüderungen und Bündnisse aufgeholfen werden konnte, hat vielleicht nie existirt oder ist doch jedenfalls längst vorüber. Am wenigsten aber soll man Gesellschaften stiften und Bündnisse schließen zu Dingen, die sich von selbst verstehen, und zu denen jedermann ohne weiteres verpflichtet ist. Wo dergleichen Vereine dennoch gestiftet werden, da liegt, auch beim besten Willen, auch bei der reinsten Absicht, allemal die Gefahr nahe, daß statt einer Schule des Patriotismus und der nationalen Wirksamkeit nur eine Schule persönlicher Eitelkeit und Vielgeschäftigkeit eröffnet wird. Der Markt der Literatur ist groß genug und steht jedem offen, der etwas zu sagen hat; wer sich da erst einen besondern Staat im Staate gründen will, der zeigt dadurch, mindestens gesagt, daß er unsere Zeit nicht versteht. Wir wollen es uns gefallen lassen, daß junge Leute, die noch nichts gethan und geleistet haben, sich zu Reformatoren aufwerfen; nur sollten diese reformatorischen Versuche dann auch immer gleich praktisch sein, das heißt also in diesem Falle, sie sollten als Bücher, Kritiken, Systeme auftreten, aber nicht mit einer neuen literarischen Gesellschaft, die doch im besten Fall immer nur ein Puppenspiel bleibt, im schlimmern — hier freilich, wir sind es überzeugt, nicht eintreffenden — aber sehr leicht zu einer schädlichen Coterie ausarten kann.

Wir Deutsche lieben es, von dem Interesse, welches die Nordamerikaner für Kunst und Wissenschaft hegen, möglichst gering zu denken und sie als eine Nation zu betrachten, die für nichts Sinn hat als to make money. Mag dieser letztere Vorwurf auch in der Hauptsache nicht ganz unbegründet sein, so gibt es doch auch hier jedenfalls Ausnahmen, und zwar Ausnahmen von so glänzender Beschaffenheit, daß selbst das „Volk der Dichter und Denker" sich füglich daran spiegeln könnte. Wie die Zeitungen melden, beabsichtigt der berühmte Naturforscher Professor Agassiz in Boston eine „Physikalische Beschreibung Nordamerikas" herauszugeben, ein sehr kostspieliges Werk, von dem jedes Exemplar 120 Dollars kosten wird und das

Professor Agassiz daher nicht glaubte unternehmen zu können, wenn sich nicht mindestens 500 Subscribenten dazu fänden. Die Subscription ist jetzt eröffnet worden und in kürzester Zeit haben sich nicht weniger als 3000 Abnehmer gefunden. Es wird, bei aller Rücksicht, die wir auf die Verschiedenheit der deutschen und der amerikanischen Vermögensverhältnisse nehmen, doch erlaubt sein zu fragen, ob etwas Aehnliches wol jemals in Deutschland, diesem eigentlichen Lande der Bücher und der gelehrten Studien, geschehen ist?

Dem Beispiele folgend, das im Laufe der letzten Jahre von verschiedenen deutschen Bühnen gegeben worden, hat kürzlich auch die Direction des leipziger Stadttheaters eine Uebersicht über die Stücke veröffentlicht, die sie im verwichenen Jahre zur Aufführung gebracht hat. Danach sind im Jahre 1858 auf dem leipziger Stadttheater nicht weniger als 24 Lust-, Schau- und Trauerspiele zum ersten male dargestellt worden; darunter Hermann Schmidt's „Columbus", Gustav von Meyern's „Heinrich von Schwerin", „Das Testament des großen Kurfürsten" von G. zu Putlitz, Hermann Hersch' „Anna-Liese", „Die Verschwörung der Frauen" von Arthur Müller ꝛc. Dagegen hat die Oper in demselben Zeitabschnitt nur 3 Novitäten gebracht, nämlich „Hernani" von Verdi, „Amande, oder Gräfin und Bäuerin" von Westmeyer und „Orpheus und Eurydice" von Gluck. Außerdem gelangten noch 12 neue Possen, Singspiele und Ballets zur Darstellung, sodaß die Zahl sämmtlicher im Laufe des vergangenen Jahres zum ersten male gegebenen Stücke sich auf 39 beläuft. Unter den 309 Vorstellungen, die im Laufe des Jahres stattfanden, befanden sich 116 Opern und 91 Trauer- und Schauspiele, der Rest gehörte dem Lustspiele, der Posse mit und ohne Gesang und dem Ballet. Von classischen Stücken wurde Goethe's „Faust" 6 mal, Lessing's „Minna von Barnhelm" 3 mal gegeben; Schiller war mit 7, Shakspeare mit 6 Stücken vertreten. Unter den Neuern trugen Benedix und Frau Birch-Pfeiffer den Preis davon; von beiden wurden 6 verschiedene Stücke gegeben, darunter Benedix' „Langer Israel" allein 7 mal. In der Oper wurden Nicolai's „Lustige Weiber von Windsor" am häufigsten wiederholt, nämlich 8 mal, während Mozart's „Zauberflöte" und Verdi's „Hernani" es nur auf je 7, Wagner's „Tanhäuser" aber auf 5 Aufführungen brachte.

Unter dem Titel: „Lorck's Zeithefte" erscheinen in dem thätigen Verlag von C. B. Lorck in Leipzig kurze Uebersichten und Mittheilungen zur Geschichte des gegenwärtigen Kriegs und der dabei vorzugsweise betheiligten Persönlichkeiten. Dieselben sind mit Sachkenntniß und in einem ruhigen, unparteiischen Sinne abgefaßt und da sie sich überdies durch elegante Ausstattung und billigen Preis auszeichnen, so dürfen sie allen, die sich für die gegenwärtige Weltlage interessiren, mit Recht empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 26.** 23. Juni 1859.

Das Repräsentativsystem in Deutschland und die Verantwortlichkeit der Minister.

Drei staatswissenschaftliche Briefe über das Buch: „Ministerverantwortlichkeit und Staatsgerichtshöfe in Deutschland. Beleuchtung des Ultramontanismus in dessen letzter Garantie am Wendepunkte deutscher Verfassungspolitik von Dr. Hermann Bischof.“ (Gießen 1859.)

I.

Es ist uns dieser Tage ein Werk zu Gesicht gekommen, welches den wichtigsten Gegenstand unsers heutigen deutschen Verfassungslebens behandelt, die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung. Es mag den Lesern des „Deutschen Museum“ eine Beleuchtung dieser Arbeit schon deshalb von Interesse sein, weil deren Verfasser ihnen bereits als Mitarbeiter dieser Zeitschrift bekannt ist, freilich nur im historischen Fache, während derselbe sich neuerdings neben der politischen Geschichte auch den Staatswissenschaften zuwendet und bereits mehrere, darunter zwei gekrönte Preisschriften, auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts und der Politik veröffentlichte. Daneben aber hat der von dem Verfasser behandelte Gegenstand auch eine so hohe Bedeutung für die Wissenschaft und für das Leben, daß einige Randglossen,

welche wir zu den Ausführungen des Herrn Verfassers machen müssen, ohne Zweifel manchem willkommen sein werden, zumal, da das Buch, vermöge seiner formellen Haltung, auch auf die Belehrung weiterer Kreise und nicht blos auf die Theilnahme der Juristen und Staatsmänner vom Fache es absehen will.

Der Verfasser unterscheidet drei Verfassungsformen: den Absolutismus oder die Staatsbeherrschung durch einen Souverän, welcher dem Volke eine Theilnahme an der Regierung zu gestatten rechtlich nicht verpflichtet ist; die Republik in der Monarchie oder die Regierungsform jenes Staats, in welchem die Theilnahme der Regierten an der Regierung durch Repräsentanten des Volks, das Repräsentativsystem, so weit geht, daß dadurch die Monarchie zur bloßen Form der Republik herabsinkt; endlich die echte Monarchie, welche die richtige Mitte bildet zwischen dem Absolutismus und der Republik im Monarchismus. Die echte Monarchie huldigt dem System des Constitutionalismus; das System der Republik im Monarchismus ist das ultraconstitutionelle. Es besteht also nach den Ausführungen des Verfassers darüber kein Streit, daß das Repräsentativsystem das Losungswort der deutschen Zukunft bilde: nur die Bedeutung des Ausdrucks sei seit 1848 eine andere geworden, indem darunter nicht mehr der Ultraconstitutionalismus, sondern der Constitutionalismus verstanden werden müsse. Die Unterscheidung zwischen Ultraconstitutionalismus und Constitutionalismus knüpfe sich aber an zwei Momente: an die Bildung und an die Befugnisse der Volksvertretung.

Dr. Bischof zieht nun vor allem gegen das allgemeine Stimmrecht zu Felde, auf welchem die Zusammensetzung der deutschen Kammern beruhe. Das allgemeine Stimmrecht, der unter den Trümmern des Thrones gefundene Adelsbrief des Volks, verbürge weder eine Vertretung aller Stände, aus welchen der Organismus des Volks bestehe, noch, wenn ersteres zufällig der Fall sein sollte, deren ihrer Bedeutung im Staate angemessen proportionirtes Stimmgewicht, noch endlich, wenn je diese beiden Voraussetzungen einträten, die Fähigkeit der geeigneten Repräsentanten. Vom blos theoretischen Standpunkte aus kann gegen diese Behauptung freilich nichts eingewendet werden. Schon Sismondi bemerkt in seinen „Studien über die Verfassungen der freien Völker“: „In dem heutzutage beliebten Systeme überläßt man es dem Zufall, die Interessen der Religion, der Wissenschaft, des Ackerbaues, des Handels, der Fabrikation, des Handwerks zu vertheidigen. Man setzt voraus, daß unter den Abgeordneten der Provinzen wol etwa einer die Repräsentation eines der nicht berücksichtigten Interessen übernehmen werde. Diese Annahme ist aber vorerst unbegründet; mehrere Interessen werden niemals vertreten sein oder ihre Repräsentanten oft in Männern finden, die keines-

wegs im Hinblick auf ihr Verständniß derartiger Fragen gewählt wurden, die keine gründliche Kenntniß davon besitzen, die von den Interessen ihrer Berufsklassen nicht durchdrungen und in deren Vertheidigung nicht geübt sind." Auch deutete bereits Mirabeau den richtigen Weg für die Wahl einer den natürlichen Organismus des Volks spiegelnden Vertretung an, indem er erklärte: „Die Stände sind für die Nation, was eine Karte für die äußere Erscheinung des Landes. In ihren Theilen und im ganzen soll das Bild stets die nämlichen Verhältnisse zeigen wie das Original." Im Einklang hiermit fordert Dr. Bischof, daß die Volksvertretung sämmtliche Stände nach dem Maße ihres Einflusses im Gemeinleben umfasse und die Tüchtigkeit ihrer Mitglieder auf die Wahl durch Standesgenossen stütze. Dieser Ansicht huldigen unter den Neuern auch Ahrens, Winter, H. A. Zachariä, Pötzl, Zöpfl, Bluntschli und von Mohl.

Blicken wir jedoch auf die Verhältnisse des Lebens, so überzeugen wir uns sofort, daß uns die Grundlage einer derartigen Volksvertretung, das Ständesystem, abhanden gekommen ist. Die neuen Stände, welche an die Stelle der durch sociale Umgestaltungen entfernten ältern Stände treten sollen, befinden sich noch in einem Zustande der Flüssigkeit, die jede deutliche Ausscheidung bestimmter concreter Stände unmöglich macht. Man hat mit Recht bemerkt, daß sogar der einzelne, meist nach mehreren Seiten hin durch sociale Interessen gefesselt, noch nicht entscheiden könne, wo sein socialer Schwerpunkt liege oder welchem Stande er eigentlich angehöre. Es kann somit davon keine Rede sein, daß der Theorie unsers Verfassers eine unmittelbare praktische Anwendbarkeit zukomme; der ständische Krystallisationsproceß muß sich vorher abgeschlossen haben. Inzwischen bleibt nichts übrig, als an dem numerischen Principe festzuhalten und die ersten Schritte zu ständischer Neubildung zu unternehmen. Der Praktiker kann nicht zugeben, daß das numerische oder das dynamische Princip absolut gut oder absolut schlecht sei; er bedingt seine Entscheidung durch die Eigenthümlichkeit der allgemeinen socialen Verhältnisse. Wir stimmen in diesem Punkte völlig mit Held überein, welcher in seinem „System des Verfassungsrechts" (1859, I, 44) die Ansicht ausspricht, daß, wenn die Neubildung der Stände so weit vorgeschritten sei, um ihre Kraft auch nach den numerischen Wahlgesetzen überwiegend zu bethätigen, einer entsprechenden Reform nirgends bedeutende Hindernisse entgegenstehen werden; daß aber die dynamische Gliederung der Standschaft nur eine Folge, nicht selbst ein Mittel für die Organisation der Volksstände sein dürfe, die aus dem Leben des Volks allein und nur allmählich hervorgehen könne. Verschiedene Auffassungen werden sich in dieser Lehre immer geltend machen. Doch herrscht unter dem Volk weniger Sinn für die

Vertretung nach Ständen, als Neigung zum numerischen Principe. Die Consequenz, welche aus der Sanction des dynamischen Princips von Bischof gezogen wird, ist nun nicht ungefährlich. Eine organische, d. h. sämmtliche Stände nach dem Maße ihres Einflusses im Gemeinleben vertretende und die Tüchtigkeit der Vertreter naturgemäß auf die Wahl durch Standesgenossen stützende Repräsentation soll nämlich zu den bisherigen Befugnissen der künstlich gebildeten Kammern, d. h. zu dem Rechte der Zustimmung zu allen Gesetzen, in einen unlösbaren Widerspruch treten. Nur bezüglich der Finanzgesetzgebung bestehe eine Ausnahme, weil die Befugniß des ständischen Consenses zur Steuererhebung eine auf geschichtlichen Vorgängen beruhende politische Nothwendigkeit bilde.

Unserer Ansicht nach ist der Verfasser mit dieser Schlußfolgerung zu weit gegangen. Stahl wirft bekanntlich die Frage auf: „Was nützt Beirath ohne entscheidendes Recht?“ — und der Frhr. von Stein erklärte: „Mit Einem Worte, ein berathender ständischer Körper ist entweder eine inerte Masse oder ein turbulenter Haufe, der in das Blaue hineinschwatzt, ohne Würde, ohne Achtung; er wird niemand befriedigen und vom Ein- und Auslande einstimmig getadelt werden.“ Diese Aussprüche zweier scharfsinniger Staatsmänner erklärt Bischof nur dann für berechtigt, wenn sie das votum consultativum einer durch Ausübung gleichen Stimmrechts berufenen Ständeversammlung voraussetzen. Der Monarch vernehme solchenfalls in dem Ausspruche der Majorität die einmüthige Willensmeinung seines Volks und habe die Ansicht der Minorität als eine rechtlich nicht vorhandene zu betrachten, weil sie die eigene individuelle Tendenz der zu Repräsentirenden aller Staatsangehörigen verfassungswidrig substituire. Das ist in der That der Kern des gegenwärtigen constitutionellen Systems. Als directe Folge aus der mit dem Votum der Majorität verbundenen Fiction ergibt sich, daß die Befugniß des Volks, seinen Gesammtwillen auszusprechen, eine nichtswürdige Chimäre, sobald sie nicht im Stande ist, den entgegengesetzten Willen des Monarchen an seiner Verwirklichung zu hindern.

Anders soll sich nun die Sache gestalten, wenn der Monarch dem natürlichen und nicht dem fingirten Ausdrucke der Volksanschauung gegenüberstehe. Hier — so argumentirt der Verfasser — zerstört sich umgekehrt Begriff und Bedeutung des Repräsentativsystems, wenn der Landesherr an das entscheidende Votum der Majorität gebunden wird. Die Elemente, welche die verschiedenen Interessen verschiedener Stände vertreten, repräsentiren die Willensmeinung des ganzen Volks nur dann, wenn eine reale Einheit des Votums zu Stande kommt. Dieser Fall wird nun ohne Zweifel selten und in gewissen Fragen niemals eintreten, weil die Interessen der verschiedenen Stände in der Regel voneinander

abweichen und oft geradezu sich widerstreiten. Die Minorität hört aber dadurch nicht auf, so gut als die Majorität einen berechtigten Bruchtheil des Volks zu bilden. Hier kann deshalb der Ausdruck eines einheitlichen Willens, welcher in der nach gleichem Stimmrecht gewählten Versammlung durch eine nackte Fiction formell hergestellt wird, in Ermangelung der letztern blos durch eine materielle Verschmelzung der Gegensätze erzeugt werden. Es ist aber unmöglich, daß diese Verschmelzung entgegengesetzter Elemente durch die Versammlung selbst geschehe, weil diese, sobald sie aus ihren Gegensätzen heraustritt, den eigenen Begriff verleugnet, d. h. aufhört, die Interessen von Ständen zu repräsentiren, wozu sie durch Ursprung und Befähigung einzig berufen ist. So der Verfasser.

Da wir schon einmal mit Postulaten-Landtagen beglückt waren, so mag es am Orte sein, gegen derartige Restaurationsversuche gleich anfangs energisch zu protestiren.

Es ist unsere ernste Ueberzeugung, daß die auf das ständische Princip gegründete Wahl zur Volksvertretung mit dem Ausschlusse einer Zustimmung der Repräsentanten zu den Gesetzen in keinem bedingenden Zusammenhang stehe. Man muß es als einen Trugschluß bezeichnen, wenn der Verfasser behauptet, daß eine auf das dynamische Princip gestützte Volksvertretung nach Ursprung und Befähigung blos zu der Repräsentation von ständischen Sonderinteressen befähigt sei. Wenn in den engsten Wahlbezirken die Einwohner sich nach der Verschiedenheit der Berufsklassen sondern, und je einen durch den einzelnen Stand aus dessen Mitte gewählten Mann in die Gemeindevertretung oder den Gemeinderath schicken, so ist damit der erste Schritt zur Wahl der Landesvertreter geschehen. Die Gemeindevertreter, welche alle andern gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihrer Gemeindeangehörigen besorgen, repräsentiren dieselben auch in der politischen Function. Sie treten zu dem Zwecke mit den Gemeinderäthen der Provinz, die ausnahmslos die Wahl ihrer Mitglieder auf Standesgenossen gründen, zu einem Provinziallandtage zusammen und wählen aus ihrer Mitte eine der Größe der Provinz entsprechende Anzahl von Repräsentanten. Auch bei dieser Wahl sind somit alle Stände vertreten. Nachdem das gleiche Verfahren in den übrigen Provinzen des Landes stattgefunden hat, vereinigen sich die durch sämmtliche Gemeindevorsteher als deren Vertrauensmänner bezeichneten Repräsentanten der Provinzen und wählen die Mitglieder zur Landesvertretung, deren Wahl sich demnach wiederum auf das ständische Princip zurückführt. Ob aber die aus der Wahl als Landesvertreter hervorgegangenen Männer bereits Provinzialvertreter, d. h. der Mitte ihrer Wähler angehörig gewesen seien, das ist eine ganz andere Frage. Um die Sachkenntniß der Repräsentanten zu verbürgen, ist allerdings

nöthig, daß diese durch die von ihnen Repräsentirten gewählt werden; keineswegs aber, daß sie selbst bei den Interessen des repräsentirten Standes betheiligt seien. Was also den Ursprung und die Befähigung der Repräsentanten betrifft, so darf Hr. Dr. Bischof über die Berufung derselben zu der Vertretung auch anderer als specifischer Standesinteressen vollkommen beruhigt sein. Die weitere entscheidende Behauptung des Verfassers, daß eine materielle Verschmelzung der durch die Verschiedenheit der Standesinteressen erzeugten Gegensätze in den Ansichten der Volksvertreter nicht durch die Versammlung selbst geschehen könne, weil diese, sobald sie aus ihren Gegensätzen heraustrete, den eigenen Begriff verleugnen, d. h. aufhören, die Interessen von Ständen zu repräsentiren — diese weitere Behauptung beruht auf einer etwas schiefen Vorstellung von dem Begriffe ständischer Interessen. Stünden diese der Mehrzahl nach in einem absoluten Gegensatze, dann wäre die Nothwendigkeit erwiesen, daß über den von Sondertendenzen auseinandergezogenen Parteien Ein Wille herrsche, in dessen allseitiger, weil jedem einzelnen Interesse mit gleicher Liebe hingegebener, Einheit die Gegensätze sich organisch vermitteln. So spröde und so exclusiv stehen sich aber die Interessen der Stände nicht gegenüber. Mit Recht hat man die Bedeutung des Stein'schen „Systems der Staatswissenschaft" (1852) darin gefunden, daß Stein den Satz, den J. H. Fichte als den Kern aller Sittigung in der Gesellschaft bezeichnet, auch als das innere Gesetz der staatsökonomischen Verhältnisse nachgewiesen hat, den Satz nämlich, daß der wahre Vortheil des einzelnen auch der der Gesammtheit sei und umgekehrt. Wenn dieser Satz schon im Verhältnisse der einzelnen untereinander gilt, so muß seine Wahrheit noch mehr Berechtigung beanspruchen in dem gegenseitigen Verhältnisse der Stände. Was dem Interesse des einen Standes scheinbar schadet und dem des andern nützt, das nützt zugleich der Gesammtheit und dadurch hinwiederum den in seinem separaten Vortheile an und für sich etwas verkürzten Stande. Inwiefern aber durch den dem Ganzen zugegangenen Vortheil der augenblickliche Verlust des einzelnen sich wieder ausgleiche, darüber vermag nur der einzelne Stand selbst die möglichst unfehlbare Entscheidung zu treffen. Betrachten wir nur ein Analogon aus dem gewöhnlichen Leben. Denken wir uns einen Menschen, der gleichzeitig an Kopfschmerzen leidet, die ihm den Genuß der frischen Luft zum Bedürfnisse machen, und an einer Müdigkeit der Füße, welche ihm das Gehen erschwert; wird er nicht am besten aus dem Verhältnisse beider Glieder zueinander den ihm zuträglichsten Entschluß abnehmen? Dieses Verhältniß vermögen aber nur die beiden Glieder selbst zu bestimmen. Ein dritter, etwa der Arzt, kann blos durch Verweigerung seines Consenses einschreiten: die entscheidenden Motive kann nur der Kranke angeben.

Es soll mit dieser unserer Ausführung die Bedeutung des in dem Buche erörterten Argumentes nicht in Abrede gezogen werden. Der Verfasser hat zum ersten mal das streng zu beweisen unternommen, was andere lange vor ihm entweder aus böser Absicht oder auf guten Glauben mit Heftigkeit behauptet haben. Der Beweis ist mit derjenigen Schärfe geführt, deren ein Irrthum überhaupt sich bedienen kann; er wird auch manchen überzeugen. Wir selbst halten eine Entgegnung für möglich; wir glauben aber, daß das Argument in seiner jetzigen Gestalt dem erhobenen Vorwurfe nicht entgehen kann.

Bischof glaubt, daß dieses flüchtig von uns angedeutete constitutionelle System eine wichtigere Bürgschaft für die Verfassungsmäßigkeit des Regiments biete, als der Ultraconstitutionalismus. Den Fundamentalcharakter des letztern setzt er in die Gründung der Volksvertretung auf das Princip des allgemeinen Stimmrechts und die Zutheilung eines entscheidenden Votums an dieselbe; ihre letzte und höchste Garantie für die Verfassungsmäßigkeit der Regierung erblickt er in der Ministerverantwortlichkeit, welche die repräsentative Versammlung vor dem Staatsgerichtshofe geltend machen könne. Das ist nun auch die eigentliche Tendenz des Buches, an das Institut der Ministerverantwortlichkeit und Staatsgerichtshöfe, wie dasselbe gegenwärtig in den einzelnen Ländern Deutschlands besteht, das Kriterium des monarchischen Princips anzulegen. Nach Bundes- und Landesgesetzen dürfe eine politische Einrichtung keine wesentlichen Hoheitsrechte der Krone verletzen. Um also zu entscheiden, ob die Ministerverantwortlichkeit gegenüber den Ständen als die letzte Bürgschaft, welche der Ultraconstitutionalismus den Freiheitsrechten des Volks gewähre, höher anzuschlagen sei, als die entsprechenden Garantien des Constitutionalismus, müsse vor allem geprüft werden, unter welchen Voraussetzungen der Ministerverantwortlichkeit eine legale Existenz in Deutschland zukomme.

Ueber die von dem Verfasser aufgestellten Bedingungen in den zwei folgenden Briefen! An diesem Orte fassen wir gleich das politische Resultat der juristischen Untersuchung in das Auge. Dasselbe lautet: Die erhabene Stellung des Angeklagten, namentlich den ihm bisher und vielleicht auch in der Zukunft untergeordneten Richtern gegenüber, daneben das landesherrliche Begnadigungsrecht degradiren die Ministeranklage vor dem Staatsgerichtshofe zur Komödie, sobald nicht die freie und sittliche Selbstbestimmung des Monarchen die wirksame Verurtheilung eines Verfassungsbrüchigen begehrt. Da nun die Stellung der Minister vor Geschworene oder vor die gewöhnlichen, jedoch von der Aufsicht der Staatsregierung in diesem Falle unabhängigen, Gerichte nicht weniger als der Ausschluß des Begnadigungsrechts dem monarchischen Principe widerspricht, so muß der Ministeranklage

alle praktische Bedeutung abgesprochen werden. Dieselbe gewährt somit unter unsern Verhältnissen keine weitere Garantie für die Verfassungsmäßigkeit der Regierung, als die ausschließliche Verantwortlichkeit der Minister vor dem Landesherrn. Ja, die zweite Bürgschaft ist umgekehrt höher anzuschlagen. So der Verfasser!

Daß die Ministerverantwortlichkeit vor dem Staatsgerichtshofe unter den bezeichneten Voraussetzungen in der That keinen Werth habe, bedarf wol keiner nähern Auseinandersetzung. Nur die Frage kann entstehen, ob die betreffenden Voraussetzungen von dem Begriffe des monarchischen Princips wirklich unzertrennlich seien? Darüber in den folgenden Briefen. Unsere heutige Kritik möge sich darauf beschränken, die Bedeutung der von dem Verfasser allerdings nur kurz erörterten Garantien des Constitutionalismus einigermaßen zu beleuchten.

Der constitutionelle Monarch kennt nämlich eine zweifache Schranke: die Stimme seines Gewissens und die durch Presse und Volksrepräsentation verkündete öffentliche Meinung.

Was nun das Gewissen der Regenten betrifft, so ist die Erinnerung an dasselbe hier ohne Bedeutung, weil gerade der allen Menschen eingeborene Hang zum Bösen die Nothwendigkeit begründet, der Herrschaft des sittlichen Willens in dem Zwange des Gesetzes eine Stütze und Bürgschaft zu gewähren. Diesem Vorwurf gegenüber erklärt der Verfasser, daß er der Verantwortlichkeit vor dem göttlichen Richterstuhle und der dadurch vorausgesetzten ethischen Anlage im Menschen nur Erwähnung gethan habe, um zu warnen, daß nicht aus der Hypothese eines unter allen Umständen der edeln Menschlichkeit entfremdeten und eben deshalb stets dem Wohle des Volkes feindlichen Regenten Consequenzen für das gesunde Leben des Staats abgeleitet werden mögen. Die Barrikaden von ultraconstitutionellen Verfassungsgesetzen, welche im Widerspruche mit dem praesumantur leges sancte et pie conditae aufgethürmt werden, sperren zwar den Fürsten ab von seinem Volke, damit er nicht mit ihm voranschreiten könne zum Heile des Staats, bilden jedoch nicht zugleich die umumstößliche Schranke eines despotischen Herrschers.

Eine Wahrheit ist in dieser Erwägung enthalten, die nämlich, daß vor dem Misbrauche einer höchsten Gewalt keine menschliche Vorrichtung in absoluter Weise schütze. Nur um so dringender macht sich aber gerade deshalb die Forderung geltend, daß wenigstens diejenigen Schranken gezogen werden, die den Misbrauch der Macht erschweren. Presse und Volksrepräsentation finden wir auch im ultraconstitutionellen Staate. Daß die Repräsentation des nach den wichtigsten Gruppen der Berufs- und Lebensweise eingetheilten Volkes mehr moralisches Gewicht in die Wagschale legen könne als eine nach dem Princip des allgemeinen

Stimmrechts gewählte Versammlung, räumen wir ein, da das gesunde Urtheil der erstern durch die Sachkenntniß der Wähler bescheinigt ist. Wir haben übrigens schon erläutert, daß auch einer nach dem dynamischen Princip gewählten Versammlung das Recht der entscheidenden Zustimmung zu den Gesetzen zustehen könne, ohne daß die Begriffe sich widersprechen. Wenn sodann der Mangel des entscheidenden ständischen Consenses hindert, daß die von der Regierung in irgendeiner Weise abhängigen Volksvertreter mit ihrer wahren Anschauung gleißnerisch hinter den Bergen halten, aus Scheu, in den Geruch von Oppositionsmännern zu gerathen: so liegt darin nur eine Warnung, Beamte in die Kammern zu schicken.

Dagegen mag allerdings nicht bestritten werden, daß in Deutschland, wo der Ultraconstiutionalismus eine noch neue Einrichtung ist, das votum decisivum leicht den Irrthum erzeugt, als stünden Regierung und Stände wie zwei natürliche Feinde sich gegenüber. Das entscheidende Recht der Zustimmung dient in unsern Staaten oft zu Oppositionen, die nicht sowol der Sache als den Persönlichkeiten gelten. Viele nöthigen Gesetze unterbleiben, mancher Hader zwischen Regierung und Ständen versetzt das Land in unnütze und schädliche Aufregung. Aber alle diese denkbaren Misstände fallen nicht dem Rechte der entscheidenden Zustimmung zur Last, vielmehr nur dem unverständigen Gebrauche des letztern. Das Uebel wird sich also heben, nachdem erst die politische Bildung des Volks weiter vorangeschritten ist. Zu dem Zwecke muß es eingeschult werden und im Falle der Unlenksamkeit wie in andern so auch in politischen Dingen das Lehrgeld entrichten.

Der von Bischof gepriesene Constitutionalismus des Herzens nimmt sich in einem theoretischen Systeme herrlich aus. In der Geschichte spielt jenes l'état c'est moi eine traurige und berüchtigte Rolle. Die Beschränkung der entscheidenden ständischen Zustimmung auf die Gesetze, welche auf Steuern und etwa noch auf persönliche Freiheit sich beziehen, ist sicherlich der erste Schritt zum absoluten Regimente. Absolute Gewalt schadet aber niemand ärger als den Fürsten selbst. Sie verdirbt die Sitten des Regenten, der mit den besten Anlagen und dem aufrichtigsten Willen den Thron besteigt. Tiberius war von den herrlichsten Vorsätzen und von den höchsten Planen begeistert, ehe das Uebermaß von Macht ihn in den Staub drückte. „Absolute Gewalt", sagt Lord Chatham, „richtet den zu Grunde, der sie besitzt, und ich weiß, daß, wo Gesetzlichkeit aufhört, Tyrannei beginnt." Wir rufen Hrn. Dr. Bischof zum Abschiede die warnenden Worte in den „Essais" von Guizot in das Gedächtniß: „C'est le vice de la monarchie pure, d'élever le pouvoir si haut que la tête tourne à celui qui le possède et que ceux qui le subissent osent à-peine le regarder. Le souverain s'y

croit un dieu, le peuple y tombe dans l'idolâtrie. On peut écrire alors les devoirs des rois et les droits des sujets; on peut même les prêcher sans cesse; mais les situations ont plus de force que les paroles, et quand l'inégalité est immense, les uns oublient aisément leurs devoirs, les autres leurs droits."

Die deutsche Kunst in der münchener Ausstellung.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Melchior Meyr.

II.

Wenn die Historienmaler, die aus der idealistischen Schule hervorgegangen sind, ihre Gegenstände hauptsächlich aus frühern Jahrhunderten, namentlich aus dem Mittelalter nehmen oder annehmen, so wählen sich die annähernd oder entschieden realistischen ihre Sujets vorzugsweise aus der neuern Zeit. Bei den Bildern jener Art helfen nun Gegenstand und Künstler zusammen, dem Ganzen einen poetischen Hauch zu geben, den die letztern nicht erhalten können. Dagegen ist der Realismus — der ja nur im genauern Erfassen des Gegenstandes in seiner Eigentlichkeit, im entschiedenern Mitsprechenlassen desselben besteht — eine Schule auch für solche Künstler, in denen die idealistische Tendenz überwiegt. Mir will scheinen, als ob Alfred Rethel unter dem Einfluß realistischer Studien der gesund stilisirende Künstler geworden sei, als den wir ihn anerkennen müssen. Die Cartons der in Aachen ausgeführten Fresken (Karl der Große) zeugen freilich nicht von dem gewaltigen innern Leben, wie es in einem Cornelius pulsirt; aber es sind edelgehaltene, schöne Darstellungen, die bei einer eigenen Sachlichkeit durchaus nichts von falschem Pathos an sich haben. Die Aquarelle desselben Meisters, die den Zug Hannibal's über die Alpen schildern, verrathen neben poetischer Empfindung der besondern historischen Wirklichkeit eine lebendige malerische Phantasie und die echt künstlerische Gabe, durch einfache Mittel zu wirken.

Das Genre im weitern Sinne des Worts, die Porträt-, namentlich aber die Landschaftsmalerei waren in der Ausstellung reich vertreten. München, Wien, Düsseldorf und Berlin hatten in diesen Fächern Bilder geliefert, die wol für sich betrachtet zu werden verdienten. Der Flor dieser Gattung ist übrigens begreiflich. Da die Gegenstände nicht nur den Künstlern, sondern auch dem Publikum am nächsten liegen und die in kleinern Dimensionen ausgeführten Bilder auch leichter anzuschaffen

sind, so wird der Eifer der Producenten durch die größere Nachfrage stets wach erhalten. Abgesehen davon ist es auch die Aufgabe der Kunst, alles Darstellbare zu umfassen und nicht nur Götter und Heroen und weltgeschichtliche Persönlichkeiten, sondern auch das gesellige, häusliche Leben aller Klassen und die Natur in ihren wesentlichen Erscheinungen abzuspiegeln.

Die ideale Richtung hat auf diese Fächer nicht nur in München, sondern auch anderwärts eingewirkt. Unter den höhern Genrebildern, welchen sie gedeihlich geworden, dürfen wir nennen: die „Wallfahrt" von Ph. Foltz, die Arbeiten von Geselshap und „Minne" von Bachel; unbeschadet anderer, die ähnliches Verdienst haben mögen. Das humoristische Genre ist nothwendig realistischer, was indessen eine feinere künstlerische Behandlung nicht ausschließt. Von den münchener Arbeiten dieser Art möchten wir die von Enhuber und Ramberg auszeichnen, von den Düsseldorfern ein Bild Schröter's. Sehr gut war die Menzel'sche Zeichnung „Friedrich Wilhelm I. besucht eine Schule". Auch Wien hatte anziehende Stücke geliefert.

Die Porträtmalerei ist auf die Wiedergabe der Wirklichkeit angewiesen, zugleich aber auf Beseelung und individuelle Stilisirung derselben. Es fehlte nicht an Bildern, welche dieser Doppelforderung entsprechen. Wahr und kraftvoll, wie in seinen Schöpfungen überhaupt, ist Karl Rahl aus Wien auch in seinen Bildnissen. Die Arbeiten von dem Berliner Magnus, dem Düsseldorfer Sohn, den Münchnern Correns und Dürk sind als in ihrer Art besonders gelungen hervorzuheben. Im ganzen kann man in diesem Fach eine Tendenz, Wahrheit und Schönheit zu verbinden, nicht verkennen, und es ist zu hoffen, daß die Künstler noch mehr als bisher nach Innerlichkeit und Bedeutung streben werden. Zur eigentlichen Kunst sind doch nur die Bildnisse zu rechnen, die, bei tiefer Erfassung einer irgendwie interessanten Persönlichkeit, das eigentliche Wesen derselben uns ebenso bedeutend wie erfreulich vor Augen stellen.

Die Landschaften enthielten eine schöne Zahl trefflicher Arbeiten. Vor allem sind hier die ältesten von Joseph Koch zu erwähnen, dem würdigen Genossen der Erneuerer deutscher Kunst. Sein Bild „Apollo unter den Hirten" stellt sich als Landschaft mit Figuren durch Charakter, Leben und Heiterkeit dem Besten der Gattung an die Seite; ein Fachgenosse (freilich ein stilisirender!) erklärte es für die werthvollste der ausgestellten Landschaften. Es ist dies, wie sich von selbst versteht, ein ideales Bild, stilisirt in allen seinen Theilen. Die neuern und neuesten Arbeiten des Faches zeigen mehr Hingabe an die Natur, verrathen mehr das Studium und die Auffassung bestimmter Landschaften, theilen sich aber unter sich wieder in mehr idealistische und mehr realistische.

Zu den beiden Gattungen hatten München, Düsseldorf, Berlin und Wien reichlich gesteuert und die Leistungen der anerkannten Meister dieser Orte fanden wohlverdienten Beifall, während genauer als es früher möglich gewesen ihre Manier und Vorzüge unterschieden werden konnten. Die landschaftliche Natur in ihrer Schönheit und Erhabenheit, friedliche Stille wie gewaltige Bewegung, Heiterkeit offener Gegend, Heimlichkeit des Waldes, poetische Momente aus dem Leben des Wildes und der Hausthiere — alles das hatte seine Darsteller gefunden; und wenn Bilder, die von der Wirklichkeit allzu abhängig blieben, trotz getreuer und hübscher Spiegelung kaum mehr dem Kreise der Kunst angehörten, so besaßen wir doch in Arbeiten, worin die Natur künstlerisch organisirt und in beseelter Darstellung eine bestimmte Empfindung ausgedrückt ist, einen werthvollen Theil des gesammten deutschen Kunstschatzes.

Ein Versuch zweier Meister, wieder zur specifisch idealen Landschaft zurückzulenken, muß besonders erwähnt werden. Schirmer aus Karlsruhe hatte neben einer ziemlichen Anzahl von Gemälden biblische Landschaften mit Kohle gezeichnet, Preller aus Weimar Landschaftscartons zur Odyssee ausgestellt. Es sind Landschaften, die einen geschichtlichen Auftritt, eine Handlung enthalten, wo also eine Natur zu erfinden war, die dem Geist und Charakter der Handlung entspricht, wo die historische Handlung und die Landschaft Ein lebendiges Ganze bilden sollten. Rühmlich ist es schon, dieses Ziel angestrebt, rühmlicher, es annäherungsweise erreicht zu haben. Die Zeichnungen von Schirmer sind in ihrer eigenthümlichen Tüchtigkeit sehr verdienstlich, die lebendigere Beseelung des Gegenstandes und poetischere Wirkung ist dagegen Preller gelungen. Nicht alle seine Cartons sind gleich harmonisch und gleich verständlich, einzelne aber, besonders ein Meerbild, durch einheitliches Leben und Schönheit wahrhaft bewundernswürdig.

Während von Gemälden und Zeichnungen überhaupt 1762 Stücke ausgestellt waren, wies die Abtheilung der Plastik nur 138 auf. Wir erhielten durch sie gleichwol einen Begriff, und zwar einen sehr vortheilhaften, von deutscher Sculptur: inneres Leben, lebendige Schönheit und Charakter muß einer guten Zahl von Arbeiten zugesprochen werden. Die Gegenstände waren zum größten Theil der Mythologie und der heiligen Geschichte entnommen; symbolische Darstellungen, historische Scenen, Porträt und Thierstücke schlossen sich daran. Daß die ideale Richtung hier bei weitem überwog, ist natürlich; aber auch in diese Sphäre hat der Realismus Eingang gefunden, und einzelne Werke zeugten von ganz bestimmter Auffassung historischen und natürlichen Lebens. Die bedeutendsten und vollendetsten derselben sind freilich zugleich in ihrer Art stilisirt, wovon das berühmteste Beispiel Rauch's Friedrich's-Denkmal. — —

Ueberblicken wir im Geist nochmals das Ganze, so können wir auf die Frage, was in deutscher Kunst die Grundrichtung und das Ideal sei, eine bestimmte, auf Thatsachen fußende Antwort geben.

Deutsch vor allem ist das Ueberwiegen der Innerlichkeit — die vorherrschende Tendenz auf den Lebensquell, auf Sinn und Bedeutung, auf die Poesie des Gegenstandes. Die größten Künstler sind eben diejenigen, welche in dieser Beziehung hervorragen. Es ist ihr eingeborener Drang und ihr künstlerisches Wollen, erst das innerliche Leben als den Grund und Halt des äußern zu erfassen und zu sichern; Ausführung des Aeußern, streng richtige Abspiegelung desselben steht ihnen in zweiter Linie. Die schöpferische Macht der Natur, Leidenschaft, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, Hoheit des Geistes und Charakters, das göttliche Leben, das Licht des ewigen Sinnes in den Erscheinungen — das suchen sie darzustellen und fühlbar zu machen. In der Ausführung deuten sie künstlerisch an, schaffen den Gegenständen gemäß stilisirte Formen und ergießen in diese den Strom innern Lebens.

Der Stil ist die Darstellung, welche dem Grundcharakter der behandelten Sphäre entspricht. Stilisiren heißt die Form der Erscheinungen nach der Forderung ihrer Sphäre künstlerisch hinstellen. Die ideale Sphäre heischt ideale Formen, die reale dagegen reale. Eine reale Erscheinung in idealer Sphäre würde gegen den Stil sündigen; sie wäre, wie natürlich an sich, in dieser Sphäre unnatürlich und der Effect widerstrebend.

Von diesem Gefühl, von diesem Grundsatz ließen unsere großen Künstler sich leiten. Sie erfaßten den Grundcharakter der Sphäre, in welcher sie zu arbeiten hatten, und producirten Formen, welche mit diesem Grundcharakter harmonirten. Dies vor allem haben wir zu erkennen; von diesem Gesichtspunkt haben wir ihre Werke zu beurtheilen und zu genießen.

Von innen nach außen, von der lebendigen, zeugungsfähigen Ursache zu der Wirkung, das ist der Weg der Natur und der Weg der lebendigen Kunst. Ist man des Innern Herr, so wird man auch den wirksamsten Ausdruck desselben finden und im künstlerischen Abschildern des Aeußern, wo es durch den Gegenstand gefordert ist, weiter und weiter gehen können. Und wenn in der Kunst einer Nation die Richtung auf die Innerlichkeit gesichert ist, dann werden einzelne Kräfte, nach ihrem speciellen Beruf, sich auch vorzugsweise auf das Aeußere, auf die naturtreue Abspiegelung der realen Erscheinungen werfen können; und ihre Einseitigkeit wird der nationalen Kunst nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen sein.

Die realistische Richtung ist nicht ohne weiteres für die Kunst vorherrschender Aeußerlichkeit zu erklären. In ihren bedeutendsten Lei-

stungen ist die Hauptsache gleichfalls das innere Leben des Gegenstandes und die Poesie desselben. Allein ihre Gegenstände bringen es mit sich, daß das Verhältniß des Aeußern und Innern sich doch anders stellt als bei der idealen Kunst und ihr der Irrthum näher liegt, das Aeußere speciell zu betonen und in der bloßen Abspiegelung desselben auch noch Kunst zu erblicken. Mit dem Realismus kommt daher doch eine Kunst in die Höhe, die ihre vorherrschende Aeußerlichkeit oft bis zur offenbaren Seelenlosigkeit treibt und durch die genaue Wiedergabe des Wirklichen bis zu kleinlichen Einzelheiten oder durch den bloßen Schein von Leben und Reiz sogar noch Beifall gewinnt.

Allerdings ist das nicht mehr Kunst; aber die ehrliche Art der Hingebung an die Natur und die gewissenhafte Reproduction wird im Bunde mit der edlern und freiern realistischen Darstellung doch etwas sehr Ersprießliches leisten — sie wird die eigentlichen Formen der Wirklichkeit für die Kunst erobern und sie ihr zur Verfügung stellen.

Erkenntniß und Verklärung der Wirklichkeit ist der Ruf nicht nur an die bildende Kunst unserer Zeit, sondern an die Zeit überhaupt. Zur Erkenntniß ist aber eine nothwendige Voraussetzung die Kenntniß; wer also für die Kenntniß arbeitet, der arbeitet für die Erkenntniß und für alles Gute, was daraus folgen mag.

Die künstlerische Verklärung der in ihrer Eigentlichkeit gekannten und erkannten realen Welt ist nicht nur auch eine Aufgabe, sondern eine Hauptaufgabe der Menschheit; und wenn der einseitige Idealist dies bestreiten wollte, hätte er die ganze Tendenz der Zeit gegen sich. Es ist herrlich, daß der künstlerische Genius Schönes und Großes hervorbringen konnte bei fragmentarischer Kenntniß und subjectiver Auffassung der Wirklichkeit; aber ihm geziemt es, diese kennen zu lernen, wie sie thatsächlich ist, und ganz kennen zu lernen, um in Bearbeitung des nun sich darbietenden neuen Materials auch neuer Schöpfungen fähig zu werden. Der Realismus in diesem Betracht ist Bedingung und Uebergangsstufe zu einer neuen und dem Begriff nach obersten Kunst: der Kunst, welche den höchsten Forderungen des Ideals nachkommt in freier Verwendung der erkannten Wirklichkeit.

Die Kunst hat überall, wo sie zur Blüte gelangt ist, aus beiden Sphären ihre Gegenstände genommen, sie hat Götter und Heroen, göttliche Mächte, Engel und Heilige, und ebenso wirkliche, natürliche Menschen und die Natur selbst dargestellt. Dies wird so bleiben, und muß es im Interesse sowol des Realismus als des Idealismus. Wenn der Vertreter des Realismus verlangte, daß die Kunst inskünftige nur noch die Wirklichkeit darstellen solle, so wäre dies noch verkehrter als die Forderung des einseitigen Idealisten. Denn gerade die begabtesten Künstler sind erfüllt mit überschwenglichem Idealgehalt, und ihnen verbieten, die-

sen Gehalt in ideale Gestalten zu gießen, hieße ihnen die Hervorbringung eben des Größten und Erhabensten untersagen. Allein die beiden Sphären werden in Zukunft nicht nur zusammen dargestellt werden, sondern die Darstellungen werden auch in ein bestimmteres Verhältniß zueinander treten als bisher.

Idealismus und Realismus verhalten sich wie Bewirkendes und Bewirktes. Die idealistische Kunst versucht, die bewirkenden Mächte zu versinnlichen, die realistische die gewirkten Erscheinungen, d. h. eben die Wirklichkeit. Oder anders zu reden: der darstellende Idealist hat den Schöpfer vor Augen und die göttlichen Kräfte, der Realist das Geschöpf und die menschlichen, die natürlichen Kräfte. Nun sieht jeder, daß es die höchste Aufgabe der idealistischen Kunst wäre, solche bewirkende Mächte darzustellen, welche eben diese reale Welt, eben diese Natur und diese Geschichte wirken konnten, d. h. Ursachen zu versinnlichen, welche von den in ihrer Eigentlichkeit aufgefaßten thatsächlichen Wirkungen vorausgesetzt werden; ebenso wie es die höchste Aufgabe der realistischen Kunst wäre, die gewirkten Erscheinungen so darzustellen, wie sie den wirkenden Mächten entsprechen, mit ihnen zusammenhängen, von ihnen beseelt und geadelt sind. Die Ursachen im Hinblick auf die thatsächlichen Wirkungen, die Wirkungen im Hinblick auf die thatsächlichen Ursachen anschaulich zu machen, das sind die höchsten Aufgaben der idealistischen und der realistischen Kunst, die mithin beide viel weniger in Streit sind, als die einseitigen Vertreter sich's denken mögen, vielmehr die Bestimmung haben, schließlich Hand in Hand zu gehen.

Die Lösung dieser Aufgaben setzt nun allerdings voraus, daß eine solche Einsicht in die bewirkenden Mächte und die gewirkten Erscheinungen, wie sie dazu gefordert ist, dem Künstler vermittelt werde durch die Wissenschaft. Nur soweit der wissenschaftliche Geist hierüber Licht verbreitet und die Künstler sich dieses aneignen, nur so weit können sie den neuen Zielen nachkommen.

Diese Verweisung an die Wissenschaft und an die allgemeine Bildung wird hoffentlich nicht befremden. Jede lebendige Kunst ist entsprossen aus den Entwickelungszuständen ihrer Zeit, aus dem religiösen Bewußtsein und der gesammten Cultur derselben. Die bildende Kunst ist eine der Blüten, welche das Leben und Denken der Zeit in sich verklären sollen, dieses Leben und Denken also voraussetzen. Wenn wir nun die Entwickelung der Kunst an die Entwickelung des Geistes und des geistigen Lebens überhaupt knüpfen, so sprechen wir nichts aus, als was in der Natur der Dinge liegt und von jeher stattgefunden hat.

Schritt für Schritt entwickelt sich das geistige Leben, Schritt für Schritt hat die Kunst ihm zu folgen. Auf jedem Punkt steht der productiven Kraft so viel zu Gebote, daß sie den Zeitgenossen wahrhaft

erfreulich und ersprießlich werden kann. Die Strebenden in beiden Richtungen können der fortgehenden Unterstützung von seiten der allgemeinen Bildung getrost entgegensehen.

Vor allem ist die Förderung, welche die realistische Kunst von der Wissenschaft zu hoffen hat, in die Augen springend. Die empirische Forschung, welche Natur und Geschichte immer mehr in ihrer eigentlichen Beschaffenheit darlegt, arbeitet dem Künstler, der ihre Gaben zu nutzen versteht, aufs reichste in die Hände. Und diese empirische Forschung ist die Lieblingsthätigkeit der Zeit, dem Eifer der Forscher entspricht die Theilnahme der Nationen — an ihrem schwunghaften Fortbetrieb und an ihren weitern Erfolgen wird niemand zweifeln. Betrachten wir speciell die Historie, so lehrt sie das Leben der Vergangenheit nicht nur mehr und mehr in seiner Eigentlichkeit anschauen, sondern auch beurtheilen, indem sie die Aufgaben einer Epoche und die Thaten, die Geschicke ihrer leitenden Kräfte miteinander vergleicht und beide in helleres Licht setzt. Offenbar hat die Malerei, welche das geschichtliche Leben in seiner wahren Beschaffenheit wiedergeben will, von der Historie fortwährend neue Aufklärung zu erwarten.

Weniger einleuchtend wird es erscheinen, wenn wir sagen, daß die Dienste, welche dem Realismus die empirischen Doctrinen leisten, der idealistischen Kunst durch die philosophischen geleistet werden sollen. Die Philosophie erfreut sich dermalen geringen Vertrauens, und die Protestationen ihrer gegenwärtigen Vertreter haben zur Zeit noch wenig gebessert. Aber die philosophische Forschung ist eine Nothwendigkeit ebenso wie die empirische; sie ist, wie ihre Geschichte und ihre gesetzmäßige Entwickelung beweist, über menschliche Willkür im Geben und Empfangen erhaben, und sie steht nach den reichsten und gründlichsten Vorbereitungen eben jetzt an der Aufgabe, die Ursachen zu erkennen und darzulegen, welche Natur und Geschichte, wie sie wirklich sind, hervorzubringen und so weit zu bringen vermochten. Es ist nun vielleicht doch nicht zu kühn, anzunehmen, daß der Strom der philosophischen Production, der sich durch die Jahrhunderte ergossen hat, nicht auf einmal sinnlos abbrechen werde, noch dazu in einer Zeit, wo das Licht dieser Wissenschaft für noch ganz andere Zwecke als die der idealistischen Kunst eben am allernöthigsten ist.

Die Philosophie wird ihre Mission erfüllen wie jede andere Thätigkeit, deren objective Nothwendigkeit erwiesen ist, durch ihr stetes Dasein im Menschengeschlecht und durch das Cultivirtwerden von seiten der ausgezeichnetsten Köpfe verschiedenster Epochen. Ihre Mission ist aber, den Idealismus zu vergleichen mit dem Realismus, Religion und Theologie mit der Empirie, die göttlichen Mächte und ihre Offenbarungsformen, die Symbole und Ideale der Menschheit immer bestimmter,

feiner und tiefer erfassen zu lehren. Die Philosophie wird diesem Ruf nachkommen in successiver Entwickelung, mit Hülfe der empirischen Forschung, welche auf ihren Wegen zu ihren Ergebnissen zu begleiten eine ihrer wesentlichsten Pflichten sein wird. An der Philosophie verzweifeln, hieße an dem Geist und dem Adel der Menschheit verzweifeln.

Die Philosophie in dieser neuen Entfaltung wird übrigens nicht nur der idealistischen Kunst fördernd entgegenkommen, sondern auch der realistischen. Diese muß sich nothwendig dahin steigern, die wirklichen Erscheinungen darzustellen mit ihrem Grund und ihrem Sinn; und hierüber wird am vollständigsten nur die Philosophie belehren können. Die erhabenste Arbeit der realistischen Kunst, die Darstellung eines welthistorischen Conflicts, wird um so wahrer und tiefer gelingen, je mehr der Maler Philosophie der Geschichte sich angeeignet hat und mit der Einsicht in die Berechtigung der kämpfenden Parteien, in Grund und Zweck des Conflicts, zu componiren versteht.

Wir leben in einer Zeit der Arbeitstheilung, in einer Zeit wechselseitiger Hülfe; diese letztere kann aber nicht effectuirt werden ohne wechselseitiges Vertrauen. Setzen wir den Fall, daß ein Künstler in die Lage kommt, zur Ausführung der Themata, die er erhält und annimmt, die Entwickelung der Menschheit begreifen, die verschiedenen Stufen richtig unterscheiden und das Innerste des jedesmaligen Denkens und Lebens in seiner Eigenthümlichkeit auffassen zu sollen. Wird man nun im Mistrauen gegen die Philosophie so weit gehen, daß man annimmt, das Philosophische, was zu solcher Arbeit gehört, werde sich der Maler viel besser selber zurechtmachen, als von der Philosophie empfangen können? Man sollte hier doch im Interesse der Vernunft eine kleine Reflexion eintreten lassen. Wer philosophische Schöpferkraft besitzt, der wird Philosoph und nicht bildender Künstler; er macht zu seinem Eigenthum, was die Vorgänger im Fach geleistet haben, er steigert sich zur Fähigkeit, eben das zu bieten, was die Zeit erhalten soll, und er wird das so erlangte Licht jedem verwandten Geist gewähren können, der auf einem andern Gebiet arbeitet. Die idealistische Malerei hat stets geruht auf dem Bewußtsein ihrer Zeit und auf den herrschenden Ideen; wenn nun die Ideen einer frühern Epoche diesem oder jenem Künstler nicht mehr genügen, so wird es ihm keineswegs gerathen sein, den zufälligen Gedanken seines Kopfes zu vertrauen, sondern die Gedanken, welche für die verschmähten frühern eintreten sollen, wieder zu suchen bei einer objectiven Macht, nämlich bei der Wissenschaft.

Kommen wir zum Schluß. Idealismus und Realismus — in der Sphäre der Kunst ebenso wie auf andern Gebieten — gehen eine Zeit lang nebeneinander her, sie bilden sich einseitig aus und ihre Repräsentanten verkennen und bekämpfen sich. Aber Idealismus und Realis-

mus gehören zusammen, und wenn sie beide fortschreiten, gelangen sie an einen Punkt, wo sie erkennen, daß sie zu einträchtigem Wirken bestimmt sind. Es steht immer gut mit dem Leben und Streben einer Nation, wenn diese beiden Richtungen in ihr vorhanden sind, obschon ohne Harmonie. Der einseitige Realismus ist in Gefahr, geist- und weihelos zu werden, der einseitige Idealismus naturlos, und das Zusammensein bildet einen Schutz für beide. Ist nun gegenwärtig die Neigung der Zeit im ganzen offenbar mehr dem Realismus zugewendet und folgt auch die Kunst, wenn wir alle in ihr thätigen Nationen in Anschlag bringen, vorherrschend diesem Zuge, so muß es uns mit Freude erfüllen, wenn wir sehen, daß in deutscher Kunst der Idealismus dem Realismus nicht nur die Wage hält, sondern ihn überwiegt. Der deutsche Genius hat sich auf diesem wie auf andern Feldern in das ideale Leben vertieft und sich aufs reichste damit erfüllt, sodaß er, wenn es noth thäte, der ganzen Menschheit damit aushelfen könnte.

Der Idealismus pflegt den seiner Natur nach höhern und edlern Theil des gesammten Lebens. Die idealistische Richtung ist daher ersprießlich auf jeder Entwickelungsstufe. Wir freuen uns der religiösen und der philosophischen, der classischen und der romantischen, der katholischen und der protestantischen Idealität, und verlangen nur, daß jede echt sei und aus Geist und Gemüth komme. Mit Recht erklärt sich ein münchener Künstler gegen das „hochmüthige Gerede vom überwundenen Standpunkt". Dieses paßt in der That für keine Zeit weniger als für die unsere, die berufen ist zum Betriebe der verschiedenen Möglichkeiten der Behandlung und zur Ausgleichung derselben. Möge jeder das thun, wozu ihn seine innerste Natur und der Genius antreibt! Jeder, der Echtes gibt, findet empfängliche Geister, die es ihm danken, und jeder trägt sein Theil bei zur allgemeinen Cultur und legt Keime für künftige Entwickelung. Diese freilich wird nicht ausbleiben; was für uns noch Seinsollendes ist, wird einst als Seiendes die Welt beglücken.

Die deutsche Kunstausstellung in München, rechnen wir alle ihre Wirkungen nachträglich zusammen, hat vollständig gehalten, was sich die Freunde der Kunst von ihr versprochen hatten; die Männer, die sich dabei förderlich und thätig erwiesen, haben den Dank der Nation verdient. Wir können — das haben wir gesehen — mit Stolz auf die Leistungen der Vergangenheit und Gegenwart und mit Vertrauen in die Zukunft blicken.

Poetische Uebertragungen.

I. Der Schiffbruch.

Nach dem Englischen der Felicia Hemans

von

G. Pertz.

Die ganze Nacht erdröhnten bang
Die Böller übers Meer,
Und als herab der Morgen sank
Wie traurig blickte er!
Ein Schiff von Indiens Perlenstrand,
Vom Sturmwind jäh erfaßt,
Lag da, die Segel schnöd' im Sand,
Gebeugt den stolzen Mast!

O Orlogschiff! mit deinem Bau
Sank manch ein Held dahin!
Ich sah zersprengt dein Riesentau
Wie Sommerfäden zieh'n.
Dein Wimpel fiel, der kurz vorher
Der Stern des Meeres hieß,
Dein Anker los, dein Deck verquer —
Und Schlimm'res noch als dies!

Ich sah die Schätze fortgespült,
Die Klippen perlbesä't,
Und, tief im Felsspalt eingewühlt,
Demanten ungezählt.
Wie Asche rings im Wind zerstiebt,
So lag bestreut der Kies
Mit Gold und Purpur — o es gibt
Wol Schlimm'res noch als dies!

Ich sah geknickt den starken Mann
Wie dürres Schilf im Ried;
Und doch — man sah's den Lippen an —
Daß er nicht willig schied.
Und neben ihm im Meertang ragt's —
Noch hielt sich stark mein Schmerz —
Doch dieser Strom von Thränen sagt's:
Hier ruht ein Mutterherz!

Der bleiche Arm ein Knäblein hielt,
So eng, so treu umspannt,
Wie Wind und Wellen auch gewühlt,
Sie lösten nicht das Band!

Das Haar selbst hatte sich gehängt
Im Ringen um ihr Kind,
Die seid'nen Locken — salzgetränkt,
Zerzaust vom Wirbelwind!

Doch lieblich auf der Trauerstatt
Der holde Knabe liegt,
Des Schlummers Bild — den müd' und matt
Im Leid ein Lächeln wiegt.
Das Haupt gelehnt ans Mutterherz,
Erstarrt der Veilchenblick —
So barg ihm ihren letzten Schmerz
Erbarmend das Geschick! —

O Liebe tief in Menschenbrust,
Die oft du irrst und schwankst,
Im Tod doch o wie schmerzbewußt
Dich um die Deinen rankst: —
Gewiß, dir blüht ein schön'res Los,
Ein Band in sonn'ger Höh',
Wo du, gewiegt in Gottes Schos,
Nicht denkst der wilden See!

II. Englische Gedichte.

Uebertragen

von

August Rieke.

---

1. Die Wolke.

Von Percy Bysshe Shelley.

Ich weiß zu laben die Blumen mit Gaben
Aus Strömen und Meeresflut;
Ich bringe Schatten dem Laube, dem matten,
Wenn mittags träumend es ruht.
Von den Schwingen ich streue den Thau, der aufs neue
Die liebliche Knospe ruft wach,
Wenn in Schlummer sie lieget, von der Mutter gewieget,
Wie sie tanzt der Sonne nach.
Ich schleud're munter den Hagel hinunter,
Und die Flur wird weiß wie Schnee;
Dann lös' ich ihn wieder in Regen, und nieder
Schallt Lachen, wie donnernd ich geh'.

Aus meinen Sieben lass' Flocken ich stieben,
  Und die Fichte stöhnt ob der Last;
Und auf weißem Pfühle bei nächtlicher Kühle
  Halt' im Arm des Windes ich Rast.
Meiner luft'gen Gemächer gethürmte Dächer
  Besteigt der Blitz, mein Pilot;
Der Donner, gekettet, ist drunten gebettet,
  Da ringt er und heult und droht.
An Himmelsbogen ob Ländern und Wogen
  Führt jener Pilot mich daher,
Von Sehnsucht getrieben nach Genien, die lieben
  Die Tiefen im purpur'nen Meer.
Wo immer ob Bächen und Hügeln und Flächen
  Und Felsen und Seen er muß
Still schmachten und träumen, die Geister säumen,
  Die er liebt, unter Berg oder Fluß;
Während ich mich voll Wonne im Himmelslicht sonne,
  Zerfließt er im Regenerguß.

Aurora, die Holde, mit Schwingen von Golde
  Und entfaltetem Flammenkranz,
Springt voller Entzücken auf meinen Rücken,
  Wenn erloschen ist Lucifer's Glanz.
So wie wol auf schlanken Felszinken, die wanken
  Und beben ein Erdstoß macht,
Für Momente mag sitzen ein Adler und blitzen
  In der Flügel goldiger Pracht:
Wenn die Sonn' in die Fluten sich senkt und Gluten
  Aushaucht der Lieb' und der Rast,
Und der Abend die Lande mit Purpurgewande
  Vom Himmel hernieder umfaßt:
Die Schwingen dann falt' ich, und Ruhe halt' ich,
  Wie die brütende Taub' auf dem Ast.

Die Maid, die lichte, mit bleichem Gesichte,
  Bei Sterblichen Luna genannt,
Pflegt schimmernd zu schweben auf meinen Geweben,
  Die als Teppich der Nachtwind spannt.
Und wo sie geschritten und mit ihren Tritten,
  Nur hörbar der Himmlischen Chor,
In die dünnen Falten des Zelts riß Spalten,
  Da gucken die Sterne hervor.
Ich lach' ob ihnen, wie, goldenen Bienen
  Vergleichbar, sie kreisen und geh'n,
Wenn weiter ich mache die Oeffnung im Dache,
  Bis in Meeren und Flüssen und Seen,
Als ob Himmelsstücke gestürzt durch die Lücke,
  Der Mond und sie sich dreh'n.

Des Mondes Throne verleih' ich 'ne Zone
Von Perlen, der Sonne von Gold;
Der Vulkan wird verdunkelt, kein Stern mehr funkelt,
Wenn der Sturm mein Banner entrollt.
Gestützt auf die Rücken der Berge, wie Brücken
Sich wölben über dem Strom, —
Trotz bietend den Gluten der Sonn', ob den Fluten
Erheb' ich meinen Dom.
Als Ehrenpforte für meine Cohorte
Von Sturm, Schnee, Schlossen und Brand,
Wenn, folgend mir, schalten die Luftgewalten,
Ist der farbige Bogen gespannt,
Deff' Tinten sich woben aus Himmelsglanz droben,
Während unten lachte das Land.

Geboren ich werde von Wasser und Erde,
Die Lüfte ziehen mich groß;
Mir Nahrungsspender sind Meer und Länder;
Nie sterb' ich — ich änd're mich blos.
Denn nach dem Regen, wenn allerwegen
Der Himmel von Flecken ist rein,
Und den hohen und blauen Luftdom erbauen
Die Wind' und der Sonnenschein:
Ob dem Kenotaphe, drin ich nicht schlafe,
Still lachend, entsteig' ich aufs neu',
Wie dem Schos ein Knabe, wie Geister dem Grabe,
Dem Grund — gleich stürzt das Gebäu.

2. Die Bestattung Sir John Moore's.

Von Charles Wolfe.

Nicht Trommel noch Grablied schwellte die Luft,
Als zum Wall' seine Leiche wir brachten;
Kein Abschiedsschuß dröhnt' über der Gruft,
Die für unseren Helden wir machten.

Dort senkten in schweigender Nacht wir ihn ein —
Bajonnete genügten zum Graben —
Beim Licht, das des Mondes umschleierter Schein
Und die trüben Laternen uns gaben.

Nicht Laken noch Bahrtuch hat ihn bedeckt,
Kein nutzloser Sarg ihn umschlossen:
Wie ein Krieger, der nieder zur Ruh' sich gestreckt,
So lag er, vom Mantel umflossen.

Das Gebet, das wir sprachen, war kurz nur und schlicht,
Es entschlüpfte kein Wort uns der Klage;
Fest blickten wir hin auf des Todten Gesicht,
Ernst denkend der kommenden Tage.

Wir dachten, als dort wir sein Lager vereint
Gehöhlt, und geglättet das Kissen:
„Auf sein Haupt wird treten der Freund und der Feind,
Wenn fort uns die Wogen gerissen.

„Jetzt werden sie schmäh'n leichtfertig und scharf
Den Mann, den sie scheuten im Leben;
Doch was kümmert es ihn, wenn er schlummern nur darf,
In dem Grab, das ihm Briten gegeben!" —

Erst halb war die Arbeit, die schwere, vollbracht,
Und zur Rückkehr schlug schon die Stunde,
Und wir hörten, wie dumpf und von fernher kracht'
Des Feindes Geschütz in der Runde.

So begruben wir langsam und traurig ihn jetzt,
Noch blutig vom Heldenthume;
Kein Spruch ward geschrieben, kein Stein ihm gesetzt—
Dort blieb er allein mit dem Ruhme.

3. Verbannung aus Erin.

Von Thomas Campbell.

Es kam ein Verstoß'ner von Erin zum Strande,
Feucht kältender Thau an den Kleidern ihm hing;
Er seufzte nach seinem verlorenen Lande,
Wie morgens am stürmischen Hügel er ging.
Doch der Tagesstern fesselt' den Blick des Verbannten,
Denn er stieg ob der Insel, der ihm so bekannten,
Wo Seel' ihm und Herz in Begeist'rung entbrannten,
Wenn er sang dort als Jüngling sein Erin go bragh.

„Hart ist mein Schicksal!" so sprach er und klagte,
„Dem Hirsch und dem Wolf ist ein Lager verlieh'n;
Doch ich, den von Haus man und Heimat verjagte,
Wohin soll vor Noth und Gefahren ich flieh'n?
Nie werden beglückt mehr die Stunden mir schwinden
Im Land meiner Väter, nie werd' ich dort binden
Die Blumen zum Kranz, um die Harfe sie winden
Und spielen die Weise von Erin go bragh.

„Erin, o Heimat! Ob trüb' und alleine,
Fliegt immer im Traume mein Geist noch zu dir;
Doch, ach! unter Fremden erwach' ich und weine
Um Freunde, die nimmer ich haben soll hier.
Grausames Geschick! wirst du nie mich mehr bringen
In ein Haus, wo nicht Sorg' und Gefahr mich umringen?
Nie sollen aufs neu' mich die Brüder umschlingen?
Sie starben für mich, oder seufzen nach mir.

„Wo ist das Haus, das am Wald ich mir baute?
Hat — Schwestern und Vater! — sein Fall euch betrübt?
Wo ist die Mutter, die zärtliche, traute?
Und wo ist der Freund, den so warm ich geliebt? —
O Herz, das du lange schon schmachtest in Trauer!
Was hingst du an Schätzen von flüchtiger Dauer?
Der Thränenguß falle wie tropfende Schauer,
Doch Schönheit und Freude nie wieder er gibt.

„Doch, erstickend die trüben Gedanken, soll hegen
Einen Wunsch nur mein Herz, wenn der Tod ihm ist nah':
Ein Verbannter, o Erin, gibt dir seinen Segen!
Land meiner Ahnen du! Erin go bragh!
Wenn längst in den Adern kein Blut mir wird wallen,
Mögst grünen du, Insel, du schönste von allen,
Und laut soll vom Mund deiner Barden erschallen:
Erin mavournin — Erin go bragh!" *)

*) Erin, geliebtes, Erin für immer!

Literatur und Kunst.

Fromme Lieder.

Es kann mit der Abnahme des religiösen Sinnes, über welche unsere Frommen vom Handwerk klagen, doch so arg noch nicht sein, da selbst unter unsern Poeten, diesem luftigen und leichtfertigen Gesindel, noch täglich Dichter auftauchen, welche den Inhalt ihrer Gesänge aus dem Born religiöser Anschauungen und Empfindungen schöpfen. Natürlich reden wir dabei nicht von jenen pietistischen Bänkelsängern, welche die Muster ihres poetischen Geschmacks den bekannten „Rabenaas" und „Sündenknüppel" des Porst'schen Gesangbuchs entnehmen und die ihren Lesern schon hier auf Erden einen kleinen Vorgeschmack des Fegefeuers bereiten. Vielmehr sprechen wir von wirklichen Dichtern, von künstlerischen Naturen, die den Funken des Genius in sich tragen und die auch da, wo sie ihre Leier zu frommen Melodien stimmen, sich doch immer bewußt bleiben, daß das oberste Gesetz aller Kunst die Schönheit ist und daß schlechte Verse dadurch nicht gut werden, weil sie fromm sind. Einen solchen im besten Sinne frommen Dichter, der darum doch nicht aufgehört hat ein Dichter zu sein, im Gegentheil, gerade aus der Innigkeit und Tiefe seiner religiösen Empfindung quillt ihm auch seine poetische Begeisterung — lernen wir kennen in „Natur und Gottheit. Preisgesänge von Adolf Peters" (Meißen, Schmidt). Der Dichter trat vor beiläufig zwanzig Jahren mit einer Sammlung „Lieder der Liebe" auf, welche damals die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde auf ihn hinlenkten und günstige Erwartungen in Betreff seiner Zukunft erweckten. Seitdem war er, soviel uns bekannt, verstummt

und erst jetzt bringt er sich mit dem vorliegenden Büchlein dem Publikum wieder in Erinnerung: er selbst freilich inzwischen ein anderer geworden, ein gereifter Mann voll sinniger Betrachtung, statt des heißblütigen, leidenschaftlich empfindenden Jünglings, aber doch innerlich derselbe, insofern er sich durch allen Wechsel des Lebens jene Wärme und Wahrheit des Gefühls sowie jenen Sinn für das Schöne bewahrt hat, durch den seine Erstlingslieder sich auszeichneten. Gott in der Natur, die Natur in Gott zu finden und so das Räthsel des Daseins zu lösen und seine Widersprüche zu versöhnen, ist das Bestreben des Dichters, der mit einem lebhaften und innigen Gefühl zugleich eine tiefe philosophische Bildung sowie eine seltene Sprachgewandtheit verbindet. Die letztere bewährt sich besonders in den „Psalmen in der Urgestalt“: Bearbeitungen der biblischen Psalmen, welche sich dem Original möglichst treu anschließen, ohne darum den Forderungen des heutigen poetischen Geschmacks etwas zu vergeben. In erhöhtem Maße zeigt sich diese Sprachvirtuosität ferner in der Bearbeitung des bekannten „Dies irae, dies illa“, die wir Seite 199 fg. finden. Den berühmten Hymnus vollkommen entsprechend in deutscher Sprache wiederzugeben, dürfte kaum möglich sein; so viele Bearbeitungen auch vorliegen, so ist doch keine fleckenlos, in der einen ist diese, in der andern jene Strophe besser gelungen und so wird man sich zufrieden geben müssen, wenn nur jeder neuauftretende Versuch seine Vorgänger in diesem oder jenem einzelnen Punkt übertrifft, auch wenn er in andern wieder hinter ihnen zurückbleibt. Auf dieses beschränkte Lob hat auch die vorliegende neueste Bearbeitung begründeten Anspruch und sind wir überzeugt, daß der Verfasser selbst, im Bewußtsein der unübersteiglichen Schwierigkeiten, gar nicht mehr damit beabsichtigt hat. — Was den selbständigen Theil des Buchs betrifft, so zerfällt derselbe in zwei größere Abtheilungen „Natur“ und die „Gottheit“. Im erstern werden, wie schon die Ueberschrift andeutet, hauptsächlich Scenen und Ereignisse aus dem Leben der Natur geschildert und zwar in der Art, daß der Dichter aus den einzelnen Vorgängen Veranlassung nimmt zu sinnigen Gedanken und frommen Betrachtungen. Sehr glücklich hat er dabei in den meisten Fällen zwei Klippen vermieden, an welchen von uralters, schon von Brockes' Zeiten her, diese Gattung betrachtender Dichtung zu scheitern pflegt: nämlich einmal, daß sie ihre Betrachtungen und Empfindungen an zu kleine und untergeordnete Gegenstände heftet und dann, daß diese Betrachtungen und Empfindungen selbst einen zu süßlichen, spielenden Geist athmen. Der Dichter von „Natur und Gottheit“ zeigt im Gegentheil durchweg einen Ernst und eine Männlichkeit der Empfindung, die um so wohlthuender wirkt, je mehr es bei unsern Tagespoeten wieder Mode geworden ist, sich in eine Sentimentalität und Gefühlsseligkeit zu verlieren, die von der wahren Empfindung nur die Maske trägt — und oft nicht einmal diese. Der zweite Abschnitt „Die Gottheit“ enthält theils die religiös-philosophischen Ansichten des Dichters, theils spricht er darin sein Verhalten zu Gesetz und Sittlichkeit aus, und auch hier finden wir mit Befriedigung denselben klaren und männlichen Geist und dieselbe poetische Innigkeit und Fülle wieder, welche den ersten Abschnitt auszeichnen. Das Ganze wird am besten charakterisirt durch den kurzen „Aufblick“, welcher der Sammlung gleichsam als Vorwort vorangestellt ist und den wir deshalb auch hier einschalten wollen:

Laß ew'ge Flammen in mir brennen,
Nie, Quell der Liebe, will ich ruh'n!
Das Wahre lehre mich erkennen,
Das Schöne bilden und das Gute thun,
Das Heilige verehren.
So laß nach Nord, Süd, West und Ost,
Nach allen Himmelsgegenden getrost
Das Antlitz froh mich kehren!

Derselbe klare männliche Geist weht uns auch aus einer zweiten Sammlung an, die unter dem Titel: „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen von Karl Egon Ebert" (Leipzig, F. A. Brockhaus), erschienen ist. Egon Ebert zählt zu den geachtetsten Namen unserer Literatur; ist es ihm auch niemals vergönnt gewesen, ja hat er, in richtiger Selbstschätzung, auch selbst niemals danach gestrebt, die höchsten Preise der Kunst zu erreichen, so hat er sich doch durch die Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit seines Charakters sowie durch das Ehrenhafte und Männliche seines Strebens zahlreiche Freunde erworben. Von diesen Freunden wird auch die neueste Gabe des Dichters mit Dank entgegengenommen werden. Die „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes" haben nicht ganz den Schwung der Empfindung, das Innige, Tiefe, Ursprüngliche, wie die ebenbesprochene Sammlung von Peters; der Dichter bewegt sich mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen; er läßt das alltägliche Leben auf Markt und Straße, in Handel und Wandel an sich vorbeigehen und auch da findet er mannichfache Veranlassung zu Betrachtungen und Aussprüchen, welche unser Nachdenken erregen und uns in eine fromme, gesammelte Stimmung versetzen. Freilich ist das nicht die Frömmigkeit unserer Buchstabenchristen: allein um diese ist es dem Verfasser selbst auch gar nicht zu thun, wie er das in dem Einleitungsgedicht „Was fromme Gedanken sind" ebenso offen wie anmuthig ausspricht:

Wahrhaft fromm nenn' ich
Solcherlei Gedanken,
Die an Edles sich
Stets und Würd'ges ranken;

Die der Wesen Grund
Innerlichst betrachten,
Und auf selt'nen Fund
In Gemüthern achten;

Die Gefühl' erspäh'n,
So in Herzenstiefen,
Kaum von uns geseh'n,
Unerklärt noch schliefen ...

Die was Gott erschuf
Uns bewundern lassen,
Nützlichen Beruf
Jedes Ding's erfassen;

Die, was uns erhellt,
Was uns kann erheben,
Suchen in der Welt,
Forschen aus dem Leben....

Aber auch der Zorn
Ist nicht ausgeschlossen,
Wenn er aus dem Born
Reinen Sinn's geflossen;

Denn nur der ist gut,
Der nur liebt das Rechte,
Dem nicht fehlt der Muth,
Anzugeh'n das Schlechte.

Dieser klare, männliche Ton beherrscht das ganze Buch; es ist Reflexionspoesie, aber noch immer Poesie und bei allem Vorwalten der verstandesmäßigen Beobachtung und Betrachtung fehlt es auch nicht an einzelnen gemüthlichen und empfindungsreichen Stellen. Eins der gelungensten Stücke

dieser Art ist „Lerche und Seele“, Seite 51, das wir zur Empfehlung des Büchleins hier vollständig mittheilen wollen:

Noch im Schlummer ruht die Welt,
Kaum erst graut der Morgen,
So entschwingt sich Lerche dem Feld,
Drin sie war geborgen.

Wie du früh am Tagwerk bist,
Arbeit ohne Beschwerde,
Die ein ewiges Schweben ist
Zwischen Himmel und Erde.

Trillernd, jubelnd steigst du auf
Sachte sinkst du nieder,
Und du endest den kühnen Lauf
Immer am Boden wieder.

Oben bist du doch nur ein Gast,
Bist an den Grund gekettet,
Wo du ein grünes Plätzchen hast,
Drin du dich weich gebettet.

Meine Seele, wie gleichest du
Dieser Lerch' im Leben,
Denn auch du mußt ohne Ruh'
Auf und nieder schweben....

Wenn auch sonnenwärts in Luft
Oft du dich schwingest munter,
Immer geschieht es, daß du mußt
Wieder bald herunter.

Lassen kannst du das Fliegen nicht
Hin, wo die Sterne winken,
Reinere Luft und helleres Licht
Mußt du zuweilen trinken.

Doch bis an das höchste Ziel
Nicht vermagst du zu bringen,
Denn es hängt dir allzu viel
Irdischer Staub an den Schwingen.

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst du in stetem Wandern,
Bist des einen selig froh,
Und erfreust dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von dir,
Sonnenwärts wirst du schweben,
Aber hier genüge dir
Dieses Lerchenleben.

In demselben Verlag erschien ferner: „Heilige Zeiten. Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt.“ In diesem Büchlein überwiegt der praktische Zweck; es sind Gelegenheitsgedichte, gleichsam ein poetischer Kirchenkalender, in welchem die herkömmlichen kirchlichen Feste sowie sonstige Feier- und Erinnerungstage dichterisch verherrlicht werden. Der Verfasser, der in Dresden als evangelischer Prediger wirkt, hat es, was bei dieser Gattung freilich sehr nahe liegt, nicht überall vermeiden können, in ein gewisses conventionelles Pathos, ein gewisses Phrasenthum zu verfallen, im ganzen jedoch behauptet die Poesie ihr Recht und wenn die Empfindungen auch nicht sehr neu, die Betrachtungen nicht besonders tief sind, so macht das Ganze doch, schon in Anbetracht der wackern Gesinnung, die sich darin ausspricht, einen recht angenehmen Eindruck und wird es der Sammlung bei einer gewissen Klasse von Lesern, die überdies in Deutschland sehr zahlreich ist, voraussichtlich weder an Beifall noch an Wirkung fehlen. R. P.

Eine Tendenznovelle.

In Nr. 47 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre besprachen wir das Zeitgemälde „Der Weltpriester und Försters Lieschen“; von demselben Verfasser liegt uns jetzt ein neuer novellistischer Versuch vor: „Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. Mitgetheilt von K. Gruenz“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung). Es ist eine Variation des schon früher behandelten Themas und auch der Erfolg ist leider kein besserer. Schon an dem Erstlingswerk des Verfassers hatten wir, so bereit wir auch waren, ein gewisses Talent derb realistischer Schilderung anzuerkennen, doch

den Mangel aller ernstern künstlerischen Haltung zu rügen. Denselben dilettantischen Charakter trägt auch das vorliegende Werkchen. Auch hier wieder will der Verfasser die traurigen Folgen schildern, welche der Fanatismus katholischer Eiferer sowie überhaupt die religiöse Unduldsamkeit unserer Tage für das Glück der einzelnen wie der Familien hat, auch hier wieder fehlt es manchen Partien, wie namentlich der Schilderung des hauptstädtischen Lebens und der schulmeisterlichen Befangenheit des Helden, nicht an einer gewissen Naturwahrheit, wie denn überhaupt das Ganze den Eindruck des Selbsterlebten macht. Doch vermag uns das nicht zu entschädigen für den Mangel an Geschmack und höherer ästhetischer Bildung, der sich fast auf jeder Seite ausspricht: und auch die Composition als solche ist so schwach und namentlich die plötzlich hereinbrechende Katastrophe so unmotivirt und willkürlich, daß wir das Buch nur mit sehr unbehaglichen Gefühlen und dem Wunsche aus der Hand legen, der Verfasser, falls wir ihm überhaupt wieder begegnen sollten, möchte inskünftige das Maß seiner Kräfte besser prüfen und sich nicht an Aufgaben wagen, denen er offenbar nicht gewachsen ist. R. P.

Correspondenz.

Aus Rußland.

Mai 1859.

TN. Die neue Aera, die mit der Thronbesteigung Alexander's II. für das ungeheure russische Reich begonnen hat — oder die man sich wenigstens in wie außerhalb Rußlands davon verspricht — fängt an, sich auch auf literarischem Gebiete bemerkbar zu machen. Auch hier regt und bewegt es sich in neuer, bisher ungewohnter Weise, Gedanken, Wünsche, Hoffnungen tauchen auf, wo man bisher nur eine wüste todte Steppe zu sehen gewohnt war. Die Zahl der Zeitschriften wächst dutzendweise und wenn auch viele von ihnen nur zu entstehen scheinen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden, so pulsirt doch das neue literarische Leben vorzugsweise in der periodischen Presse.*) Wie so viele andere trat auch dieser große Culturmoment an Rußland ohne Vorbereitung, mit einem Schlage, gleichwie unser nordischer Sommer zu kommen pflegt, fertig heran. Allein nur desto schneller geht er in das nationale Leben über, mit desto vollerer Kraft entfaltet er seine Wirksamkeit. Auswärts (namentlich in Deutschland) hört man freilich noch häufig die Meinung aussprechen, als ob dies in Rußland so plötzlich emporgeschossene Literaturleben noch immer eine bloße exotische Pflanze sei, die daher auch bald in der Treibhaushitze, die ihr das Dasein gegeben hat, hinsiechen werde. Allein diese Annahme ist irrig. Es ist ein Vortheil Rußlands, daß es sich die Culturerrungenschaften anderer Nationen fix und fertig zunutze machen kann, ohne die oft so mühselige Laufbahn zu wieder-

*) Aber den neuesten Berichten zufolge soll die periodische Presse in Rußland neuerdings wieder sehr drückenden Maßregeln unterworfen sein. D. Red.

holen, auf der jene sich dieselben errungen haben.*) Unterstützt wird es dabei durch die besondere Fähigkeit des russischen Volks, sich alles Fremde mit Leichtigkeit anzueignen, sowie ferner durch den Umstand, daß es zu groß und kräftig ist, als daß es durch diese rasche und gleichsam spielende Aufnahme fremder Elemente irgendetwas von seiner Selbständigkeit einbüßen könnte.

Richtig ist bei alledem, daß die Literatur bei uns bis vor kurzem keine feste und breite Basis im Volke hatte. Auch wirkte die damalige Censur so deprimirend, daß ein frischerer Schwung und eine großartigere Regsamkeit gar nicht aufkommen konnte. Dieses gemüthliche Institut entfaltete bei uns in den Jahren 1848—54 eine kaum zu berechnende Wirksamkeit; schon dem heutigen Bewußtsein, so nahe wir jener Zeit noch sind, ach, und so leicht sie wiederkehren kann, klingt es geradezu fabelhaft, wie die Censurwirthschaft damals betrieben ward.

Aus der Geschichte wurden ganze Perioden ausgestrichen, ganze Wissenschaften, wie Philosophie und Geologie, wurden als misliebig verbannt, die erstere selbst aus den Universitätsvorträgen ausgeschieden. Sogar in der unschuldigen Literatur der Romane wurde nicht nur keine Art von Anspielungen auf die bestehenden Zustände gelitten, sondern überhaupt so verfahren, daß mehr Wahrheit als Spott darin liegt, wenn erzählt wird, die Censoren hätten Liebesergüsse und ganze Liebesaffairen wohlgemuth gestrichen mit dem Bemerken, wohlerzogene junge Leute sollten sich in dergleichen nicht einlassen, sondern sich hübsch an die Aeltern wenden. Was hat der arme Novellist da zu beginnen? Aber man begann auch nichts und das Scepter der russischen Belletristik führt noch bis zum heutigen Tage N. Gogol, der in den vierziger Jahren schrieb.

Die jetzige Bewegung nun ist, abgesehen von den subjectiven Erfordernissen, zu sehr mit den praktischen Interessen beschäftigt und überdies von zu leidenschaftlicher Färbung, als daß die harmlose Belletristik viel Vortheil davon ziehen könnte. Freilich war unsere bisherige Belletristik selbst stellenweise nichts weniger als harmlos; auch unsere Poeten fühlten den Druck der bestehenden socialen Verhältnisse und bekämpften sie zum Theil nicht ohne Glück, besonders und am erfolgreichsten mit der scharfen Waffe der Satire. Beinahe alle Helden, welche unsere großen nationalen Schriftsteller verherrlichen, sind Opfer der bestehenden Zustände und Träger neuer Ideen; abstracte, ideale Gebilde finden sich bei ihnen fast nirgends. Puschkin, Lermontow, Majkow, Turgenjew, Iskandjernik, Gogol — alle diese Heroen unserer modernen Literatur lassen ihre Helden ohne Ausnahme physisch und moralisch an dem russischen Leben zu Grunde gehen.

Gogol lieferte in seinem „Revisor", „Sinel" (der Mantel), in seinen „Mertvyja duschi" (die todten Seelen) und andern treffliche Typen der Gesellschaft und feine scharfe Satiren. In Gogol's Weise, nur noch mit grellern Farben, schrieb eine ganze Schar von Nachahmern; doch haben sie mit seinem Tode ihr Haupt, wie die russische Literatur der Gegenwart ihre vor-

*) Ist das auch möglich? Oder muß nicht vielmehr jedes geistige Besitzthum, von Völkern so gut wie von Individuen, erst durch eigene Arbeit errungen werden? D. Red.

züglichste Kraft verloren. Einen durchgreifenden Erfolg erzielte Turgenjew mit seinen aus dem Leben namentlich der Landbewohner gegriffenen, mit scharfer Beobachtung und warmem Gefühl gezeichneten Skizzen; gleich eine seiner ersten Erzählungen, „Anton Goremyka" (Der Elende), welche in finstersten Farben die Schicksale eines Leibeigenen malt, stellte ihn mit einem Schlage in die vorderste Reihe der russischen Schriftsteller. Die Dorfgeschichte, die bei uns allerdings ein etwas anderes Ansehen gewinnt als in Deutschland, ist überhaupt in Rußland sehr beliebt und wird auch in der jüngsten Zeit noch eifrig cultivirt, wie z. B. in dem vor kurzen erschienenen Roman von Pisemskoj, „Tysjara duschi" (Die tausend Seelen), in „Rybnici" (Die Fischer), „Pereselenoi" (Auswanderer) von Gregorowitsch &c. Nennen wir dazu noch Gontscharow, Soltykow, Aksakow und den jungen Grafen L. Tolstoj, so haben wir die Namen der bekanntern russischen Belletristen so ziemlich erschöpft.

Dagegen tauchen unter den Jüngern, die noch erst um einen Namen zu ringen haben, Bestrebungen und Gedanken auf, welche die bewegte Zeit, in der wir leben, mit überraschender Genauigkeit widerspiegeln, und über die sich ihre Träger wol zum Theil selbst nicht ganz klar sind. Der Fortschritt ihres zurückgebliebenen Volks ist allerdings bei allen der erste Zweck, desto weiter gehen die Ansichten auseinander in Betreff der Mittel, wie dieser Fortschritt zu erreichen. Es lassen sich besonders zwei Hauptlager unterscheiden: die „Slavjanophilen" und die Männer der westlichen Cultur. Die erstern scheuen das Uebergewicht der Franzosen, Deutschen, Engländer; sie wollen an der Cultur des „heiligen" Rußland nur mit einheimischem Material bauen. Die andern dagegen wissen sehr wohl, erstlich, daß alle Bildung kosmopolitisch ist, sodann aber, daß ein Volk wie das russische Mark genug besitzt, um seinen Typus nicht so ohne weiteres einzubüßen, sie vertrauen der Macht der Bildung und der Kraft ihres Volks und gehen in diesem Vertrauen muthig vorwärts. Auf der andern Seite verrennt das Hauptorgan der „Slavjanophilen", die „Ruskaja Beseda", sich immer mehr in seinen eigenen Consequenzen, sodaß es bereits nicht umhin kann, sich zu Concessionen zu verstehen. Die Mehrzahl der übrigen Zeitschriften verficht die moderne Richtung. In beiden Lagern jedoch werden zum Theil Tendenzen vertreten, welche außerhalb Rußlands mancher verspottet, mancher befürchtet und mancher auch wünscht; der Panslawismus ist nichts weniger als ein leeres Gespenst.

Das eigentliche poetische Schaffen findet bei alledem nur geringe Pflege; die russische Poesie scheint mit Puschkin und Lermontow ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Gegenwärtig lebt kein Dichter von hervorragender Größe; der meisten Anerkennung erfreuen sich Nekrasew, Majkow, Chomjakow, Aksakow, Tolstoj, Fet, Polonskoj, zum Theil recht tüchtige Talente, nur daß auch sie auf Originalität und Selbständigkeit keinen Anspruch haben.

Notizen.

Auch das Hoftheater zu **Darmstadt** hat jetzt einen öffentlichen Rechenschaftsbericht über seine Thätigkeit während des verwichenen Theaterjahres abgelegt. Danach hat in der Zeit vom 1. September vorigen Jahres bis zum 24. Mai dieses Jahres im ganzen von 117 Spielabenden bei weitem mehr als die Hälfte, nämlich 72 Abende, der Oper angehört, wobei 37 verschiedene Tonwerke von 21 Componisten zur Aufführung kamen. Doch war nur eine Oper neu, nämlich Nicolai's „Lustige Weiber von Windsor". Von den übrigen Abenden gehörten 7 dem Ballet, der Rest aber dem recitirenden Drama. Von letzterer Gattung wurden im ganzen 56 verschiedene Stücke gegeben, darunter 23 neue. Ohne Zweifel liefern diese gelegentlichen Veröffentlichungen ein höchst schätzenswerthes Material zur genauern Kenntniß unserer Bühnenzustände und damit auch zur Beurtheilung unsers künstlerischen Lebens im allgemeinen. Nur wäre, um dies Material möglichst nutzbar zu machen, zu wünschen, erstlich daß die betreffenden Veröffentlichungen möglichst gleichzeitig erfolgen und zweitens, daß sie gleiche Zeitabschnitte umfassen möchten; jetzt statten einige Theater ihren Bericht im Januar, andere im Mai oder Juni ab, einige rechnen dabei nach dem Kalenderjahr, andere nach einem Theaterjahr, dessen Anfang und Ende vollkommen willkürlich ist, sodaß die statistische Uebersicht über die Gesammtthätigkeit unserer Bühnen sehr erschwert und in vielen Fällen beinahe unmöglich gemacht wird.

Die trübe Voraussagung, mit der wir vor einigen Wochen die Nachricht von dem Erscheinen einer „**Allgemeinen Zeitung für Wissenschaft**" begleiteten, hat sich nur allzu rasch erfüllt; nach kaum sechswöchentlicher Dauer hat diese zu Anfang April zu Wien begründete Zeitschrift schon wieder zu erscheinen aufgehört und was noch trauriger ist: dieses rasche Scheitern seines Unternehmens hat auch, wie gleichzeitige Briefe aus Wien melden, dem Herausgeber **Max von Riedwald** das Leben gekostet. Derselbe war 1826 zu Iglau in Mähren geboren. Anfänglich österreichischer Offizier, späterhin bei der Verwaltung der Eisenbahnen angestellt, hatte er sich mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg ausgedehnten historischen, national-ökonomischen und statistischen Studien gewidmet; eine von ihm verfaßte „Politische Geographie und Statistik für das österreichische Militär" fand den Beifall der Kenner und erwarb ihm mancherlei ermuthigenden Zuspruch. Jetzt nun hatte er seine ganze geistige und körperliche Kraft an die Herausgabe der „Allgemeinen Zeitung für Wissenschaft" gesetzt; die außerordentlichen Anstrengungen, denen er sich dabei unterzog, sowie der Kummer über die vielfachen Enttäuschungen, die ihm dabei zu Theil wurden, stürzten ihn in eine Krankheit, welche seinem Leben ein rasches und vorzeitiges Ende machte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



